Allgemeine
Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wiſſenſchaften und Künſte

in alphabetiſcher Folge

von genannten Schriftſtellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Erſch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erſte Section

A — G.

Herausgegeben von

J. G. Gruber.

Fünfundzwanzigſter Theil.

DIE — DIPYR.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1834.

Allgemeine
Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Erſte Section.

A — G.

Fünfundzwanzigſter Theil.

DIE — DIPYR.

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

956

~~BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA~~

DIE.

DIE (44° 44′ Br, 22°58′ L.), ehedem Hauptſtadt der nach ihr benannten Grafſchaft Diois im untern Theile der Dauphiné, bis zur Zeit der Revolution dem daſigen Biſchofe gehörig, welcher unter dem Erzbiſchofe von Vienne ſtand; jetzt Hauptſtadt in dem gleichnamigen Bezirk im Departement Drôme. Der Bezirk enthält auf 43¾ Quadratmeilen, in 9 Cantonen mit 117 Gemeinden, 60,518 Einwohner; die Stadt hat deren in 750 Häuſern 3968, mit Papier-, Wollen- und Seidenfabriken. Sie liegt am rechten Ufer der Drôme, 6 Meilen nordöſtl. von Montelimart und 5 ſüdöſtl. von Valenciennes. In der Umgegend ſind Mineralquellen, und ſie hat trefflichen Weinbau (Claret). In einer Entfernung von 2 Stunden (6 von Grenoble) liegt der ſogenannte unerſteigliche Berg, der die Form einer umgeſtürzten Pyramide hat und zu den ſieben Wunderwerken der Dauphiné gerechnet wurde. Während der Religionskriege im 16. Jahrh. hat die Stadt ſehr viel gelitten; fünf ſchöne Kirchen wurden ganz zerſtört. Vor dem Widerrufe des Edicts von Nantes hatten die Reformirten hier eine Akademie. (*H.*)

DIE (SAINT), iſt der Name mehrer Örter in Frankreich: 1) einer Stadt im Departement Loire-Cher, im Bezirke Blois, am linken Ufer der Loire gelegen, mit 400 Häuſern und 1200 Einwohnern; hat Fabriken, Eſſigbrauereien und Weinſteinraffinerie; — 2) einer kleinen Stadt in Auvergne, Departement Puy de Dome, fünf Meilen ſüdöſtlich von Clermont, mit 1120 Einwohnern. In der Nähe ſind Mineralquellen. (*H.*)

Am berühmteſten iſt 3) **Saint Dié, auch St. Diey**, Bezirksſtadt des franzöſiſchen Vogeſendepartements, zu beiden Ufern der Meurthe, in einem reizenden Thale (im Mittelalter das Thal von Galiläa genannt) unter 48° 20′ Br., 24° 45′ L. gelegen. Sie zählt nicht völlig 6000 Einwohner, deren Gewerbe vornehmlich durch die hier zuſammentreffenden Straßenzüge von Straßburg, Colmar und Lunéville, auch durch die nicht unbedeutenden Jahr- und Viehmärkte befördert wird. Stamm und Urſprung verdankt der Ort dem heiligen Deodatus (Dieudonné, Dié), Biſchofe von Nevers, der um das J. 657 an dieſer Stelle ſich eine Zelle erbauete, aus welcher noch bei ſeinen Lebzeiten ein Kloſter erwuchs. Er ſtarb, nachdem er noch 660 von König Childerich II. von Auſtraſien für ſein Kloſter das ganze Thal von Galiläa zum Geſchenk erhalten. Bis zum J. 950 wurde in dieſem Kloſter die Regel des heiligen Columban und Benedict befolgt; jetzt traten an die Stelle der Benedictiner weltliche Chorherren, die zwar bereits 960 durch Friedrich von Bar, den Herzog von Ober-Lothringen, vertrieben wurden, die aber Friedrich ſelbſt noch zurückrief; und dieſe ſind ſeitdem unverrückt in dem Beſitze von des heiligen Deodats Geſtifte geblieben. Sie wurden, 24 an der Zahl, durch einen Propſt, der beinahe biſchöfliche Rechte übte, und durch einen Dechanten regiert. Als der erſte Propſt wird Bruno, um das J. 1025, genannt, und das Stift wurde bald eins der bedeutendſten, und ſogar mit dem Münzrechte beſchenkt. Der Herzog Karl III. hatte die Abſicht, daſſelbe in ein Bisthum zu verwandeln. Sein vergeſſener Plan wurde von Leopold und König Stanislaus wieder aufgenommen, welcher, um die Sache zu erleichtern, dem Propſte, durch Patent vom 29. März 1761, das geſammte Domanial-Eigenthum in St. Dié und zugleich die Würde eines Grafen von St. Dié verlieh. Endlich waren alle Schwierigkeiten gehoben; am 27. Auguſt 1776 kam das Concordat mit dem Biſchofe von Toul, wegen Abtretung eines Theils ſeiner Diöceſe, zu Stande, und ſchon vorher, am 21. Jul. 1776 hatte Papſt Pius VI. die Bulle erlaſſen, durch welche das neue, dem trieriſchen Metropoliten unterworfne Bisthum St. Dié gegründet wurde. Der Kirchſprengel hatte von Norden nach Süden etwa 20, von Oſten nach Weſten etwa 13 Lieues Ausdehnung, ſodaß er gegen Oſten mit dem Bisthume Straßburg, gegen Norden mit dem Bisthume Metz, gegen Weſten mit dem Bisthume Nancy, gegen Süden mit dem Erzbisthume Beſançon grenzte. Er wurde gebildet aus den bisher dem heiligen Stuhl unmittelbar unterworfnen Bezirken von St. Dié, Etival, Moyenmoûtier, Senones und Chaumouzey, und aus der Diöceſe von Toul, inſoweit ſie ſich über die Ämter Remiremont, Bruyeres, Epinal, Chaté-ſur-Moſelle, Darney-en-Vôge und Remberviller erſtreckt hatte. Zur biſchöflichen Tafel wurden, außer den Gütern der Propſtei, die Abteien Etival und Autrey (eigentlich nur das Einkommen des Abtes), und verſchiedne der Abtei Moyenmoûtier entzogne Stücke gewidmet. Als Biſchof wurde der bisherige (49. und letzte) Propſt Bartholomäus Ludwig Martin de Chaumont de la Galaiſière eingeſetzt, welcher auch am 21. Sept. 1777 zu Brienne die Weihe empfing, und am 28. Oct. ſeinen feierlichen Einzug hielt. Dieſer Biſchof iſt der erſte, und zugleich der letzte in St. Dié geweſen. — Die Domkirche iſt ein altes, im höchſten Theile der Stadt belegnes Gebäude. Außerdem befanden ſich hier zwei Pfarrkirchen, ein Capuzinerkloſter, eine Capelle zum heiligen Deodat am Fuße des Krombergs, auf welchem, wie man verſichert, der Heilige zuerſt ſeine Wohnung gehabt, ein von den Stiftsherren erbautes, mit Einkünften verſehenes und beaufſichtigtes Hoſpital, eine Stiftung für zwei barmherzige Schweſtern, von der Congregation des heiligen Lazarus ꝛc., Katharina Barre, Tochter von Johann Barre, und Margaretha Guillon, wurde zu St. Dié, den 31. Dec. 1619 geboren, und ſtarb zu Paris den 6. April 1698, als Stifterin der Congregation von der immerwährenden Anbetung des heiligen Altarſacraments, Benedictinerordens, in welcher ſie ſelbſt den Namen Mutter Mechthilde vom heiligen Sacrament trug; ein bis auf den heutigen Tag geprieſener und geſegneter Name. Johann Claudius Sommier, Propſt von St. Dié und Erzbiſchof von Cäſarea, hat eine Geſchichte ſeines Stiftes geliefert, unter dem Titel: histoire de l'église de St. Diey. (à St. Diey 1726). Das Stiftswappen zeigt im goldnen Feld eine blaue, mit drei ſilbernen Roſen beſetzte Binde.

Der Bezirk von St. Dié enthält jetzt in neun Friedensgerichten, Raon L'Etape, Saales, Fraize, Gérardmer, Corcieux, Brouvelieures, St. Dié, Senones und Schirmeck, 108 Gemeinden und eine aus germaniſchen, romaniſchen und franzöſiſchen Elementen zuſammengeſetzte höchſt merkwürdige Bevölkerung von 80,000 Seelen. (*v. Stramberg.*)

DIEBITSCH-SABALKANSKI (Hans Karl Friedrich Anton, Graf von), kaiſerlich ruſſiſcher Feldmarſchall und Ritter aller ruſſiſchen Orden, Sprößling einer altadeligen, ſchon im 14. Jahrh. angeſehenen ſchleſiſchen Familie, ward zu Großleippe, einem in trebnitzer Kreiſe des Herzogthums Schleſien gelegnen Rittergute, den 13. Mai 1785 geboren. Sein Vater, ein wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, diente als Major in der königl. preußiſchen Armee, und trat, angeblich eines Misvergnügens wegen verfehlten Avancements willen, als Oberſtlieutenant unter der Regierung des Kaiſers Paul in ruſſiſchen Dienſt, wo er bei der Inſpection der großen Gewehrfabrik zu Tula angeſtellt wurde und bis zum Generalmajor aufſtieg. Die Mutter, ein Fräulein Marie Antoinette von Eckert, war des Vaters zweite Gattin. Den erſten Unterricht erhielt Diebitſch von dem Schulmeiſter ſeines Geburtsdorfes und dann von dem Vater ſelbſt, der damals auf Urlaub viele Zeit im Kreiſe der Seinigen zubrachte. Im J. 1797 kam er in das berliner Cadettenhaus; denn obwol noch nicht das vorſchriftmäßige Alter ganz erreichend, ergab die mit ihm angeſtellte Prüfung, daß ſeine Kenntniſſe jenem vorgeeilt ſeien. In dieſem Inſtitute wußte ſich D. durch Talent, Fleiß und Gemüth ebenſo die Gunſt ſeiner Obern, als die Zuneigung ſeiner Kameraden zu erwerben; wogegen er auch in ſpäterer Zeit eine beſondere Vorliebe für dieſe Erziehungsanſtalt und ſeine Lehrer bewahrte[1]. Indeß wünſchte der Vater, der ſich inzwiſchen nach Rußland begeben hatte, dieſen jüngſten Sohn ſeiner Familie ſich näher zu wiſſen. Kaiſer Paul verwendete ſich deshalb bei dem Könige von Preußen, und ſo trat D. im Jahre 1801 als Officier in das Semenowſche Grenadier-Garderegiment, welches in Petersburg ſteht, damals aber zu der bevorſtehenden Krönung nach Moskau marſchirt war. Zu dem Garniſondienſt in erſtre Reſidenz zurückgekehrt, widmete er freie Stunden beſonders den militairiſchen Wiſſenſchaften, bis ihn das J. 1805 in's Feld und zur Schlacht von Auſterlitz rief. In die rechte Hand durch eine Flintenkugel verwundet, nahm er den Degen in die linke, blieb auf ſeinen Compagniepoſten und feuerte die Soldaten durch ſein Beiſpiel an. Dies brave Verhalten ward durch Ertheilung des goldnen Degens für Tapferkeit anerkannt.

Das Jahr 1807 ſah ihn zum zweiten Mal im Felde und den Schlachten von Eylau und Friedland beiwohnen, worauf er außer der Reihe Capitain ward, den St. Georgenorden dritter Claſſe und den königl. preuß. Orden pour le mérite erhielt. Die Waffenruhe bis 1812 ward von D. zu fernern Kriegsſtudien benutzt, und er in dieſer Zeit, wie ein Gerücht ſagt, da der Kaiſer Alexander ihn nicht gern, wegen ſeiner unanſehnlichen Geſtalt, den Poſten bei der Ehrengarde eines grade in Petersburg anweſenden Fürſten, der ihn der Reihe nach traf, habe geben wollen, von ſelbigem zum Generalſtabe verſetzt. In dieſem erhielt er beim Ausbruche des Krieges gegen Napoleon den Oberſtlieutenantscharakter und Anſtellung bei dem ein Corps befehligenden General Grafen v. Wittgenſtein. Von da an beginnt ſeine bedeutendre militairiſche Laufbahn. Er leiſtete dieſem Feldherrn in den Gefechten bei Jacubowo, Obojarzina, Kliaſtizza Dienſte, welche das Aufſteigen zum Oberſten und mehre Orden belohnte; wichtiger aber noch ward ſein Antheil an den Wittgenſteinſchen Offenſivmanövers Mitte Octobers, und der am 18. und 19. dieſes Monats gewonnenen Schlacht bei Polozk, wo er unter andern mit 3000 Mann ungeübter Truppen eine Brücke forcirte, verwundet aber auch zum Generalmajor ernannt wurde. Nachdem die Franzoſen dann überall wichen und das Wittgenſteinſche Corps die preußiſche Grenze überſchritt, war es D., der am 30. Dec. mit dem General v. York die bekannte Capitulation abſchloß, wobei er ſich als geſchickter Unterhändler bewies, zu nicht geringem Erſtaunen aber auch erfuhr, daß dieſer General hierbei ohne eine geheime Inſtruction, auf eigne Gefahr hin, dieſen ſo wichtigen als bedenklichen Schritt gethan hatte. Von ſeinem Monarchen durch das Großkreuz des Annenordens ausgezeichnet und zum Generalquartiermeiſter beim Corps ſeines bisherigen Generals ernannt, rückte er damit in Berlin ein, welches er zwölf Jahre zuvor als Cadet verlaſſen hatte.

---

[1] Als nicht unbedeutend, mehr für D.'s künftige Thaten, als Dichtertalent, ſcheint angeführt werden zu müſſen, wie er ſeinem Lehrer, dem Juſtizrath von Bardeleben, in das Stammbuch ſchrieb:

Ja, vergehen muß, vergehen
Pfaffenthum und Mahommed,
Rauchen werden ihre Trümmer,
Wenn die Freundſchaft noch beſteht.

Im J. 1813 ward Diebitſch, an des Generals Dauvray Stelle, zum wirklichen Chef des Generalſtabes vom Wittgenſteinſchen Korps ernannt; und wohnte als ſolcher den Treffen und Schlachten bei, die daſſelbe beſtand, worauf ihn nach eingetretnem Waffenſtillſtande ſein Kaiſer zur Theilnahme an den Verhandlungen nach Reichenbach in Schleſien ſendete. Daſelbſt half er am 14. Jun. den geheimen Vertrag zwiſchen Rußland, Öſterreich, Preußen und England abſchließen, und wohnte gleichmäßig den Conferenzen in Trachenberg am 9., 10. und 11. Jul. bei, die ſämmtlich die ruſſiſch-preußiſch-öſterreichiſch-engliſche Allianz und Feſtſtellung des neuen Operationsplans betrafen. Zur Armee zurückgekehrt, verlor er in der Schlacht bei Dresden zwei Pferde unter dem Leibe und erhielt eine Contuſion am Fuße, die ihn jedoch nicht hinderte, den regelmäßigen Rückzug mit ordnen zu helfen. In der Schlacht von Culm gelang es ihm in Perſon den preußiſchen, auf der Höhe von Nollendorf mit Cavalerie aufgeſtellten General v. Ziethen von dem Gange des Gefechts in Kenntniß zu ſetzen, was in jenem Momente von Wichtigkeit war. Auf den Feldern von Leipzig bethätigte Diebitſch ſein militairiſches Talent und ſeinen perſönlichen Muth auf ruhmwürdige Weiſe, wofür er von ſeinem Monarchen, jetzt 28 Jahre alt, außer der Reihe zum Generallieutenant befördert wurde und vom Könige von Preußen den rothen Adlerorden erſter Claſſe empfing.

Der Rhein war überſchritten, Napoleon begann für ſeine eigne Exiſtenz zu kämpfen, es gelang ihm durch kühne Bewegungen, nachdem er Rheims genommen, die große alliirte Armee zu den erſten Schritten des Rückzuges zu veranlaſſen; da war Diebitſch einer der Wenigen[2], deſſen Scharfblick erkannte und deſſen geachteter Rath dazu beitrug, daß die kräftige Erneuerung der Offenſive ein ſo glückliches Reſultat gewährte. Der Erfolg beſtätigte dies glänzend. Unter den Mauern von Paris nahm er den thätigſten Antheil an dem Gewinne der Schlacht, worauf ihn Alexander auf dem Plateau des Mont-Martre umarmend, eigenhändig den Alexander-Newsky-Stern ertheilte, den er ſpäter noch in Brillanten erhielt, und Diebitſch die Genugthuung hatte, am 31. März (dem Geburtstage ſeines in Petersburg gebliebenen greiſen Vaters) an dem feierlichen Einzuge in die Hauptſtadt der Franzoſen Theil zu nehmen. Nach abgeſchloſſenem Frieden vermählte er ſich im Jahre 1815 zu Warſchau mit der Nichte des Fürſten Barclay de Tolly und der Tochter des zu Riga lebenden wirklichen Etatsrathes, Jenny Baroneſſe v. Tornau, damals 15 Jahre alt. Sobald Napoleon von Elba zurückgekehrt war, berief Alexander den General Diebitſch zu ſich auf den wiener Congreß, ſendete ihn dann, als Chef des Generalſtabes, zum erſten Barclay de Tolly'ſchen Armeecorps, und berief ihn bald darauf als Generaladjutant zu ſeiner Perſon. Im J. 1820 wurde er zum Chef des großen kaiſerlichen Generalſtabes ernannt, als welcher er zugleich die Stellung eines Major-Generals des ſämmtlichen Heeres einnahm. Seitdem ward er der Vertraute und faſt ſtete Begleiter ſeines Kaiſers, den er unter andern auch 1821 auf den Congreß nach Laibach begleitete. Auf Alexanders letzter Reiſe nach Taganrog, bei der zu Petersburg ausbrechenden Meuterei[3], in der Sendung mit der Nachricht vom Tode des Kaiſers an den Czarewitſch Conſtantin nach Warſchau und der nach Moskau zur Empfangnahme und Begleitung der Leiche, zeichnete er ſich als Staatsmann und Menſch gleichmäßig aus. So große Vorzüge verkannte der erhabene Nachfolger Alexanders nicht; er verlieh ihm neue Auszeichnungen, ernannte ihn zum Baron und ſchenkte ihm das bisher genoſſene Vertrauen in noch ausgedehnterer Weiſe. — Als im Frühjahre 1828 der Feldzug gegen die Türken eröffnet ward, folgte Diebitſch dem Kaiſer zur Armee, nahm thätigen Theil an den Operationen, erkrankte im Auguſt in Folge der Anſtrengungen und des Klimas, befand ſich jedoch ziemlich wiederhergeſtellt, ſchon im September im Lager vor Varna in voller Übung ſeiner kriegeriſchen Talente, wofür ihm das St. Andreaskreuz wurde. Als Nikolaus die Armee verließ, blieb er noch einige Zeit bei dem Oberfeldherrn Grafen v. Wittgenſtein, um in Jaſſy die erſten Vorkehrungen für einen entſcheidenden Feldzug des folgenden Jahres zu treffen; kehrte hierauf nach Petersburg zurück, um dort wichtigen Berathungen beizuwohnen, und ward ſodann an Wittgenſteins Stelle zum Oberbefehlshaber der zweiten Armee, mit Verleihung aller nach dem Reglement für das Obercommando der großen, activen Armeen dieſem zuſtehenden Befugniſſe und Vorrechte ernannt. Nachdem Diebitſch, wiewol an dreitägigem Fieber leidend, die Feindſeligkeiten wieder eröffnet, und am 30. Jun. 1829, nicht ohne große Anſtrengung, Siliſtria genommen hatte, begann mit Hülfe der hierdurch disponibel gewordnen Truppen jene glorreiche Entwicklung des ebenſo wohl angelegten als geſchickt und kühn ausgeführten Planes, der mehr der Kriegsgeſchichte als dieſer Biographie angehört, und woraus deshalb nur bemerkt wird, wie er den mit ſeinem Heere bei Schumla ſtehenden Großweſſir täuſchte, dieſen Schlüſſel des Balkan umging, die auf ſeinem unaufhaltſamen Marſche nach Adrianopel Widerſtand verſuchenden Türken ſchlug, und daſelbſt den in Conſtantinopel erſchütterten Sultan am 14. Sept.

---

[2] Zu ihnen gehörte auch der Feldmarſchall Graf v. Gneiſenau.

[3] „Mein lieber Baron Iwan Iwanowitſch, Ich rechne es Mir zur angenehmſten Pflicht, Ihnen für Ihren unermüdeten Eifer und für Ihre einſichtsvollen Anordnungen zu danken, durch welche Sie den Abſichten eines Theils der ſchlimmſten Verräther in der zweiten Armee, die Fahne des Aufruhrs zu erheben, zuvorgekommen ſind. Unter Ihren, dem Vaterlande geleiſteten, Dienſten wird die gerechte Nachkommenſchaft ſtets unter die wichtigſten, die Entſchloſſenheit der durch Sie zu einer Zeit ergriffnen Maßregeln rechnen, wo, ergriffen durch das allgemein betroffne Unglück, Sie allein handelten. — Empfangen Sie hiermit durch Mich im Namen des ganzen Vaterlandes die vollſtändigſte Erkenntlichkeit; Ich bleibe Ihnen ſtets wohlgewogen. Nikolaus."

den Frieden dictirte. Für ſo große Verdienſte erhob ihn der dankbare Monarch zum Feldmarſchall und Grafen mit dem die ſiegreiche Überſteigung des Balkan bezeichnenden Zunamen Sabalkansky, ertheilte ihm den St. Georgenorden erſter Claſſe, angemeſſene Dotationen, und ernannte ſeine Gemahlin zur Ehrendame der Kaiſerin. So viel verdientes Glück wurde Diebitſch jedoch nicht ungetrübt zu Theil; zu Burgas erfuhr er den Tod derjenigen, mit welcher er 15 Jahre ein reines eheliches Glück genoſſen, der, welche gewußt hatte, die Unruhe ſeines raſtloſen Wirkens zu beſchwichtigen. Mit thränenden Augen rief er aus: „Das war mein einziger, wahrer Freund in dieſem Leben!" und ſchloß, in ſtummen Schmerz verſunken, ſich zwei Tage ein.

Es ſcheint, daß die moskowitiſchen Großen zu Petersburg das Vertrauen, welches Kaiſer Nikolaus in Diebitſch ſetzte, die Stellung, welche er jetzt, kein geborner Ruſſe, im großen Kaiſerreiche einnahm, mit mehr als eiferſüchtigen Augen betrachteten, und man will behaupten, daß der Feldmarſchall die Reiſe, welche er nach Schleſien antrat, um ſeine Verwandten zu ſehen, auch zugleich unternahm, um daſelbſt Güter zu kaufen und dann den größten Theil des Jahres dort, nur einen kleinen in Petersburg, zuzubringen. Sei dem, wie ihm wolle, ſo viel iſt gewiß, daß D.'s Geſundheit durch den letzten Feldzug ſehr erſchüttert worden war. Indeß traf er ſchon im Jun. 1830 in Berlin in diplomatiſch-militairiſchen Aufträgen ein, welche die während deſſen in Frankreich ſtattgefundene Revolution veranlaßt hatten. Hier verweilte D., vom Könige beſonders ausgezeichnet und unter mehren Gnadenbezeugungen mit dem ſchwarzen Adlerorden in Brillanten beliehen, bis ihn die polniſche Inſurrection nach Petersburg rief, wo er bis zum 17. Dec. verweilte, um ſich dann zur Armee, deren Oberbefehl ihm vertrauet, zu begeben und mit ihr, am 25. Jan. 1831 die Grenze überſchreitend, den Feldzug gegen die Polen zu eröffnen. Nicht ohne große Anſtrengung gewann der Feldmarſchall die Schlacht bei Grochow, allein der Sturm des Brückenkopfes von Praga in Folge jener ward nicht unternommen. Ob dieſer militairiſche Fehler, der ſich ſo ſchwer rächte, Diebitſch allein zuzuſchreiben iſt, indem er glaubte, Warſchau werde am andern Tage auch außerdem capituliren, oder ob er, wie behauptet worden iſt, Hinderniſſe höherer conventioneller Art fand, wodurch ihm der freie Gebrauch des Reſervecorps zum Sturme gehemmt wurde, dürfte ſchwer auszumitteln ſein. Auch in der zweiten großen Schlacht, der von Oſtrolenka, blieb Diebitſch Sieger, und obwol die Verfolgung der Polen nicht ſo raſch geſchah, als man erwartete; ſo entmuthigte der Erfolg dieſes Sieges die polniſche Armee dennoch bedeutend, ſicherte der ruſſiſchen die Verpflegungscommunication, bereitete den Weichſelübergang vor, ſtellte das in der Zeit nach der Schlacht von Grochow bis zu der von Oſtrolenka verloren gegangne Übergewicht wieder her; und es war keine Frage mehr, daß Diebitſch dieſelben Reſultate, vielleicht noch ſchneller als ſein ruhmvoller Nachfolger Paskewitſch-Erivansky erlangt haben würde, wenn nicht eine höhere Macht das Schwert in dem Augenblicke ſeinen Händen entwunden hätte, wo er es erhob, um damit den letzten entſcheidenden Streich zu vollführen. Um 1 Uhr in der Nacht vom 9. zum 10. Jun. 1831 ergriff den Grafen in ſeinem Hauptquartier dem Gute Kleczewo die daſelbſt epidemiſche Cholera urplötzlich und mit ſolcher Gewalt, daß, trotz aller ärztlichen Hülfe, er Morgens den 10. Jun. früh 11½ Uhr ſchmerzvoll verſchied. Während der Krankheit bat er den kaiſerlichen Generaladjutanten Grafen Orlow, dem Kaiſer noch ſeine Treue und Ergebenheit im Tode zu verſichern, und ſtarb mit den Worten: „Mein Gott! alſo ſo muß das Alles enden? Nun, Herr, Dein Wille geſchehe!" — Diebitſch barg unter einem nichts verſprechenden Äußern, er war ſehr klein und übermäßig corpulent, moraliſche Würde, religiöſen Sinn, einen glühend raſtloſen Geiſt, ſeltne Thatkraft und bedeutend militairiſches Talent. Blickt man auf die kurze Laufbahn, die er mehr durchflogen als gewandelt; ſo dürfte die Geſchichte nur wenige Sterbliche bezeichnen, bei denen das Unglück wie ein vernichtender Schlag aus reinem Himmel, auf ſo grauſame Weiſe die Saat des Glückes zerſtörte. (S. Graf Diebitſch-Sabalkansky ꝛc. von Belmont; Der Tod des Grafen v. Diebitſch-Sabalkansky von D. Theodor Stürmer; Converſationslexikon der neueſten Zeit.)

(*v. Röder.*)

DIEBLICH, Kirchdorf des Regierungsbezirkes und Kreiſes Coblenz, in einer fruchtbaren, weinreichen Einſenkung auf dem rechten Ufer der Moſel gelegen, zählt an ſich 855, mit ſeinen Zubehörungen aber, worunter das Thal Cond mit einem Sauerbrunnen, mehren Mühlen und dem verfallnen Burghauſe Meſſertshaus, ferner das vormalige Prämonſtratenſer-Nonnenkloſter Marienroth und der Weiler Dieblicherberg (143 Seelen) überhaupt 1066 Einwohner (891 im J. 1817). Von Alters her iſt der hieſige rothe Wein berühmt, gegenwärtig, nachdem viele Weinberge in Fruchtland umgeſchaffen worden, mögen in einem guten Jahre noch etwa 30 Fuder erzeugt werden. — Im Mittelalter war D. ein Beſtandtheil der ſogenannten Pellenz, und bildete mit Lohmen und Lonnig zuſammen das Hochgericht Lonnig, von dem wir ein Weisthum vom Donnerſtag nach St. Apollonia 1489 haben. Darum erſcheinen auch hier wie in den übrigen Ortſchaften der Pellenz die Grafen von Virnenburg als der Pfalzgrafen bei Rhein Lehenträger. Im J. 1412 mußte Graf Ruprecht von Virnenburg den Gemeinen der Schlöſſer Elz, Ehrenberg, Schöneck und Waldeck verſprechen, daß er die Moſelorte Carden, Müden, Kern, Löff, Lohmen, Niederfell und Dieblich bei ihren althergebrachten Schatzungsfreiheiten belaſſen wolle. Am 7. Sept. 1419 verpfändete der nämliche Graf Ruprecht die Gerichte zu Münſter-Mayfeld, Tumbe (die berühmte **Tumba**, oder der von Menſchenhänden aufgeworfne Tumulus, den wir für das Mahlzeichen des fränkiſchen Maifeldes halten), Lonnig und auf bubenheimer Berg, in der Pellenz gelegen, um 6000 ſchwere rheiniſche Gülden an den Erzbiſchof Otto von Trier, „doch das der vurg vnſer Herre ſine Nakomen vnd Stiffte in dieſe nach Geſchrieben Dorffern mit Namen Carden, Muden, Kerne, Löue, Liemen, Gunthreue, Niederfelle, Chore vnd Dieuelich keyne Schatzunge nit erlege, ſunder er mag vnd ſal der gebruchen, als vurgeſchrieben ſteit." Da eine Einlöſung nicht erfolgte, ſo iſt D. ſeitdem dem trieriſchen Amte Münſtermaifeld geblieben.

Ein ungewöhnlich zahlreicher Adel hatte ſich hier niedergelaſſen, daher auch hier ein eignes Rittergericht, unter dem Vorſitz eines adeligen Bürgermeiſters und eine adelige Märkerſchaft oder eine ſogenannte Edelbürgerſchaft beſtand. Arnold von Dievelich und ſein Sohn Heinrich werden als Zeugen in einer Urkunde von 1221 genannt. Theoderich, der Stiftsdechant zu Münſtermaifeld, widmete 1292 ſein eigenthümliches Haus in D. mit Zubehörung, und was er in Drekenach erkauft, cum vita presens sit quidam vapor parum parens ac fugiens velut umbra, zur Stiftung eines Reclusorii für acht Klausnerinnen, die vorzugsweiſe aus ſeiner Anverwandtſchaft zu wählen. Als Proviſoren dieſer Anſtalt ernannte er unter andern ſeine Brüder, Albert und Arnold dictus Hesighin. Dieſer Arnold iſt ungezweifelt der nächſte Stammvater der Hesgen, oder, wie ſie ſpäter hießen, der Haſen von Dieblich, aus welchen Friedrich am 22. Jun. 1357 von Erzbiſchof Boemund mit einem Burglehen zu Covern belohnt wurde. Aus dem Stamme der Sack von Dieblich reverſirt ſich Werner Sack von Dieblich der wohlgeborene Knecht, am 25. Nov. 1355 wegen eines Burglehens zu Coblenz, und am 5. Auguſt 1421 wurden Godards (eigentlich eine Abkürzung von Gottfried, woraus man ſpäter Gotthard gemacht hat) Sack von Dieblich Töchter, Lieſe und Elſe, von dem Erzbiſchof Otto mit dem Judenkirchhofe zu Coblenz belehnt. Die Scampen von Dieblich kommen als Burgmänner zu Covern, die von Mielen, genannt von Dieblich, als Burgmänner zu Mayen und Capellen vor. Johann der letzte von Mielen ſtarb zu Coblenz den 11. Jan. 1535, und wurde, wie es ſcheint, von Stammvettern, von denen von Miel zu Ulmen beerbt. Philipp von Virnenburg, genannt von Kaldenborn, verkaufte 1343, mit ſeiner Söhne Bewilligung, dem Erzbiſchofe Balduin von Trier ſeine Güter zu Dieblich mit Leuten, Gerichten, Herrſchaften, Gülten und Gefällen, wogegen Johann von Virnenburg am Samſtag vor Martini 1399 von dem Pfalzgrafen Ruprecht belehnt wurde mit „Dieffelich daz Dorff mit Vogtie, Gericht, Hütte und allen Zugehorungen, Item zwei und zwantzig Malder Korngulde von dem Dorffern in der Pfalntze gelegen mit Namen Trymſe, Huſen, Betzinge und Etteringe ꝛc." Noch müſſen wir unter den hieſigen Edelbürgern derer von Neil gedenken. Sie beſaßen den Hof Lobuſch, und ſind dadurch beſonders merkwürdig, daß der letzte Mann († 1587) ſich durch unſinnige Verſchwendung einen Concursproceß aufgeladen hatte. Wahrſcheinlich war dieſes der erſte, der in dem Trieriſchen gegen einen adeligen Güterbeſitzer geführt wurde. Auf Dieblicher Berg iſt der bekannte Önolog J. Hörter geboren. *(v. Stramberg.)*

DIEBSTAHL, abſtract gebraucht, die Handlung des Stehlens; in beſtimmter Beziehung, die wirklich erfolgte Entwendung fremden Eigenthums unter den nachher anzugebenden nähern Vorausſetzungen, findet ſich ſchon in mehren Geſetzbüchern des 13. Jahrh. als Diubſtal oder Diupſtal, ja bei Schriftſtellern aus jener Zeit unter der Form Stal ohne Vorſetzung des Wortes Dieb, woraus die Verwandtſchaft des Hauptwortes Diebſtahl mit dem Zeitworte ſtehlen klar hervorgeht. In der ältern hochteutſchen Sprache, z. B. von Luther, wurde jenes Wort auch für das Object des Diebſtahls gebraucht: 1 Moſ. 30, 33: „was nicht flecket, oder bunt, oder nicht ſchwarz ſein wird unter den Lämmern und Ziegen, das ſei ein Diebſtahl bei mir." 2 Moſ. 22, 4: „findet man aber bei ihm den Diebſtahl lebendig ꝛc." Statt des Wortes Diebſtahl mit ſeinem jetzigen Begriffe gebrauchte man die Form Deube, welche man jetzt in der allgemeinen Bedeutung von Diebſtahl nur noch in einigen Theilen Teutſchlands, z. B. in der Lauſitz, hingegen im übrigen Teutſchland in der Regel nur bei kleinern Diebſtählen, und namentlich bei gewiſſen Arten derſelben, z. B. Felddeube, Holzdeube, Fiſchdeube ꝛc., beſonders in der Geſetzesſprache, anwendet [1]).

Die moraliſchen Anſichten über den Diebſtahl ſind und waren unter den verſchiednen Völkern nach dem Standpunkt ihrer Cultur verſchieden. In Lacedämon war der Diebſtahl nach Lykurgs Geſetzen nicht ſtrafbar, ja ſogar ehrenvoll, wenn er glücklich und unbemerkt ausgeführt wurde; dagegen wurde er ziemlich ſtreng an dem ungeſchickten und daher entdeckten Diebe geſtraft. In Samos war er, während der zu Ehren des Mercurs gehaltnen Feſte, erlaubt. Noch jetzt gibt es einzelne Völkerſchaften, bei denen, ob ſie gleich unter der Hoheit civiliſirter Völker ſtehen, der Diebſtahl als Volksſitte zu betrachten iſt, z. B. in Mingrelien, wo in der Regel die Perſonen männlichen Geſchlechts darauf abgerichtet werden. Unter denjenigen wilden Völkern, welche dem Diebſtahl ergeben ſind, nennt man vorzüglich die Neuſeeländer, die Urbewohner der Ladronen u. ſ. w.

Dagegen finden ſich auch unter minder gebildeten Völkern ſehr ſtrenge und zum Theil weiſe berechnete Maßregeln gegen den Diebſtahl. Bei den Perſern iſt ein eigner Beamter unter dem Beinamen König in der Nacht (Padcha=cheb) angeſtellt, der durch die Straßen während der Nacht reitet und alle die verhaftet, welche ohne Licht, oder auch mit demſelben, jedoch ohne laut zu werden, betreten werden. Er, der im Allgemeinen den Titel Atas führt, und ſeine Untergebenen, Rhadars, müſſen jeden unentdeckten Diebſtahl bezahlen, daher ſie bedeutende Gehalte bekommen. In Japan hat, zu Verhütung der Diebſtähle, jede Straße einen eignen Polizeiaufſeher, der wieder mehre Untergebene hat. In China iſt es das Syſtem der Verantwortlichkeit des Obern für den Untern, des Hauseigenthümers für alle in dem Hauſe wohnenden Individuen, der vornehmſten Bewohner einer Straße für alle ihre Nachbarn, des Chefs des Stadtviertels für alle Bewohner deſſelben u. ſ. w., welches dieſem Verbrechen Einhalt thut. Auch iſt in der Hauptſtadt Schungtieng-fu (Pekin oder Peking) jedes Mal über 10 Häuſer ein Polizeiaufſeher geſetzt.

---

[1]) Vergl. Adelung, Wörterbuch der hochteutſchen Mundart, unter dem Worte: Diebſtahl.

Nur wenige Völker gibt es, bei denen man den Diebſtahl beinahe gar nicht kennt. In Europa zeichnet ſich in dieſer Hinſicht ein großer Theil von Norwegen ſehr vortheilhaft aus. Dagegen iſt unter den europäiſchen Staaten Großbritannien dasjenige Land, wo der Diebſtahl am häufigſten, am unverſchämteſten und am berechnetſten getrieben wird, und wo dieſes Verbrechen zu einer wahrhaft artiſtiſchen Ausbildung gediehen iſt. Denn er iſt dort ein Haupterwerbzweig der niedern Claſſen, den nichts zu hindern vermag, da die Verbannung den Dieben keine Strafe iſt, ſie vielmehr, bei dem Nothſtande der arbeitenden Claſſe, die Verſetzung auf Botany-Bay, van Diemensland, die Holks, zum Theil als ein Glück anſehen. Nach den von Colquhoun bekannt gemachten ſtatiſtiſchen Nachrichten lebten in England 20,000 Perſonen ohne Unterhaltsmittel, 115,000 Diebe und Schwärzer, und 16,000 Bettler. Darnach iſt es denn erklärlich, wenn nach dem auf Befehl des Lord-Mayors entworfnen Verzeichniß der, zu jener Zeit, im Jahre 1831, in London begangnen Diebſtähle, der Werth des dadurch entwendeten Eigenthums auf folgende Art geſchätzt wurde:

1)	Kleine Diebſtähle, von Dienſtboten und Lehrlingen begangen, beſtehend in Gegenſtänden von geringerm Werthe	510,000	Pf. St.
	Kleinre Silber- u. Schmuckwaaren, von Dienſtboten geſtohlen	200,000	= =
2)	Diebſtähle an der Themſe und auf den Quais	500,000	= =
3)	Diebſtähle und Betrügereien in den Docks	300,000	= =
4)	Diebſtähle durch Einbruch und auf den Straßen an Geld, Juwelen, Uhren u. ſ. w.	220,000	= =
5)	Betrug durch falſche Münzen .	200,000	= =
6)	Betrug durch falſche Banknoten	170,000	= =
	Summa	2,100,000	Pf. St.

So erklärt es ſich denn auch, daß im Jahre 1832 die Zahl der in England vor Gericht geſtellten Verbrecher 20,829 war, wovon 14,947 ſchuldig befunden, unter denen 1449 zum Tode verurtheilt und 54 wirklich hingerichtet wurden[2]. Die Banden und Vereine der dortigen Diebe haben ihren Hauptſitz in London und ſind nur zum Theil, in Folge neuerer Polizeieinrichtungen, auf das platte Land gewichen. Die einzelnen Arten der Diebe haben jede einen abgeſchloſſenen Kreis, worin ſie ſich bewegen, ihre eigne Kunſtſprache, Handwerksvortheile und einen gewiſſen Zunftſtolz. Sie ſind in Zünfte verbunden, halten ihre regelmäßigen Zuſammenkünfte, beſitzen große Magazine für das geſtohlne Gut, halten ſich ihre bewaffnete Bedeckung, haben ihre Geſchäftsreiſende, auch an verſchiednen Theilen der Stadt ſtets Pferde zum eiligen Fortkommen bereit und ſtehen mit den Nachtwächtern und häufig mit der Dienerſchaft größerer Häuſer in Verbindung. Doch zeigen ſie, beſonders in den neueſten Zeiten, einen Widerwillen gegen perſönliche Mißhandlungen und halten ſich daher in der Regel an den reinen Diebſtahl. Man bezeichnet unter ihnen folgende Claſſen[3]: Hauseinbrecher (in ihrer Sprache **Crakesmen** oder **Pannymen**), Straßenräuber zu Pferde und zu Fuß (**Higwaymen**, **Grandtobymen** und **Spicemen**), welche jedoch ebenſo neuerer Zeit abgenommen haben, wie die Anwendung der Geſetze gegen ſie milder geworden iſt, Falſchmünzer (**Bitmakers**), Metallfälſcher (**Smashers**), Taſchendiebe (**Pick-pockets**, **Buzzmen**, **Clyfakers**, **Conveyancers**) die zahlreichſte und, nächſt den Schrankmännern, gefährlichſte Claſſe, größern Theils londoner Stadtkinder, ſich bildend aus Banden müßiger und verdorbener Knaben, in Folge des Mangels einer Staatsaufſicht über das Schul- und Erziehungsweſen, indem dieſe Knaben mittels förmlicher Diebsbildungsanſtalten aus einer andern Claſſe, nämlich aus der der Schleicher, Schnecken (**Sneaks**), Diebe, die Geld und Geldeswerth aus Buden, von Tennen u. ſ. w. ſtehlen, zu den **Pick-pockets** übergehen, welche letztern jedoch, noch mehr aber die Schrankmänner, bei der Annahme ſolcher Knaben ſehr ſchwierig ſind und nur Knaben von ſehr bedeutenden Diebstalenten zulaſſen. Noch nennt man als beſondre Claſſen die Diebe, die, unter dem Vorwande zu kaufen, in Kaufläden ſtehlen (**Shopbouncers**), die Uhren, Geldbeutel u. dgl. ſtehlen (**Grabbers**), Pferde- und andre Viehdiebe (**Pradchervers**), Diebe, die Betrunkne berauben (**Ramps**), Hehler geſtohlner Waaren (**Fences**), Fälſcher (**Fakers**), Dienſtboten, die im Hauſe ſtehlen (**Bilkers**), Diebe, die von den Wagen und Karren ſtehlen (**Dragsmen**), die ſich mit dem Beſtehlen der Fahrzeuge auf der Themſe und an deren Ufern abgeben (**Light-horsemen**, **Heavy-horsemen**, **Game-watermen**, **Scuffle-hunters**, **Copemen**) u. ſ. w. Außer dieſen Diebsgeſellſchaften treiben auch noch viele Diebe einzeln in England ihr Weſen, ſowie denn zu verſchiednen Zeiten die Arten der Diebſtähle ſehr verſchieden ſind. So bezeichneten den Winter 1802 eine Menge Kinderdiebſtähle, vor einigen Jahren wurde einmal der Leichendiebſtahl (wir meinen nicht das Burkiſiren) vorzüglich häufig getrieben u. ſ. w.

Obgleich in Italien der Diebſtahl ſehr häufig iſt, ſo iſt derſelbe doch nicht in ein ſo geordnetes Syſtem gebracht, artet aber großentheils in Raub aus, daher dort nicht ſowol Diebs- als Räuberbanden exiſtiren. In manchen Gegenden Italiens iſt inſonderheit der Hausdiebſtahl ganz ungewöhnlich.

In Frankreich dagegen neigt ſich der Sinn der Verbrecher mehr zu Verletzungen des Eigenthums als der Perſon, mithin mehr zum Diebſtahl, als zum Raube hin. Nach dem Berichte des Großſiegelbewahrers über die franzöſiſche Criminalgerichtspflege im Jahre 1831 betrafen von 5340 Anklagen, wobei beide Parteien anweſend waren, 4019 Verbrechen gegen das Eigenthum und nur 1321 Verbrechen gegen Perſonen. Auffallend iſt übrigens die geringe Anzahl der Verbrechen in Frankreich überhaupt und alſo auch der Diebſtähle im Vergleiche mit denen in England. Im Jahre 1831 kamen nur, 671 Preß- und politiſche Vergehen ungerechnet, 5850 Anklagen vor die Aſſiſenhöfe, alſo nach Obigem 14,979, oder, bringt man die politiſchen Verbrechen mit in Anſchlag, 14,308 weniger als in England. Indeſſen verlautet neuerlich von einer großen Diebsbande, die unter dem Namen la bande de Colonge im ſüdlichen Frankreich ſchon ſeit 1790 weit verbeitet iſt, unter welcher ſich Perſonen von der feinſten äußern Bildung befinden, die fern von dem leiſeſten Argwohn als ehrenwerthe Speculanten leben, junge ſchöne Frauen, welche in den koſtbarſten Modeanzügen, in alençoner Spitzen, Kaſchemirs, Diamanten prangen, und liebenswürdige Kinder, deren frühreifer Verſtand zu allen Gaunerkniffen abgerichtet wird. Sie ſoll gegen 1000 Mitglieder zählen. Der Polizei ſind 40 der Anführer bekannt, von denen einige bereits verhaftet und verurtheilt ſind [4]).

---

[2] Das Ausland, 1833. Nr. 91. S. 364 u. Nr. 94. S. 376.

[3] Das Ausland, 1833. Nr. 40. S. 159. Nr. 52. S. 207. Nr. 69. S. 275.

In Teutſchland war zur Zeit Julius Cäſars, nach deſſen Zeugniß, derjenige Diebſtahl erlaubt, der von einem Teutſchen außerhalb ſeines heimathlichen Bezirkes begangen wurde. Doch läßt ſich beinahe vermuthen, daß hierunter ein Misverſtändniß obgewaltet habe, da wir in den früheſten teutſchen Geſetzen, z. B. den ſaliſchen, alemanniſchen, angel-weriniſchen, Strafen für dieſes Verbrechen feſtgeſetzt finden. Während ſodann ſpäterhin, in den Zeiten des Mittelalters, nicht ſowol Diebſtähle an der Tagesordnung waren, als vielmehr Räubereien, die ſogar mit dem Ritterweſen in ganz naher Verbindung ſtanden, nach der Zeit des Landfriedens hingegen der Diebſtahl nur als einzelnes Verbrechen erſcheint und die ſpäterhin herumziehenden Gauner-, beſonders Zigeunerhorden, doch eigentlich einen allgemeinen Charakter rückſichtlich des Diebſtahls nicht annahmen; ſo haben ſich, ſeit den neueſten Kriegen mit Frankreich, in Teutſchland die Diebſtähle, namentlich die durch Diebsbanden begangenen, auffallend vermehrt. Doch hatten dieſe Banden den merkwürdigen Charakter, daß ſie ſich nicht ſowol zu Begehung von Diebſtählen im Allgemeinen verbanden, als daß vielmehr die Mitglieder derſelben ſich durch ihre beſondre Sprache (die jeniſche Sprache) und durch andre Kennzeichen überall, wo ſie ſich trafen, erkannten, und ſo jeder, der ein Verbrechen beabſichtigte, ſehr ſchnell Gehülfen fand, die er oft nicht einmal dem Namen nach kannte, mit denen er ſich für dieſe einzelne That verband und die ſich ſofort nach begangner That wieder zerſtreuten. Wenn auch dieſe Banden in der Hauptſache durch Hülfe der Juſtiz und Polizei aus einander geſprengt und zum Theil vertilgt ſind; ſo leben ſie doch noch in einzelnen Gaunern fort (ſ. den Art. **Gauner**). Sie alle werden unter den Dieben ſelbſt mit dem Ehrennamen *Kochem* oder *Chochem*, d. h. verſchmitzt, liſtig, im Gegenſatz von *wittiſch*, d. h. dumm, ehrlich, belegt. Man kennt vorzüglich folgende Claſſen derſelben [5]), ſo weit ihr Gewerbe im *Diebſtahle*, nicht in andern Verbrechen, als z. B. Betrug, Betteln, Raub ꝛc., beſteht: *Kilfer*, oder *Galfer*, welche bei dem Auswechſeln der Münzſorten geſchickt zu ſtehlen und das geſtohlne Geld in ihre Taſchen zu bringen verſtehen, *Schupper*, *Ganfer*, *Kanofer*, gemeine Spitzbuben, *Lättcher*, welche durch eingelegte Felder und Wände in die Häuſer ſteigen, *Dorfdrücker*, Taſchendiebe, *Schottenfeller*, welche aus den Marktbuden und Kaufläden ſtehlen, *Stipper*, welche durch, mit Vogelleim beſtrichne Inſtrumente das Geld aus den Löſungskäſten der Kaufleute ſtehlen, *Packelpritſcher*, die daſſelbe an den Opferſtöcken, beſonders in den katholiſchen Kirchen, begehen, *Kapler* oder *Charillasgänger*, kecke Diebe, welche früh oder Mittags in den Häuſern ſtehlen, *Trararumgänger*, Poſtdiebe, *Jomackener*, welche, während Landleute auf dem Felde ſind, *Scheinſpringer*, welche, wenn die Hausbewohner ſonſt ausgegangen ſind, *Schränker*, welche, in Banden vereinigt, mittels Einbruchs ſtehlen.

Nach den vorhin erwähnten altteutſchen Geſetzen wurde der Diebſtahl in der Regel blos durch Geldſtrafen gebüßt, doch wurde die Strafe bei dem *heimlichen* Diebſtahle geſchärft [6]). Die ripuariſchen Geſetze, die ſächſiſchen (wenn der Diebſtahl nicht einen Denar weniger drei Solidi betrug, in welchem Fall er nur mit Geldbuße geahndet wurde), die bairiſchen bei Gold, Silber und Thieren (in andern Fällen Geldbuße), die burgundiſchen (mit derſelben Beſchränkung) bei Pferde- und Rindviehdiebſtahl, auch bei dem Einbruch, und die frieſiſchen beſtraften den Diebſtahl mit dem Tode, doch durfte bei den letztern der Dieb ſein Leben löſen. Der Hehler ward bei den Oſtgothen dem Diebe gleich beſtraft und nach mehrern dieſer Geſetze war der Dieb, ſo lange er nicht die Geldbuße gezahlt hatte, geächtet und verbannt. Die teutſchen ältern Geſetze gefallen ſich überhaupt darin, alle einzelnen Gegenſtände des Diebſtahls aufzuführen und die Strafe dafür zu beſtimmen, ohne jedoch dieſe verſchiednen Diebſtähle als ſelbſtändige Verbrechen anzuſehen. Als nach dem, im 10. Jahrh. erfolgten Abgange des karolingiſchen Mannsſtammes Teutſchland von fremder Herrſchaft frei wurde, verloren die alten allgemeinern Geſetze ihr Anſehen [7]) und Gewohnheiten traten an die Stelle der Geſetze. Man ſammelte dann dieſe, woraus die unter dem Namen von Land- und Stadtrechten bekannten Sammlungen, z. B. das ſächſiſche, das ſchleſiſche Landrecht, der Richtſteiglandrecht, der Sachſen-, der Schwabenſpiegel ꝛc. entſtanden. Allgemeine Grundſätze über den Diebſtahl und deſſen Beſtrafung fanden daher damals nicht ſtatt, und die einzelnen Beiſpiele deſſen, was die eine oder die andre dieſer Sammlungen über das fragliche Verbrechen disponirt, können nur zu einem Schluſſe berechtigen, wie man ungefähr die Sache damals anſah[8]). Der gemeine kleine Diebſtahl wurde häufiger mit Prügeln (nach dem Schwabenſpiegel nicht über 39 Hiebe), Haarabſcheren, oder einer, unter den Richter, den Fiscus und den Beſtohlnen zu theilenden Geldſtrafe, ſowie mit der poena dupli geahndet. Der große Diebſtahl (nach dem Sachſenſpiegel über drei Schillinge, nach dem Schwabenſpiegel über fünf Schill. an Werth) wurde mit dem Tode beſtraft. Auf dem Vieh- und Getreidediebſtahl, auf letzterm, wenn er des Nachts geſchah, ſtand in der Regel Todesſtrafe, ſelbſt bei einem Pfennig Werth Abhauung des Daumens der rechten Hand, oder der ganzen Hand; dies letztre ſogar ſchon (nach dem Schwabenſpiegel) bei einem Taggetreidediebſtahl, einen Schilling werth. Das Rad ſtand auf dem Diebſtahl eines Pflugs, in einer Mühle fünf Schill. werth, und auf einem Kirchhof, ingleichen nach dem Schwabenſpiegel auf Beſtehlung eines mit dem Pflügen beſchäftigten Bauers und deſſen Geſindes. Nach den frankfurter Statuten war dem Diebſtahle bei Feuersgefahr der Galgen gedroht. Häufig wurde der über der That ergriffne Dieb beſonders hart, und Diebsgenoſſen, Helfer, Hehler und Herberger wurden in der Regel dem Diebe gleich geſtraft. Doch weichen auch öfter die Vorſchriften dieſer ziemlich gleichzeitigen Geſetze bedeutend von einander ab. So wurde nach dem Sachſenſpiegel der Gras-, Holz-, Obſt- und Fiſchdiebſtahl nur mit einer, wenn gleich bedeutenden, Geldbuße (30 Schillinge), nach dem Schwabenſpiegel hingegen der Gras- und Holzdiebſtahl bei Nacht mit dem Strange, bei Tage mit Prügeln beſtraft. Auch widerſpricht ſich zuweilen dieſelbe Sammlung in verſchiednen Verordnungen. So verordnet der Schwabenſpiegel in einer Stelle (Cap. 187.) für den Kirchendiebſtahl nur eine Geldſtrafe und in einer andern Stelle (Cap. 116. Art. 11.), im Einverſtändniſſe mit dem Sachſenſpiegel, das Rad. Die peinliche Gerichtsordnung Kaiſer Karls V. machte dieſen Ungewißheiten für ganz Teutſchland ſo lange ein Ende, bis in den neuern Decennien die abweichenden Meinungen der Rechtslehrer und inſonderheit die ſo ſehr verſchiednen Particulargeſetzgebungen wieder ähnliche Ungewißheiten rückſichtlich eines allgemeinen Charakters der Anſichten über den Diebſtahl und deſſen Beſtrafung in Teutſchland herbeigeführt haben.

---

[4]) Das Ausland, 1833. Nr. 96. S. 384.

[5]) *Eberhardt*, Polizeiliche Nachrichten von Gaunern, Dieben ꝛc. S. 18. Man vergl. auch *Pfiſter*, Actenmäßige Geſch. der Räuberbanden an den beiden Ufern des Mains, im Speſſart und im Odenwalde. (Heidelb. 1812).

[6]) *Tittmann*, Geſch. der teutſchen Strafgeſetze. §. 13. S. 35.

[7]) *Tittmann* a. a. O. §. 22.

Nach gemeinem Rechte beſteht jetzt in Teutſchland der Diebſtahl in der vorſätzlichen, rechtswidrigen und eigenmächtigen Zueignung fremden, beweglichen Eigenthums, nach ſeiner Subſtanz, aus dem Gewahrſame des Beſitzers, wider deſſen Willen, jedoch ohne Angriff auf deſſen Perſon, in der Abſicht eines Gewinnes[9]). Die Quellen des gemeinen Rechtes bei Beurtheilung dieſes Verbrechens ſind das römiſche Recht und die peinliche Gerichtsordnung Kaiſer Karls V. Indeß iſt das römiſche Recht nur mit großer Vorſicht anzuwenden, ja man iſt häufig der Meinung geweſen, daß es in Teutſchland gar keine Anwendung finde[10]). Mindeſtens iſt ſo viel gewiß, daß dasjenige, was unter dem furtum der Römer, als Privatdelict (delictum), begriffen iſt, der Entwendung der Teutſchen, als Criminalverbrechen (crimen), nicht untergelegt werden darf[11]). Die früheſten Begriffe der Römer über den Diebſtahl entſprechen den jetzigen Anſichten der Teutſchen darüber noch mehr, als die durch die ſpätre Ausbildung des römiſchen Rechts entſtandnen. Leiteten die Römer ſchon die Etymologie des Wortes furtum von ferre, auferre, oder dem griechiſchen Worte *φέρειν* ab (vel a ferendo et auferendo, vel a graeco sermone, qui *φῶρας* appellant fures: imo et Graeci *ἀπὸ τοῦ φέρειν*, id est a ferendo *φῶρας* dixerunt etc.[12]).), wodurch ſie andeuteten, daß bei ihnen der Urbegriff des Wortes eine Fortſchaffung beweglicher Sachen erheiſcht; hatten die Zwölftafelgeſetze der Römer ſchon mindeſtens für den offnen Diebſtahl (furtum manifestum) in gewiſſen Fällen den Tod, körperliche Züchtigung und Sklaverei, mithin eine öffentliche Strafe, feſtgeſetzt[13]): ſo ſtimmte dies weit mehr mit unſern jetzigen Anſichten über den Diebſtahl, als mit denen der ſpätern Römer überein, welche den Diebſtahl in der Hauptſache blos als ein Privatdelict anſahen, bloße Privatſatisfaction dafür anordneten, die Gehülfen und Begünſtiger ebenſo behandelten, wie die phyſiſchen und intellectuellen Urheber[14]), und viele Handlungen dazu rechneten, bei denen keineswegs eine Fortſchaffung beweglicher Sachen vorkommt. Die neuern römiſchen Juriſten, namentlich Paulus, beſchreiben den Diebſtahl ſo: est contrectatio rei fraudulosa lucri faciendi gratia, vel ipsius rei, vel etiam usus ejus, possessionisve quod lege naturali prohibitum est admittere[15]). Eine ſchon flüchtige Vergleichung dieſer Definition mit der oben gegebenen des Diebſtahls nach jetzigen gemeinen Rechtsbegriffen zeigt die großen Verſchiedenheiten beider; inſonderheit ergibt ſich daraus, daß der Römer alle widerrechtlichen Handlungen an Sachen zur Bereicherung des widerrechtlich Handelnden unter dem Ausdrucke furtum umfaßte[16]). Daher fällt unter den Begriff des römiſchen furtum nicht nur das furtum rei ipsius, die Sach- oder Subſtanzentwendung, ſondern auch die Gebrauchsentwendung, furtum usus, und die Beſitzentwendung, furtum pos-

---

8) Tittmann a. a. O. §. 37.

9) Roßhirt, über den Begriff des römiſchen furtum und des teutſchen Diebſtahls, im neuen Archive des Criminalrechts. 3. Bd. Nr. IV. S. 91 und die daſelbſt angezogenen: Feuerbach, Lehrbuch des peinl. Rechts. §. 314. Tittmann, Handbuch der Strafrechtswiſſenſchaft. 2. Th. §. 401. Klien, Reviſion d. Grundſätze über das Verbrechen des Diebſtahls. S. 155.

10) Grolmann, Grundſätze der Criminal-Rechtswiſſenſchaft. 2. Abth. §. 178.

11) v. Feuerbach a. a. O. §. 314.

12) Fr. 1. D. de furtis (XLVII, 2.) §. 2. J. de oblig. quae ex delict. nasc. (IV, 1.)

13) *Bynkershoek*, Observat. jur. rom. Lib. III. cap. XVI. *Haubold*, Institut. jur. rom. priv. T. II. I. leg. XII. tabul. No. 10: Sei nox furtum factum erit, sei im occisit joure caisus esto.

14) Roßhirt a. a. O. S. 81.

15) Fr. 1. §. 3. D. de furtis (XLVII, 2.)

16) Roßhirt a. a. O. §. 3. S. 81. 82.

sessionis, inwiefern der Thäter entweder einen überhaupt verbotnen, oder doch widerrechtlich ausgedehnten Gebrauch von einer fremden Sache machte, oder inwiefern er die aus dem Beſitzſtande fließenden Befugniſſe kränkte. Dieſes letzte furtum konnte daher ſogar der Eigenthümer an ſeiner eignen Sache begehen, wenn er den einem Dritten durch Pfand- oder Retentionsrecht zuſtehenden Beſitz daran ſchmälerte, oder vernichtete, während nach dem teutſchen Begriffe des Diebſtahls die Begehung deſſelben an eigner Sache undenkbar iſt. Weiter ſind nach römiſchem Rechte die Unterſchlagung, der Betrug und die wiſſentliche Annahme einer Nichtſchuld hiernach zum furtum zu rechnen[17]. Übrigens waren bei den Römern manche Arten des Diebſtahls in der Maße ausgezeichnet, daß ſie nicht blos als Privatdelict, ſondern als öffentliches Verbrechen, crimen, angeſehen und mit einer öffentlichen Strafe belegt wurden, worüber weiter unten das Nähere vorkommen wird.

Nach den jetzigen teutſch-gemeinrechtlichen Anſichten über den Diebſtahl kann, wenn wir auf obige Definition deſſelben zurückgehen, derſelbe nur an einer fremden beweglichen Sache, alſo nur an einer körperlichen Sache, begangen werden, dieſe ſei lebendig oder todt. An Menſchen, da dieſe keine Sachen ſind, kann Diebſtahl im eigentlichen Sinne des Wortes nicht verübt werden. Das römiſche Recht geſteht dieſe Behauptung, was die Verhältniſſe der ſonſtigen römiſchen Sklaven — letztre wurden bekanntlich als Sachen angeſehen — betrifft, nur rückſichtlich unehrbarer Sklavinnen (ancillarum meretricium) zu; gegen den, welcher eine ehrbare Sklavin (ancillam non meretricem) entfremdete, konnte aber die actio furti angeſtellt werden[18] — Grundſätze, für die es an einem vernünftigen Grunde mangelt. An einer gemeinſchaftlichen Sache läßt ſich ein Diebſtahl nur in Bezug auf den Antheil eines oder mehrer andern Miteigenthümer, und zwar nur dann denken, wenn der Entwender die gemeinſchaftliche Sache nicht ſelbſt im Beſitze hatte. Da hiernächſt der Diebſtahl zu ſeinem Begriffe die Zueignung der Sache aus dem Gewahrſame des Beſitzers erfodert, ſo folgt daraus von ſelbſt, daß an einer herrenloſen, beſitzloſen oder verlaſſenen Sache, ſo lange ſie noch dieſen Charakter an ſich trägt, kein Diebſtahl begangen werden kann, daher denn auch der ſogenannte Funddiebſtahl (furtum inventionis) — Ausdrücke, die in keinem Geſetze gefunden werden, und worunter man die widerrechtliche Aneignung einer vom Beſitzer verlornen Sache verſteht[19], ingleichen die Unterſchlagung nicht zum Diebſtahle, nach gemeinrechtlichen teutſchen Begriffen, gerechnet werden können. Was übrigens die, unter den Rechtslehrern lange ſehr ſtreitig geweſene Frage über Vollendung des Actes der Zueignung betrifft, ſo iſt dieſe nach den Grundſätzen über Erwerbung und Verluſt des Beſitzes im Allgemeinen zu beurtheilen, daher dazu nicht nur der Wille, die fremde Sache als Eigenthum zu haben (animus rem sibi habendi), ſondern auch eine körperliche Handlung, wodurch die Sache der Willkür des Thäters phyſiſch unterworfen wird, Apprehenſion, Ergreifung, erfoderlich ſind[20]. Durch den Charakter der Rechtswidrigkeit, Eigenmächtigkeit und der Beſitznahme wider den Willen des Eigenthümers, welche bei der bei dem Diebſtahle ſtattfindenden Zueignung vorausgeſetzt werden, unterſcheidet ſich der Diebſtahl von unerlaubter Selbſthülfe und von demjenigen Betruge, der dann ſtattfindet, wenn, im Falle Beſitz und Eigenthum nicht in Einer Perſon vereinigt ſind, der Eigenthümer zum Nachtheile des Beſitzers in die Wegnahme der Sache willigt (wirklicher Diebſtahl iſt es, wenn der Beſitzer zum Nachtheile des Eigenthümers die Wegnahme genehmigt), oder wenn der Eigenthümer aus einem dem Entwender bekannten Irrthume die Beſitznahme ſich hat gefallen laſſen. Auch iſt es, eben wegen dieſes charakteriſtiſchen Zeichens des Diebſtahls, kein Diebſtahl, wenn der die Sache Ergreifende aus beſondern Verhältniſſen ein Recht zur Erwerbung derſelben hat[21]. Weiter werden durch die den Diebſtahl bedingende Habſucht (animus lucri faciendi) von demſelben die Fälle ausgeſchloſſen, wenn der Handelnde ein Recht auf Erwerbung der fremden Sache hat, oder wenn die Wegnahme der Sache nicht zum Zwecke der Zueignung, ſondern aus andern Gründen, z. B. blos um dem Eigenthümer einen Schaden zuzufügen, geſchieht. Endlich iſt das Bewußtſein der diebiſchen Eigenſchaft der Handlung (dolus) dazu, daß eine Handlung Diebſtahl genannt werden könne, unumgänglich nöthig. Denn das Wort Diebſtahl drückt[22] eine Handlung aus, die ſich vorzüglich durch die Abſicht, in welcher ſie begangen wird, auszeichnet. Wo alſo dieſe Abſicht fehlt, da iſt das Verbrechen ſelbſt nicht vorhanden, wodurch ſonach die Idee eines furti culposi oder improprii von ſelbſt hinwegfällt[23]. Dagegen iſt es merkwürdig, daß die peinliche Halsgerichtsordnung eine Handlung, welche alle Kennzeichen des Diebſtahls an ſich trägt, von der Strafe deſſelben ganz ausnimmt. Dies iſt: „ſo Jemand durch rechte Hungersnoth, die er, ſein Weib oder Kinder leiden, etwas von eſſenden Dingen zu ſtehlen geurſacht würde[24]," alſo der Diebſtahl an Eßwaaren aus rechter Hungersnoth. Dabei wird jedoch[25] die höchſte Noth, Mangel andrer Rettungsmittel, als Object blos Eßwaaren und Beſchränkung der Handlung auf das, was unumgänglich nöthig war, vorausgeſetzt.

Die von den Geſetzen bei Beſtimmung der Beſtrafung des Diebſtahls erfolgte Berückſichtigung verſchiedner Arten deſſelben hat zu mehrern Eintheilungen Veranlaſſung gegeben; indeß hat man ſich bis jetzt zu einem

---

[17] Henke, Criminalrecht und Criminalpolitik. §. 141 u. 142. [18] Fr. 39 et 82. §. 2. D. de furt. (XLVII, 2.) [19] Klien a. a. O. S. 182 fg. Wächter, Lehrbuch des Strafrechts. 2. Th. §. 198. Note 6. S. 340.

[20] Henke a. a. O. S. 404 fg. v. Feuerbach a. a. O. §. 316 fg. [21] Henke a. a. O. 2. Th. S. 414. [22] Tittmann, Handbuch der Strafrechtswiſſenſchaft. 2. Th. §. 416. Zum Theil dagegen v. Feuerbach a. a. O. §. 320. Note a. [23] §. 7. J. de oblig. quae ex delicto nasc. (IV, 1.) L. I. §. 2 et 3. D. de furtis (XLVII, 2.) [24] P. G. O. Art. 166. [25] v. Feuerbach a. a. O. §. 321.

Syſteme, bei welchem man von einem oberſten Punkte ausginge und darunter nach einem gemeinſchaftlichen Eintheilungsgrund alle verſchiednen Arten des Diebſtahls begriffe, nicht vereinigen können. Die Haupteintheilung der Diebſtähle in einfache und ausgezeichnete iſt allgemein angenommen, doch ſind die Meinungen über den Grund dieſer Eintheilung verſchieden. Indeß beruht er jedenfalls darauf, daß die Geſetze den gemeinen Diebſtahl als die Regel, den ausgezeichneten als die Ausnahme anſehen. Die Auszeichnung beſteht nun entweder in einer beſondern Verſchärfung der Ahndung, qualificirter Diebſtahl, oder in einer Milderung derſelben, privilegirter Diebſtahl. Der qualificirte Diebſtahl aber hat entweder einen nach ſeinem Object ihm gegebenen beſondern Namen, beſonders benannter Diebſtahl, oder dies iſt nicht der Fall, qualificirter Diebſtahl im engern Sinne. Hiernächſt haben die Geſetze dadurch, daß ſie gewiſſe bei Begehung jedes Diebſtahls mögliche Umſtände für die Strafe erſchwerend annehmen, ohne grade beſtimmte Strafen jedesmal für dieſe Umſtände auszuſprechen, zu einigen Eintheilungen Veranlaſſung gegeben, wovon wir nur die Eintheilungen in offenbaren, offnen oder handhaften und in heimlichen Diebſtahl (furtum manifestum et nec manifestum) und in Diebſtahl bei Tage und zur Nachtzeit (furtum diurnum et nocturnum) erwähnen. Die erſtgedachte Eintheilung wird dadurch veranlaßt, daß die Geſetze, wegen der hierbei vom Diebe bewieſenen größern Frechheit, denjenigen Diebſtahl, bei welchem die Wegnahme der geſtohlnen Sache ſo offen geſchieht, daß ſie entweder mit angeſehen oder doch auf der Stelle entdeckt werden mußte [26]), den offenbaren Diebſtahl, härter beſtraft wiſſen wollen [27]), als den heimlichen. Ebenſo erachten die Geſetze den zur Nachtzeit mit Unterbrechung der nächtlichen Ruhe verübten Diebſtahl für ſtrafbarer, als die bei Tage begangnen. Atrociores enim sunt nocturni effractores et ideo hi fustibus caesi in metallum dari solent, ſagt ein Geſetz [28]). Beide Eintheilungen werden, die erſte wol vorzüglich mit Unrecht, in der Praxis wenig beachtet.

Der einfache oder gemeine Diebſtahl (furt. simplex), alſo derjenige, welcher zwar mit einer öffentlichen Strafe bedroht iſt, rückſichtlich deren jedoch die Geſetze weder eine beſondre Milde, noch eine beſondre Strenge vorgeſchrieben haben, dankt, was das letztre anlangt, dies vorzüglich dem Umſtande, daß der Dieb dabei als ein blos der Sicherheit des Eigenthums, nicht aber der Rechtsſicherheit überhoupt gefährlicher Menſch erſcheint [29]). Dieſer Diebſtahl ſetzt alſo voraus, daß der Betrag des Diebſtahls nur ein geringer — die peinliche Gerichtsordnung ſagt: nicht 5 Gülden [30]), wahrſcheinlich der Beſtimmung Friedrichs I. in der Lehensconſtitution [31]) folgend — ſei, und daß der Dieb nicht wenigſtens ſchon zweimal geſtohlen habe. Denn die Geſetze unterſcheiden den kleinen und den großen (furtum parvum et magnum), ingleichen den erſten und den wiederholten Diebſtahl (furtum primum et reiteratum). Der wiederholte Diebſtahl iſt entweder zweiter oder dritter Diebſtahl (f. secundum vel tertium). Weiter gehen die Geſetze nicht, und ſie begreifen unter dem letztern alle Diebſtähle, welche der Dieb nach dem zweiten begangen hat, und beſtrafen ihn daher beſonders ſchwer. Der zweite Diebſtahl wird zwar auch ſtrenger als der erſte beſtraft, jedoch nur ſo, daß nach dem allgemeinen Grundſatze der Erſchwerung jedes Verbrechens durch Wiederholung, wegen des hieraus hervorgehenden Hanges zu Verbrechen dieſer Art, „der erſte Diebſtahl den andern beſchwert [32])," nicht ſo, daß darum der zweite Diebſtahl als ein rückſichtlich der Strafe beſonders verſchärfter, als ein qualificirter, erſchiene. Der gemeine Diebſtahl ſetzt ferner voraus, daß der Dieb zu dieſer Handlung weder eingeſtiegen, noch eingebrochen, noch mit Waffen verſehen geweſen ſei. Übrigens kann jeder Diebſtahl, der gemeine ſo gut wie der qualificirte, ein großer oder ein kleiner [33]), auch kann jeder Diebſtahl ein erſter oder ein wiederholter ſein [34]). Die Strafe des Diebſtahls richtet ſich zum Theile nach dem Werthe der geſtohlnen Sache, doch nur ſo lange keine höhere Rückſicht aus der Art der Ausführung des Diebſtahls für die Beſtrafung hervorgeht. Inſonderheit beſteht die Strafe des kleinen, gemeinen, erſten, heimlichen Diebſtahls, nach der peinlichen Gerichtsordnung, unter Berückſichtigung der Grundſätze des römiſchen Rechts, in dem Erſatze des doppelten Werthes und einer dem Richter zu zahlenden Geldbuße, oder, im Fall der Unvermögenheit des Diebes, in dem Kerker, „darin er etliche Zeit lang liegen ſoll." Iſt dieſer Diebſtahl aber offen, handhaft, ſo ſoll er in der Regel durch Pranger, Aushauen mit Ruthen und Landesverweiſung, jedoch „an anſehnlichen Perſonen, dabei ſich Beſſerung zu verhoffen," bürgerlich ſo, daß der Dieb dem Beſchädigten den vierfachen Werth des Geſtohlnen bezahlt, geſtraft werden [35]). Durch die bei dieſen und andern Beſtimmungen der peinlichen Halsgerichtsordnung dem Richter ausdrücklich nachgelaſſene Willkür, inſonderheit aber durch die Betrachtung, daß die dieſen Beſtimmungen theilweiſe zum Grunde liegende Anſicht des römiſchen Rechts über den Diebſtahl, als ein Privatdelict, nicht mehr anwendbar iſt, hat ſich die Praxis verleiten laſſen, ganz von dieſen Beſtimmungen abzugehen und Gefängnißſtrafe — je nach der Unbedeutenheit des Objects, bis zur Annäherung an die Summe des großen Diebſtahls — von wenigen Tagen bis zu drei Monaten, ſogar nur Handarbeit oder Geldſtrafe, aber auch bei erſchwerenden Umſtänden, beſonders bei dem Marktdiebſtahl, auch in manchen Ländern bei dem Felddiebſtahl, Halseiſen oder Pranger, ſogar in ſehr wichtigen Fällen Zuchthaus, doch ſchwerlich über ein Jahr [36]) zuzuerkennen.

---

[26]) §. 3. J. de obl. quae ex delict. nasc. (IV, 1.) Fr. 2—8. D. de furtis (XLVII, 2.) P. G. O. Art. 157, 158, 161.

[27]) Tittmann a. a. O. §. 418.

[28]) Fr. 2. D. de effractoribus et expil. (XLVII, 18.) Man vergl. auch Fr. 1 et 2. D. de furibus balneariis (XLVII, 17.)

[29]) Tittmann a. a. O. §. 417.

[30]) P. G. O. Art. 157 u. 160.

[31]) II. F. 27. §. 8.

[32]) P. G. O. Art. 161.

[33]) Tittmann a. a. O. §. 420.

[34]) v. Quiſtorp, Grundſätze des teutſchen peinl. Rechts. 1. Th. §. 348.

[35]) P. G. O. Art. 157, 158.

[36]) Gegen Tittmann a. a. O. §. 426.

Der wiederholte Diebſtahl unterſcheidet ſich weſentlich von dem fortgeſetzten Diebſtahle (f. continuatum), doch kann ein allgemein ſichres Kriterium für den letztern nicht angegeben werden, da ſich in der Regel nur aus dem Ganzen der Handlungsweiſe bei den verſchiednen diebiſchen Handlungen beurtheilen läßt, ob dieſelben ein fortgeſetztes Verbrechen oder Vergehen, oder eine Wiederholung deſſelben bilden. Nur ſo viel läßt ſich rückſichtlich der Wiederholung behaupten, daß die Entwendung, welche nach bereits ſchon einmal erlangter Befriedigung des diebiſchen Triebes und durch eine neue, zuvor noch nicht begonnene Handlung erfolgte, ein wiederholter Diebſtahl[37] iſt. Soll er, als ſolcher, angerechnet werden, ſo müſſen die vorhergegangnen Verbrechen auch wirklich Diebſtähle ſein; ob gemeine oder ausgezeichnete, ob der Dieb Haupturheber oder Gehülfe war? das gilt gleich. Daher können Unterſchlagungen, Betrügereien und andre Veruntreuungen nicht als frühere Diebſtähle in Anrechnung gebracht werden. Der zweite gemeine, kleine Diebſtahl ſoll, nach der P. G. O. mit Ausſtellung an den Pranger und Landesverweiſung beſtraft, oder der Dieb „in denſelben Zirk oder Ort, darin er verwirkt hat, ewiglich zu bleiben, verſtrickt werden.“ Häufig wird jedoch, nach dem Gerichtsbrauche, der zweite Diebſtahl nicht ſtrenger, als der erſte, jedenfalls aber in der Regel nicht mit den, in dem 161ſten Artikel der P. G. O. angedrohten, eben gedachten ſchweren Strafen beſtraft, vielmehr wird nur die Dauer der Freiheitsſtrafe verlängert, oder dieſe wird durch eine Zuſatzſtrafe, z. B. durch körperliche Züchtigung, ſchmale Koſt u. ſ. w., erſchwert. Dann freilich, wenn beide Diebſtähle die Summe des großen Diebſtahls rückſichtlich ihres Objects ausmachen, tritt auch die Strafe des großen Diebſtahls ein, ſowie bei der dritten und den ſpätern Wiederholungen die Strafe des dritten Diebſtahls angewendet wird.

Dieſe beiden Diebſtähle gehören jedoch zu den qualificirten Diebſtählen im engern Sinne. Der Diebſtahl iſt nämlich qualiſicirt entweder wegen der Größe des geſtohlnen Objects, der große Diebſtahl, oder wegen der häufigen Wiederholung, welche auf einen ſehr hohen Grad von Diebsneigung deutet, der dritte Diebſtahl, oder wegen der Art der Ausführung deſſelben und der daraus für die Rechtsſicherheit im Allgemeinen entſtehenden Gefahr, der gefährliche Diebſtahl (furtum periculosum). Der große Diebſtahl, d. i. ein ſolcher, deſſen Gegenſtand fünf Gülden oder darüber werth iſt, ſoll, wenn er auch durch nichts weiter erſchwert iſt, „an Leib oder Leben“ geſtraft[38], und es ſoll die Größe der Strafe von der Summe, um welche der Werth des Geſtohlnen die fünf Gülden überſteigt, von der Offenheit oder Heimlichkeit des Diebſtahls, von dem Schaden, den der Beſtohlne dadurch erlitt, von den perſönlichen Eigenſchaften des Diebes, je nachdem derſelbe hiernach verbeſſerlich oder unverbeſſerlich erſcheint, abhängen. Dieſem allen zufolge würde, nach den Geſetzen, die Zuerkennung der Todesſtrafe nur dann gerechtfertigt werden können, wenn alle dieſe beſchwerenden Umſtände zuſammen, im höchſten Grade vereinigt wären — ein beinahe undenkbarer Fall. Dies ſowol, als die Grundſätze des philoſophiſchen Strafrechts auf dem Punkte, auf welchem jetzt daſſelbe ſteht, nach denen die Todesſtrafe in allen Fällen für eine bloße Verletzung der Eigenthumsrechte, als eine völlig unzweckmäßige, unverhältnißmäßige und daher nicht zu rechtfertigende Strafe erſcheint[39], haben veranlaßt, daß jetzt in dieſem Falle nie mehr auf Todesſtrafe erkannt wird; Zuchthausſtrafe von vier bis höchſtens zehn Jahren iſt als die gewöhnliche Strafe anzuſehen; allein ſelbſt über vierjährige Zuchthausſtrafe wird ſelten erkannt, zumal der Erſatz des Geſtohlnen, der zu einem großen Theile grade bei großen Summen häufiger eintritt, ſehr auf Verringerung der Strafe wirkt. Nach vielen Streitigkeiten über den Werth der Gülden da, wo ſpecielle Landesgeſetze oder Gebräuche dieſen, wie z. B. im Königreiche Sachſen, auf 12 Thlr. 12 gr. Conv. Geld, oder ſonſt eine beſtimmte Summe nicht feſtſetzen, iſt man endlich darauf hinausgekommen, daß jener Ausdruck bezüglich auf die in obiger Lehenrechtsſtelle gebrauchten Worte: quinque solidi, von Goldgülden zu verſtehen und daher der am Orte des begangnen Diebſtahls und zur Zeit deſſelben ſtattfindende Werth von fünf Ducaten mit Einſchluß ihres Aufgeldes, als die Summe des großen Diebſtahls, anzunehmen ſei[40]. Daß übrigens die Ausmittelung des Werthes der geſtohlnen Sache in Bezug auf die Strafbarkeit — rückſichtlich der Frage über den Erſatz treten zuweilen andre Grundſätze ein — nur nach dem wahren, nicht nach einem eingebildeten oder Affectionspreiſe, alſo nach dem Marktpreiſe, mithin in Gemäßheit polizeilicher Beſtimmungen oder durch zu vereidende Sachverſtändige, äußerſten Falles durch den Eid des Beſchädigten geſchehen müſſe, liegt in der Natur der Sache[41]. Zu bemerken iſt noch, daß, wenn ein Diebſtahl von Mehrern verübt worden iſt, man, um die Strafe des großen Diebſtahls verhängen zu können, fodert, daß jeder Theilnehmer mindeſtens die Summe des großen Diebſtahls, oder deren Werth erhalten habe, oder bei Theilung in gleiche Theile hätte erhalten können[42]. — Der dritte Diebſtahl, oder die wenigſtens zum dritten Male verſchuldete Übertretung eines Diebſtahlsgeſetzes, bewirkt, daß nach den Geſetzen der Dieb, wenn dieſer Diebſtahl ein handhafter war, „als ein mehrer verläumdter Dieb“ (fur famosus, ein berüchtigter Dieb), angeſehen und der Mann mit dem Strange, die Frau mit dem Waſſer, oder ſonſt in andre Wege, nach jedes Landes Gebrauch vom Leben zum Tode geſtraft werden ſoll[43]. Aus den Worten des Geſetzes: „Wird aber Jemand betreten,“ verglichen mit denſelben Worten im Art. 158, geht hervor, daß das Geſetz zur Zuerkennung der

---

37) Tittmann a. a. O. §. 429.

38) P. G. O. Art. 160.

39) Man vgl. ſchon Struben in den rechtl. Bedenken. 3. Bd. Bed. 601. §. I, II. (alte Ausg. IV, 80.)

40) *de Boehmer*, Medit. in C. C. C. art. 157. §. 5. *Kress*, Commentatio in C. C. C. art. 157. §. 1. not. 3. *Koch*, Instit. jur. crim. §. 197. *Georg. Jac. Frid. Meister*, Princ. Jur. crim. §. 217.

41) v. Quiſtorp a. a. O. 1. Th. §. 354.

42) Henke a. a. O. S. 427.

43) P. G. O. Art. 162.

Todesſtrafe jedenfalls einen offnen, handhaften Diebſtahl in dieſem Falle vorausſetzt, daß daher nicht jeder dritte Diebſtahl zur Zuerkennung der Todesſtrafe ausreicht. Dies in Verbindung mit demjenigen, was vorhin über die Anwendung der Todesſtrafe bei Eigenthumsverletzungen geſagt wurde, hat bewirkt, daß auch hierbei jetzt nicht mehr auf die Todesſtrafe, ſondern auf Zuchthaus von vier bis acht Jahren, wiewol nur wenn andre noch ſehr erſchwerende Umſtände dazu kommen, auf zehn- oder mehrjähriges Zuchthaus erkannt wird. Man ſieht dabei vorzüglich auf die Menge der verübten Diebſtähle, auf die Art der Ausführung, auf die bereits erlittnen Beſtrafungen und auf den Werth des geſtohlnen Objects, wobei, nach analogiſcher Anleitung der P. G. O. Art. 161, der Werth der noch unbeſtraften Diebſtähle zuſammengerechnet und vorzüglich der Umſtand, inwiefern dieſer Werth die Summe des großen Diebſtahls erreicht oder ſie noch überſchreitet, berückſichtigt wird. Vorzüglich aber verlangt man zur Zuerkennung einer den Anſichten des Geſetzes über die hohe Strafbarkeit des dritten Diebſtahls angemeſſenen Strafe, daß der Dieb ſchon wenigſtens zwei Mal vorher mit einer peinlichen Diebſtahlsſtrafe belegt worden ſei — ein Erfoderniß, das zwar die Geſetze nicht kennen, das aber ſelbſt zu der Zeit in der Praxis ſchon größerntheils angenommen wurde, als man wegen des dritten Diebſtahls noch auf die Todesſtrafe erkannte[44]. Außerdem finden rückſichtlich der Berechnung des dritten Diebſtahls dieſelben Grundſätze ſtatt, welche oben bei dem wiederholten Diebſtahl im Allgemeinen angegeben wurden. — Der **gefährliche** Diebſtahl iſt dies dadurch entweder, daß ſich wegen der Art der Entwendung die körperliche Verletzung einer Perſon befürchten läßt, der **bewaffnete** Diebſtahl (furtum armatum), oder daß durch ſie die zur Sicherung und Verwahrung des Eigenthums in Gebäuden getroffnen Anſtalten vernichtet werden, **gewaltſamer** Diebſtahl (furtum violentum), oder daß dabei der Dieb ſeine eigne Perſon auf das Spiel ſetzt und, indem er ſich in Gefahr begibt, leicht entdeckt und feſtgenommen zu werden, einen großen Grad von Verwegenheit an den Tag legt, der **verwegne** Diebſtahl (furtum audax). Der Diebſtahl **mit Waffen** iſt ein ſolcher, zu dem der Dieb ſich mit Werkzeugen verſehen hat, mit welchen er eine körperliche Verletzung bewirken kann, es mögen die Werkzeuge eigentliche, im gemeinen Leben ſogenannte Waffen, oder andre zu Verletzungen zu gebrauchende Inſtrumente ſein (omne quod nocendi causa habetur, quod nocere potest)[45], dagegen nicht ſolche, welche zwar nach dem Sprachgebrauche des gemeinen Lebens und der Geſetze Waffen heißen, aber blos zum Schutze und nicht zur Beſchädigung geeignet ſind, z. B. Panzer, Helm u. ſ. w., auch nicht ſolche, zu deren Führung der Dieb zu ſchwach iſt. Als Diebſtahl mit Waffen wird ferner derjenige Diebſtahl nicht ohne Weitres angeſehen, bei welchem der Dieb ſolche Inſtrumente führte, die, obgleich zu Verletzungen geeignet, doch hauptſächlich zum Öffnen der Thüren, Schlöſſer ꝛc. gebraucht werden, oder bei welchem der Dieb nur die Waffen, die er vermöge ſeines Berufs immer trägt, in der Maße führte, wie er ſolche trägt, wenn er keinen Gebrauch grade davon macht. Es iſt übrigens gleichgültig, ob der Dieb mit Waffen ſchon verſehen war, als er zum Diebſtahle kam, oder ob er ſie erſt dort bei Begehung des Diebſtahls ergriff; nur muß ausgemittelt ſein, daß die Waffen nicht ſelbſt Object des Diebſtahls ſein ſollten, und es mußte die Ergreifung noch zu einer Zeit geſchehen, wo der Vollendung des Diebſtahls noch Widerſtand geleiſtet werden konnte, wenn es bewaffneter Diebſtahl ſein ſoll, nicht etwa erſt auf der Flucht. Wenn dagegen der Dieb einmal mit Waffen verſehen iſt und ſich deren wirklich bedient, ſo bleibt es nur ſo lange bewaffneter Diebſtahl, als er dies zu ſeiner Vertheidigung thut. Greift er mit den Waffen zur Bewerkſtelligung der Entwendung an, ſo wird die Handlung **Raub**[46]. Wenn übrigens mehre Diebsgenoſſen einen Diebſtahl begehen, ſo bleibt es ein bewaffneter Diebſtahl, wenn auch nicht alle Theilnehmer der That, ſondern nur Einer oder Einige bewaffnet ſind. Vom **gewaltſamen** Diebſtahl erwähnt die P. G. O. blos den Diebſtahl **mit Einbruch** (furtum per effractionem), d. i. der, welcher mittels gewaltſamer Eröffnung der Theile eines Hauſes oder Aufbewahrungsgebäudes [Behauſung oder Behaltung[47]] begangen wird. Ein Diebſtahl mit allen oben angegebenen Erfoderniſſen deſſelben wird alſo unumgänglich nothwendig dabei vorausgeſetzt, und bloße Gewaltthätigkeiten an Gebäuden, aus Bosheit, Leichtſinn, Muthwillen u. ſ. w., ohne die Abſicht des Stehlens, oder erſt nach Vollendung eines Diebſtahls verübt, machen keinen Diebſtahl mit Einbruch aus. Die Mittel, deren ſich der Dieb zur Eröffnung der Gebäude bediente, ob dies durch Inſtrumente, oder durch chemiſche Entwickelung vernichtender Kräfte, z. B. Pulver, Dampf u. ſ. w., oder blos durch Anwendung körperlicher Kräfte geſchah, ob die Anwendung der Gewalt groß oder klein, ob das Gebäude ſehr dauerhaft oder nicht, z. B. ob es eine Lehm-, Bret-, Ziegel- oder Steinwand war, dies Alles macht keinen Unterſchied in dem Begriffe des Verbrechens, wenn nur Gewalt angewendet wurde. Aber es muß ein **Gebäude** ſein, das erbrochen wird, nicht blos ein **Aufbewahrungsbehältniß** in einem Gebäude, alſo nicht blos ein Schrank, eine Commode, ein Faß u. ſ. w.[48]. Ob das Gebäude bewohnt oder unbewohnt, nahe bei bewohnten Gebäuden gelegen ſei oder nicht, auch dies ändert in der Begriffsbeſtimmung nichts, obgleich die erwähnten Nebenumſtände eine ſchärfere oder mildre Beſtrafung motiviren können. Auch die Römer beſtraften die effractores beſonders[49], doch werden die Grundſätze derſelben, weil ſie unvollſtändig und unklar ſind und die vaterländiſche Geſetzgebung, ohne Bezug auf das römiſche Recht klar darüber disponirt[50], nicht mehr angewendet. — Vom verwegnen Diebſtahl erwähnt die P. G. O., und zwar in demſelben Artikel, in welchem ſie die zuletzt gedachte Diebſtahlsart behandelt (159), blos den Diebſtahl mit Einſteigen (furtum per ascensionem), d. i. derjenige, welcher mittels Einſteigens auf ungewöhnlichem Wege (es geſchehe dies durch Auf- oder Herabſteigen, oder durch Steigen zur Seite, z. B. von einem Dache auf das andre), in ein Haus oder Aufbewahrungsgebäude begangen wird. Um ſagen zu können, daß dieſe Art des Diebſtahls begangen worden ſei, reicht es alſo nicht hin, wenn der Dieb hinauf- oder heruntergeſtiegen war, um im Freien ſtehende Sachen zu ſtehlen, oder wenn er, als er ſchon in nicht offen ſtehenden Theilen des Gebäudes war, hinauf- oder herunterſtieg; er mußte vielmehr dies Hinauf- oder Herunterſteigen außerhalb der verwahrten Theile des Gebäudes bewirken, um in die außerdem ihm unzugänglichen Theile des Gebäudes zu ſteigen. Sein Zweck mußte dabei Diebſtahl ſein; ſtieg er in einer andern Abſicht, z. B. um Jemanden im Geheim zu beſuchen, ein und ſtahl dabei nur gelegentlich, ſo iſt dies nicht Diebſtahl mit Einſteigen. Es iſt aber gleich, ob der Dieb ſich zum Einſteigen nur der vorgefundnen Gelegenheit, z. B. in der Wand befindlicher Löcher und Abſätze, um darein oder darauf die Füße zu ſetzen, oder eigner Vorrichtungen dazu, z. B. Leitern, bediente. Aber es muß das Steigen Gefahr und Verwegenheit des Diebes beweiſen, daher Einſteigen durch eine ganz niedrige Öffnung einen verwegnen Diebſtahl nicht begründet[51]. Ob jedoch das Eingehen ſelbſt, nach vollbrachtem Steigen, durch andre Mittel bewirkt wird, z. B. durch künſtliche oder gewaltſame Eröffnung einer Thüre, dies ändert den Begriff des Diebſtahls mit Einſteigen nicht, obgleich der Diebſtahl dadurch auch noch einen andern Charakter annehmen, z. B. im gedachten letztern Falle Diebſtahl mit Einſteigen und Einbruch werden kann. Überhaupt kann ein gefährlicher Diebſtahl durch alle drei Qualificationsgründe gefährlich, alſo bewaffneter Diebſtahl mit Einſteigen und Einbruch ſein. Über die Beſtrafung des gefährlichen Diebſtahls ſagt die P. G. O. Art. 159: „ſolches ſei der erſte oder mehr Diebſtahl, auch der Diebſtahl groß oder klein, darob oder darnach berüchtigt oder betreten, ſo iſt doch der Diebſtahl, dazu, als obſteht, gebrochen oder geſtiegen wird, ein gefliſſener oder gefährlicher Diebſtahl. So iſt in dem Diebſtahle, der mit Waffen geſchieht, eine Vergewaltigung und Verletzung zu beſorgen. Darum in dieſem Fall der Mann mit dem Strang und das Weib mit dem Waſſer, oder ſonſt nach Gelegenheit der Perſonen und Ermeſſung des Richters in andre Wege, mit Ausſtechung der Augen, oder Abhauung einer Hand, oder einer andern dergleichen ſchweren Leibesſtrafe geſtraft werden ſoll." Alſo iſt auch bei dieſen drei Verbrechen die Todesſtrafe nur für den höchſten Grad der Strafbarkeit, außerdem eine Verſtümmelungsſtrafe — eine ſchon lange ganz außer Übung gekommne Strafart — oder eine andre dergleichen, alſo harte Strafe, feſtgeſetzt. Dabei ſoll darauf, ob der Diebſtahl ein erſter oder wiederholter, ein großer oder kleiner, ein handhafter oder geheimer ſei, nicht geſehen werden. Unter dieſen Umſtänden haben einige Rechtsgelehrten die gedachte Todesſtrafe als Regel, als ordentliche, angeſehen, die Leibesſtrafe nur als Ausnahme, als außerordentliche Strafe, welche nur in dem Falle ſtattfinde, wenn zwar der Begriff des Verbrechens, aber nicht der Grund deſſelben in concreto vorhanden ſei[52]. Die Mehrzahl der Praktiker hat indeß aus den oben für die möglichſte Nichtanwendung der Todesſtrafe auf bloße Eigenthumsverletzungen angegebenen Gründen, ſelbſt ſchon in frühern Zeiten die Todesſtrafe nur auf die ſtrafbarſte Art des gefährlichen Diebſtahls, auf den bewaffneten, und zwar nur im äußerſten Falle, für anwendbar erachtet und ſo das Geſetz in der Maße erklärt, daß es nicht bei jeder der drei gefährlichen Diebſtahlsarten für den höchſten Grad, ſondern nur für das denkbar höchſte Verbrechen unter ihnen zuſammen, die Todesſtrafe zulaſſe. Da die Gewalt gegen Sachen nämlich alle Mal minder ſtrafbar erſcheint, als die gegen die Perſon; ſo hat man den bewaffneten Diebſtahl für den ſtrafbarſten, den gewaltſamen, den Diebſtahl mit Einbruch, um einen Grad minder ſtrafbar als jenen, hingegen den verwegenen, den Diebſtahl mit Einſteigen, für um einen Grad minder als den gewaltſamen, alſo um zwei Grade minder ſtrafbar als den bewaffneten, erachtet[53]. Hiernach pflegt denn die Zuchthausſtrafe, die jetzt gewöhnliche Strafe aller qualificirten Diebſtähle, abgemeſſen zu werden. So ſtatuirt man für den bewaffneten Diebſtahl, je nachdem er mehr oder minder unter beſchwerenden Umſtänden begangen worden iſt und je nachdem noch andre Diebſtahlsarten (z. B. dritter, großer Diebſtahl mit Einſteigen und Einbrechen u. ſ. w.) bei demſelben concurriren oder nicht, Zuchthaus, Feſtungsbau und öffentliche Arbeitsſtrafe auf vier bis zehn Jahre. Die Todesſtrafe geſtattet man nur, wenn wirkliche Ermordungen oder grobe perſönliche Verletzungen bei dieſem Verbrechen vorgekommen ſind. Mit der geringſten der angegebenen Strafen wird der bewaffnete Dieb belegt, der die Waffen nicht gebrauchte, oder, im Fall der Betretung, gar von ſich warf. Der, wie gedacht, um einen Grad geringer zu beſtrafende gewaltſame Diebſtahl zieht die hiernach zu regulirende vorgedachte Freiheitsſtrafe nach ſich, wobei es ſich nach der Natur der Sache von ſelbſt verſteht, daß bei gewaltſamer Erbrechung „bloßer Behaltungen" in der Regel eine mildre Beſtrafung, als bei Erbrechung einer „Behauſung" eintritt, und daß dabei die Größe der angewendeten Gewalt und die etwaige Gefährlichkeit der Inſtrumente, nicht aber, wie mehre Praktiker, den ausdrücklichen Geſetzesworten entgegen, wollen, der Werth der geſtohlnen Sache in Anſchlag kommt. Daß endlich nach denſelben Grundſätzen, jedoch am mildeſten unter allen, der verwegne Diebſtahl beſtraft wird, liegt in der Natur der Sache, da dieſer Dieb noch weniger, als der gewaltſame Dieb der Perſönlichkeit gefährlich iſt.

---

[44] v. Feuerbach a. a. O. §. 332. Tittmann a. a. O. §. 430 fg.

[45] Fr. 54. §. 2. D. de furtis (XLVII, 2.) Fr. 3. §. 2. D. de vi et de vi armata (XLIII, 16.)

[46] Tittmann a. a. O. §. 466.

[47] P. G. O. Art. 159.

[48] Die P. G. O. Art. 159 ſetzt eine „Behaltung" voraus, in welche man ſteigen kann: „bricht oder ſteigt."

[49] Fr. 1. D. de fur. balnear. (XLVII, 17.) Fr. 1. §. 2. Fr. 2. D. de effractoribus (XLVII, 18.)

---

[50] P. G. O. Art. 159.

[51] Die entgegengeſetzte Meinung läuft auf einen Wortſtreit hinaus, da man in dieſem Falle, wenn man auch einen Diebſtahl mit Einbruch annimmt, doch eine geringre Strafe ſtatuirt. v. Feuerbach a. a. O. §. 336, beſonders Note b.

[52] v. Feuerbach a. a. O. §. 333.

[53] Tittmann a. a. O. §. 467. 472. 473.

Unter den beſonders benannten Diebſtählen, deren größern Strafbarkeit freilich in der Regel der Particulargeſetzgebung angehört, ſteht obenan der Kirchendiebſtahl (sacrilegium), d. i. ein ſolcher Diebſtahl, durch welchen entweder eine zum Gottesdienſte beſtimmte Sache aus einem zum Gottesdienſte beſtimmten Ort, oder eine profane Sache aus einem dem Gottesdienſte beſtimmten Ort, oder eine zum Gottesdienſte beſtimmte Sache aus einem profanen Orte geſtohlen wird. So charakteriſiren dieſes Verbrechen übereinſtimmend die P. G. O. und das kanoniſche Recht[54]). Die Grundſätze über dieſes Verbrechen ſind bei den Katholiken ſtrenger, als bei den Proteſtanten, weil erſtre eine den geweihten Sachen inwohnende göttliche Kraft (sanctitas interna), die letztern hingegen nur eine durch den beſondern Schutz des Staates ihnen ertheilte äußere Heiligkeit (sanctitas externa) annehmen. Daher und weil dieſer Diebſtahl vorzüglich wegen der dadurch an den Tag gelegten Verachtung der Religion, zu welcher der Dieb ſich bekennt, als beſonders ſtrafbar angeſehen wird, iſt auch die Zurechnung, wenn ein Proteſtant, oder gar ein Jude einen Kirchendiebſtahl begeht, geringer, als wenn derſelbe von einem Katholiken begangen wird. Indeß unterſcheiden die Katholiken auch heilige Sachen (res sacrae), welche durch Gebet und Öl geweiht ſind, z. B. Kelche, Ciborien ꝛc. — das Heiligſte iſt die Monſtranz — und geweihte Sachen (res benedictae), welche nur durch Gebet und Weihwaſſer geweiht ſind, und die Strafbarkeit eines Kirchendiebes richtet ſich bei den Katholiken unter andern danach, je nachdem er ſich an der einen oder andern Art von Sachen vergriffen hat. Rückſichtlich des Ortes der Entwendung wird vorausgeſetzt, daß dieſer eine eingeweihte und noch im Gebrauche befindliche, wirkliche Kirche ſolcher Religionsverwandten, denen öffentliche Ausübung des Gottesdienſtes geſtattet iſt, daß er ein ſolcher Theil dieſer Kirche ſei, welcher zum Gottesdienſte mit beſtimmt iſt, alſo das Innere der Kirche und die Sakriſtei, nicht der Kirchboden, der Thurm, ein Gewölbe vor der Kirche u. ſ. w. Nach der peinlichen Gerichtsordnung ſteht auf Entwendung der Monſtranz die Feuerſtrafe, auf einem Kirchendiebſtahl an heiligen (tapfern, geweihten) Sachen, ingleichen auf einem Kirchenraube, d. i. auf einem ſolchen Kirchendiebſtahle, zu welchem der Dieb einſtieg, einbrach, „oder mit gefährlichen Zeugen aufſperrte“ (vom bewaffneten Diebſtahle ſpricht die P. G. O. nicht) unbedingt Todesſtrafe „nach Gelegenheit der Sache und Rath der Rechtsverſtändigen,“ auf jedem andern einfachen Kirchendiebſtahle die Strafe des weltlichen Diebſtahls, „doch ſoll in ſolchen Kirchenräuben und Diebſtählen weniger Barmherzigkeit beweiſt werden, denn in weltlichen Diebſtählen“[55]). Gegenwärtig pflegt der Kirchendiebſtahl, wie ein weltlicher Diebſtahl mit erſchwerenden Umſtänden, alſo in der Regel durch Zuchthausſtrafe, beſtraft zu werden, wobei die Art der Ausführung, der Werth des Diebſtahls — denn auch die P. G. O. legt (Art. 172.) auf „güldene oder ſilberne Gefäße“ dabei einen beſondern Werth — und, wie gedacht, bei den Katholiken die Qualität der Kirchenſache die Momente der Strafbarkeit abgeben.

Nach den Grundſätzen der Römer gehörte das sacrilegium zum crimen peculatus im weiteſten Sinne, d. i. Veruntreuung des öffentlichen Eigenthums im Gegenſatze vom Privateigenthume, wie denn auch in einem und demſelben Geſetzesabſchnitte beide behandelt werden[56]). Im engern Sinne iſt Peculat der Diebſtahl am Staatseigenthume, von einer Perſon begangen, der daſſelbe nicht anvertraut war[57]). Dies Verbrechen wurde mit Deportation, an Richtern mit dem Tode, und bei Unterſchlagung der bei dem Feinde gemachten Beute mit der poena quadrupli beſtraft[58]). Wol mit Unrecht werden die Vorſchriften des römiſchen Rechts über die größere Strafbarkeit des Diebſtahls am Staatseigenthum in der Praxis nicht mehr beachtet[59]), da die Anwendung des römiſchen Rechts da, wo das einheimiſche nichts verfügt, wol nicht zu bezweifeln ſein dürfte, mithin dieſe nicht ausdrücklich aufgehobene Verſchärfung der Strafe des Diebſtahls auch nicht als aufgehoben erſcheint, zumal der 170ſte Artikel der P. G. O., auf welchen ſich Einige[60]) beziehen, gar nicht hierher paßt[61]). Bei dieſem Verfahren des Gerichtsbrauchs iſt auch der Streit darüber, ob der Diebſtahl am Stadteigenthum zum Peculat gehöre, von keiner praktiſchen Anwendung mehr[62]).

Zu den in der P. G. O. beſonders benannten Diebſtählen gehört der Holzdiebſtahl, obgleich derſelbe nicht blos als erſchwert, ſondern auch als privilegirt anzuſehen iſt. Ein Holzdiebſtahl iſt nämlich die Entwendung ſolchen Holzes, deſſen Hauptnutzen nicht in genießbaren Früchten beſteht und über das nicht genaue Aufſicht geführt werden kann. Die P. G. O. kennt nur den eigentlichen Holzdiebſtahl, d. i. denjenigen, welcher in Wäldern und Büſchen vollbracht wird, nicht den Floßholzdiebſtahl, d. i. denjenigen, welcher von den Floßholzplätzen, das Holz ſei ſchon zur Flöße eingeworfen geweſen oder nicht, oder aus den zum Fortbringen des Holzes beſtimmten Floßgraben, Floßteichen, Flüſſen und Bächen geſchieht. Der Gegenſtand muß Holz, alſo nicht andre Waldproducte, z. B. Streu, Pech, Gras, Beeren u. ſ. w., und zwar ſolches Holz ſein, das nicht um der Benutzung ſeiner Früchte willen, ſondern um des Gebrauchs des Holzes ſelbſt willen gefällt (z. B. Bau-, Schirr-, Brennholz) oder ausgegraben wird (z. B. Holzpflanzen). Die Unmöglichkeit gehöriger Aufſicht und die Schwierigkeiten bei Entdeckung des Diebes machen, daß nach Specialgeſetzen ſowol gefälltes als ungefälltes Holz, auch Windbrüche, als Gegenſtand dieſes Diebſtahls angeſehen werden, und daß derſelbe für vollbracht angenommen wird, wenn das Holz nur erſt zur Entwendung vorbereitet, z. B. ſo beſchädigt iſt, daß es nicht fortwachſen kann, oder wenn, im Falle der Gegenſtand gefälltes Holz ſein ſollte, daſſelbe noch nicht aus dem Holze des Eigenthümers, ſondern nur von ſeiner zeitherigen Stelle fortgebracht iſt. Die P. G. O. Art. 168. will nur denjenigen Holzdiebſtahl härter beſtraft wiſſen, welcher zur Nachtzeit oder an Feiertagen mittels Abhauens begangen wurde; der Diebſtahl an ſchon gefälltem Holze ſoll wie ein andrer Diebſtahl und der, wobei der Dieb nicht des Nachts und nicht an einem Feiertage das Holz ſelbſt fällte, gelinder[63]) beſtraft werden — gelinder als das hierin ziemlich ſtrenge römiſche Recht[64]) und als die ältern teutſchen Geſetze, welche beſonders ſtreng die Baumſchäler behandelten[65]). Nur ſelten haben die Landesgeſetze dieſe Grundſätze angenommen. Kleine Geldbußen, zuweilen alternativ mit Gefängniß oder körperlicher Züchtigung, ſind im erſten Falle, härtres Gefängniß oder härtre körperliche Züchtigung, Ausſtellung an den Pranger oder das gemeine Halseiſen, ja ſogar Zuchthausſtrafe ſind bei Wiederholungen, wobei der Werth des Geſtohlnen ſehr in Anſchlag kommt, die Correctionsmittel. Oft iſt auch die Größe der Beſtrafung davon abhängig gemacht, ob der Dieb ſchneidende Werkzeuge bei ſich führte. — Der Floßholzdiebſtahl wird in der Regel härter, als der gewöhnliche Diebſtahl, ſehr häufig auch bei geringem Werthe mit Zuchthaus beſtraft, wovon der Grund theils in der Unmöglichkeit ſtrenger Aufſicht, theils in der Anſicht über das Floßrecht (jus grutiae), als Regal, liegt.

---

[54]) P. G. O. Art. 171. Causa 17. quaest. 4. can. 21. §. 2.

[55]) P. G. O. Art. Art. 171—174.

[56]) Dig. Lib. XLVIII. tit. 13 ad Legem Juliam peculatus et de sacrilegis.

[57]) Fr. 9. §. 2 et 4. D. cit. tit.

[58]) Fr. 9. J. de publ. jud. (IV, 18.) Fr. 3 et 13. D. cit. tit. Fr. un. C. de crimine peculatus (IX, 28.)

[59]) Auf *Stryk*, Us. mod. pand. lib. XLVIII. tit. 13. §. 1 berufen ſich vorzüglich die Neuern, welche mehrentheils dieſer Meinung ſind.

[60]) *Heil*, Judex et defensor Cap. VI. §. 40 in fine.

[61]) Man vergl. auch Martin, Lehrbuch des Criminalrechts. §. 160. Salchow, Verb. d. Entw. S. 131. Note *) und deſſen Lehrb. §. 385.

[62]) Fr. 4. §. 7. D. ad Leg. Jul. pec. (XLVIII, 13.) Fr. 81. D. de furtis (XLVII, 2.) *Hahn*, De crimine peculatus. Heidelb. 1812. §. 19—44.

In den Particularrechten ſind noch mehre benannte Diebſtähle als beſonders ſtrafbar bezeichnet, unter Andern der Diebſtahl bei allgemeiner Gefahr, Noth oder Schrecken, welchen übrigens auch die römiſchen Geſetze für vorzüglich ſtrafbar erklären[66]). Er hat die Sachen, welche bei einer ſolchen Calamität, z. B. Feuersbrunſt, Plünderung ꝛc., gerettet wurden, vorzüglich zum Gegenſtande, findet aber auch rückſichtlich andrer Sachen ſtatt, wenn der Diebſtahl in der Zeit der Noth und des Schreckens geſchah, wo der Eigenthümer nicht gehörige Aufſicht führen konnte und ein Gegenſtand des Mitleidens war. Nur eine allgemeine Calamität oder die Gefahr derſelben, oder die gerechtfertigte Furcht vor derſelben und die Begehung des Verbrechens während jenes Zuſtandes ſind die Kriterien dieſes Diebſtahls, doch dauert die Zeit, in der er begangen ſein kann, ſo lange fort, bis die Sachen ſicher hätten aufbewahrt werden können. Er wird vorzüglich ſchwer dann beſtraft, wenn der Dieb abſichtlich dieſe Noth zum Stehlen nutzte und nicht blos gelegentlich ſtahl. Schwere Zuchthausſtrafe iſt das gewöhnliche Strafübel; es wird jedoch dabei vorausgeſetzt, daß der Dieb gewußt habe, die Sachen ſeien aus der Gefahr gerettet, wogegen der Umſtand, wenn die Sachen, falls ſie der Dieb nicht geſtohlen hätte, untergegangen ſein würden, als ein Milderungsgrund betrachtet wird.

Die Beraubung der Grabmäler (sepulcr. violatio), beſonders die Plünderung der Leichname (cadaverum spoliatio) war ſchon bei den Römern nachdrücklich verpönt. Infamie, poena metalli, Relegation, Deportation, ja Todesſtrafe, war darauf geſetzt[67]). Jetzt noch wird dieſer Diebſtahl, da die an und in den Gräbern befindlichen Gegenſtände als Staatseigenthum betrachtet werden, deshalb und wegen der, gewiſſermaßen den Gräbern zugeſchriebenen Heiligkeit als ſtrafbarer betrachtet, doch dies nicht ſehr beachtet, es ſei denn daß die That von dem zur Aufſicht darüber beſtellten Perſonale geſchehe. In dieſem Falle ſtatuiren ältre Rechtslehrer[68]), außer der Caſſation des Angeſtellten, ein- bis vierjährige Zuchthausſtrafe und bei erſchwerenden Umſtänden eine Zuſatzſtrafe von körperlicher Züchtigung oder Ausſtellung an den Pranger. Die damit zuſammenhängende Beraubung der Richtplätze wird noch weniger abweichend vom gemeinen Diebſtahle behandelt, da die Idee einer gewiſſen Heiligkeit der Sache hierbei hinwegfällt.

Diebſtahl an Regalien wird nach mehrern Landesgeſetzen ſehr ſchwer, ſogar mit Todesſtrafe, geahndet. Man verſteht darunter beſonders gewiſſe Naturproducte, die als Regal angeſehen werden, z. B. Bergwerkserzeugniſſe, da, wo Goldwäſcherei, Perlen- und Auſterfiſcherei ſind, die Erzeugniſſe hiervon, hiernächſt aber auch Strandgüter u. ſ. w.; doch leidet dies ſehr vielfache Modificationen und Abweichungen. Nur ſo viel wird überall dabei vorausgeſetzt, daß der Diebſtahl da geſchehe, wo dieſe Sachen gewonnen oder gefunden werden. Damit hängt in gewiſſer Maße der Wilddiebſtahl, in wie weit die Jagdgerechtigkeit als ein Regal angeſehen wird, zuſammen. Der Wilddiebſtahl, welcher, wenn nicht vom Stehlen des Wildes aus einem für daſſelbe beſonders eingezäunten Diſtrict, einem Thiergarten, Saugarten u. ſ. w., die Rede iſt, von vielen Rechtslehrern[69]) nicht für einen eigentlichen Diebſtahl anerkannt wird, iſt die durch eine

---

[63]) Tittmann a. a. O. §. 438. S. 396. Note b.

[64]) Fr. 2. D. arborum furtim caesarum (XLVII, 7.)

[65]) Stiſſer, Forſt- und Jagdhiſtorie der Teutſchen, recus. 1754. S. 46.

[66]) tit. D. de incendio, ruina, naufragio etc. (XLVII, 9.) initio usque ad fragm. 7.

[67]) Fr. 1. Fr. 3. §. 7. Fr. 11. D. de sepulcro viol. (XLVII, 12.)

[68]) z. B. v. Quiſtorp a. a. O. 1. Bd. §. 373.

[69]) Kleinſchrod, vom Wilddiebſtahle, deſſen Geſchichte ꝛc. Erlangen 1790. Nachtrag in den Abhandlungen aus dem peinlichen Rechte. 2. Th.

Perſon, welcher das dazu erfoderliche Jagdrecht nicht zuſteht, bewirkte Beſitzergreifung eines noch nicht occupirten Stückes Wild in der Abſicht, ſich dadurch zu bereichern. Durch dieſen letztern Zuſatz unterſcheidet ſich der Wilddiebſtahl von demjenigen bloßen Jagdfrevel, der durch Erlegung, Verletzung oder Verfolgung eines Stückes Wild auf fremdem Jagdgebiete, ohne gewinnſüchtige Abſicht geſchieht. Ebenſo iſt dieſes Verbrechen von demjenigen bloßen Jagdfrevel, wo ein Jagdberechtigter zu unerlaubter Zeit ſchießt, dadurch unterſchieden, daß der Wilddieb das Jagdrecht nicht hat. Allein dieſe Beſtimmung würde wieder nicht ausreichen[70]; denn auch ein Jagdberechtigter kann Wilddiebſtahl begehen, wenn er z. B. auf fremdem Reviere oder nach Hochwildpret jagt, während ihm nur die niedre Jagd etwa zuſtände, ihm alſo das dazu erfoderliche Jagdrecht abginge. Der Gegenſtand dieſes Diebſtahls iſt, wie gedacht, ein Stück Wild, nicht jedes wilde Thier; denn es gibt wilde Thiere, die in den Jagdgeſetzen nicht zum Wilde gerechnet werden, z. B. Feldmäuſe, Ratten, Maulwürfe, Hamſter u. a. — das Fangen der letztern, Hamſtergraben, iſt jedoch auch in manchen Ländern von beſtimmten Conceſſionen abhängig. Zum Wilddiebſtahl iſt ferner die Beſitzergreifung des Wildes erfoderlich; außerdem iſt die Handlung blos Attentat zum Wilddiebſtahl, oder blos Jagdfrevel. Aus dem eben erwähnten Erfoderniſſe der gewinnſüchtigen Abſicht folgt, daß der kein Wilddieb iſt, der ein Wild zur Vertheidigung ſeiner ſelbſt, oder ſeines oder des ihm anvertrauten Eigenthums erlegt, z. B. der Feldhüter, der zur Abwehrung des Wildes von den Feldfrüchten Wild erlegt, kann zwar geeigneten Falles dadurch einen Jagdfrevel begehen, dies iſt aber an ſich noch kein Wilddiebſtahl. Ob übrigens der Wilddieb das Wild ſelbſt erlegt, fängt u. ſ. w. oder bereits erlegtes, gefangenes u. ſ. w. Wild ſtiehlt, das iſt ebenſo gleichgültig rückſichtlich des Begriffs des Diebſtahls, als auf welche Art die Occupation des Wildes geſchieht. Auch in dieſer Materie ſind die Grundſätze des römiſchen Rechts, wonach das Tödten des Wildes kein Verbrechen ausmachte, weil Wild den Römern eine herrenloſe Sache (res nullius) war, die jeder in Beſitz nehmen konnte[71], nicht anwendbar. Ehemals wurde in Teutſchland dieſer Diebſtahl ſehr hart beſtraft, ſogar mit dem Leben, hier und da, wie behauptet wird[72], mit Aufſchmieden des Diebes auf lebendige Hirſche u. ſ. w. Jetzt richtet ſich die Wilddiebſtahlsſtrafe nach der Größe des Objects, danach, ob der Dieb ein Jäger von Gewerbe, namentlich ein ſogenannter Raubſchütze, oder ob er blos zufällig zu der That hingezogen war, ingleichen nach der Gefährlichkeit der Begehungsart, z. B. ob der Diebſtahl von einem Einzelnen, oder von mehrern Verbündeten, unter lebensgefährlichen Drohungen, oder gar Verletzungen u. ſ. w. geſchah. Geldſtrafen von 10 bis 50 und mehr Thalern, Gefängniß, auch Zuchthaus bis zu vier Jahren ſind die gewöhnlichen Strafen. Der Bienendiebſtahl, welcher manche dem Wilddiebſtahl analoge Beziehungen hat, iſt in manchen Landesgeſetzen beſonders verpönt. Die Beurtheilung deſſelben hängt von den rechtlichen Anſichten über die Bienen überhaupt und inſonderheit davon ab, ob die fraglichen Bienen wilde oder zahme ſind. Bei den Römern wurden ſie nach den römiſchen damaligen Rechtsgrundſätzen über wilde Thiere behandelt; es war unbedingt erlaubt, ſie ſammt Honig und Wachs überall wegzunehmen, ſo lange noch Niemand ſie ſich angeeignet hatte[73], daher ſogar, wenn Jemand vom Baume eines Andern einen Bienenſchwarm oder das von demſelben geſammelte Honig und Wachs hinwegnahm, er dadurch keinen Diebſtahl beging[74]. Da, wo die Bienen unbeachtet im Zuſtande der Wildniß leben, werden dieſe Grundſätze auch anwendbar ſein. In mehrern teutſchen Landen aber wird ein beſondrer Waldbienenſtand angenommen und der Waldherr wird als Eigenthümer deſſelben angeſehen[75]. Ebenſo werden die Bienen, ſo lange ſie es noch nicht verlernt haben, zu ihrem Stocke zurückzukehren, als Eigenthum deſſen, der ſie in einem Stocke verſammelt hat, betrachtet. In dieſen Fällen iſt daher die Wegnahme des Stockes, wenn ſonſt die Erfoderniſſe eines Diebſtahls eintreten, auch das Wegfangen ſolcher Bienen ein Bienendiebſtahl. Dieſer wurde ſonſt ſtrenger, als jetzt, wo man in der Regel nach den allgemeinen Grundſätzen vom Diebſtahle dabei verfährt, geahndet; man hatte deshalb ſogar eigne Gerichte, Zeitelgerichte oder Zeidelgerichte genannt, an manchen Orten, z. B. in Nürnberg. Da, wo dieſer Diebſtahl noch als beſonders ausgezeichnet beſtraft wird, müſſen das Object des Diebſtahls jedenfalls die Bienen ſelbſt, nicht deren Producte, und es muß eine Wegführung der Bienen aus dem Bereiche des Eigenthümers erfolgt ſein, weil die bloße Innebehaltung eines von ſelbſt auf fremden Grund gezognen Schwarms nicht zu dieſem Diebſtahle gehört. Von Beſtrafung eines angeblichen Herrn von Raub- und Heerbienen kann, nach den jetzigen naturhiſtoriſchen Anſichten über dieſe Art Bienen, nicht mehr die Rede ſein[76].

Der Pflugdiebſtahl, worunter man den Diebſtahl auf dem Felde am geſammten Ackergeräthe, als Pflug, Egge, Walze u. ſ. w., kurz an allen denjenigen größern Werkzeugen verſteht, wodurch die Erde zum Erbauen der Feldfrüchte geeignet gemacht wird, findet und fand vorzüglich, in mehrern Geſetzen eine härtre Beſtrafung als der gewöhnliche Diebſtahl, weil der Landmann oft genöthigt iſt, dieſe Werkzeuge im Freien zu laſſen und der Treue des Publicums anzuvertrauen. Indeß hat man neuerlich häufig dieſe Anſicht verlaſſen und bleibt ganz

---

Nr. 12. v. Feuerbach a. a. O. §. 348. Klien a. a. O. S. 203. Dagegen Tittmann a. a. O. §. 453.

[70] Nicht ganz einverſtanden mit Kleinſchrod in dem erwähnten Nachtrage. §. 1. S. 407.

[71] §. 12. J. de rer. div. (II, 1.)

[72] v. Quiſtorp, Grundſ. d. peinl. Rechts. 1. Th. §. 367.

[73] §. 14. J. de rer. divis. (II, 1.) Fr. 5. §. 2. 3. 4. D. de adquir. rer. domin. (XLI, 1.)

[74] Fr. 26. init. D. de furtis (XLVII, 2.)

[75] Danz, Handbuch d. teutſchen Privatrechts, nach Runde. 2. Bd. §. 147, beſonders Note a u. §. 254. Klien a. a. O. S. 216. Note x. *Leyser*, Med. ad D. spec. 537. med. 15 in fine.

[76] Runde, Grundſ. des teutſchen Privatrechts. §. 254.

bei den allgemeinen Grundſätzen des Diebſtahls ſtehen, wodurch man ſogar zur Anwendung mancher Milderungsurſachen kommt, die bei andern Diebſtählen nicht häufig eintreten[77]). Wo man aber den Pflugdiebſtahl noch auszeichnet, ſind zwar nicht blos die ganzen Werkzeuge, ſondern auch die einzelnen Theile derſelben, hingegen nicht kleinere Werkzeuge, welche ohne große Unbequemlichkeit jederzeit nach Hauſe gebracht werden können, z. B. Hacken, Harken, Spaten u. ſ. w., Gegenſtand deſſelben.

Der **Viehdiebſtahl** war nicht blos bei den alten Teutſchen, ſondern auch bei den Römern ſehr verpönt. Nach römiſchem Recht iſt zu unterſcheiden das Wegtreiben des Viehes aus den Heerden von der Weide (abigeatus), wozu jedoch eine gewiſſe Anzahl von Stücken, z. B. 10 bei Schafen, 4 bis 5 bei Schweinen u. ſ. w., erfodert war, und der Diebſtahl an Vieh außerhalb der Heerde, an einzelnen Stücken (furtum pecorum), und zwar letztres entweder von einem freien Platz oder aus dem Stalle. Nur größres und für den landwirthſchaftlichen Gebrauch eigentlich wichtiges Vieh, nicht Hunde, Katzen, Tauben, Gänſe, Pfauen u. ſ. w., konnten Gegenſtand der härtern Beſtrafung dieſes Diebſtahls ſein, und auch dabei wurde die Strafe von der mehr oder minder bedeutenden Größe abhängig gemacht[78]). Unter den verſchiednen Arten dieſes Diebſtahls ſtand in der Strafbarkeit oben an der eigentliche **Abigeat**, welcher mit einer geſchärften Strafe belegt werden ſollte; einen Grad geringer ſollte die Entwendung des Viehes aus dem Stall, am mildeſten Fortführung eines nicht in der Heerde befindlichen Stückes Vieh von einem freien Platze beſtraft werden. Die condemnatio ad gladium, d. i. nicht die Strafe des Schwertes, wie man ſie jetzt verſteht, ſondern die condemnatio ad ludum gladiatorum, die Verurtheilung zu öffentlichen Arbeiten, inſonderheit zu den Bergwerken, bei Vornehmern (qui honestiore loco nati sunt) Relegation und Degradation (erunt movendi ordine) waren die Strafen[79]). Man beſtraft jetzt, nachdem durch vermehrte Cultur es eine Menge von Gegenſtänden gibt, deren Entwendung ebenſo nachtheilig, vielleicht noch nachtheiliger iſt, als die des Viehes, den Viehdiebſtahl in der Regel dem gewöhnlichen Diebſtahle gleich; ja es iſt ſogar der Gerichtsbrauch bei Beſtrafung der Wegtreibung des Viehes aus der Heerde ſo wenig gleichförmig, daß man dieſe bald härter, bald gelinder, als andre Diebſtähle beſtraft[80]). Daß der Viehdiebſtahl von unverwahrten freien Plätzen gelinder, als der Diebſtahl des Viehes aus dem Stalle beſtraft wird, liegt in der Natur der Sache. Nur in der Hinſicht bleibt man noch bei dem römiſchen Rechte ſtehen, daß man den Viehdiebſtahl, wovon der Dieb eine Art von Gewerbe machte und worauf er gefliſſentlich ausging, härter beſtraft, als den zufällig begangenen (puniuntur autem durissime non ubique, sed ubi frequentius est id genus maleficii etc. Qui etc. et abigendi studium quasi artem exercent[81]). Da wo die Pferdezucht ein wichtiger Theil des Landesreichthums iſt, beſtrafen auch noch neuere Geſetze den Pferdediebſtahl beſonders ſtreng. In mecklenburger Geſetzen von 1777 und 1788 ſteht der Strang, in pommeriſchen Patenten von 1779 und 1786 drei- bis vierjährige Karren-, ja nach Befinden Galgenſtrafe auf dieſem Verbrechen.

Der **Hausdiebſtahl** (furtum domesticum) iſt derjenige, welcher im Hauſe entweder von einem Hausgenoſſen am andern, oder von einer, in Dienſtverhältniſſen ſtehenden Perſon an deren Herrn begangen wird. (S. den Art. Hausdiebstahl). Die römiſchen Geſetze ſind in Anſehung des Hausdiebſtahls des Dienſtgeſindes darum nicht mehr anwendbar, weil die damaligen häuslichen Dienſtverhältniſſe ganz von den unſrigen verſchieden waren, in Anſehung des Hausdiebſtahls der Hausgenoſſen aber darum nicht, weil die römiſchen Geſetze darüber theils allzu unvollſtändig ſind — ſie erwähnen nur den Fall, wenn ein Gaſtwirth die bei ihm einkehrenden Fremden beſtiehlt — theils ſie mehr den Punkt der Entſchädigung und der darüber anzuſtellenden Klagen, als die Eigenſchaft des Diebſtahls ſelbſt in das Auge faſſen. Specielle Landesgeſetze beſtrafen den Hausdiebſtahl beſonders hart, einige, z. B. ältre braunſchweigiſche Geſetze, drohen ſogar die Todesſtrafe an. Im Allgemeinen wird die gewöhnliche Strafe des Diebſtahls mit Schärfung, nach Maßgabe obiger Verhältniſſe, erkannt. Als Milderungsgrund läßt man hier inſonderheit den allgemeinen Milderungsgrund gelten, wenn der Dienſtbote ſich dadurch zu ſeinem rückſtändigen Lohne verhelfen wollte. Der hierher gehörige **Diebſtahl an Kameraden** iſt in den mehrſten Kriegsgeſetzen beſonders geſchärft. So ſoll er nach den königl. ſächſiſchen Geſetzen[82]) im Frieden um die Hälfte härter, im Kriege noch einmal ſo hart, als der gemeine Diebſtahl, und mindeſtens im Frieden mit vierzehntägigem, im Kriege mit vierwöchentlichem Kettenarreſte beſtraft werden. Beſonders hart iſt der Hausdiebſtahl an Hofbedienten zu beſtrafen, welche ſich deſſelben in herrſchaftlichen Paläſten ſchuldig machen, weil dies Verbrechen auch mit in das durch viele Particulargeſetze beſonders verpönte Verbrechen des **Hofdiebſtahls**, des Diebſtahls in Reſidenzen, fällt. Darunter verſteht man denjenigen Diebſtahl, welcher in den, zur Wohnung für den Landesherrn (alſo nicht für die, beſonders entferntern, Glieder der Familie, z. B. die apanagirten Prinzen und Prinzeſſinnen, wenn dieſe Wohnungen nicht mit der des Landesherrn genau zuſammenhängen) gebrauchten Gebäuden (dahin gehören auch Jagd- und Luſtſchlöſſer, ſo lange der Fürſt da anweſend iſt) verübt wird. Die in den Reſidenzen öfter befindlichen Wohnungen der Officianten, ſelbſt die Verſammlungsorte der Beamten, die Kammern, Kanzleien, Amtsſtuben u. ſ. w., gehören nicht zu den Gebäuden, in denen

---

77) Tittmann a. a. O. §. 450.

78) Fr. 1. §. 2. D. de abigeis (XLVII, 14.)

79) Fr. 1. pr. §. 1 et Fr. 3. §. 1. D. de abigeis (XLVII, 14.)

80) Tittmann a. a. O. §. 451. Man vergl. auch v. Quiſtorp a. a. O. §. 366.

81) Fr. 1. pr. et §. 1. D. de abigeis (XLVII, 14.)

82) Strafgeſetzbuch für die königl. ſächſiſchen Truppen. Art. 217 fg.

der Diebſtahl als Hofdiebſtahl angeſehen wird. Denn der Grund der Auszeichnung dieſes Diebſtahls wird theils in der Kühnheit und Verwogenheit des Diebes, wegen der in der Nähe des Landesherrn mehrentheils befindlichen vielen Wachen und Aufſeher, theils in der Heiligkeit und ſogenannten Befriedung des Orts, theils in der hier weniger möglichen genauen Verwahrung der Sachen geſucht[83]. Eine willkürlich erhöhte Strafe des Diebſtahls findet dabei ſtatt, und es iſt dieſer Diebſtahl inſofern merkwürdig, als die Unterſuchung und Beſtrafung deſſelben häufig den ordentlichen Gerichten entzogen und den Hofmarſchallämtern zugetheilt iſt, wobei jedoch der oben aufgeſtellte Begriff des Hofdiebſtahls nicht feſtgehalten, ſondern in der Regel jeder in dem Reſidenzſchloſſe begangne Diebſtahl unter das Hofmarſchallamt gezogen wird.

Noch kannten die Römer mehre beſonders benannte ausgezeichnete Diebſtähle, deren Verſchärfung jedoch jetzt wenig beachtet wird. Dahin gehört das **crimen directariatus**, oder, wie es auch genannt werden will, **diaetariatus**. Sei es, daß die Römer darunter das Erbrechen der Wohnzimmer, oder das Einſchleichen in die obern Theile des Hauſes (**coenacula**), oder das einſchleichende Gehen nach den obern Theilen des Hauſes, oder den Diebſtahl eines Aufſehers über die obern Theile des Hauſes verſtanden[84], und darauf kommen die Anſichten der mehrſten Rechtslehrer hinaus[85]; ſo ſcheint doch derjenige Umſtand, welcher den Römern als hauptſächlich erſchwerend vorkam, das Einſchleichen und Verſtecktſein in den obern der Aufſicht mehr entzogenen und ſchwerer zu erreichenden Theilen des Hauſes zu ſein. Darum beſtraften ſie dieſes Verbrechen mit körperlicher Züchtigung (**poena fustigationis**), Relegation, öffentlicher Arbeit. Zwar wird noch jetzt das Einſchleichen und Verſtecken, beſonders wenn es von bedeutender Liſt und Frechheit zeugt, als Schärfungsgrund, doch ſelten für ſich allein und in der Regel nur, wenn es mit andern Schärfungsgründen concurrirt, angeſehen. Auf gleiche Weiſe ſollten nach dem römiſchen Geſetze[86] die **saccularii, „qui, vetitas in sacculo artes exercentes, partem subducunt, partem subtrahunt,“** die Taſchendiebe, Beutelſchneider, Weißkäufer ꝛc. beſtraft werden. Man verſteht unter dieſen Dieben ſolche, welche den Gegenſtand des Diebſtahls unmittelbar von der Perſon wegnehmen. Wenn gleich dieſes Verbrechen bei der Beſtrafung ſelbſt, um der Art der Ausführung willen, in Teutſchland nicht ausgezeichnet zu werden pflegt; ſo werden doch gewöhnlich dieſe Diebe wegen ihrer Gefährlichkeit ſolchen polizeilichen Maßregeln unterworfen, die im Effect einer Strafſchärfung gleichkommen, z. B. unbeſtimmtes, rückſichtlich ſeiner Beendigung von der anſcheinenden Beſſerung des Verbrechers abhängiges Zuchthaus. Auch pflegt man dann, wenn dieſe Menſchen aus dem Diebſtahl eine Art von Gewerbe machen und unter Andern denſelben bei größern Volkszuſammenkünften treiben (Marktdiebſtahl, Meßdiebſtahl), eine ſolche Zuſatzſtrafe zu erkennen, welche das Publicum mehr in den Stand ſetzt, ſich vor dieſem Diebe zu hüten, z. B. Ausſtellung an den Pranger, öffentliche körperliche Züchtigung, ſonſt Staupbeſen u. ſ. w. Häufiger rechnet man dazu ſolche Diebe, welche ſich mit Abſchneiden und Erbrechen der Koffer und Felleiſen abgeben, und dieſe werden wegen des beſondern Grades von Frechheit und Gefährlichkeit, welcher dabei concurrirt, zu vier- bis ſechsjährigem Zuchthauſe[87] verurtheilt. Eine den Römern ganz eigne Art von ausgezeichneten benannten Diebſtählen war der Diebſtahl in Bädern (**furtum balnearium**). Die Bäder ſtanden bei ihnen unter einem beſondern öffentlichen Schutze, welches bei uns nicht der Fall iſt, daher die Grundſätze der Römer über dieſen Gegenſtand jetzt nicht einmal dann Anwendung finden können, wenn durch beſondre Landesgeſetze der Diebſtahl in gewiſſen öffentlichen Heilquellen, Geſundbrunnen u. ſ. w. vorzüglich verpönt iſt. Es muß ſich vielmehr in dieſen Fällen lediglich an die ausdrücklichen Beſtimmungen des Landesgeſetzes gehalten und dabei ſtehen geblieben werden. Indeß wird jedenfalls der bei den Römern vorzüglich zu berückſichtigende Diebſtahl, wenn einem Badenden die ausgezogenen Kleidungsſtücke entwendet worden ſind, auch bei uns beſonders nachdrücklich geſtraft werden, da der Badende nicht nur in dem Zuſtande, in welchem er ſich befindet, ſich vor dieſem Unfalle nicht wohl ſchützen, ſondern auch durch den Mangel an Kleidungsſtücken rückſichtlich ſeiner Geſundheit Schaden leiden kann und überdies öffentlicher Beſchimpfung ausgeſetzt wird. Bei den Römern wurde dieſer Diebſtahl mit einer **poena publica extra ordinem** belegt, welche jedoch zeitige öffentliche Arbeit nicht überſteigen ſollte. Die Soldaten wurden mit Schande entlaſſen (**ignominia mitti**)[88].

Noch nennen die römiſchen Geſetze, als beſonders, und zwar nach Maßgabe ihres Standes, zu zeitigen oder ewigen öffentlichen Arbeiten, Degradation oder Landesverweiſung zu verurtheilende Verbrecher die **expilatores**, welche im Geſetze ſelbſt[89] nur als **fures atrociores** charakteriſirt werden. Darüber, was eigentlich darunter verſtanden wurde, iſt man nicht im Klaren[90], daher um ſo weniger von einer Anwendung der diesfallſigen Grundſätze die Rede ſein kann.

Bei den privilegirten Diebſtählen, deren wir oben gedachten, ſind vorzüglich merkwürdig die verſchiednen Anſichten über das **crimen expilatae hereditatis**, Erbſchaftsdiebſtahl, Beraubung der Erbſchaft, d. i. der an einer Verlaſſenſchaft begangne Diebſtahl. Die Merkwürdigkeit beſteht vorzüglich darin, daß die Grundſätze des römiſchen und teutſchen Rechts von den Rechtslehrern ſehr vermiſcht worden und daraus ſehr zweifelhafte Reſultate entſtanden ſind. Das römiſche Recht ſetzte offenbar dabei als Thäter eine ſolche Perſon, welche nicht Miterbe iſt[91], voraus[92]. Es ſah auch dieſen Diebſtahl nicht für weniger ſtrafbar, als den gemeinen Diebſtahl an[93]. Es ordnete vielmehr die außerordentliche actio expilatae hereditatis, welche überdies nur bei den peinlichen Obrigkeiten, dem praefectus urbi oder praeses provinciae, angeſtellt werden konnte[94], nur darum an, weil nach dem ſtrengen Klagenſyſteme der Römer bei einer ruhenden, noch von Niemandem angetretenen Erbſchaft (hereditas jacens) Niemandem ein Klagrecht gegen dergleichen Entwendungen zugeſtanden haben würde und doch die hereditas jacens hiergegen geſchützt werden mußte. So ſagt es ein Geſetz ausdrücklich: Expilatae hereditatis crimen *loco deficientis actionis* intendi consuevisse, non est juris ambigui[95]. Es wurde auch das crimen expilatae hereditatis extra ordinem beſtraft[96]. Nun findet ſich in der P. G. O. folgende Vorſchrift des 165ſten Artikels:

---

[83] Tittmann a. a. O. §. 459.

[84] *Erhard* de furti notione per leges constituta adcuratius definienda. Cap. I. p. 25—38. *Pernice* de furum genere quod vulgo directariorum nomine circumfertur. Götting. 1821.

[85] Einige andre Hypotheſen enthält Wächter im Lehrbuch des Strafrechts. 2. Th. §. 197. S. 332 fg.

[86] Fr. 7. D. de extraord. crim. (XLVII, 11.)

[87] v. Quiſtorp a. a. O. §. 369.

[88] Fr. 1 et 3. D. de fur. balnear. (XLVII, 17.)

[89] Fr. 1. §. 1. D. de effractoribus (XLVII, 18.).

[90] *Calvini* Lexicon juridicum s. voc. expilatores.

„Item ſo einer aus Leichtfertigkeit oder Unverſtand etwas heimlich nähm von Gütern, der er ſonſt ein nächſter Erbe iſt, oder ſo ſich dergleichen zwiſchen Mann und Weib begäbe und ein Theil den andern derhalb anklagen würde, ſollen Richter und Urtheiler mit Entdeckung aller Umſtände bei den Rechtverſtändigen und an Orten und Enden, wie zu Ende dieſer unſerer Ordnung angezeigt, Raths pflegen, auch erfahren, was in ſolchen Fällen das gemeine Recht ſei und ſich darnach halten. Doch ſoll die Obrigkeit oder Richter in dieſen Fällen von Amtswegen nicht klagen noch ſtrafen.“

Die in dieſem Geſetze enthaltene Verweiſung auf das römiſche Recht deutete man zum Theil auf die römiſchen Vorſchriften über den Erbſchaftsdiebſtahl, welcher nach obigem eine ruhende Erbſchaft, alſo den ſchon erfolgten Tod des Erblaſſers vorausſetzt, während dieſes teutſche Geſetz von Beſtehlung eines noch lebenden Erblaſſers und der Ehegatten unter einander, alſo zum Theil davon, was die Römer amotio oder crimen rerum amotarum nennen, vom Verwandtendiebſtahl oder Familiendiebſtahl ſpricht, man alſo auf die hierüber verfügenden Geſetze des römiſchen Rechts[97] jene Stelle der P. G. O. hätte beziehen ſollen[98]. Dieſe römiſchen Geſetze nun drohen dem Diebſtahl unter ſo nahen Verwandten gar keine Strafe, ſchließen die Diebſtahlsklage ganz aus und verſtatten blos Klage auf Schadenerſatz. Darin alſo und in der Schlußverordnung des erwähnten Artikels der P. G. O., daß bei dieſem Diebſtahle nicht Amtswegen verfahren, ſondern jederzeit Klage des Beſtohlenen abgewartet werden ſoll, beſteht die günſtige Auszeichnung, das privilegium dieſes Diebſtahls. Es iſt nach allem dieſen ebenſo irrig, daß für ſolche Diebſtähle der Gerichtsbrauch eine, wenngleich leichte Strafe, gewöhnlich Gefängniß von einigen Tagen bis zu acht Wochen, höchſtens drei Monaten zuläßt[99], als daß man die Perſonen, welche dieſen Diebſtahl begehen können, auf gewiſſe Grade der Verwandtſchaft, ſogar Schwägerſchaft, aus gewiſſen Billigkeitsrückſichten[1] ausdehnen oder beſchränken will. Kein Privilegium kann über die ausdrücklichen Worte des Geſetzes erklärt werden. Das Geſetz nimmt, als einziges Kriterium, ſolche Verwandtſchaft an, welche für den Todesfall des Beſtohlenen ein ſofort eintretendes Erbrecht begründet, daher der Grad bald näher, bald entfernter ſein, das Privilegium aber nur bei einem ſolchen Erbanſpruch eintreten kann. Eine in dieſen Verhältniſſen nicht ſtehende Perſon, welche am Verwandtendiebſtahle Theil nimmt, wird wie jeder Theilnehmer an einem andern Diebſtahle beſtraft. Die Schlußworte des Geſetzes, welche man gewöhnlich ſo auszulegen pflegt, daß alſo das Geſetz doch eine Strafe zulaſſe[2], ſagen nicht, daß nur eine gelindere Strafe hier ſtattfinden ſolle, ſondern heißen ganz klar im Zuſammenhange: „wenn das gemeine Recht eine Strafe ausſprechen ſollte“ — der Geſetzgeber läßt dies unentſchieden, ſonſt würde er dieſe Strafe gradezu genannt haben — „ſoll der Richter doch nicht von Amtswegen, ſondern nur auf erfolgte Klage dieſe Strafe verhängen.“ Überdies ſchließt allerdings das Geſetz nicht jede Strafbarkeit aus. Denn es beruft ſich nur rückſichtlich desjenigen Verwandtendiebſtahls auf das keine Strafe ſtatuirende gemeine Recht, der „aus Leichtfertigkeit oder Unverſtand“ geſchieht, nicht rückſichtlich desjenigen, bei welchem erſchwerende Umſtände vorhanden ſind, daher man von jeher dieſen von den Privilegien des Verwandtendiebſtahls ausnahm[3].

Weiter iſt privilegirt der Diebſtahl an eßbaren Früchten auf dem Felde, bei Tage, wenn der Dieb nicht durch Wegtragen großen gefährlichen Schaden thut[4]. Dann ſoll er blos bürgerlich nach Gelegenheit der Perſon und Sache, nach Ortsgewohnheit geſtraft werden. In Gemäßheit dieſer Principien muß gemeinrechtlich der Feld- und Gartendiebſtahl angeſehen werden. Particulargeſetze ſchärfen aber die Strafe deſſelben oft ſehr. Es kommt dabei auf die Größe des angerichteten Schadens an; da dieſer häufig gering iſt, ſo wird da, wo gemeines Recht gilt, Handarbeit und Gefängniß die gewöhnliche Strafe ſein. Vorzüglich leicht iſt der ſogenannte *Mundraub* zu beſtrafen, d. i. derjenige Diebſtahl, wenn Jemand zu augenblicklicher Stillung ſeines Appetits Früchte wegnimmt und ſogleich verzehrt, eine Handlung, die nach andern teutſchen Geſetzen ſonſt ganz unſträflich war[5]. Der Feld- und Gartendiebſtahl wird übrigens, nach einigen Particulargeſetzgebungen, beſonders in Wiederholungsfällen mit körperlicher Züchtigung, Pranger, ja Zuchthauſe belegt. Und da die P. G. O. ganz allgemein von „Früchten und Nutzung auf dem Felde“ ſpricht; ſo verſteht man darunter nicht blos Getreide und Früchte aller Art, ſondern auch Gras, Baumfrüchte, Steine, Braunkohlen, Torf, Lehm u. ſ. w.

---

[91] Fr. 3. C. familiae erciscundae (III, 36.): Expilatae enim hereditatis crimen *frustra coheredi* intenditur. [92] Klien a. a. O. S. 391 gegen Tittmann a. a. O. 2. Bd. §. 435. [93] Fr. 12. C. ex quib. caus. infamia (II, 12.): Si te expilasse hereditatem, sententia praesidis constiterit, *non* ex eo quod non et alia poena tibi irrogata est, *furti improbioris infamiam evitasti.* [94] Kleinſchrod, Abhandl. aus dem peinl. Recht. 2. Th. S. 109 fg. [95] Fr. 6. C. de crim. expil. heredit. (IX, 32.) [96] Fr. 1. D. expilatae hereditatis (XLVII, 19.) [97] Fr. 12. F. de obl. quae ex del. (IV, 1.) Fr. 16. Fr. 17. pr. Fr. 52. §. 4—7. D. de furtis (XLVII, 2.) Fr. 1. Fr. 3. pr. Fr. 17. Fr. 25. D. de act. rer. amot. (XXV, 2.) Fr. 2. C. rer. amot. (V, 21.) [98] v. Feuerbach a. a. O. §. 351.

[99] Tittmann a. a. O. §. 435.

[1] Wächter, Lehrbuch des Strafrechts. 2. Th. §. 195. Note 93. [2] *Hommel*, Rhapsod. obs. 540. [3] v. Quiſtorp a. a. O. 1. Th. §. 377. [4] P. G. O. Art. 167.

Der *Fiſchdiebſtahl* iſt nur inſofern privilegirt, als der Gegenſtand Fiſche ſind, die aus einem „fließenden ungefangenen Waſſer,“ das einem Andern zuſteht, geſtohlen werden. Während nämlich der Fiſchdiebſtahl aus „Weihern oder Behältniſſen“ dem gewöhnlichen Diebſtahle gleich beſtraft wird, ſoll in gedachtem Falle nur eine willkürliche Leibes- oder Vermögensſtrafe eintreten[6]. Da hier offenbar der Grund der mindern Strafbarkeit in dem Unterbleiben der Störung der Sicherheit des Wohnorts und in der ſich ſo leicht darbietenden Gelegenheit zu Begehung dieſer Handlung liegt; ſo wächſt die Strafbarkeit bei dem Fiſchdiebſtahle, je ſtärker und ſicherer die Verwahrung iſt, in welche der Dieb dabei dringen mußte, je bedeutender die zu Erlangung ſeines Zweckes angewendeten Mittel ſind, z. B. Ziehung der Zapfen eines Teiches oder ſonſtige Ablaſſung deſſelben, endlich je nachdem der angerichtete Schade groß iſt, z. B. Fiſchdiebſtahl in der Laichzeit. Der *Krebsdiebſtahl* wird mit Recht dem Fiſchdiebſtahle gleich beſtraft.

Noch zählt man häufiger den Diebſtahl an den auf öffentlichen Plätzen als Staatseigenthum befindlichen Sachen, als Statuen, Säulen, Geländern, Brücken, Ketten zu Gebäuden und Säulen, an öffentlichen Baumpfählen u. ſ. w. zu den privilegirten Diebſtählen[7], weil durch die leichte Gelegenheit dazu eine gelindre Strafe motivirt werde. Indeß finden andre Particulargeſetze eben darin und in der Nothwendigkeit, dieſe Sachen blos dem Schutze des Publicums anzuvertrauen und ihnen daher eine Art von Heiligkeit zu geben, Motive für eine härtre Beſtrafung. Dies dehnt man dann auch auf andre Sachen aus, denen man den Charakter einer beſondern Heiligkeit und Unverletzlichkeit beilegt, weil ſie unter den unmittelbaren Schutz des Staates geſtellt ſind, z. B. gerichtliche **Deposita**, die den öffentlichen Poſten anvertrauten Sachen (*Poſtdiebſtahl*) u. ſ. w.[8].

Im Allgemeinen iſt noch rückſichtlich des Diebſtahls nach gemeinem teutſchen Rechte Folgendes zu bemerken. Die Rechtslehrer[9] haben bei dieſem häufigen Verbrechen viele nicht zu rechtfertigende beſondre *Milderungsgründe* rückſichtlich der Strafe geltend zu machen geſucht. Dahin gehört unter Andern der Erſatz des Geſtohlnen. Weder die römiſchen, noch teutſchen Geſetze enthalten dieſen Milderungsgrund ausdrücklich, doch wird er im Gerichtsbrauch immer beachtet, wenn der Diebſtahl kein wiederholter oder qualificirter war, ſonach auch das Unerſetzte nicht den Betrag eines großen Diebſtahls erreicht, die Wiedererſtattung noch vor Anſtellung der Unterſuchung geſchah, und der größte Theil des Geſtohlnen erſetzt[10], endlich der Erſatz dem Beſtohlnen auch wirklich geleiſtet wurde, das Object aber nicht etwa blos nach entdecktem Diebſtahle vorhanden, z. B. in Gerichtsgewahrſam war, aber vor der Ablieferung an den Beſtohlnen durch einen andern Zufall wieder verloren ging. Haben Mehre zuſammen einen Diebſtahl begangen, ſo wird nicht jedem Einzelnen das, was von ihm erſetzt wurde, zugute gerechnet, ſondern der Erſatz von Allen zuſammengenommen, wird auf Alle repartirt[11]. — Die P. G. O. ſelbſt handelt als einen Milderungsgrund bei dem Diebſtahl, in einem eignen, dem 170ſten, Artikel die Jugend des Diebes umſtändlich ab. Sie nimmt dabei das 14te Jahr als Normaljahr an, wo dieſe Entſchuldigung aufhöre, und ſetzt ausdrücklich voraus, „daß die Bosheit das Alter (nicht) erfüllen möchte.“ Da die Jugend für jedes Verbrechen einen geſetzlichen Milderungsgrund abgibt[12], ſo kann dies bei dem Diebſtahle höchſtens nur eine noch nachdrücklichere Berückſichtigung jenes allgemeinen Milderungsgrundes erwirken. — In der Natur der Sache liegt es übrigens, daß die Strafe ſich bedeutend mildert, wenn der Dieb die Entwendung nur beging, um ſich wegen einer ihm an den Beſtohlnen zuſtehenden Foderung bezahlt zu machen[13], oder von dem Geſtohlnen nicht ſelbſt zu profitiren, ſondern nur, ohne alle intereſſirte Abſicht, Jemanden eine Wohlthat zu erzeigen.

Umſichtiger iſt der Gerichtsbrauch bei Annahme gewiſſer beſondrer *Schärfungsgründe* für die Strafe des Diebſtahls. Dieſe ſind unter andern, wenn dem Diebe die Verpflichtung zur Sorge für die geſtohlnen Sachen oblag, z. B. der Schildwache[14], dem Feldhüter, dem Hirten u. ſ. w. bei dem Diebſtahl an den bewachten Gegenſtänden; wenn weiter der Dieb vermöge ſeines bürgerlichen Gewerbes, z. B. als Schloſſer, ſich der Treue beſonders befleißigen ſollte und er von ſeiner Handwerksgeſchicklichkeit einen diebiſchen Gebrauch macht[15]; wenn ſolche Gegenſtände geſtohlen werden, deren Entbehrung eine große Calamität hervorbringen kann, z. B. Stützen unter einem abgeſteiften Hauſe, Feuerlöſchgeräthe, die Ketten u. ſ. w., womit eine Schiffmühle am Ufer befeſtigt iſt ꝛc. Daß endlich Diebe, die ſich in Banden zum Stehlen vereinigt haben, vorzüglich hart beſtraft werden, liegt in der Natur der Sache. — Die Theilnehmer an einem Diebſtahle pflegen gewöhnlich nach Verhältniß des von ihnen bezognen Gewinnes, bei begangnen Gewaltthätigkeiten nach Verhältniß der Theilnahme an dieſer Gewaltthätigkeit, überhaupt nach dem Grad ihrer Thätigkeit, Partirer und Diebshehler aber nach den allgemeinen Grundſätzen über Partirer und Hehler (ſ. dieſe Artikel) beſtraft zu werden. Gegen die Diebe gedenken die Geſetze beſonders des Rechtes der Nothwehr. Die P. G. O. Art. 150. erklärt die Tödtung eines Menſchen „ſo Jemand einen bei nächtlicher Weil gefährlicher Weiſe in ſeinem Hauſe findet“ zu den Nothwehrfällen, ohne jedoch ſich darüber zu erklären, was dazu erfoderlich und wie weit der Todſchlag an einem ſolchen Menſchen zu entſchuldigen ſei. Geht man deshalb auf das römiſche Recht zurück [16], ſo findet man, daß dieſes die Tödtung eines bei Tage ertappten, mit Waffen ſich vertheidigenden Diebes, ingleichen eines bei Nacht im Hauſe ertappten Diebes erlaubt, dies jedoch nur unter Vorausſetzung der allgemeinen Erfoderniſſe der Nothwehr (ſ. dieſen Artikel) [17].

---

[5] Sachſenſpiegel. Buch II. Art. 39 und 68.

[6] P. G. O. Art. 169.

[7] *Tittmann* a. a. O. §. 447.

[8] *Henke* a. a. O. S. 425.

[9] *Leyser*, Med. ad pand. spec. 537.

[10] *Henke* a. a. O. S. 448.

[11] *Tittmann* a. a. O. §. 476.

[12] P. G. O. Art. 179.

[13] *Struben* a. a. O. Bed. 197. §. 9. (Alte Ausg. II, 107.)

[14] *Lünig*, Corp. jur. milit. Part. gen. c. 1. n. 33 et 39. Das ſächſ. Militairſtrafgeſetzbuch droht Art. 120 wenigſtens achtjährige Eiſenſtrafe.

[15] v. *Berg*, Handbuch des teutſchen Polizeirechts. 1. Th. 3. Buch. 1. Abſchn. 5. Hauptſt. Nr. 2. S. 330.

Zur Wiedererlangung des Geſtohlnen gibt das römiſche Recht mehre Klagen [18]. Obenan ſteht die actio furti (die Diebſtahlspönalklage), welche aber darum jetzt außer Gebrauch iſt, weil ſie den Begriff der Römer, daß der Diebſtahl ein Privatdelict ſei, vorausſetzt, daher ſie auf Erlangung bezüglich des doppelten oder vierfachen Werthes des Geſtohlnen ging, welches Recht auf Einklagung einer Privatſtrafe jetzt, wo der Dieb mit einer öffentlichen Strafe belegt wird, dem Beſtohlnen nicht mehr zuſteht. Übrigens hatte ſie auch die Schwierigkeit, daß ſie nicht gegen die Erben, ſondern blos gegen den Dieb gerichtet werden konnte. Dagegen wird noch jetzt die Eigenthumsklage (rei vindicatio) und die, nach deren Beiſpiele, zur Befreiung des Klägers von dem bei der vorigen zu führenden ſchweren Beweiſe des Eigenthums, eingeführte publicianiſche Klage von dem Beſtohlnen angeſtellt werden können. Beide ſetzen indeſſen ebenſo, wie die actio ad exhibendum (die Herausgebungsklage) die noch fortdauernde Exiſtenz des geſtohlnen Gegenſtandes voraus. Günſtiger iſt daher die eigens für dieſen Zweck eingeführte condictio furtiva (eigentliche Diebſtahlsklage), vermöge deren der Eigenthümer und deſſen Erben, in gewiſſen Fällen auch der Pfandgläubiger, von dem Diebe und deſſen Erben, auch zuweilen deſſen Gehülfen, die Wiedererſtattung der geſtohlnen Sache nebſt Zubehör, gezogenen und vernachläſſigten Früchten und allem übrigen Intereſſe, alſo auch Zinſen, im Fall aber die geſtohlne Sache aus irgend einem Grunde untergegangen ſein ſollte, den, von Zeit des begangnen Diebſtahls an ſtattgehabten höchſten Gemeinwerth derſelben, — nach einiger Rechtslehrer Meinung jetzt nur den zur Zeit der Begehung des Diebſtahls ſtattgehabten Werth der Sache — einklagen können [19]. Dieſe Klage kann danach angeſtellt werden, der Dieb beſitze die Sache noch oder nicht, ſelbſt wenn er auch nicht dolo malo — welches andre Klagen vorausſetzen — den Beſitz derſelben aufgegeben hat, ſelbſt wenn ſie durch einen ſolchen Zufall, der ſie auch bei dem Eigenthümer betroffen haben würde, untergegangen iſt. Iſt die Sache von dem Diebe zu etwas Anderm gemacht worden, z. B. Gefäße aus geſtohlnem Metalle, Meubles aus geſtohlnem Holze, ſo kann der Kläger auf Ausantwortung der neuen Subſtanz klagen, ohne daß der Dieb einen Erſatz der darauf verwendeten Unkoſten verlangen kann. Der Kläger wird, in Ermanglung andrer Beweiſe über den Werth der Sache, zum Würderungseide (juramentum in litem) gelaſſen. Von mehren Dieben haftet Jeder, ohne die Theilungswohlthat, für das Ganze, aber jeder Erbe eines Diebes haftet nur für ſeinen Erbantheil, jedoch ohne Rückſicht darauf, ob er durch den Diebſtahl reicher geworden iſt oder nicht. Ein successor singularis, alſo ein ſolcher, welcher nicht in das geſammte Recht ſeines Vorgängers eingetreten iſt, ſondern nur aus einem ſpeciellen Rechtsgrunde die fragliche Sache von dem Diebe überkommen hat, kann nicht mit dieſer Klage belangt werden. Die Klage wird eingetheilt in die condictio furtiva certi, wenn ſie der Eigenthümer oder deſſen Erben in vorgedachter Maße, c. f. incerti, wenn ſie der Pfandgläubiger oder deſſen Erben anſtellen, weil im letzten Falle dieſer entweder ein Verſehen dabei zu Schulden brachte, in welchem Fall er dem Eigenthümer für den Werth der Sache ſtehen muß, dieſen alſo ganz einzuklagen berechtigt iſt, oder ganz unſchuldig an der Sache war, wo er dann blos auf Erſatz derjenigen Summe klagen kann, die er dem Eigenthümer lieh. Bei den Römern, wo das furtum possessionis noch möglich war, konnte die Klage, im Falle der Eigenthümer ſelbſt der Dieb war, vom Pfandgläubiger auch nur auf Capital und Zinſen gerichtet werden. Dieſe Klage erlöſcht durch Novation dadurch, daß der Dieb dem Kläger die Sache anbietet, dieſer ſie aber nicht annimmt und durch Überlieferung der geſtohlnen Sache oder deren Werthes an den Beſtohlnen. Ungeachtet aller angegebnen Vortheile kommt dieſe Klage ſelten vor, weil dem Beſtohlnen gewöhnlich bei der Criminalunterſuchung ſofort und mittels des Adhäſionsproceſſes [20], zu ſeinem Eigenthume verholfen wird, der Dieb aber in der Regel in ſo ſchlechten Vermögensumſtänden iſt, daß, wenn nicht das Diebſtahlsobject ſelbſt wieder erlangt wird, eine Entſchädigung weder von ihm noch von ſeinen Erben zu gewinnen iſt.

Häufiger dagegen kommt die Frage vor, welche Stelle einer ſolchen Foderung bei dem Vermögensconcurs des Diebes gebühre? Dieſe ſehr ſtreitige Frage wird wol mit dem mehreſten Rechte dahin beantwortet, daß, wenn die geſtohlne Subſtanz noch vorhanden iſt, der Beſtohlne ſie jure separationis vor allen Gläubigern vorausfodern kann. Im Fall aber dies nicht ſtattfindet, und wenn alſo die Rede blos vom Schadenerſatz iſt, ſo hat der Beſtohlne, da ihm die Geſetze außerdem kein Vorzugsrecht, am wenigſten eine Hypothek in den Gütern des Diebes, einräumen, blos das durch den 157. Artikel der P. G. O. ihm zugeſtandne Vorzugsrecht vor der Geldbuße der Obrigkeit, da hingegen im Übrigen er mit den andern Chirographarien in die letzte Claſſe zu ſtellen iſt[21].

---

[16] Fr. 4. §. 1. D. ad Leg. Aquil. (IX, 2.) Fr. 54. §. 2. de furtis (XLVII, 2.). Fr. 9. D. ad Leg. Corn. de sic. (XLVIII, 8.).

[17] v. Feuerbach a. a. O. §. 322.

[18] Umſtändlich iſt die Materie über Entſchädigung des Lädirten abgehandelt in der Schrift von Kleinſchrod, Allgemeine Grundſätze über den Schadenerſatz aus Verbrechen in den ſchon angezognen Abhandlungen aus dem peinl. Recht. 3. Th. S. 325 fg.

[19] *Hellfeld*, Jurisprud. for. §. 837 sq. und der Glück'ſche Commentar zu dieſen Paragraphen. 13. Bd. 1. Abth. S. 211 fg. v. Quiſtorp a. a. O. §. 384. *Koch*, Instit. jur. crim. §. 216 sq. Schmidt, Gerichtliche Klagen und Einreden. §. 1379. *Boehmer*, De actionibus Sect. II. cap. V. §. 34.

[20] Auch dieſer iſt umſtändlich abgehandelt in den oben angeführten Kleinſchrod'ſchen Abhandlungen. 3. Th. Nr. XVI. S. 463 fg.

Die Verbindlichkeit des Diebes zur Entſchädigung des Beſtohlnen ändert ſich durch Beſtrafung des erſtern nach allgemeinen Rechtsgrundſätzen nicht. Wol aber exiſtiren entgegengeſetzte, teutſche, ältre Rechtsgewohnheiten, woraus das Rechtsſprüchwort: „der Dieb bezahlt mit dem Strick,“ entſtanden iſt. Dies und die unrichtige Erklärung einer Stelle eines römiſchen Geſetzes[22], ſowie des, auch in der Gloſſe zu dem 35. Artikel des 2. Buchs des Sachſenſpiegels Num. 4 erwähnten Sprüchworts: „Mit dem Tode wettet man zugleich dem Richter und büßet dem Kläger[23],“ mögen die 12. Conſtitution im 4. Theile der ſächſiſchen Conſtitutionen von 1572 und die 86. der ſächſiſchen Deciſionen von 1661 veranlaßt haben, wodurch aller Schadenerſatz, namentlich von den Erben des Diebes, dem Beſchädigten für den Fall abgeſprochen wurde, daß der Dieb Leibes- oder Lebensſtrafe erduldet hatte[24]. Indeß wurden auch dieſe unnatürlichen geſetzlichen Verfügungen durch das ſächſiſche ſogenannte Räubermandat vom 27. Juli 1719[25] aufgehoben.

Überhaupt hat die Particulargeſetzgebung Teutſchlands in der Lehre vom Diebſtahle mancherlei merkwürdige Abweichungen vom gemeinen Rechte, deren umſtändliche Anführung jedoch die Grenzen dieſes Artikels überſchreiten würde. Nur von denjenigen Staaten, welche eine eigne allgemeine Criminalgeſetzgebung haben, bemerken wir Folgendes: Das öſterreichiſche Geſetzbuch folgt in der Hauptſache, was den Begriff des Diebſtahls anlangt, ganz dem gemeinen teutſchen Recht. Es ſagt (im 1. Theile §. 151.): „Wer um ſeines Vortheils willen fremdes bewegliches Gut aus eines Andern Beſitz, ohne deſſen Einwilligung entzieht, begeht einen Diebſtahl.“ Dadurch ſind alle die, auch im teutſchen gemeinen Recht ausgeſchloßnen Arten des römiſchen furtum, z. B. f. usus, possessionis etc., ausgeſchloſſen. Dieſes Geſetzbuch unterſcheidet ſtreng zwiſchen Verbrechen und ſchweren Polizeiübertretungen, und rechnet auch ſo den Diebſtahl theils zu der erſten, theils zu der zweiten Claſſe. In die erſte Claſſe (§. 152) gehört der Diebſtahl entweder (§. 153) wegen der Größe des Betrags (die nach dem Schaden des Beſtohlnen zu berechnende Normalſumme iſt hier 25 fl. W. W.), oder (§. 154) wegen der Beſchaffenheit der That (Diebſtahl bei Feuer oder Waſſersnoth und dergleichen, Diebſtahl mit Waffen, Diebſtahl im Complott, Diebſtahl an einem zum Gottesdienſte geweihten Orte, an verſperrtem Gute, Holzdiebſtahl in eingefriedeten Waldungen oder mit beträchtlichem Schaden der Waldung, Fiſchdiebſtahl aus Teichen, Wilddiebſtahl aus eingefriedeten Waldungen, oder mit beſondrer Kühnheit, oder als Gewerbe betrieben), oder (§. 155) wegen der Eigenſchaft des geſtohlnen Gutes (Diebſtahl an einer unmittelbar zum Gottesdienſte dienenden Sache, an Feld- und Baumfrüchten, an Vieh auf der Weide, an Ackergeräthſchaften auf dem Felde), oder endlich (§. 156) wegen der gefährlichen Eigenſchaft des Thäters (dritter Diebſtahl, dann Diebſtahl von 5 fl. an Werth von den Dienſtleuten an der Dienſtherrſchaft, von den Handwerkern und Tagelöhnern an den Arbeitsherren)[26]. Der Diebſtahl wird, wenn er nur durch einen der vorſtehenden Umſtände beſchwert iſt (§. 157), mit ſchwerem Kerker auf ½ bis 1 Jahr, bei zwei beſchwerenden Umſtänden (§. 158) aber auf 1 bis 5 Jahre; beläuft ſich der Werth über 300 fl. oder der Schade iſt für den Beſtohlnen empfindlich, oder es concurriren Verwogenheit, Gewalt, Argliſt, Diebsgewohnheit (§. 159), auf 5 bis 10 Jahre beſtraft, und der nächtliche Diebſtahl wird noch beſonders verſchärft (§. 160). Der Diebſtahl hört auf, ſtrafbar zu ſein (§. 167 und 216), wenn der Thäter, ehe es die Obrigkeit erfährt, allen Schaden erſetzt. Alle zu obigen nicht gehörige Diebſtähle werden, als Polizeiübertretungen (§. 210), mit einfachem oder ſtrengem Arreſt auf eine Woche bis 3 Monate, bezüglich unter Verſchärfung mit Arbeit, Faſten, Züchtigung, geahndet. Dies Geſetzbuch behandelt auch beſonders genau die Theilnahme am Diebſtahle (§. 165. 166. 214. 215.).

Ungleich mehr weicht von dem Begriffe des gemeinen teutſchen Rechts über den Diebſtahl ab und nähert ſich dem römiſchen Syſteme das preußiſche Landrecht. Es ſtatuirt (§. 1110), wie das römiſche Recht, einen Beſitz- und Genußdiebſtahl an der eignen Sache; es ſieht (§. 1350) die Veruntreuungen des gemeinen Geſindes und der Hausgenoſſen durch Unterſchlagung der ihnen anvertrauten Gelder oder Sachen, als Hausdiebſtahl an und behandelt denjenigen (§. 1218), der an den Vortheilen des Diebſtahls Theil nimmt, in Anſehung der mit dem Thäter vorher verabredeten Handlungen, als Miturheber. Indeſſen ſtimmt es darin mit den teutſch-gemeinrechtlichen Anſichten über den Diebſtahl überein, daß es (§. 1108) bei der allgemeinen Begriffsbeſtimmung des Diebſtahls die Entwendung einer beweglichen Sache aus dem Beſitz eines Andern in gewinnſüchtiger Abſicht unterſtellt, ſowie denn das preußiſche Landrecht in der Eintheilung des Diebſtahls den gemeinrechtlichen Beſtimmungen am nächſten kommt (§. 1121). „Ein Dieb-

---

21) *de Boehmer* ad art. C. C. C. 157. §. 8. 22) In der Nov. 22. Cap. 20. 23) Kleinſchrod in den zuletzt angezognen Abhandlungen aus dem peinl. Recht. 3. Th. S. 385. §. 24. 24) *Stryk* c. l. Lib. XIII. Tit. I. §. 7. *Schilteri* praxis jur. rom. in foro sax. Tom. I. exercit. 24. §. 48 et 49. *Leyser* c. l. spec. 149. med. 4. 25) Codex Augusteus I. p. 1902.

26) Henke a. a. O. 2. Th. S. 421.

ſtahl, welcher ohne Anwendung einiger Gewalt und ohne beſonders erſchwerende Umſtände verübt worden, wird gemeiner Diebſtahl genannt,“ der, beträgt er nicht mehr als 5 Thaler (§. 1124), nur polizeimäßig unterſucht und mit Gefängniß auf 8 Tage bis 4 Wochen geahndet wird. Über 5 Thaler — zieht Strafarbeit oder Zuchthaus von 4 Wochen bis 2 Jahren nach ſich (§. 1125). Privilegirt ſind der gemeine Diebſtahl an Eßwaaren oder Getränken (§. 1122), welcher nur (§. 1123) körperliche Züchtigung oder Strafarbeit, auch Gefängniß auf 24 Stunden bis 8 Tage bewirkt, hiernächſt der Verwandtendiebſtahl, welcher nicht nur auf Ältern, Kinder und Ehegatten, auch Geſchwiſter (§. 1133) beſchränkt, ſondern auch auf andre Anverwandten, die ſich in einer gemeinſchaftlichen Hauswirthſchaft befinden (§. 1134), ausgedehnt, und welchem ſogar der Diebſtahl der Pflegbefohlnen und Zöglinge an ihren Vormündern und Erziehern (§. 1135) gleichgeſtellt iſt. Das Privilegium dieſes Diebſtahls iſt das gemeinrechtliche, daß er nicht von Amtswegen unterſucht und beſtraft werden darf. Wird er von dem dazu Berechtigten angezeigt (§. 1136), ſo wird er wie gemeiner Diebſtahl beſtraft. Auch der Diebſtahl an einer liegenden Erbſchaft von Seiten eines Erben iſt (§. 1127) in der Maße privilegirt, daß, außer dem Erſatze des Objectes, nur deſſen doppelter Werth zur Armenkaſſe als Strafe gezahlt wird. Die Strafe des gemeinen Diebſtahls wird in einigen Fällen geſchärft, nämlich beim Hausdiebſtahle, wenn er gerügt wird — denn auch er hat das Privilegium, nicht von Amtswegen beſtraft werden zu können — bei welchem dann, im Falle geringrer Objecte, der gemeinen Diebſtahlsſtrafe eine mäßige körperliche Züchtigung am Anfang und Ende der Erſtern (§. 1139) zugeſetzt, bei größern Objecten die gemeine Strafe um die Hälfte, von 6 Wochen bis auf 3 Jahre verlängert, auch mit Willkommen und Abſchied geſchärft wird (§. 1140). Dieſe geſchärfte Strafe findet unter andern auch ſtatt bei dem gemeinen Diebſtahl an geretteten Sachen in Feuers-, Waſſers-, Kriegsnoth (§. 1142), an Thieren, Ackergeräthen, Feld- und Gartenfrüchten im Freien, auch an Bienenſtöcken (§. 1143). Geſchärft iſt ferner der gemeine Diebſtahl an öffentlichen Denkmälern und andern Zierrathen (§. 1151). Dem gemeinen Diebſtahle ſteht (§. 1163) der gewaltſame durch gefährliches Einſteigen oder Erbrechen entgegen, welchem unter andern (§. 1166) der Diebſtahl durch Einſchleichen in die Häuſer oder nächtliches Verbergen darin, ingleichen (§. 1178) das Abſchneiden oder Erbrechen der Kaſten, Kiſten, Felleiſen oder andrer Behältniſſe auf öffentlicher Straße oder in den Gaſthöfen gleichgeſetzt und bei welchem Zuchthausſtrafe auf 6 Monate bis 3 Jahre mit Willkommen und Abſchied, die ordentliche Strafe (§. 1167) iſt. Für den Fall erſchwerender Umſtände iſt deren Verlängerung (§. 1174) beſtimmt. Für die Beſtehlung öffentlicher Poſten in dem oben (§. 1178) erwähnten Maße wird die gedachte ordentliche Strafe (§. 1179) um die Hälfte der Dauer verlängert. Privilegirt iſt der gewaltſame Diebſtahl in unbewohnten Gebäuden, Behältniſſen, Gärten, Scheunen und Fiſchhaltern (§. 1169), welches Verbrechen nur wie gemeiner Diebſtahl unter erſchwerenden Umſtänden, ingleichen (§. 1170) an Eßwaaren, Feld- oder Gartenfrüchten, welches nur wie gemeiner Diebſtahl, geſchärft durch körperliche Züchtigung, beſtraft wird. Sowol der gemeine, als der gewaltſame Diebſtahl werden durch Widerholung (§. 1158 fg., §. 1181 fg.) erſchwert. Sehr merkwürdig ſind noch folgende allgemeine Vorſchriften: Der Diebſtahl zu Rettung aus dringender Leibes- oder Lebensgefahr (§. 1115) ſoll höhern Orts zur Begnadigung des Thäters angezeigt werden. Durch die Wiederherbeiſchaffung oder Erſtattung des Entwendeten (§. 1116), im Falle ſolche freiwillig, ohne Zuthun des Richters und ohne Schaden eines Dritten, geſchieht, kann eine Minderung der Strafe erwirkt, endlich (§. 1117) der Dieb, im Falle der Mittelloſigkeit, auf Antrag des Beſchädigten und, falls ſein Verdienſt zu ſeinem Unterhalte nicht hinreicht, auf deſſen Koſten (§. 1118) ſo lange zur Arbeit in einer öffentlichen Anſtalt angehalten werden, bis dadurch der Schade erſetzt iſt.

Das bairiſche Strafgeſetzbuch nähert ſich in mehrfacher Hinſicht wieder dem öſterreichiſchen, ſo wie dem gemeinen Rechte. „Wer wiſſentlich ein fremdes bewegliches Gut ohne Einwilligung des Berechtigten, jedoch ohne Gewalt an einer Perſon, eigenmächtig in ſeinen Beſitz nimmt, um daſſelbe rechtswidrig als Eigenthum zu haben, iſt ein Dieb“ (Art. 209). So iſt der Begriff des Diebſtahls durch den Ausſchluß der Gewalt an der Perſon ſchärfer begrenzt, als in der Definition des öſterreichiſchen Geſetzbuches. Vorzüglich weicht dieſe Definition darin vom gemeinen Recht ab, daß dem **animus lucri faciendi** die Abſicht der widerrechtlichen Zueignung ſubſtituirt iſt[27]). Sehr weiſe iſt der Streit rückſichtlich der Vollendung des Diebſtahls durch Beſitzergreifung in dem 210. Artikel dahin entſchieden, daß der Diebſtahl vollendet ſein ſoll, „ſobald der Dieb die Sache von ihrer Stelle hinweg zu ſich genommen oder ſonſt in ſeine Gewalt gebracht hat.“ Während übrigens dieſes Geſetzbuch (Art. 211) die aus dem teutſchen Rechte verbannten rein römiſchen Diebſtahlsarten gleichfalls hinwegweiſt, rechnet es doch, gegen obige Definition, den Funddiebſtahl (Art. 212) zu den Diebſtahlsarten, und ebenſo die von einem Miterben an liegender Erbſchaft oder von einem Geſellſchaftsgenoſſen am gemeinſchaftlichen Gute begangne Entwendung (Art. 213), ohne Vorausſetzung des Nichtbeſitzes. Da dieſes Geſetzbuch in ſeiner Eintheilung ſtrafwürdiger Handlungen noch weiter geht, als das öſterreichiſche, und dieſelben in Verbrechen, Vergehen und Polizeiübertretungen (Art. 1) eintheilt, ſo beſtimmt es auch, daß der einfache, erſte Diebſtahl an einem Werthe von nicht über 5 fl. baieriſcher Reichswährung (24 fl. Fuß) (Art. 380) polizeilich, der hingegen von da an, jedoch noch nicht an Werth 25 fl. (Art. 379 und 380) als Vergehen, mit einem Monate bis zu einem Jahre Gefängniß, ingleichen der wiederholte, ſchon einmal polizeilich beſtrafte kleine Diebſtahl (Art. 225), endlich der einfache, erſte Diebſtahl am Werthe von 35 fl. und darüber, als Verbrechen (Art. 215), mit 1—8 Jahre Arbeitshaus beſtraft werden ſoll. Dem einfachen Diebſtahle ſteht der ausgezeichnete entgegen. Dies iſt der Fall 1) wegen beſondrer Heiligkeit des Eigenthums (Art. 217) z. B. Kirchendiebſtahl, dann Diebſtahl an Staatseigenthume, frommen Stiftungen, Depoſiten, Gepäcke der Reiſenden ꝛc. 2) wegen beſondrer Gelegenheit (Art. 218), z. B. Diebſtahl bei Feuers-, Waſſers- Kriegsnoth, Marktdiebſtahl, Weideviehdiebſtahl, Bienen-, Holz-, Bleich-, auch nächtlicher Feld- und Gartendiebſtahl. Der Hausdiebſtahl, wozu jedoch der von bloßen Hausgenoſſen nicht gerechnet wird (Art. 219), gehört zwar auch dahin, doch ſoll (Art. 381) der Geſindediebſtahl an Eß- und Trinkwaaren, wenn eine polizeiliche Beſtrafung vorausgegangen iſt, als Vergehen mit 8tägigem, bis 6monatlichem Gefängniſſe, nach Umſtänden mit körperlicher Züchtigung beſtraft werden. Die gedachten ausgezeichneten Diebſtähle werden mit 1 bis 3jähriger und, bei einem Werth über 25 fl., mit verlängerter Zuchthausſtrafe bis zu 8 Jahren belegt. Ausgezeichnet iſt 3) der gefliſſene gefährliche Diebſtahl (Art. 221). Er nimmt dieſen Charakter an durch Begehung im Complott, Einſchleichen, Einſteigen, Einbrechen (wozu auch Eindringen mit Dietrichen, nachgemachten oder liſtig entwendeten Schlüſſeln, gerechnet wird), Verletzung obrigkeitlicher Siegel und Waffen. Die Strafe iſt 4—8jähriges Zuchthaus. Ausführlich behandelt das Geſetz die durch Concurrenz mehrer erſchwerender Umſtände und durch Widerholung entſtehenden Verhältniſſe und beſchränkt weiſe die durch Erſatz des Entwendeten (Art. 226 und 227) entſtehende Strafmilderung. Den Verwandtendiebſtahl, der (Art. 228) wie im preußiſchen Geſetzbuch ausgedehnt iſt, privilegirt dies Geſetz durch die gemeinrechtliche Beſchränkung der Unterſuchung deſſelben auf vorgängige Anklage. So das Syſtem des baieriſchen Geſetzbuches! Einzelne neuere Geſetze haben hierin Abänderungen gemacht, deren Angabe jedoch hier zu weit führen würde.

---

[27] Roßhirt a. a. O. im Archive des Criminalrechts. 3. Bd. Nr. 4 §. 14. S. 100.

Verlaſſen wir die Grenzen Teutſchlands, ſo gibt uns in Frankreich der Code pénal[28]) das Bild einer ſehr unſyſtematiſchen, von unklaren Begriffen über das vorliegende Verbrechen ausgehenden Geſetzgebung. Schon die Definition des Diebſtahls (Art. 379): „Quiconque a soustrait frauduleusement une chose, qui ne lui appartient pas, est coupable de vol,“ weicht ſowol von den römiſchen, als teutſchen Rechtsbegriffen ab. Denn ſie erfodert zum Diebſtahle nicht ausdrücklich den animus lucrandi, ſchließt den Raub nicht vom Diebſtahl aus und läßt ja ſogar die Unterordnung ſolcher Verbrechen unter den Diebſtahl zu, die ſelbſt nach den Grundſätzen des Code pénal zum Betruge gehören[29]). Der Diebſtahl wird ein qualificirter (Art. 381): a) wegen der Art der Begehung, wenn er 1) ein nächtlicher, 2) im Complott, 3) mit Waffen, 4) durch äußre Erbrechung, d. i. eine ſolche (Art. 395), durch welche man in Häuſer, Höfe, Befriedigungen (enclos), Zimmer ꝛc. kommt, im Gegenſatz von innerer Erbrechung (Art. 396), d. i. Erbrechung der, wenn man in vorſtehende Plätze gekommen iſt, darin befindlichen Thüren, Verſchlüſſe, Schränke und andern Meubles — oder mittels Einſteigens, oder durch Annahme des Titels, oder der Uniform von Civil- oder Militairbeamten, 5) mit Gewalt oder unter Drohung mit Waffen begangen worden iſt. Wo alle dieſe Erſchwerungen vereinigt ſind, findet die Todesſtrafe ſtatt. Bei gewaltſamem Diebſtahle (Art. 382) tritt ewige Zwangsarbeit (travaux forcés) — die ſchwerſte Strafe nach der Todesſtrafe, wobei die ſchwerſten Arbeiten von den (Art. 15) in Ketten gehenden, vor Antritt ihrer Strafe jedes Mal eine Stunde an den Pranger geſtellten (Art. 22) und (Art. 20) gebrandmarkten Sträflingen verrichtet werden müſſen, — ein, wenn entweder der Diebſtahl durch zwei von den vier erſten obigen Erſchwerungsgründen qualificirt iſt, oder die angewendete Gewalt Spuren von Wunden und Contuſionen zurückläßt. Diebſtahl 6) auf öffentlichen Wegen (Art. 383) wird ebenſo beſtraft. Für Diebſtahl mit der unter Num. 4 angegebnen Erſchwerung (Art. 385) iſt zeitige Zuchthausſtrafe gedroht; ebenſo für gewaltſamen Diebſtahl ohne Zurücklaſſung gedachter Spuren, oder für Diebſtahl mit den erſten drei obigen Erſchwerungsurſachen. Der Diebſtahl mit den zwei erſten Erſchwerungsgründen, oder mit einem derſelben, aber an einem bewohnten Ort, oder mit dem dritten Erſchwerungsgrunde (Art. 386) wird mit Einſperrung (réclusion), d. i. Verwahrung in einem Zuchthaus auf 5—10 Jahre (Art. 21) nach einſtündiger Ausſtellung an den Pranger (Art. 22), beſtraft. Qualificirt iſt der Diebſtahl weiter b) durch die perſönlichen Verhältniſſe des Diebes beim Hausdiebſtahl und beim Diebſtahl der Gaſtwirthe, Fuhrleute und Schiffer. Auch dafür iſt, wenn Perſonen beſtohlen werden, die ſich in dieſen Verhältniſſen anvertraut haben, Einſperrung gedroht. Einige Diebſtähle ſind noch beſonders benannt und werden mit Einſperrung (Art. 388) beſtraft, nämlich der Diebſtahl auf dem Felde an Pferden, Treibe-, Zug- oder Reitthieren (bêtes de monture), kleinen, oder großen Thieren, Ackergeräthen ꝛc., an Holz auf dem Haue, Steinen in den Steinbrüchen, Fiſchen in Weihern und Fiſchhältern. Alle nicht beſonders beſchriebnen Diebſtähle, Diebereien und Spitzbübereien, ſowie die Attentate dazu, ſollen mit Gefängniß von 1—5 Jahren, oder Geldbuße von 16—500 Francs (Art. 401) beſtraft, die Schuldigen können ihrer Ehrenbürgerrechte auf 5—10 Jahre beraubt und auf eben die Zeit durch Urtheilsſpruch unter polizeiliche Aufſicht geſtellt werden.

In England iſt die Geſetzgebung rückſichtlich des Diebſtahls, unter allen Staaten Europas am härteſten, daher am unvollkommenſten, und erreicht eben deshalb ihren Zweck am wenigſten[30]). Voraus folgende Bemerkungen: Erſtlich mehre eigentlich in die Kategorie des Diebſtahls gehörige Verbrechen werden in England zur Felonie gerechnet, d. i. ein ſolches Verbrechen, welches ſonſt die Verwirkung des Grundbeſitzes oder der fahrenden Habe nach ſich zog[31]. Dieſes tritt am häufigſten bei Capitalverbrechen ein, denen jedoch zum erſten Male die Wirkung der Todesſtrafe durch eine Parlamentsacte genommen iſt. (Man vergleiche übrigens den Artikel Felonie.)

---

[28]) Code pénal, précedé de la loi sur l'administration de la justice, seconde édition. (Leipz. chez George Voss. 1811.).

[29]) Roßhirt a. a. O. S. 99.

[30]) Wir folgen in gegenwärtiger Darſtellung vorzüglich Blackſtone's Handbuch des engliſchen Rechts, aus dem Engl. von v. Colditz, mit Vorrede von Fulk. (Schleswig 1822.).

Zweitens durch die Wohlthat der Geiſtlichkeit (benefit of the clergy), welche früherhin blos den Geiſtlichen, ſpäterhin allen, die leſen konnten, zugeſtanden wurde, jetzt aber rückſichtlich gewiſſer Verbrechen allen engliſchen Unterthanen zukommt, wird die Capitalſtrafe in Brandmarken in der Hand, Deportation, Peitſchenhiebe, Geldſtrafe oder Einkerkerung willkürlich verwandelt. Der Diebſtahl in England nun (larceny ſtatt latrociny, latrocinium) iſt das ſtrafbare Nehmen und Fortſchaffen fremder beweglicher Sachen. Durch dieſe Definition iſt der Raub unter dem Diebſtahle mit begriffen, und es erklärt ſich daher die Eintheilung des engliſchen Rechts in einfachen und vermiſchten Diebſtahl, unter welchem letztern man den an einer Perſon oder in dem Hauſe eines Andern begangnen verſteht. Aber darin ſtimmt die Definition des engliſchen Diebſtahls mit der teutſch-gemeinrechtlichen überein, daß ſie eine Ergreifung vorausſetzt, wobei durch den Ausdruck „Nehmen“ zugleich die nicht erfolgte Einſtimmung des Eigenthümers zu erkennen gegeben werden ſoll und wobei das Fortſchaffen charakteriſtiſch iſt — nach dem engliſchen, barbariſchen Rechtslatein: cepit et asportavit. Jedoch iſt die Bewegung der Sache in dieſer Abſicht von einer Stelle zur andern, z. B. vom vordern Theil eines Frachtwagens auf den hintern, zum Begriffe des Diebſtahls ausreichend[32]. Der animus furandi ſoll in dem Worte „ſtrafbar“ liegen und wird immer beim Diebſtahl erfodert. Der Begriff einer beweglichen Sache wird eigentlich ſehr ſtreng genommen, daher die Trennung ſolcher Gegenſtände wie Korn, Gras, Bäume, Blei an den Hausdächern ꝛc. von dem Grundſtück und deren ſofortige Fortſchaffung nicht als Diebſtahl, ſondern als bloße Eigenthumsverletzung an unbeweglichen Grundſtücken, hingegen wenn die Trennung und hinterher die Fortſchaffung zu verſchiednen Zeiten geſchehen, als Diebſtahl angeſehen wird. Jetzt wird nach mehren Statuten die in diebiſcher Abſicht unternommene Trennung und Fortſchaffung des Bleies, der Eiſenſtangen, Rollen, Gitter, Pfahlwerk ꝛc. von Häuſern als Felonie behandelt und mit Transportation auf ſieben Jahre beſtraft; ebenſo das Stehlen von Bäumen, Wurzeln, Geſträuch, Pflanzen bei Nachtzeit, wenn der Werth 5 Schillinge (ungefähr 1 Thlr. 12 Gr. Conventionsgeld) beträgt, für Urheber, Gehülfen und Anſtifter und für den darum wiſſenden Käufer, endlich auch der dritte Diebſtahl an Bauholz, Wurzeln, Geſträuch oder Pflanzen aller Art. Dagegen wird dieſer ganz letzte Diebſtahl die beiden erſten Male nur mit Geld gebüßt und das Entwenden, Beſchädigen oder Zerſtören von Unterholz, Hecken, Früchten aus Gärten oder Baumhöfen, von Rüben, Erdäpfeln, Kohl, Paſtinaken, Erbſen, Karotten, Krappwurzeln auf dem Felde mit Peitſchen-, Geld- oder Gefängnißſtrafe willkürlich belegt. Die Entwendung von Wechſeln, Schuldbriefen ꝛc. iſt durch mehre Statuten dem Diebſtahl an baarem Gelde gleichgeſtellt. Der letztgedachte Diebſtahl wird an den Beamten der engliſchen Bank und der Südſeecompagnie rückſichtlich ſolcher derartiger Objecte, welche der Compagnie anvertraut ſind, ebenſo an Poſtbeamten, rückſichtlich der in Briefen oder Paketen enthaltenen werthvollen Papiere, als Felonie, und zwar ohne die Wohlthat der Geiſtlichkeit, beſtraft. Der Wild- und Fiſchdiebſtahl wird ſehr richtig, wenn ſein Gegenſtand ſolche in der Freiheit befindliche Thiere ſind, nicht, vielmehr nur dann als Diebſtahl geahndet, wenn dieſe Thiere bereits eingefangen und aufbewahrt ſind. Übrigens war für den einfachen Diebſtahl, wenn er 12 Pence (7—8 Groſchen) an Werth überſtieg, — eine Summe, die vom König Adelſtan, alſo gegen die Mitte des 10. Jahrh., feſtgeſetzt wurde, — nach den älteſten Geſetzen zwar die Strafe der Tod, jedoch unter Nachlaſſung eines Löſegeldes. Die letztgedachte Milderung wurde aber unter Heinrich I. aufgehoben und der Strang unbedingt als Strafe feſtgeſetzt, welches noch jetzt gilt. Dieſes grauſame Geſetz wird jedoch dadurch häufig von den Geſchworenen umgangen, daß ſie auch viel werthvollere Gegenſtände nur auf den Werth von 12 Pence würdern, während andererſeits auch die Wohlthat der Geiſtlichkeit häufig ſo weit ausgedehnt wird, daß in der Regel der, welcher zum erſten Mal einen einfachen Diebſtahl begeht, mit der Todesſtrafe verſchont bleibt. In vielen Fällen aber, z. B. beim Pferde- und Schafdiebſtahle, beim Schiffdiebſtahl über 40 Schillinge Werth, bei Beſtehlung in Gefahr befindlicher Schiffe ꝛc., findet die Wohlthat der Geiſtlichkeit nicht ſtatt. Der kleine Diebſtahl, unter 12 Pence Werth, wird mit Gefängniß- oder Peitſchenſtrafe, oder nach einem Statut mit Landesverweiſung auf ſieben Jahre belegt.

Der vermiſchte oder zuſammengeſetzte Diebſtahl, und zwar zuvörderſt der in einem Hauſe begangene, d. h. in einem fremden Hauſe [nicht der Hausdiebſtahl im Sinne des gemeinen teutſchen Rechts, welcher nicht unter dieſem Geſetze begriffen iſt[33]] wird als Felonie beſtraft und hat die Wohlthat der Geiſtlichkeit nicht, wenn er mehr als 12 Pence beträgt und in einer Kirche, oder Capelle, oder mit Gewalt, oder bei Anweſenheit des Eigenthümers in einer Bude auf dem Markt oder durch Plünderung eines Wohnhauſes bei Tage, oder in einem Wohnhauſe bei einer anweſenden Perſon, die der Dieb in Schrecken zu ſetzen verſucht hat, verübt wird, oder wenn er, bei einem Werthe von 5 Schillingen oder weniger, durch Einbruch in ein Gebäude bei Tage, oder durch heimliches Stehlen von Gütern aus einem Waarenlager, einer Bude, Wagenremiſe oder einem Stalle geſchieht, oder endlich wenn er, bei einem Werthe von 40 Schillingen, in einem Wohnhauſe oder Nebengebäude ohne alle erſchwerende Umſtände, verübt wird. Der Diebſtahl an einer Perſon, wozu nach engliſchen Geſetzen der hier von uns nicht abzuhandelnde Raub gehört, war, wenn er heimlich z. B. durch Entwendung aus der Taſche geſchah, von der Wohlthat der Geiſtlichkeit ausgeſchloſſen, wird aber ſeit Georg III.[34]), er geſchehe heimlich oder nicht, nach dem Ermeſſen des Gerichts mit ewiger, oder ſiebenjähriger Landesverweiſung, auch mit Einkerkerung und ſchwerer Arbeit bis auf drei Jahre beſtraft.

---

[31] Blackſtone a. a. O. 2. Bd. S. 285.

[32] Blackſtone a. a. O. S. 352.

[33] 12. Anna St. 1. C. 7.

Rückſichtlich Rußlands läßt ſich, bei der ſo großen Verſchiedenheit der dieſem Länderkoloß untergebenen Völker, von einem allgemeinen Charakter, den der Diebſtahl und deſſen Beſtrafung dort annähmen, nicht ſprechen, ſo lange eine allgemeine Strafgeſetzgebung noch nicht vorhanden iſt. Nur ſo viel läßt ſich aus dem Entwurfe der kaiſerlichen Geſetzgebungscommiſſion ſchließen[35]), daß man den Diebſtahl dort in der weiten engliſchen Bedeutung des Wortes nimmt, darunter ſonach der Raub, auch der Funddiebſtahl mitgehörte. Die Erſchwerungen ſind den engliſchen und franzöſiſchen ziemlich gleich; doch iſt auch die Entwendung von Kronſachen beſonders berückſichtigt. Der Verwandtendiebſtahl iſt privilegirt; gewiſſe Perſonen, unter andern Edelleute, ſind von Leibesſtrafen befreit und werden daher mit Degradation vorzüglich, alle Andern aber in der Regel mit Leibesſtrafen, Zuchthaus, Verbannung ꝛc. beſtraft.

In der Türkei herrſcht bekanntlich in der Regel bei Beſtrafungen die Willkür, ſo weit nicht der Koran und deſſen Ausleger die Grundſätze, mindeſtens Grundideen, dafür an die Hand geben. Es iſt auffallend, daß die Vorſchriften des Korans ſo ungemein ſtreng rückſichtlich des Diebſtahls ſind, da doch ſo viele der türkiſchen Oberherrſchaft untergebene Völker, inſonderheit die Beduinen, Räuberei und Diebſtahl zu ihrem Hauptgewerbe machen. Der Koran[36]) droht ohne alle nähere Modification für den Diebſtahl das Abhauen der rechten Hand. Praxis und Commentatoren erklären dies nur vom erſten Diebſtahle, wenn er eine gewiſſe Geldſumme überſteigt. Bei weitern Wiederholungen wird dem Dieb und zwar beim zweiten Diebſtahle der linke Fuß unter dem Knöchel abgehauen, beim dritten die linke Hand, beim vierten der rechte Fuß, und zuletzt wird er mit Ruthen todt gehauen. Ob in dieſer Verfügung des Korans nur der an einem Araber begangene Diebſtahl gemeint und dem Araber dagegen das Recht, Fremdlinge zu berauben und zu beſtehlen, wozu ſich die Beduinen durch eine alte, auf Ismael zurückgehende Legende berechtigt glauben, ferner von Mohammed gelaſſen ſei[37]), mögen wir nicht entſcheiden. Sie erzählen nämlich: als Ismael ſich mit ſeinen Brüdern in die Erde und ihre Reichthümer getheilt habe, ſei er betrogen und ihm nichts als eine Wüſte zum Aufenthalt, ein treues Pferd, ein Spieß und ein Dolch gelaſſen worden, daher ſie, ſeine Nachkommen, das Recht hätten, dasjenige den Fremdlingen wieder zu nehmen, um was ſie betrogen worden wären.

In dem mongoliſchen Geſetzbuche[38]) ſind die Worte Raub und Diebſtahl vermiſcht gebräucht, und es ſind den Vorſchriften darüber 35 Artikel gewidmet, woraus Folgendes zu bemerken iſt: Raub mit Todſchlag wird durch Enthauptung und Ausſtellung des Kopfes, Raub mit Verwundung aber wird ebenſo und noch überdies durch Confiſcation der Familie und des übrigen Eigenthums des Thäters zum Beſten des Beleidigten, verſuchter Raub, wobei bloße Verwundung vorgefallen iſt, durch Einkerkerung und Enthauptung des Anführers, Confiſcation ſeines Vermögens zum Beſten des Beleidigten, und durch zeitige Einkerkerung auch Verweiſung ſeiner Familie in entlegene Provinzen, endlich an den Gehülfen ebenfalls durch Vermögensconfiſcation und Verweiſung ihrer Familien beſtraft. Ähnlich, jedoch in dieſem Charakter, aber milder ſind die Strafen bei Raub ohne Mord oder Verwundung, bei Diebſtahle mit Widerſetzlichkeit gegen die Einfänger, wobei die Deportation auf die Poſtſtationen zu ſchweren Dienſtleiſtungen geſchieht. Für einen Diebſtahl von mehr als 30 Pferden iſt Einkerkerung und dann Erdroſſelung, für die Gehülfen Verbannung in eine Gegend, wo anſteckende Seuchen herrſchen, feſtgeſetzt. In dieſem Geiſte fallen die Strafen und zwar nach Verhältniß der Anzahl der Köpfe. Bei einem Diebſtahle von 2 Pferden wird der Urheber verbannt, jeder der thätigen Gehülfen erhält 100 Peitſchenhiebe, andere nur 90. So fällt die Strafe bis auf 80 Peitſchenhiebe; die körperliche Strafe erhalten jedoch blos die Mongolen, die Chineſen werden verwieſen. Bei den Oloten, Turguten ꝛc. ſollen Urheber und Gehülfen gleich beſtraft werden. Entläuft der zum Tode zu Verurtheilende, ſo werden ſeine Gehülfen bis zu ſeiner Erlangung zum Behufe des Verhörs eingekerkert. Zurückhaltung eines entlaufenen Pferdes ohne Anzeige wird an einem Taitzſi wie Diebſtahl beſtraft und er ſeiner Würde, wie bei jedem derartigen Verbrechen, entſetzt. Ausgezeichnet hart iſt die Beſtrafung des Pferdediebſtahls im Lager zur Zeit der Reiſe des Kaiſers auf die Treibjagd, Erdroſſelung und Verbannung in ungeſunde Gegenden, auch für wenige Köpfe. Wenn Fürſten, Taitzſi's ꝛc. Diebe unterhalten, ſo werden ſie blos mit Vermögensſtrafen belegt, die Diebe ſelbſt aber geſetzlich gerichtet. Nur der vorletzte Artikel der vom Diebſtahle handelnden Abtheilung des mongoliſchen Geſetzbuchs verbreitet ſich über den Diebſtahl an andern Gegenſtänden, als Vieh, nämlich an Gold, Silber, Zobel- und Otterfellen,

---

[34] 48. Georg III. C. 129. [35] Criminal-Codex für das ruſſiſche Reich, von der kaiſerl. Geſetzgebungs-Commiſſion entworfen ꝛc. A. d. Ruſſ. überſ. (von D. Ludwig Adolf v. Jakob). Halle 1818. [36] v. Feuerbach, Verſuch einer Criminaljurisprudenz des Koran in der Bibliothek für die peinl. Rechtswiſſenſchaft von Harſcher v. Almendingen, Grolmann, v. Feuerbach. 2. Bd. Nr. IV. S. 163.

[37] v. Feuerbach a. a. O. S. 181 u. 183. [38] Denkwürdigkeiten über die Mongolei von dem Mönch Hyakinth. Aus d. Ruſſ. überſ. von Karl Friedrich von der Borg. Berlin 1832. 4. Th. 5. Abth. S. 373 fg.

Leinwand und Eßwaaren. Koſteten die Sachen ein 2jähriges Ochskalb, ſo wird der Thäter um 3 Mal 9 Stücken Vieh, koſteten ſie einen Schöps, um 9 Stücken Vieh, koſteten ſie weniger, um ein 3jähriges Öchslein geſtraft. Stiehlt Jemand ein Schwein oder einen Hund, ſo iſt die Strafe 5 Stücken Vieh, ſtiehlt er eine Gans, Ente oder Henne, ſo iſt die Strafe ein 2jähriges Ochskalb, außerdem hat er den Werth des Geſtohlnen zu bezahlen.

Das allgemeine Geſetzbuch für China[39]) unterſcheidet genau Raub, Diebſtahl und Unterſchlagung, und iſt inſofern intereſſant, als es zum Begriffe des Diebſtahls (Sect. 269) ausdrücklich die Beſitzergreifung erfodert. Beim Diebſtahl an Privatvermögen ſteigt die Beſtrafung in Gemäßheit der Größe des Diebſtahlsobjects nach Unzen Silber geſchätzt, ſo daß

für 1—40 Unzen, 60—100 Bambushiebe,
= 50—90 = daſſelbe mit Verbannung auf 1—3 Jahre,
= 100—120 = 100 dergl. mit ewiger Verbannung auf Entfernung von 2000 bis 3000 Lee,
= mehr als 120 Unzen, der Strang,

als Strafe beſtimmt ſind, und wird der Dieb überdies bei dem erſten Diebſtahl, auf den linken, bei dem zweiten auf den rechten Arm gebrandmarkt, beim dritten aber ohne Weiteres gehenkt. Auf dem Verſuche ſteht eine Strafe von 40 Streichen. Nach obigem Verhältniß iſt (Sect. 265) die Strafe des Diebſtahls an öffentlichem Gut inſofern verſchärft, daß ſchon bei 15 Unzen 100 Streiche, von 20 Unzen an, außer der körperlichen Züchtigung, zeitige Verbannung und ſchon von 45 Unzen an, außer der Züchtigung, ewige Verbannung auf obgedachte Entfernung, hingegen bei 80 Unzen der Strang geſetzt iſt und die Brandmarkung hier ein eigenthümliches Zeichen hat. Geſchärft ſind noch der Kirchendiebſtahl (Sect. 257), der Diebſtahl an kaiſerlichen Edicten, und zwar deſto mehr, wenn das Reichsſiegel darunter gedrückt iſt (Sect. 258), der Diebſtahl an Siegeln und Stempeln der Magiſtratsperſonen, und zwar um ſo ſtärker, je höher der Rang dieſer Perſon iſt (Sect. 259), der Diebſtahl aus dem kaiſerlichen Palaſt oder aus dem Privatſchatze des Kaiſers. Darauf iſt das Schwert angedroht, doch kann dieſe Strafe in fünf Jahre Verbannung verwandelt werden (Sect. 260). Merkwürdig iſt die Verſchärfung der Strafe des Diebſtahls an Thorſchlüſſeln (Sect. 26), welche aber bei der kaiſerlichen Stadt größer (nämlich 100 Hiebe und ewige Verbannung auf 3000 Lee Entfernung), als bei andern Städten oder Feſtungen (hier 100 Hiebe und nur zeitige Verbannung), oder gar bei einem Kornmagazine, Schatzhaus oder andern Gouvernementsgebäude (hier 100 Streiche und Brandmarkung) iſt. Weiter tritt eine verſchärfte Strafe ein bei dem Diebſtahle militairiſcher Waffen (Sect. 262), bei dem Diebſtahl an Begräbnißplätzen (Sect. 263), beim Viehdiebſtahle (Sect. 270), wenn er mit Tödtung des Viehes verbunden iſt, auch in einigen Fällen bei dem Geſindediebſtahle (Sect. 272), der aber in andern Fällen privilegirt iſt. Das Privilegium des Verwandtendiebſtahls beſteht darin, daß nach den nähern Graden der Verwandtſchaft auch der Grad der Strafbarkeit fällt. Der Felddiebſtahl hat (Sect. 271) das Privilegium des Wegfalls der Brandmarkung. Der Diebſtahl im Complott iſt im Geſetzbuche (Sect. 269) beſonders behandelt. (*Buddeus.*)

DIECMANN (Johann), geb. d. 30. Jun. 1647 zu Stade, wo ſein Vater, Johann, Paſtor war. Er ſtudirte zu Gießen, Jena und Wittenberg, wurde 1675 Rector des Lyceums zu Stade; 1683 Generalſuperintendent der Herzogthümer Bremen und Verden, auch Doctor der Theologie zu Kiel; mußte aber ſeit 1712 wegen des Krieges vier Jahre lang zu Bremen im Exil leben, bis er 1715 wieder in ſeine vorige Stelle eingeſetzt wurde. Er ſtarb den 5. Jul. 1720 zu Stade. Morhof (Polyh. T. I. p. 71.) nennt ihn virum veneranda dignitate et varia eruditione conspicuum; und Johann Fabricius beſtätigt dieſes Urtheil. Er ſchrieb ſehr ſchöne Vorreden zu fünf Ausgaben der Lutheriſchen Bibelüberſetzung, und eine große Anzahl Diſſertationen, welche nebſt ſeinen übrigen Schriften in der Historia Bibliothecae Fabricianae T. VI. p. 46—48. verzeichnet ſind. Seine teutſchen Erbauungsſchriften ſind zu Stade 1709, 4. zuſammen gedruckt, erſchienen. Am wichtigſten ſind: De naturalismo (V. J. Bodin), Kiel 1683, und wieder abgedruckt zu Leipzig 1684 in 12., unter dem Titel: De naturalismo tum aliorum, tum maxime Bodini etc. Abermals erſchien dieſe Schrift zu Jena 1700, 4., mit einer Historia naturalismi de Adam Tibbechovius. D. war es gelungen, ſich zwei Handſchriften von dem Bodin'ſchen Werke, wonach ſo viele vergeblich geſucht hatten, zu verſchaffen. Inquisitio in genuinos naturales vocis Kirche, qua eos non in Graecia sed Germania constituendos esse probatur. Stade 1718. 4. Specimen glossarii MSS. latini-theotisci, quod Rabano Mauro inscribitur. Bremen 1721. 4. (*Franke.*)

Diectomis *Kunth.*, ſ. **Pollinia** *Spr.*

DIEDE, ein altadeliges, hernach freiherrliches, Geſchlecht in Heſſen, welches im Mannsſtamme ſeit 1807 ausgeſtorben iſt. In Urkunden erſcheint es erſt im Anfange des 14. Jahrh. Friedrich war Landgraf Heinrichs II. von Heſſen Hof- und Kriegsofficier und mit ihm auf dem Turnier zu Bamberg im J. 1362*). Hermann, fuldaiſcher Vaſall, erhielt bei einem Verluſte einer fuldaiſchen Fehde 200 Fl. vom damaligen Abte (1383). Ludwig war Anführer der heſſiſchen Truppen, welche Landgraf Hermann als Adminiſtrator des Erzſtifts von Köln zur Vertheidigung von Neus gegen die Burgundier hingeſchickt hatte (1457). Goswin war der Ballei Heſſen Eingekleideter und des teutſchen Ordens Geſchworner (1487). Curt, heimlicher Rath Landgraf Philipps, war ein Mitpathe von deſſen Sohne Ludwig (1537), und wurde in dem Teſtamente zu einem der Vormünder von deſſen Prinzen ernannt (1562). Curts Sohn, Philipp, war einer der ausgezeichneten Obriſten im teutſchen Kriege (1554). Hans Eitel wurde als Ganerbe in der Burg Friedberg mit aufgenommen (1653) und ſtarb als k. k. Geheimerath und Burggraf daſelbſt, Ritterhauptmann der rheiniſchen Reichsritterſchaft und heſſen-darmſtädtiſcher Geheimerath, Hofrichter zu Marburg und Oberamtmann in der Grafſchaft Nidda (1685); er war als ein ſehr gelehrter Mann berühmt. Sein einziger Sohn, Georg Ludwig, ſtarb als kurhanoveriſcher wirklicher Geheimerath und Staatsminiſter. Deſſen fünf Söhne bekleideten ebenfalls anſehnliche Staatsämter. Johann Wilhelm und Karl Philipp traten in die Fußtapfen des Vaters und wurden hinter einander kurhanoveriſche Geheimeräthe und Staatsminiſter; Diederich war fürſtlich-heſſiſcher Generallieutenant und Gouverneur von Kaſſel († 1759); Johann Friedrich, kurſächſiſcher Generallieutenant, und Hans Eitel, der als k. k. Rath und Burggraf von Friedberg 1747 ſtarb, war der Einzige, welcher ſein Geſchlecht weiter fortpflanzte. Mit Wilhelm Chriſtoph, königl. däniſchem Staotsminiſter und Geſandten zu Regensburg (geb. 1732), erloſch im Mannesſtamme dieſes Geſchlecht im J. 1807. Von ſeiner Gemahlin, Louiſe, einer gebornen Gräfin Calenberg-Muskau, hinterließ er nur weibliche Nachkommenſchaft: Charlotte, verheirathet mit Chriſtian, Graf von Ranzau, königl. däniſchem Kammerherrn, Oberpräſidenten von Holſtein und Curator der Univerſität Kiel; und Luiſe, welche vermählt war mit Wilhelm, Freiherrn von Löw zu Steinfurt, königl. großbritanniſchem Obriſten. Die Beſitzungen, welche theils Lehn, theils Allodial waren, und von den Lehnsherrn den Töchtern bis zu ihrem dereinſtigen Sterben überlaſſen wurden, ſind: das Schloß und die Herrſchaft Fürſtenſtein an der Werra (enthält die Dörfer und Höfe Albungen, Hitzelrode, Niddawitzhauſen, Wellingeroda, Mitterode, Urlettich, Ubach Immichenhain und Volkershof), das Schloß und die Herrſchaft Ziegenberg in der Wetterau und das Rittergut Magdelungen im Fürſtenthum Eiſenach. Da während der weſtfäliſchen Regierungsperiode der Heimfall geſchah, ſo ſchenkte der König Hieronymus das Schloß Fürſtenſtein ſeinem Miniſter-Staatsſecretair der auswärtigen Angelegenheiten, **Le Camus**, und ernannte ihn zum Grafen von Fürſtenſtein. Das Schloß Wellingerode erhielt ſein Großmarſchall des Palaſtes, der den Titel eines Grafen von Wellingerode annahm; auch wurde ihnen erlaubt das Wappen zu führen.

---

[39]) Ta Tsing Leu Lee being the fundamental laws etc. of the penal code of China, translated from the Chinese by Sir *George Thomas Staunton*. Lond. 1810.

*) Rixner's Turnierbuch. S. 159.

Das Wappen iſt ein von Schwarz und Silber geviertetes lediges Schild. Der Helm, eine oben ſpitz zulaufende ſchwarze Mütze, deren breiter Überſchlag ſilbern und mit fünf oder acht Hahnenfedern geziert iſt.

(*Albert Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

DIEDELSHEIM (Dittelsheim), evangel.-lutheriſches Pfarrdorf im großherz. badenſchen Bezirksamte Bretten, ¼ t. M. weſtlich von der Amtsſtadt, auf der Poſtſtraße nach Bruchſal und nach Karlsruhe, mit Ackerbau, Weinbau und Viehzucht, und einer Bevölkerung, die ſeit dem J. 1801 bis 1831 von 640 bis auf 940 Einw. angewachſen iſt, worunter ſich etwa 36 Katholiſche und 100 Juden befinden. Der Ort iſt von hohem Alter, die Villa Thitinesheim, auch Didinesheim, in dem Salzgaue, der einen Theil des rheinfränkiſchen Kraichgaues ausmachte, und von der alten Salzach, die unter dem heutigen Namen Salzbach an dem Dorfe vorbeifließt, und hier eine Getreidemühle treibt, benannt wurde. Schon im 15. Regierungsjahre des Frankenkönigs Pipin erhielt das Kloſter Lorſch hier einen Hausplatz mit Bauernwohnung, Bauernhof, 30 Morgen Acker und einer Wieſe, von Reginold[1], und nachher im J. 772 von Walther 21 Morgen zum Geſchenke[2]. Herren des Ortes waren ſpäter die Biſchöfe von Speyer, an die er wahrſcheinlich von den alten Grafen der Kraichgaues gekommen war. Die Oberherrlichkeit aber hatten die Pfalzgrafen bei Rhein in Händen. Jene gaben den Ort, dieſe die vogteilichen Gerechtſame an adelige Geſchlechter zu Mannlehen, deren letztes die Köchler von Schwandorf waren. Franz Maximilian von Schwandorf verkaufte aber alle ſein Lehen- und Eigenthumsrecht im J. 1748 um 70000 Gulden und andre Nebengelder an Kurpfalz, und dieſe kam mit dem Fürſtbiſchofe von Speyer, Franz Chriſtoph von Hutten, unter Bewilligung des Domcapitels noch im nämlichen Jahre überein, daß gedachtes Hochſtift ſein darauf hergebrachtes Lehenrecht gegen ⅓ von Oberöwesheim, welches damals Damian Hugo von Helmſtatt von Kurpfalz zu Lehen trug, an ebengedachtes Kurhaus auf ewig abtrat[3], in welcher Geſtalt dann auch der Ort mtt der dieſſeitigen Rheinpfalz an Baden gekommen iſt. Die Köchler von Schwandorf hatten in dem Dorfe ein kleines Schloß, welches aber nebſt den dazu gehörigen Gütern längſt ſchon, noch von Kurpfalz, als bürgerliches Eigenthum verkauft wurde. Der hieſigen Pfarrkirche wird ſchon im J. 1470 urkundlich gedacht[4].

(*Thms. Alfr. Leger.*)

DIEDERICHS (Johann Christian Wilhelm), geb. zu Pyrmont d. 29. Aug. 1750, geſt. d. 28. März 1781, gehört zu den ausgezeichneten Orientaliſten ſeiner Zeit. Seit 1775 war er Privatdocent auf der Univerſität Göttingen, und 1780 kam er als ordentlicher Profeſſor der orientaliſchen Sprachen an die Univerſität zu Königsberg. Seine Schriften hat Meuſel (Bd. 2. S. 348.) vollſtändig verzeichnet, und wir heben nur die wichtigern aus: 1) Specimen variantium lectionum codicum Hebraicorum MSS. Erfurtensium in Psalmos (Gotting. 1775. 4.). 2) Observationes philologico-criticae ad loca quaedam V. T. (Ibid. 1774. 4.). 3) Vermuthungen zu Verbeſſerung einiger Leſearten im Samuel (Ebendaſ. 1776. 4.). 4) Specimen observationum quarundam Arabico-Syrarum in loca nonnulla V. T. (Ibid. 1774. 4.). 5) Samuel Chandler's kritiſche Lebensgeſchichte Davids; aus dem Engl. (Bremen und Leipzig 1777 und 80. 2 Thle.). 6) Hebräiſche Grammatik für Anfänger

---

[1] Donatio Reginoldi in Cod. Laurisham. diplom. carta MMMDXC.

[2] Donatio Waltheri die II. idus Junii anno IIII. Caroli regis: in eod. Cod. carta MMMDLXXXIX.

[3] Urkundliche Nachrichten bei Widder in der geograph.-hiſt. Beſchr. der Kurpfalz. II, 219.

[4] *Würdtwein*, Subsid. diplomat. Tom. X. p. 328.

(Lemgo 1778). Zweite von Hezel umgearbeitete Ausgabe (Ebend. 1782). 7) Zur Geſchichte Simſon's 1. u. 2. Stück (Göttingen 1778); 3. Stück (Ebend. 1779). 8) Von den Reiſen des Ritters Bruce in Ägypten und Abeſſinien; im hanöveriſchen Magazin 1777. St. 19. 20. Über die körperliche Schönheit Jeſu Chriſti; in den göttinger Nebenſtunden (1777). 9) Vergl. Goldbeck's liter. Nachrichten von Preußen. 1ſter Th. S. 27—29. 2ter Th. S. 12. (*Franke.*)

DIEDESHEIM (Düdesheim), Dorf am Neckar, im ſtandesherrl. Fürſtenthume Leiningen, und großherz. badenſchen Bezirksamte Mosbach, ⅜ t. M. weſtlich von dieſer Amtsſtadt, an der Poſtſtraße nach Heidelberg, mit einer Überfahrt für Pferde und Wagen, 340 evangeliſchen und 140 katholiſchen Einw., und im Gerothen Sand und Duckſteine mit mancherlei Figuren.

(*Thms. Alfr. Leger.*)

DIEDESI, 1) Name, Lage und Geſchichte des Gaues Diedeſi. Diedeſiſi, Diadeſiſi nennt ihn Dithmar von Merſeburg; erſtre Form der Benennung aber iſt die gangbarſte geworden. Diedeſa heißt er in der Urkunde des Papſtes Johann vom J. 968, und Dedoſſene in der Urkunde Heinrichs IV. vom J. 1086. Die Grenzen des Gaues laſſen ſich im Allgemeinen nur ſo angeben, daß er gegen Weſten an den Gau Milzieni geſtoßen, und gegen Oſten dem Bober benachbart war, und in ihm Ilva (wahrſcheinlich Halbau) lag. Urſinus' Meinung über die nähere Lage des Gaues iſt dieſe, daß er mit den Gebieten von Sorau und Wörlitz zuſammengegrenzt, zwiſchen der Neiße und dem Bober gelegen, und ſich bis in das Herzogthum Sagan in Schleſien ausgebreitet[1]). Nach Leonhardi's Meinung erſtreckte ſich der Gau von Halbau bis zur Herrſchaft Seidenberg, zu welcher das Dorf Diehſa gehört, in deſſen Namen ſich eine Spur von der Benennung des alten Gaues erhalten zu haben ſcheint[2]). Dithmar von Merſeburg iſt mit Sicherheit als der erſte zu nennen, welcher des Gaues Diedeſi gedenkt, da nur in einigen Abſchriften der Urkunde des Papſtes Johann vom 2. Jan. 968[3]), in welcher er auf Veranlaſſung der beiden Kaiſer Otto, des Vaters und des auch bereits gekrönten Sohnes, die Grenzbeſtimmung des Bisthums Meißen und die Schenkung des Zehnten beſtätigt, die nähere Beſtimmung ſich findet: „den Zehnten in den fünf Gauen Dalaminze, Niſa (Niſani); Milczſane, Luzice, Diedeſa," und ungewiß iſt, ob dieſes mit dem Original übereinſtimmig und nicht von einer ſpätern Hand zugeſetzt ſei[4]). Nichts deſto weniger läßt ſich mit voller Sicherheit ſchließen, daß der Gau Diedeſi dem Bisthume Meißen unterworfen war. Geſchichtlich gewiß erſcheint der Gau zuerſt im J. 1000, in welchem Kaiſer Otto III. auf ſeiner Wallfahrt nach Gneſen zu den Übrigthümern des Blutzeugen Adelbert, nachdem er durch den Gau Milzeni gegangen, nach dem Gaue Diedeſi kam, und an dem Orte Ilva (wahrſcheinlich Halbau) von dem Herzoge Bolislav dem Kühnen von Böhmen beherbergt ward. In dem Kriege Kaiſer Heinrichs II. und des genannten Bolislav ließ erſtrer im J. 1011 die Gaue Eilenſi und Diedeſi durch die Biſchöfe Arnulf von Halberſtadt und Meinwerk von Paderborn, den Herzog Jaromir von Böhmen und die Markgrafen Gero von der Oſtmark und Hermann von Meißen verwüſten[5]). Einen traurigen Namen für die Teutſchen erlangte der Gau Diedeſi durch die in ihm den 6. Aug. 1015 geſchlagene Schlacht, deren Darſtellung wir den folgenden Abſchnitt widmen.

2) Schlacht im Gaue Diedeſi. Kaiſer Heinrich II. hatte im J. 1015 eine große Heerfahrt gegen Bolislav unternommen und des Feindes Land verheert. Auf ſeiner Heimkehr kam er den 5. Aug. nach dem Gaue Diedeſi[6]), und ſchlug ſein Lager an einer engen, öden Stelle auf, wo niemand als ein Zeidler wohnte. Bolislav, der, ſo lange er das teutſche Heer vor ſich gehabt, geflohen, ſuchte ihm wenigſtens auf ſeiner Heimfahrt zu ſchaden. Er ſandte daher heimlich eine bedeutende Macht Fußvolk in die Gegend, wo ſich das teutſche Heer gelagert, und ſeinen Abt Tuni zu dem Kaiſer, um friedliche Geſinnungen zu heucheln. Dieſer erkannte in ihm jedoch einen Späher und hielt ihn zurück, bis die größte Hälfte des Heeres über den vor ihm liegenden Sumpf gegangen. Den übrigen, noch nicht über den Sumpf geſetzten Theil vertraute der Kaiſer den beiden Gero's, dem Erzbiſchofe von Magdeburg[7]) und dem Markgrafen und dem Pfalzgrafen Burkhard von Sachſen an, und rückte vorwärts. Da griff der im nahen Walde verborgene Feind die zurückgelaſſene Schaar der Teutſchen an. Dieſe ſchlugen den erſten und zweiten Angriff tapfer zurück, und brachten dem Feinde großen Verluſt bei. Da aber einige auf der Seite der bereits Siegenden ſich durch die Flucht zu ſichern ſuchten, ſammelten ſich die muthfaſſenden Feinde wieder, zerſtreuten durch neuen Angriff die Teutſchen, und tödteten ſie einzeln durch Pfeile. Verwundet entrannen der

---

1) Urſinus zu Dithmar. Merseburg. Chron. Wagner'ſche Ausg. S. 173. Von den Urkunden und Jahrbüchern, auf deren Andeutung Urſinus ſeine Meinung begründet, nennt er, als gutes Licht auf den Gau werfend, die Urkunde Heinrichs IV. über die Grenzbeſtimmung des prager Bisthums. Die hierher bezügliche Stelle dieſer Urkunde vom J. 1086 lautet bei Cosmas Pragens., Chron. L. II. in *Mencke*, Scriptt. T. I. p. 2059: ad Aquilonem hi sunt termini (Parochiae Pragensis): Psovane, Chonvati et altera Hrovatzlasane, Trebovane, Poborane, *Dedessone* usque ad mediam silvam, qua Milcianorum occurrunt termini. Aus dieſer Stelle geht alſo wenigſtens ſoviel hervor, daß der Gau in der Nähe des Bobers lag, und wird beſtätigt, was wir aus Dithmar von Merſeburg wiſſen, nämlich, daß die Grenzen unſers Gaues im Weſten an das Gebiet der Milzianen, Milzienen ſtießen. 2) Leonhardi, Erdbeſchreibung von Sachſen. 2. Th. S. 686. 3) Urk. des Papſtes Johann bei *Hoffmann*, Scriptt. Rer. Lusat. T. I. Introd. p. 5.

4) Schultes, Direct. Diplom. 1. Bd. S. 85. Note ****). 5) Dithmar. Merseburg. Chron. Lib. IV. p. 91. 6) Derſelbe, Lib. VI. p. 173. Daraus, daß Dithmar erzählt, wie das Heer der Teutſchen in die Nähe Glogau's kam, erhebt der Verfaſſer des Chron. Gottwic. p. 591 sq. über die Lage der Gaue Eilenſi und Diedeſi Schwierigkeiten, aber die weit und breit ſich erſtreckende Verwüſtung beſchränkte ſich ja nicht auf dieſe beiden Gaue blos. 7) Dithmar. Merseburg. VII. p. 212; vgl. Wachter, Geſch. Sachſens. 1. Bd. S. 223 fg.

Erzbiſchof Gero und Pfalzgraf Burkhard kaum, die Markgrafen Gero und Volkmar fielen mit 200 der tapferſten Kriegsmannen; der Jüngling Luidulf wurde mit einigen gefangen. Die Slaven wandten ſich nun gegen Meißen[8]. *(Ferdinand Wachter.)*

DIEDO (**Franz**), ein venetianiſcher Edelmann und namhafter Gelehrter des 15. Jahrh., beſonders im Fache der Philoſophie und Jurisprudenz. Er empfing zu Padua die Würde eines Doctors der Rechte und hielt daſelbſt 1458 dem berühmten Bartholomäus Pagliarini die Leichenrede. Später erhielt er daſelbſt eine juridiſche Profeſſur, gab 1460 eine Sammlung von den Statuten der Univerſität heraus, die er mit einer Vorrede begleitete, deren Apoſtolo Zeno lobend erwähnt. Nachdem er in ſein Vaterland zurückgekehrt, ward er 1474 an Matthias Corvinus, König von Ungarn, geſendet, um ihn zu einem Bündniſſe gegen die Türken zu bewegen. Im J. 1481 ging er als Geſandter der Republik nach Rom an den Hof des Papſtes Sixtus IV., und ſein Einzug in die damals ſo üppige Stadt zeichnete ſich durch Pracht und Aufwand in ſo hohem Grade aus, daß Volaterranus ſich veranlaßt fand, eine ſehr genaue Beſchreibung davon in ſeinem Diarium aufzunehmen. Im J. 1483 ward Diedo zum Podeſta von Verona ernannt, und ſtarb daſelbſt, nach der Ausſage ſeines Zeitgenoſſen, Michael Cavichia, d. 25. März 1484. Sein Leichnam ward auf dem Etſch-Canale nach Venedig gebracht und hier in dem Erbbegräbniſſe ſeiner Familie beigeſetzt. Man hat von ihm Abhandlungen und Briefe, die jedoch nicht im Drucke erſchienen ſind. Sein Leben des heiligen Rochus iſt unter dem 16. Auguſt abgedruckt in *Hareus* Vitae Sanctorum (Colon. 1630). Die Bollandiſten haben es in ihrer Sammlung nach einer genauern und vollſtändigern Handſchrift abdrucken laſſen. Manſi beſaß davon ein Exemplar einer alten Ausgabe in 4, von welcher er vermuthete, daß ſie zu Brescia oder doch zum Beſten der Einwohner dieſer Stadt, während dieſelbe von der Peſt heimgeſucht wurde, gedruckt ſei. *(Franke.)*

DIEDO (**Jacob**), geb. 1684 zu Venedig, wo er Senator war und 1748 ſtarb. Er iſt Verfaſſer einer Geſchichte der Republik Venedig von ihrer Gründung bis zum J. 1747 (Venedig, 1751. 4 Thle. in 4.). Dies Werk wird von den Italienern wegen ſeines correcten Styls und der treffenden, unbefangnen Urtheile, welche den hiſtoriſchen Thatſachen einverwebt ſind, ſehr geſchätzt, iſt aber im Auslande nicht ſo bekannt, als es zu ſein verdiente. *(Franke.)*

DIEGO, **San.** 1) Vorgebirge am nördlichen Eingang in die Le Maire'sſtraße (ſ. d.); 2) Name mehrer unbedeutenden Dörfer und Ortſchaften in Süd- und Centralamerika, und 3) einer im J. 1769 angelegten Miſſion in Neu-Californien. Sie liegt unter 32° 39′ 30″ Br., 260° 21′ 45″ L., etwa 10 Meilen von der nördlichſten Miſſion Alt-Californiens entfernt, hat einen guten Hafen, aus dem die Punta Loma hervorſpringt, 1560 Einw. und iſt der Hauptort eines Diſtricts gleiches Namens in der mexikaniſchen Provinz Californien, welcher in den Miſſionen S. Diego, S. Luis Rey, S. Juan Capiſtrano und S. Miguel 5700 bekehrte Indianer enthält. 4) **S. Diego de Palmares**, Ortſchaft in der vormaligen Franciscaner-Miſſion Sucumbios (ſ. d.) in Colombien. *(Leonhardi.)*

DIEGO-GARCIAS, britiſche Inſel im indiſchen Ocean, unter [illegible]1° L., 7° 50′ ſüdl. Br. im NO. von Madagaskar gelegen; ſie iſt eine Dependenz von S. Mauritius, unbewohnt, und wird nur zuweilen wegen des Schildkrötenfanges beſucht. *(H.)*

DIEGO-RAMIREZ, die ſüdlichſte aller Feuerlandsinſeln unter 56° 37′ Br. gelegen, und nach ihrem Entdecker (1621) benannt. Sie iſt wüſt und unbewohnt. *(Leonhardi.)*

DIEKIRCH, ein Städtchen im Großherzogthume Luxemburg an dem linken Ufer der Sure, in einem fruchtbaren und angenehmen Thale. Dieſer Ort hat 250 Häuſer, und ungefähr 1480 Einw. König Johann der Blinde, Herzog von Luxemburg*), ließ im J. 1320 dieſes Städtchen mit ſtarken Mauern und Thürmen umgeben, ſodaß ſich die Einwohner manchmal gegen die Überfälle der Grafen von Vianden gut vertheidigten. Jetzt ſind die Stadtmauern größtentheils niedergeriſſen. *(Wyttenbach.)*

Dielen, ſ. **Fussboden.**

DIELHEIM, angeſehnes katholiſches Pfarrdorf im Hügellande zwiſchen Odenwald und Schwarzwald und im großh. badenſchen Bezirksamte Wisloch, $\frac{5}{8}$ t. M. öſtlich von dieſer Amtsſtadt, mit einer Kirche, etwa 165 Häuſern, und einer Bevölkerung, die ſeit 20 Jahren bis jetzt von 670 bis auf 930 Einw., alle kathol. Religion, angewachſen iſt. Es iſt das alte Diwelenheim im Lobdengau am Fluſſe Suarzaha, der heutigen Leimbach, wo ſchon im J. 767 ein daſiger Grundherr, Warnher, alle ſein Eigenthum an Hausplätzen, Feldern, Wieſen, Wäldern und Waſſer, und Alles, was ihm von ſeinem Vater Nanther nach den Geſetzen zukam, durch feierliches Teſtament der Herrſchaft des Gotteshauſes Lorſch unterwarf[1]), und im J. 853 ein andrer Grundherr daſelbſt, Namens Franko, einen halben Manſen mit 15 Morgen, und was noch geſetzlich dazu gehörte, demſelben Gotteshauſe ſchenkte[2]). Die Mark dieſer Villa war groß; in ihr lag auch der uns jetzt unbekannte Ort Hildibrandeshuſen, wo der ebengenannte Franko ein ganzes Hubengut mit dazu gehörigem Hausplatz und darauf aufgeführtem Gebäude, nebſt einer Wieſe zu 5 Karren Heu ebenfalls dem obengenannten reichen Kloſter zum Geſchenke machte[3]. Hierauf kam Dielheim bis in die neueſten Zeiten in den Beſitz der Biſchöfe von Speier, mit deren dieſſeitigem Fürſtenthum es an das hochfürſtl. Haus Baden kam. *(Thms. Alfr. Leger.)*

---

[8]) Außer den genannten Schriftſtellern handeln über den Gau Diedeſi *Meibom.* de Pag. Sax. bei demſ. Scriptt. T. III. p. 99. Schöttgen, Geographie der Sorben-Wenden in ſ. diplomat. Nachleſe. 3. Th. S. 437, 438, welcher ſagt, daß man keine Stadt oder kein Dorf im Gaue Diedeſi gemeldet finde, aber aus Dithmar's Erzählung, S. 91, geht doch wol hervor, daß Ilva in ihm lag; *Junker*, Geogr. Med. Aev., Löſcher u. a. m.

*) Dieſer ſogenannte blinde König, Johann von Böhmen und Herzog von Luxemburg, fiel als Held in der Schlacht bei Crecy am 26. Aug. 1346. In der Kirche der Benedictinerabtei Münſter zu Luxemburg zeigte man den zur Mumie eingetrockneten Körper Johanns in einem hölzernen Sarge, welchen jetzt der Fabrikant Boek-Buſchmann zu Metlach an der Saar beſitzt.

[1]) Anno XV. regni domini nostri Pipini regis etc. Actum in monaster. Lauresham IIII. non. Aprilis etc. *Wiglarius* scripsit. In Cod. Lauresh. diplomat. carta DCCCI. [2]) Actum in monasterio Lauresham. V. kalendas Martii anno XX. regni Lu-

DIELHELM (Johann Hermann), war Bürger und Perrückenmacher zu Frankfurt a. M., und ſtarb daſelbſt 1781 oder 84, in einem Alter von 73 Jahren. Er durchzog auf ſeiner Wanderſchaft als Geſelle Teutſchland, und zeichnete ſorgfältig Alles auf, was er Bemerkenswerthes fand. Das Verlangen, ſeinen Landsleuten nützlich zu werden, welche dieſelben Gegenden durchreiſen würden, die er geſehen hatte, bewog ihn, ſeine geſammelten Notizen zu ordnen. Dieſen fügte er Nachrichten und Documente über den Urſprung und die Geſchichte der Städte bei, und benutzte dazu die darüber handelnden Schriften andrer Verfaſſer. So entſtanden folgende Schriften: 1) Denkwürdiger Antiquarius des Rheinſtroms, oder angenehme, geographiſche Merkwürdigkeiten aller an und um denſelben liegenden Städte, Schlöſſer, Feſtungen, Klöſter, Flecken, Dörfer ꝛc. Mit Kupfern (Frankfurt a. M. 1744. Ebend. 1775). 2) Antiquarius des Neckar-, Main-, Lahn- und Moſelſtromes. Mit Kupfern (Frankfurt a. M. 1740. Ebend. 1780). 3) Allgemeines hydrographiſches Wörterbuch aller Ströme und Flüſſe in Teutſchland (Ebend. 1741 und 1768). 4) Denkwürdiger und nützlicher Antiquarius des Elbſtromes, welcher die wichtigſten und angenehmſten geogr., hiſtor. und polit. Merkwürdigkeiten von deſſen Urſprung an, bis er ſich in die Nordſee ergießt, darſtellt; wobei eine genaue und ausführliche Erzählung von aller Städte, Schlöſſer ꝛc., die an und um denſelben liegen, Urſprung, alten und neuen Benennungen, Feſtungswerken, vornehmſten Gebäuden, Wappen, Meſſen, Märkten, Lagen ꝛc. und was ſich ſonſt Denkwürdiges bis in das Jahr 1740 damit zugetragen ꝛc. Mit Landkarten und Kupfern (Ebend. 1748 und 1774). 5) Wetterauiſcher Geographus, d. i. Beſchreibung aller der in und an der Wetterau liegenden Herrſchaften, Städte, Schlöſſer ꝛc. (Ebend. 1748). — Er hat ſich überall nur J. H. D. unterzeichnet. Die Karten ſtellen den Lauf der Ströme und Flüſſe dar; die Kupfer geben Abbildungen von den wichtigſten Städten und merkwürdigſten Gegenden. Sämmtliche Schriften enthalten mehr hiſtoriſche und antiquariſche Nachrichten über Städte und Ortſchaften als Beſchreibung der Länder. Er iſt in ſeinen Angaben genau, aber äußerſt weitſchweifig. — Vgl. Adelung und Jöcher-Hirſching's Handbuch. Meuſel's Lex. der verſt. teutſchen Schriftſteller. *(Franke.)*

DIELYTRA. Unter dem Namen Dielytra ſtellte Borkhauſen (in Römer's Arch. II. p. 46.) eine Pflanzengattung auf, indem er mit dem Namen auf die zwei Spornen der Corolle hinweiſen wollte. Aber das Wort *κλυτρον*, welches er anführt, heißt nicht der Sporn (*κέντρον*) und iſt überhaupt nicht griechiſch; *ἔλυτρον*, welches Wort man ſubſtituiren möchte, iſt allerdings griechiſch, bezeichnet aber eine Hülle; alſo würde auch Dielytra einen falſchen Sinn geben. Die Gattung gehört zu der vierten Ordnung (Hexandria) der 17. Linné'ſchen Claſſe und zu der natürlichen Familie der Fumarien, und unterſcheidet ſich von Corydalis (ſ. d. A.) nur dadurch, daß von den beiden äußern Corollenblättchen jedes an der Baſis mit einem Sporn oder Höcker verſehen iſt; die Frucht iſt, wie bei Coryd., eine zweiklappige, vielſamige Schote. Candolle (welcher auch Dicl. ſchreibt) rechnet acht Arten hierher, welche als perennirende Kräuter in Nordamerika und im nördlichen Aſien einheimiſch ſind und ſich durch ſchöngefärbte, bisweilen zollange Blumen auszeichnen. 1) **D. Cucullaria** *Cand.* (Syst. II. p. 108., Fumaria *L.* Sp. pl., *Sims.* bot. mag. 1127) in Nordamerika; 2) **D. bracteosa** *Cand.* (l. c. p. 109) wahrſcheinlich ebenda; 3) **D. formosa** *Cand.* (l. c., Fumaria *Andr.* rep. 393., *Sims.* l. c. 1335) ebenda; 4) **D. eximia** *Cand.* (l. c., Fumaria *Ker.* bot. reg. 50) ebenda; 5) **D. spectabilis** *Cand.* (l. c., Fumaria *L.* am. ac. VII. t. 7.) in Sibirien und im nördlichen China; 6) **D. tenuifolia** *Cand.* (l. c., Corydalis Pursh, Deless. ic. sel. II. t. 9. f. B.) in Kamtſchatka und an der Nordweſtküſte von Nordamerika; 7) **D. canadensis** *Cand.* (Prodr. I. p. 126, Corydalis Gold.) in Kanada; 8) **D. lachenaliaeflora** *Cand.* (Syst. l. c.) in Sibirien. — Von Dielytra unterſcheidet Candolle nach Borkhauſens und Rafinesque's Vorgange die Gattung **Adlumia** *Rafin.* (Bicuculla *Borkh.* in Röm. Arch. II. p. 44.), ſo genannt nach dem Major John Adlum, einem eifrigen und glücklichen Weinbauer zu Georgetown in Carolina. Dieſe Gattung, ebenfalls aus der vierten Ordnung der 17. Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Fumarien, weicht nur darin ab, daß die vier Corollenblättchen zu einer einblätterigen, an der Baſis zweihöckerigen, ſchwammigen, ſtehenbleibenden Corolle verwachſen ſind. Die einzige bekannte Art, **Adl. cirrosa** *Raf.* (in *Desv.* Journ. de Bot. 1809. 2. p. 169., Corydalis fungosa Vent. choix t. 19.), ein zweijähriges, glattes, kletterndes Gewächs mit Blattſtielen, welche ſich in Gabeln (Cirren) endigen, doppelt gedrehten Blättern, keilförmigen Blättchen und zahlreichen, in den Blattachſeln ſtehenden, überhängenden, blaßrothen Doldentrauben, iſt in feuchten, ſchattigen Wäldern in Kanada und Pennſylvanien einheimiſch. *(Sprengel.)*

DIEMAR. Dieſes alte fränkiſche reichsfreiherrliche Geſchlecht hat ſeinen Taufnamen zum Familiennamen behalten. Es gehört auch zu den wenigen noch blühenden Geſchlechtern, die ihre Stammreihe bis in das 11. Jahrh. zurückführen können. Diemar von Röttingen wird 1095 als Zeuge in einer würzburgiſchen Schenkungsurkunde ſchon erwähnt. Als am Ende des 12. Jahrh. einer von ihnen durch Heirath, Anna Voit von Rhineck,

---

dowici regis super Orientales Francos. Sign. Franconis etc. Sign. Megingoti Comitis etc. *Tiotrochus* scripsit. Codicis Lauresh. carta DCCCII.

[3] Eadem carta.

die Erbburgmannſchaft des Schloſſes Rhineck erhielt, verließ er den erſten Geſchlechtsnamen und nannte ſich nach dieſer Burg, wie mehre andre Geſchlechter dies auch thaten. Seine Nachkommen theilten ſich in die Linien von Adelsberg, Hohenburg, Rymhorn, Wieſenfeld und Walldorf, wovon die beiden erſten zu Anfange des 17. Jahrh. ausſtarben; die letzte, welche Wilhelm und Jutta (ſie lebten 1402) zu ihren Stammältern erklärte, führt den Beinamen Rhineck nicht, und iſt noch in mehren Zweigen ausgebreitet. Die in k. k. öſtreichiſchen Staaten ſich befindenden Freiherren von Diemar ſtammen von Ernſt Hartmann, k. k. General-Feldmarſchall und Obriſten über ein Regiment Cüraſſier ab. Als derſelbe aber zum Landcomthur der Ballei Heſſen erwählt wurde, verließ er den öſterreichiſchen Dienſt und ſtarb als königlich-ſchwediſcher und fürſtlich-heſſiſcher Generallieutenant 1734. Sein Bruder, Hans Adam, war königl. polniſcher und kurſächſiſcher Generalmajor und Obriſt über ein Regiment zu Fuß. Ein Enkel des erſtern, der Freiherr Karl, ſtarb in Wien als k. k. Generalmajor 1823 mit Hinterlaſſung mehrer Söhne, welche in k. k. öſterreichiſche Kriegsdienſten ſtehen.

Die Linie in Heſſen nennt den Freiherrn Albrecht Ludwig als ihren Stammvater, der im ſiebenjährigen Kriege als Obriſter über ein heſſiſches Dragonerregiment ſich ſehr ausgezeichnet hat. Er ſtarb als Generallieutenant und Inhaber des Großkreuzes vom goldnen Löwenorden und des Militair-Verdienſtordens Ritter. Sein Sohn Cäſar trat in die Fußtapfen ſeines Vaters, er ſtarb 1824 mit dem nämlichen Range und mit denſelben Orden geſchmückt. Seine Söhne ſind in kurheſſiſchen Kriegsdienſten.

Chriſtoph Cäſar, herzogl. ſachſen-gothaiſcher Obriſt über ein Regiment zu Fuß (geb. 1630), machte alle damalige Feldzüge mit, und ſtarb als Geheimerath und Commandant des Schloſſes und der Feſtung Friedenſtein 1713. Von ſeinen Nachkommen, die bis in das vierte Glied faſt alle in ſachſen-meiningenſchen Dienſten die erſten Stellen beſetzt erhalten und noch inne haben, hat ſich mit dem noch jetzt lebenden Freiherrn Georg, großherzogl. badenſchen Oberſtallmeiſter und Kammerherrn, eine Linie in der dortigen Gegend ausgebreitet.

(*Albert Frh. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

DIEMEN (Anton van), General-Statthalter der holländiſchen Niederlaſſungen in Oſtindien, einer der einflußreichſten Männer des 17. Jahrh., von dem ein Küſtenſtrich, eine Inſel und eine Seeſtraße des fünften Erdtheiles den Namen erhielten, iſt 1593 zu Cuylenburg, einem kleinen Städtchen der Niederlande, wo ſein Vater Bürgermeiſter war, geboren. Von früher Jugend zum Kaufmanne beſtimmt, lernte er die Handlung bei einem ſeiner Verwandten und ſah ſich ſehr bald, nachdem er kurze Zeit Commis geweſen war, in den Stand geſetzt, ein Geſchäft auf eigne Rechnung zu betreiben; allein der Erfolg ſeiner Unternehmungen war nicht günſtig. Um den Verfolgungen der Gläubiger zu entgehen, war er genöthigt, Europa zu verlaſſen und in Oſtindien eine Zufluchtſtätte zu ſuchen. Von allen Geldmitteln entblößt, mußte er als Seecadet, — ein Rang, der ihn an Löhnung und Anſehen nur wenig über den gemeinen Soldaten erhob, — die Reiſe dahin antreten. Eine ſchön geſchriebene Briefaufſchrift, bei der man ihn zufällig überraſchte, war die erſte Veranlaſſung, daß er bemerkt wurde. Bald bewunderten ſeine Kameraden das ſchöne Talent v. D's und erſuchten ihn, Bittſchriften, Briefe ꝛc. für ſie aufzuſetzen. Dies zog die Aufmerkſamkeit des Gouverneurs auf ſich, der ihn als Secretair in ſein Bureau nahm. Bald darauf wurde die Stelle eines Generalbuchhalters erledigt, und da Niemand auf Schiffen und von der geſammten Mannſchaft der Anſiedelung dies Amt beſſer als v. D. zu verſehen im Stande war, fiel auf ihn allein die Wahl. Hier entwickelte er einen ſeltnen Geſchäftstakt, verbunden mit Gewerb- und Handelskenntniſſen und einer tiefen Einſicht in das Getriebe der Staatskunſt und Nationalökonomie. Nichts natürlicher, als daß er bald von Stufe zu Stufe bis zum kön. Finanzrath emporſtieg. Im J. 1631 befehligte er ſchon als Admiral die Flotte, welche von Indien nach Holland beſtimmt war, kehrte aber kurze Zeit darauf wieder als erſter Rath und Director der Niederlaſſung nach Java zurück, wo er am 1. Januar 1636 zum Generalſtatthalter ernannt wurde. Er ſchloß im Namen des Staats einen vortheilhaften Vertrag mit dem Könige von Ternate, bekriegte mit Erfolg den Sultan von Amboina, nahm den Portugieſen Ceylon und Malacca weg, empfing Geſandtſchaften von dem Vicekönige von Goa, welcher um Frieden bat, errichtete ein Handelsbündniß der Holländer mit Tunkin, und ſchloß mit andern orientaliſchen Staaten Verträge, um Java's geſunkenen Handel wieder neu zu beleben. Voll Feuereifer, die Macht Hollands und den Einfluß ſeiner Colonien auch auf bis jetzt noch unbekannte Länder auszudehnen, ſchickte er im J. 1642 den berühmten Seemann Abel Tasman mit zwei Schiffen gen Süden auf Entdeckungen aus. Dieſer nannte aus Dankbarkeit einen großen Theil des ſüdlichen Küſtenſtrichs von Neuholland nach ſeinem Namen (ſ. d. folg. Art.) Tasman fand überdies noch in dem nämlichen Jahre Neuſeeland. Van Diemen, durch ſolche glückliche Erfolge ermuntert, ſendete 1643 zwei Fahrzeuge „Delaſtricum" und „Breckes" unter den Befehlen des Capitains De Vries, nordwärts von Japan in die See, und dieſer Schiffer hat die Reihe von Entdeckungen eröffnet, welche ein La Pérouſe, Broughton und Kruſenſtern in der Folge erweitert und vervollſtändigt haben. Nicht geringre Aufmerkſamkeit ſchenkte er der Verwaltung des Innern; Kirchen wurden erbaut, Schulen geſtiftet, Arbeitshäuſer errichtet, Landſtraßen angelegt und die auf Batavia Bezug habenden Geſetze geſammelt. Nichts war ſeinem ſchaffenden Geiſte zu klein, nichts ſeiner Beachtung unwerth. Dieſe raſtloſe Thätigkeit, verbunden mit den Einflüſſen des Klima, ſchwächten ſeine Geſundheit ſo ſehr, daß er ſich genöthigt ſah, um ſeine Zurückberufung nachzuſuchen. Die Directoren der oſtindiſchen Compagnie aber baten dringend, dem Vaterlande ſeine Dienſte nicht zu entziehen. Da er in ſeinem Vorſatz unerſchütterlich beharrte, ſuchte man den Verluſt dadurch weniger empfindlich zu machen, daß man ihn bat, er möchte zum wenigſten ſeinen Nachfolger ſelbſt wählen; allein der Tod ereilte ihn, bevor noch dies Antwortſchreiben an ihn gelangt war.

Während ſeiner Krankheit hatte er die Beſtimmung getroffen, daß Einer von den niederländiſchen Rathsmitgliedern, der ſchon mehre Jahre im Oriente zugebracht, unter dem Titel eines Präſidenten des Rathes von Oſtindien die Regierungsgeſchäfte übernehmen ſollte. Mit den Worten: „Gedenket meiner Gattin,“ ſtarb er den 19. April 1645. Allgemeine Achtung, die Liebe ſeiner Vorgeſetzten und Untergebenen und die Dankbarkeit ſeiner Nation folgten ihm in die Gruft. Ein Vorgebirge, eine Bai und ein Fluß ſind nach ihm benannt; — wem die Nachwelt ſolche Denkmale errichtet, deſſen Name kann nicht untergehen. (*K. Falkenstein.*)

DIEMENSLAND, Vandiemensland, 1) eine große im Süden des Feſtlandes von Auſtralien gelegene Inſel, welche man bis zu Anfange dieſes Jahrhunderts für die Südſpitze jenes Continents gehalten. Ihren Namen erhielt ſie zu Ehren des um geographiſche Entdeckungsreiſen höchſt verdienten van Diemen (ſ. d. vor. Art.). Über Entdeckung, ſowie über die Beſchaffenheit dieſer Inſel war man aber lange in Ungewißheit. Viele Schriftſteller glaubten nämlich, daß derjenige Erdſtrich Auſtraliens, den man Vandiemensland nennt, nebſt Arnhemsland von einem belgiſchen Seemanne, Namens Zoachen im J. 1616 aufgefunden worden ſei. Spätre Forſchungen aber haben ergeben, daß Van Diemen erſt 1636 jenen wichtigen Poſten angetreten, und daß bei dieſer Benennung nur eine Verwechslung zu dem lange bewahrten Irrthume Veranlaſſung gegeben habe. Die Holländer hielten nämlich die Nordoſtküſte des Auſtralcontinents für Inſeln, die von der Weſtfeſte abgeſchnitten ſeien, wozu aller Wahrſcheinlichkeit nach die große Einbuchtung des Landes nach Cap Duſſault herunter verleitet hatte. Um dies Problem zu löſen, ſegelte der große Seemann Abel Tasman 1642 von Batavia aus und gelangte nach kurzem Aufenthalt auf der Inſel Mauritius (Isle de France) zu den Südländern hinab, wo er am 24. Dec. deſſelben Jahres die jetzt ſo berühmt gewordene ſüdlichſte Küſte von Neuholland entdeckte und ſie nach ſeinem hohen Gönner benannte. Erſt 1799 war es einem britiſchen Chirurgus, George Baß, vorbehalten, die Erdkunde mit genauern Angaben darüber zu bereichern. Dieſer hatte ſich zu Ende des vorigen Jahrh. in Port Jackſon (Neuſüdwallis) aufgehalten und mit dem nachmals ſo berühmt gewordnen Cpt. Flinders mehre kleine Fahrten in das Südmeer gemacht. Beide gleich eifrige Verehrer der Erdkunde vereinigten ſich zur Ausführung neuer Entdeckungsentwürfe. Auf der Colonie fanden ſie aber nur wenig Unterſtützung, und nur mit Mühe gelang es ihnen, ſich ein kleines Fahrzeug, das von einem einzigen Schiffsjungen bedient wurde, zu verſchaffen. Indeſſen waren die beiden Freunde bald ſo glücklich, über mehre unbekannte wichtige Punkte der Küſte und über den Lauf des Georgefluſſes gute Beobachtungen anzuſtellen, welche die Aufmerkſamkeit des Gouverneurs auf ſich zogen. Flinders erhielt nun den Befehl über eine Corvette, und Baß wurde ein mit ſechs Matroſen bemanntes Wallfiſchboot anvertraut, um damit ihre Entdeckungen fortzuſetzen. Letzterer richtete ſeinen Lauf in die jetzt nach ihm benannte Straße, in welche er ſchon 1797 bis zum Shoalshafen vorgedrungen war, und gelangte endlich in das jenſeitige Meer. So ward nun unumſtößlich bewieſen, daß Vandiemensland kein Theil des Continents, ſondern eine wirkliche Inſel ſei, die dieſer Kanal davon trennt. Flinders gab ihr, ſeinem Freunde zu Ehren, den Namen „Baßſtraße.“ Sowie die Palkſtraße zwiſchen Ceylon und der Südſpitze der indiſchen Halbinſel dieſſeits des Ganges eine Seebrücke zwiſchen beiden Ländern vorſtellt, ebenſo iſt in den Fourneaux-, Clarke-, Preſervations- und Schwaneninſeln eine Verbindung angedeutet, welche ſo lange den Glauben einer Fortſetzung des Feſtlandes aufrecht erhielt.

Die Inſel bildet ein Dreieck von der Baßſtraße im Norden bis zum Südcap, 41—44° ſüdlicher Breite und 162½—165° öſtl. Länge, und enthält nach Gauß's Berechnung gegen 1150 □Meilen und nimmt ungefähr $\frac{1}{130}$ des Flächenraums der Auſtralfeſte ein. Sie ſcheint bei ſteiler Küſtenabdachung in der Mitte ein hohes Tafelland zu bilden, auf dem überall Granit zu Tage liegt. Die weſtl. Gebirge ſteigen auf 3500′ an, und der Tafelberg an der ſüdöſtl. Küſte auf 4000′, an deſſen Nordrande der Tamar zur Baßſtraße, am ſüdl. Fuße aber der Derwent in zwei Armen nach der Sturmbai fließt, welche im Oſten von der Landzunge Pillar, im Süden durch die Inſel Brune gebildet wird. Nirgends auf dem Erdballe drängen ſich wol ſo viele Landengen auf einem Punkte zuſammen als im Südoſten dieſes Eilandes. Hier ſieht man die Landengen Bruny, Nord, Tasman, Foreſtier, der Inſel Maria, gedrängt eine auf die andre folgend, alle niedrig und ſchmal und von wildem Geklüfte zerriſſen. Das Klima iſt nicht ſo warm als in Neuſüdwallis (die höchſte Wärme 21° R., die höchſte Kälte 4° R.), alſo für die Europäer noch zuträglicher als die des Continents, weshalb die Briten unter Cpt. Bowen 1803 von Sidney aus auch hier eine Verbrechercolonie, zuerſt zu Risdon (am Derwent) und ſpäter unter Cpt. Collins zu Hobartstown anlegten, deren Bevölkerung, beſonders ſeitdem die Coloniſten der Norfolkinſel 1811 hierher verſetzt ſind, 1821 = 6371, 1825 = 21,500, gegenwärtig über 120,000 Köpfe betragen kann. Die Einwohner ſind den Neuholländern ziemlich ähnlich, nur heller an Farbe, zwiſchen Neger und Europäer die Mitte haltend, mit großem, affenartig hervorſtehendem Munde, dicken Lefzen, aber weißen Zähnen, tiefliegenden ſchwarzen Augen mit wildem Ausdrucke, bald gekräuſelten, bald ſtruppigen Haaren. Sie ſtehen auf einer noch niedrigern Stufe der Geſittung als jene; nur ſollen ſie dieſelben im Baue ihrer Hütten übertreffen. Beide haben die roheſten Begriffe von Gott, Religion und Menſchenrecht. Hunter bemerkt ſogar, daß ſie keinem Gegenſtande, nicht einmal einem Fetiſch, vielweniger der Sonne, dem Mond oder den Sternen göttliche Verehrung beweiſen. Ihm widerſpricht aber Evans mit der Behauptung, daß einige Stämme auf der Oſtküſte den Sitz ihrer Götter auf die blauen Berge verlegen, und an die Wunderkräfte ihrer Karrahdis, d. i. Zauberer, glauben. Man ſucht jetzt durch Verheirathung der weißen Anſiedler, denn auch freie Landbeſitzer haben unter britiſchem Schutze da ſich niedergelaſſen, mit den Töchtern der Ureinwohner die alten Feindſeligkeiten beizulegen und einen geſetzlichen Staat zu bilden. — Die Landesproducte ſind jenen der Auſtralfeſte gleich: myrtenartige Baumformen, ſogar große, zu Schiffsmaſten ſich eignende Hölzer, aber Mangel an fruchttragenden Bäumen, an körnergebenden Gewächſen, nur wenige Wurzeln für die Ökonomie des Menſchen tauglich, z. B. das Farrenkraut, wie in Neuſeeland das Brotſurrogat der Eingebornen, wilde Sellerie, Paſtinake und einige Arten von Wicken. Überall prangen die Wälder mit Eukalypten, die oft eine Höhe von 160—180′ und einen Umfang von 25—36′ erreichen, Mimoſen, Bankſien, Proteen, Methroſideren, Exokarpen; Xanthorheen, Embotrien, Leptoſermen, Kaſaurinen. Die Gebüſche bilden Eſodien, Konchien, Melaleuken, Theſien u. a. jetzt unſre Treibhäuſer zierende Sträucher. Das Thierreich iſt verhältnißmäßig arm. Mehre Arten von Opoſſum, Känguruh's, der Daſyurus, das fliegende Eichhörnchen, die Pantherkatze und mancherlei Gattungen von Phoken und Robben. In der Umgebung der Küſte iſt der See-Elephant und Wallfiſch häufig. Zahlreiche Papageien, Arra's und Kakadu's erfüllen die Wälder mit ihrem Geſchrei; prachtvolle Vögel, die aber in ihrem glänzenden Gefieder meiſt den Gegenſatz mit den europäiſchen bilden, rothe Amſeln, gelbe Baumläufer, ſchwarze Schwäne, die alle Baien bedecken und vor allen der **Oronithorhynchus paradoxus**, oder das Schnabelthier, vielleicht das abenteuerlichſte Geſchöpf der Welt, dem die Natur zu dem Körper eines Säugethiers mit Schwimmhäuten den Kopf oder wenigſtens den Schnabel eines Vogels gab. Verhältnißmäßig ebenſo ſonderbar, wenn gleichwol arm an verſchiednen Gattungen, iſt das Reich der Amphibien und Inſekten. An Mineralien beſitzt die Inſel: Achate, Bergkryſtalle, Karniole, Chryſolithe, Marmor, Kalk und ganze Berge von Thoneiſenſtein, der 70 Procent Ausbeute gewähren ſoll. — Van Diemens Eiland iſt beſſer bewäſſert als die Auſtralfeſte. 1) Der Derwent, deſſen Quellen ſich wahrſcheinlich in einem Landſee auf dem Gipfel der Weſtern Mountains finden, ſtrömt aus zwei Quellenflüſſen, Big und Dirk, unter dem 42° ſüd. Br. zuſammen, nimmt in ſeinem ſüdöſtlichen Laufe den Dee, Jones und Styx auf, bildet bei Neu-Norfolkstown eine ſtarke Stromſchnelle und mündet ſich durch die Ralphbucht in die Sturmbai. 2) Der Hüon findet nach kurzem Laufe ſein Ende in dem Kanal d'Entrecaſteaux. 3) Der Coal, im Jeruſalemsdiſtrict aus drei Hügeln entſpringend, nimmt den von Nordoſten herkommenden Känguruhfluß auf und mündet in das Pittwater oder das äußerſte Becken der Northbai. 4) Der Tamar, unter dem Namen South-Esk in den Macquarie-Ebenen entſpringend, erhält ſeine Benennung erſt nach ſeiner Vereinigung mit dem See- und Weſtfluſſe, nimmt alsdann noch den Supply auf und mündet in einer Breite von $\frac{1}{3}$ M. in die Baßſtraße. 5) Der Lake, aus dem Binnenſee Boundary entſtehend, ſtrömt mit dem Macquarie vereinigt dem South-Esk zu. Weniger bekannt ſind der Black-, New-, Donden-, Shannon- und Reliewriver, nebſt zwei andern der Weſtküſte zueilenden Flüſſen. — Von den Binnenſeen hält der auf den Weſtern Mountains (Weſtbergen) noch Beaumont (1817) 10 M. im Umfange; die Lemons Lagune, aus welcher der Jordan abfließt, die Tin Dish-Holas und die Macquarie-Springs bilden zwei Ketten kleinerer Seen und ſind nebſt dem Boundary (auf dem Weſtgebirge und den Antills Ponds zwiſchen dem Macquarie und Lake, ſowie nebſt den Salzſeen in den Salt-Pan Plains die bedeutendſten. Der indiſche Ocean umgibt die Inſel im Weſten, der Auſtralocean im Oſten. Die Nord- und Südgrenze ſind die Baß- und Bankſtraße. Den Hauptbaien, Ralph-, Sturm-, North-, Double-, Adventure-, Frederik-, Hendryk-, Oſter-, Great-Swans-Port, Macquarie-Harbour- und Port-Davy Bai ſtehen die Vorgebirge: Portland, Eddiſtone-Point, Pilar, Tasmans-Head, Weſt-Point Sandy, Grium und das South-Cap entgegen. — Nach politiſchen Anſichten zerfällt die Inſel in zwei Grafſchaften (Shires). 1) Buckingham im Süden mit der ſchön gebauten Hſt. Hobarttown am Derwent (44° ſüdl. Br.), Eliſabethtown, 1813 gegründet; 2) Cornwall im Norden mit Georgetown am Tamar (41° 10′ ſüdl. Br.), erſt 1817 gegründet, 2000 Einw. In der Nähe der Hafen Dalrymple; Launceſton mit 500 Einw. und lebhaftem Handel. (*K. Falkenstein.*)

Die Ureinwohner von Vandiemensland gehören zur Race der ſogenannten Auſtralneger, welche, auf den ſüdindiſchen Inſeln weit verbreitet, durch eine ſchwarze Hautfarbe und ein ſchwarzes, wolliges Haar ausgezeichnet ſind. Cook ſchildert ſie uns als ein ungebildetes, aber friedfertiges Volk. Seit der Anſiedelung der Europäer auf Vandiemensland ſind jedoch jene Urbewohner ſo häufig, zumal von den Holzſchlägern, Jägern und Fiſchern gemißhandelt, ja ſelbſt getödtet worden, daß ſie, gereizt, der Ausbreitung und Feſtſetzung der Ankömmlinge den hartnäckigſten Widerſtand entgegenzuſtellen anfingen. Dieſer Krieg wurde ſo verderblich für die Colonie, daß ſie ihrer Entwickelung, ja ſogar ihrem Fortbeſtehen, gefährlich wurde. Vergeblich bemühte ſich das Gouvernement, die Eingebornen durch Waffengewalt auf einen beſtimmten Bezirk der Inſel zu beſchränken. Da erbot ſich ein Herr Robinſon, den Streit durch verſöhnende Maßregeln zu vermitteln. Es iſt ihm wirklich gelungen, mehren Stämmen wiederum Vertrauen einzuflößen, und die neueſten Nachrichten laſſen glauben, daß dieſer Mann im Stande ſein wird, die geſammte Urbevölkerung zur Emigration auf eine der Inſeln in der Baßſtraße zu vermögen. Bereits hat er einige Stämme, welche daſelbſt mit den nöthigen Bedürfniſſen durch das Gouvernement verſorgt werden, dahin verpflanzt. Übrigens haben ſich dieſe Aboriginer auffallend, nämlich bis etwa auf 500 Individuen, vermindert, und wenn ihr gänzliches Ausſterben erfolgen ſollte, ſo wird es nicht unerwartet ſein. Denn ſchon mehre Racen, welche eine höhere Civiliſation in ſich aufzunehmen unfähig waren, ſind dieſem Schickſal erlegen, wenn ſie von Culturvölkern umgeben und erdrückt wurden. Für die Anſiedelungen ſcheint jene Maßregel unter den zu wählenden die günſtigſte zu ſein.

Das gemäßigte Klima und die kräftigen Weiden machen die Inſel zur Viehzucht beſonders geeignet. Die erſten dort eingeführten Schafheerden waren von der Treswater- und Leiceſterrace; ſeit 1820 ſind Merinos von Sidney nach Vandiemensland eingeführt. Man verſpricht ſich den beſten Fortgang der Schafzucht, und im Jahre 1830 beſaß von dieſer Thierart die Colonie 665,200 Stück. Das dortige Hornvieh ſtammt dagegen zum Theil von engliſchen und theilweiſe von bengaliſchen Ältern ab, und in ebendem Jahre zählte man 113,200 Haupt davon. Es wird als Zugvieh und zu vielen landwirthſchaftlichen Zwecken benutzt. Pferde, wovon 1830 daſelbſt 2805 Stück vorhanden waren, werden hierzu weniger angewendet, da es bis jetzt nicht allgemein gute Landſtraßen gab. Dennoch ſind die dortigen Pferde durch ihre Schnelligkeit ausgezeichnet, und übertreffen in dieſer Beziehung bei den bereits nach engliſcher Sitte eingerichteten Wettrennen wenigſtens die von Neu-Südwales (**New Sporting Magazine, Juli 1833. p. 92 sq.**). Die europäiſche Bevölkerung beläuft ſich auf 25,000 Seelen, und dieſelbe nimmt ſo ſehr zu, daß allein im Jahre 1832 aus England 2000 neue Anſiedler in Hobart-Town und Launceſton eintrafen (**Asiatic Journ. Supplement to August 1833. p. 238.**). Im Jahre 1830 waren 42,000 engliſche Äcker Land zum Feld- und Gartenbaue benutzt. Alle Arten von Obſt, als Äpfel, Birnen, Pfirſichen, Aprikoſen, Pflaumen ꝛc., gedeihen vorzüglich. Die mit dem Anbaue von Wein gemachten Verſuche laſſen den beſten Erfolg hoffen.

Der wichtigſte Ausfuhrartikel, der bis jetzt an Menge und Güte gewann, und daher jährlich an Bedeutung für Vandiemensland in England zunimmt, iſt Wolle. Der Wallfiſch- und Robbenfang iſt ſehr einträglich; dieſe Thiere finden ſich häufig an den Küſten, und jene lieben beſonders den Aufenthalt in der Baßſtraße. Getreide wird jährlich in großer Menge nach Sidney und in geringerer Qualität nach Isle de France ausgeführt. Die neuangelegten Brauereien liefern ein vorzügliches Ale, und hoffen einen vortheilhaften Markt dafür in Britiſch-Indien, wohin es bisher aus England zugeführt wurde, zu finden. Dagegen bezieht die Colonie bis jetzt noch eine große Menge Luxusartikel und Fabrikate (Baumwollen- und Seidenzeuge, Glas, Eiſen- und Stahlwaaren, Branntwein, Thee, Wein ꝛc.) aus dem Mutterlande. — Hobart-Town an dem weſtlichen Ufer des Derwent iſt die Reſidenz des Gouverneurs. Dieſe Stadt iſt von einem Flüßchen durchſtrömt, welches am Fuße des vier engliſche Meilen entfernten Wellingtonberges entſpringt. Auf den hügeligen Ufern iſt die aus 783 Häuſern beſtehende Stadt erbaut. Sie erhebt ſich amphitheatraliſch; die Häuſer, von etwa 6000 Menſchen bewohnt, liegen zwiſchen Gärten; die Stadt iſt von kräftigen Laubholzwäldern umgeben, und das ganze Bild wird gegen Weſten von dem 4000′ hohen Wellingtonberg geſchloſſen, während öſtlich der Derwent als maleriſche Seebucht und von Schiffen belebter Hafen ſich ausbreitet. — Launceſton, demnächſt die wichtigſte Stadt, liegt an dem Einfluſſe des Nord- und Südesk in den Tamar, auf welchem Schiffe von 300 Tonnen bis zu ihr ſegeln. Dieſe ſchließt übrigens einen Civilbefehlshaber, eine Garniſon und Gerichtshöfe in ſich. Wegen der Lage in der Nähe des Getreidediſtricts unterhält Launceſton einen lebhaften Verkehr mit Sidney, und beladet ſelbſt nach England regelmäßig Schiffe mit Wolle, Gärberrinde ꝛc. Daher nimmt ſeine Volkszahl auffallend zu, und es ſteht zu erwarten, daß Launceſton nicht nur Hobart-Town an Größe und Reichthum übertreffen, ſondern auch zu einer der wichtigſten Handelsplätze auf der öſtlichen Halbkugel heranwachſen wird. Howart-Town iſt von Launceſton 124 engl. Meilen entfernt, ſie ſind durch eine macadamiſirte, größtentheils gut erhaltene, durch maleriſche und fruchtbare Gegenden führende, Kunſtſtraße mit einander verbunden, an welcher die Reiſenden in 16 wohleingerichteten Wirthshäuſern Bequemlichkeiten finden. — Von den übrigen Städten und Städtchen der Inſel ſeien hier George-Town, Perth, Green Ponds, Oatlands, Jericho, Campbell-Town, Richmond und Sorell-Town erwähnt. Die ländlichen Beſitzungen der Coloniſten liegen meiſt zerſtreut und in geringern oder größern Entfernungen von einander; doch findet man auch deren Wohnungen zuweilen nahe beiſammen erbaut und zuſammenhängende Dörfer bildend. Kirchen ſind zum Theil vom Gouvernement, zum Theil auf Koſten der Privaten aufgeführt. Die angemeſſene Anzahl von Geiſtlichen und Ärzten findet ſich in den Städten und in den ländlichen Diſtricten vertheilt. Auch iſt ein geordneter Lauf von Briefpoſten eingerichtet, der ſämmtliche Anſiedelungen, ſelbſt die entfernt und vereinzelt liegenden, unter einander regelmäßig in Verbindung ſetzt. Ein wichtiger Theil der europäiſchen Bevölkerung von Vandiemensland beſteht aus den aus England dahin deportirten Verbrechern. Urſprünglich wurden dieſe Menſchen zu öffentlichen, ihnen durch das Gouvernement angewieſenen, Arbeiten benutzt; darauf aber, und auch jetzt ſehr häufig, den Coloniſten gegen gewiſſe, für beide Theile vortheilhafte, Bedingungen als Arbeiter übergeben. So darf man mit Recht behaupten, daß Vandiemensland ſeine heutige Blüthe großentheils den in England verübten Verbrechen zu danken hat, denn die Deportirten haben Wälder gelichtet, Ländereien urbar gemacht, Straßen und Städte gebauet. Es iſt behauptet worden, daß die ganze Einrichtung der Deportation für die Colonie heilbringender ſei, als für das Mutterland. Denn ſo ſtreng und hart auch urſprünglich die in Auſtralien angekommenen Verbrecher behandelt wurden, ſo daß der Ausſpruch der Strafe der Deportation bei ihnen Entſetzen erregte; ſo hat ſich dagegen im Laufe der Zeit der mildere Geſichtspunkt und der Wunſch, die Verbannten moraliſch und ſomit bürgerlich zu verbeſſern, vielmehr geltend gemacht. Die Colonialbehörden glauben dieſem Ziele ſich zu nähern, indem ſie den Deportirten die Möglichkeit, Eigenthum und eine neue bürgerliche Exiſtenz zu erlangen, verſchaffen, wodurch deren Lage ſich häufig allerdings viel wohlhäbiger geſtaltet, als es in ihrem Vaterlande jemals der Fall hätte ſein können. In dieſem Umſtande hat man jedoch in England ſogar einen Anreiz zum Verbrechen ſehen wollen, und es iſt behauptet worden, daß dieſelben durch das angewendete Mittel eher vermehrt, als vermindert würden. — Endlich iſt der

Vandiemensland-Company zu gedenken. Sie wurde durch eine Parlamentsacte vom 10. Juni 1825, welche der König in dem nämlichen Jahre beſtätigte, begründet. In derſelben iſt feſtgeſtellt, daß der Geſellſchaft von Seiten des Gouvernements im nordweſtlichen Theile der Inſel 500,000 Acker gegen einen nicht hohen jährlichen Erbzins überwieſen werden ſollten. Die Compagnie wurde zugleich ermächtigt, auf ihrem Gebiet alle Zweige der Landwirthſchaft und des Bergbaues zu betreiben, Bauten zu unternehmen, welche ihr und der Colonie im Allgemeinen nützlich ſeien, auch für dergleichen Zwecke den Coloniſten oder mit denſelben in Verbindung ſtehenden Unternehmern Geldvorſchüſſe zu machen. Dagegen wurde die Compagnie ausdrücklich von Betreibung des Großhandels und eigentlicher Bankgeſchäfte ausgeſchloſſen. Die Geſellſchaft fundirte ſich mit einem Capital von einer Million Pfund Sterling. Hierauf wurden 10,000 Actien, jede zu 100 Pf. creirt. Bis zum Jahre 1831 hatte die Geſellſchaft bereits 350,000 Acker in Cultur genommen, und ihr Augenmerk vorzüglich auf Wollproduction gerichtet, und allerdings konnte die durch ſie auf den Markt von London gebrachte Wolle, mit den geprieſenſten europäiſchen Sorten die Concurrenz vollſtändig ertragen. Auch ſcheint ſich die Beſitzung im Allgemeinen in einem blühenden Zuſtande zu befinden, denn die ſeit einigen Jahren errichtete große, für Fuhrwerke völlig brauchbare Landſtraße, welche Circular-Head, den Hauptort des Compagnieeigenthums, mit Launceſton den belebteſten Hafen der ganzen Inſel, in Verbindung ſetzt, zeigt von ungemeiner Induſtrie und Kraft. Dennoch iſt bemerkt worden, daß die Actien der Geſellſchaft grundſätzlich keine Zinſen tragen, und daß ebenſo wenig Dividenden gezahlt werden konnten. Im letzten Jahresberichte, dem von 1832, kündigt das Directorium ſogar an, daß Nachſchüſſe nothwendig werden dürften. Wenn ſchon ſolche neue Etabliſſements bedeutende Auslagen unvermeidlich erfodern, ſo bleibt dennoch fraglich, ob das von der Geſellſchaft angenommene Syſtem eigener Adminiſtration, wegen ſeiner großen Koſtbarkeit, ihren Zwecken entſprechen wird.

(*v. Gansauge.*)

2) Das nördliche Vandiemensland oder die Nordküſte der Auſtralfeſte darf nicht mit der Inſel gleiches Namens verwechſelt werden. Es erſtreckt ſich vom Cap Duſſajour bis zum Cap Marialand (145° 25′—150° L.), hat im Oſten Arnhemsland, im Süden das Binnenland, im Südweſten de Wittsland, im Weſten und Norden den indiſchen Ocean zu Grenzen. Von Gerrit Thomas Pool 1636 oder von Abel Tasman 1644 zum erſten Male geſehen, blieb dieſe Küſte mehr als zwei Jahrhunderte hindurch eine **Terra incognita**, bis 1817 der britiſche Lieutenant P. B. King von Port Jackſon aus die Unterſuchung derſelben unternahm; denn Cpt. Baudin, der 1803 dieſe Meere befuhr, hat nur einige Punkte von fern geſehen, und deſſen Begleiter Peron nur mangelhafte Nachrichten mitgetheilt. King entdeckte an dem ſcharf eingeſchnittenen Nordgeſtade einen großen Strom, der an ſeiner Mündung ein beträchtliches Delta bildet, und den er mit einem Schooner 12 M. aufwärts befuhr, wo ſeine Breite noch über 400′ betrug. So fand er auch die Melvilleinſel und eine neue Colonie von Pflanzern belebte alſobald die Gegend. Fort Dundas wurde erbaut; allein dieſe Niederlaſſung machte ebenſo wenig Glück als die 1827 zu Port-Weſtern (an der Südküſte) angelegte, die ſchon 1830 wieder ganz aufgegeben worden iſt*).

(*K. Falkenstein.*)

DIEMERBROEK (Ysbrand van), ein zu ſeiner Zeit ausgezeichneter und berühmter holländiſcher Arzneigelehrter und Anatom, geb. 1609 den 23. Dec. zu Montfoort, einem Städtchen in der Provinz Utrecht, wo ſein Vater, Gysbert v. D., fünf Mal den Bürgermeiſterpoſten bekleidete. Er ſtudirte zu Utrecht und Leyden die Medicin, und unternahm dann eine Reiſe nach Frankreich. Hier hielt er ſich eine längere Zeit auf, und lebte als ausübender Arzt in der Landſchaft Anjou. Dann kehrte er in ſein Vaterland zurück und nahm ſeinen Wohnſitz in der Stadt Nimwegen, als daſelbſt im J. 1635 und in den folgenden Jahren die Peſt herrſchte. Dies gab ihm Gelegenheit, ſeine vorzügliche Geſchicklichkeit zu zeigen, und ſeine Hülfe wurde ſehr häufig in Anſpruch genommen, zumal da er ſich nicht nur in ſeiner Behandlung der Peſt, ſondern auch durch eine gründliche Beſchreibung derſelben als einen echt-hippokratiſchen Arzt zu erweiſen ſuchte. Man berief ihn hierauf an die Stelle des Profeſſors Wilhelm van der Straeten zu Utrecht, im J. 1649 zum Profeſſor der Medicin und Anatomie daſelbſt, erſt als Extraordinarius und dann 1657 als Ordinarius. Merkwürdig war dieſe ſeine Anſtellung auch dadurch, daß er den Religionsgrundſätzen der Remonſtranten zugethan war, und daß das orthodoxcalviniſche Directorium der Univerſität Utrecht dies überſehen konnte, und deſſenungeachtet ihm blos wegen ſeiner großen Gelehrſamkeit das mediciniſche Profeſſorat anvertraute. Er lehrte zu Utrecht mit vorzüglichem Ruhm, und ſtarb daſelbſt den 17. November 1674. Seine wichtigſten Schriften ſind: **De peste, libri 4. Anatome corporis humani**, zu Utrecht herausgegeben, und mit guten Abbildungen verſehen. **Disputationes practicae de morbis capitis et thoracis,**

---

*) Vgl. *P. B. King*, Voyages to New-Holland in the years 1817—1822. Lond. 1828. 2 Vol. *G. W. Evans*, Historical and topographical description of Van Diemensland etc. Lond. 1822. Lieut. *Jeffrey*, Delineations of Van Diemensland. Lond. *Math. Flinders*, Observations on the Coasts of V. D. on Bass Strait and its islands etc. Lond. 1801. 4. *Jam. Dixon*, Narrative of a voyage to New-South-Wales and Van Diemensland etc. Edinb. 1822. C. N. Röding, Schilderung der Inſel V. D. Hamb. 1823. Picture of Australia and Van Diemensland. Lond. 1829. *Stewart*, Visit to the South-Seas. New-York 1831. *Cunningham*, Two years in New-South-Wales. Lond 1827. *Beechey*, Narrative of a voyage to the Pacific and Behrings-Strait. Lond. 1831. *W. Ellis*, Polynesian researches. Lond. 1829. Von den Karten werden die von Arrowſmith (nach Flinders' Entwürfen und Angaben) Lond. 1800, und die von Evans, Lond. 1825. am meiſten geſchätzt.

Pars I et II. De variolis et morbillis. Historia rarissimorum morborum et vulnerum, u. a. Seine ſämmtlichen Schriften hat ſein Sohn Timann v. D., der zu Utrecht Apotheker geweſen, daſelbſt 1685, unter dem Titel: Opera anatomica et medica, in Folio, mit guten Kupfern herausgegeben*). (*J. Ch. H. Gittermann.*)

DIENIA *Lindl.* Eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 20. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Epidendreen (Malaxideen Lindl.) der natürlichen Familie der Orchideen. Char. Die Kelchblättchen offenſtehend, frei; das Lippchen mönchskappenförmig oder gewölbt, dreilappig, mit dem keulenförmigen, an der Spitze geflügelten Befruchtungsſäulchen zuſammenhängend; die vier, zuletzt wachsartigen Pollenmaſſen hängen paarweis zuſammen. Die ſieben Arten, welche Lindley hierher rechnet, ſind auf der Erde wachſende, perennirende Kräuter mit häutigen, gefalteten Blättern und kleinen, grünen oder braunen, trauben- oder ährenförmigen, am Ende des Schaftes ſtehenden Blüthen. 1) D. congesta *Lindl.* (Bot. regn. 825, Malaxis latifolia *Smith* in *Rees* Cyclop.) in Nepal und China; 2) D. fusca *Lindl.* (Orch. pl. I. p. 22.) auf Bergen in Zeylon; 3) D. cylindrostachys *Lindl.* (l. c.) in Nepal; 4) D. muscifera *Lindl.* (l. c. p. 23.) in Nepal; 5) D. Gmelini *Lindl.* (l. c., Orchis etc. Gmel. sibir. I. p. 18. t. 4. f. 1.) in Sibirien; 6) D. calycina *Lindl.* (l. c.) und 7) D. Myurus *Lindl.* (l. c., Pedilea *Lindl.* orch. scel. p. 27. cum ic.) Beide in Mexico. (*Sprengel.*)

DIENSTBARKEIT. Unter dieſem Ausdrucke verſteht man öfters jede Grundlaſt überhaupt; im engern und eigentlichen Sinne jedoch nur diejenigen (zuletzt faſt ſämmtlich aus dem römiſchen Rechte ſich herſchreibenden) Rechte, welche der Civiliſt mit „Servitut" bezeichnet. Dienſtbarkeit (Servitus) heißt dann dasjenige dingliche Recht an einer fremden Sache, kraft deſſen der Berechtigte von dem Eigenthümer entweder ein Nichtthun (Servitus negativa) oder ein Leiden (servitus affirmativa) zu verlangen befugt iſt[1]).

Dienſtbarkeiten, wodurch der Eigenthümer zu einem Thun verpflichtet würde, ſind dem römiſchen Rechte völlig unbekannt, und wer ſich mit Bezug auf ſeine Sache zu einem ſolchen Thun verpflichtet hätte, würde nach römiſchem Recht immer nur für ſeine Perſon verbunden ſein, ohne daß für den künftigen Beſitzer der Sache, als ſolchen, irgend eine Verbindlichkeit daraus erwachſen würde[2]). Daß der Römer Servitutes in faciendo consistentes für durchaus unzuläſſig erachtet[3]), hat ſeinen Grund darin, daß er die Servituten im ſtrengſten Sinne des Wortes als Fragmente des Eigenthums betrachtet. Das Eigenthum, welches in dem abſoluten Recht, über eine körperliche Sache zu verfügen, beſteht, hat nämlich zwei Beſtandtheile, einen poſitiven, der ſich auf die Unbeſchränktheit, und einen negativen, der ſich auf die Ausſchließlichkeit des Eigenthums ſtützt. Sah nun der Römer, wie bemerkt, die Servituten als ausgeſchiedne Beſtandtheile des Eigenthums als ſolchen an, ſo konnten ſie ſchlechterdings auch nur entweder in patiendo oder non faciendo beſtehen, je nachdem das negative oder poſitive Element des Eigenthums dadurch beſchränkt wurde.

Hieraus ergibt ſich zugleich, daß die Servituten, indem ſie ein vom Eigenthume hinweggenommenes Stück bilden, nur der Quantität nach vom Eigenthume verſchieden, der Qualität nach hingegen demſelben gleich ſind. Sie beſtehen daher an und für ſich ebenſo unabhängig, und erzeugen gegen Dritte dieſelben Rechte und Foderungen als das Eigenthum ſelbſt; daher ſie, wie dieſes, namentlich mit einer actio in rem (confessoria actio) gegen die ganze Welt geſchützt ſind[4]).

Je nachdem die Servituten einem Grundſtück als ſolchem, oder einer Perſon als ſolcher gebühren[5]), heißen ſie Prädial- oder Perſonalſervituten (Servitutes praediorum s. praediales; personarum s. personales). Die Erſtern ſtehen zugleich ebenfalls nur an einem Grundſtücke zu[6]), weshalb auch bei ihnen die Regel gilt: Praedium praedio servit[7]); die Letztern können dagegen ſowol an beweglichen als unbeweglichen Sachen beſtellt werden[8]).

1) Was zuvörderſt die Prädialſervituten betrifft, die man auch Realſervituten nennt, ſo begründen ſie, ihrem Begriffe nach, ein beſondres Rechtsverhältniß zwiſchen zwei Grundſtücken, von denen das eine als berechtigtes oder herrſchendes (Praedium dominans), das andre als verpflichtetes oder dienendes Subject (Praedium serviens) in Betracht kommt, und eine ſolche Realſervitut bildet daher eine dem herrſchenden und dienenden Grundſtück anklebende beſondre Qualität[9]), die zugleich von beiden Seiten mit dem Gut auf jeden dritten Beſitzer übergeht[10]). Eben deshalb muß die Realſervitut dem herrſchenden Grundſtücke Vortheile bringen[11]) und, wenigſtens nach den Grundſätzen des römiſchen Rechts, Causam perpetuam haben, d. h. ſich auf Etwas ſtützen, was dauernde Exiſtenz hat[12]). Dieſer letztre Satz, kraft deſſen z. B. die Servitut des Waſſerſchöpfens an einer Ciſterne nicht beſtellt werden kann[13]), erlitt indeſſen ſchon bei den Römern in der Praxis manche Beſchränkungen[14]), und bleibt, nach der Anſicht Vieler, heutiges Tages ganz unberückſichtigt[15]). Der erſtere Satz gilt dagegen noch

---

*) Quellen: *Hoogstraaten*, Groot algemeen historisch etc. Woordenboek, Deel III. Amsterd. 1727. Jöcher, Gelehrten-Lexikon, 2. Thl. *van Kampen*, Geschiedenis der Letteren in de Nederlanden. Deel I. 1821. p. 319.

1) L. 15. §. 1. D. de servitutib. (8, 1.)

2) L. 6. §. 2. D. si servitus vindicetur. (8, 5.) L. 31. §. 1. D. de contrahend. emtion. (18, 1.)

3) L. 15. §. 1. cit. L. 6. §. 2. cit.

4) L. 5. §. 1. D. si ususfruct. petat. (7, 6.) L. 10. §. 1. D. si servitus vindicet. (8, 5.)

5) L. 1. D. de servitutib. (8, 1.) §. 3. I. de servitutib. (2, 3.) §. 3. I. de usufruct. (2, 4.)

6) §. 3. I. de servitutib. (2, 3.)

7) L. 12. D. Communia praedior. (8, 4.)

8) § 2 I. de usufr. (2, 4.) §. 2, 3. I. de usu (2, 5.)

9) L. 86. D. de verbor. significat. (50, 16.)

10) L. 23. §. 2 D. de servitutib. praedior. rusticor. (8, 3) L. 12 D. commun. praedior. (8, 4)

11) L. 15. pr. D. de servitutib. (8. 1.)

12) L. 1. §. 4. D. de fonte. (43, 22.)

13) L. 1. §. 4. laud. L. 1. §. 5. De aqua quotid. (43, 20.)

14) L 2. D. Commun praedior. (8, 4) L. 9. D. de servitut. praedior. rusticor. (8, 3.)

15) *E. C. Westphal*, De libertate et servitutib. praedior. Lips. 1773. §. 550 sq.

jetzt. Es kann daher keine Realſervitut beſtellt werden, wodurch der Werth des herrſchenden Grundſtücks nicht erhöhet wird[16]); ſonſt aber iſt es nicht nöthig, daß die Servitut grade Ertrag liefere, ſondern ſie kann auch blos zum Vergnügen gereichen[17]). Nur darf ſich dann die hieraus erwachſende Annehmlichkeit freilich nicht blos auf die Individualität des zeitigen Beſitzers beſchränken[18]), weil ſonſt der Werth des Grundſtücks als ſolcher dadurch nicht geſteigert werden würde. Aus dem Satze, daß bei Prädialſervituten **praedium praedio servit**, folgt auch ganz conſequent, daß ſolche Dienſtbarkeiten, wie man zu ſagen pflegt, auf die **Utilitas praedii dominantis** beſchränkt bleiben, alſo über das Bedürfniß des herrſchenden Grundſtücks nicht hinausgedehnt werden dürfen[19]), und es liegt hierin keine leere Subtilität, wie Manche gemeint haben. Wird daher Jemandem eine Gerechtigkeit, die im Allgemeinen zu den Prädialſervituten gehört, für ſeine individuellen Bedürfniſſe als Servitut beſtellt, z. B. das Weiderecht, um das zum Verkaufe beſtimmte Vieh auf dem Grundſtücke des Dritten hüten zu laſſen, ſo iſt ſie eine bloße Perſonalſervitut[20]). Durch alle dieſe Sätze werden die Realſervituten bedeutend beſchränkt; eine ſolche Beſchränkung liegt demnächſt auch darin, daß der Servitutberechtigte, welcher freilich Alles thun kann, was zur ordnungsmäßigen Ausübung der Dienſtbarkeit gehört[21]), die Servitut doch immer nur ſo auszuüben verbunden iſt, daß für den Beſitzer des pflichtigen Grundſtücks ſo wenig als möglich Beläſtigung daraus erwächſt[22]). Noch iſt zu bemerken, daß die Realſervitut, da ſie unmittelbar dem herrſchenden Grundſtücke zuſteht, nur mit dieſem veräußert werden kann, und daß ſelbſt eine abgeſonderte Verpachtung unſtatthaft iſt[23]). Endlich ſind die Prädialſervituten auch untheilbar, und ſie hören daher weder theilweiſe auf[24]), noch können ſie auf einen blos intellectuellen Theil als Recht erworben, oder als Laſt gelegt werden[25]), und ebenſo haftet die ſchon beſtehende Dienſtbarkeit, nach einer Civiltheilung des herrſchenden oder dienenden Grundſtücks, fortwährend als Recht oder Laſt auf dem ganzen Grundſtück[26]).

Je nachdem die Realſervitut einem **Praedium urbanum**, d. h. einem mit einem Gebäude beſtandenen Grundſtück, oder einem **Praedium rusticum**, d. h. einem gebäudeloſen Grundſtücke, zuſteht, heißt ſie **Servitus praediorum urbanorum**, oder **rusticorum**[27]). Doch bleibt ſich das römiſche Recht in der Anwendung dieſer Begriffe auf einzelne Servituten nicht immer gleich, indem die Qualität der Prädialdienſtbarkeit mitunter auch nach dem dienenden Grundſtücke beſtimmt wird[28]), und eine Servitut, die ihrer Natur nach zu den **urbanis** oder **rusticis** gehört, hin und wieder auch ſonſt als eine ſolche vorkommt, die für unbebaute oder bebaute Grundſtücke beſtellt iſt[29]). Zu den **Servitutibus urbanis** ſind z. B. die **Servitus altius (aedificium) tollendi, stillicidium avertendi, tigni immittendi** zu rechnen[30]); zu den **Servitutibus praediorum rusticorum** hingegen z. B. die **Servitus itineris, actus, viae, aquaeductus**[31]). Die Zahl der Prädialſervituten iſt im Übrigen nicht beſchränkt. Anders, was

2) die Perſonalſervituten betrifft, deren es ſchon von Rechtswegen nur vier gibt: **Ususfructus**, **Usus**, **Habitatio**, **Operae servorum**. Von dieſen kann man ſogar eigentlich nur die erſten beiden als regelmäßige Perſonalſervituten betrachten, da die letzteren beiden zuletzt bloße Modificationen der erſten ſind. Außer jenen vier Perſonalſervituten können zwar auch alle Prädialſervituten als perſonelle errichtet werden; nur erfodert dies immer ſpecielle Stipulation, oder eigenthümlich qualificirte Verhältniſſe[32]).

Die **Habitatio**, d. h. das Recht der Wohnung in einem fremden Hauſe, iſt von dem **Ususfructus** eines Hauſes nur durch einige hier zu übergehende Anomalien unterſchieden. Die **Operae servorum**, d. h. das Recht auf die Dienſte eines fremden Sklaven, gehören lediglich in das Gebiet der Rechtsgeſchichte. Es kam dabei namentlich das Eigne vor, daß ſie nicht mit dem Tode des Berechtigten, ſondern mit dem Tode des Dienenden untergingen[33]). Eigentlich praktiſche Bedeutung haben nur **Ususfructus** und **Usus**.

Unter **Ususfructus** oder Niesbrauch iſt, wie unter Andern Jul. Paulus ſich ausdrückt, zu verſtehen das „**Jus, alienis rebus utendi, fruendi, salva rerum substantia**“[34]). Der Niesbrauch enthält hienach zwei Rechte, das Recht der Nutznießung (**jus fruendi**) und das Recht des Gebrauchs (**jus utendi**). Beide Rechte können getrennt werden. Wer indeſſen den bloßen **Fructus** hat, dem ſtehen ordentlicher Weiſe dieſelben Rechte zu, welche aus dem vollen **Ususfructus** erwachſen[35]), und nur aus beſondern Gründen iſt dem Fructuar, unter Beſchränkung deſſelben auf die bloßen Früchte, das Recht des Gebrauchs abzuſprechen[36]). Was unter dem **Jus utendi** zu verſtehen ſei, iſt an ſich klar; der Uſufructuar hat jeden Gebrauch der Sache, ſoweit nur die Subſtanz darunter nicht leidet. Dieſe letztre Beſchränkung gilt auch für ſein **Jus fruendi**; doch iſt dieſes Recht näher zu beſtimmen. Es umfaßt zwar den vollen Fruchtgenuß,

---

16) L. 15. pr. D. de servitutib. (8, 1.) L. 86. D. de verbor. significat. (50, 16.) 17) L. 15. D. de servitutib. praed. urbanor. (8, 2.) L. 8. §. 1. D. si servit. vindicet. (8, 5.) 18) L. 8. pr. D. de servitutib. (8, 1.) 19) L. 5. §. 1. L. 6. pr. D. de servitutib. praedior. rusticor. (8, 3.) 20) L. 6. pr. laud. 21) L. 13. §. 1. D. de servitutib. praedior. rustic. (8, 3.) L. 9. pr. D. si servitus vindicet. (8, 5.) 22) L. 9. D. de servitutib. (8, 1.) L. 18. D. de servitutib. praedior. urban. (8, 2.) 23) L. 44. D. locati. (19, 2.) 24) L. 72. pr. D. de verbor. obligat. (45, 1.) L. 8. §. 1. D. quemadmodum servit. amitt. (8, 6.) 25) L. 6. D. de servitutib. (8, 1.) 26) L. 17. D. eodem. L. 4. §. 3, 4. D. si servitus vindicet. (8, 5.) 27) pr. §. 1. I. de servitutib. (2, 3.)

28) L. 11. §. 1. D. de Publiciana in rem actione. (6, 2.) 29) L. 20. §. 1. D. de servitutib. praed. urban. (8, 2.) L. 2. pr. D. de servitutib. praedior. rusticor. (8. 3.) 30) L. 2. D. de servitutib. praedior. urbanor. (8, 2.) 31) L. 1. D. de servitutib. praedior. rusticor. (8, 3.) 32) L. 4. D. de servitut. praedior. rusticor. (8, 2.) L. 6. D. de servitute legat. (33, 3.) L. 14, §. 3. D. de aliment. legat. (34, 1.) 33) L. 2. D. de usu et usufructu et reditu. (33, 2.) 34) L. 1. D. de usufructu. (7, 1.) 35) L. 14. §. 1, 2. D. de usu. (7, 8.) 36) L. 14. §. 3. D. laud. L. 13. §. 3. D. de acceptilatione. (46, 4.)

bleibt aber immer auf die eigentlichen Früchte beſchränkt, die jedoch der Niesbräucher ſämmtlich zieht, einerlei, ob ſie zu den natürlichen oder bürgerlichen Früchten gehören[37]); ſelbſt auf die ungewöhnlichen Früchte hat er ein Recht. Beſteht daher der **Ususfructus** in dem Niesbrauch eines Waldes, ſo hat er das Recht des ordnungsmäßigen Holzhiebes[38]), nebſt den geringern Waldnutzungen; alſo das Recht, Holz zu verkohlen, Pech zu brennen, Theer und Potaſche zu bereiten, Harz zu ſammeln, einen Waldbienenſtand zu halten; er mähet ferner das Gras und treibt ſein Vieh im Wald ebenſowol auf die Weide, als auf die Maſt; auch gehören ihm die Windbrüche zu ꝛc.[39]). Der Niesbräucher eines Landgutes hat unter Andern auch das Recht auf die Jungen und die Benutzung der Steinbrüche[40]). Was aber nicht zu den Früchten gehört, iſt ihm freilich abzuſprechen. Er hat daher weder ein Recht auf den Schatz[41]), noch auf einfache Acceſſionen, und namentlich ſprechen ihm die Römer das Kind der Sklavin ab, weil der „**Partus ancillae non in fructu**“ ſei[42]). Das Eigenthum der Früchte erwirbt er durch Perception, und nicht ſchon durch bloße Separation[43]).

Da der Niesbräucher auf den Gebrauch der Sache und die Früchte beſchränkt bleibt, ſo darf er die **Res usufructuaria** nicht weſentlich verändern[44]), ſelbſt wenn eine Verbeſſerung darin enthalten wäre, weil das, was für den Einen eine Verbeſſerung iſt, dies auch grade für einen Andern eine ſolche noch nicht zu ſein braucht; er kann daher den Acker zwar melioriren[45]), nicht aber das Haus größer oder höher bauen; ſogar die bei der Beſtellung des Niesbrauchs im Baue begriffenen ſoll er nicht auszubauen berechtigt ſein[46]). Soweit es indeſſen der Niesbrauch ſelbſt erfodert, kann er nicht nur außerweſentliche Veränderungen der Gebäude vornehmen[47]), ſondern ſogar neue errichten, die zur Einſpeicherung und ſonſtigen Aufbewahrung der Früchte nothwendig werden[48]). Um ſo mehr iſt er befugt, die Gebäude zu reſtituiren, welche ſeit der Beſtellung des Niesbrauchs zerfallen ſind[49]). Allein ſo lange der **Ususfructus** dauert, darf auch der Eigenthümer keine Veränderungen vornehmen, und überhaupt nichts thun, wodurch der Niesbräucher in ſeinem Rechte beeinträchtigt würde[50]). Doch iſt er berechtigt, dafür zu ſorgen, daß die Sache in der Lage, in welcher ſie ſich befindet, erhalten werde. Der Uſufructuar darf ihn an den zu dieſem Zweck unternommenen Anſtalten und Arbeiten um ſo weniger hindern[51]), als derſelbe im Gegentheile ſogar verpflichtet iſt, die Sache immer nur wie ein guter Hausvater zu benutzen, und ſie namentlich ſtets in gutem Stande zu erhalten. Wie der Niesbräucher daher die Heerde nach den Regeln der Landwirthſchaft vollzählig erhalten, oder an die Stelle der ausgegangenen Bäume andre anpflanzen muß[52]), ſo kommen auch die gewöhnlichen kleinen Ausbeſſerungen der Gebäude lediglich auf ſeine Rechnung[53]). Daneben muß er die auf der Sache haftenden Laſten und Abgaben, ſelbſt die außerordentlichen, übernehmen[54]). Endlich muß er die Sache, nach beendigtem Niesbrauch, **salva substantia** zurückgeben[55]), und Erſatz leiſten, ſofern er ſeinen Verbindlichkeiten aus Argliſt oder Nachläſſigkeit nicht genügt hat[56]). Der Eigenthümer aber hat, zur Sicherung ſeiner Rechte gegen den Uſufructuar, Anſpruch auf eine hinreichende Caution (**Cautio usufructuaria**), welche er noch vor der Überlaſſung der Sache an den Niesbräucher zu verlangen befugt[57]) und daher die Sache zurückzuhalten berechtigt iſt, ſo lange die Caution ihm noch nicht beſtellt worden[58]).

Da der Uſufructuar verpflichtet iſt, die Sache, nach Beendigung des Niesbrauchs, **in specie** zurückzugeben, ſo kann an vertretbaren oder verbrauchbaren Gegenſtänden kein wahrer **Ususfructus** beſtellt werden. Doch iſt an ſolchen Sachen ein Quaſi-Niesbrauch möglich, d. h. ein Recht, welches ſich dem eigentlichen Niesbrauche ſo nahe anſchließen ſoll, als es nur immer angeht. Der Quaſi-Uſufructuar bekommt an der fungibeln Sache, wie es deren Natur mit ſich bringt, wahres Eigenthum, und iſt daher, zumal nach neueſtem römiſchem Recht, im Grunde als Empfänger eines für die Dauer des Niesbrauches überlaſſenen Darlehns zu betrachten[59]). Doch iſt ſein **Quasiususfructus** als ein vom Darlehne verſchiednes Inſtitut immer noch deshalb von Wichtigkeit, weil dem Niesbräucher auch der **Ususfructus omnium bonorum** eingeräumt werden kann[60]), der ſich dann natürlich auch über die verbrauchbaren Gegenſtände des Vermögens erſtreckt.

Im Gegenſatze des **Ususfructus** iſt unter dem **Usus** zu verſtehen das einfache Recht des Gebrauchs an einer fremden Sache, unbeſchadet deren Subſtanz. Dieſer **Usus** bildet alſo die eine Hälfte des Niesbrauchs; den **ususfructus sine fructu**[61]). Ganz irrig iſt es daher, wenn Manche den Uſuar auf die Nothdurft beſchränken. Zwar finden ſich im römiſchen Rechte Stellen, die dieſer Anſicht zu entſprechen ſcheinen[62]); indeſſen beziehen ſie ſich nicht eigentlich auf den **Usus** als ſolchen, ſondern auf Vortheile, die dem Uſuar unter Umſtänden zugeſprochen werden, obwol ſie keine directe und nothwendige Folge des **Usus** ſind. Überhaupt iſt bei dieſer Servitut zu unterſcheiden, ob bei den einzelnen Gegenſtänden, welche ihr unterworfen ſind, der Fruchtgenuß vom Gebrauche

---

37) L. 59. §. 1. D. de usufructu. (7, 1.) 38) L. 9. §. 7. eodem. 39) L. 12. pr. L 18. eodem. 40) §. 37. I. de rerum division. (2, 1.) L. 13. §. 5. D. de usufructu. 41) Arg. leg. 7. §. 12. D. soluto matrim. (24, 3.) 42) §. 37. I de rer. division. (2, 1.) 43) L. 13. D. quibus mod. ususfr. solvat. (7, 4.) 44) L. 15. §. 1. De usufr. (7, 1.) 45) L. 13. §. 5. eodem. 46) L. 61. eodem. 47) L. 13. §. 7, 8. eodem. 48) L. 13. §. 6. L 73. eodem. 49) L. 7. §. 3. eodem. 50) L. 15. §. 6, 7. eodem. 51) L. 7. §. 2. eodem. 52) L. 59. pr. L. 70. §. 3. eodem. 53) L. 7. §. 2. eodem. 54) L. 7. §. 2. L. 27. §. 3. eodem. 55) L. 1. pr. L. 9. §. 3. D. usufructuar. quemadmodum caveat. (7, 9.) 56) L. 65. pr. D. de usufr. 57) L. 1. L. 5. §. 1. L. 7. D. usufructuar. quemadmod. caveat. (7. 9.) 58) L. 13. D. de usufr. (7. 1.) 59) L. 7. D. de usufr. earum rerum, quae usu consumantur. (7, 5.) 60) L. 37. D. de usu et usufr. et reditu. (33, 2.) 61) L. 2. D. de usu (7, 8.) 62) L. 12. §. 1, 2. eodem.

geſchieden werden kann oder nicht. Im erſtern Fall iſt der Umfang des **Usus** an ſich klar[63]). Im zweiten Fall, alſo wenn, wie z. B. bei einem Acker, ſich kein **Usus** ohne **Fructus** denken läßt, bekommt dagegen der Berechtigte den **Usus cum fructu**, d. h. den **Ususfructus**[64]). Läßt ſich endlich ein **Usus** an dem Gegenſtande theilweiſe denken, z. B. an einem Hauſe, ſo muß der Berechtigte die Sache ſelbſt gebrauchen; was er aber nicht gebraucht, davon kann er Früchte ziehen, er kann alſo z. B. die unbewohnten Zimmer vermiethen[65]). Doch findet dieſe **benigna interpretatio** nur ſtatt, wenn für eine beſondre Liberalität des Verleihers zu präſumiren iſt.

Die Servituten, ſowol die prädialen als perſonellen, werden erworben durch Vertrag, Adjudication, Vermächtniß, Uſucapion, und entſtehen zum Theil auch ſchon unmittelbar aus dem Geſetz. Andrerſeits hören ſie auf durch Vertrag, Verjährung, Confuſion, Conſolidation, und Untergang ſowol des Objects, als auch des Subjects.

Auf eine einfache Weiſe ſchließen ſich hieran noch folgende äußerſt wichtige Betrachtungen. Da nämlich die Servitut, wenn ſie nicht aus einem andern Grund ihre Endſchaft erreicht, zuletzt mit dem Untergange des berechtigten Subjects aufhört, ſo erlöſchen die Prädialſervituten in einem ſolchen Fall erſt nach dem Untergange des **Praedii dominantis**, und ſind mithin ebenſo unvergänglich als das Eigenthum ſelbſt. Ihrer Natur nach beſchränken ſie alſo das Eigenthum, der Zeit ihrer Dauer nach, bis in das Unendliche. Andrerſeits ſind ſie aber, wie oben nachgewieſen worden, ihrer Wirkſamkeit nach durch ſo viele Rechtsſätze ſo ſehr wiederum beſchränkt, daß ſelbſt dasjenige Eigenthum, auf welchem immerhin die zahlreichſten **Servitutes praediorum** haften mögen, für den Eigenthümer gleichwol noch die gehörige Realität behält. Bei den perſönlichen Dienſtbarkeiten fallen dagegen dieſe Beſchränkungen weg, und insbeſondre umfaßt der Niesbrauch einer Sache, ſeinem Inhalte nach, beinahe die ſämmtlichen, im Eigenthume liegenden Rechte, ſodaß das Eigenthum, für die Dauer des Niesbrauchs, der äußern Erſcheinung nach faſt verſchwindet. Dafür ſind aber dieſe perſönlichen Servituten, abgeſehen von der oben angegebenen, aber antiquirten Abweichung bei den **Operis servorum**, in andrer Beziehung, nämlich der Dauer nach, wieder äußerſt beſchränkt, da ſie im äußerſten Falle mit dem Tode des Berechtigten erlöſchen. Inhalt und Dauer ſind alſo bei beiden Arten der Servituten, wenngleich in verſchiedener Weiſe, doch immer ſo gegen einander ausgeglichen, daß ſich darin das Princip des römiſchen Rechts deutlich genug ausſpricht, eine Beſchränkung des Eigenthums müſſe ſo gering als möglich ſein. Und dieſer Satz iſt auch der Nationalität der Römer vollkommen entſprechend, welche, ſo lange ſie ihre Volksthümlichkeit bewahrten, jede Abhängigkeit ihrer Perſon oder ihres Eigenthums von dem Willen eines Dritten, ſoweit es ſich thun ließ, mit Beſtimmtheit zurückwieſen. Zwar wich man von jenem Satze, bei Conſtituirung der neben den Servituten ſpäterhin gebilligten **jura in re**, im neuern römiſchen Rechte gar ſehr ab. Indeſſen hatte ſich die alte Volksthümlichkeit der Quiriten ſeitdem allmälig auch immer mehr verwiſcht, und ſolche Beſchränkungen des Eigenthums, wie ſie insbeſondre durch die Emphyteuſis und das Pfandrecht begründet werden, konnten im alten Rechte gar nicht vorkommen, weil ſie dem Nationalcharakter der alten Römer widerſtrebten.

Dies Alles wird nun auch für die Geſchichte der Servituten von hoher Bedeutung; denn es folgt daraus, daß es bei den Römern in den früheſten Zeiten entweder gar keine, oder doch nur ſehr wenige Servituten gegeben haben könne, und daß, wenn ſich damals Servituten fanden, es kaum andre ſein konnten, als **Servitutes praediorum rusticorum**, und zwar ſolche, welche, wie die **Servitus viae**, oder **itineris**, eine Folge dringender Nothwendigkeit waren. Die **Servitutes praediorum urbanorum** ſetzen meiſt ſchon einen zu hohen Grad von Luxus voraus, als daß man annehmen könnte, ſie wären ſchon in den guten Zeiten der alten Sparſamkeit und Eingezogenheit bekannt geweſen. Was aber die perſönlichen Dienſtbarkeiten betrifft, ſo iſt rückſichtlich ihrer dies um ſo weniger vorauszuſetzen, je größer, wie bemerkt, die Beſchränkungen ſind, denen das Eigenthum dadurch unterworfen wird. In jenen alten Zeiten bebaute wol Jeder ebenſowol ſein Land ſelbſt, als er ſein Haus ſelbſt bewohnte, und waren ſeine Beſitzungen ausnahmsweiſe zu groß, ſo mochte er ſie Andern höchſtens pacht- oder miethweiſe überlaſſen; dagegen kam es ihm gewiß nicht, oder ſo leicht nicht in den Sinn, dritten Perſonen einen Niesbrauch oder **Usus** daran zu beſtellen.

Von perſönlichen Dienſtbarkeiten oder **Servitutibus praediorum urbanorum** kommt daher auch in dem 12 Tafelgeſetze keine uns bekannte Spur vor. Was ſich über Servituten darin findet, betrifft die **Servitus viae**, vorausgeſetzt, daß die Beſtimmung der 12 Tafeln über die Breite der Wege wirklich auch auf die eigentliche **Servitus viae** zu beziehen iſt[66]). Erſt für die Zeit der zweiten Periode der römiſchen Rechtsgeſchichte, d. h. für die Zeit von den 12 Tafeln an bis zum Untergange der Republik, läßt ſich das Daſein der Servituten mit hiſtoriſcher Gewißheit nachweiſen, und zwar finden ſich, wenigſtens gegen das Ende dieſer Periode, bereits alle Arten der Dienſtbarkeiten, nicht blos **Servitutes praediorum rusticorum** und **urbanorum**[67]), ſondern auch **Servitutes personarum**[68]).

Die Servituten waren aber damals zugleich noch die einzigen (dinglichen) Beſchränkungen des Eigenthums, und mit Recht hat man daher ihren Begriff auch durch die hiſtoriſche Definition bezeichnet, daß darunter die **Jura in re** aus dem alten Civilrechte zu verſtehen ſeien. Hieraus erklärt ſich auch der Name, welchen ſie tragen; ſie waren für die Sachen das, was die Sklaverei für die Menſchen war, und wie man daher den Mangel der

---

63) L. 12. §. 2, 3, 4. eodem. 64) L. 15. L. 22. eodem. 65) L. 2, 3, 4. eodem.

66) *Varro*, De lingua latina, VI, 2. L. 8. D. de servitut. praedior. rusticor. (8, 3.) 67) *Cicero*, Pro Caecina, cap. 26. Topicor. cap. 3. 68) *Cicero*, De finib. I, 4. Topicor. cap. 3.

Freiheit für die letztern mit Servitus bezeichnete, ſo belegte man auch für die erſtern mit demſelben Namen diejenigen Beſchränkungen, denen die Sache zu Gunſten eines dritten unterworfen war. Dieſen Namen hätte man ihnen nicht beilegen können, wären ſie nicht urſprünglich die ausſchließlichen Beſchränkungen des Eigenthums geweſen. In hiſtoriſcher Hinſicht wird noch wichtig, daß die Prädialſervituten oft auch mit Servitutes ſchlechthin (ohne den Beiſatz Praediorum) bezeichnet werden. Es geht daraus hervor, daß es eine Zeit gegeben haben müſſe, wo es noch keine Perſonalſervituten gab, und die Prädialſervituten die einzigen waren.

Schon im Anfange dieſes Artikels iſt bemerkt worden, daß die Servituten ſich faſt ſämmtlich aus dem römiſchen Rechte herſchreiben. Es erklärt ſich dies aus der altteutſchen Nationalität ebenſo leicht, als aus der Volksthümlichkeit des alten Römers oben nachgewieſen iſt, daß es bis zur Zeit des 12 Tafelgeſetzes entweder keine, oder nur wenige Servituten gegeben haben könne. Dem alten Teutſchen ging die Freiheit und Selbſtändigkeit in jeder Beziehung über Alles, wie ſchon der flüchtigſte Blick in die Verfaſſung unſrer Altvordern beweiſt. Der freie Mann war vom dritten durchaus unabhängig, ſowol für ſeine Perſon, als auch für ſeine Habe; und der Beſitz eines zinsbaren Grundſtücks galt zugleich für den Inhaber als ein Merkmal ſeiner perſönlichen Hörigkeit. Deshalb wies der freie Mann jede Beſchränkung ſeines Grundeigenthums ebenſo zurück, als eine Beſchränkung ſeiner perſönlichen Freiheit[69]), und als ſich daher die Sachſen Karl dem Großen unterwarfen, ſtipulirten ſie ſich ausdrücklich die Freiheit ihrer Beſitzungen von jeglichen Zinſen[70]). Überhaupt ſtand Freiheit der Perſon und des Grundbeſitzes bei den alten Teutſchen in unzertrennlicher Verbindung, und der Satz: „Frei Mann, frei Gut" galt auch ſpäterhin als Sprichwort im Munde des Volkes, nachdem ſich die altteutſche Nationalfreiheit längſt verloren, und damit dieſes Sprichwort eine beſchränktere Bedeutung erhalten hatte[71]). Da Freiheit des Grundeigenthums ohne Freiheit der Perſon, und dieſe ohne jene nicht beſtehen konnte, ſo belegten namentlich auch die Longobarden den freien Mann (**Arimannus**) und das freie Grundeigenthum (**Arimannia**) mit einem und demſelben Worte[72]).

Nach dieſen Vorausſetzungen läßt ſich erwarten, daß Dienſtbarkeiten unſern Vorfahren entweder ganz, oder doch faſt ganz unbekannt geweſen. Dies beſtätigen denn auch die älteſten Rechtsquellen. Alles, was ſich darin über Servituten findet, iſt entweder aus dem römiſchen Recht entlehnt[73]), oder hat in der Regel mit den Servituten blos im Äußern einige Ähnlichkeit. Dies gilt z. B. von den Nutzungsrechten der einzelnen Markgenoſſen an der gemeinen Mark, oder von den ähnlichen Nutzungsrechten der Gutsherrſchaften an den Grundſtücken ihrer Hinterſaſſen[74]). Denn die zuerſt gedachten Rechte ſind Ausfluß des Geſammteigenthums der Markgenoſſen, die zuletzt erwähnten aber Ausfluß des zwiſchen Gutsherrn und Unterthan getheilten Eigenthums, oder eines ähnlichen Rechtsverhältniſſes. Ebenſo bezieht ſich das, was die ſpätern Rechtsquellen, namentlich die Rechtsbücher, darüber enthalten, ordentlicher Weiſe nicht auf eigentliche Servituten, ſondern vielmehr auf polizeiliche Beſchränkungen des Eigenthums, alſo auf das, was man **Servitus necessaria** zu nennen gewohnt iſt[75]). In der That waren die (römiſchen) Servituten bei unſern alten Vorfahren zu einem großen Theil auch entweder gradezu unmöglich, oder wenigſtens überflüſſig. Unmöglich waren die meiſten **Servitutes praediorum urbanorum**, weil ſie meiſt an einander ſtoßende Gebäude vorausſetzen, die es bei unſern Altvordern, deren Höfe einzeln lagen[76]), wol nur ausnahmsweiſe gab; überflüſſig waren hingegen die meiſten **Servitutes praediorum rusticorum**, weil faſt überall die gemeine Mark dasjenige darbot oder möglich machte, worauf dieſe Servituten abzielen. Selbſt zur Zeit des ſpätern Mittelalters gehörten die eigentlichen Dienſtbarkeiten, ſogar in den Städten, immer noch zu den Seltenheiten, und mit gutem Grunde konnte daher oben behauptet werden, daß ſie meiſtens erſt dem römiſchen Recht in Teutſchland ihr Daſein verdanken.

Dieſes römiſche Recht bildet daher auch bei Beurtheilung der die Servituten betreffenden Rechtsverhältniſſe die Grundlage unſers heutigen gemeinen Rechts. Doch iſt es verſchiedenen Abänderungen unterworfen worden, die aber immer nur partikularrechtlich ſind. Unter dieſen Abweichungen iſt der Satz beſonders auszuzeichnen, daß die Servituten als dingliche Rechte an Grundſtücken ſehr oft erſt durch ihre Eintragung in die Gerichts-, Lager-, Stadt-, Hypothekenbücher begründet werden[77]). Daß dies mit der Lehre des teutſchen Rechts von dem Erwerbe der Gewähr an Grundſtücken hiſtoriſch zuſammenhängt, leuchtet auf den erſten Blick ein. Nachdem übrigens die römiſche Lehre von den Servituten in der Praxis Geltung erhalten hatte, ſind auch diejenigen teutſchen Rechtsverhältniſſe, welche dem Obigen zufolge nichts weniger als Servituten waren, ſondern nur äußere Ähnlichkeit damit hatten, ordentlicher Weiſe gradezu wie Dienſtbarkeit behandelt worden; nicht ſelten freilich zum größten Nachtheil entweder des Berechtigten oder Verpflichteten. Namentlich gilt dies vom Hutungs- und Weiderechte. Auch hat die römiſche Lehre vom Niesbrauch auf verſchiedene echt teutſche Rechtsverhältniſſe ſtörend eingewirkt, die man gegenwärtig unter dem Collectivnamen des teutſchen Usufructus zu begreifen pflegt. Es gehören hierher z. B. der Niesbrauch des Mannes am Vermögen ſeiner Frau, der Niesbrauch des überlebenden Ehegatten am Gute des Verſtorbenen, die Interimswirthſchaft, der (bäuerliche) Altentheil und manche andre Inſtitute des teutſchen Rechts. Da die Rechte des ſogenannten teutſchen Niesbräuchers in dieſen Fällen meiſt einen weitern Umfang haben, als die des römiſchen Uſufructuars, ſo ſind Viele veranlaßt worden, dem teutſchen Niesbräucher ſchon im Allgemeinen und ohne Weiteres ein Dominium utile beizulegen, und auf dem Grunde dieſer Vorausſetzung, unter der Benennung Usufructus Germanicus, eine Lehre zu entwickeln, die in vielen Punkten von den entſprechenden Normen des römiſchen Rechts bedeutend abweicht[78]. Alles dies iſt aber verwerflich, weil die einzelnen, unter die Kategorie des teutſchen Usufructus geſtellten Rechtsverhältniſſe zu ſehr von einander abweichen, als daß es zuläſſig wäre, aus den ihnen gemeinſchaftlichen Kriterien eine höhere Theorie durch Abſtraction zu entwickeln; vielmehr kommt alles auf die beſondern Inſtitute in Concreto an[79]. Die Subſumtion der gedachten Rechtsverhältniſſe unter dem Collectivnamen Usufructus hat bei Manchen auch die Annahme veranlaßt, daß der teutſche Niesbräucher zur Beſtellung der Cautio usufructuaria verpflichtet ſei; indeſſen iſt dieſe Anſicht zu misbilligen, weil die Caution nur dem römiſchen Rechte bekannt iſt, die unter dem teutſchen Niesbrauch begriffenen Inſtitute ſich aber bereits ausgebildet hatten, ehe das fremde Recht bei uns noch recipirt worden war[80]. (*Dieck.*)

---

[69]) *Gregor. Turonens.* V, 29. Chilpericus rex descriptiones novas et graves in *omni* regno suo fieri jussit. Qua de causa multi — alia regna petierunt. *Idem* III, 36. Franci cum Parthenium in magno odio haberent, pro eo, quod eis tributa — inflixisset, eum persequi coeperunt. Mit ſichtbarem Wohlgefallen citirt Wippo (De vita Conradi Salici; ap. *Struve* III, p. 474) folgende Stelle Salluſts: Libertatem — nemo bonus — nisi cum vita simul amittit.

[70]) Poeta Saxo; ap. *Leibnitz*, Script. rerum Brunsvic. I, p. 153.

[71]) Eiſenhart, Grundſätze der deutſchen Rechte in Sprüchwörtern, S. 72. (3. Ausg.)

[72]) v. Savigny, Geſchichte des römiſchen Rechtes im Mittelalter, 1. Th. S. 171.

[73]) Lex Burgundionum. Addit. I. Tit. 1. cap. 4, 7.

[74]) Lex Wisigothorum, Lib. VIII. Tit. 5. cap. 5. Lex Bajuvariorum, Tit. XXI. cap. 11. Capitulare II. anni 805. cap. 20. Capitulare IV, anni 819. cap. 4.

[75]) Sachſenſpiegel II, 51. Sächſiſches Weichbild, Cap. 123, 124, 125.

[76]) *Tacitus*, Germania, cap. 16.

[77]) Vgl. z. B. Preußiſches Landrecht, Th. I. Tit. 22. §. 18. Öſterreichiſches Geſetzbuch, Thl. II. Hptſt. 7. §. 481.

DIENSTEID, heißt die eidliche Angelobung der von einer Persona publica übernommenen Dienſtpflichten. Es verſteht ſich hiernach von ſelbſt, daß dieſer Eid ſeine Wirkungen nur innerhalb der Amtsſphäre des Vereidigten äußern könne; ſo weit dieſe aber reicht, führt er Wirkungen mit ſich, die eben ſowol zum Vortheil als zum Nachtheile des Verpflichteten gereichen. So z. B. gilt einerſeits eine auf den Amtseid gemachte Ausſage auch vor dem Richter ſo lange als wahr, bis nicht das Gegentheil dargethan worden; andrerſeits wird dagegen ein von einem Beamten als ſolchem begangenes Vergehen härter, als an bloßen Privatperſonen beſtraft, und während z. B. das Verbrechen der Erpreſſung im Allgemeinen mit ſogenannten, willkürlichen Strafen geahndet wird, wird es dagegen bei Beamten mit der Abſetzung vom Amte, und außerdem mit Feſtung oder Zuchthaus belegt[1]. Dem obigen Begriffe zufolge wird der Dienſteid öffentlichen Perſonen abgenommen, und er bleibt daher auf Staatsbeamte keineswegs beſchränkt; kann vielmehr auch den Magiſtratsperſonen und Communalbeamten abgefodert werden, welche ſogar heutiges Tages, ebenſo wie die Staatsbeamten, der Regel nach verfaſſungsmäßig zum Dienſteide verpflichtet ſind[2]. Insbeſondre aber ſind die Staatsbeamten ihn zu leiſten verbunden, und namentlich heißt es im allgemeinen preußiſchen Landrechte, daß jeder Staatsdiener nach Beſchaffenheit ſeines Amtes und dem Inhalte ſeiner Inſtruction, dem Staate, außer zu den allgemeinen Unterthanenpflichten, noch zu beſondern Dienſten durch Eid und Pflicht zugethan ſei[3]. Indeſſen iſt die Ablegung des Dienſteides, der übrigens in conſtitutionellen Ländern auch auf die Verpflichtung, die Verfaſſung gewiſſenhaft zu wahren, ausdrücklich ausgedehnt zu werden pflegt[4], nur gewöhnlich, keineswegs nothwendig[5]. Im Gegentheil haben ſich viele Juriſten und Politiker gegen den Dienſteid erhoben, und es läßt ſich nicht verkennen, daß, wer ſeinem Amte getreu vorſteht, es gewiß weniger des abgelegten Amtseides wegen, als aus innerm Antriebe, und um der Ruhe ſeines Gewiſſens willen thut, oder, wenn es mit ſeinem Innern ſchlechter beſtellt iſt, aus Furcht vor zeitlicher Schande. Daher ließ der hohenlohiſche Graf Wolf keinen Einnehmer, Beamten oder andern Diener ſchwören, ſondern ging mit ihm bei deſſen Beſtallung an das Fenſter, von wo aus man den Galgen und das Gericht ſehen konnte, und pflegte ihm die Beſtallung mit den Worten zu überreichen: „Nimm hin den Brief, in welchem ich mich für deine Arbeit und Treue zu deiner Belohnung und Beſoldung verbinde; ſiehe aber dieſe Stätte gleichfalls an, die denjenigen bereitet iſt, welche ſich in Untreue betreten laſſen.“ So gewiß nun (erzählt uns J. P. v. Ludewig) des Grafen Beſoldungen waren, ſo gewiß waren auch die von ihm auf Verletzungen der Amtspflichten geſetzten Strafen. Graf Wolf erhielt dadurch die allerredlichſten Bedienten, ſo daß derjenige, welcher ſeine Zufriedenheit hatte, überall ſchon deshalb das gegründete Vorurtheil eines Biedermannes für ſich haben mußte[6]. — Insbeſondre ſprachen ſich auch die Facultäten zu Halle und Helmſtädt in Gutachten, die ihnen über die Frage abgefodert waren, ob es nicht zweckmäßig ſei, den Amtseid abzuſchaffen, gegen dieſen Eid auf das Beſtimmteſte aus[7]. Wie indeſſen ſchon oben bemerkt iſt, hat man den Dienſteid doch faſt überall bis zur heutigen Stunde beibehalten. (*Dieck.*)

Dienstherren, ſ. **Dienstmannen**.

DIENSTMANNEN. Geſchichte der Dienſtmannſchaft. Die Auflöſung des Problems der Dienſtmannſchaft hat man dadurch unauflöslich gemacht, daß man davon ausging, die Dienſtmannſchaft der Herzöge,

---

78) *Schilter*, Praxis juris Romani in foro Germanico. Exercitat. XVII. §. 3 sq. *Heineccius*, Elementa juris Germanici. Lib. II. Tit. 2. §. 37 sq.

79) Eichhorn, Einleitung in das teutſche Privatrecht, §. 178. (3. Ausg.)

80) *Deinlein*, De vidua vasalli ab usufructuaria cautione intuitu dotalitii immuni. Altorf 1735.

1) Quiſtorp, Grundſätze des peinlichen Rechts. §. 195. Feuerbach, Lehrbuch des peinlichen Rechts. §. 431.

2) Vgl. z. B. die würtembergiſche Verfaſſungsurkunde von 1819. §. 69.

3) Preuß. Landrecht. Th. II. Tit. 10. §. 2, 3.

4) Vgl. z. B. die würtembergiſche Verfaſſungsurkunde. §. 45, 69.

5) *Leyser*, Meditation. ad Pandect. Spec. 137. med. 2. Spec. 567. med. 6.

6) Ludewig, Erläuterung der güldenen Bulle Th. I. S. 118, 119. (Frankfurt, Leipzig und Trier 1752.)

7) Ludewig, a. a. O. S. 119. *Leyser*, l. c. Spec. 567. med. 6.

Grafen ꝛc. ſei blos eine Nachahmung der Dienſtmannſchaft des Königs und Kaiſers. Da dort die vier Hauptdienſte ſelbſt Herzöge, ja Könige, verſahen, ſo konnte man ſich nicht erklären, wie die eigentlichen Dienſtmannen zu den Unedlen und Unfreien gehören konnten[1]. Man muß aber vielmehr davon ausgehen, daß urſprünglich jeder Freie ſeine Dienſtmannen (in weitrer Bedeutung) hatte. Dieſe Dienſtmannen nahm man theils aus den Sklaven, theils aus den Freigelaſſenen. Dieſe Freigelaſſenen waren es aber nicht im eigentlichen Sinne, ſondern gehörten noch zu den Unfreien, und waren ſelbſt, ſo wie ihre Kinder, ihrer Herrſchaft noch unter allerlei Benennungen hörig und dienſtbar (ſ. d. Art. **Homo**). Erſt wenn noch eine zweite Freilaſſung hinzukam, wurden ſie wirklich frei. Es gab nämlich, wie das ſaliſche Geſetz bezeugt, eine doppelte Freilaſſung, eine reine, wo der Sklave wirklich frei wurde, und eine bedingte (ſ. **Freilassung bei den Germanen**). Die Dienſtmannen auch des Mittelalters wurden gewöhnlich aus dem Stande der Halbfreigelaſſenen (bedingt Freigelaſſenen) namentlich den fiscaliniſchen und zinspflichtigen Menſchen genommen. Zweitens wurde die Löſung des Problems auch dadurch ungemein erſchwert, daß aus der Dienſtmannſchaft am Schluſſe des Mittelalters ein Theil des niedern Adels hervorgegangen war. Da unter der Dienſtmannſchaft ſich auch welche aus edlen Geſchlechtern fanden, ſo fehlte es nicht an ſolchen, welche behaupteten, daß die Dienſtmannſchaft, vorzüglich die Reichsdienſtmannſchaft ſämmtlich, und dadurch der niedre Adel überhaupt aus Menſchen von edler Geburt hervorgegangen, während die andern den niedern Adel ſämmtlich aus unedlem Blut entſproſſen ſein laſſen. Die Auflöſung iſt aber dieſe: Sowie es dem freien Menſchen überhaupt freiſtand, der Freiheit zu entſagen und ſich als Sklave oder Halbfreigelaſſener (Lite) in die Hörigkeit eines andern zu begeben, ſo konnte auch einer von edler Geburt zu Gunſten eines andern ſich in den Stand der Unedeln und Unfreien begeben, wie wir urkundlich nachweiſen werden. Ferner iſt auch der Streit dadurch ſehr verworren geführt worden, daß es nicht an ſolchen fehlte, welche Dienſtmannen von niederm Adel ſchon zur Zeit annahmen, als es noch gar keinen niedern Adel gab. Es gab aber bei den alten Deutſchen und in der größten Zeit des Mittelalters nur einen Adel, nämlich den, welcher bei den alten Deutſchen den Stand der Edelinge, aus welchem die Könige gewählt wurden, und auch in der größten Zeit des Mittelalters nur allein den Stand der Edeln bildete, und der ſpäter der hohe Adel hieß. Die eigentliche[2] Dienſtmannſchaft des Mittelalters beſtand aber zum geringſten Theil aus Edeln, die aber ſich des Adels und der Freiheit begeben, zum mehren Theil aus Freien (Freilingen), die aber der Freiheit ſich begeben, und zum meiſten Theil aus den Geſchlechtern der Halbfreigelaſſenen (Liten), welche aus dem Sklavenſtande hervorgegangen. Der niedre Adel, als der Dienſtmannſchaft und unfreien Ritterſchaft, denn auch eine ſolche gab es, entſproſſen, iſt alſo zwar ſämmtlich aus dem Stande der Unfreien und zunächſt aus dem Theile derſelben, welcher den Stand der Halbfreien bildete, hervorgegangen, beſtand aber nicht ſämmtlich ſeiner Quelle nach aus Sklavenblute, ſondern zum Theil aus dem Blute der Edelinge und Freilinge, welches aber, da die Unfreien unter ſich heirathen mußten, durch Vermiſchung mit dem Blut Unedler und Unfreier nicht rein geblieben war. Aber auch das Sklavenblut hatte meiſtens einen edlern Urſprung, da die Kriegsgefangenen zu Sklaven gemacht wurden, und ſo haben die Geſchlechter-Erforſcher des 15. und 16. Jahrh. der Sache nach nicht ganz unrecht, wenn ſie die Urväter von Geſchlechtern teutſcher Edelleute aus edlen Geſchlechtern der Römer ſuchten, obwol ſie einen ganz andern Weg, als den wahren einſchlugen. Die Ge-

---

1) *Strube*, Observatio de dignitate ministerialium, gleich Anfangs: Est tenebris sat tensis involuta quaestio, cujus in medio aevo fuerint conditionis Ministeriales, liberis et nobilibus oppositi, quorum toties monumenta antiqua mentionem faciunt. Das Studium der Geſchichte der Dienſtmannen vorzüglich angeregt zu haben, dieſes Verdienſt hat *Joachim Georgius de Plönnies*, Tractatio Juris Publici Inauguralis de Ministerialibus. Marburgi Hassorum 1719. Gegen dieſe Schrift iſt hauptſächlich gerichtet folgende: *Adam Frid. Glafey*, Commentatio Historica de vera quondam Ministerialium indole qua Ministeriales Palatini praesertim vero Milites Imperii, aut Statuum Nobiles, qui nomine olim Ministerialium potissimum veniebant, pristino nitori, dignitati, juribus, generis integritati, eminentiae singulari et immunitatibus, a quibus quorundam recentiorum perversae doctrinae eos deturbaverint, restituuntur, eorumque nexus militaris a vasallitico et subdititio distinctissimus ex genuinis medii aevi historiarum monumentis et documentis publice eruitur. Franc. et Lips. 1724. Glafey's theils einſeitige, theils unbegründete Behauptungen fanden zum Theil ihre Widerlegung in dem Appendix sive Specimen Observationum ad V. C. *Adami Friderici Glafey*, Commentationem de vera ministerialium indole. Dieſe Schrift, von übel verſtandnen Stellen der Quellen nicht frei, bildet einen Anhang zu Joh. Georg Eſtor's zum Theil ausführlicher Schrift: Commentarii de Ministerialibus, in quibus Nobilium hodiernorum verae origines, eorumque status, jura, differentiae a Comitibus, selecta de ministerialibus regni, eorumque muneribus, ac de nobilitate Germanorum vera, evolvuntur. Argentorati 1727. Der Streit hatte aber nicht rein wiſſenſchaftliches Intereſſe, ſondern die Fürſten zogen bei ihren Streitigkeiten mit der Ritterſchaft aus dem vormaligen, aber längſt verloſchenen, Unterwürfigkeitsverhältniſſe die beſchwerlichſten Folgerungen. Berühmt ſind die Streitigkeiten zwiſchen dem Herzoge von Würtemberg und der Reichsritterſchaft in Schwaben. Die ſechs darüber im J. 1750 erſchienenen Schriften verzeichnet Moſer im Staats-Archiv 1750. 1. Th. 24. S. 149—150 und handelt von der Sache S. 151—158, und im J. 1751, 3. Th. 6. Cap. S. 66—99. Von den Dienſtmannen wird S. 77—96 viel geſagt, aber nicht mit rein wiſſenſchaftlichem Streben, ſondern die geſchichtliche Wahrheit zu Gunſten der Ritterſchaft mit Dunkel umhüllt und verdreht, und doch der Hauptpunkt nicht geltend gemacht, nämlich daß jene Reichsritterſchaft nicht aus den Dienſtmannen der damaligen Grafen von Würtemberg, ſondern aus den Reichsdienſtmannen hervorgegangen, und daher die aus dem Dienſtmannenverhältniſſe gezogenen Folgerungen nur in Beziehung auf das Reich, nicht auf den Landesfürſten gelten können, da kein Reichsdienſtmann an einen Fürſten gegeben werden konnte.

2) Die uneigentliche Dienſtmannſchaft iſt eine Nachahmung der eigentlichen, indem Edle, Herzöge, ohne wirklich in die eigentliche Dienſtmannſchaft zu treten, Hofdienſte bei feſtlichen Gelegenheiten verrichteten. Sie entſtand, um den Königen mehr Glanz zu geben. Die höchſten Dienſtmannen ſind die uneigentlichen.

ſchichte der Dienſtmannen iſt endlich dadurch auch verdunkelt, daß es nicht an ſolchen fehlte, welche in jedem unfreien Ritter einen Dienſtmann erblickten, als wenn es neben den Dienſtmannen nicht auch andre Unfreie (Halbfreie) höherer Claſſe gegeben hätte. Sowie bei allen geſchichtlichen Gegenſtänden, ſo iſt es bei der ſchwierigen Geſchichte der Dienſtmannen vor allem nöthig, ſich in der Forſchung und Darſtellung ſtreng an die Quellen zu halten und anzuſchließen, und wir werden daher dieſe, ſoweit es der beſchränkte Raum erlaubt, ſoviel als möglich ſelbſt reden laſſen. Der leichtern Auffindung und Überſicht wegen werden wir den Artikel in Abſchnitte theilen und mit Überſchriften verſehen.

Das Wort Dienſtmann iſt ein altes. Bei Kero finden wir **deonostmann, servitor deonostmannum, servitoribus.** Otfrid (1. Bch. Cap. 19, 3. 4) ſagt von Joſeph: **was thionostmann guater, lisourgeta ouh thie muater,** war ein guter Diener und ſorgte für die Mutter. Notker (**Ps. LIII,** 5): **Saul** *unde sine* **ministri, dienistmann;** von Pharao heißt es (**Ps. CIV,** 20) *der santa* **ministros ad carcerem (dienistmann ze charchare). Ps. CIII, 14** wird es bildlich gebraucht: **ministri (dienestman) verbi Dei (Kotes wortes).** In der eigentlichen Bedeutung hat es auch das Nordiſche, es heißt in der Einleitung zur **Aegis-drecka** (Ägir's Trinkgelag): **Aegir átti tua thionustomenn Fimafengr ok Elder,** Ägir hatte zwei Dienſtmannen. — Man lobte ſehr, was für gute Dienſtmannen Ägir's waren (**hverso gothir thiónusto menn Aegis voro**) d. h. wie reichlich ſie einſchenkten. Dienſt (Dieneſt im Mittelalter) in eigentlicher Bedeutung gebraucht, bedeutet Bedienung (**ministerium**), uneigentlich ſteht es am häufigſten für Lehnspflicht und Erfüllung derſelben. Dienen in eigentlicher Bedeutung bedeutet bedienen, in uneigentlicher Bedeutung Unterthan, Lehnsmann ſein, die Lehnspflicht erfüllen. So auch Diener wird eigentlich für einen der bedient, und uneigentlich für einen Lehnsmann gebraucht; ſo will König Gibich Diener ſein, oder dienen, wie er wiederholt ſagt, wenn er und ſeine Recken im großen Roſengarten zu Worms beſiegt werden. In Alphart's Tod werden die Mannen Ermrichs wiederholt die Diener Ermrichs genannt. Beide, die eigentliche und uneigentliche Bedeutung waren auch nicht ſo ſtreng geſchieden, da die Mannen, wenn ſie auch nicht wirkliche Dienſtmannen waren, doch um ihre Unterwürfigkeit zu zeigen, Dienſtmannſtelle verſahen. So hält König Sigfrid im Nibelungenlied, als er ſich vor Brunhild als Gunther's Mann oder Eigenhold ſtellt, Gunther's Roß beim Zaum, bis dieſer König in dem Sattel ſaß.

Keime der Dienſtmannſchaft. Das ſaliſche Geſetz ſagt: Wer einen Meier, Truchſeß (**infertorem**) Schenken, Marſchalk (**Mariscalcum**), Sattelknecht (**stratorem**), einen Eiſenſchmid, einen Goldſchmid, einen Zimmermann, Winzer, Schweinhirten oder Dienſtmann (**ministerialem**), oder der 25 Schillinge werth iſt, geſtohlen, erſchlagen oder verkauft hat, ſoll für 35 Schillinge ſchuldig erkannt werden, ausgenommen des Capitals und der Delatur. Daſſelbe galt bei einer Meierin oder Dienſtweib (**ancillam ministerialem**). Zu oder (**vel**) Dienſtmann findet man die auch zum Theile richtige Bemerkung gemacht[3], daß es ſoviel heiße, als oder einen andern Dienſtmann, da die vorhergehenden auch Dienſtmannen waren. Wenn wir aber in Burkhard's Geſindeſatz auch finden, daß aus den fiſcaliſchen Menſchen nur Kämmerer, Schenke, Truchſeß, Marſchall oder Dienſtmann gemacht werden ſollte, ſo glauben wir, daß an beiden Stellen ein Dienſtmann zu verſtehen, der vorzugsweiſe ſo genannt ward, weil er keinen beſtimmten Dienſt hatte, ſondern den Herrn überhaupt bediente und der Herr ihn dazu verwandte, wozu er ihn eben nöthig hatte, ihn verſchickte, die Aufſicht über etwas ertheilte ꝛc. In der neuern **Lex salica** iſt in der entſprechenden Stelle zu den genannten Dienſtleuten noch Jäger, Müller und alle Künſtler hinzugefügt, aber des Dienſtmannes nicht gedacht, ſondern im folgenden Paragraph hinzugeſetzt, wer einen Knaben oder Mädchen aus dem Dienſte des Herren geſtohlen ꝛc., was im Dienſte heißt, iſt alſo im **Pact. Leg. Sal.** durch **ministerialis** ausgedrückt. Auch in der **Recapitulatio Leg. Sal.** und in den longobardiſchen Geſetzen werden die **servi ministeriales** von den einfachen **servis** unterſchieden. Wenn wir den Schweinehirten von den einfachen **servis** geſchieden finden und Seneca (**Ep.** 37) erzählt, wie Römer von glänzender Geburt, von den Teutſchen bei dem teutoburger Siege gefangen, zu Hirten und Haushütern gemacht wurden, ſo hat Tacitus (**Germ.** 25) den Gegenſatz der Teutſchen zu den Römern zu ſchroff dargeſtellt, wenn er die Dienſte im Hauſe blos durch die Frau und Kinder der Teutſchen verſehen läßt, und die Sklaven derſelben nur als zinspflichtige Bauern darſtellt. Wir dürfen uns unter den Dienſtleuten der alten Teutſchen weder Sklaven nach römiſcher Art, noch Knechte und Mägde nach heutiger Art denken, ſondern Leute mit eignem Hauſe, die nicht, wie die einfachen Sklaven blos zu Zins an Getreide, Vieh und Gewand, ſondern auch zu andern Dienſtleiſtungen verbunden waren, z. B. des Herren Vieh weiden, in Abweſenheit des Herrn das Haus hüten, bei Feſten den Herrn bedienen mußten ꝛc. Aus dieſen Anfängen bildeten ſich dann im Mittelalter, indem man die edlern von den unedlern Dienſte ausſchied, und die die edlern Dienſte Verrichtenden aus den Freigelaſſenen (bedingt Freigelaſſenen) wählte, oder auch ſelbſt Freie dazu vermochte, die eigentlich ſogenannte Dienſtmannenſchaft; und weil die Mehrzahl in den Dienſtmannen aus den Unfreien hervorging, ſo bildete ſich die Anſicht, daß ein Dienſtmann unfrei ſein müſſe. Auch läßt ſich ein freier Dienſtmann inſofern nicht gut denken, weil dieſer ja, wenn er wollte, das Dienſtverband verlaſſen und den Herrn augenblicklich ohne Dienſtmann laſſen konnte. Unter den Karolingern tritt die Dienſtmannſchaft zwar noch nicht bedeutend hervor, doch erwähnt Karl der Gr. in ſeinem Capitular über die Höfe ſeiner Meier und Förſter, Poledrarier, Kellner, Dechente, Zöllner und übrigen Dienſtmannen, und deſſen, was ſie von ihren Hufen zu entrichten haben. Die Dienſtmannen, welche am meiſten auf den Höfen anzuordnen hatten, waren des Königs und der Königin Seneſchalk und Butticelar[4]. Ein eignes Capitular ertheilte Karl der Gr. über die Dienſtmannen der Pfalzen (**de ministerialibus palatinis**). Hier wird den Hofdienſtleuten vorzüglich eingeſchärft, wie ſie über die Sittſamkeit und Rechtlichkeit ihrer Leute wachen und auf welche Weiſe ſie die Schuldigen beſtrafen ſollen[5]. Nicht minder wird der Dienſtmannen der Grafen in den Capitularien gedacht. Beſonders bemerkenswerth iſt, daß die Biſchöfe, Äbte und Grafen ihre freien Leute von Heerfahrten befreiten, indem ſie ſie unter Namen von Dienſtmannen zu Hauſe behielten[6]. Natürlich mußte dann mancher dieſe Täuſchung ſelbſt büßen, indem er wirklich Dienſtmann bleiben mußte. In Karls des Gr. langobardiſchen Geſetzen kommen Dienſtmannen des Staates vor, welche Staatsvermögen, und Dienſtmannen, welche Kirchenvermögen verwalteten[7].

---

[3] S. *Eccard* zu **Pact. Leg. Salicae. T. XI. §. 6, 7.**

Sinn des höhern Dienſtmannenweſens. Im Nibelungenlied, welches zur Zeit der Blüthe des Dienſtmannenweſens geſungen iſt, wird unter den hohen Ehren, in welchen Chriemhild lebt, bei Beſchreibung des Hofes ihrer Brüder aufgeführt: Rumold, der Küchenmeiſter, ein theuerlicher Degen, Sindold und Hunold, dieſe Herren mußten pflegen des Hofes und der Ehren der dreien Könige Mannen; Dankwart, der war Marſchalk, da war ſein Neffe Truchſeſſe des Königs von Metz Ortewin, Sindold, der war Schenke, ein auserwählter Degen, Hunold war Kämmerer, ſie konnten hoher Ehren pflegen. Der Gedanke der hohen Ehre lag alſo hier zu Grunde und die Ehre war um ſo größer, je höher der Stand, welcher die Dienſtmannſtelle verſah. Die höchſten weltlichen Reichsfürſten waren die Herzöge. Daher finden wir dieſe, wie ſie bei hohen Feſten, vor allen bei Krönungen, die Dienſtmannenſtellen verſahen, wodurch ſie zugleich die vollendetſte Huldigung leiſteten. Zum erſten Male finden wir dieſes bei Otto's des Gr. Krönungsfeſte, welches der gleichzeitige Wittikind von Corvey beſchreibt. Der Kaiſer ſaß mit den Biſchöfen und dem Volk in der Pfalz zu Tiſche. Die Herzöge aber verſahen die Dienſtmannenſtellen (**ministrabant**). Der Herzog Giſilbert von Lothringen, in deſſen Gebiete Aachen lag, verſah mit allem (**omnia procurabat**), Eberhard (Herzog der Franken) ſtand dem Tiſche vor, Hermann (Herzog von Schwaben) den Schenken, Arnulf (Herzog von Baiern) ſtand dem Ritterſtand und der Wählung und Aufſchlagung des Lagers vor[8]. Neuere gehen zu weit, wenn ſie den Vorgang ſo darſtellen, als wenn die Herzöge ihre Hofämter verſehen, Giſelbert habe als Erzkämmerer die allgemeine Verpflegung beſorgt, Eberhard als Erztruchſes[9] ꝛc. Jener Hergang war ja nur erſt der Keim zu den Erzämtern und die Herzöge noch nicht Erzkämmerer, Erztruchſes, Erzſchenke und Erzmarſchalk. Aber ein andrer Geſchichtſchreiber des teutſchen Volkes geht auch zu weit, wenn er beſtreitet, daß in dieſem Vorgange der Urſprung der nachmaligen Erzämter zu ſuchen und den Hergang ſo darſtellt: Die Herzöge trugen die Koſten des Feſtes, ſie wollten ihren König mit ſeinem Gefolge als ihren gemeinſchaftlichen Gaſt bewirthen[10]. Hätten ſie blos dieſes gewollt, da hätten ſie ja wie die übrigen mit bei Tafel ſitzen können. Auch erzählt Dithmar von Merſeburg von Otto's des Großen gleichnamigem Enkel: das Oſterfeſt (im J. 985) wurde vom Könige zu Quedlinburg gefeiert, wo vier Herzöge die Dienſtmannenſtelle verſahen (**ministrabant**), Heinrich (Herzog von Baiern) bei der Tafel, Konrad (Herzog von Schwaben) bei der Kammer, Hezel (Herzog von Kärnthen) bei dem Keller, Bernhard (Herzog von Sachſen) ſtand den Pferden vor. Vergleicht man beide Vorgänge, ſo ſieht man, daß die Erzämter erſt im Entſtehen waren, aber ſieht auch zugleich, daß die Herzöge damals ſchon bei großen Feſtlichkeiten Dienſtmannſtellen verſahen, und nicht den König auf ihre Koſten bewirtheten. Der Vorgang im J. 985 geſchah, nachdem der Aufſtand des Herzogs Heinrichs des Zänkers von Baiern gegen den jungen König Otto III gedämpft worden war; er hatte alſo aller Wahrſcheinlichkeit nach nicht blos Ehrenbezeugung, ſondern auch erneute Huldigung zum Zweck. Nicht glänzend genug wiſſen Dichter und Geſchichtſchreiber das große Feſt auf dem mainzer Reichstage zu Pfingſten des Jahres **1184** zu beſchreiben, wo die Söhne Kaiſer Friedrichs I. König Heinrich und Herzog Friedrich von Schwaben das Schwert nahmen. Hierbei wird beſonders gerühmt, daß das Truchſeß-, Schenken-, Kämmerer- und Marſchalkamt blos Könige, Herzöge und Markgrafen verſahen[11]. Die Herzöge werden nicht Dienſtmannen genannt, ſondern nur nach ihren Ämtern bezeichnet. Die eigentlichen Dienſtmannen des Kaiſers zerfielen in Reichsdienſtmannen, welche an beſtimmten Orten, vorzüglich in Pfalzſtädten[12] ſaßen und in Dienſtmannen des kaiſerlichen Hofes. Doch ſind beide nicht ſtreng zu ſcheiden. Der Kaiſer oder König nennt natürlich auch die Dienſtmannen des Reichs ſeine Dienſtmannen, wie viele Urkunden bezeugen, aber ohne feſten Gebrauch[13]. Wurde ein Fürſt

---

4) Das Nähere im Capitulare de villis Caroli Magni. §. 10. §. 116 bei Georgiſch, S. 609. 5) S. die Art und Weiſe im Capitulare, l. c. 619 — 622. Doch iſt das Capitular nur ein Bruchſtück, nur ein erſter Theil. 6) Capitulare de causis, propter quas homines exercitalem obedientiam dimittere solent. §. IV. p. 757. 7) Caroli Magni Leg. l. c. p. 1165 — 1166. 8) *Wittichind*, Ann Lib. II. bei Meibom, S. 643.

9) C. A. Menzel, Geſchichte d. Teutſchen. 2. Bd. S. 597 u. 598. 10) Luden, Geſchichte des teutſchen Volks. 6. Bd. S. 405 u. 406, 636 u. 637. 11) F. Wachter, Geſchichte Sachſens II. S. 193 — 195. 12) J. B. Ulm, ſ. Jäger, Schwäbiſches Städteweſen, S. 88: Wir unterſcheiden ſowol Miniſterialen höherer und niederer Claſſe, als auch ſolche, welche den wandernden Hof begleiteten, oder an den Dienſt im Palaſte gekettet waren, die Einkünfte der Kammer und den Wirthſchaftsbetrieb im ganzen Umfange des Palatialdiſtrikts beſorgten. 13) So wird in der Mitte der Urkunde des Königs Konrad von 1150 in Beziehung auf die Anmaßung der Schlüſſel durch den Truchſeß a ministerialibus Regni sciscitati sumus, und weiter unten in Beziehung auf die Wohnung innerhalb der Mauern cum interrogassemus ministeriales nostros und am Schluſſe geſagt: Judicium de clavibus invenit Counradus, Ministerialis noster de Haga;

zum Kaiſer erwählt, ſo erhob er gewöhnlich die Dienſtmannen ſeines Hauſes zu Reichsdienſtmannen. Von Konrad dem Salier rühmt ſein Geſchichtſchreiber: bei Einrichtung des Hofes, welchen der König zum Majordomus ſetzte, welche er zu Kammermeiſtern, welche er zu Truchſeſſen (infertores) und Schenken und zu den übrigen Amtleuten beſtellt, hierbei brauche ich mich nicht lange aufzuhalten, da ich dieſes kurz ſagen kann, daß ich mich nicht erinnere oder geleſen habe, daß eines ſeiner Vorgänger Dienſte (ministeria) beſſer verſehen geweſen[14]. Daher vermuthet man nicht mit Unrecht, daß auch die Conſtitution von der Römerfahrt, welche Karl des Dicken Namen trägt und die beſondre Rückſicht auf die Dienſtmannen der Fürſten richtet, von Konrad dem Salier gegeben worden ſei. Die Wichtigkeit der Dienſtmannenſchaft in ihrer Blüthe brachte die Anſicht hervor, daß die Dienſtmannen nothwendig zu einem Fürſten gehört, und der Fürſtenämter Urſprung gegeben. Der Zuſammentrager des Schwabenſpiegels ſagt: Die geiſtlichen und fürſtlichen Fürſtenämter[15]) die ſind von erſten (urſprünglich) geſtiftet mit Fürſtenämtern[16]), mit einem Kämmerer, mit einem Truchſeſſen und mit einem Marſchalk. Die viere, die müſſen von erſte (urſprünglich) recht freie Leute ſein, die können wohl mit Recht Eigen-Leute haben; und kann das ein Dienſtmann beweiſen, daß ſeine Vordern frei waren, da ſie ſich an das Fürſtenamt gaben, oder da er ſich ſelbſt daran gegeben hat, ob er frei war, die haben mit Recht wohl Eigen-Leute. Dieſe vier ſollen die höchſten Freien oder Mittelfreien ſein. Die Fürſtenämter ſind mit Fürſten und mit andern Dingen geſetzt und geſtiftet; und gibt ein freier Herr ſeine Eigen-Leute an ein Fürſtenamt, die ſind des Fürſten eigen. Sie haben Dienſtmannesrecht nicht. Wie wir geſagt haben, alſo ward das Reich geſtiftet von erſt[17]) (urſprünglich). An einer andern Stelle (Cap. 303. §. 9 u. 11. S. 177) ſagt der Schwabenſpiegel: Ihr ſollet wiſſen, daß niemand Dienſtmannen haben kann, als das Reich und die Fürſten mit Recht. Wer anders behauptet, er habe Dienſtmannen, der ſagt Unrecht, ſie ſind alle ihr eigen, ohne die, welche ich vorher genannt habe. Alle Dienſtleute heißen mit Recht Eigen-Leute, man ehrt ſie mit dieſem Namen, daß man ſie Dienſtmannen heißt darum, daß ſie der Fürſten eigen ſind. Von dem Geſchlecht der Welfen ſagt ihr Geſchichtſchreiber, wo er von ihrer Macht und Herrlichkeit handelt: ſie hatten auch ihr Haus nach königlichem Brauche beſtellt, ſo daß jede Hofämter, das iſt, die Dienſte des Truchſeſſes, des Schenkes, des Marſchalks, des Kämmerers, des Bannerführers durch Grafen oder gleichviel Geltende verrichtet wurden[18]). Feſten Glanz zu leihen, mußten Dienſtmannen auch für andre, als ihren Herren, die Dienſte verrichten; ſo trug Herzog Heinrich von Baiern und Sachſen, der Löwe genannt, ſeinen Amtleuten, das heißt, dem Truchſeß, dem Schenken und allen übrigen ſorgfältig auf, der Feſtlichkeit der Einweihung des Kloſters Stederburg im J. 1174 ſo vorzuſtehen, als wenn es ein Feſt des Herzogs wäre[19]).

Die Herren, die eigentliche Dienſtmannen hatten. Raum und Zeit erlauben nicht die Fürſten einzeln aufzuzählen, welche Dienſtmannen hatten, und in welchen Geſchlechtern die Ämter erblich wurden, ſodaß es namentlich eine Menge Geſchlechter gab, welche ſich Schenken nannten. Wir können nur auf Schriften[20]) verweiſen, in welchen ſich Aufzählungen finden, und nur im Allgemeinen bemerken, daß Kaiſer und Reich, alle Biſchöfe, alle gefürſtete Äbte und Äbtiſſinnen, und alle Herzöge, alle Landgrafen, alle Markgrafen, alle Grafen von fürſtlicher Würde, nämlich ſolche Grafengeſchlechter, welche aus den Gaugrafen hervorgegangen, und ihre Lehn vom Reiche hatten, Grafen, die entweder ſpäter wirklich gefürſtet wurden, wie die Grafen von Henneberg[21]), oder wie die Grafen von Orlamünde, ſo lange dieſe noch nicht aus Lehnträger des Reichs Lehnträger des Landgrafen geworden waren, dieſe und andre Grafen[22]) von fürſtlicher Würde, ohne wirklich gefürſtet zu

---

die Könige nannten die Reichsdienſtmannen alſo bald des Reichs, bald ihre, ſowie ſie die Reichsſtädte ihre Städte nannten. Darauf folgt De habitatione intra muros et Praefectura judicium dedit Ministerialis noster Counradus de Walthusen, Camerarius noster a thesauris. Dieſes war doch wol ein Dienſtmann des königlichen Hofes. Ein Beiſpiel, wie die Reichsdienſtmannen und Dienſtmannen des königlichen oder kaiſerlichen Hofes nicht ſtreng geſchieden wurden. Beiſpiele, wo Dienſtmannen ſich Dienſtmannen des kaiſerlichen Hofes nennen und genannt wurden, ſind Albert von Werdenfels (Urk. vom J. 1281 bei Falkenſee, Cod. Diplom. Antiq. S. 83), welcher ſich Dienſtmann des kaiſerlichen Hofes nennt, und Wernher von Boland, der Truchſeß des kaiſerlichen Hofes genannt wird (ſ. Urkunden 1254, 1256, 1257 bei Schannat, Hist. Worm. Probat.). Wir bemerken nur noch im Allgemeinen, daß die Reichsdienſtmannen weit häufiger genannt werden und ſich auch ſelbſt ſo nannten, z. B. Ich Ulrich von Sulzburg, des Reiches Dienſtmann. Urk. von 1263. Urſprünglich waren des Reiches Dienſtmannen und des kaiſerlichen Hofes natürlich eins, und die erſtern ſind aus letztern entſtanden, indem ſie, wenn ſie bei dem Abſterben des Kaiſers nicht wieder Dienſtmannen des kaiſerlichen Hofes, ihre Beſitzungen behielten, und nun Reichsdienſtmannen wurden, und dann nach dieſem Bilde überhaupt auch Reichsdienſtmannen geſchaffen wurden.

14) *Wippo*, De Vita Chunradi Salici Cap. de dispositione curiali bei *Pistorius*, Scriptt. Struv. Ausg. 3. Th. S. 467. 15) Ämter der Fürſten. 16) Die Ämter der Dienſtmannen, durch welche die Fürſten bedient werden. 17) Schwabenſpiegel, Cap. 51. S. 36.

18) Anonymus Weingartensis de Guelfis Principibus. §. III. p. 4. 19) Chron. Sterderburgense, p. 859. 20) Spangenberg im Adelsſpiegel, 1. Th. S. 349 u. f. Bürgemeiſter im Grafenſaal, S. 156 fg. haben Verzeichniſſe der Dienſtmannen der Biſthümer ꝛc., aber nicht durchaus begründet. Buder, De feudis officialium hereditariorum, gibt ein gutes, wenn auch nicht vollſtändiges Verzeichniß der Dienſtmannengeſchlechter der Reichsſtände. Jäger, Schwäbiſches Städtewesen des Mittelalters 1. Bd. führt im Einigen zur Geſchlechtergeſchichte, S. 730—773 ſchwäbiſche Dienſtmannengeſchlechter auf. Über die Dienſtmannen der Herzöge von Baiern ſ. v. Lang, Bair. Jahrb. Von den Dienſtmannen der Grafen von Henneberg handelt J. A. Schultes, 1. Th. S. 422. 2. Th. S. 230—237. 21) Schultes, Directorium Diplomaticum, führt nicht nur die Dienſtmannen der Grafen von Henneberg auf, ſondern iſt auch zur leichten Auffindung der Dienſtmannen andrer Herren ſehr brauchbar. 22) Einige Lehrer des teutſchen Staatsrechts (*v. Ludewig*, Opusc. Miscell. P. I. L. I. p. 257. Homberg, Abhandlung von heſſiſchen Erbämtern, S. 9.) haben zwar jenen Vorzug den gräflichen Häuſern ganz abgeſprochen, unter dem Vorgeben, daß es vor

ſein, ſowie ſolche Edle, welche keinem Landesfürſten unterworfen waren, hatten alle ihre Dienſtmannen oder richtiger ihre Dienſtmannen galten für ſolche, während die, welche bei den Lehngrafen der Landesfürſten, bei Burggrafen und Freiherren die Dienſtmannenſtellen verſahen, nicht als eigentliche Dienſtmannen galten, wenn ſie auch Schenken, Truchſeſſen ꝛc. genannt wurden. Natürlich galten auch die Dienſtmannen eines Dienſtmannes nicht für eigentliche, ſo z. B. wenn der Rheingraf Embricho und Graf Heinrich von Veldenze Dienſtmannen des Erzbiſchofs von Mainz, und Rudolf, Graf von Habsburg, Dienſtmann von St. Gallen, Dienſtmannen hatten.

Dienſte. Unter den eigentlichen Dienſten der Dienſtmannen waren die vier Hauptdienſte 1) der des Marſchalks, Kämmerers, Schenken, Truchſeſſes oder Küchenmeiſters (doch kommt manchmal neben dem Truchſeß auch noch ein Küſtenmeiſter vor). Nach dieſen war der wichtigſte Dienſtmann der Jäger. Unter den Hofdienſten kommen noch andre, aber kleinere vor, ſo z. B. war die Familie von Werthern mit dem Reichsthürſteheramte beliehen. Über die Beſchaffenheit der einzelnen Dienſte müſſen wir auf die Specialartikel verweiſen; nur können wir bemerken, was die Dienſtmannſchaft überhaupt betrifft. Die Dienſtmannen, welche die Oberſtellen bekleideten, hielten ſich nicht regelmäßig an den Höfen auf, ſondern verſahen den Dienſt nur bei gewiſſen Gelegenheiten, bei beſondern und bei Kirchenfeſten. Der Herr mußte hierbei die Dienſtmannen ſpeiſen. Nach dem Dienſtmannenrechte des Kloſters St. Maximin zu Trier mußten die mit einem Amte beliehenen Dienſtmannen um die None des erſcheinenden Feſtes auf die Wieſe Kune ziehen, und bis zur None des folgenden Tages, oder, wie lange der Abt ſie halten wollte, Wache halten, ohne daß ihnen Futter für die Pferde gereicht wurde. Kam ein Dienſtmann mit ſeiner Frau, erhielt er 12 Brote, ſechs Sechſtel Wein und einen Schöps. Kam er ohne Frau, ſpeiſte er und ſeine Knechte, deren nur zwei oder drei ſein durften, mit dem Abte. Sollte der Dienſtmann das Obige draußen gereicht erhalten, oder am Rathe und Tiſche des Abts Theil nehmen dürfen, ſo mußte er an Rittersſtatt dem Abte beiſtehen und dienen können. Mit abgelegtem Mantel oder anderm Oberkleide mußten außerdem die Dienſtmannen bei den Veſpern, bei dem Abendmahl und den Feſtmeſſen ehrfurchtsvoll dienen[23]. Außer jenen und ähnlichen Dienſten der Dienſtmannen finden wir häufig, daß Dienſtmannen, Schultheißen, Voigte und Vicedomini ſind[24]. Wenn man dieſe drei Beamten nicht ſelten in Urkunden unter den Dienſtmannen aufgezählt findet, ſo geſchieht dieſes nicht, weil die Schultheißen, Voigte und Vicedomini eigentlich zu den Dienſtmannen gehörten, ſondern weil dieſe Ämter häufig Dienſtmannen übertragen wurden ꝛc. In dem Geſindegeſetze des Biſchofs Burkhard von Worms kommt ein Dienſtmann des Orts, (ein dem Orte vorſtehender Dienſtmann) an mehren Stellen vor. Vor ihm geſchahen gerichtliche Verhandlungen. Dienſtmannen wurden auch häufig zu Unterhandlungen und als Geſandte gebraucht, ſo z. B. war der Schenke des Landgrafen von Thüringen unter den Geſandten, welche für des Landgrafen Sohn des Königs von Ungarn Tochter, die berühmte heilige Eliſabeth, brachten. Wie Dienſtmannen aber auch zu niedern Körperdienſten verpflichtet waren, lehrt dieſes. Dem Abte von Prüm waren alle ſeine Leute, welche in ſeinen Dörfern und Grenzen wohnten, nicht blos die Hübner[25]) (Hüfner), ſondern auch die Skararier, das heiße Dienſtmannen[26]), Frohnen[27]) zu thun gehalten. An einer andern Stelle[28]) des prümer Verzeichniſſes, wo es von den Lehn der Dienſtmannen redet, ſagt es: daſelbſt ſind auch zwei Skararier, welche ähnlich dienen, außer daß ſie keine Speckſeiten, keine Hühner, keine Eier geben, kein Holz machen, noch Wachen, noch Tage thun, noch Brod backen, noch Bier brauen; — — die Weiber müſſen am Hofe Beinkleider nähen[29]). Ferner heißt es ebendaſelbſt weiter unten[30]): daß die Skararier oder[31]) Dienſtmannen große Freiheit zu haben behaupteten, und nur einen ziemlich kleinen Dienſt von ihren Lehen ſchuldig zu ſein anerkännten. Eſtor gibt dieſer letzten Stelle wegen die Ableitung Scararii und scara, welche ſie dem Abte zu thun ſchuldig waren[32]), von Schaurwerk, welches in der Oberpfalz Bauernarbeiten bedeutet, auf, und leitet es mit Leibnitz von Schaar (Kriegshaufe) ab, und glaubt, daß die Scararii ſoviel als Ritter ſeien. Mit Recht verwirft

---

Kaiſer Karl IV. weiter Niemandem als nur den Reichsfürſten erlaubt geweſen, dergleichen Würden an ihren Höfen einzuführen. Aber dieſes wird durch das überaus häufige Vorkommen der Marſchälke, der Truchſeſſe, der Schenken und Kämmerer der Grafen im 12. und 13. Jahrhunderte widerlegt, und um ſo mehr, da auch die edeln Männer Dienſtmannen hatten, ſo z. B. der edle Mann, Gottfrid von Brunecke, deſſen Gemahlin im J. 1273 als Zeugen aufführt: Asmus von Erlebach, Ritter und Dienſtmann meines Gatten (Urk. Willeburg's bei Gudenus a. O. S. 745). Es fragt ſich nur, galten die Dienſtmannen der Grafen, da nur die Dienſtmannen der Fürſten für eigentliche Dienſtmannen nach dem Schwabenſpiegel galten, für eigentliche Dienſtmannen? Dieſes muß unbedenklich bejaht werden, da die Grafen jener Zeit, welche ihre Hauptlehn vom Reiche hatten, zu den Fürſten gehörten, wenn ſie auch Grafen ſich nannten und genannt wurden.

[23] Urk. des Grafen Konrad von Lützelburg von 1135.

[24] Reichliche Beiſpiele für alle drei Ämter geben z. B. die Urkunden bei Gudenus. Die Reservales des Biſchofs v. Straßburg vom J. 1262 beſtimmen, wenn ein neuer Herr zum Biſchofe werde, ſoll er das Schultheißenamt einem Gotteshausdienſtmann oder einem Bürger leihen, wem er will. Das öſterreichiſche Landrecht ſagt, daß überall nur ein unbeſcholtener Dienſtmann Vogt ſein ſolle, woraus erhellt, wie häufig die Dienſtmannen Vögte waren. [25] mansionarii. [26] scarii, id est ministeriales. [27] curwadas. [28] Registrum Prumiense bei Leibnitz, Etymolog. p. 420. [29] Als im Jahre 1029 die dienenden Ritter mit Weißenburg vom Herzog Ernſt an das Reich übergingen, verlangten ſie und erhielten vom Kaiſer bewilligt, daß ihre Töchter niemals zum Dienſte der Mägde gezwungen werden ſollten, ausgenommen bei Ausrüſtung einer Heerfahrt nach Italien. Dann nämlich mußten ſie nach Weißenburg reiſen, den Montag, um Kleider und das Erforderliche herzuſtellen, bis zum Donnerstag. Jeder von ihnen mußte ein Maß Meth, ein halbes Maß Wein, fünf Maß Bier, jeden Tag eine Semmel, und ein feines Brod, und zwölf Aſchenkuchen, ein Scheffel Futter gegeben werden. S. Erläuterung der Dienſtmannenverhältniſſe betreffende Urkunde in F. Wachter's Forum d. Kr. 1. Bd. 1. Abth. S. 86. [30] S. 431. [31] seu. [32] S. 428.

dieſe Erklärung Joh. Georg Wachter[33]. Nach unſrer Meinung bildeten die Skararii eine beſondre Abtheilung Dienſtmannen, welche Verrichtung von Schaurwerken und Beaufſichtigung der Schaurwerke verrichtenden Leibeignen oblag. Die Skararier kommen auch in einer Urkunde des Kaiſers Otto III. von 990 vor[34].

Begleitung der Herren durch die Dienſtmannen bei Geſchäftsreiſen. Hierüber geben wir folgende Beiſpiele. Ungeachtet die tecklenburger Dienſtmannen auf die von uns im Abſchnitt: Unterſcheidung der Dienſtmannen von den Burgmannen, zu Beſatzungsdienſte in den Burgen gehalten waren, ſo mußten ſie doch auch, wenn der Graf außerhalb der Burg etwas zu thun hatte, ihn begleiten, hierbei lebten ſie aber nicht auf eigne Koſten, ſondern der Graf mußte ſie unterhalten[35]. Wenn der Abt von Ebersheim den Waldbann umritt, mußte er fünf Roß zu ſeinem Sattel haben, und dazu von ſeinen Dienſtmannen ſoviel, daß er dreizehn Roſſe gewann, und die Dienſtmannen ihn begleiten und an den verſchiednen feſtgeſetzten Punkten mit ihm liegen bleiben, welches mehre Wochen dauerte, bis ſie in den Hof des Abtes zurückkehrten[36].

Die Dienſtmannen verſahen auch Kriegsdienſte. Die Zweige der Verwaltung waren im Mittelalter keineswegs ſtreng getrennt. Hierauf iſt in der Geſchichte der Dienſtmannen nicht genug aufmerkſam zu machen. So findet man daraus, daß die Dienſtmannen die Hof- und Landämter verſahen, in wichtigen Angelegenheiten an andre Höfe verſchickt wurden, die Verträge und Handlungen ihrer Herren beförderten, die Gerichte verwalten und beſetzen halfen, die entſtandenen Mißverſtändniſſe, Streitigkeiten und Irrungen beizulegen ſuchten ꝛc. die Folgerung gezogen, man könne ſich wol das Verhältniß dieſer Lehn- und Dienſtmannen nicht beſſer anſichtlich machen, als wenn man ſich 1) die Miniſterialen als Räthe im Departement der publiciſtiſchen, civiliſtiſchen und Finanzſachen denke, und wenn man 2) die Lehn- und Burgmannen als Räthe im Departement des Kriegsweſens betrachte[37]. Aber die Dienſtmannen mußten nicht nur perſönlich kämpfen, ſondern verſahen auch Heerführerſtelle. Die Conſtitution über die Römerfahrt §. 6. ſetzt feſt, daß jeder Fürſt ſeine beſondern Beamten, einen Marſchalk, einen Truchſeß, einen Schenken und einen Kämmerer haben ſollte. Dieſe vier ſollten ſoviel als möglich an Sold, Kleidung und Roſſen vor den Übrigen geehrt werden. Jeder von ihnen ſollte zehn Mark und drei Roſſe und der Marſchalk noch eins dazu erhalten. Das eine Roß ſollte zum Vorauseilen, das andre zum Kampfe, das dritte zum Spazierenreiten, das vierte zum Panzertragen dienen. Keine andern als Dienſtmannen ſind wol unter den **servitoribus**, von denen die vornehmſten Reginzo von Salehach, Wizo von Wimersheim und Adelher von Hofe waren, und die mit Weißenburg vom Herzog Ernſt 1029 an das Reich übergingen. Das Recht jedes Einzelnen dieſer Eigenholde war dieſes, daß bei einer Heerfahrt nach Italien jeder Einzelne von der Austheilung zehn Mark und das Rüſtzeug für fünf Roſſe, zwei Ziegenhäute, einen mit zwei mit dem Nöthigen gefüllten Mantelſäcken beladenen Mauleſel nebſt einem Führer und einem Treiber, und beide eine Mark und ein Pferd erhalten ſollte. Dem Herrn derſelben ſollte nach dem Übergang über die Alpen die Nahrung vom Hofe gegeben werden. Wohin nur immer der König bei einer Heerfahrt in ein andres Land ginge, ſollten den genannten Eigenholden fünf Mark, und ein Pferd ohne Bürde und das Rüſtzeug für fünf Roſſe und zwei Ziegenhäute gegeben werden[38]. Im ſchwäbiſchen Lehnrechte heißt es: Die nicht Lehen von dem Reiche haben, den gebiethet der König wol die Heerfahrt. Alle die oberhalb Oſterland von dem Reiche belehnt oder des Reiches Dienſtmannen ſind, die ſollen dienen zu Wenden und Polen und zu Böhmen. Ein jeglicher Mann ſoll dem Reiche dienen mit ſeinen Koſten ſechs Wochen[39] ꝛc. Nach dem Dienſtmannenrechte der bamberger Kirche mußte der Dienſtmann, wenn er ſich auf eine Heerfahrt begab, bis zu ſeinem Herrn auf eigne Koſten kommen, hernach ward er auf Koſten des Herren ernährt. War es eine Heerfahrt in Italien (Römerfahrt), mußte der Herr auf jeden Panzer ein Pferd und drei Mark geben. War es eine Heerfahrt anderswohin, mußten zwei von den Dienſtmannen dem dritten die Koſten geben, wenn ſie ein Lehn hatten[40]. Begab der Graf von Tecklenburg ſich an den kaiſerlichen Hof, ſo mußte er für alle Bedürfniſſe der Dienſtmannen, welche er mitnahm, auf ſeine eignen Koſten ſorgen. Kam er an den Fuß der Alpen, und wollte er über die Alpen gehen, ſo ſtand es ihnen frei, nach Hauſe zurückzukehren, wenn ſie ihm nicht aus gutem Willen über die Alpen folgen wollten, und er mußte für ſie ſorgen, bis ſie heimgelangt. Wollte ein Stärkerer oder wer immer Gewalt gegen den Grafen brauchen und dieſer nach dem Rathe ſeiner Dienſtmannen Gerechtigkeit leiſten, ſo mußten ſeine belehnten Dienſtmannen, ſolange er auf dieſe Weiſe der Ordnung des Rechtes folgte, ihm mit Leib und Gut dienen. Wollte er aber gegen den Rath der Seinigen mit Hintanſetzung der Ordnung des Rechtes mit Gewalt handeln, ſo waren ſie auf dieſe Weiſe vom Dienſte frei. Die belehnten Dienſtmannen, welche ihm in ſeinen Nöthen beiſtanden, mußte er in ſeinem Dienſte mit dem Nöthigen verſehen, und ſie hatten durch jene

---

[33] S. die Erklärung bei *Joh. Georg Wachter*, Glossar. Teut. p. 1380.

[34] Urk. bei *Zyllesius*, Defensio abbatiae S. Maximini Trevirensis.

[35] Jus Ministerialium Tecklenburgensium. §. 4. p. 249.

[36] S. das Nähere im Dinghof oder Salbuch des Kloſters Ebersheim v. J. 1320 bei Schilter, Commentarius ad jus Feudale Alamannicum, p. 585.

[37] Pfaff, Conſtitution Teutſchlands im Mittelalter, S. 392, macht dieſe Folgerung, nachdem er aus der Schrift: Das Ritterweſen des Mittelalters nach ſeiner politiſchen und militäriſchen Verfaſſung, die Stellen S. 199, 200, 201 ausgehoben.

[38] S. Erläuterung der die Dienſtmannenverhältniſſe betreffende Urkunde Könrads II. in F. Wachter's Forum d. Kritik. 1. Bd. 1. Abth. S. 87, 88.

[39] Schwäbiſch Lehnrecht bei Schilter, Cap. 8. S. 9. Vgl. Sächſiſch Lehnrecht bei demſelben, S. 4. Oſterland iſt hier umſchrieben durch oberhalb der Saale.

[40] Privilegium de justitia ministerialium ecclesiae bei *Udalrich*, Cod Baben.

Dienſtleiſtung ihrem Eid und ihren Pflichten genug gethan[41]). Wenn Kaiſer Heinrich II.[42]) von dem Reichskloſter Helmwardeshauſen klagt, daß es weder im Vermögen, noch in den Dienſtmannen von Nutzen ſei, ſo wird dieſes mit Recht erklärt, daß das Kloſter dem Reiche ſein Contingent weder an Gelde noch in Natura präſtiren könne. Nicht blos in den todten Geſetzen und Urkunden erſcheinen die Dienſtmannen zu Kriegsdienſten verbunden, ſondern auch in den das Leben jener Zeit abſpiegelnden Heldenliedern. Auch erhellt dieſes aus eingewebten lyriſchen Klagen[43]). Wie Dienſtmannen Kriegsangelegenheiten beſorgten, mögen folgende Beiſpiele aus Geſchichtswerken zeigen. Während Kaiſer Otto im J. 1202 in Cöln verweilte, belagerte ſein Truchſeß Gunzelin Lichtenberg, und eroberte Goßlar[44]). Wegen ſeiner Treue und Dienſtbefliſſenheit erhielt dieſer Truchſeß, als ſein Herr ſich nach Italien begab, nicht nur die Führung der Geſchäfte ſeines Hauſes, ſondern auch diejenigen des Reiches, welche dringend waren, anvertraut, beſetzte im J. 1211 die Reichsorte Nordhauſen und Mühlhauſen, um den feindſeligen Beſtrebungen der Fürſten gegen den Kaiſer zu begegnen, vereinigte die Sachſen und bekriegte mit ihnen von Mühlhauſen aus den Landgrafen Hermann I. von Thüringen[45]). Im thüringſchen Erbfolgekriege that ſich als Kriegsheld der Schenke Rudolf von Varila hervor, namentlich gewann er den folgereichen Sieg im Treffen bei Mühlhauſen im J. 1248[46]). Die Stedinger verbinden ſich zur Beläſtigung der Bremer im J. 1216 mit dem Erzbiſchofe Gerhard und den Dienſtmannen, gegen deren Angriffe die Bremer den Herzog Heinrich von Braunſchweig herbeirufen[47]). Vorda, die Burg des Herzogs Heinrich von Braunſchweig, wird im J. 1219 von den Dienſtmannen der bremer Kirche eingenommen[48]). In dem Kriege zwiſchen dem Kaiſer Friedrich II. und dem Papſte Gregor IX. im J. 1225 zieht die Kirche eine ſo große Menge Fürſten, Grafen und Dienſtmannen an ſich, daß ſie triumphirt hätte, wenn ihr Beiſtand ausharrender und treuer geweſen. Konrad von Hohenfels und andre Dienſtmannen des Biſchofs von Regensburg überfallen im J. 1251 in dem Kriege zwiſchen letzterm und dem Könige Konrad, der ihre Beſitzungen verwüſtet hatte, den König, während er des Nachts im Kloſter St. Emmeran ſchläft[49]). Als Philipp im Kampfe mit Otto IV. die Krönungsſtadt Aachen eher eingenommen, legte er als Beſatzung tapfere und edle Männer hinein, von welchen Walran, der Sohn des Herzogs von Limburg, und Heinrich Truchſeß von Walburg namhaft gemacht werden[50]). Bei den Feindſeligkeiten des Pfalzgrafen Konrad und andrer Fürſten gegen den Erzbiſchof Reinald von Cöln im J. 1151 baute auf deſſen Befehl der Dechant Philipp mit den Dienſtmannen und Mannen zum Schutze der cölner Kirche die Burg Reineck[51]).

Rath der Dienſtmannen. Das Recht der Dienſtmannen des Kloſters St. Maximin zu Trier beſtimmt, daß kein Dienſtmann am Feſte vom Rathe des Abtes ausgeſchloſſen werden ſollte. Wollte der Abt nach dem Feſt über Privat- oder gemeinſame Angelegenheiten mit den Dienſtmannen verhandeln, mochte der Vogt gegenwärtig oder abweſend ſein, ſo mußte es ohne Koſten der Dienſtmannen geſchehen. Konnte der Vogt nicht zum Dinge (Berathungs-, Gerichtstag) kommen, und der Abt wollte der Gegenwart der Dienſtmannen nicht entbehren, ſo mußte er ihnen gegen die Nona am Feſt Urlaub in die Heimath geben. Vorzüglich bei Hörigkeitsverhältniſſen mußten die Dienſtmannen als die natürlichſten Richter Rath ertheilen. P. v. W. ſetzte Diethelmen einem Eigenmann[52]) des heil. Michael und ſeinen Brüdern zu, und wünſchte ſie in ſeinen Dienſt nach Lehnrecht zu ziehen. Der Abt brachte dagegen den P. zur Entſagung mit Halm und Munde vor dem Abt und ſeinen Dienenden[53]) und der ganzen Geſindeſchaft dieſes Hofes. Hierüber ward nach dem Rathe der Brüder und der Dienſtmannen die Urkunde von 1098 ausgefertigt[54]). Man findet auch bei vielen andern Gelegenheiten, z. B. bei Veräußerung von Gütern, bemerkt, daß es mit dem Rathe der Dienſtmannen geſchehen[55]). Walther von der Vogelweide ſingt: Wer immer an des edeln Landgrafen Rathe ſei, er ſei Dienſtmann oder frei, der ermahne meinen jungen Herrn[56]) ꝛc. Auch finden wir Dienſtmannen als Erzieher. So vertraute Kaiſer Friedrich II. nebſt den Reichskleinodien ſeinen beinahe 18 Jahr alten Sohn Heinrich ſeinem Truchſeß und Dienſtmanne Konrad von Tanne im Schloſſe Winterſtetten zur Erziehung und Leitung, und durch Verwendung dieſer Dienſtmannen und andrer Fürſten ward Heinrich von ſeinem Vater und den Fürſten zum römiſchen König gemacht[57]). Die

---

41) Jus Ministerialium Comitis Tecklenburgici. §. 2, 4, 7. p. 298 — 301. 42) Urk. bei Hahn, S. 52. 43) S. ein Beiſpiel im Art. Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen. 44) *Arnold*, Abb. Lubecens. Chron. Slav. Lib. VI. c. 7. bei Leibnitz, S. 754. 45) Chron. St. Petri bei Mencke, S. 242. Vgl. F. Wachter, Geſch. Sachſens, 2. Th. S. 266, 267. 46) S. das Nähere bei Wachter, a. a. O. 3. Th. S. 7, 8. 47) Albert von Stade bei *Schilter*, Scriptt. p. 301. 48) Albert, S. 302. Lüneburger Zeitbuch bei *Eccard*, Corp. Hist. Med. Aev. T. I. p. 1402. Historia Imperatorum bei *Mencke*, Scriptt. T. III. p. 120. 49) Chron. August. z. d. J. 1225 u. 1251 bei *Freher*, Scriptt. T. I. p. 368, 374.

50) Chron. Vrsperg. p. 117. 51) Magn. Chron. Belg. bei *Pistorius*, T. III. p. 204. 52) servum. Eſtor, S. 257 ſetzt dazu, das heißt einen Dienſtmann, als wenn alle Unfreie Dienſtmannen geweſen. 53) Servientibus ejus totaque familia hier in dieſer Stellung zur übrigen Geſindenſchaft ſind unter den servientibus aller Wahrſcheinlichkeit nach die Dienſtmannen gemeint. 54) Urk. bei *Schannat*, Vindem. Litter. Collect. I. p. 43. 55) Beiſpiele, wo der Herr etwas nach dem Rathe der Dienſtmannen thut, ſ. in Urkunden bei *Gudenus*, Cod. Diplom. p. 60*; bei *Fürstenberg*, Mon. Paderborn. p. 156. Urk. bei *Häberlin*, Analecta, p. 223. Auch die Reichsdienſtmannen wurden von dem Rath ihres Herren, des Kaiſers, nicht ausgeſchloſſen. So ſagt Kaiſer Friedrich I. in ſeiner Verordnung gegen die Räuber und Mordbrenner vom J. 1187: quae de conscientia et consilio principum, et aliorum fidelium nostrorum tam liberorum, quam ministerialium, ad reprimendas incendiariorum insolentias, imperialis nostra sanxit auctoritas. 56) S. das Lied Walthers bei F. Wachter, Geſch. Sachſens, 2. Th. S. 248. 57) Chron. Vrsperg.

Heldenſage läßt ihren Haupthelden durch einen Dienſtmann, Meiſter Hildebrand, erziehen und leiten.

Convenienz und Einwilligung der Dienſtmannen. In den Urkunden finden ſich viele Beiſpiele, wo bemerkt wird, daß es entweder mit Zulaſſung oder noch häufiger mit Einwilligung der Dienſtmannen geſchehen ſei. Ein Beiſpiel für Erſteres iſt dieſes. Erzbiſchof Sigfrid von Mainz ſagt in einer Urkunde von 1220: indem es auch die andern Kirchen und unſre Dienſtmannen geſchehen laſſen[58]). Die Einwilligung der Dienſtmannen wird vorzüglich bei Schenkungen und den übrigen Veräußerungen, und bei andern Handlungen ihrer Herren erwähnt[59]). Auch findet man, wie Dienſtmannen caſſiren[60]). Am wichtigſten war die Beſtimmung, welche Kaiſer Friedrich II. durch den Spruch eines Fürſtengerichts im J. 1216 traf, daß kein Fürſtenthum auf irgend eine Art Veräußerung an eine andre Perſon übergehen dürfte, als mit Einwilligung der Dienſtmannen dieſes Fürſtenthums[61]).

Mitwirkung zur Wahl ihrer Herren. Dieſe machte ſich bei den Herzögen, welche die oberſten Dienſtmannenſtellen im Reiche verſahen, ganz natürlich. Man wählte nämlich ſo viel als möglich die Höchſten zur Verrichtung der Dienſte, weil dieſes um ſo mehr Glanz gab. Natürlich hatten dann auch jene Höchſten ſelbſt bei der Wahl am meiſten zu ſprechen. Auch waren ſie nicht nur beim Krönungsfeſte, ſondern auch bei der Krönung ſelbſt thätig. So bei der Krönung Wilhelms von Holland; nachdem die Erzbiſchöfe das Ihre gethan, gab der Markgraf von Brandenburg, des Königs Kämmerer, ihm den Ring und ſprach: Nimm das Zeichen der Monarchie, erhalte das römiſche Reich in ſeiner Kraft, und vertheidige es ſiegreich vor dem Einfalle der Barbaren. Der Herzog von Sachſen, des Königs Marſchalk[62]), reichte ihm das Schwert und ſprach: Nimm das Scepter des Reichs, beuge die Empörer durch ſchwere Züchtigung und regiere alle Gutdenkenden in ruhigem Frieden. Hierauf gab der Herzog von Baiern, Pfalzgraf bei Rhein, des Königs Truchſeß, ihm die goldene Weltkugel und ſprach: Nimm die goldene Weltkugel, und unterwirf alle Völker dem römiſchen Reiche, damit du ein ruhmreicher Kaiſer genannt werden kannſt. Endlich ſetzte der König von Böhmen, des Königs Schenke, mit Genehmigung des Erzbiſchofs von Cöln, die ſilberne Krone ihm auf das Haupt ꝛc.[63]). Weil die Höchſten bei der Krönung thätig waren, und dieſe Höchſten die Dienſtmannenſtellen verſahen, und als die Höchſten bei der Wahl am meiſten zu ſagen hatten, hatte ſich bereits in der erſten Hälfte des 13. Jahrh. die Anſicht gebildet, daß unter den Laien der erſte an der Kur der Pfalzgraf bei Rhein, weil er des Reiches Truchſeß, der andre der Herzog von Sachſen, weil er Marſchalk, der dritte der Markgraf von Brandenburg, weil er Kämmerer des Reiches war. Der Schenke des Reiches, der König von Böhmen, hatte keine Kur darum, weil er kein Teutſcher war[64]). Dieſe Anſicht, daß das Wahlrecht auf die Erzämter gegründet ſei, hat ſich dann immer befeſtigt, und bis zu Ende des teutſchen Reiches gedauert, ſodaß, wenn ein neuer Kurfürſt hinzukommen ſollte, auch ein neues Erzamt geſchaffen wurde. Auch zur Wahl der Pfaffenfürſten ſuchten ihre Dienſtmannen mehr oder minder mitzuwirken. Doch wurde ihnen blos Zuſtimmung zwar in der Wirklichkeit zuerkannt aber nach ſtreng kanoniſchen Anſichten dieſe Zuſtimmung nicht einmal als ein weſentliches Einwilligen genommen, da ſich kein Laie in die Wahl miſchen durfte[65]). Die eigentliche Wahl lag in den Händen des Capitels, und wenn die Dienſtmannen mehr thaten, ſo wurde es als unrechtmäßige Anmaßung betrachtet. Für jenes und dieſes ſpricht Folgendes: Der St.-Galler Propſt Heinrich von Klingen wurde im J. 1200 mit gemeinſamer Übereinſtimmung aller Brüder und unter Zuſtimmung der Dienſtmannen und des ganzen Volkes gewählt[66]) Als der Erzbiſchof Reinald 1166 geſtorben, wünſchte Kaiſer Friedrich ſeinem Kanzler, dem Dechanten von St. Peter, Philipp, zur erzbiſchöflichen Würde zu verhelfen, und ſchrieb Gunſtbriefe an die Dienſtmannen und Vaſallen der cölner Kirche zur Beförderung Philipps zum Erzbiſchofe. Des Kaiſers Wünſche wurden auch erfüllt, und Philipp, obgleich abweſend, gewählt[67]). Nach dem Tode des Erzbiſchofs Konrad II. von Regensburg war der Biſchofsſtuhl ein Jahr erledigt, da wegen der Wahl ein großer Zwieſpalt zwiſchen den Chorherren und den Dienſtmannen war[68]).

Die Dienſtmannen als Urtheil Fällende. Die Dienſtmannen findet man als Richter vorzugsweiſe, wenn es das Dienſtmannenrecht betraf. Hier galten ſie als die eigentlichen und beſten und nicht zu umgehenden Richter, wie wir bei andern Gelegenheiten, namentlich im Abſchnitte Mißbräuche, ſehen werden. Doch findet man ſie auch als Richter, wenn es das Dienſtmannenweſen nicht betraf. König Heinrich ſetzte 1222 zu Aachen feſt, daß im Lehnrechte jeder Lehns-Dienſtmann[69]) ebenſo gut ein Urtheil fällen könnte über die Lehn der Edeln und Dienſtmannen, die Lehn der Fürſten jedoch ausgenommen[70]). Auch finden wir ſie bei andern Gelegenheiten theils als Urtheil fällend, theils als nur bei Gerichte mitwirkend und bei-

---

58) Accedente etiam connivencia aliarum ecclesiarum nec non et ministerialium nostrorum. Urk. bei *Joannis*, Rer. Moguntiacarum. T. II. p. 427. Von den Dienſtmannen unterzeichnen der Kämmerer Konrad und ſeine Brüder von Aſcheborn, Wilhelm der Rothe von Salchbach, Arnold von der Eiche, Eg. von Scharfenſtein, B. zu Maſtraſen, C. von Weſebagen. 59) Beiſpiele, wo die Herren der Einwilligung der Dienſtmannen gedenken, ſ. in Urk. bei *Fürstenberg*, Mon. Paderborn, p. 153 — 154, bei *Ludewig*, Scriptt. p. 265. 60) S. Urk. bei demſelben, S. 255. 61) Urk. bei *Andreas*, Chron. Ep. Ratisl. in *Oefele*, Scriptt. T. I. p. 35. 62) Justiarius kann hier nichts anders heißen, mit dem Marſchalkamte war nämlich Ausübung der Rechtspflege verbunden. 63) S. Magnum Chronicon Belgicum bei Piſtorius, 3. Th. S. 268.

64) Sachſenſpiegel, 3. Buch. 48. Art. S. 448—450. Albert von Stade, Chron. bei Schilter, S. 313. 65) *Gerohus* bei *Baluzius*, Miscell. T. V. p. 87. 66) *Casimer*, S. Galli Cont. II. c. 12. p. 162. 67) Magn. Chron. Belg. p. 209. 68) S. das Nähere bei *Andreas*, Chron. Episcop. Ratispon, bei *Oefele*, Scriptt. Boic. T. I. p. 33, 34. 69) Ministerialis feudatarius. 70) *Miraeus*, Notitia ecclesiarum Belgicarum c. 197, p. 547.

ſtimmend 71). Stritt der König mit Jemand um Gut oder anders Ding, das des Reiches war, ſollten darüber ſprechen Fürſten, Grafen und des Reiches Dienſtmannen 72). Sollten Reichsdienſtmannen als Schöppen über ſchöppenbare Leute ſprechen, mußten ſie nach dem Sachſenſpiegel (S. 358 u. 504) erſt vom Kaiſer gerichtlich freigelaſſen werden 73). Für die Reichsdienſtmannen als Recht Sprechende ſind die Urkunden des Königs Richard v. J. 1262 für Hanau 74) und des Königs Ludwig für Augsburg 75) bemerkenswerth. Durch ſie erhalten auch die ehrbaren Bürger die Freiheit, wie Reichsdienſtmannen und Ritter Urtheil zu ſprechen. Es ſtand dieſes alſo den Reichsdienſtmannen und Rittern in Gerichten der Reichsſtädte bisher allein zu. Auch bei Schiedsgerichten wirkten die Dienſtmannen. Die Streitigkeiten zwiſchen den Gebrüdern, Herzögen von Baiern, entſchied im J. 1262 Friedrich Truhendingen, Obmann mit acht Dienſtmannen als Spruchmänner 76). Bei Verkäufen und Käufen von Ländern wurden die Dienſtmannen auch zu Abſchätzern genommen 77).

Dienſtmannen als Eideshelfer. Hierfür dieſes Beiſpiel. Graf Otto von Geldern ſagt in der Urkunde von 1233, er habe durch Eid mit ſeinen Edeln und Dienſtmannen erhärtet 78).

Dienſtmannen als Bürgen finden ſich nicht ganz ſelten. Wir beſchränken uns auf Folgendes: Erzbiſchof Heinrich von Cöln ſagt in der Urkunde von 1230: Dieſes aber ſind die Bürgen: Hermann, Voigt von Cöln, Dietrich, Truchſeß; Franko, Schenk; Gotfrid, Kämmerer; Goſwin, Marſchall 79) ꝛc.

Wie Dienſtmannen als Zeugen bei Verhandlungen, Schenkungen ꝛc. dienten, kann man aus einer ſo großen Menge Urkunden erſehen, daß wir auf Beiſpiele zu verweiſen für überflüſſig halten. Sie auch wurden hierbei, damit ſie ſich der Sache künftig deſto beſſer erinnern möchten, bei den Ohren gezogen 80). Doch iſt dieſes nicht beſonders für ſie, da auch als Zeugen dienende Grafen ſich in gleichem Falle befanden 81). Aus der Zeugenſchaft entſprang dann auch, daß die Dienſtmannen zu Unterſuchungen gezogen worden, wie folgende Stelle lehrt. Dieſe Voigteirechte ſind, ſowie ſie von dem Biſchof Otto von Bamberg, ſeligen Andenkens, eingerichtet und verordnet waren, unter feſteſter Angelobung von den ältern Dienſtmannen dieſer Kirche und von den Beſſern und Betagten aus der Geſindeſchaft, welche bei jener Einrichtung zugegen waren, unterſucht und bezeugt worden 82).

Dienſtmannenrecht. Dieſes wird in vielen Urkunden 83) erwähnt, aber meiſtens nur im Allgemeinen. Der Sachſenſpiegel zeigt den Grund der Schwierigkeit des Gegenſtandes an: Nun laßt euch nicht wundern, daß dieſes Buch ſo wenig ſagt von Dienſtleute-Rechte, denn es iſt ſo mannigfaltig, daß Niemand damit zu Ende kommen kann. Unter jeglichem Biſchofe, und Abte und Äbtiſſin haben die Dienſtleute beſondre Rechte; darum kann ich es nicht beſcheiden 84). Der Schwabenſpiegel (Cap. 303. S. 177) ſagt daſſelbe und fügt hinzu: Unter den Laienfürſten haben ſie auch beſondre Rechte, davon kann man ihr aller Recht nicht wohl unterſcheiden, denn jeglicher hat ſein Recht, wie es ihm ſein Herr gegeben hat. Des Reiches Dienſtmannen haben auch beſondre Rechte. An einer andern Stelle ſagt er etwas abweichend: Daß dieſes Buch ſo wenig von der Dienſtmannen Recht ſagt, das iſt davon, daß ihr Recht ſo mannigfalt iſt. Die Pfaffenfürſten, die haben Dienſtmannen, die haben ein Recht. Der Äbtiſſinnen Dienſtmannen, die da gefürſtet ſind, und der Äbte, die haben ein andres Recht. Der Laienfürſten Dienſtmannen, die haben auch beſondres Recht, davon können wir nicht wohl beſcheiden ihrer aller Recht 85). Durch folgende Zuſammenſtellungen wird hervorgehen, wie der Sachſenſpiegel und Schwabenſpiegel jeder zum Theil Recht, zum Theil Unrecht haben. In den Geſindeſetzen des Biſchofs Burkhard von Worms wird als ein Geſetz feſtgeſtellt: Wollte der Biſchof einen fiskaliſchen Mann zu ſeinem Dienſte nehmen, ſo durfte er ihm keinen andern Dienſt anmuthen, als den eines Kämmerers, oder eines Schenken, oder eines Truchſeſſes, oder eines Marſchalks 86), oder eines Dienſtmannes (nämlich Dienſtmannes des Ortes, ſ. den Abſchnitt Dienſte). Wollte er einen ſolchen Dienſt nicht, ſo mußte er vier Pfennige zum königlichen Dienſt und ſechs zur Heerfahrt zahlen, und drei ungebotene Gerichtstage (**placita**, Dinge, ſ. d.) im Jahre ſuchen, und durfte dienen, wem er wollte 87). Das Dienſtmannenrecht der bamberger Kirche beſtimmte, daß die Dienſtmannen nur zu fünf Dienſten verbunden, und entweder Truchſeſſe, oder Schenken oder Marſchälke oder Jäger ſein ſollten. In Beziehung auf die Gerichtsverhältniſſe ſetzt es dieſes feſt. Wenn ſein Herr einen Dienſtmann wegen irgend etwas anklagte, ſo durfte er ſich mit ſeinen Genoſſen durch den Eid rei-

---

71) S. z. B. Urk. des Kaiſers Friedrich II. (bei Öfele, 1. Th. S. 35), wo die Dienſtmannen dem von den Fürſten gefällten Spruche beiſtimmen. 72) Schwabenſpiegel, Cap. 117. S. 68. 73) Vgl. *Spener*, teutſches Jus publicum. T. III. p. 150. 74) Bei *Schöplin*, Alsat. diplom. N. 611. 75) Bei Stetten, Geſch. der adel. Geſchlechter, S. 8. Ein Beiſpiel, wie Reichsdienſtmannen im Gerichte zu Frankfurt Recht ſprechen helfen, ſ. in der Urkunde von 1272 in der Stolberg'ſchen Deduction. 76) S. das Nähere bei v. Lange, Bair. Jahrb. S. 173. 77) S. z. B. die Urkunde des Landgrafen Dietrichs des Jüngern, Markgrafen von der Lauſitz, über den Verkauf dieſer Mark an den Erzbiſchof von Magdeburg vom J. 1301 bei *Tentzel*, Vita Friderici Admorsi, in *Mencke*, Scriptt. T. II. p. 940—942. 78) Urk. bei *Pontanus*, Histor. Gelriae, Lib. VI. p. 182. Die Namen ſeiner Edeln ſind Heinrich von Lohen u. ſ. w. Die Namen ſeiner Dienſtmannen und Mannen (ministerialium et hominum) Chriſtian und deſſen Sohn, Ritter von Arnhem, Heinrich von Dorle, Wilhelm von Benthem. 79) Urk. bei *Paullini*, De fundatione Eresburgensi, in ſeinen Dissert. Histor. p. 10. 80) S. Urkunde im Cod. Tradit. Ebersper. Nr. III. bei *Oefele*, Scriptt. Boic. I. p. 18. 81) Urk. a. O. Nr. 38. S. 23.

82) Urk. bei *Hund*, Metr. Salisburg. T. III. p. 34. 83) So z. B. Urk. um 1120 (bei *Gudenus*, Cod. Diplom. I, p. 393: Hoc etiam omnes scire volumus, quod supradicti homines cum eadem justicia, quam illi, qui theitonice *Dienstman* vocantur, supradictae Ecclesiae dati sunt. 84) Sachſenſpiegel, 3. Buch. 42. Art. S. 408, 409. 85) Schwabenſpiegel, Cap. 151. §. 4 bis 7. S. 89—90. 86) asago. 87) Lex Familiae bei *Schannat*, Hist. Worm. Cod. Probat. N. LI. p. 47.

nigen, ausgenommen bei drei Dingen, nämlich wenn er beſchuldigt ward, dem Herrn nach dem Leben, nach der Schatzkammer oder den Befeſtigungen getrachtet zu haben. Bei den übrigen Menſchen konnte er ſich über jede Anſchuldigung durch den Eid reinigen, und hatte bei ihnen nur ſieben, bei ſeinen Genoſſen zwölf Eideshelfer nöthig. Wurde ein Dienſtmann erſchlagen, ſo betrug ſein Bußgeld zehn Pfund, und dieſe gehörten Niemandem als den Verwandten des Erſchlagenen[88]). Die magdeburger Dienſtmannen mußten unter ſich drei Pfund zu Buße geben. Das erſte Recht, welches die Dienſtmannen von Magdeburg gewonnen hatten, war, daß Niemand auf ſie Urtheil finden konnte, er war denn zum Heerſchilde geboren. Ferner wenn ein Urtheil beſcholten (dagegen appellirt) ward, da mußte man es an die Pfalzen bringen, und der Biſchof mußte um die Gewähre die ſenden, die Ambacht (Amt) hatten. Der Biſchof konnte keinen Dienſtmann verfeſten, er hatte es denn vorher verloren mit rechtem Hofrechte. Hatte ein Dienſtmann auf den andern eine gemeine Klage, der Biſchof mußte jenem einen Tag beſcheiden, über 14 Nächte in irgend eine Stadt zu kommen, die dem Biſchofe gehörte. Sprach der Biſchof auf ein Gut, das der Dienſtmann unter ſich in ſeiner Gewalt hatte, mußte der Biſchof einen beſcheidnen Tag beſcheiden, in eine Stadt vorzukommen. Hatte ein Biſchof Gut in ſeiner Gewalt, der Biſchof konnte es ohne Urtheil nicht nehmen[89]). Wurde ein tecklenburger Dienſtmann bei dem Grafen verkleinert, ſo war dieſer gehalten, ihn vorzufodern und in Gegenwart der Dienſtmannen zu hören. That der Graf dieſes nicht, ſo mußte ſein Truchſeß den verkleinerten Dienſtmann in der Küche mit dem gräflichen Geſinde Jahr und Tag verſorgen, während die dem Verläumdeten anhängenden Dienſtmannen für ihn um Recht und Gnade bei dem Grafen einkamen. Verachtete der Graf auch dieſes und gab kein Gehör, ſo mußte der verkleinerte Dienſtmann in dem biſchöflichen Palaſte Jahr und Tag unterhalten werden, und der Biſchof foderte für ihn bei dem Grafen Recht und Gnade. Achtete der Graf auch hierauf nicht, ſo widerſagte er hierdurch dem Rechte und der Freiheit ſeiner Dienſtmannen, und dieſe Zucht wurde beobachtet, daß jener Dienſtmann während der genannten Friſten des Grafen Antlitz vermied, und durch ſolche Ehrfurcht ſich der Gnade des Herrn befliß. Wollte Jemand gegen die Dienſtmannen Gewalt brauchen, und ſie erklärten vor dem Grafen, daß ſie dem Rechte gehorchen wollten, ſo war er gehalten, ſie in ſeine Burg aufzunehmen, und ſo lange ſie dem Rechte Folge leiſteten, mit Leib und Gut zu unterſtützen. Unterfing ſich einer von den mächtigern Dienſtmannen, ſeinen Mitdienſtmann zu unterdrücken oder zu mißhandeln, machte der Unterdrückte die erlittenen Unbilden ſeinen Mitdienſtmannen bekannt, brachte dann, von Noth gedrängt, ſeine Klage vor den Grafen und lud dieſer durch drei belehnte Boten den Beleidiger vor das Gericht, ſo war dieſer, wenn er nicht erſchien, zur Zahlung einer Buße von einer Mark gehalten, gleich als wenn der Schuldige der Klagſache überführt ſei; von der Mark bekam die Hälfte der Graf, die andre deſſen Dienſtmannen. Saß der Graf für das Recht der Dienſtmannen zu Gericht, und es wurden verſchiedne Ausſprüche von Verſchiednen vorgebracht, ſo hielt der Graf ſich für verbunden, zu Gunſten eines Ausſpruches keine Vorentſcheidung zu thun, außer in dem Falle, daß der Dienſtmann, von dem der Ausſpruch rührte, von ſeinen Vorfahren her ein geborner Dienſtmann des Grafen war[90]); (die Grundlage des Dienſtmannenrechts war nämlich Gewohnheitsrecht). Das öſterreichiſche Landrecht beſtimmt: Es ſoll kein Graf, noch Freiherr, noch Dienſtmann, die zu Recht zu dem Lande gehören, weder auf ihren Leib, noch auf ihre Ehre, noch auf ihr Eigen zu Recht ſtehen, nur in offener Schrane vor dem Landes-Herrn. Wann er zu dem Lande kommt, ſo ſoll er vor dem Landes-Herrn und vor ſeinen Hausgenoſſen in offener Schrane antworten über ſechs Wochen, und nicht dahinter, als Recht iſt, nach Gewohnheit des Landes. Es ſoll auch der Landes-Herr keinen Dienſtmann nicht verſagen (verurtheilen), um was er thut, er ſoll ihn richten nach des Landes Gewohnheit. Begreift er ihn an der Handſchaft, ſo ſoll er über ihn richten mit dem Tode, entrinnt er ihm, ſo ſoll er ihn belangen vor dem Reiche, und ſoll man von dem Reiche Urtheil über ihn thun, als ihm ertheilt wird, und ſoll ihm ſeine Ehre und ſein Recht niemand nehmen, als das Reich, da von dem Reiche des Landes Herrn Lehn ſind, deshalb ſoll der Kaiſer die letzten Urtheile über ihn geben. Kein Landrichter durfte auf eines Grafen, eines Freien, eines Dienſtmannes Gute, wenn es ihnen urbar war. War Jemand auf dem Gut, der den Tod verdient, ſo mußte der Landrichter den Verbrecher von dem Herrn des Gutes nach Gewohnheit des Landes ausgeliefert erhalten[91]). Nach Kaiſer- und öſterreichiſchem Landrecht wurden ſowie der Sohn ſelbſt, der ſeinen Vater freventlich an ſeinem Leib angriff oder ihn verwundete, oder ins Gefängniß ſetzte, ſo auch des Vaters Dienſtmannen und eigen Leute, mit deren Rath und Hülfe jenes geſchah, wenn ſie der Vater ſelb dritt auf den Heiligen vor dem Richter überzeugte, ewiglich ehrlos und rechtlos, alſo daß ſie nimmer zu ihrem Recht kommen mögen. Ein Hochmann konnte dem Vater bezeugen, was er wußte. Ein Dienſtmann konnte auch bezeugen mit andern Dienſtmannen. Ein eigen Mann mit andern ſeinen Genoſſen. Ein jeglicher freier Mann half wol einem Dienſtmann, wenn er es wußte. Ein Dienſtmann auch einem ſeiner Ungenoſſen (nämlich wenn letzterer niedriger ſtand). Die Niedern konnten den Hohen nicht helfen 92). In Beziehung auf Vormundſchaft ſetzt das magdeburger Dienſtmannenrecht feſt, daß über des geſtorbenen Dienſtmannes Kinder ſein nächſter Schwertmage Vormund ſein ſolle, und kein Dienſtmann, ſo lange er ein Kind war, ſein Gut ohne ſeines Vormundes Willen verkaufen durfte 93). Die obervormundſchaftliche Gewalt ſtand natürlich dem Dienſtherren zu. Die Gültigkeit der letztwilligen Verfügungen der Dienſtmannen hing von beſondern zu Gunſten derer, welchen es vermacht wurde, gemachten Beſtimmungen ab. So ſagt der Biſchof von Freiſingen in einer Urkunde von 1195 in Beziehung auf ein Stift, daß ſowie dieſem von Alters her gewillfahrtet geweſen, ſo willfahre er auch, daß wer immer von den Dienſtmannen ſeiner Kirche ein Teſtament mache, und darin dem (begünſtigten) Stift etwas von ſeinem Alode zutheilen würde, es vom Biſchof und ſeinen Nachfolgern als gültig angeſehen werden würde, und wer immer ſterbend das Begräbniß daſelbſt gewählt haben würde, ſollte als erlaubt begraben werden. Wie Biſchöfe Kirchen begünſtigten, indem ſie erlaubten, daß in ihnen Dienſtmannen begraben durften, erhellt auch aus einer andern Urkunde des Biſchofes Otto, in der er ſagt: Daß die Dienſtmannen der Schyrer oder jede andre derſelben, wie die alte Gewohnheit mit ſich bringt, bei euch und von uns begraben werden, geſtatten wir.

---

[88] Privilegium de justicia ministerialium Babebergensis Ecclesiae bei *Udalrich*, Cod. Babenberg. N. 113 in *Eccard*, Corp. Hist. Med. Aev. T. II. p. 102.

[89] Der Dienſtmannen Recht von Magdeburg bei *Mencke*, Scriptt. p. 359—360.

[90] Jus Ministerialium Tecklenburg. §. 5. p. 299. §. 8. p. 301. §. 15. p. 304. §. 17. p. 305. Über eingeborne Dienſtmannen iſt auch folgende Stelle aus einer Urkunde von 1301 (bei *Mencke*, Scriptt. T. I. p. 941) bemerkenswerth: per suum ministerialem, qui vulgariter appellatur Ingebarer Dienestman, utpote per Pincernam, Dapiferum, Camerarium, aut Marschalcum ipsius. Die Ämter waren nämlich erblich, und daher die Schenken, Truchſeſſe ꝛc. vorzugsweiſe eingeborne Dienſtmannen.

[91] Die Recht nach Gewohnheit des Landts, bei Herzog Leopoldten von Öſterreich in *Ludewig*, Reliq. Manuscript. T. IV. §. 1. p. 3—4. §. 2. p. 4. §. 36. p. 14.

Lehn der Dienſtmannen. Das ſchwäbiſche Landrecht ſagt: Welch Gut dem Mann ohne Mannſchaft (Vaſallenſchaft) geliehen wird, das heißt nicht rechtes Lehn, als da ein Herr ſeinem Dienſtmanne Gut leihe zu Hoferecht und davon ſoll er Hofrechtes pflegen, und nicht Lehnrechtes. Nach Hofrecht ſoll ein jeglicher Dienſtmann geboren ſein, ein Truchſeß, ein Kämmerer, ein Marſchalk und ein Schenke. So der (Herr) Hof oder Hochzeit hat, ſo ſollen die vier Ambachtmannen (Amtmannen) ihr Ambacht verdienen, nach den Rechten als jedes Hofes Gewohnheit iſt. Die Biſchöfe und die Äbte und die Äbtiſſinnen ſetzen auch in ihren Höfen Ambachtleute, und andre Fürſten. Von dieſer mannigfaltigen Gewohnheit und Rechte mögen (können) wir nicht ſagen; denn ihre gute Gewohnheit ſollen ſie behalten. Aber rechtes Lehen muß man mit Mannſchaft (dem Verhältniſſe des Vaſallen, namentlich dem Lehnseid) empfangen 94). Hiermit ſtimmt das ſächſiſche Lehnrecht: Welch Gut dem Mann ohne ſeine Mannſchaft geliehen wird, das heißt kein rechtes Lehn, als das Gut, das ein Herr ſeinem Dienſtmanne leihet. Ohne Mannſchaft zu Hofrecht ſoll aber jeglicher Dienſtmann geborner Truchſeſſe ſein oder Schenke oder Marſchalk oder Kämmerer. Wegen der mannigfaltigen Zweiung ihres Rechtes ſo ſpreche ich von ihrem Rechte nicht vorbaß, denn unter jeglichem Biſchof und Abte und Äbtiſſen ſagen (ſprechen) für ſich die Dienſtmannen beſondre Rechte an 95). Wenn unter den **Servitoribus**, die auch **Clientes** genannt werden, in der Urkunde des Konrads von 1029, durch welche ſie als Zubehör von Weißenburg von Herzog Ernſt an das Reich übergehen, Dienſtmannen, und nicht unfreie Rittersleute überhaupt zu verſtehen ſind, ſo gehört dieſes hierher: ſie baten und erhielten vom Kaiſer, daß ihnen die Rechte der Lehen durch Briefe kaiſerlicher Machtvollkommenheit befeſtigt wurden. Dann baten ſie und erhielten bewilligt für ihre Söhne und Nachkommen, daß wenn ſie den kaiſerlichen Hof zuerſt beſuchten, dieſes Jahr hindurch aus eignen Mitteln dem Kaiſer dienten, nichts erhaltend, ausgenommen am erſten Feſte des Jahres (nämlich nach damaliger Zeitrechnung zu Weihnachten) Pelze. Nach Ausfüllung dieſes Jahres aber ſollten ſie nach ihrem Recht ihr Lehn erhalten, nämlich drei Reichshufen. Wenn aber nicht, ſollten ſie Gewalt haben, ſich aufzuhalten, in welchem Lande ſie wollten, bis ſie durch ein gerechtes Lehn zurückgerufen wurden 96). Sollten in dieſer Urkunde auch blos unfreie Leute von Rittersart überhaupt, und nicht Dienſtmannen insbeſondre verſtanden werden, ſo iſt die Stelle doch nicht weniger zur Vergleichung bemerkenswerth, da über die Dienſtmannen ſich ähnliche Beſtimmungen finden. Das Dienſtmannenrecht des bamberger Hochſtiftes ſetzte feſt: Hatte ein Dienſtmann kein Lehn vom Biſchof und ſtellte ſich zum Dienſte dar und konnte kein Lehn erhalten, durfte er Kriegsdienſte thun, wenn er wollte, aber nicht als Lehnsmann, ſondern frei. Starb er ohne Kinder und hinterließ eine ſchwangere Frau, ſo mußte gewartet werden, bis ſie gebar; war es ein Mann, erhielt er das Lehn des Vaters, wenn nicht, mußte der nächſte Agnate des Geſtorbenen ſeinen Panzer oder das beſte Pferd dem Biſchofe darbringen und erhielt das Lehn ſeines Verwandten 97). Der Dienſtmannen Recht von Magdeburg ſetzt feſt: das Hoflehn ſoll erben auf Söhne, Töchter, Brüder, Schweſtern, Vater, Mutter. Auf das Hoflehn der Dienſtleute hat der Biſchof kein Angefälle 98). Die Güter, welche ein tecklenburger Dienſtmann von dem Grafen hatte, fielen an dieſen frei heim, wenn der Dienſtmann ſich erfrecht ohne Licht und den Kämmerer in das Schlafgemach der gräflichen Ehegattin zu gehen, wenn er ohne den Kämmerer in der gräflichen Schatzkammer betroffen

---

92) Mehres, wie ein Vater gegen den feindlichen Sohn das Recht ſuchte, ſ. in des Kaiſers Friedrich II. Recht, Cap. 1—3. ei *Schilter*, Thesaurus, T. II, p. 1—2. König Albrechts I. Satzung, S. 10, 11. Die Rechte nach Gewohnheit des Landes bei Herzog Leopolden von Öſterreich, bei *Ludewig*, Reliq. Manuscriptt. T. II, p. 20, 21.

93) Magdeburger Dienſtmannenrecht, S. 360.

94) Schwäbiſch Lehnrecht, Cap. 113. S. 138, 139.

95) Sächſ. Lehnrecht, Cap. 63. S. 35.

96) S. Erläuterung der die Dienſtmannenverhältniſſe betreffenden Urkunde von 1029 in F. Wachter's Forum der Kritik. 1. Bd. 1. Abth. S. 85, 86. Sie bekamen auch die Jagden des Waldes, nämlich des Wildes, der Raubthiere, der Vögel, den Fang der Fiſche, die Bienenſchwärme, die Heumähung mit dem Rechte bewilligt, mit welchem ſie ſie bisher von ihren Herren gehabt hatten.

97) Privilegium de justicia ministerialium Babebergensis Ecclesiae bei *Udalrich*, Cod. Babeb. N. 113 in *Eccard*, Corp. Hist. Med. Aev. T. II, p. 102.

98) Der Dienſtmannen Recht von Magdeburg bei *Mencke*, Scriptt. III, p. 359.

wurde, wenn er dem Grafen nach dem Leben oder der Ehre geſtanden, und deſſen überwunden worden. Erbgüter, auf welchen die Dienſtmannen geboren worden, fielen dem Grafen, ſo lange von dem Geſchlechte eine Manns- oder Weibsperſon gefunden ward, die dazu berechtigt war, als erledigte nicht heim. Gleiches Recht hatten auch die, welche nach dem Dienſtmannenrechte vom Grafen beliehen waren, nur daß ſie nicht, wie die Dienſtmannen das Heergewede entrichteten. Das Eigenthum der von dem Grafen zu Lehn gegebenen Güter, welche die Anverwandten des Belehnten zu erben erwarteten, durfte der Graf ohne Willen und Zulaß der Erwartenden nicht veräußern. Auch durfte er niemanden zum Dienſtmann annehmen, damit er die Erbſchaft anträte, welche den nächſten Erben nach des Vaters Tode gehörte. Unter den nächſten Miterben erhielt der Jüngſte das Haupthaus[99]). Als Erzbiſchof Adalbert von Mainz im Jahre 1123 dem Kloſter Breidenau ſeine Verfaſſung ertheilte, ſetzte er feſt, daß, wenn von den Beſitzungen, welche dem Kloſter ertheilt waren und welche ihm künftig ertheilt werden würden, der Erzbiſchof oder der Abt ein Lehn irgend jemandem anders, als den Dienſtmannen des Kloſters ertheilt, dieſes gänzlich ungültig ſein ſollte. Auch ſollte die Ertheilung von Lehn an die Dienſtmannen nur bei Noth und wenn es der Vortheil der Kirche erheiſchte, geſchehen[1]). Wie man verfuhr, wenn über Lehn der Dienſtmannen verfügt wurde, zeigt Folgendes. Biſchof Berthold von Naumburg übereignet im Jahre 1191 mit Genehmigung ſeines Capitels und ſeiner Dienſtmannen dem Kloſter Boſau diejenigen zwei Hufen, welche ſein Dienſtmann Ernſt zu Cochowe (jetzt eine Wüſtung, die Cochauer Mark genannt) vom Biſchof zu Lehn gehabt, und mit Einwilligung deſſelben für 26 Mark an den Abt verkauft[2]). Als Graf Weginhard von Spanheim im Jahre 1130 das von Eberhard mit ſeiner Mutter Hedwig geſtiftete, von ihm ererbte Kloſter Schwabenheim nebſt allen namhaft gemachten Zubehörungen dem heiligen Martin übergab, nahm er von den Hufen diejenigen aus, mit welchen er ſeine Dienſtmannen belehnt[3]) hatte.

Entrichtung des Heergewedes. Nach dem Schwabenſpiegel mußte die Frau eines verſtorbenen Dienſtmannes das geſattelte Roß oder ſein beſtes Pferd, das er hatte, und den beſten Harniſch, den er zu ſeinem Leibe hatte, und ſein beſtes Schwert ſeinem Herrn geben[4]). Nach dem bamberger Dienſtmannenrechte gab, wenn ein Dienſtmann ohne Sohn ſtarb, der nächſte Schwertmage des Geſtorbenen ſeinen Panzer oder das beſte Pferd dem Biſchof, und erhielt des Verwandten Lehn[5]). Das Dienſtmannenrecht von Magdeburg beſtimmt: der Dienſtmann ſoll geben dem Biſchofe drei Pfund um das Gewette. Der Sohn eines tecklenburger Dienſtmannes, oder deſſen rechtmäßiger Erbe, wenn kein Sohn vorhanden war, mußte nach ſeines Vaters Tod innerhalb Tag und Jahr das Heergewede dem Grafen, oder in deſſen Abweſenheit ſeinem Kämmerer das Heergewede auf die Burg bringen, und ſo das Recht auf ſeine Güter unverletzt erhalten. Wollte aber das Heergewede weder der Graf noch der Kämmerer annehmen, ſo ließ er es unter Zeugniß der Burgmannen dort, und rettete ſo ſein Recht. Das Heergewede entrichtete er durch das beſte Pferd des Geſtorbenen oder, wenn keins da war, durch eine halbe Mark. Wer innerhalb Jahr und Tag aus Hartnäckigkeit oder andrer Urſache das Heergewede nicht brachte, verlor das Recht auf ſeine Güter. Wer das Heergewede aus ehrhafter Noth, oder weil er auf Pilgerſchaft war, nicht entrichten konnte, der mußte es thun, wenn das Hinderniß hinweggefallen, und Jahr und Tage wurden von der Stunde angerechnet, wo ihm der Tod des Erblaſſers bekannt geworden. Von Entrichtung des Heergewedes waren die befreit, die anſtatt der Dienſtmannen belehnt waren, außerdem lagen ihnen die Verbindlichkeiten der Dienſtmannen, namentlich die Kriegsdienſte innerhalb und außerhalb der Burg ob. Starb ein Dienſtmann ohne Söhne, und einer von der Verwandtſchaft, von welcher mehre auf die Erbſchaft Anſprüche machen konnten, wollte den andern dadurch argliſtig zuvorkommen, daß er das Pferd des Geſtorbenen als Heergewede brachte, ſo brauchte ein jeder der andern, welche Anſprüche machen konnten, nur eine halbe Mark auf die Burg binnen Jahresfriſt zu bringen, ſo fanden ſie auf gleiche Weiſe Gehör, als der, welcher das Pferd zuerſt gebracht. Für die Minderjährigen geſchah die Lieferung des Heergewedes durch die Vormünder auf dieſelbe Weiſe, als es die mündigen Erben ſelbſt thaten[6]).

Entrichtung des Beſthauptes und andrer Abgaben. Ida, die Tochter Eberhards von Frußdebrat, hatte durch die Hand ihres Gemahls Sigfrid von Rendela ihr Alod zu Woverbach, welches zwanzig Hufen betrug, und alle zu dieſen Gütern gehörenden Dienſtmannen, und die ganze anhängende Geſindeſchaft Gott und dem Erzbiſchof Adalbert von Mainz dargebracht. Dieſer ſchenkte im Jahre 1131 eine Hufe davon der Kirche des heiligen Georius zu Elveſtat, wo Ida begraben lag, und die übrigen 19 Hufen ertheilte er der Kirche des heiligen Martin zur Vermehrung ihrer täglichen Beköſtigung der Brüder, und ſetzte feſt, daß die Dienſtmannen denſelben Dienſt (auch Abgaben begreifend), welchen ſie früher ihren Herren entrichtet, dem größern Propſte entrichten, die ganze Geſindeſchaft (familia) aber, wie gerecht ſei, den Brüdern gehören ſollte. Starb einer ſowol von den Dienſtmannen als der Geſindeſchaft ohne Erben, ſo ſollten ſeine Güter alle den Brüdern gehören. Lebte aber ein Erbe noch, ſo ſollte er das beſte Haupt oder beſte Kleid den Brüdern darbringen[7]). Von Adalbert und

---

[99] Jus Ministerialium Tecklenburgensium, §. 6, 9, 18. p. 300, 301, 305.

[1] Urk. des Erzbiſchofs Adalbert bei *Gudenus*, Cod. Diplomat. N. 25 (6) p. 58.

[2] Urk. bei *Schöttgen* und *Kreysig*, Diplomataria, T. II. p. 436, 437. Vergl. über das Jahr *Schultes*, Direct. Diplom. T. II. p. 550.

[3] Urk. des Erzbiſchofs Adalbert von Mainz bei *Gudenus*, Cod. Diplomat. T. I. N. 33. p. 89.

[4] Schwabenſpiegel, Cap. 26. §. 11. S. 20.

[5] Privil. de justitia ministerialium Bab. Eccles. l. c. p. 102.

[6] Jus Ministerialium Comitis Tecklenburgici. §. 2, 6, 10, 11, bei *Ludewig*, Reliq. Manuscriptt. T. II. p. 298, 301, 302.

[7] Urk. bei *Gudenus*, Cod. Diplom. T. I. Nr. 37. p. 98, 99.

Friedrich von Bruchmedingen und ihrem Bruder, dem würzburger Propſt Friedrich, erwarb der Erzbiſchof Adalbert von Mainz im J. 1130 den Chorherren des heiligen Martin zu Mainz zur Vermehrung ihrer täglichen Beköſtigung hundert Mark, nämlich ein Alod, 16½ halbe Hufen in Sulzheim, 6 in Eigerenhauſen und 8 in Brunichenwilre, nebſt der ganzen Geſindeſchaft und den Dienſtmannen, welche zu dieſen Gütern gehörten, nämlich, damit die Dienſtmannen nach demſelben Rechte dem größern Propſte dienen ſollten, mit welchem ſie ihren vorigen Herrn vorher dienten, die ganze Geſindeſchaft aber den Brüdern ganz gehören ſollte. Jeder Dienſtmann, welcher eine ganze Hufe hatte, mußte dem Propſte für die Hälfte dienen, für den übrigen Theil mußte er am Feſte des heiligen Martin den Chorherren jährlich zwei Unzen zahlen. War eine Hufe unter mehre getheilt, ſo mußte jeder für ſeinen Theil ſtehen, indem dieſes immer beobachtet werden mußte, daß zwei Unzen an die Brüder für die Hälfte gelangten, und für die übrige Hälfte dem Propſte gedient wurde. Starb einer ſowol von der Geſindeſchaft als von den Dienſtmannen, welcher keinen Erben oder keine Frau, die ſeines Geſetzes war, hatte, ſo wurden alle ſeine Güter von den Brüdern genommen. Von den Gütern, welche die Geſindeſchaft beſaß, mußten jährlich den Brüdern von jeder Hufe vier Unzen gezahlt werden. Hinterließ ein Sterbender keinen Erben, ſo mußte von ſeinem Hauſe das beſte Haupt oder beſte Kleid den Brüdern dargebracht werden. Die Dienſtmannen und die Geſindeſchaft, von aller Einfoderung (exactione) frei, waren keinem Herrn oder Voigte wegen irgend einer Sache 8) als nur dem Propſte und den Brüdern verantwortlich. Außer den Lehn und daß die Dienſtmannen bei gewiſſen Gelegenheiten von ihrem Herrn unterhalten wurden, hatten ſie noch gewiſſe andre Vergünſtigungen und Einnahmen. So waren die Wagen der tecklenburger Dienſtmannen, welche Eßwaaren fuhren, von jedem Zolle des Grafen frei 9). Graf Werner hatte das Kloſter zu Breidenau, und mit allem ſeinem Erbe zwiſchen der Werra, dem Rhein und dem Main, nämlich den Dienſtmannen, Schlöſſern, Äckern u. ſ. w. begabt, und dem Tode nahe einem ſeiner Ritter, dem Vogt Engelbod, einem Edeln, die Vollendung der Stiftung übertragen, welches dieſer unter Zuratheziehung der Witwe Werners und des Abtes und der Dienſtmannen ausführen ſollte. Der Erzbiſchof Adalbert von Mainz ward von jenen mit hereingezogen. Engelbod ſchenkte auf Bitten der gräflichen Witwe und des Abtes und der Dienſtmannen das Kloſter im Jahre 1123 dem heiligen Martin, und nun ertheilte der Erzbiſchof den Dienſtmannen das beſſere Recht und Geſetz, welches die Dienſtmannen des heiligen Martin hatten, und befreite von Gebung der Zölle auf jedem Markte, der dem Erzbiſchofe gehörte ſowol die Dienſtmannen, als die übrigen, welche der Mönche Vortheilen amtlich dienten 10). Die Angabe deſſen, was jeder beamtete Dienſtmann bei beſondern Gelegenheiten beſonders erhielt, geſchieht paſſender in den Specialartikeln Truchſeß, Schenke, Kämmerer und Marſchalk 11). Die Gerechtigkeiten des Erbbeamten des Bisthums Eichſtädt.

Dienſtmannes-Eigen (Alod). Der Dienſtmannen Eigen konnte nicht kommen in die königliche Gewalt, noch aus ihrer Herren, noch ihrer Gotteshäuſer Gewalt, wenn ſie es an ihrem Rechte verwirkten 12). Es fiel an ihre Herren, deren eigen ſie waren. Man mußte aber davon dem Kläger entgelten und beſſern und dem Richter ſeine Buße geben, und den Leuten entgelten 13). Ein Dienſtmann des Kloſters Ebersberg, Heinrich von Puto, übergibt ſein Alod, welches er zu Webrechtshauſen hat, mit ſieben einbelehnten Eigenleuten über dem Altare des heiligen Sebaſtian, des Blutzeugen, unter der Bedingung, daß er das Lehn Pfenhuſen erhält, ſodaß, wenn er ohne Kinder ſtirbt, beides, Alod und Lehn, ohne allen Widerſpruch zur Nutzung der Brüder zurückkehre 14). Konrad, Dienſtmann des Grafen Berthold, übergibt ſein Alod zu Mandichingen durch die Hand ſeines Herrn dem heiligen Stephan, dem Protomaartyr zu Dießen, ſo auch übergibt ſein Alod zu Mandichingen Berthold von Huſin, Dienſtmann der Grafen Poppo und Berthold 15). Ein tecklenburger Dienſtmann durfte ſein ererbtes Eigen ebenſo wenig veräußern, als die Lehngüter, die er vom Grafen hatte 16).

Die Eigenleute der Dienſtmannen. Der Schwabenſpiegel ſagt: (Cap. 51. §. 3. S. 36.) Kann das ein Dienſtmann beweiſen, daß ſeine Vordern frei waren, da ſie ſich an das Fürſtenamt gaben, oder da er ſich ſelbſt daran gegeben hat, ob er frei war, die haben mit Recht wol Eigenleute. (Cap. 53. §. 3 — 6. S. 37): Niemand kann Eigenleute haben, als Gotteshäuſer, Fürſten und Freie. Alle Dienſtmannen heißen eigen in der Schrift, davon können ſie nicht Eigenleute haben mit

---

8) Urk. bei demſelben, Nr. 34. S. 91—92.

9) Jus Ministerialium Comit. Tecklenburg §. 16. p. 304.

10) Urk. bei *Gudenus*, Cod. Diplomat. T. I. Nr. 25 (6), p. 60 etc.

11) Was z. B. des Bisthums Eichſtädt Erb-Kammer-Meiſter, Erb-Marſchalk, Erb-Küchen-Meiſter, und Erbſchenk jeder Beſonderes bei des Biſchofs Tod und bei dem Einzug eines neuen empfing, ſ. aus einer Handſchrift, mitgetheilt bei *Falckenstein*, Cod. Diplom. Antiq. Nordgav. p. 122—124. Wie Ähnliches auch anderwärts galt, ſ. z. B. in Guilielmi majoris episcopi Andegavensis gestis bei *Achery*, Spicil. T. II. p. 299

12) Sachſenſpiegel 1. Bch. Art. 38. S. 90.

13) Schwabenſpiegel, Cap. 38. S. 29.

14) Urk. im Cod. Tradit Ebersperg. bei *Oefele*, T. II. Nr. 37. p. 23.

15) Urkunden im Cod. Tradition. Diessens. l. c. Nr. 55, 56. p. 694. Zum Beweis, daß die Dienſtmannen Eigen (Eigengüter, Alode) gehabt, führt Eſtor auch die Urkunde bei Meichelbeck (Hist. Frinsing. T. II. p. 4431. Nr. 1487) auf, wo Liuthar, ein echter Knecht (legitimus servus) der Kirche, welcher Hiltiſchalch heißt, mit ſeinem Herrn dem Biſchof Drocholf von Freiſingen einen Tauſch trifft, und ihm ſein Eigen (proprietatem suam), welches ihm ſeine Vorfahren hinterlaſſen, nämlich einen Hof (curtiferum) gibt, deutet dieſen Knecht als einen Dienſtmannen, und ſagt, daß Hiltiſchalch ſoviel als Edelſchalck ſei. Aber das altteutſche Hilta (nord. Hildur) bedeutet Kampf, Krieg (Bruchſtück vom Hildebrandslied Z. 5: do sie to dero hiltu vitun), Hiltiſchalch bedeutet alſo einen Kriegsknecht und iſt alſo hier ein unfreier Rittersmann vor uns.

16) Jus Ministerialium Comitis Tecklenburgici. §. 14. p. 303.

Recht. Gehört ein Dienſtmann an ein Gotteshaus und behauptet, er habe Eigenleute, die ſind ſeines Gotteshauſes eigen, deß eigen er iſt, und ſein nicht. Hat ein Fürſt einen Dienſtmann, und hat der Eigenleute, ſie ſind ſeines Herrn, deß eigen er iſt; denn wer ſelber eigen iſt, der kann nicht Eigenleute haben: (Cap. 303. §. 11—14, S. 177 — 178). Alle Dienſtleute heißen mit Recht Eigenleute, man ehret ſie mit dieſem Namen, daß man ſie Dienſtmannen heißet, darum, daß ſie der Fürſten eigen ſind. Es kann mit Recht Niemand Eigenleute haben als die Gotteshäuſer und das Reich und Fürſten und Freiherren und Mittelfreie. Wer Dienſtmann iſt, der kann mit Recht Eigenleute nicht haben. Ein jeglicher Mann, der ſelbſt eigen iſt, der kann nicht Eigenleute haben, und behauptet er, er habe Eigenleute, die ſind ſeines Gotteshauſes oder ſeines Herrn, deß eigen er iſt. — Wenn alle Dienſtmannen mit Recht Eigenleute hießen, und Eigenleute keine Eigenleute mit Recht haben konnten, ſo konnten auch die Dienſtmannen deren Vorfahren frei waren, mit Recht keine Eigenleute haben, der Schwabenſpiegel bleibt ſich alſo in ſeiner Anſicht nicht gleich. Wie Dienſtmannen über Eigenleute verfügten, zeigt Folgendes: Wernher von Roudenisheim übergibt im Jahre 1114 dem Kloſter Biſchofsberg zwei Hufen in Algesheim, und zwei Höfe in Pinguia mit gewiſſen Eigenleuten (**mancipiis**) beiderlei Geſchlechts[17]. Biſchof Werner von Straßburg, Gründer der Habesburg (Habsburg), ſetzt im Jahre 1097 feſt, daß ſeine Dienſtmannen das Kloſter Murn mit Äckern und Eigenleuten frei beſchenken können, ohne daß ihr Herr oder ihre Frauen oder Kinder etwas dagegen ſagen durften[18]. Wie die Reichsdienſtmannen Eigenleute haben, beweiſen folgende kaiſerliche Urkunden. In der einen von 1190 heißt es: „Da Streit zwiſchen unſern Städten des Elſaſſes und dieſes Landes Edeln und Dienſtmannen über die Eigenleute derſelben obwaltete“ u. ſ. w., und: „Wenn eine Perſon, die eines Edeln oder Dienſtmannes eigen iſt, in unſre Städte ſich begeben“ u. ſ. w. endlich: „wir beſchließen, daß ſämmtliche Edle und Dienſtmannen, welche ihre Eigenleute zu erlangen wünſchen, in unſre Städte unter unſerm Frieden und Sicherheit gehen dürfen, und von da ohne Beſchwerung und Verletzung von den Schultheißen und dem Rathe unſrer Städte ihnen Geleite geleiſtet werde[19] ꝛc.“ In der von 1276 wird verfügt: „Und ſolches ſoll auch gehalten werden mit denen Freyen, Dienſtleuten, Hofgeſinde, und andern Edeln, welchen ihre Diener oder eigne Leute von ihren Herrn gangen wären[20].“ Kaiſer Heinrich VII. verordnete, daß, wenn eine Perſon eines Edeln oder eines Dienſtmannes, ſich in eine Reichsſtadt begeben, und der Herr, um ſie wieder zu erlangen, mit ſieben ſeiner Verwandten von Seiten der Mutter nach dem gewöhnlichen Ausdrucke Nagelmagen, erweiſen mußte, daß jener Menſch ihm nach Eigenthumsrecht zugehört[21].

Heirathen und Kinder. Der Rechtsſatz, daß bei Verbindungen zwiſchen Perſonen aus ungleichen Ständen das Kind zur ärgeren Hand gehörte, fand auch bei dem Dienſtmannenſtande ſeine Anwendung, ſowie es im Sachſenſpiegel[22] heißt: Wo ein Kind frei und echt[23] iſt, da behält es ſeines Vaters Recht, iſt aber der Vater oder die Mutter Dienſtweib[24], das Kind behält ſo gethanes Recht, als es ihm angeboren iſt. Doch konnte der Kaiſer die Kinder aus dem Stande der Dienſtmannſchaft in den der Freien erheben, und ihnen die Rechte derſelben ertheilen. Beiſpiele ſind dieſe: Der Edelmann Reinhard von Hagenowe (Hanau) hatte Adelheit, die Tochter des verſtorbenen Ulrichs von Munzenberc (Munzenberg) geheirathet, im Glauben, daß ſie edel und von gleich freier Geburt, als er ſei. Nachher bemerkten welche, daß ſie nicht edel geweſen. Reinhard wandte ſich daher an den König Rudolf I., und dieſer nahm, um den Zweifel zu heben, daß ſie einen Dienſtmann zum Vater gehabt haben ſollte, dieſen Flecken[25] der Geburt, wenn ein ſolcher ſtatt gehabt, und machte (den 25. Oct. 1273) mit Einwilligung der Reichsfürſten, welche ſeiner Krönung zu Aachen beigewohnt, Adelheid und ihre Kinder edel und frei von beiden Ältern, und befreite ſie von aller Dienſtbarkeit des Dienſtmannenſtandes[26]. Nicht minder merkwürdig iſt Folgendes: Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen hatte Eliſabeth von Maltitz, ein Dienſtweib, geheirathet, und mit ihr Friedrichen, nachmals von Dresden genannt, gezeugt. Kaiſer Rudolf I. that im J. 1278 Mutter und Sohn und alle etwa künftigen Kinder, vermöge königlicher Machtvollkommenheit, ganz aus dem Verhältniſſe des Dienſtmannenſtandes heraus, und begabte ſie mit der beſtändigen Ehre und dem Namen freien Standes und freier Geburt, indem er befahl, daß ſie für die Zukunft ſtets ſo unter die Zahl der Freien und Edeln gerechnet werden ſollten, als wenn ſie aus einem Freien geboren worden wären, ſodaß ſie zur Nachfolge in den Lehn- und jeden andern Gütern gleicher Geſtalt, wie die Freien und Edeln zugelaſſen werden, und im Allgemeinen alle Rechte, Freiheiten, Würden, Ehrenbezeugungen, mit welchen die Freien von den heiligen Geſetzen und anerkannten Gewohnheiten ausgezeichnet waren, vermöge königlicher Ertheilung, für alle Zeiten mit vollem Rechte genießen ſollten. Dieſem zufolge bewilligte der Kaiſer dem genannten Friedrich und den übrigen Kindern des Markgrafen, welche die erwähnte

---

17) Urk. des Erzbiſchofs Adalbert II. von Mainz bei *Gudenus*, Cod. Dipl. T. I. Nr. 47. p. 125.

18) Urk. bei *Ludewig*, Scriptt. p. 458.

19) Urk. bei *Schilter*, Inst. Juris Publ. Lib. I. T. II, p. 99.

20) Urk. bei demſelben a. O. S. 99.

21) Urk. bei demſelben a. a O. S. 92.

22) Sachſenſpiegel, 1. Bch. Art. 16. Gärtner'ſche Ausg. S. 48.

23) echt, legitimus, wie es in dem lateiniſchen Texte heißt, nämlich aus einer Ehe, wo beide Gatten von gleich freier Geburt.

24) dinſtwib nach der leipziger Handſchrift, dienſtphlicht nach der quedlinburger Handſchrift, in ministerialium conditione im lateiniſchen Text.

25) notam originis, si qua extitit.

26) ab omni servitute ministerialium. Urk. des Königs Rudolf bei *Ludewig*, Opusc. Misc. Dissert. vom Kunckel-Adel; *Lunig*, Spicil. eccles. p. III. c. V, p. 548; *Cranz*, Dissert. de comitum austregis; *Estor*, c. II. §. 113. p. 158—162.

Eliſabeth etwa noch gebären würde, daß ſie in des Markgrafen Gütern, Beſitzungen, Ländern, Würden und übrigen Rechten allen und jedem mit gleichem Rechte nachfolgen ſollten, als wenn ſie aus freiem Leibe geboren worden wären[27]).

Wortwin von Leyſingen und ſein Brudersſohn ſchworen im J. **1241** und gaben Bürgen, daß ſie Weiber aus dem Geſinde und den Dienſtleuten (**de familia et ministerialibus**) der mainzer Kirche nehmen wollten[28]). Ihre Kinder wurden nämlich dadurch mainzer Dienſtleute.

Mit den Leibeignen und den Halbfreien, aus welcher letztern Claſſe die Dienſtmannen genommen wurden, hatten die Dienſtmannen die Beſchränkungen der Verheirathungsfreiheit zwiſchen Gliedern der Dienſtmannſchaften verſchiedner Herrſchaften gemein. Daher finden wir die kaiſerliche Beſtimmung von **1173**, daß, wenn einer der Dienſtmannen außerhalb der Genoſſenſchaft ſeines Gotteshauſes heirathete, alles ſein Erbgut nebſt dem von dieſer Kirche erhaltnen Lehn frei und ohne allen Widerſpruch an das Gotteshaus kommen ſollte[29]). Konrad, ein Dienſtmann der Kirche zu Würzburg, ſagt, wenn eine von den Mannsperſonen eine ihm ungleiche Gattin, d. h. eine unter fremder Gewalt, außer der Geſindeſchaft deſſelben Gotteshauſes zu nehmen ſich unterfangen, ſo ſollen zwei Theile ſeines Vermögens der Herrſchaft der Gotte dienenden Brüder unterliegen; der dritte aber, wenn er geſtorben, der überlebenden Witwe verbleiben[30]). Die Folgen der ohne Erlaubniß der Herrſchaft eingegangnen Ehen traf nicht minder die in ihnen erzielten Kinder. So ſagt Cäſarius von Heiſterbach im Regiſter des Kloſters Prüm[31]), daß, wenn irgend einer von belehnten Dienſtmannen der Kirche ein Weib genommen, der Abt dem Rechte nach nicht verbunden ſei, den mit ihr erzeugten Kindern die Lehen des Vaters zu ertheilen, und daß, wer immer von den Dienſtmannen jenes zu thun ſich unterfangen, nicht treu gegen die Kirche handle, und der Abt, wenn er wolle, ihn wegen eines ſolchen Vergehens in Anſpruch nehmen könne. Heirathete ein Dienſtmann des Kloſters St. Maximins zu Trier eine Auswärtige, ſo erhielten die Söhne den Dienſt, den ihr Vater gehabt, weil er Dienſtmann des Gotteshauſes geweſen, nicht, heirathete ein Dienſtweib des Gotteshauſes einen Auswärtigen, ſo wurden die Söhne wegen des Standes der Mutter des Dienſtes nicht beraubt[32]) (denn ſie blieben immer Dienſtmannen des Gotteshauſes). Unter den Beſchwerden, welche den Landſaſſen und weltlichen Dienſtmannen der Kirche von den Erzbiſchöfen Pilgrim und Gregor von Salsburg auferlegt worden, und weshalb ſie ſich verbanden, war die Verlobung der Töchter wider Willen der Ältern[33]). Als König Rudolf im J. 1277 die Dienſtmannen von Steiermark zu dem Reich aufnahm, hob er den Ehenzwang auf, und gab ihnen die Freiheit, ihre Töchter zu verheirathen, an wen ſie wollten[34]).

Sowie bei den Leibeignen, ſo galt auch bei Verbindungen der Perſonen aus der Dienſtmannſchaft verſchiedner Herrſchaften, wenn zwiſchen dieſen beſondre Verträge, daß die Kinder getheilt werden ſollten, nicht ſtattfanden, der Grundſatz, daß die Kinder der Herrſchaft des Dienſtweibes (der Mutter) und nicht der Herrſchaft des Dienſtmannes (des Vaters) gehörten[35]), womit zugleich die Erbſchaftsverhältniſſe zuſammenhingen. Ein Beiſpiel iſt dieſes: Reinold, ein Dienſtmann der quedlinburger Kirche, hatte ein Dienſtweib der mainzer Kirche, die Tochter Dietrichs von Geismar, geheirathet. Daher konnten die Kinder, welche er mit ihr gezeugt, weil ſie der mainzer Kirche gehörten, weder die Alode noch Lehen, die er von der quedlinburger Kirche hatte, nach dem Geſetz und Recht[36]) erlangen. Daher ließ ſich der Erzbiſchof Arnold von Mainz im J. **1155** von Reinold und der Äbtiſſin von Quedlinburg erbitten, und traf, damit nicht alle Kinder des väterlichen Erbes verluſtig gingen, den Tauſch, daß er zwei Söhne von Arnold, nämlich Ludwig und Heidenreich, zu Dienſtmannenrecht[37]) der quedlinburger Kirche übergab, und dafür, nach Dienſtmannenrecht[38]) zum Eigenthum der mainzer Kirche zwei Dienſtmannen der quedlinburger Kirche, nämlich Hugo und Bertram, die Söhne Ulrichs von Geismar von der Äbtiſſin Beatrix, erhielt[39]).

Der Grundſatz, daß die Verhältniſſe des Kindes ſich nach denen der Mutter, nicht nach denen des Vaters richteten, galt nicht blos in allgemeiner Beziehung auf den Stand überhaupt, ſondern auch bei den einzelnen Verbindlichkeiten. Abt Arnold von Egmont ließ im J. 1230 Dienſtleute ſeiner Kirche und ihre Kinder von dem Rechte, welches Kurmede[40]) hieß, mit welchem ſie ſeiner Kirche verbunden waren, wegen der Noth ſeiner Kirche für eine gewiſſe Summe frei und quitt, behielt ſich jedoch, damit ſie nicht von der Kirche entäußert ſchienen, durchaus unbeſchadet ſeines und ihres Rechts alle Dienſte, die ſie bisher ſeiner Kirche zu leiſten gewohnt geweſen, ſich und ſeinen Nachfolgern vor, namentlich beſtimmte er, daß wenn einer von jenen mit einem Dienſtweibe ſeiner Kirche, welcher die Kurmede zu entrichten das Dienſt-

---

27) Urk. bei Weck, Beſchreibung Dresdens; vgl. F. Wachter, Geſch. Sachſens. 3. Bd. S. 114—115. 28) Urk. bei *Gudenus*, Cod. Diplom. T. I. p. 568. 29) Kaiſerl. Urk. bei *Hund*, Metrop. Salisburg. T. II. p. 276. Glafey, S. 44 ſchließt aus dieſer Beſtimmung, daß die Beſchränkung der Verheirathungsfreiheit nicht auf die Perſon, ſondern auf das Lehn begründet geweſen, aber der Dienſtmann ſoll ja hier zur Strafe nicht nur das Kirchenlehn, ſondern ſein ganzes Erbgut verlieren. Vgl. *Estor*, Comm. p. 128. App. p. 40. 30) Urk. des Dienſtmannes Konrad bei *Schannat*, Vindem. Litter. Conlect. I. Nr. 86, p. 89. 31) Bei *Leibnitz*, Collect. Etymolog. §. III, p. 435. 32) Urk. des Grafen Konrad von Lützelburg für das Kloſter St. Maximin von 1135 bei *Du Fresne*, Gloss. unter Ministerialis.

33) *Hund*, Metropol. Salisburg. T. I. p. 17. 34) Urk. des Königs Rudolf, bei *Ludewig*, Reliq. Manusc. T. IV. p. 259 bis 260. 35) Alte Annotation des Kloſters Reichen-See bei *Hund*, Metropol. Salisburg. T. III. f. 461. 36) secundum jus legale. 37) in jus ministerialium. 38) jure ministerialium. 39) Urk. des Erzbiſchofs Arnold von Mainz bei *Kettner*, Cod. Diplomat. Quedlinb. p. 183; bei *Gudenus*, Cod. Diplom. T. I. p. 221. 40) Wahl-Gabe, das Recht, vermöge deſſen ſich der Herr das beſte Pferd oder beſte Kleid des Unfreien nehmen konnte. Mehres ſ. im Art. Kurmede.

weib gehalten ſei, eine Ehe einginge, ihre Kinder an den Stand der Mutter gebunden ſein ſollten[41]).

Sowie man in Beziehung auf die Geſindeſchaft (**familia**) überhaupt, von welcher die Dienſtmannen einen Theil ausmachten, Verträge ſchloß, vermöge deren Glieder der Geſindeſchaft der einen Herrſchaft mit Gliedern der Geſindeſchaft der andern Herrſchaft ſich verheirathen durften[42]), ſo auch in Betreff der Dienſtmannſchaft insbeſondre. Dieſe Verträge waren dann auch gewöhnlich mit Beſtimmungen, wie es mit der Theilung der Kinder gehalten werden ſollte, begleitet. So bei Gelegenheit, als Kaiſer Friedrich I. im J. 1166 der Herrſchaft des magdeburger Erzſtiftes das Schloß Sconeburgh (Schönburg) und die Stadt Weſele (Oberweſel am Rhein) mit allen ihren Zubehörungen, den Vaſallen, den Dienſtmannen, den Leibeignen ꝛc. überließ, ſetzte er, damit zwiſchen den Perſonen der Dienſtmannſchaft des Reiches auf der einen und Perſonen der Dienſtmannſchaft von Sconeburgh auf der andern Seite unbekümmerter eheliche Verbindungen ſtatt haben könnten, wenn ein Dienſtmann der Kirche ein Dienſtweib des Reiches heirathete, die Theilung der in ſolcher Ehe erzielten Kinder, ſowol der Söhne als der Töchter auf dieſe Weiſe feſt, daß Reich und Kirche jedes die Hälfte erhalten ſollte. Entſproß einer Ehe nur ein einziges Kind, ſo ſollte dieſes dem Reich oder der Kirche gehören, und dem andern Theile bei ſich darbietender Gelegenheit ein an Reichthum und Rang gleichviel werthes Kind zum Erſatze gegeben werden[43]). Auf gleiche Weiſe begünſtigte Kaiſer Heinrich VI. im J. 1192 den Erzbiſchof von Mainz. Es ward gleiche Theilung der Kinder und der Erbſchaft unter die Kinder feſtgeſetzt. War nur ein Kind, ſo heirathete dieſes aus der Dienſtmannſchaft des andern Theiles, und ſeine Kinder wurden unter das Reich und das Erzſtift getheilt[44]). Dem eigentlichen Rechte nach fielen ſämmtliche Kinder bei Ehen zwiſchen Perſonen der Dienſtmannſchaften verſchiedner Herrſchaften derjenigen Herrſchaft anheim, welcher die Mutter gehörte. Aber die Begünſtigung, welche die Kaiſer einzelnen Kirchen zu Gute werden ließen, wurden ſo allgemein, daß der Schwabenſpiegel ſagt: Der König und Pfaffenfürſten haben ſich um ihr beiderlei Dienſtmannen ein Recht genommen, wenn des Reiches Dienſtmann eines Pfapfenfürſten Dienſtweib nimmt, wenn Kinder da werden, daß ſie die mit einander theilen, das iſt eine gute Gewohnheit, die ſoll man ſtäte halten; nimmt auch eines Pfaffenfürſten Dienſtmann des Reiches Dienſtweib, die Kinder haben daſſelbe Recht, die Kinder erben Vater- und Muttereigen (Alod) gleich (auf gleiche Weiſe). Das erſte Kind, das da wird, es ſei Degen oder Mädchen, das iſt des Gotteshauſes; dieſe Gewohnheit kann der König mit den Laienfürſten nicht machen, das iſt davon, daß ſie Dienſtmannen des Königs ſind, daher kann der König ſeine Dienſtmannen nicht niedern, denn gäbe er ſie in der Laienfürſten Gewalt, ſo hätte er ſie geniedert[45]), nämlich um zwei Heerſchilde der Herrſchaft, da die Laienfürſten den dritten Heerſchild hatten, ſeitdem ſie der Biſchöfe Mannen worden ſind[46]). Um einen Heerſchild der Herrſchaft wurden die Kinder der Dienſtmannen des Königs bei jener Gewohnheit allerdings geniedert, da der König den erſten, und die Biſchöfe, Äbte und Äbtiſſinnen den zweiten Heerſchild hatten. Um einen Heerſchild der Herrſchaft wurden auch die Kinder der Dienſtmannen der Pfaffenfürſten geniedert, wenn ſie mit Laienfürſten ähnliche Verträge ſchloſſen. So kamen der Biſchof von Regensburg und der Herzog von Baiern im J. 1213 hierüber überein: Perſonen aus ihren Dienſtmannſchaften durften einander heirathen, und die Kinder ſollten gleichmäßig getheilt, jedoch hierbei dieſes beobachtet werden, daß das erſte Kind, Knabe oder Mädchen, dem Vater folgen ſollte, während die übrigen nichtsdeſtoweniger getheilt werden ſollten; entſproß der Ehe nur ein einziges Kind, Knabe oder Mädchen, ſo ſollte es auch dem Vater folgen, und nach der Mutter (d. h. ein Glied aus der Dienſtmannſchaft der Herrſchaft der Mutter) heirathen, und die Kinder auf gleiche Art getheilt werden. Heirathete ein Amtmann des Biſchofs, als ein Marſchalk, ein Truchſeß, ein Kämmerer oder jeder andre ein Dienſtweib des Herzogs, oder ein Amtmann des Herzogs ein Dienſtweib des Biſchofs, ſo ſollte der älteſte Sohn, der dem Vater folgte, das Amt des

---

41) Urk. bei Matthäus, S. 1074.

42) Ein merkwürdiges Beiſpiel iſt folgendes: Die von den Vorfahren Heinrichs des Löwen geſtiftete katlenburger Kirche hatte bisher die Freiheit gehabt, daß die Glieder ihrer Geſindeſchaft (familia) frei in ſeine Geſindeſchaft und die Glieder der letztern in die erſtre heirathen konnten. Da aber wegen des geringern Vermögens der katlenburger Kirche und des größern Glanzes des herzoglichen Beſitzthums ſich mehr in das Recht des Herzogs begaben, ſo ſetzte Heinrich der Löwe auf Bitten des Propſtes Reinhart das Gegentheil feſt, nämlich daß die Glieder beider Geſindeſchaften nicht mehr durch dieſes Band der Heirath aus der einen in die andre übergehen könnten, ſondern möchten ſie von hier oder von dort ſich verheirathen, ſo ſollten ſie in der Geſindeſchaft verbleiben, in welcher ſie geboren wären. (Urk. Heinrichs des Löwen bei *Leuckfeld*, Antiq. Katlenburg. p. 18.

43) Urk. des Kaiſers Friedrichs I. bei Beckmann, Hiſt. des Fürſtenthums Anhalt. 3. Th. 4. Bch. 2. Cap. S. 437.

44) Urk. des Kaiſers Heinrich bei *Gudenus*, Cod. Diplom. T. I. p. 312. Wie verwickelt dieſe Verhältniſſe waren, lehrt folgender Fall im Jahre 1234. Der Sohn Sigfrids des weiland Marſchalks der Mainzer mußte der Mutter nach dem Reiche gehören, hatte aber des Vaters Lehn, und leiſtete der mainzer Kirche den ſchuldigen Dienſt nicht. Daher bat der Erzbiſchof den Kaiſer Friedrich II. im J. 1234, daß er geſtatten möge, daß Sigfrids Sohn der mainzer Kirche gehörte. Der Kaiſer bewilligte ihm nun dieſen Dienſtmann, damit er dem Erzbiſchof wegen des Lehns, das er von ihm hatte, den ſchuldigen Dienſt entrichten mußten. Urk. bei *Gudenus*, Nr. 216. p. 534.

45) Eſtor, App. S. 48 gegen Glafey S. 58 verſteht dieſe Stelle ganz falſch, indem er ſagt, der Schwabenſpiegel ſpreche hier nicht vom niedern Dienſtmann (de ministeriali inferiori), ſondern von einem höhern (de majori), z. B. einem Barone, welchen der Kaiſer einem Fürſten als Landſaſſen unterwerfen wolle. So wenig iſt Eſtor, ungeachtet ſeiner ausführlichen Schrift über die Dienſtmannen, in das Weſen derſelben eingedrungen. Der Schwabenſpiegel nennt die Dienſtmannen des Königs, der Pfaffenfürſten und der Laienfürſten in der Überſchrift des Capitels: „Von hohen Dienſtmannen,“ hohe in Beziehung auf ihre hohen Herren, aber ſie waren echte Dienſtmannen, Unfreie, ihrem Herren der Perſon nach gehörende, deren Kinder gleich Sachen getheilt wurden, ſie waren die Dienſtmannen, welche das Mittelalter vorzugsweiſe Dienſtmannen nennt, und bildeten den Gegenſatz gegen die Barone.

46) Sachſenſpiegel, 1. Bch. 3. Art. S. 20. Schwabenſpiegel.

Vaters erhalten, und, wenn er das einzige Kind, in die Gewalt des Herrn, welchem die Mutter war, heirathen, ſo jedoch, daß die von ihm erzeugten Kinder getheilt werden ſollten; war er nicht das einzige Kind, ſo ſollte er auch des Vaters Amt erhalten, und die Theilung der übrigen Kinder auf oben beſchriebene Weiſe ſtattfinden[47]. Wie auch die Pfaffenfürſten unter ſich ſolche Verträge ſchloſſen, hievon gibt Zeugniß ein an den Biſchof von Freiſingen gerichtetes Schreiben, in welchem es heißt: Wir wollen Ew. Liebden zu wiſſen thun, daß Rudolf, Dienſtmann eurer Kirche, mit unſrer und unſrer Dienſtmannen gemeinſamer Zuſtimmung ein Weib aus unſerm Hauſe genommen, nämlich auf dieſe Art und Weiſe, daß die Söhne, welche von ihnen erzeugt werden würden, zwiſchen beiden Kirchen unter der Bedingung getheilt werden ſollten, daß der Eurige bei uns, und der unſrige bei Euch das Lehnsrecht erhalte. Dieſes wünſchen wir, daß es gelten, und wenn unſre Bitte bei Euch etwas vermag, ihnen zu Gute kommen, und ſämmtlichen Dienſtmannen Eurer Kirche offenbar werden möge[48]. Nicht minder ſchloſſen auch die Laienfürſten unter ſich ſolche Verträge. So kamen der Pfalzgraf Ludwig bei Rhein, Herzog von Baiern und der Graf Heinrich von Ortenberg im J. 1222 mit einander überein, daß, wenn Perſonen aus ihren beiderſeitigen Dienſtmannſchaften einander ehelichten, ihre Erben (Kinder) unter gleicher Beſchaffenheit mit allem Erbrecht ohne allen Widerſpruch getheilt werden ſollten[49].

In einer ſayniſchen Urkunde findet man ſich über dieſe Theilung der Kinder ſo ausgedrückt: Sie ſollen das Recht oder die Gewohnheit, welche Kindgeding genannt wird, unter den Dienſtmannen beobachten[50]. Wie man ſich bei ſolchen Verträgen nicht blos auf die Denſtmannſchaften insbeſondre beſchränkte, ſondern auch auf die Dienſtmannſchaften und Geſindeſchaften überhaupt, von welchen jene einen Theil ausmachten, ausdehnte, lehrt die Vergleichungsurkunde zwiſchen den Brüdern und Herzögen Ludwig und Heinrich von Baiern, Pfalzgrafen bei Rhein vom J. 1262, in welcher feſtgeſetzt wird, daß, wenn einer von den Dienſtmannen eines Theiles aus der Geſindeſchaft des andern ein Weib nimmt, die daraus entſproſſenen Kinder gleichmäßig getheilt werden, und der erſtgeborne dem Vater nach dem Rechte der Zubehör folgen, der einzige Erbe aber gemeinſchaftlich ſein, und die von ihm erzeugten Kinder getheilt werden ſollen[51]. Jenes hatte auch in Beziehung auf die Geſindeſchaften überhaupt ſtatt, ſo heißt es in einer Urkunde des Herzogs Heinrich von Baiern: Wenn einer aus der Geſindeſchaft der Kirche ein Weib aus unſrer Geſindeſchaft nimmt, ſo ſoll der erſtgeborne der Kirche gehören, die übrigen gleichmäßig getheilt werden[52]. Was hier für die Geſindeſchaften überhaupt feſtgeſetzt wird, hierüber kam der Biſchof Hermann von Würzburg mit dem Biſchofe Friedrich von Eichſtädt über ihre Dienſtmannſchaften insbeſondre im J. 1243 überein. Heirathete nämlich ein Dienſtmann oder ein Dienſtweib der würzburger Kirche eine Perſon von den Dienſtleuten der eichſtädter Kirche, ſo ſollten die ihnen entſprießenden Kinder gleich getheilt werden, auf dieſe Weiſe, daß das erſtgeborne, Knabe oder Mädchen, dem Verhältniſſe des Vaters, das zweitgeborne dem der Mutter folgen, und es auf dieſe Weiſe mit den übrigen Kindern gehalten werden ſollte. Waren dieſe gleich an Zahl, ſo ſollte die eine Hälfte der würzburger, die andre der eichſtädter gehören, waren ſie ungleich, ſo ſollte das übrigbleibende Kind, ſowie auch, wenn nur ein einziges, nicht mehre waren, das Verhältniß des Vaters erhalten[53]. Das magdeburger Dienſtmannenrecht[54] beſtimmt: Wenn ein Dienſtmann ein Weib nimmt, die Dienſtweib iſt, es ſei zu Magdeburg, oder zu Alsleben, oder zu Engern oder Beuera oder zu Berge, die Kinder folgen dem Vater, und behalten doch für ſich beidenthalben (in beiden Herrſchaften) ihr Recht. Beſaß nämlich ein Pfaffenfürſt oder Laienfürſt mehre nacherworbene Herrſchaften, ſo behielten die zu jeder Herrſchaft gehörenden Dienſtmannen ihr beſondres Recht, und die Dienſtmannſchaften wurden als beſondre und geſchloſſene betrachtet, wenn der Herr nicht anders verfügte und ſie zuſammenſchmolz. Über die Geſtattung der Heirathen aus der einen Dienſtmannſchaft in die andre findet man auch dieſe Übereinkunft, daß, wenn einer von den Dienſtmannen des einen Theils ein Dienſtweib des andern Theils zur Ehefrau nahm, das Weib ohne allen Tauſch frei dem Manne folgen ſollte[55].

Markolf, Propſt von Aſchaffenburg, machte im J. 1127 zwei Zinspflichtige dieſer Propſtei, Burkhard und Druitmann, auf Bitten der Brüder und mit Einwilligung des Voigtes Tiemo von Bratfelde, der, wenn er etwas Recht an ſie und ihre Nachkommen zu haben ſchien, dieſem entſagte, zu ſeinen Dienſtmannen, den einen zum Marſchalk, den andern zum Schenken, ſodaß, wenn ſie aus der Geſindeſchaft des Gotteshauſes Eheweiber nahmen, von den mit ihnen erzeugten Kindern die älteſten männlichen Geſchlechts die genannten Ämter nach Erbrecht erhalten, und durch die einzelnen Generationen die Nachfolge unter dieſer Bedingung auf ewig ſtattfinden ſollte[56]. Graf Berthold von Dieſſen übergibt Heilrad, die Tochter Hiltibold's von Hoveſtetin und Inuza's von Vindingin und ihre Söhne und Töchter dem h. Georg unter der Bedingung, daß ſie und ihre Nachkommenſchaft das Recht ſeiner Dienſtmannen auf immer haben ſollen, wenn keine Heirath (man denke dazu mit Auswärtigen) dazwiſchen komme; in dieſem Falle ſollen ſie das Recht verlieren[57]. Heiratheten zwei tecklenburger Dienſtleute, welche zwei Erbſchaften hatten, und ſtarben ohne Erben, kehrten die Erbſchaften an den Stamm zurück, von welchem ſie entſproſſen waren. Heiratheten zwei tecklenburger

---

[47] Urk. bei *Hund*, Metrop. Salisburg. Tom. I. p. 236.

[48] Schreiben bei *Meichelbeck*, Hist. Frising. Tom. I. P. II. Nr. 1344.

[49] Urk. des Pfalzgrafen Ludwig bei Hund, Bairiſcher Stammbaum unter Ortenberg, S. 28.

[50] Urk. bei *Lünig*, Spicileg. Secular. T. II. p. 984.

[51] Urk. bei Hund, Bairiſcher Stammbaum, S. 352; Metrop. Salisburg. p. 258.

[52] Urk. bei demſ., Metrop. Salisburg, p. 22.

[53] Urk. bei *Falckenstein*, Cod. Diplom. Antiq. Nordg. Nr. 35. p. 43—45.

[54] bei *Mencke*, Scriptt.

[55] Urk. bei *Gelenius* zu Vita S. Engelberti. Lib. II. c. 11.

[56] Urk. des Erzbiſchofs Adalbert II. bei Gudenus a. a. O. Nr. 147, S. 394.

[57] Cod. Tradit. Diess. bei *Oefele*, T. II. p. 604.

Dienſtleute, ſo war nach der Nacht, in welcher ſie zuſammen geſchlafen, am Morgen früh der Niesbrauch der Güter des Mannes der Frau, als wenn ſie ihn vom Grafen zu Lehn erhalten hätte. Ließ ſich ein Dienſtweib von einem Eigenmann oder Zinspflichtigen beſchlafen, ſo wurde das Kind ein Kämmerling (d. h., gehörte der Kammer); heirathete ſie in der Folge einen Dienſtmann, erhielt ſie die geſetzlichen Rechte der Freiheit wieder[58]) (das Dienſtweib war nämlich durch jene Verbindung mit dem Eigenmann ſelbſt leibeigen geworden, wurde durch darauf folgende Heirath mit einem Dienſtmanne wieder frei, nämlich ſo weit es die Dienſtleute waren).

Einreiten und Vergeiſelung der Dienſtmannen und zu Dienſtmannen. Bei dem Vertrage, welchen der Kaiſer den 20. Lenzmond 1212 mit dem Markgrafen Dietrich von Meißen ſchloß, vermöge deſſen letztrer dem Kaiſer Otto IV. Beiſtand ſchwor gegen jeden Menſchen in jeder Noth, ſchworen zur Befeſtigung der Übereinkunft für den Markgrafen auch ſeine Edeln und Mannen, und Dienſtmannen, welche aufgeführt werden. Daſſelbe ſollten auch andre Dienſtmannen des Markgrafen thun, welche auch namhaft gemacht werden. Sollte der Markgraf, was er eidlich gelobt, nicht halten, ſo ſollten diejenigen, welche für ihn geſchworen, verbunden ſein, ſich nach Braunſchweig zu verfügen (einzureiten) und von da ſich ohne Erlaubniß des Kaiſers nicht wieder hinweg zu begeben. Zu noch größrer Sicherheit ſollte der Markgraf von Meißen auch Söhne ſeiner Dienſtmannen zu Geiſeln geben, welche namentlich aufgeführt werden, und deren zwölf ſind. Wenn der Markgraf ſeine eidliche Verheißung nicht halten ſollte, ſo ſollte der Kaiſer nach Belieben mit den Geiſeln ſchalten dürfen, und ſie in dem Zuſtande ſein, der **vergisselt** (vergeiſelt) genannt ward. Die genannten Geiſeln ſollte der Kaiſer vom nächſten Oſterfeſte zwei Jahr behalten, und ſie dann dem Markgrafen wieder zuſtellen, doch ſo, daß die Väter der Geiſeln oder andre Dienſtmannen des Markgrafen ebenſo taugliche und ebenſo viel das beſchwören ſollten, was die obengenannten Lehnsträger und Dienſtmannen beſchworen. Sollte einer der genannten Geiſeln ſterben oder ſonſt dem Kaiſer nicht gegeben werden, ſo ſollte ihm ein andrer geſtellt werden. Für den Kaiſer ſchworen der Pfalzgraf Heinrich bei Rhein und andre Edle und Dienſtmannen; ſie ſollten alle, wenn der Kaiſer die Übereinkunft nicht hielte, in Meißen einzureiten verbunden ſein, nur der Truchſeß Gunzelin allein nach Goßlar ſich verfügen, und dieſes ohne Willen Dietrichs nicht verlaſſen dürfen[59]). Der Truchſeß Gunzelin war nämlich wegen ſeiner Regierungsgaben ein unentbehrlicher Mann und ſollte deshalb nicht in Meißen einreiten. Der obige Vertrag gibt ein Beiſpiel, wie die Verpflichtung zum Einreiten für die Dienſtmannen nichts Beſonderes, da ſie auch Edle und Mannen übernahmen. Aber nur die Söhne der Dienſtmannen allein werden zu Geiſeln, ſo auch anderwärts werden die Söhne der Dienſtmannen am zahlreichſten zu Geiſeln gegeben. Graf Adolf von Holſtein gibt im J. 1203, um ſich aus der Gefangenſchaft zu befreien, ſeine beiden Söhne und den Sohn ſeines Verwandten, Adolf von Daſſel, und den Sohn des Grafen Heinrich von Dannenberg, und acht Söhne ſeiner Dienſtmannen zu Geiſeln[60]). Ein Beiſpiel der Vergeiſelung gibt eine Urkunde bei Schaten, wo einige als Geiſeln gegeben werden, welche geloben, daß ſie nach Dienſtmannenrecht auf immer bleiben wollen, wenn der Vertrag nicht gehalten werde[61]).

Zu Pfande geſetzt wurden die Dienſtmannen theils als Perſonen mit ihrem Beſitze, theils als Zubehör zu größern Beſitzungen. So heißt es in einer Urkunde vom J. 1221: überdies verpfände der Graf ſeine zwölf unten verzeichneten Dienſtmannen dem Erzbiſchofe von Cöln, mit allem, was ſie vom Grafen beſitzen, damit, wenn der Graf gegen die vorgeſchriebene Form handle, ſie mit den Perſonen, Erbſchaften und Gütern der cölner Kirche auf immer zugehören ſollten. Die dem Erzbiſchofe vom Grafen verpfändeten Dienſtmannen ſind dieſe: Th. von Strundeke, Gerard von Horſt, Heinrich Buckere, Rutger von Heidvelde, Heinrich Schenk, Stephan von Rulen ꝛc.[62]). In einer Urkunde des Grafen Salentin von Sayn werden: die Veſte und Dorfe zu Vallendar — mit Gerichten, Herrſchaften, Hochen und Tiefen, Geiſtliche und Weltliche, mit Mannen und Burgmannen, Dienſtleuten — verpfändet[63]). Bei der Verpfändung der Dienſtmannen hatten jedoch gewiſſe Beſchränkungen ſtatt. So durften die Dienſtmannen des Grafen von Tecklenburg nicht an den Orten, wo des Grafen Gerichte gehalten wurden, zum Pfande geſetzt werden[64]). Auch wurden die Dienſtmannen nicht blos verpfändet, ſondern auch an ſie verpfändet. Was Kaiſer Friedrich I. in Schwaben weit und breit erworben, zerſplitterte, um Geld zu erhalten, ſein Sohn, König Philipp, ſodaß er jedem Baron und Dienſtmanne Dörfer oder Landgüter oder Kirchen verpfändete[65]).

Verſchenkung, Übertragung, Verkaufung, Vertauſchung und Theilung der Dienſtmannen. Mit einer ſtarken Laſt der Unfreiheit waren die Dienſtmannen dadurch beladen, daß ſie, ähnlich den an die Scholle gebundnen Leibeignen, mit einer Grafſchaft, Herrſchaft, Burg, Gehöf vereint, und als Zubehör zu dieſem verſchenkt, vertauſcht, verkauft wurden, ſo wenn es in

---

58) Jus Ministerialium Teckleburgensium. §. 19. p. 305.

59) Mehres über den Inhalt jenes merkwürdigen Vertrags ſ. bei F. Wachter, Geſch. Sachſens II. S. 269—272.

60) Arnold von Lübeck, Chron. bei Leibnitz, S. 719, 720.

61) *Schaten*, Annal. Paderborn. p. 876. Vgl. *Markq. Freher* Orig. Palat.; *Struve*, Hist. jur. und Eſtor, S. 167. Doch iſt zu deſſen Beſtreitung der Struve'ſchen Meinung, daß Dienſtmannenrecht (jus ministerialium) daſſelbe ſei, als dem Dienſtmann ein Lehn bewilligen, dieſes zu bemerken: das Dienſtmannenrecht als Norm des Verhältniſſes des Dienſtmannes zum Herrn war allerdings Hörigkeit, aber als Norm der Verbindlichkeit des Herrn gegen den Dienſtmann Ertheilung eines Lehns, und der Unterſchied zwiſchen freien Lehnsmann und Dienſtmann dieſer, der freie Lehnsmann (es gab auch hörige Lehnsritter) konnte durch Auflaſſung des Lehns ſich vom Lehnsverband befreien, der Dienſtmann von ſeiner Hörigkeit nicht.

62) Urk. bei *Gelenius*, zu Vita S. Engelberti, p. 77.

63) Urk. bei *Potgieser*, De natura et indole pignoris, p. 159.

64) Jus Ministerialium Tecklenburg §. 16. p. 304.

65) Chron. Vrspergens. Chriſtmann'ſche Ausg. unter dem Titel: Hist. Friderici Imp. p. 129.

einer Urkunde heißt: ich habe dieſe Höfe mit den dazu gehörenden dienenden Vornehmen[66] (vornehmen Dienſtmannen) oder auch Rittern an das Kloſter gegeben[67]. Kaiſer Ludwig der Fromme, als er das Kloſter Murhard ſtiftete, fügte zu den ihm geſchenkten drei Parochien ſeinen Hof Oswil mit der Parochie, der Kirche und dem Hofe Erchemershuſen, und die Lauffiſchen Güter mit 35 Dienſtmannen und vielen Eigenleuten[68]. Kaiſer Friedrich I. ſagt: „Sie ſollen Udenkirchen mit den Dienſtmannen, mit den Eigenleuten[69] beſitzen." Derſelbe ſchenkt dem Erzbiſchofe Philipp zu Cöln einen Theil des Herzogthums Weſtfalen und Engern mit allem Recht und Gerichtsbarkeit, nämlich mit Grafſchaften, mit Vogteien, mit Geleiten, mit Hufen, mit Höfen, mit Lehen, mit Dienſtmannen, mit Eigenleuten[70]. Pfalzgraf Heinrich ſchenkt im J. 1219 ſein Erbe, das er mit Eigenthumsrecht beſeſſen, dem bremer Erzſtifte zu eigen, und ſeine Dienſtmannen erhalten die Güter, welche ſie bisher vom Pfalzgrafen nach Dienſtmannſchaftrechte[71] hatten, zu Lehnrecht[72] von der bremer Kirche wieder. Dienſtmannen wurden theils als Zubehör zu Gütern und Herrſchaften mit dieſen, theils als Perſonen mit ihren Beſitzungen veräußert; ſo z. B. werden Männer von Rittersart, welche Dienſtmannen heißen[73], mit ihren Aloden und Beſitzungen einem Kloſter dargebracht. Sie waren zu Hauſe und auswärts des Veräußernden Leibwächter; ſie ſollen zur Verherrlichung des Kloſters ihre Rechte und ihren Stand behalten, und den Äbten, wenn dieſe frei und nach Vorſchrift der Regel ihre Stelle werden erhalten haben, in ehrbarem Amte, Range und Stande dienen[74]. Heinrich von Mühlberg verkauft die Hälfte des Schloſſes Vellenberg mit Dienſtmannen[75]. Kaiſer Friedrich I. gibt Stade mit Dienſtmannen an das Erzbisthum Bremen[76]. Der Voigt des Kloſters Schönau und ſeine Nachfolger erhielten das Alod von Milene nebſt deſſen Dienſtmannen und Geſinde (**cum ejus ministerialibus et familia**[77]). Graf Eberhard ſagt in ſeiner Urkunde: „Dieſes Alles mit den übrigen Häuſern: Sklaven, Dienſtmannen, Freigelaſſenen (Liten), Hinterſaſſen[78] ſchenken wir." In einer Urkunde des Grafen Wilhelm von Holland wird das Schloß Nimegen mit aller Herrſchaft, Dienſtmannen, Sklaven, Freigelaſſenen, Äckern, Weiden übergeben[79]. Die Abtei Wenburg wurde vertauſcht mit den daſelbſt lebenden Dienſtmannen[80].

Die Theilung der Dienſtmannen bei Gütertheilungen erhellen aus folgenden Beiſpielen. So heißt es in einer Urkunde des Kaiſers Otto IV. vom J. 1203: „Das Alod **Worsatia** (Wurſten) und alle Dienſtmannen, welche innerhalb dieſer Grenzen ſind, ſollen ſie theilen[81];" und in einer Urkunde des Erzb. Heinrich von Köln vom J. 1227: „Die Eigen (Eigengüter) und alle Dienſtmannen, dem Grafen von Tecklenburg gehörig, werden ſie gleichmäßig unter ſich theilen"[82]. Zu Lehn auch wurden die Dienſtmannen aufgetragen; ſo trug Otto von Bentheim im J. 1250 dem Grafen Otto von Geldern ſein ganzes Alod ſowol an Leuten als an Dienſtmannen auf, und erhielt es als Lehn zurück[83]. Bei Überlaſſungen und Veräußerungen von Beſitzungen mußte, wenn man die Dienſtmannen nicht mit überlaſſen wollte, dieſes ausdrücklich bemerkt werden, ſo z. B. als der edle Hartwig der Kleriker ſeine Beſitzungen dem Erzſtifte Magdeburg übertrug, geſchah dieſes mit Vorbehalt aller ſeiner Dienſtmannen, welche dazu gehörten[84]. Bei Veräußerung der Städte Saſſenberg und Weſtenberg mit den Leuten, Ländern und Beſitzungen und allen Rechten, wird hinzugefügt, die Kirchenlehen und Dienſtmannen jedoch ausgenommen[85].

Schenkungen einzelner Dienſtmannen ſind dieſe: Markgraf Woldemar ſchenkt gütig der Äbtiſſin . . . ſeinen Dienſtmann Bruno, genannt Bur, den Sohn der Frau Bulai von Bur auf immer zu beſitzen, und entſagt dem genannten Dienſtmann für ſich und ſeine Erben[86]. Dieſes ſind die Leute von Ritterſtande, welche Graf Otto von Botenleben und ſeine Gemahlin Adelheid im J. 1230 der würzburger Kirche mit Eigenthumsrecht auf immer zu beſitzen gegeben: Hartmann und ſeine Kinder und die beiden Schweſtern deſſelben mit ihren Kindern, die Brüder Ludwig, Albrecht, Dietrich, die drei Schweſtern derſelben, Volmunds Trumpho's Eheweib, Mechild, Hermann Stumpho's Eheweib, Thegano Truchſeß und ſein Eheweib und ſeine Kinder außer dem Eheweibe Waltmanns, Hermann Rubelzagel, Wortwin, deſſen Brüder, Heinrich Momolin, Wolfram von Oſtheim, Schenk, Kanig von Weſtheim, das Eheweib Seyfrids von Worna und ihre Kinder Albert von Bercha, und die Hälfte der Kinder — — die Kinder Adelheids von Strowe, die Kinder und das Eheweib Herolts von Northeim, das Eheweib Goteſchalks von Northeim, das Eheweib Getefrids von Lengfeld, Thegano von Suntheim und deſſen Eheweib und drei Brüder, das Eheweib Dietrichs von Kazack, das Eheweib [illegible] [illegible]bolds von Nutheungen, das Eheweib Ulrichs von Suntheim, das Eheweib Friedrichs von Kannungen, das Eheweib Heinrichs von Boſewins, die Mutter Seyfrids von Eſchenbach, Otto, Heinrich, Seyfrid von Eſchenbach, Gepa von Oypach, Bertold von Buchelberg, Bertold von Ertal und die Kinder, Albert von Oberfeld, Albert von Hemelin und Eheweib, das Helmenbolds von Steigernwald, die Kinder Hemobods von Gebrechtſwiniden, Witigo von Nuenhoven, Hermann von Stelahen und Schweſter, das Eheweib Wolframs von Eben, Hauſen, Rilinde von Eſchenbach, Rizza von Hochheim und die Kinder derſelben. Dieſe alle, Manns- und Weibsperſonen, ſind zum Dienſte[87] der würzburger Kirche auf dem Marſchalkamt — angewieſen worden[88]. Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen gab im J. 1269 ſeinem Oheim, dem Grafen Siegfried von Anhalt, die beiden Kinder des Herrn Heinrich von Iſenburg, nämlich Johann und Eliſabeth, die dieſer mit ſeiner Gemahlin Mechthilde hatte, die des Markgrafen Dienſtweib[89] war, freigebig mit dem Rechte, mit dem die erwähnten Kinder ihm angehörten, indem er allem Recht entſagte, das er an dieſen gehabt, und dieſes Recht auf ſeinen Oheim übertrug. Herzog Konrad der Jüngre von Dachau überwies auf Bitten Fretilo's von Iſimannigen dieſes Fretilo's Sohn, Arnold, den er von Kunigunden, einem Dienſtweibe des Herzogs hatte, in die Hand des Grafen von Valein durch die Hand des Grafen Arnolds, des damaligen Voigtes und Vormundes des Herzogs, damit Graf Konrad ihn an den Altar der heiligen Maria und des heiligen Corbinian zu Freiſingen überweiſen ſollte, daſelbſt unter dem Rechte und in dem Stande der Dienſtmannen auf ewig zu verbleiben. Graf Konrad begab ſich nach Freiſingen, und überwies in Gegenwart des Herzogs Welf Arnolden an den Leichnam des heiligen Corbinian in die Hand des Biſchofs[90]. — Ein Zeichen der Hörigkeit der Dienſtmannen iſt auch, daß ſie vertauſcht wurden[91]. Der Biſchof von Freiſingen gab im J. 1058 ein Weib, Namens Memuot, mit zwei Kindern durch die Hand ſeines Voigtes Otto in den Dienſt[92] der Brüderſchaft mit dem Geſetze, daß ſie und ihre Kinder in anſtändigem Dienſte[93] verblieben, und in aller Nachkommenſchaft dieſes Weibes die Männer als echte Dienſtmannen[94], und die Weibsperſonen als echte Mägde[95] des jedesmaligen Biſchofes gehalten würden. Mit demſelben Geſetz und demſelben Recht übergab zum Erſatz die Brüderſchaft durch die Hand ihres Voigtes Gerold ein Weib, Namens Hiltigart, mit ihrem Sohne Luitpold und ihrer Tochter Giſila in den Dienſt[96] des Biſchofes, mit dieſem Geſetze, daß ſie, wie ſie zuvor geweſen, von allem (andern) Dienſte[97] frei ſein ſollte, nur daß ſie Herrenmagd[98] ſein, und die Mannsperſonen ihrer ganzen Nachkommenſchaft des jedesmaligen Biſchofes echte Dienſtmannen, und die Weiber, gleichwie auch die Obenerwähnten, ſowie ſie ein Lehn hätten, des jedesmaligen Biſchofes Mägde verbleiben ſollten[99] (hatten ſie nämlich ein Lehn, ſo waren ſie zwar vom Dienſt, aber nicht von der Hörigkeit frei; ſobald der Herr ihnen ein Lehn ertheilt, mußten ſie den Dienſt verrichten). Vertauſchungen der Dienſtmannen kommen vorzüglich häufig im 13. Jahrh. vor. Der Erzbiſchof Willibrand von Magdeburg übergab im J. 1237 zwei Söhne, Hermann Sones, eines Dienſtmannes der quedlinburger Kirche[1], tauſchweiſe für Dietrich Wiſchepel, und nahm dieſen mit Bewilligung ſeines Capitels in das Dienſtmannenrecht ſeiner Kirche auf, ſowie er in das Recht der quedlinburger Kirche die obengenannten Knaben übergab[2]. Biſchof Volrad vertauſchte 1267 zwei Dienſtmannen, Friedrich und Johann von Hornhauſen, und erhielt dafür wieder von der Äbtiſſin zwei Söhne Ludolfs von Hockede[3]). Markgraf Albrecht von Brandenburg vertauſchte im J. 1257 ſeinen Dienſtmann Friedrich, den Sohn des Ritters Hermann an das Stift Quedlinburg, und erhielt dafür und nahm in ſeine Dienſtmannſchaft[4]) den Dienſtmann des Stiftes, Namens Ulrich, den Sohn des Ritters Ludolf von Bortfeld auf, dergeſtalt, daß er dem Markgrafen und ſeinen Nachkommen auf dieſelbe Art und Weiſe gehalten ſei, wie an ihn ſeine übrigen Dienſtmannen gebunden ſeien[5]). Fürſt Otto von Anhalt tauſchte im J. 1272 vom Stifte zwei Söhne des Schenken Dietrichs ein, und gab dafür zwei Söhne, Heinrich Gograns mit Dienſtmannenrechte[6]). Fürſt Heinrich, Graf von Askanien, übergab im J. 1245 ſeinen Dienſtmann Bernhard, den Sohn Heinrichs von Meiſtorp, mit allem Rechte, das er an ihm hatte, dem Stifte Gernrode. Die Äbtiſſin Irmingard nahm ihn zu den Rechten ihrer Dienſtmannen auf, und gab den Dienſtmann Eggehard, den Sohn Eggehards, des Bruders des genannten Heinrichs, dem Grafen frei und von ihr gänzlich losgelaſſen[7]). Ähnlich mit dieſem Vertrage des Dienſtmannentauſches iſt der, durch welchen der Sohn eines von Froſe mit Dienſtmannenrechte für Arnold den Sohn Es von Meiſtorp gegeben wird[8]). Bei dem Vergleiche zwiſchen den Brüdern und Herzögen Ludwig und Heinrich von Baiern im J. 1262 wurden von letzterm aus ſeinen Dienſtleuten Ulrich von Chamerberg und ſeine Kinder erſterm für Ulrich von Maſſenhauſen mit Weib und Kindern zugeſtellt[9]).

---

[66] Cum *servientibus optimatibus* vel etiam equitibus.

[67] Urk. bei *Henschenius*, De tribus Dagobertis.

[68] Cum triginta quinque *ministris* et pluribus mancipiis suis.

[69] Cum ministerialibus, cum servis et ancillis. Urk. bei *Schannat*, Vindem. Litterar. Collect. II. p. 113.

[70] Cum ministerialibus, cum mancipiis. Urk. bei *Gelenius*, Syntagma de magnitudine Coloniae libr. I, 7; *Miraeus*, Opera, Supplem. P. III, p. 1185.

[71] jure *ministerialitatis*.

[72] in jure feudali.

[73] *Viri militares*, qui dicuntur *ministeriales*. Wie vir militaris blos oder erweitert militaris conditionis einen Mann von Rittersart bedeutet, ſ. im Sachſenſpiegel 3. Bch. 16. Art. S. 56, 57, 58, 59.

[74] S. Urk. Kaiſer Heinrichs IV. bei *Hund*, Metropol. Salisburg. T. III. p. 182.

[75] Urk. bei Gudenus I. S. 227. Andre Beiſpiele, wo Dienſtmannen als Zubehör zu Beſitzungen verkauft werden, ſ. daſelbſt Urk. S. 714, wo zugleich auch die Mannen verkauft werden, und in den Urkunden S. 227, 395, 396.

[76] Urk. bei Lindenbrog, S. 168. Dienſtmannen als Zubehör in Urk. Heinrichs IV. a. a. O. S. 144. Dienſtmannen mit Zubehör, Urk. bei *Ludewig*, Reliq. T. I. p. 5. Dienſtmannen als Zubehör, Hist. de Guelfis bei Leibnitz I. S. 798. Dienſtmannen zum Alod gehörig, Urk. bei *Ludewig*, Scriptt. Bamb. p. 1121. Nr. 6. Verſchenkung von Hufen mit den dazu gehörigen Dienſtmannen, Chron. Magdeburg. bei Meibom, S. 337.

[77] Urk. bei Gudenus, S. 104.

[78] mancipiis, *ministerialibus*, libertis, accolabus. Urk. bei *Mabillon*, Ann. Ord. Benedicti. T. II. p. 700.

[79] Urk. bei Buchelius zu Heda, S. 208.

[80] Urk. bei Beckmann, Hiſt. v. Anhalt, 3. Th. S. 536.

[81] Urk. bei Rathmeyer, Braunſchweig-lüneburger Chronik, S. 422. *Mader*, Antiq. Brunsvic. p. 241.

[82] Urk. bei *Schaten*, Annal. Paderborn. T. I. p. 1019.

[83] totum allodium tum in hominibus, tum in ministerialibus, Urk. bei *Pontanus*, Hist. Gelricae Lib. VI. p. 144.

[84] Urk. des Kaiſer Konrads III. bei *Tolner*, Cod. Palat. p. 44. Wenn Rupert von Durne (Düren), als er im J. 1294 an den Erzb. Gerhard von Mainz ſeine Stadt Durne (Wald-Düren) mit allen Zubehörungen verkauft, ſeine Leute von Rittersart (homines militaris conditionis) jedoch ausgenommen (Urk. bei *Gudenus*, Cod. Diplom. I. p. 876), ſo ſind unter dieſen wahrſcheinlich zugleich die Dienſtmannen verſtanden; denn die Dienſtmannen waren, wenn auch nicht alle Dienſtmannen Ritter, und alle unfreien Ritter Dienſtmannen, doch meiſtens Leute von Rittersart.

[85] Urk. bei *Pottgieser*, De natura et indole pignoris.

[86] Urkunden-Auszug bei Eſkor, S. 188.

---

[87] in servitium. [88] Notitia bei *Schannat*, Vindem. Litterar. Collect. II. p. 121. Da Dienſt häufig auch von Kriegsdienſt und Abgaben gebraucht wird, ſo bleibt zweifelhaft, ob alle die Geſchenkten Dienſtmannen waren, daß ſich aber welche darunter befanden, lehrt der Beiſatz Truchſeß, Schenk. Die Urkunde bleibt immer merkwürdig als Beiſpiel der Schenkung höriger Ritterfamilien. [89] quae ministerialis nostra existit. Ministerialis muß man nach Vorgange des Sachſenſpiegels (Gärtner'ſche Ausg. S. 48, 49) durch Dienſtweib, nicht durch Dienſtfrau überſetzen, weil Frau domina bedeutet, und alſo Dienſtfrau einen Widerſpruch in ſich enthält. Daß Heinrich von Iſenburg Herr genannt wird, iſt ein Zeichen, daß er kein Dienſtmann war.

[90] Urk. bei Meichelbeck, Nr. 1344. [91] Vgl. Eſtor, S. 163—170. *Hert*, Dissert. de hominibus propriis. p. 164. Müller, Reichs-Theatrum Maximiliani I. in der vierten Vorſtellung, Cap. 49. S. 618. [92] ministerium. [93] liberali ministerio, durch Freigeborner oder Freier würdigen Dienſt läßt es ſich nicht wohl geben, da ſie nicht frei, ſondern unfrei waren, ſondern dieſer Dienſt macht nur den Gegenſatz zum Sklavendienſt. [94] legitimi ministri. [95] legales pedissequae. [96] ministerium. [97] ab omni servitio, worunter ſowol perſönlicher Dienſt, als auch Abgabeleiſtung zu verſtehen. In dieſer Urkunde werden servitium und ministerium einander entgegengeſetzt. In andern wird servitium auch vom Dienſtmannendienſte (ſ. z. B. den Brief der Schenken Heinrich und Dietrich von Apolda aus Polen, gerichtet an ihren Herrn den Erzbiſchof Gerhard von Mainz vom J. 1299, worin ſie ihn bitten, er möge die Voigtei zu Heusdorf, die ſie aus ſeiner Hand nach Lehnrecht hätten, ſeinen Schenken Heinrich und Dietrich zu Apolda, ihren Vettern, in Rückſicht auf aller ihrer Vorfahren und ihren ſteten Dienſt (servitium) verleihen (bei *Gudenus*, Cod. Diplom. I. p. 916) — und servitores wahrſcheinlich von Dienſtmannen gebraucht (ſ. z. B. Urk. des Königs Konrad des Saliers vom J. 1039 bei *Falckenstein*, Cod. Diplom. Ant. Nordg. p. 29). [98] herilis pedissequa. [99] Urk. bei *Meichelbeck*, Hist. Frising. T. I. p. II. Nr. 1247. [1] Zur Erklärung deſſen, daß das magdeburger Erzſtift ein Recht an den Söhnen eines Dienſtmannes der quedlinburger Kirche hat, muß man hinzudenken, daß der quedlinburger Dienſtmann ein magdeburger Dienſtweib geheirathet hat. [2] Urk. des Erzb. Willibrand bei *Ketner*, Antiq. Quedlinburg. p. 165.

Übergabe von Eigenleuten und unfreien Rittersleuten zu Dienſtmannen. Hierauf muß auch beſonders aufmerkſam gemacht werden, weil man Beiſpiele von Übergaben von Eigenleuten und unfreien Rittersleuten zu Dienſtmannen, als Beiſpiele der Übergabe von Dienſtmannen genommen hat. So folgendes: Dietmar von Kirchberg gab im J. 1134 ſeine Eigenmagd Hermengard mit ihrem Sohn und beiden Töchtern dem Peterskloſter zu Erfurt unter der Bedingung, daß ſie dieſem Kloſter nach Dienſtmannenrechte dienen ſollten. Zugleich ſchenkte er zehn Hufen an den genannten Altar unter der Bedingung, daß die Leute, die er zu Dienſtmannen gegeben, ſowol ſie, als ihre Nachfolger, von dem gegebenen Alode nach Erbrecht belehnt würden[10]). Herzog Rudolf von Sachſen gibt im J. 1232 die ehrbare Frau[11]), und die von ihr gebornen Kinder, die Gattin und Kinder des ſtarken Ritters Heinrich, ſeinem Bruder, dem Grafen Bernhard von Anhalt, zu Dienſtleuten oder in den Dienſtmannenſtand[12]).

Dienſtmannen haben kein freies Auszugsrecht. Von der Hörigkeit der Dienſtmannen ſpricht auch, daß ſie keinen freien Auszug hatten, ſondern ihnen die Freiheit hierzu erſt beſonders ertheilt werden mußte; ſo heißt es in einer Urkunde Herzog Heinrichs von Baiern vom J. 1145: Außerdem ſollen alle unſre Dienſtmannen und Liten, welche uns nach Recht zugehören, die Freiheit haben, ſich und ihr bewegliches Eigenthum dahin zu übertragen[13]).

Dienſtmannen dürfen nicht in Städten aufgenommen werden. Der römiſche König Heinrich (Friedrichs II. Sohn), ſetzte auf die Klage des Erzbiſchofs Siegfrieds von Mainz, daß ſich welche von ſeinen Leuten in die Reichsſtadt Oppenheim gezogen, auf dem Hoftage zu Würzburg 1226 feſt, daß die Dienſtmannen, Burgmannen (burgenses) und alle andern Leute, nach welchem Rechte ſie immer dem Erzbiſchofe gehörten, ihm zurückgegeben, und keine von ſeinen Leuten in genannter Stadt mehr aufgenommen werden ſollten[14]). Heinrich VII. verordnete im J. 1308, daß ſie keine von den Leuten oder Dienſtmannen[15]) in die Städte aufnehmen ſollten[16]), und derſelbe Kaiſer und Karl IV., daß kein Dienſtmann, Leibeigner und ſonſt Höriger der fuldaer Kirche[17]) in die Stadt Fulda aufgenommen werden könne.

Freilaſſung der Dienſtmannen. Eins der ſtärkſten Zeichen der Unfreiheit der Dienſtmannen iſt, daß ſie frei gelaſſen werden mußten, wenn ſie in den Stand der Freien treten ſollten. Der Sachſenſpiegel beſtimmt: Läßt der König oder ein andrer Herr ſeinen Dienſtmann oder eignen Mann[18]) frei, ſo erhält[19]) er freier Landſaſſen Recht. Beiſpiele von Freilaſſungen ſind dieſe. Ethilo ſtarb ohne ehliche Verbindung. Doch zeugte er mit einem ſeiner Dienſtweiber eine Tochter, welcher ſein Bruder Rudolf aus Liebe zu ſeinem Bruder die Freiheit ſchenkte und ſie nebſt reichlichen Aloden an einen Edlen aus dem curiſchen Rhätien verheirathete. Von ihr ſtammten die von Heciliscella, von Uſtera, von Paprechtswillar und ihre Verwandtſchaft ab[20]). Kaiſer Friedrich I. beſchenkte im Jahr 1195 ſeinen Truchſeß und Dienſtmann, Konrad von Anneweiler mit der Freiheit, und verlieh ihm das Herzogthum von Ravenna nebſt der Romania, und auch die Mark von Ancona[21]). Abt Nicolaus von Egmont ließ im Jahre 1266 Emeza'n,

---

3) Urk. bei *Kettner*, l. c. p. 357. 4) consortium ministerialium. 5) Urk. bei demſ. S. 333. 6) Urk. bei demſ. S. 358. 7) Urk. der Äbtiſſin Irmingard (bei Beckmann, Hiſt. des Fürſtenthums Anhalt, 3. Th. S. 177). Zeugen bei dieſem Dienſtmanntauſche ſind die Dienſtmannen der gernroder Kirche B. von Gerſtorp, F. der Schenk, A. von Queiembecke, C. von Ammendorp. 8) Urk. bei Beckmann a. a. O. 9) Urk. bei Hund, Bair. Stammbaum. 1. Th. S. 272; *Schilter*, Inst. Jur. Public., p. 89. 10) Urk. bei *Gudenus*, T. I. p. 112. 11) dominam honestam, und doch wird ſie zum Dienſtweibe gegeben; domina wird ſie in Beziehung auf ihren Gemahl, den Ritter, genannt. 12) damus in ministeriales sive in ministerialium loco habendas. Urkunde bei Beckmann, Hiſt. von Anhalt, 7. Th. S. 166.

13) Urk. bei Rathmeyer, Braunſchweig-lüneburg. Chronik. 14) Urk. bei *Gudenus*, Cod. Diplom. T. I. Nr. 189, p. 493, 494. 15) hominibus seu ministerialibus. 16) Urk. bei *Wencker*, De Phalburgeris, p. 62. 17) ministerialis, servus vel adscriptitius et aliquo modo ligatus ecclesiae Fuldensis. 18) ministerialem vel servum im lateiniſchen Text des Sachſenſpiegels, 3. Bch. 80. Art. S. 502, 503. 19) behelt, behalt in den deutſchen Texten; der lateiniſche Text obtinet; die neuere deutſche Überſetzung „behält.“ Aber der Dienſtmann und noch der eigne Mann haben ja freier Landſaſſen Recht noch nicht, ſondern erhalten es erſt. 20) Anonymus Weingartensis de Guelfis Principibus, cap. III. §. 5. bei *Hess*, Monumentorum Guelficarum Pars Historica, p. 10. 21) Chron. Vrspergense, p. 104.

die Tochter Rudolf's und Hildegard's, Friedrichen und Gerharden, Emeza's Söhne, und Sophia'n und Agnes, die Töchter derſelben, auf Bitten des Herrn Hugo von Riedwyck, Ritters, für eine gewiſſe Summe frei, und ſchenkte ſie ewiger Freiheit, wenn ſie ſich nicht etwa nachher dem alten Stande unterwerfen würden[22]). Aus ihrem Dienſtmannenverhältniſſe Entlaſſene wurden häufig Lehnsritter. So ſagt Cäſarius von Heiſterbach im prümer Verzeichniſſe: Daſelbſt ſind Ritter, welche mit dem Hofe belehnt ſind; ihre Vorfahren waren Leute und Dienſtmannen der Kirche[23]).

Verhältniß zum Geſinde (familia). Zu dem Geſinde (familia) in weiteſter Bedeutung gehörten auch die Dienſtmannen. So heißt es von den drei Höfen Rubiacum, Biſchofsheim und Species, welche mit allem Zubehör König Dagobert der ſtraßburger Kirche ſchenkte: Das dieſen Höfen unterworfne Geſinde (familia) wird dreifach unterſchieden, das erſte das dienſtmannliche, welches auch die Ritterſpannſchaft (militaris rheda) genannt wird, ſo edel und tapfer, daß es ohne Zweifel dem freien Stande vergleichbar[24]); das zweite: das zinspflichtige und hörige (censualis et obediens) herrlich und mit ſeinem Rechte zufrieden; das dritte iſt es nichts deſtoweniger, welches das dienſtbare und zinspflichtige (servilis et censualis) genannt wird. Doch alle ſind unter der Herrſchaft des Biſchofs und von ihm Rectoren über ſie beſtellt[25]). Im Gegenſatze zu den Dienſtmannen wurde das übrige Geſinde das mindre Geſinde (minor familia) genannt[26]) oder auch das niedre (familia humilior). So überträgt an Gott und den heiligen Martin der Erzbiſchof Adalbert von Mainz das Alod des Herrn Dammo's von Eidersburg, und die Dienſtmannen deſſelben nebſt dem ſämmtlichen niedern Geſinde (cum universa familia humiliori). Häufig findet man daher auch die Dienſtmannen von dem Geſinde oder lateiniſch der familia ſo unterſchieden, daß familia ohne Beiſatz den Gegenſatz bildet. So wird gegeben das Schloß Horburg mit allen ſeinen Aloden und Dienſtmannen, und dem Geſinde (cum ministerialibus et familia); ſo gibt Graf Werner die Schlöſſer Holzhauſen und Alſtadt, die Hälfte von Brubach, die Abtei zu Breidenau, mit allen Aloden, die er zwiſchen dem Rhein und Main und der Weſer hat, mit den Dienſtmannen und dem Geſinde (cum ministerialibus et familia) dem heiligen Martin und dem Erzbiſchofe[27]). Das ſtraßburger Recht (B. I. C. 2.) ſagt: Hier nimmt man aus die Dienſtleute und des Biſchofs Geſinde.

Unterſcheidung der Dienſtmannen von den Liten. Liten und Dienſtmannen bildeten zwar einen und denſelben Stand, nämlich der Halbfreien, den Mittelſtand zwiſchen den Freien und Sklaven, und die meiſten Dienſtmannen wurden aus dem Stande der Liten genommen, aber nichtsdeſtoweniger müſſen beide von einander unterſchieden werden[28]).

Unterſcheidung der Dienſtmannen von den Burgmannen. Sie iſt nöthig, da Neuere[29]) Burgmannen und Dienſtmannen für eins halten. Graf Gottfried von Sayne verordnet, daß ſein Bruder Heinrich die Grafſchaft Spanheim (Sponheim) mit Schlöſſern, Veſten ꝛc., der Grafſchaft Burgmannen, Mannen[30]), Dienſtmannen erhalte; er ſelbſt behält ſich vor die Grafſchaft Sayne mit Schlöſſern, Veſten, Mannen[31]), Dienſtmannen, und allen Zubehörungen derſelben — — — und der zehnte von den Mannen[32]), Dienſtmannen und Leuten der Schlöſſer ſollen ſeinem Bruder nach ihrem Rechte, in welchem ſie ſtehen, dienen[33]). Graf Salentin von Sayne bezeugt im Jahre 1363, daß er verkauft habe dem Erzbiſchof von Trier ſeine Veſte Vallendar mit Mannen und Burgmannen, Dienſtleuten, Leuten,

---

22) Urkunden bei Matthäus und Eſtor, S. 209, 210. 23) homines ac ministeriales ecclesiae. Caesarius Heisterbacensis, Registrum Prumiense bei *Leibnitz*, Conlect. Etymolog. p. 541. 24) Waren die Dienſtmannen auch aus edlen Geſchlechtern, ſo waren ſie doch den Freien nicht gleich, ſondern vergleichbar. Ungeachtet die Dienſtmannen, auch wenn ſie Edlen entſproſſen, zu den Edeln gehörten, ſo legte man doch viel Werth darauf, wenn die Dienſtmannen aus edlen Geſchlechtern waren. So redet der Abt von St. Gallen die Dienſtmannen, wie ausdrücklich bemerkt wird, auf folgende Weiſe an: O praeclarissimi milites beati Galli! vos prosapia generis, et nobilitas ac magnificentia ecclesiae magnificavit, immo et ipsa vobis magnificatur et in filiis vestris etc. — Providendum est vestrae, ut credo, nobilitati et propagini etc. Conradus de Fabaria Casus St. Galli, cap. 13. p. 175. 25) Chron. Monasterii Noviententsis sive Ebersheimensis bei *Schilter*, Comment. ad Jus Feud. Alem. p. 361. 26) S. Urk. des Biſchofs Werner von Straßburg, bei *Ludewig*, Scriptt. p. 458.

27) Urk. bei *Gudenus*, T. I. p. 395, 396, 397. 28) Dieſer Unterſchied muß um ſo mehr berührt werden, da Eſtor S. 18 zu der Urk. vom J. 1256 (bei *Kettner*, Ant. Quedlinburg. p. 133), in welcher Albert Marckeſieve Adelheiden von Bicklinge, mit dem Eigenthum und Rechte, welches ihm gehörte, der Kirche zu Quedlinburg mit Liten-Recht (jure litonum) zu beſitzen überträgt, die Bemerkung macht, litonum bedeute hier Dienſtmannen. Aus der berühmten Stelle des Chron. Stederburg. (bei *Leibnitz*, Scriptt. T. I. p. 850), wo es von der Stifterin des Kloſters Stederburg heißt: Omnes quoque, quos jure haereditatis possederat, *litones*, *feodales*, *officiales* nostro Domino subjugavit, et quod ad hujus mundi gloriam pertinet secundum *ritum Principum*, *Dapiferis*, *Pincernis*, *Marschalcis*, *militibus*, *ministerialibus* nostram ecclesiam gloriosissime decoravit, führt Eſtor S. 189 nur die Worte bis subjugavit an, und ſchließt: waren dieſe Officialen Liten, ſo waren die Liten auch Dienſtmannen. Aber aus der Stellung der Worte iſt nicht zu ſchließen, daß alle Liten Officialen, ſondern nur, daß die Officialena us dem Stande der Liten geweſen; nämlich Fridegund ſchenkte alle ihre Liten, ihre Lehnleute und ihre Beamten, aber nicht alle Liten, die ſie ſchenkte, waren Lehnleute und Dienſtmannen. Die Liten waren die zum Feldbau und Zins verbundnen, die Lehnleute zum Kriegsdienſte, und die Dienſtmannen, nebenbei auch zum Kriegsdienſte, zerfielen aber ihrer eigentlichen Beſtimmung nach in die mit den Hofämtern bekleideten, und die, welche andre anſtändige Dienſte leiſten mußten und ohne nähere Bezeichnung überhaupt Dienſtmannen hießen. 29) J. B. Löber, Dissertatio de Burggraviis Orlamundis, welcher doch bei Gelegenheit der Erklärung der Bedeutungen von Castellanus viel über die Burgmannen beibringt. 30) Mannen, im Texte mit zwei Ausdrücken: fidelibus, vasallis. 31) fidelibus, vasallis. 32) fidelibus. Vgl. Freher zu Peter von Andlo, De Imperio Romano-Germanico. 33) Urk. im Sayniſchen Manifeſt, S. 75.

Dienſten [34]). Ungeachtet die Dienſtmannen von den Burgmannen verſchieden waren, ſo mußten doch die Dienſtmannen auch Burgdienſte thun, die Burgmannen waren nämlich zu ſtehendem, die Dienſtmannen nur zu beſtimmte Zeit währendem Burgdienſte verpflichtet. Nach dem Rechte der Dienſtmannen des Grafen von Tecklenburg, welcher wie die andern Fürſten zugleich auch Burgmannen hatte, waren ſeine belehnten Dienſtmannen, wenn er ſie durch ſeinen belehnten Boten vierzehn Tage vorher zur Beſchützung der Burg rief, zu kommen gehalten, mußten auf derſelben vier Wochen auf eigne Koſten verbleiben, und erhielten hierdurch im Laufe dieſes Jahres Freiheit vom Dienſte [35]). Kraft von Schweinsberg und der Vogt Ludwig, genannt von Marburg, wurden im Jahre 1249 vom Erzbiſchofe von Magdeburg zu ſeinen Burgmannen zu Amönaburg angenommen, und gelobten ihm gegen Jedermann zu dienen, doch Kraft nahm dabei den Abt von Fulda aus, deſſen Dienſtmann er war. Sie verſprachen, ſich aus dem Dienſte des Erzbiſchofs ohne deſſen Erlaubniß nicht zurückzuziehen [36]). Daß dieſes Verſprechen nöthig war, zeigt, daß, wenn Jemand auch zum Burgmann angenommen wurde, das Band doch lange nicht ſo feſt war, als das Dienſtmannenband, da der Dienſtmann auch ſelbſt in fremdem Dienſte doch noch immer an ſeinen Herrn gebunden blieb.

Unterſcheidung der Dienſtmannen von den einfachen Lehnleuten. Von den einfachen oder eigentlichen Lehnleuten werden die Dienſtmannen, obſchon auch ſie Lehn hatten, wenn man genau reden wollte, unterſchieden; ſo heißt es in einer Urkunde: mit allen Zubehörungen und Gütern, mögen ſie alodliche oder lehnliche ſein, mit den Lehnleuten und Dienſtmannen [37]) u. ſ. w. Bei der Uebereinkunft zwiſchen dem Herzoge von Brabant und Limburg vom Jahre 1191 wird feſtgeſetzt, daß die Leute des ganzen genannten, mögen ſie Dienſtmannen oder Belehnte ſein [38]), eidlich Sicherheit thun ſollen. Cäſarius von Heiſterbach ſagt vom Abte des Kloſters Prüm: Der Abt hat drei Hauptſitze, von deren jeder vornehme Lehnleute und Dienſtmannen ſehr viele und eine große Zahl Leibeigne hat [39]). Zahlreich ſind die Beiſpiele, wo die Dienſtmannen den Mannen (vasallis) d. h. den einfachen oder eigentlichen Lehnleuten (Lehnrittern) entgegengeſetzt werden [40]). Mannen (nämlich in der Bedeutung von Lehnrittern, denn auch die Fürſten waren Mannen, als Lehnträger geiſtlicher Fürſten) und Dienſtmannen waren ſich am Range gleich; beide hatten den ſechsten Heerſchild, wie aus Vergleichung des Sachſenſpiegels mit dem ſchwäbiſchen Lehnrecht erhellt. Weil ſie einen und denſelben Heerſchild hatten, findet man auch bald die Dienſtmannen den Mannen, bald die Mannen den Dienſtmannen in den Urkunden vorgeſetzt.

Dienſtmannen und Ritter. Dienſtmannen waren Ritter, aber anfänglich nicht alle Dienſtmannen; Auch wurden die einfachen Lehnritter vorzugsweiſe Ritter genannt. Am Ende des Mittelalters ſind die Dienſtmannen unter der Ritterſchaft verſchmolzen und die Dienſtmannen als ſolche wenig mehr genannt, wiewol die Verrichtung der Hauptämter und die Benennung nach denſelben (vorzüglich Schenke und Truchſeß) übrig geblieben war. Die Dienſtmannen des Reichs, nun unter der Ritterſchaft begriffen, wiſſen im Jahre 1495 zwar noch, daß ſie Dienſtmannen waren, betrachten ſich aber als freie Dienſtleute des Reichs [41]). So hatte das Ritterſchwert ſie erhoben. Wie der Abt von St. Gallen ſeine Dienſtmannen Ritter! anredet, haben wir ſchon im Abſchnitt: Verhältniß zum Geſinde, geſehen. Hartmann von der Aue ſingt von ſich: Ein Ritter ſo gelehret war u. ſ. w., der war Hartmann genannt, Dienſtmann war er zu Aue [42]) (ouwe), und anderwärts: Ein Ritter ſo gelehret war u. ſ. w. er war Hartmann genannt, und war ein Auer (ouwaere) [43]). Graf Wilhelm von Holland gibt im Jahr 1204 alle in dem Lande des Biſchofs von Utrecht ſich aufhaltenden Dienſtmannen, von denen man ſagt, daß ſie zur Grafſchaft Holland gehörten, ausgenommen die Ritter und ihre Kinder, der utrechter Kirche [44]), woraus deutlich erhellt, daß unter den Dienſtmannen Ritter, aber nicht alle Dienſtmannen Ritter waren. Ungemein ſchwierig wird die Unterſcheidung, wenn bei unfreien Rittern [45]) nicht dazu geſetzt iſt, ob ſie Dienſtmannen ſind. Aber nicht alle unfreien Ritter waren Dienſtmannen, wiewol dieſe Anſicht ſehr herrſchend iſt [46]). Wie häufig die Dienſtmannen, welche zuletzt ſich ganz unter den Rittern verloren, nur daß die Benennung nach den vier Hauptämtern und die Verrichtung derſelben noch blieb, auch früher ſchon, wo noch die Dienſtmannen häufig vorkommen, Ritter waren, erhellt auch, wenn in einer Urkunde geſagt wird, der Abt ſolle, um dieſes alles auszuführen, ſieben Ritter aus ſeinen Dienſtmannen und Mannen und ebenſo viel aus vierzehn zu präſentirenden Bürgern wählen[47]. Während Kaiſer Heinrich ſich im Jahr 1104 zu Regensburg aufhielt, entſtand ein Aufruhr und Graf Siegehard ward von dem Geſinde (familia) der Fürſten, welches man Dienſtmannen nennt, darum, weil man ſagte, er vermindere die Gerechtſame (justitiam) derſelben, erſchlagen. So Otto von Freiſingen (Bch. VII. Cap. 8. zu J. 1104). Was Otto ministeriales nennt, nennt der Chronographus Saxo milites; und die hildesheim'ſchen Jahrbücher: clientes[48]; So nahe verwandt waren ſchon damals Dienſtmannen und Ritter. Zur Kenntniß des Ranges, welchen die Reichsdienſtmannen vor den Rittern einnahmen, dienen folgende Stellen aus kaiſerlichen Urkunden. Kaiſer Wenzel ſagt: qua propter universis et singulis Principibus ecclesiasticis et secularibus, Comitibus, Baronibus, Nobilibus, Ministerialibus, Militibus, Clientibus[49] etc.; Kaiſer Friedrich III. „Und gebiethen darum allen Unſern und des Reichs Fürſten, geiſtlichen und weltlichen, Grafen, Freyherrn, Herrn, Dienſtleuten, Rittern, Knechten und Städten," und derſelbe in der Staatsverbeſſerung von 1442: entbiethen allen Unſern und des Reichs Churfürſten, Fürſten, geiſtlichen und weltlichen, Grafen, Freyen, Herrn, Dienſtleuten, Rittern, Knechten[50] u. ſ. w. Auch hatten Reichsdienſtmannen ſelbſt Ritter und Leute von Rittersart zu Vaſallen, aber zu weit gegangen iſt, wenn man behauptet findet, daß dieſes Edle geweſen[51]. Nicht minder kommen auch Ritter andrer mächtiger Dienſtmannen vor, wie wir im Abſchnitt Dienſtherren und anderwärts ſehen werden.

---

[34] Urk. in Responsum juris de restitutione baroniae Vallendar ejusque sublimi territorii jure inter Trier et Sain-Wittgenstein. 1612. p. 51. [35] Jus ministerialium Tecklenburgensium, §. 1. bei *Ludewig*, Reliq. Manuscriptt. T. 2, p. 297. [36] Litterae Reservales bei *Gudenus*, Cod. Diplom. T. I. Nr. 253. p. 608, 609. [37] cum hominibus feodalibus et ministerialibus. Urk. bei *Butkens*, Trophées de Brabant, p. 58. [38] homines totius praedicti feodi, sive sint ministeriales, sive beneficiati. Urk. bei demſ. [39] *infeodatos* satis honestos *priores* atque *ministeriales* plurimos et satis copiosam multitudinem mancipiorum. *Caesarius Heisterbacensis*, Registrum Prumiense §. III. bei *Leibnitz*, Conlect. Etymolog. p. 435. [40] S. z. B. Urkunden bei Gudenus, S. 513, 575, 576.

[41] S. Replik an Kaiſer Maximilian bei Lerch. [42] Eingang des armen Heinrichs. [43] Iwein, V. 21, 28, 29. [44] Urk. bei Heda. [45] Die unfreien Ritter waren meiſtens dem Stande der bedingt Freigelaſſenen entſproſſen, andre aus Geſchlechtern, deren Vorfahren ſich der Freiheit freiwillig begeben, andre verloren ihre Freiheit durch beſondre Umſtände, ſo z. B. verlor ſie ein freier Ritter, weil nach dem Rechte des Grafen der Freie unfrei ward, wenn er eine Magd ein Jahr zur Frau gehabt und der Ritter ſich in dieſem Falle befand (ſ. das Nähere bei Galbert dem Notar in den Bollandiſchen Act. SS. T. VI. c. II. Nr. XII). [46] So nimmt Eſtor alle diejenigen Ritter, welche zum Stande der Halbfreien gehörten, und deren Perſonen daher hörig waren, als Dienſtmannen. Als Beiſpiel der Verſchenkung der Dienſtmannen führt er unter anderm S. 192 u. 193 die Urk. bei *Schannat* (Vind. Litt. Coll. I. p. 71) auf; in ihr werden Sklaven (servi) und Ritter (milites) und Bauern (ruricolae) übergeben, und zwar auf dieſe Weiſe, daß die, welche Ritter ſind, als Ritter der Kirche dienen ſollen (subserviant). Da Dienen auch vom Kriegsdienſte gebraucht wird, ſo berechtigt uns hier nichts, daß wir dieſe zwar auch hörigen Ritter für Dienſtmannen nehmen. Aber nachdem die Ritter genannt ſind, kommen die famuli. Aus ihnen kann man, wenn man überall Dienſtmannen ſieht, Dienſtmannen machen; wir glauben jedoch, daß darunter Knechte, nämlich im Gegenſatz von Ritter und Knecht, zu verſtehen ſind. So kommen eine Menge Stellen vor, wo milites und

Gegenſatz zu Edel und Frei. Dieſer iſt nicht blos darin begründet, daß die meiſten Dienſtmannen, vorzüglich die, welche Unterämter bekleideten, aus dem Stande der Unfreien (Halbfreien, bedingt Freigelaſſenen, Liten) entſproſſen waren oder genommen wurden, ſondern auch in dem Dienſtmannenverhältniſſe ſelbſt. Berühmt iſt folgende Urkunde von 1256, durch welche Edle der Edelheit und Freiheit entſagen, und ſich in den Dienſtmannenſtand begeben: Wir Heinrich und Otto, Ritter, Gebrüder genannt von Barmſtede, entſagend unſrer Edelheit und Freiheit mit freiem Willen, ſind geworden Dienſtmannen der bremer Kirche, der heiligen Jungfrau Maria, dem heiligen Petrus, dem Apoſtel zu Bremen und dem ehrwürdigen unſern Herrn G. dem zweiten Erzbiſchofe zu Bremen, und ſeiner Kirche zu Bremen, leiſtend körperlich den Eid, wie der bremer Kirche Dienſtmannen zu thun gewohnt ſind, ſchwörend, daß wir ihm und der genannten Kirche als Dienſtmannen treulich ewiglich dienen wollen. Unſre Frauen, ſchon gebornen Kinder, und die, welche noch geboren werden, werden daſſelbe thun, wenn unſer Herr der Erzbiſchof oder ſein Bote ſie dazu verlangt[52]. Kaiſer Friedrich I. ſagt von dem Burggrafen Dietrich von Kirchberg: Dietrich unſer Dienſtmann von Kirchberg, und von ſeinem Vater: Otto, Edler von Kirchberg[53]. In einer Urkunde vom J. 1191 führt der Biſchof Bertold von Naumburg auf: Edle: Markgraf Konrad, Th. Graf, Albert von Drewiſk, Heidenreich von Weta, Heinrich von Salza. Des Reiches und unſre (nämlich des Biſchofs) Dienſtmannen: Heinrich von Wida, Heinrich und Otto Gebrüder von Cedeliz, Tiderich und Heinrich von Breitenbach, und ſo werden nun noch mehre Dienſtmannen[54] genannt. Alſo nicht einmal die Reichsdienſtmannen galten als edel zur Zeit der Blüthe der Dienſtmannſchaft, daher man[55] aus der ſpätern Zeit, wo Reichsdienſtmannen[56] und auch biſchöf-

---

famuli genannt werden, welche uns auf Ritter und Knechte, und nicht auf Dienſtmannen zu beziehen ſcheinen, und die wir deshalb nicht berückſichtigen, da auch überdies, wie wir im Abſchnitte Dienſte aus dem Dienſtmannenrechte des Kloſters S. Maximin ſahen, die Dienſtmannen ihre Knechte (famulos) hatten.

47) Urk. bei *Eccard*, Censura diplomatis Osnabrugensis, p. 142, 143.

48) Clientes werden auch in Konrads Urkunde über Weißenburg dieſelben genannt, die in der nämlichen Urkunde servitores heißen.

49) Urkunde des Kaiſers Wenzel bei Lünig, Reichs-Archiv, Document der Grafen von Bentheim, S. 6.

50) Urk. des Kaiſer Friedrichs III. bei Lünig a. a. O. Hanauer Documente, S. 55.

51) Daß die Reichsdienſtmannen über edle Ritter geboten, behauptet Glafey S. 101 aus dem Beiſpiele der Voigte von Plauen, welche Reichsdienſtmannen waren, bewieſen zu haben. Er hatte nämlich S. 59 u. 60 aus Urkunden vom J. 1327 (bei Lünig, S. 203 u. 204) Stellen ausgehoben, in welchen Vaſallen der Voigte von Plauen aufgeführt werden: Die geſtrengen Ritter Thoſſo von Schöneck, und ſein Sohn Konrad, Dietrich von Toſſenwelt, Konrad genannt Sock, und ſein Bruder Rittersmann (militaris) Heinrich von Machwitz, Eberhard von Widerſpertz, Konrad von Milin, und Henczlin, genannt Röder Rittersmann (militaris), und in andern als Zeugen unterſchrieben: „Und wir Thoſſo von Schöneck, Arnold von Walchenſtein, Gazko von Menika, Heinrich von Machwitz, Konrad von Sack, Nicolaus von Dobeneck, und Heinrich genannt Röder, Rittersleute (militares seu armigeri) der genannten unſrer Herren von Plauen, deren Mannen (homines) und Vaſallen wir ſind." Aber ſind dieſes denn Edle? Es ſind ja nur erſt die Beſtandtheile, aus welchen ſich der niedre Adel zu bilden anfing. Daß ſie Edle, läßt ſich weder daraus ſchließen, daß ſie Ritter waren, noch aus dem von abnehmen. Das von hat auch Eſtor'n, aber auf eine andre Weiſe, irre geführt, nämlich S. 134, 135, 164, 165, 202, 206, 258, 259, 260—269, wo er Urkunden benutzt, in welchen hörige Menſchen mit von vorkommen, ſchließt er, daß dieſes Dienſtmannen geweſen ſein müßten. Aber dieſer Schluß iſt nur inſoweit richtig, daß jene hörigen Menſchen mit von nicht Sklaven (Leibeigne in ſtrengſter Bedeutung), ſondern aus der Claſſe der Halbfreien waren, welche ein Lehn oder Alod an den Orten beſaßen, von welchen ſie genannt werden. Eſtor erblickt überhaupt in allen hörigen Leuten, welche nicht Leibeigne (mancipia, servi, homines proprii), ſondern Perſonen der höheren Claſſe der Unfreien waren, Dienſtmannen, während doch nur die Dienſtmannen einen Theil jener Halbfreien oder Unfreien höherer Claſſe bildeten, und aus ihnen hervorgegangen und hervorgingen.

52) Urk. bei *Lindenbrog*, Scriptt. Privileg. Arch. Hamburg. (Nr. 73. Ausg. von Fabricius, S. 175.

53) Urk. von 1181 bei Avemann, Beſchreibung von d gräfl. Geſchlechts von Kirchberg, Urkundenbuch Nr. 13, S. 10, 11.

54) Urk. bei *Schöttgen u. Kreyssig*, Diplomataria. T. II. p. 437.

55) Z. B. Glafey.

56) So z. B. wird Johann von Lichtenberg des Königs und

liche [57]) Edelleute genannt werden, nicht beweiſen kann, es wären auch früher, wo es nur einen Adel, nämlich den ſpäter ſogenannten hohen gab, die Dienſtmannen zu dem Adel gerechnet worden. Dem Gegenſatze der Dienſtmannen zu den Edeln und Freien begegnet man im 11., 12. und der erſten Hälfte des 13. Jahrh. ſo häufig, daß es einen ſtarken Band füllen würde, wenn man die Stellen der Urkunden, der Geſchichtſchreiber und Dichter, welchen Grafen, Freie, Dienſtmannen eine der geläufigſten Redensart iſt, verzeichnen wollte. Da ſich jeder von dieſer Wahrheit, wenn er irgend eine Urkundenſammlung durchblättert, überzeugen kann, ſo halten wir es für überflüſſig, Beiſpiele zu geben, wiewol auch dieſe lehrreich wären. So z. B. als man im 11. Jahrh. anfing, ſich und andre nach den Beſitzungen zu nennen, wurde dieſes bei den Freien früher üblicher und durchgängiger, als bei Dienſtmannen. Ferner erſieht man aus den mainzer Urkunden bei Gudenus, daß der Rheingraf, Graf vom Rheingau Embricho, weil er Dienſtmann iſt, nicht mehr weder unter die Grafen noch unter die Edeln gerechnet wird. Ungeachtet der Gegenſatz zu Edel und Frei uns überall entgegentritt, ſo finden wir doch auch ſelbſt ſchon um die Zeit der Blüthe der Dienſtmannſchaft Dienſtmannen Edle genannt, aber nur ausnahmsweiſe, theils aus beſondrer Höflichkeit, theils um daran zu erinnern, daß der Dienſtmann aus edlem Geſchlecht entſproſſen; denn man ſuchte eben darin den Glanz, daß die Dienſtmannen, welche die Oberſtellen bekleideten, aus edlem und freiem Geſchlechte hervorgegangen. Aber keinen Grund der Eintheilung kann dieſes geben, noch kann man daraus beweiſen, daß die Dienſtmannen zu den Edeln gehört, wie man beides verſucht hat. Die aus edlem Geſchlecht entſproſſenen Dienſtmannen hatten keine beſondern Vorrechte, ſie waren wie die andern unfrei. Erzbiſchof Burkhard von Magdeburg ſchenkt den 14. Jan. 1299 den „edlen Mann" Heinrich, Schenken von Apolda, Dienſtmann ſeiner Kirche, dem Erzbiſchofe von Mainz und deſſen Kirche zum Dienſtmann auf ewiglich, und entſagt allem Rechte, welches er bisher an dieſem ſeinen Dienſtmanne gehabt hat. Die Urkunde lautet ganz ſo, als wenn ein Dienſtmann aus unfreiem Geſchlechte verſchenkt wird [58]). Der Verſchenkte bekennt dann den 30. Jun. 1299 auch in einer eignen Urkunde, daß er verſchenkt worden, fügt zwar hinzu: auf ſein Verlangen; hierauf ſetzt er feſt und gelobt treulich, daß wenn er jemals eine Weibsperſon aus dem Geſchlechte andrer Dienſtmannen als der der mainzer Kirche zur Frau nehmen würde, die mit ihr gezeugten Söhne kein Recht haben ſollten, den Namen und das Amt eines Schenken, welches ihm der Erzbiſchof vorlängſt verliehen, zu verlangen oder zu haben. Dem aus edlem Geſchlecht Entſproſſenen wurde alſo, wie jedem andern Dienſtmanne (ſ. den Abſchn. Heirathen und Kinder), zugemuthet, ſich mit einem Dienſtweibe zu verheirathen. Auf ſeine Edelheit wird nicht die geringſte Rückſicht genommen, er nennt ſich in der Urkunde auch blos: Heinrich, Schenke von Apolda, Sohn des weiland Schenken Dietrich [59]). Daß man jenes Verſprechen für nöthig hielt, lag nicht darin, daß der Verſchenkte aus edlem Geſchlechte war, ſondern man hielt dieſe Vorſicht für nöthig, weil er aus einem mächtigen Geſchlechte war. Man könnte alſo höchſtens eine Eintheilung der Dienſtmannen in Mächtige und minder Mächtige gelten laſſen, welche aber keine beſtimmten Grenzen, und ihren Grund nicht in verſchiednen Rechten, ſondern blos in Rückſichten hätte. Beiſpiele, wo Dienſtmannen edle genannt werden, ſind ferner: Bei dem Aufſtande der Italiener gegen die Teutſchen im J. 1197 nach dem Tode des Kaiſers Heinrich VI. wurden in der Burg zu Falkenberg bei Viterbo welche von des Herzogs Philipp, des Bruders des Kaiſers, Geſindeſchaft erſchlagen, unter ihnen Friedrich ein Edler, ſein Dienſtmann von Tanne, der Bruder des Truchſeſſes, der es zur Zeit war, als der Verfaſſer des Chron. Ursperg. [60]) ſchrieb. Gewiſſe edle Dienſtmannen von der augsburger Diöces wurden bei dem Aufſtande der römiſchen Bürger erſchlagen, als Otto IV. ſich vor dieſer Stadt befand. Es ſind dieſe und andre Dienſtmannen, welche edel genannt werden, keine andern, als die, welche gewöhnlich den Edeln und Freien entgegengeſetzt werden, und ſie werden nur uneigentlich edel genannt, entweder weil ſie aus edlen Geſchlechtern ſtammten, welche Edelheit aber durch das Dienſtmannenverhältniß verloren gegangen, oder weil ſie reiche und mächtige Dienſtmannen waren.

Unterſcheidung der Dienſtmannen von den Herren. In der Beſchwörung des Landfriedens vom J. 1255 heißt es: Philipp von Trachenfels, Philipp von Falkenſtein, der Herr von Strahlbach (Stralenberg), der Schenke von Erbach [62]), Wernher Truchſeß von Alzera [63]). In einer andern Urkunde findet ſich dieſe Unterſcheidung noch deutlicher: Dieſe ſind die Herren, Dienſtleute, Ritter und Knechte. Zum erſten die Herren, Herr Dymont von Lichtenberg, Herr Johannes von Rappoltzſtein [64]) ꝛc.

Dienſtherren. Unter dieſen verſtehen wir hier nicht die Herren der Dienſtmannen, ſondern Dienſtherren nannten ſich in Öſterreich und Steiermark die Dienſtmannen, die ſich zu Landherren emporgeſchwungen, ſo z. B. Urkunde vom J. 1309: Ich Chunrad gehaizzen von Puechberg, Dienſtherr in Öſterreich; Urkunde von 1309: Ich Dietrich, gehazzen der Puechberger von Wazzerberch, Dienſtherr in Öſterreich; Urk. von 1295: Ich Leutold von Churing, Schenke in Öſterreich ꝛc. Gezeug ſind Alber von Weitrach meines Vettern ſun Herr Alber von

---

des Reichs Dienſtmann im Briefe vom J. 1391 vom Kurfürſten von der Pfalz genannt.

57) So wird in Urk. von 1301 (Reichsarchiv P. S. Cont. 2. App. ad diplom. Sax. p. 5) Richard von Alsleben unter den Edelleuten aufgeführt. 58) Urk. bei *Gudenus*, Cod. Diplom. I. Nr. 434. p. 915, 916.

59) Urkunde bei Gudenus, a. a. O. Nr. 436, S. 917. 60) Chron. Vrsperg. p. 108, 135. 62) Später nannten ſich die Schenken von Erbach Herren. 63) Formulae pacis publicae, bei *Leibnitz*, Mant. Cod. Jur. Gent. P. II. p. 97. 64) S. Urk. bei *Wencker*, De Pfalburgeris, p. 73.

Hohenſtein, Hadmar und Rapol von Valchenberg: diu Dienſtherren. — — Heinrich mein ſchreiber, Otto von Pargarn, Heinrich der Schwellenbekke mein Ritter ꝛc. Die letztern ſind des Schenken Konrads Leute, die erſtern andre öſterreichiſche Dienſtmannen; Urkunde von 1300: Gezeug des Dinges ſind Her Leutold von Chuenring, Her Steffan von Miſſaw, Her Ulreich der Streun, Her Alber von Hohenſtain, Her Haug der Turſe von Lichtenfells, Her Chunradt von Pueberch, Her Wulfing ſein Sun, die Dienſtherren. — Her Wolfgang, Her Friedrich die Ritter; und ſo in vielen andern Urkunden des 14. Jahrh., auf welche wir unten verweiſen, kommen die öſterreichiſchen Dienſtherren vor. Daß unter dieſen Dienſtherren Dienſtmannen zu verſtehen, lehren die lateiniſchen Urkunden, in welchen dieſelben Perſonen ſich Miniſterialen Öſterreichs, oder auch blos Miniſterialen nennen; auch geben ſie in den teutſchen Urkunden der Wahrheit bisweilen die Ehre und nennen ſich Dienſtmannen, z. B. Urkunde von 1313: Ich Ulreich der Streun von Schwartzenowe Dienſtmann in Öſterreich, während ſich die andern Streuen von Schwarzenau in andern Urkunden, ſo z. B. Urkunde von 1321 Dienſtherrn betiteln, und auch Ulrich ſelbſt in einer Urkunde von 1312 von Popp von Liebenwerk, Dienſtherren in Öſterreich Dienſtherr genannt wird. Auch in Steiermark brauchten die Dienſtmannen dieſe einen Widerſpruch in ſich enthaltende Benennung von ſich, z. B. Urk. von 1320: Wir Ruedolf von Liechtenſtein, Dienſtherre und Chamrer in Steier. Dieſe Dienſtmannen betrachteten ſich und wurden betrachtet nämlich zu jener Zeit nicht mehr als Dienſtmannen des Fürſten, ſondern des Landes. In der Urkunde von 1359, in welcher Erzherzog Rudolf IV. von Öſterreich die Belehnung mit dem Jägermeiſteramt im Beiſein aller ſeiner Herren, Dienſtleute und Mannen, Ritter und Knechte, und nach guter Vorbetrachtung und weiſem Rathe ſeiner Herren, Dienſtmannen, Mannen und Getreuen ertheilt, werden unter den Zeugen unmittelbar nach den Grafen aufgeführt: Steffan von Meiſſaw Obriſter Marſchalk, Peter von Ebersdorf Obriſter Kamrer, Haydenreich von Meiſſaw Obriſter Schenk, Alber von Puchhaim Obriſt Drukſetz in Öſterreich. Friedrich von Pottow Obriſter Marſchalk, Rudolf Ott von Liechtenſtain von Muraw Obriſter Kamrer, Friedrich von Walſe Obriſter Schenk, Friedrich von Stubenberg Obriſter Druchſetz in Steyr, Friedrich von Auffenſtein Obriſter Marſchalk, Herman von Oſtrawitz, Obriſter Schenk, Hartneid der Krieger Obriſter Druchſetz, und der Kamrer in Karndten. Herman von Landenberg unſer Land-Marſchalk in Öſterreich, Eberhart von Walſe von Lintz unſer Hauptman ob der Ens, Eberhart von Walſe von Gretz unſer Hauptman in Steyr. Perchdolt von Pergaw unſer Hofrichter, Chol von Seldenhove unſer Hauptman zu Porkenaw und zu Peuſcheldorf, Hainrich von Hangenberch unſer Hofmaiſter, Pilgtein der Strewn unſer Hofmarſchalk, Friedrich von Walſe von Drozendorf unſer Kammermaiſter, Johann von Prum unſer Küchimayſter, Hainrich von Prum unſer Schenk ꝛc. Die urſprünglichen Dienſtmannen der Herzöge ſind alſo zu Dienſtmannen des Landes geworden, und der Herzog hat wieder beſondre Dienſtmannen[65]. Im Bitterolf (S. 135) wird vom Lande zu Steier (Steiermark) geſagt: „Es hat edler Ritter viel und viel edle Dienſtmann." Nicht minder werden die Dienſtmannen in Öſterreich in Urkunden des 14. Jahrhunderts Edle und edle Herren genannt[66].

Blüthe der Dienſtmannen. Dieſe fällt in die zweite Hälfte des 11. Jahrh., in das 12. und die erſte Hälfte des 13. Jahrh. In dieſer Zeit begegnen wir in Urkunden, Geſetzen, Geſchichtbüchern und Gedichten den Dienſtmannen am häufigſten. In dieſer Zeit findet man auf den Gegenſatz zwiſchen Edlen, Freien und Dienſtmannen am häufigſten aufmerkſam gemacht. Hier findet man am häufigſten von Thaten, vorzüglich auch Kriegsthaten, der Dienſtmannen erzählt. Wenn es heißt, die Dienſtmannen dieſes oder jenes Stiftes führten dieſes oder jenes aus, ſo iſt häufig zu vermuthen, daß es die Dienſtmannen nicht allein thaten, ſondern von Dienſtmannen allein darum nur die Rede iſt, weil die Dienſtmannen an der Spitze der Mannen ſtanden. Wenn die Blüthe der Dienſtmannſchaft grade in die Zeit fällt, wo die Feſſel des Lehnsweſens wegen Erblichkeit der Lehen und weil überhaupt jede Form Haltbarkeit nur für eine beſtimmte Zeit hat, zu erſchlaffen angefangen, ſo kann man mit Recht vermuthen, daß die Fürſten ſich ſoviel Dienſtmannen als möglich darum verſchafften, weil ſie enger an den Herren als die Mannen geknüpft waren. Ihre eigentlichen Ämter waren zwar die Hofämter, nichtsdeſtoweniger mußten ſie aber auch Kriegsdienſte thun. Der Herr brauchte ihnen zwar, wenn er ihre Dienſte nicht wollte, kein Lehn zu geben, und konnte ihnen das Lehn als Strafe entziehen. Aber die Dienſtmannen mußten nothwendig in des Herren Dienſt treten und darin bleiben, und konnten ſich durch Auflaſſung des Lehns vom Dienſtverbande nicht befreien[67]. Wie ſich die Dienſtmannen an die Perſon gebunden hielten, lehrt dieſes berühmte Beiſpiel: Otto IV. fürchtete, daß die Philippen gehörigen Dienſtmannen nicht leicht ſich ſeiner Kaiſerherrſchaft unterwerfen, ſondern zu ihren angebornen Herren zurückkehren würden. Er heirathete daher im J. 1212 Philipps Tochter, die Herrin aller dieſem Geſchlechte gehörigen Sagen[68]. (Die Hohenſtaufiſchen Dienſtmannen waren nämlich, als ihre Herren auf den Thron ſtiegen, zu Reichsdienſtmannen geworden.) Als Otto's Gattin aber wenige Tage nach der Hochzeit ſtarb, fielen die meiſten Dienſtmannen des Reiches vom Kaiſer ab, und dieſes entſchied, da die Fürſten hernach auch daſſelbe thaten[69], den Verfall ſeiner Macht. Sigfrid, Biſchof von Augsburg, ein Dienſtmann Philipps von Schwaben, geborner von Rechenberg, liebte auch als Biſchof noch ſeine wahren Herren[70] (die Hohenſtaufen) mehr als den Kaiſer Otto IV., ungeachtet dieſen der Papſt begünſtigte. Wie umfaſſend das Dienſtmannenweſen im 12. und 13. Jahrh. war, ſpiegelt ſich auch in den zu jener Zeit geſungenen Heldenliedern ab. So in Wirnts Wigalois (Z. 8714. S. 321) als der Graf Morale ſich zu Larien begibt: mit ihm ſeiner Dieneſtmann drei Hundert, und ein ſein Genoß, der war von Geburte groß, des Grafen Sohn von Leordarz; ſo heißt es Z. 9308. S. 342 von Wigalois: die Fürſten und ihre Dieneſtmann empfingen wohl den werthen Degen der des Landes ſollte pflegen, und ihrer rechten Frauen; und Z. 9856. S. 361: Der König ſoll das wiſſen, die Fürſten und ihre Dieneſtmann, daß das Laſter iſt gethan auf ihre Ehre.

---

[65] Über die Dienſtmannen, die ſich Dienſtherren nannten, ſ. und vgl. die Urkunden bei *Ludewig*, Reliq. Manuscr. T. IV. p. 54, 55, 60, 61, 62, 72, 73, 74, 75, 87, 106, 108, 114, 124, 125, 126, 149, 152, 153, 169. Vgl. S. 11 und 12 der Praefatio, wo Ludewig ſagt, was jeder der Dienſtherren für das Land beſorgen müſſen, was aber natürlich größtentheils blos als wahrſcheinliche Muthmaßung gelten kann. [66] S. die Nachweiſungen bei *Glafey*, De vera ministerialium indole, p. 29 u. 30, wobei aber ja nicht zu vergeſſen, daß es im 14. Jahrhunderte geſchieht. [67] Zwar ſagt ein Neuerer, der Zuſtand der ehemaligen adeligen Dienſtleute ſei inſofern allerdings beſchwerlich geweſen, daß ihre Dienſtverbindlichkeit auch auf ihre Kinder überging, daß man ſich derſelben nicht anders, als durch Manumiſſion oder Refutation des Beneficiums, dem ſolche anklebte, entledigen konnte ꝛc. Aber die Dienſtverbindlichkeit, nämlich die Verbindlichkeit, in des Herren Dienſt zu treten, haftete an der Perſon, und nur die Verbindlichkeit, die Dienſte wirklich zu verrichten, war durch den Empfang des Lehns bedingt.

Mißbräuche. Ungemein lehrreich in dieſer Beziehung iſt Folgendes, weil daraus zugleich erhellt, was den Dienſtmannen eigentlich zuſtand. Der Abt Wicbold von Corvey klagte im J. 1150 dem Könige Konrad die Beſchwerden, welche von ihren Truchſeſſen und Schenken gewiſſe ſeiner Vorgänger und er ſelbſt erlitten. Nämlich die Truchſeſſen und Schenken, und übrigen, welche im Hauſe des Abtes von Corvey die Dienſtſtellen, welche gewöhnlich Ämter genannt wurden, innehatten, hatten in dieſen Ämtern ſich gewiſſe Mißbräuche angemaßt. Alle Lebensmittel und das ganze Vermögen des Hauſes ihres Herren hielten ſie unter ihrer Gewalt und übertrugen, ohne ihren Herren zu befragen, wem ſie wollten, dieſe Güter zur Verwahrung und rückſichtloſen Vertheilung, und maßten ſich in dieſen Ämtern ſolche Macht an, daß ſie ihre Herren offen und gleichſam, als wenn es zu ihrem Rechte gehörte, verhinderten, die Schlüſſel und die Aufſicht über die Gegenſtände anzuvertrauen. Sie pflegten nämlich von den Sachen ihrer Herren ihre eignen Geſindeſchaften zu unterhalten, und ihre Ritter[71] zu weiden, und zwar ſo ſehr, daß ſie in ihren eignen Häuſern meiſtens ebenſo viel oder mehr, als ihre Herren von dem Vermögen derſelben, welches ſie bewahren ſollten, verwandten. Als der Abt Wicbold dieſe Verſchleuderungen ſeines Gutes abſtellen wollte, widerſetzte ſich einer ſeiner Dienſtmannen Raban, der damals das Truchſeſſenamt verwaltete, mit ſeinem Bruder Luidolph und andern ſeiner Blutsverwandten, und verſicherte unter Drohungen, er werde, ſo lange er lebte, die Gewalt ſeines Amtes, welche er bisher in jenem Hauſe gehabt, nicht aufgeben, ſodaß er unter ſeiner Herrſchaft alle Victualien ſeines Herren behalten und Gewalt haben wollte, davon zu ertheilen, wem ihm beliebte, und er über das Gegebene und Empfangne ſeinem Herrn keine Rechenſchaft abzulegen brauchte, und dem Abt Niemandem die Schlüſſel über ſeine Sachen anzuvertrauen erlaubt ſei, als dem, welchen der Truchſeß beſtellt. Durch ein Gericht der corveyer Dienſtmannen wurde dem Truchſeß alle ſolche Herrſchaft, die er ſich über die Güter des Abtes angemaßt, namentlich alle Gewalt der Anvertrauung der Schlüſſel und der Verwahrung der Sachen ſeines Herren abgeſprochen, und dem Abte die Macht zuerkannt, ohne Zuratheziehung des Truchſeſſes und Schenken die Schlüſſel und Verwahrung ſeiner Sachen, wem er immer wollte, anzuvertrauen. Dem Truchſeſſen aber und dem Schenken dieſes Urtheil zugeſprochen, daß ſie ohne Willen des Abtes von ſeinen Lebensmitteln zu geben, durchaus keine Gewalt hätten, ſondern wenn ſie ihrem Herren nach Schuldigkeit ihres Amtes am Tiſche gedient, ſo ſollten ſie dieſe Ehre von ihrem Amte haben, daß ſie, wenn der Herr ſich erquickt hätte, mit den übrigen Dienern von den Gütern ihres Herren erquicken und außer dieſer keine andre Gewalt über die Sachen ihres Herren üben ſollten. Da aber Raban mit dieſem Rechtsſpruche ſeiner Genoſſen ſich nicht beruhigte, wandte ſich der Abt an den König Konrad. Dieſer befragte auf dem Hoftage zu Speyer im J. 1150 die Reichsdienſtmannen, und ſie fällten ein gleiches Urtheil. Eine andre Beſchwerde hatte auch derſelbe Raban den Brüdern des corveyer Kloſters zuzufügen ſich erkühnt. Er hatte nämlich innerhalb der Mauern und dem Kirchhofe ſich eine Erbwohnung zugeeignet. Vergebens ermahnte ihn ſein Herr, die Mönche und ſeine Genoſſen davon abzuſtehen. Da ſprach ein Dienſtmannengericht ſowol ihm als jedem Weltlichen ein ſolches Lehn auf dem Kirchraum ab, und daß kein Abt ein ſolches Lehn habe ertheilen können. Da Raban ſich noch widerſträubte, wandte ſich auch hierüber der Abt an den König und dieſer befragte ſeine Dienſtmannen. Sie hielten ein Gericht und ſprachen dem Truchſeß die Erbwohnung auf dem Kirchraum ab. Noch eine andre Verwegenheit hatte ſich Raban erlaubt, und ſich eine Erbwürde zugeeignet, welche er Burggrafſchaft nannte, und ließ ſich ſelbſt Burggrafen nennen, während doch alle Äbte ſtets die Gewalt gehabt, alle Vergehungen innerhalb der Mauern entweder ſelbſt zu beſtrafen, oder dem Kämmerer oder dem Truchſeß oder jemandem vom Geſinde (familia) die Beſtrafung ohne irgend eine ſtets bleibende Gewalt anzuvertrauen. Von dieſer Gewalt machte Raban einen ſolchen Gebrauch, daß er ſie Burgbann nannte, und nach Weiſe eines Großmächtigen oft innerhalb der Mauern dingte (Gericht hielt), und dieſe Dinge (Gerichte) Burgding nannte. Zu dieſen Gerichten wurden der Mönche Küchenknechte, Knechte von der Bäckerei und von anderm Dienſte zu kommen gezwungen. Konnten ſie vom Dienſte bei den Brüdern verhindert nicht erſcheinen, ſo wurden ſie von den Knechten Rabans mit Gewalt und Schmach dahin gezogen, und Brod und Speiſe der Mönche unbereitet zu laſſen genöthigt. Dieſe Verwegenheit ward wegen der Burggrafſchaft nach dem Spruche der Reichsfürſten, da nach den dem Kloſter von den Königen und Kaiſern ertheilten alten Freiheiten kein Herzog, kein Graf, keine andre weltliche Macht innerhalb der Mauern des Kloſters Gericht halten durfte, wie viel weniger ein Dienſtmann, dem Truchſeß, ſowie auch die beiden andern Anmaßungen durch einen königlichen Brief unterſagt 72). — Nun auch einen Mißbrauch gegen die Dienſtleute. Die Unfreiheit, in welcher der Dienſtmannenſtand ſich befand, drohte Gliedern deſſelben nicht ſelten die Gefahr, in den Sklavenſtand herabgedrückt zu werden, und ihr waren ſelbſt die Nachkommen Edler ausgeſetzt, wenn dieſe ſich und ihre Kinder zu Dienſtmannen gegeben. Ein Beiſpiel gibt der edlen Guntzirk Nachkommenſchaft. Guntzirk hatte zwei Töchter, Meduni und Adalpurk, Meduni vier Töchter und zwei Söhne, Adalpurk vier Töchter, Hiltikart, Ata, Villirun, Peruſwint. Über dieſe Peruſwint und ihre Söhne Dietpert und Konrad erhob ſich unter dem Ritter von Freiſingen und ſeinem Voigt Otto eine Unterſuchung, daß ſie der heiligen Maria und dem heiligen Corbinian ſklaviſch dienen 73) ſollten. Endlich bei Beendigung dieſes Rechtsſtreites zu Veringen wurde der Vertrag beſtätigt, welchen die edle Frau Guntzirk mit dem Biſchof Abraham geſchloſſen hatte, nämlich daß Peruſwint und ihre Söhne und Töchter Adalhild und Pertha, und ihre übrigen Nachkommen und alle aus Guntzirks Verwandtſchaft von aller Zumuthung zu Sklavendienſt 74) befreit ſein ſollten, nur daß, wie der Vertrag lautete, die männlichen Nachkommen belehnt als Kleriker (Schreiber) oder Kämmerer oder Schenk oder Truchſeß dem jedesmaligen Biſchofe — dienen ſollten 75). Auf der andern Seite wußten ſich Dienſtmannen ungerechter Weiſe in Freiheit zu ſetzen. Als eins der Leiden des bekannten Erzbiſchofs Anno's von Cöln wird aufgeführt, daß ein Dienſtmann, welchen er ſelbſt der cölner Kirche erworben und mit Gütern über ſeine Geburt bereichert, das Joch der kirchlichen Knechtſchaft abgeſchüttelt, und ſich in Freiheit ungerechter Weiſe vor Gericht 76) zu großer Schmach des Biſchofs in Freiheit geſetzt.

---

[68] Chron. Vrspergense p. 134 bei *Christmann*. [69] Lüneburger Zeitbuch bei *Eccard*, Corp. T. I. p. 1400. Anonymus Saxo, Hist. Imp. bei *Mencke*, Scriptt. T. III. p. 119. Wie die Baiern und Schwaben wegen des Todes ihrer Erbherrin von Otto IV. abfallen, ſ. bei F. Wachter, Geſch. Sachſens, 2. Th. S. 273; vgl. 3. Th. S. 390. [70] Chron. Vrsperg. p. 133, 134. [71] Zugleich ein Beiſpiel, wie Dienſtmannen ihre Ritter haben.

Verfall der Dienſtmannſchaft. Schon zur Zeit der Blüthe zeigten ſich einzelne Umſtände, die ihn veranlaßten. Das lüneburger Zeitbuch berichtet zum Jahre 1146: In dieſem Jahre geſchah ein ungehörtes Ding, des Reiches Dienſtmannen und andrer Herren Dienſtmannen wollten ohne der Herren Willen richten an den Landen, das ward widerthan 77) (das ward abgeſtellt). Viele Dienſtmannen des Herzogs Friedrich von Öſterreich und Steiermark verbanden ſich im J. 1238 gegen ihren Herrn, der von allen ſeinen Nachbarn bekriegt, mehre Heerfahrten hatte thun müſſen 78). Dienſtmannen des Markgrafen Dietrichs des Bedrängten von Meißen, deren Bauern durch die Vögte und Gerichtsdiener deſſelben mit Beden (bittweiſe verlangten Beiſteuern) und Eintreibungen von Abgaben bedrückt wurden, vereinigten ſich im Jahr 1215 gegen ihren Herrn, und ſandten welche ab, ihn um das Leben zu bringen 79). Der Abt Wiedekind von Corvey will 1191 die Brunsburg wiederherſtellen, wird aber daran von ſeinen Dienſtmannen von Amlunx verhindert. Ihr Helfer war der Graf von Waldeck. Die Dienſtmannen von Amlunx nebſt einigen Nachbarn verwüſten im Jahr 1176 das Gebiet des Kloſters Corvey. Der Abt Konrad fängt daher an, die Wilburg zu bauen, um dieſe räuberiſchen Menſchen im Zaum zu halten 80). Während der verderblichen Zwietracht des Kloſters St. Gallen durch die zwieſpältige Wahl Heinrichs von Twiele und Manegold's von Mammern von 1122 bis 1124 theilten die Mannen des Gotteshauſes ſich in ſeine Beſitzungen, wählten ſich die Dienſtmannen die beſten Hufen ſeiner Höfe 81) aus, da beide Äbte um die Wette belehnten, und dieſe Belehnungen blieben auch in den friedlichen Zeiten gültig. Der Hauptgrund des Verfalls der Dienſtmannſchaft, dieſer ſtrengeren Form des Lehnsweſens, ſowie des Lehnsweſens überhaupt lag in der Erblichkeit der Ämter und Lehn. Sie mit dem Ritterſchwert begabt machten ſich von ihren Herren immer unabhängiger. Das Ritterſchwert erhob auch die Dienſtmannen weit über die Bürger und Bauern. So kam es, daß die Dienſtmannſchaft, dieſer urſprüngliche Gegenſatz zu Edel und Frei, ſelbſt einen Theil eines eignen Adels, bildete, der über die Reſte der alten Freilingen den freien Bauleuten 82), welche ſich vor dem Schwerte des Dienſtmannes beugen mußten, ſich ſtolz erhob 83).

---

72) S. Urk. bei *Paullini*, De Advocatis Monasterii, im Syntagma, p. 568. Am Schluſſe ſind die Pfaffenfürſten und Laienfürſten genannt, die mit ihren Dienſtmannen zugegen waren. 73) serviliter obedire. 74) ab omni servili anxietate. 75) beneficiati aut clericali aut camerali aut pincernali aut dapiferali servitio. Notitia vetus bei *Meichelbeck*, Hist. Frinsing. p. 246. 76) violento quodam jure fori, ſagt Lambert von Heersfeld (gewöhnlich von Aſchaffenburg genannt), Krauſe's Ausg. S. 199, ohne etwas Näheres anzugeben. 77) Lüneburger Zeitbuch bei *Eccard*, Corp. Hist. T. I. p. 1379.

78) Chron. August. bei *Freher*, p. 372. 79) Wie ſie an Ausübung dieſes Vorhabens verhindert wurden, ſ. bei F. Wachter, Geſch. Sachſens, 2. Thl. S. 281. Vgl. 3. Th. S. 393. 80) Annal. Corbeiens. bei *Paullini*, Syntagma p. 397, 398. 81) Casuum S. Galli Cont. II. cap. 8, bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. 82) Ein Beiſpiel eines ſolchen freien Baumanns, deren Tochter ſein edler Herr, ohne eine Misheirath zu begehen, heirathen konnte, weil ſie ebenſo frei, als er war, während er die Tochter eines Dienſtmannes nicht hätte nehmen können, ſ. in Hartmanns von der Aue Armem Heinrich. In Moſers Teutſchem Staatsarchive 1751, 3. Th. 6. Cap. S. 91 wird zwar behauptet, daß die Vermählungen der Herzöge mit den Töchtern der Dienſtmannen ohne Anſtand für ſtandesmäßig geachtet worden. Man vergl. hiermit unſern Abſchnitt Heirathen und Kinder der Dienſtmannen. Nur bemerken wir hier noch, daß man Dienſtmannen zumuthete, uneheliche Töchter der Herzöge zu heirathen (ſ. ein Beiſpiel bei v. Lange, Bairiſche Jahrbücher, wo ein Herzog von Baiern ſeine uneheliche Tochter an einen Dienſtmann verheirathet), wodurch die Dienſtmannen ſehr tief geſtellt werden. Doch kommt, aber etwas Ungewöhnliches, ein Dienſtmann Wolfram als Schwiegerſohn des Grafen Albert vor (Urk. bei *Gudenus*, Syllog. Dipl. I. p. 59). 83) Von den Stellen aus *Kranz*, Metropol. Lib. I. c. 2. Lib. II. c. 11, welche ſich faſt in allen Schriften, wo von den Dienſtmannen gehandelt wird, vorfinden, mögen hier nur die Worte ſtehen: quod est arrogan-

Daß aus den des Ritterſchwertes fähigen Dienſtmannen und den unfreien Rittern ſich eine eigne Art Adel bildete, hierzu liegt der Keim ſchon früh darin, daß ſie vor ganzen Städten und einzelnen Bürgern genannt werden, wovon ſich zahlreiche Beiſpiele in Urkunden finden. Dieſe Stelle ihren Dienern einzuräumen, waren ihre Herren um ſo geneigter, da ſie ſelbſt durch den Vorzug ihrer Diener vor den Bürgern einen größern Glanz zu erlangen glaubten, und hatten auch darin nicht ganz Unrecht, da ja auch die Mehrzahl der Bürger aus Unfreien hervorgegangen[84]. (*Ferdinand Wachter.*)

DIENTEN, Dorf im niederöſterreichiſchen Kreiſe Salzburg, welches dem Thale, worin es liegt, und dem Bache, der hindurchfließt, den Namen gegeben hat (Dienententhal, Dientenbach). — Es iſt daſelbſt eine Eiſenhütte, die jährlich an 1300 Ctnr. Eiſen liefert. (*H.*)

DIEPENAU, Amt und Flecken im Königreiche Hanover in der Landdroſtei gleiches Namens. 1) Amt. Es bildet einen Theil der obern Grafſchaft Hoya, und wird begrenzt im Norden und Oſten durch die hanoverſchen Ämter Ehrenburg-Bahrenburg, Uchte und Stolzenau, im Süden und Weſten durch den preußiſchen Regierungsbezirk Minden; es beſteht aus dem einzigen Pfarrdorfe Lavesloh, zu welchem der Flecken Diepenau und mehre Dörfer gehören und zählt in 663 Feuerſtellen 5595 Einwohner. Der eben nicht beſonders fruchtbare Boden wird bewäſſert durch die Wiekenriede, einem Nebenflüßchen der zur Weſer fließenden Aue. — 2) Flecken. Er liegt an der Wiekenriede, iſt eingepfarrt zu dem Dorfe Lavesloh und hat in 57 Feuerſtellen 522 Einwohner. Zu bemerken iſt das Amthaus. Eine ältre Abbildung des Orts findet ſich in Merians Topographie von Braunſchweig-Lüneburg S. 74. (*Oppermann.*)

DIEPENBEEK (Abraham van), ein berühmter Maler aus der niederländiſchen Schule, der ſich ſowol durch ſeine Gemälde, als auch durch ſeine vielen Zeichnungen hervorgethan hat. Er wurde geboren zu Herzogenbuſch, nach d'Argensville 1620, nach Füßli bereits 1607, und es ſcheint, daß dieſe Angabe die richtigere ſei. Er begann ſeine Kunſt mit dem Glasmalen, und hatte darin ſchon bedeutende Fortſchritte gemacht, als er ein Lehrling des berühmten Rubens wurde. Er beſchränkte indeß ſeinen Aufenthalt und die Erlernung ſeiner Kunſt nicht blos auf ſein Vaterland, ſondern ging auch nach Italien, wo er ſich mit den Studien derſelben unausgeſetzt beſchäftigte. Doch blieb er daſelbſt nur kurze Zeit, und lernte nach ſeiner Zurückkunft aufs Neue bei Rubens fort, bei dem er insbeſondre noch das Colorit ſtudirte. Er war unter den Schülern deſſelben einer der beſten, und man erkannte bald aus der Beſchaffenheit ſeiner Gemälde, worin ſich ſchöne Erfindung mit großartiger Darſtellung vereinigte, nicht nur den geſchickten Lehrling ſeines großen Meiſters, ſondern auch ſeine beſondre Ähnlichkeit mit demſelben durch ein vorzügliches Talent zu hiſtoriſchen Gegenſtänden. Er entfaltete in ſeinen Kunſtwerken ein erhabenes und zugleich ſehr lebhaftes Genie. Seine Zuſammenſetzungen ſind meiſtens nur klein, doch erſieht man zugleich an einigen größern derſelben, daß er auch in dieſen ſehr geſchickt war. Seine Zeichnung nur iſt manchmal ziemlich unrichtig, und ſelbſt ſein Aufenthalt in Italien hat ihn von dieſem Fehler nicht befreien können. Doch bemerkt man in ſeinen Gemälden eine treffliche Erfindung, ſowie eine meiſterhafte Haltung und ein Colorit, das dem des Rubens in Nichts nachſteht. Zugleich iſt ſeine Zeichnung, wenn auch manchmal unrichtig, und ſowie die ſeines Meiſters etwas überladen, doch immer feſt und gewiß, und immer ſehr zart und ſanft. Insbeſondre beſaß er eine tiefe und ungemein ſchöne Kenntniß des Helldunkels. — Sein Verdienſt blieb auch in ſeinem Vaterlande nicht unbeachtet, denn er wurde im Jahr 1641 zu Antwerpen an der dortigen Malerakademie zum Vorſteher erwählt.

Bei ſeiner Glasmalerei, womit er ſich anfangs am meiſten und faſt allein beſchäftigte, wußte er beſonders hiſtoriſche Stücke und auch verſchiedne andre Gegenſtände mit ſeinem Pinſel ſo ſchön und kunſtvoll darzuſtellen, daß er zu ſeiner Zeit in dieſer Art der Malerei für den erſten Meiſter gehalten wurde. Man bediente ſich ſeiner häufig zum Bemalen der Kirchenfenſter, nach der damaligen Liebhaberei für dieſe Verzierung, und er lieferte dazu viele ſehr ſchöne Gemälde, von welchen noch mehre ſchätzbare Überbleibſel in den niederländiſchen Kirchen zu ſehen ſind. — Verleidet indeß wurde ihm dieſe Art ſeiner Kunſt durch die Schwierigkeiten der Zubereitung und des Kochens der Farben bei derſelben, und durch das öftre Zerſpringen der Glasgemälde, wenn ſie im Ofen gebrannt wurden, wobei ihm insbeſondre in Italien manche ſehr ſchöne Stücke verunglückten, ſodaß er deswegen die Glasmalerei im Verfolg faſt ganz aufgab. Vielmehr beſchäftigte er ſich, und zwar nicht ohne glücklichen Erfolg, immer mehr mit der Ölmalerei, und verfertigte mehre ſchöne Stücke ſowol auf Leinwand als auf Holz. Die Gegenſtände ſeiner maleriſchen Darſtellungen wählte er faſt ganz aus dem Gebiete der Religion. Sehr häufig und zuletzt faſt ausſchließlich wandte er ſeine Kunſt als Maler dazu an, um ſchöne Gemälde auf Tapeten und Getäfel in Zimmern zu bearbeiten, worin er ſich ganz vorzüglich auszeichnete. Ohne Zweifel ſind auch von dieſen ſeinen Kunſtwerken in Holland in manchen alten vornehmen Häuſern noch einige vorhanden.

Ganz vorzüglich und ebenfalls in der letztern Zeit

---

tius, jam qui olim Ministeriales dicti sunt, aut Feudarii, nunc ambiunt dici Nobiles.

[84] Außer den beiläufig genannten Schriften bemerken wir über die Dienſtmannen noch *Valesius*, Gest. vet. Franc. Ad an. 586. Schilter, Gloſſar unter Dienſtmann. *Heineccius*, Elementa Juris Germanici. *Biener*, Commentarii de Origine et Progressu Legum Juriumque germanicorum. Kinderlinger, Münzer'ſche Beiträge. Möſer, Osnabrückiſche Geſchichte. Riccius, Entwurf vom landſtändiſchen Adel in Teutſchland. Ötter, Verſuch einer Geſchichte der Burggrafen von Nürnberg. Klüber, Verſ. über die Geſch. d. Gerichtslehn. Hüllmann, Geſch. d. Stände des Mittelalters. Bodmann, Rheingauiſche Alterthümer. Schmidt, Geſch. d. Teutſchen, hat auch nach ſeiner gründlichen Art Manches über die Dienſtmannen, aber dieſem wichtigen Zweige der teutſchen Geſchichte doch zu wenig Raum gewidmet.

ſeines Lebens übte er die Kunſt des Zeichnens mit beſondrer Vorliebe, ſodaß er weit mehr zeichnete als malte, und dadurch verhinderte, daß er als Maler nicht noch einen größern Ruf erhielt. Er zog in ſeinen Zeichnungen die Umriſſe mit der Feder, übertuſchte ſie ganz leicht, ſchraffirte den Schatten mit der Feder hinein, und höhete das Weiße mit dem Pinſel. Einige derſelben ſchraffirte er auch ganz mit ſchwarzer Kreide. Solche Zeichnungen verfertigte er für Kupferſtecher zu Büchertiteln, Grabmälern, kleinen Bildern für Schulen, und ſelbſt zu den Handwerkerbrüderſchaften oder ſogenannten Kundſchaften. Es ſind indeß, nach ſeinen Zeichnungen, mehre vorzügliche Kupferſtiche vorhanden, unter andern zwei Bildniſſe, nämlich die fünf Sinne, und dann der H. Thomas von Aquino, in einer Vignette, zwiſchen den beiden Apoſteln Petrus und Paulus, geſtochen von dem jüngern Cornelius Galle. Ferner: vier geiſtliche Stücke, und drei Jeſuiten, die in Japan den Märtyrertod erlitten, von Bolswert; eine Abnehmung vom Kreuze, von Cornelius Galle; Chriſtus mit der Dornenkrone, von Bollin, und andre. Das ſchönſte Werk, das nach Diepenbeek's Zeichnungen herausgekommen, iſt der Tempel der Muſen (**Tableaux du temple des Muses**). Dieſe Bilder, die er nicht nur gezeichnet, ſondern auch gemalt hat, waren genommen aus dem Cabinet des H. Favernau, und der berühmte Abbé de Marolles lieferte dazu den Text, ſowie einige der beſten Kupferſtecher der Zeit, unter andern C. Bloemaert, Theodor Matham u. a., die Kupfer. Dieſes Prachtwerk erſchien zuerſt 1655 zu Paris mit 59 Tafeln. Nachher wurde davon eine erneuerte und etwas veränderte Ausgabe geliefert von B. Picart, in Verbindung mit einigen andern Künſtlern, unter dem Titel: **Temple des Muses**, zu Amſterdam 1735 in 60 Blättern, wovon C. G. Stockmann eine teutſche Überſetzung herausgegeben, „Amſterdam und Leipzig 1754." Dagegen lieferte Denos, der die Picart'ſche Lieferung für einen Nachdruck erklären wollte, eine andre neue Ausgabe, unter dem Titel: **Collection originale des tableaux les plus intéressans des Metamorphoses d'Ovide etc. pour prévenir le public sur toute contrefaction et principalement sur celle d'Amsterdam en 1753.**

Von Diepenbeeks Gemälden befindet ſich ein ſchätzbares Stück in der kaiſerlichen Galerie zu Wien, vorſtellend den Leichnam des Heilandes zur Erde. Nebenher die Mutter Jeſu im tiefſten Schmerz. In der Luft ſchweben Engel; fünf andre umgeben den heiligen Todten. — Das Colorit iſt angenehm, die Figur lebensgroß; das Gemälde iſt auf Leinwand.

Man kennt von ihm keine Schüler. — Er ſtarb 1675, nach Füßli 68 Jahre, nach d'Argensville 55 Jahre alt *).

(J. Ch. H. Gittermann.)

DIEPHOLZ, Grafſchaft, Amt und Flecken im Königreiche Hanover. 1) Grafſchaft Diepholz. Die Lage derſelben iſt zwiſchen 25° 29′ und 26° 21′ öſtl. Länge, und zwiſchen 52° 25′ und 52° 45′ nördl. Breite, am Dümmer-See und an der Hunte gleich nach dem Ausfluſſe derſelben aus dem Dümmer-See; ſie wird begrenzt durch die hanoverſchen Ämter Harpſtedt und Ehrenburg-Bahrenburg im Norden und Oſten, durch den preußiſchen Regierungsbezirk Minden und durch das hanoverſche Amt Wittlage-Hunteburg im Süden und durch das hanoverſche Amt Vörden und das Großherzogthum Oldenburg im Weſten. Sie umfaßt jetzt einen Raum von 12 □Meilen; früher hat ſie einen größern Umfang gehabt; im Süden ſind nämlich ſchon zu den Zeiten der alten Grafen Abtretungen an das vormalige Fürſtenthum Minden gemacht worden und im Norden hat man 1817 das Kirchſpiel Goldenſtedt an Oldenburg abgetreten und 1820 das Kirchſpiel Collenrade zu dem hanoverſchen Amte Harpſtedt geſchlagen. — Was die phyſiſche Beſchaffenheit der Grafſchaft anbetrifft, ſo beſteht der Boden, deſſen faſt ganz ebene Oberfläche nur im Süden durch die lemförder Berge unterbrochen wird, größtentheils aus Haiden und Brüchen (d. h. aus Landſtrichen, die etwas ſumpfig ſind, nicht gut gemähet, aber doch zur Weide für das Vieh gebraucht werden können), im Süden auch aus guten Wieſen. Vorzügliche Fruchtbarkeit hat das Ackerland nicht; durch das Wendegraben d. h. durch das Nachgraben der mit dem Pflug aufgeworfnen Furchen hat man bei nicht ſchlechtem Sandlande dieſelbe wol vermehrt, aber doch nicht über das fünfte bis ſechste Korn bringen können. Der Mangel an Brennholz wird reichlich durch Torf erſetzt. Gewäſſer ſind: der Dümmer-See im Südweſten, ¾ Meilen lang und ½ Meile breit, aber nicht über 8 — 16 Fuß tief; er hat ein klares Waſſer und iſt ſehr fiſchreich, beſonders an Hechten und Aalen. Der Sage nach entſtand er aus einem Tannen- oder Erlenholze auf moorigem Boden. Als nämlich Karl der Große die Sachſen zum Chriſtenthume zwang, ließ er dieſes Holz wegen der Bauern, die darin verborgen lagen, anſtecken. Da grade ein ſehr trockner Sommer war, ſo brannte das Holz ſammt dem Moore gänzlich aus; die Hunte nebſt andern kleinen Flüſſen füllte dann ſpäter die Höhlung mit Waſſer aus. — Ferner die Hunte, welche von Süden nach Norden durch die Grafſchaft fließt, und nach ihrem Ausfluß aus dem Dümmer-See bis unterhalb Diepholz den Namen Löhne führt; und die Aue, ein Nebenfluß der Hunte auf ihrem rechten Ufer. — Die Einwohnerzahl beläuft ſich jetzt auf 20,565. Es ſind gutmüthige, ſtillfleißige, genügſame und zufriedne Leute; trotz des meiſt blaſſen Ausſehens ſind ſie ſtark und geſund. Ihre Kleidung iſt einfach wie ihre Speiſe; der weſtfäliſche Pumpernickel findet ſich noch häufig im Süden, wird aber ſeltner, je weiter man ſich nach Norden wendet; das Trinken des Biers, welches wegen des meiſt ſchlechten Waſſers auch nicht beſonders gut war, iſt durch den Genuß des Branntweins verdrängt worden. Der Bauer lebt nach holländiſcher Art mehr auf der Diele, um das auf der Erde lodernde Feuer, als

---

*) Quellen: *A. Houbraken*, Groote Schouburgh der Nederlantsche Konstschilders. Deel I. Amsterd. 1718. p. 289. d'Argensville, Leben der berühmteſten Maler. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. 3. Thl. Leipz. 1768. S. 564. (Bei d'Argensville iſt in dem franzöſiſchen Original auch ſein Bildniß.) J. R. Füßli, Allgemeines Künſtlerlexikon. 1. Th. Neue Aufl. Zürich 1810. S. 200. 2. Th. daſ. 1806. S. 283. Gemälde der k. k. Galerie (von Joſeph Roſa). Wien 1796. 2. Abth. S. 38.

in Stuben. Die herrſchende Kirche iſt die evangeliſch-lutheriſche. — Haupterwerbszweige ſind: Ackerbau; man zieht beſonders Roggen, Hafer, Buchweizen, Gerſte, Weizen, Lein- und Rübſaat; Obſt und ſeine Gemüſe fehlen; ferner Viehzucht; ſchönes Hornvieh findet ſich auf den trefflichen Wieſen im Süden, Schafe (Haidſchnucken) werden in großen Heerden gehalten und Gänſe weiden in bedeutender Menge in den Brüchen; — ferner die Verfertigung von groben Wollenwaaren, von Garn und Leinwand, das letztre beſonders im Amt Lemförde; hier webt man das ſogenannte Lauent- oder Löwent-Linnen, zu deſſen beſſerer und ſorgfältigerer Verfertigung landesherrliche Verordnungen erlaſſen worden ſind; dann das Hollandsgehen zum Torfſtechen, Moorgraben und Heumachen; man kann rechnen, daß jährlich weit über 300 Menſchen, meiſt Heuerlinge, nach Holland ziehen; die Abreiſe dieſer Hollandsgänger findet ſtatt in der Mitte des Februars und die Rückkunft oft erſt im Auguſt oder noch ſpäter; 20 Gulden machen für jeden den reinen Gewinn nach Abzug der Zehrungskoſten; — und zuletzt einiger Handel mit Leinen, Wolle, Gänſen und Federn; für die übrigen in der Grafſchaft gewonnenen Produkte iſt der Handel ſehr unbedeutend; theils verzehrt man ſie ſelbſt im Lande, theils fehlen ſchiffbare Flüſſe, theils liegen zum Abſatze größre Städte nicht nahe genug. — Die Grafſchaft umfaßt die beiden Ämter Diepholz und Lemförde, welche einen Theil der Landdroſtei Hanover ausmachen.

2) Amt Diepholz. Es liegt an der Hunte kurz nach dem Ausfluſſe derſelben aus dem Dümmer-See und bildet den nördlichen, größern, aber ſchlechtern Theil der Grafſchaft. Es begreift in ſich die Flecken Diepholz, Barnſtorf, Cornau und Willenberg und die Voigteien Barnſtorf, Drebber und Auburg, und zählt mit Einſchluß der Flecken 2487 Feuerſtellen und 16,036 Einwohner. Merkwürdige Oerter ſind: 3) der Flecken Diepholz an der Hunte, Hauptort des Amts mit einem Magiſtrat, aus einem Bürgermeiſter, einem Syndicus und zweien Senatoren beſtehend, hat 285 Feuerſtellen und 2016 Einw. Es ſoll derſelbe ſeinen Namen von tief und Holz erhalten haben; als nämlich die alten Grafen in dem Flecken Cornau keinen ſichern Aufenthaltsort gegen äußre Angriffe mehr gefunden haben, ſind ſie mit ihrer Wohnung tiefer ins Holz und in die ſumpfigen Gegenden gerückt, doch weiß man nicht, zu was für einer Zeit dies ſtattgefunden hat. Der Flecken iſt hin und wieder gut gebaut. Unter den Gebäuden ſind zu bemerken: Die Droſtei, die Wohnung des jedesmaligen Beamten, ehedem ein Jagdſchloß der Grafen, als ſie noch in Cornau ihren Sitz hatten, und die Münze, jetzt ein adeliger Hof. Der Hauptnahrungszweig der Einwohner iſt Landbau und Viehzucht. Eine kleine Manufactur liefert groben, rothen und grauen Fries, von welchem etwas nach Holland zur Kleidung der Matroſen verſandt wird. (Ältere Abbildungen des Orts finden ſich in Merian's Topographie von Braunſchweig-Lüneburg S. 74, und in der Topographie von Weſtfalen S. 79.) — Sanct-Hülf, wo Karl der Große 772 eine Schlacht gegen Wittekind gewann und wegen der Hülfe, die ihm die heilige Jungfrau dabei gewährt haben ſollte, eine Capelle ſtiftete, die er Maria-Hülf nannte; vor mehren hundert Jahren wallfahrtete man nach derſelben hin; ſpäter hat der Zahn der Zeit ſie gänzlich zerſtört. — Drebber; in der Marienkirche, die zur Zeit der Grafen von Diepholz Hofkirche war, liegen die Grafen begraben. — Cornau, der älteſte Flecken der Grafſchaft, jetzt einem Dorfe ähnlich; hier war der erſte Sitz der alten Grafen von Diepholz und man ſieht noch den Schutt von den Grundmauern ihres Schloſſes. —

Amt Lemförde mit dem Dümmer-See im Weſten bildet den ſüdlichen, kleinern, aber beſſern Theil der Grafſchaft; es begreift in ſich den Flecken Lemförde und die Bauerſchaften Brokum, Hüde, Lembruch, Marl, Quernheim und Stemshorn, und zählt mit Einſchluß des Fleckens 770 Feuerſtellen mit 4529 Einwohnern. Merkwürdige Oerter ſind: Lemförde, Flecken und Hauptort des Amts mit 116 Feuerſt. und 715 Einw. Er iſt ſehr gut gebaut und hat ein ſchönes Amthaus. Die Einwohner nähren ſich hauptſächlich von Ackerbau und Viehzucht. Dem erſten Urſprunge nach war dieſer Ort ein Luſtſchloß der alten Grafen; ſeine frühern Namen waren Löwenförde, Leonisforda und Leuenfurth. (Abbildungen dieſes Orts in Merian's Topogr. von Braunſchweig-Lüneburg S. 138, und in der Topogr. von Weſtfalen S. 85.) — Marl; bei dieſem Orte fiel ein Treffen zwiſchen Karl dem Großen und Wittekind vor; zu Ehren eines fränkiſchen Heerführers, der in dieſer Schlacht gefallen war, hatte man ein Denkmal von großen Steinen aufgerichtet, welches aber ſeit 1707 weggenommen iſt. — Burlage, früher das einzige Kirchſpiel im Amte; 1538 wurde die Reformation hieſelbſt ſchon eingeführt. Ehemals war hier ein katholiſches Nonnenkloſter, geſtiftet von Karl dem Großen 772 nach einem Siege über die heidniſchen Bauern, deren Lager er hier zerſtörte, und wovon der Ort ſeinen Namen erhalten hat. Nahe dabei findet ſich ein auf holländiſche Art eingerichteter Entenfang. —

Kurzer Abriß der Geſchichte dieſer Grafſchaft.

Über dieſes Ländchen herrſchten vormals Grafen, die ſich auch wol in frühern Zeiten nobiles oder edle Herren zu Thefholde, Defholde und Defholte genannt haben. Zu was für einer Zeit ſie ihren Urſprung genommen haben und ob ſie aus fränkiſchem oder frieſiſchem Stamme waren, läßt ſich nicht genau angeben. Man erzählt, Karl der Große hätte ſie zu Herren de Depholde erhoben und da ſie als Grafen und Richter gekommen wären, ſo hätten ſie ihr Gebiet eine Grafſchaft genannt. Der erſte Sitz der Grafen war Cornau; von da müſſen ſie in früher Zeit nach Diepholz gezogen ſein, denn ſchon 939 iſt ein Graf von Diepholz, Namens Wilhelm, bei einem Turnier in Magdeburg geweſen. Derſelbe Graf hat auch den Sieg Heinrich des Voglers über die Ungarn mit erfechten helfen. Sein Enkel und Nachfolger war Ludolph oder Rudolph. Dieſer diente als Küchenjunge und dann als Kammerdiener am Hofe Woldemars in Schweden. Als ſpäter der König, aufmerkſam gemacht durch einen ſchönen Karfunkel an des Jünglings Hand, der Abſtammung deſſelben weiter nachforſchte und erfuhr, daß er aus gräflichem Geſchlechte war, gab er ihm ſeine Tochter Marie zur Gemahlin. Der junge Graf führte dieſelbe dann in die Grafſchaft heim; an der Grenze derſelben warf die neue Gräfin Geld unter das jubelnde Volk, und davon ſoll dann der Ort Goldenſtedt ſeinen Namen erhalten haben. Unter ſeinen Nachfolgern heben wir den zehnten, nämlich Otto II., hervor. Dieſer brachte im funfzehnten Jahrhunderte durch ſeine Verheirathung mit Hedwig, Tochter des Grafen Gieſelbert von Bronkhorſt, dieſe Herrſchaft nebſt Borkelo an das Haus Diepholz. Unter Friedrich, dem dritten von ſeinen Nachfolgern, wurde 1528 die evangeliſch-lutheriſche Religion in die Grafſchaft eingeführt. Auf dieſen folgten noch Rudolph II. und Friedrich II. Als der letztre am 22. Oct. 1585 ſtarb, waren keine männlichen Leibeserben vorhanden. Zu Folge einer Verſchreibung des Landes von Friedrich I. an das Haus Braunſchweig-Lüneburg, und zu Folge einer vom Kaiſer Maximilian 1588 dem Herzoge Heinrich, dem Mittlern, ertheilten Anwartſchaft, die von Karl V. im J. 1556 beſtätigt worden war, nahm der Herzog Wilhelm von Celle die Grafſchaft in Beſitz, mit Ausnahme von Auburg, welches als ein ſeit 1521 vom Landgrafen von Heſſen-Caſſel abhängiges Lehen an dieſen wieder zurückfiel. Bis 1665 blieb die Grafſchaft bei der celliſchen Linie; dann überließ zu Folge eines zu Hanover 1665 getroffenen Vergleichs der Herzog Georg Wilhelm dieſelbe ſeinem Bruder Ernſt Auguſt, Biſchof von Osnabrück, doch unter dem Vorbehalte, daß, wenn derſelbe oder ſeine Nachkommen zur Regierung des Fürſtenthums Calenberg gelangen würden, ſie dem Herzoge Georg Wilhelm wieder abgetreten werden ſolle. Obgleich 1679 Ernſt Auguſt wirklich zum Beſitze Calenbergs gelangte, ſo blieb ihm dennoch die Grafſchaft zu Folge eines 1681 getroffenen Vergleichs, und ſeine Nachkommen herrſchten ungeſtört darüber bis 1803. In dieſem Jahre wurde ſie von den Franzoſen beſetzt, bildete 1810 auf kurze Zeit einen Theil des Departements der Aller im Königreiche Weſtfalen und dann vom Ende dieſes Jahres an bis 1813 einen Theil des Departements der obern Ems im franzöſiſchen Kaiſerreiche. Dann wurde das Land wieder hanoveriſch und machte mit Hoya vereinigt eine der elf Provinzen des Königreichs Hanover aus; 1816 wurde die Grafſchaft durch das von Heſſen abgetretne Amt Auburg vergrößert und ſpäter zu Folge der am 12. Oct. 1822 erlaſſenen Verordnung zu der Landdroſtei Hanover geſchlagen. (*Oppermann.*)

DIEPPE, Hauptſtadt eines Bezirks im franzöſ. Departement der Nieder-Seine (Normandie), unter 49° 55′ 17″ Br., 18° 44′ 12″ L., an der Mündung der Bethune gelegen. Der Bezirk hat auf 22,50 □Meilen 106,100 Einwohner, die Stadt ſelbſt in 3000 Häuſern 20,000. Dieppe iſt wohlgebaut, hat aber eine ſehr unregelmäßige Befeſtigung und ein ebenſo unregelmäßig befeſtigtes Schloß am Kanal von England. Der Hafen an der Oſtſeite der Stadt iſt ſicher, faßt aber nur 200 Schiffe von 400 Tonnen Laſt. Packetboote gehen von hier aus beſtändig nach Brighton, denn man hat da die gradeſte Straße von Paris nach London; im Winter gehen ſie jedoch mehr von Havre nach Southampton. Die Stadt hat eine Börſe, Handelskammer, Handelsgericht, Schifffahrtsſchule und ſehr beſuchte Seebäder. Man verfertigt daſelbſt ſehr ſchöne Arbeit von Elfenbein und Spitzen, Anker und Hamen, und hat Schiffbau; Fiſcherei — beſonders Härings- und Stockfiſchfang — und Handel ſind bedeutend. Die Umgegend iſt fruchtbar. Hiſtoriſch merkwürdig iſt ſie dadurch, daß ſich hier Wilhelm der Eroberer nach England einſchiffte, und Heinrich IV. im J. 1589 hier die Ligue ſchlug. Die Stadt, der Geburtsort des Geographen Martinière und des Seehelden A. Duquesne, litt 1694 und 1794 bedeutend durch Beſchießung von engliſchen Schiffen. **(Noël, Voyage dans le depart. de la Seine** und deſſen **tableau de la navigation de la Seine.)** (*H.*)

DIEPRAAM (Abraham), ein ausgezeichneter niederländiſcher Maler im 17. Jahrh., gebürtig von Oudenaarde. Sein erſter Lehrer in der Malerkunſt war ein Glasmaler, Namens Stoop; dann übte er ſich eine Zeit lang bei Heinrich Zorg zu Rotterdam. Hierauf machte er zum Fortſchritt in ſeiner Kunſt eine Reiſe durch Frankreich, und vollendete dann ſeine Lehrlingszeit bei dem talentvollen und berühmten Maler Adrian Brouver, in deſſen Anleitung und Manier er ganz einging, ihm aber auch in ſeinem unordentlichen Leben nur gar zu treu nachahmte, ja ihn noch übertraf. Im Jahre 1648 wurde er Mitglied der Maler-Bendt von St. Lucas zu Dortrecht, und arbeitete daſelbſt noch 1676. Auch in Arnheim hat er ſich aufgehalten, und daſelbſt mehre ſeiner ſchönſten Gemälde hinterlaſſen, von welchen auch ſonſt in Holland und anderwärts noch verſchiedne vorhanden ſind. Sie zeichnen ſich ſämmtlich durch ſehr geiſtreiche Zuſammenſetzungen und einen treffenden Ausdruck der Leidenſchaften ſehr vortheilhaft aus. Auch iſt ſein Colorit insbeſondre im Nackten der Natur ganz ähnlich. Seine Arbeiten fanden großen Beifall und wurden reichlich bezahlt, ſodaß er ſich dadurch ein bedeutendes Vermögen verſchaffte. Mehre derſelben gingen nach Paris, wo ſie den Meiſterſtücken Adrian Brouver's, David Tenier's und Oſtade's gleich geſchätzt wurden.

Diepraam hätte bei einer regelmäßigen Lebensart nicht nur einen höhern Grad der Meiſterſchaft erreichen, ſondern auch durch ſeine vorzügliche Geſchicklichkeit ein ſehr reicher Mann werden können. Er verſäumte aber dazu die Zeit, da ſeine Arbeiten in Ruf ſtanden und wohl bezahlt wurden, und verfiel in ein unregelmäßiges, ausſchweifendes Leben; insbeſondre ergab er ſich im größten Übermaße dem Trunke. Dadurch zog er ſich nach und nach ein ſo ſtarkes Zittern der Hände zu, daß er zuletzt faſt gar nicht mehr im Stande war, eine gute Arbeit zu liefern. Auf einigen ſeiner Gemälde ſind die Farben gar nicht ineinander verſchmolzen, und die Pinſelſtriche ohne gegenſeitige Berührung. Er konnte keine Arbeit mehr anfangen, ohne vorher eine große Portion Branntwein zu ſich genommen zu haben. Durch ſein faſt viehiſches Leben und dadurch immer mehr zunehmende Untüchtigkeit verlor er ſeinen Beifall, und mußte nun, was er vorher erworben hatte, ganz zu ſeinem Unterhalte zuſetzen, ja ſogar gegen das Ende ſeines Lebens großen Mangel leiden, ſodaß er in zerriſſenen Kleidern, mit Palette und Pinſel in der Hand, an die Thüren wanderte, um einige Arbeit zu ſuchen. Seine Lebensgeſchichte enthält mehre einzelne, ſehr grobe, ſchmuzige Züge. Eine Zeit lang war er auch aus Noth Soldat. Er ſoll zu Rotterdam in einem Armenhauſe geſtorben ſein. Das Jahr ſeines Todes iſt unbekannt*). (*J. Ch. H. Gittermann.*)

Dier ſ. **Derr.**

DIERBACHIA. So nannte Sprengel (Syst. veg. I. n. 745, pag. 676.) nach dem verdienten Botaniker, Profeſſor Dierbach in Heidelberg eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Solaneen. Der Name Dunalia, welchen Kunth dieſer Gattung gab, da er ſie bekannt machte, war bereits vergeben (ſ. d. A. Dunalia.) Char.: Der Kelch krugförmig, fünfzähnig; die Corolle trichterförmig, mit gefaltetem, fünfſpaltigem Saume; die Staubfäden eingeſchloſſen, in der Corollenröhre eingefügt, dreiſpitzig, auf der mittelſten Spitze die in zwei Längsritzen aufſpringenden Antheren tragend; der Griffel fadenförmig, mit knopfförmiger Narbe; die Beere zweifächerig, die Mutterkuchen auf der Scheidewand angewachſen. Die einzige Art, **D. solanacea Spr.** (l. c., Dunalia sol. Kunth in Humb. et Bonpl. nov. gen. III. p. 56. t. 194.), einen äſtigen Strauch mit abwechſelnden, ablangen, unten filzigen Blättern und doldenförmigen Blüthen, haben Humboldt und Bonpland in den Wäldern von Neugranada entdeckt. (*Sprengel.*)

DIERDORF (Dürdorf), Stadt im neuwieder Kreiſe des preuß. Regierungsbezirks Coblenz, vier Meilen von Neuwied entfernt, liegt am Holzbach und hat in 170 Häuſern 1400 Einwohner, welche viel Obſt- und Weinbau treiben. Das Schloß daſelbſt war ſonſt die Reſidenz des Fürſten von Wied-Runkel. Nach dem Erlöſchen dieſer Linie (1824) gehört dieſer Ort zur Standesherrſchaft des Fürſten von Wied. (*H.*)

DIERHEIM (mit der Ludwigs-Saline), ſ. **Dürrheim.**

DIERICKE (Friedrich Otto von), geboren den 11. Sept. 1743 in Potsdam, war der Sohn des Oberſten v. Diericke, der einige Tage nach der Schlacht von Leuthen, in welcher er ſchwer verwundet wurde, ſtarb. Der Sohn erhielt ſeine erſte Ausbildung im berliner Cadettenhauſe, wurde 1760 im Militair angeſtellt, und machte die letzten Feldzüge des ſiebenjährigen Krieges mit. Nach dem Frieden folgte er ſeinem Regimente nach Königsberg in Preußen. Nachher machte er den bairiſchen Erbfolgekrieg mit, und in dem polniſchen Feldzuge (1794) zeichnete er ſich in dem Gefechte bei Mageiszewo als Obriſt und Commandeur des nachmaligen vierten oſtpreußiſchen Infanterieregiments aus, deſſen Chef er im J. 1800 wurde und bis zu ſeinem Tode geblieben iſt. In den Jahren 1806 und 1807 war er, als Diviſionscommandeur, in den Gefechten bei Soldau und Königsberg und in der Schlacht von Eilau; nach dem tilſiter Frieden ward er zum Generallieutenant ernannt, ſpäter (1809) zum Obergouverneur der königl. Prinzen, und (1810) kurz hintereinander zum Chef-Präſidenten der General-Ordens-Commiſſion, zum Präſidenten der Ober-Militair-Examinations-Commiſſion und zum Oberdirector der königl. Kriegsſchule. Als ſich die Bibelgeſellſchaft bildete, wählte auch ſie ihn zu ihrem Präſidenten. Er war ein vielſeitig gebildeter Mann, ein wackrer, aber nicht ein bloßer Soldat, denn er trat auch als Dichter und Schriftſteller hervor. Er ſchrieb, als er Hauptmann war, ein Trauerſpiel: Eduard Montroſe (Königsb. 1774, n. Aufl. Berl. 1787), und man hat von ihm auch eine Sammlung von Epiſteln und kleinen Gedichten, die meiſt an Gleim's Manier erinnern. Angehängt ſind proſaiſche Aufſätze über Tapferkeit, militairiſche Erziehung u. a. Später erſchienen von ihm: Fragmente eines alten freimüthigen Officiers über die Veredlung der Soldaten (Königsb. 1798), und ſein letztes Werk war über den preußiſchen Adel (Berl. 1817), wogegen und wofür Mehres geſchrieben worden iſt. Man kann dem Verfaſſer nachrühmen, daß ſein Adelſtolz kein gemeiner war, ſondern einen Adel der Geſinnung erheiſchte, der ſich im Handeln bewährte. Er bewies dieſen auch als Soldat dadurch, daß er ſchon zu einer Zeit, wo dies nichts weniger als gewöhnlich war, die körperliche Strafe in ſeinem Regimente abſchaffte, für geiſtige Ausbildung ſorgte, und das Ehrgefühl weckte. Zu Anfange des Frühlings 1819 bezog der achtungswürdige Greis eine ländliche Wohnung in dem freundlichen Dorfe Schöneberg bei Berlin. An ſeinem Todestage, den er ahnte, verſammelte er einige Jugendfreunde um ſich, in deren Mitte er (d. 17. April 1819) gegen Abend entſchlummerte. Seiner ſchriftlichen Verordnung zufolge wurde er ganz einfach, ohne den Sarg mit Orden, Ehrenzeichen und Waffen zu verzieren, bei Sonnenaufgang, jedoch mit den höchſten Ehren, beſtattet. (*H.*)

DIERSBURG, Herrſchaft und großes Pfarrdorf mit Burgruine in der Ortenau, mitten zwiſchen Offenburg und Lahr und ¾ teutſche Meilen weſtlich von Gengenbach, hat ſein Daſein Wolfgang III., Grafen von Geroldseck, zu verdanken. Denn nach der Landestheilung, welche dieſer mit ſeinem Bruder Burkard II. vorgenommen hatte, baute er ſich in einem engen, aber fruchtbaren Thale ſeines Antheils, auf der Höhe eines Berges, der Thierberg hieß, ein Schloß, gab ihm den Namen Diersburg, und wurde Stifter des Hauſes Geroldseck-Diersburg. Es fiel ihm zwar durch den Tod ſeines Bruders nach dem Jahre 1209, wo derſelbe noch dem Turniere zu Worms beiwohnte, die ganze väterliche Herrſchaft wieder zu; allein noch vor dem Jahre 1230 nahm er ebenfalls eine Theilung derſelben unter ſeine Söhne vor. Von ſeiner Gemahlin, einer gebornen Landgräfin von Elſaß, hatte er deren drei: Der älteſte, Walter II., der durch ſeine Gemahlin Heilika, Erbin von Mahlberg, auch dieſe Herrſchaft an ſein Haus brachte, erhielt die eigentliche Herrſchaft Geroldseck, der andere, Heinrich, der ſich mit Helge von Lichtenberg vermählte, bekam die diersburgiſchen Güter ſammt der Kaſtenvogtei über Schuttern, und der dritte, Johann, ſtarb als Pfarrer zu Ding-

---

*) Quellen: *A. Houbraken*, Groote Schouburgh der Nederlantsche Konst-Schilders. Deel III. (Amsterd. 1721) p. 244 etc. *D. Hoogstraten*, Algemeen historisch Woordenboek. Deel III. (Amsterd. 1727) p. 97. *J. C. Weyerman*, Levensbeschryvingen der Nederlantsche Konst-Schilders. Deel III. (s'Gravenh. 1729) p. 96—102. J. R. Füßli, Allgem. Künſtlerlexikon. 1. Thl. (Zürich 1810) S. 200.

lingen. Heinrich von Geroldseck-Diersburg wurde gleich beim Anfange ſeiner Regierung mit dem Kloſter Schuttern in verſchiedne Streitigkeiten verwickelt, welche aber im Jahre 1235 durch den ſtraßburger Biſchof, Bertold von Teck, vermittelt wurden. In eben dieſem Jahre wohnte ſein Vater Wolfgang noch einem Turniere in Würzburg bei, ſtarb aber im folgenden Jahre 1236. Heinrich ſelbſt verſchied im Jahre 1262 und hinterließ einen minderjährigen Sohn, Ludwig von Geroldseck-Diersburg, der bis in das Jahr 1266 unter Vormundſchaft ſeines Oheims, Walters, Herrn von Geroldseck, ſtand, und frühzeitig im Jahre 1278 geſtorben iſt. Ludwigs Sohn, Wyrich, ſonderte ſich ganz von dem Stammgeſchlechte Geroldseck ab, erklärte ſeine Herrſchaft unabhängig, und nannte ſich gradezu Herr von Diersburg. Er ſtarb im Jahre 1334, und ſeine hinterlaſſene Tochter, welche ſich an einen Herrn von Röder vermählte, brachte die Herrſchaft und das Schloß Diersburg an die freiherrliche Familie von Röder, welche ſie heute noch unter badenſcher Landeshoheit im Beſitz hat.

Das Schloß war jederzeit der Sitz des älteſten Herrn der Familie, welcher die Herrſchaft zu verwalten hatte, bis es im Jahre 1668 von den Franzoſen zerſtört wurde. Die Herrſchaft ſelbſt iſt ein fruchtbares bewohntes Thal, an deſſen Anfang die Wohnung der Ortsherrſchaft ſteht, von welcher ſich die Häuſer der Unterthanen mit der Pfarrkirche in das Thal hineinziehen. Mitten in dem Thal erblickt man auf einem hohen Berge die Ruinen des Schloſſes Diersburg. Das Thal hat gutes Getreide und Obſt, ſowie auch guten Wein, von welchem der ſogenannte Burggrabner ein Ausſtich iſt. Diersburg ſteuerte ſonſt zum Canton Ortenau. Jetzt iſt es dem großherzogl. badenſchen Oberamte Offenburg zugetheilt, und ſeine Bevölkerung hat ſeit 20 Jahren von 800 bis über 980 Einwohner zugenommen, wovon 420 evangeliſch, 360 katholiſch und 200 Juden ſind. Die Evangeliſchen haben die hieſige Pfarrkirche erbaut und ihren eignen Pfarrer angeſchafft; die Katholiſchen aber gehören zu ihrem uralten Pfarrort Oberſchopfheim.

(*Thms. Alfr. Leger.*)

DIERSHEIM, evangeliſches Pfarr- und Rheindorf im großherzogl. badenſchen Bezirksamte Biſchofsheim, $\frac{3}{8}$ teutſche Meilen weſtlich von dieſem Amtsſitze, beſtand noch vor 120 Jahren nur aus einigen wenigen Höfen und war ein Filial von Biſchofsheim. Sein ſchnelles Aufblühen zu anſehnlicher Größe veranlaßte, daß es im Jahre 1731 eine Kirche und im Jahre darauf ſeinen eignen Pfarrer erhielt. Die Vergrößerung des Orts dauert noch immer fort. Man zählt jetzt nebſt dem Pfarr- und Schulhauſe gegen 150 Wohnhäuſer und noch mehr Nebengebäude, und die Bevölkerung iſt in den jüngſten 30 Jahren von 540 bis zu 840 Einwohnern angewachſen, welche alle evangeliſch ſind. Des Dorfes Feldmark iſt zwar nicht groß, aber meiſtens guter Boden, der ſchweren Weizen, Welſchkorn und beſonders guten Hanf trägt, von dem jährlich mehre hundert Centner verkauft werden. Neben dieſer Hauptnahrungsquelle gewährt auch die Rheinfiſcherei und Rheinſchifferei manchem Einwohner eine ſchöne Einnahme. Ferner befindet ſich hier eine ſehr gangbare Getreidemühle, eine Bierbrauerei und eine alte Rheingoldwäſcherei, die ſonſt ſehr fleißig betrieben wurde, und z. B. allein im Jahre 1807 23 Kronen einbrachte. Im franzöſiſchen Revolutionskriege hat Diersheim viel gelitten, und beſonders beim Rheinübergang im April 1797; denn hier war der eigentliche Übergangspunkt. Mehremal wurde das Dorf genommen und wiedergenommen, bis der franzöſiſche Obergeneral Moreau ſelbſt mit der Cavallerie ankam, und den Ausgang zum Vortheile der Franzoſen entſchied. Mehre Einwohner wurden getödtet und acht Häuſer ein Raub der Flammen. — Diersheim iſt ein Beſtandtheil der Grafſchaft Hanau-Lichtenberg und gehörte ſonſt zu dem hanau-lichtenbergſchen Amte Lichtenau, bis es nach gleichen Schickſalen mit dieſer Grafſchaft an Baden kam. (*Thms. Alfr. Leger.*)

DIERVILLA. Unter dieſem Namen, den er zu Ehren des franzöſiſchen Reiſenden Dièreville (**Relation du voyage du port royal de l'Acadie, ou de la nouvelle France, Amsterd. 1710. 12.**) wählte, ſtellte Tournefort eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Caprifolien auf, welche Linné ſpäter mit Unrecht zu Lonicera zog. Char. Der Kelch fünfſpaltig, mit Stützblättchen verſehen, die Corolle trichterförmig, mit fünfſpaltigem, faſt unregelmäßigem Saume; die Staubfäden hervorſtehend; die Narbe knopfförmig; die Kapſel vierfächerig, vielſamig. Die drei Arten dieſer Gattung, von denen aber nur die erſte genauer bekannt iſt, ſind aufrechte Sträucher mit eiförmigen, langzugeſpitzten, geſägten Blättern und in den Blattachſeln ſtehenden, mit zwei Stützblättchen verſehenen, zwei- bis vierblumigen Blüthenſtielen. 1) **D. canadensis W. (Enum., Diervilla acadiensis etc. Tournef. mem. de l'acad. de Par. 1706 t. 7. f. 1., Duham. arb. I. t. 87., Diervilla L. Cliff. t. 7., Lonicera Diervilla L. mat. med., D. Tournefortii Michx., humilis Pers., Lutea Pursh, trifida Mönch)** in Nordamerika; 2) **D. japonica Cand. (Prodr. IV. p. 330., Weigela Thunb. act. holm. 1780. t. 5., fl. jap. t. 16)** in Japan; 3) **D. coreensis Cand. (l. c., Weigela Thunb. Linn. transact. II. p. 331.)** auf der Halbinſel Korea. (*Sprengel.*)

Dies, ſ. **Tag.**

DIESBACH (von), ein altes adeliges Geſchlecht zu Bern, und ſeit 1528 auch zu Freiburg im Uechtlande, das ſchon im 12. Jahrh. aus Teutſchland, d. h. aus dem öſtlichen oder allemanniſchen Helvetien, in das weſtliche oder burgundiſche gekommen ſein, und dort bedeutende Beſitzungen erhalten haben ſoll; vielleicht eins derjenigen Geſchlechter, welche die Zäringer dorthin verpflanzten, um ſich an ihnen einen Stützpunkt gegen den mächtigen burgundiſchen Adel zu verſchaffen, der ſich wiederholt gegen die zäringiſche Hoheit auflehnte. Nach Andern ſoll der erſte Diesbach mit Friedrich I. nach der Schweiz gekommen ſein. Das ſehr zahlreiche Geſchlecht erſcheint in Hofdienſten (ſo ſoll Ludwig v. Diesbach 1384 oder 1386 vom Könige Karl VI. von Frankreich an Herzog Stephan von Baiern als Brautwerber um deſſen Tochter für den König geſandt worden ſein; von dieſem ſtammt wahrſcheinlich das in Franchecomté noch im 17. Jahrh. fortdauernde Geſchlecht her); ferner in den erſten Würden zu Bern, und als Anführer der eidgenöſſiſchen Söldnerſchaaren in fremden Dienſten. Aber auch Handel und Induſtrie glaubte es früher nicht unter ſeiner Würde; beſonders ſoll Rudolf im Anfange des 15. Jahrh. durch Leinwandhandel große Reichthümer erworben haben. Müller erinnert hierbei an die Mediceer und an die Fugger. Bemerkenswerth ſind vorzüglich folgende:

1) **Nikolaus**, geb. 1431, Schultheiß zu Bern 1465, ſtarb 1475; und 2) **Wilhelm**, Schultheiß 1481, geſt. 1517; die Söhne zweier Brüder, die beide den Namen Ludwig führten. Nikolaus und Wilhelm ſind wegen des großen Einfluſſes merkwürdig, durch welchen ſie vorzüglich den Ausbruch des folgenreichen Krieges der Eidgenoſſen gegen Herzog Karl den Kühnen von Burgund entſchieden. Beide, zuerſt Nikolaus, dann nach deſſen Tode Wilhelm, ſtanden an der Spitze derjenigen Partei zu Bern, welche, gewonnen von Ludwig XI. von Frankreich, Bern, und durch daſſelbe die ganze Eidgenoſſenſchaft wider den Wunſch der meiſten Cantone und ſelbſt einer bedeutenden Partei zu Bern, an deren Spitze der heldenmüthige Vertheidiger von Murten, Adrian von Bubenberg, ſtand, zu dieſem Kriege fortriß. Zwar hatte das Benehmen des burgundiſchen Vogtes Hagenbach an der Grenze von Bern Unwillen, und die Gerüchte von Karls weitausſehenden Planen Miſtrauen erregt; aber ſowol bei Herzog Karl, als bei der großen Mehrzahl der Cantone zeigte ſich noch 1474 die entſchiedne Neigung, den Frieden zu erhalten. Unterdeſſen aber hielt ſich Nikolaus v. Diesbach am Hofe Ludwigs XI. als Geſandter auf, und unterhandelte dort heimlich, ohne Vorwiſſen des Rathes zu Bern, und wahrſcheinlich nur von Wenigen ſeiner Faction beauftragt, ein Bündniß der Eidgenoſſen mit Ludwig. Das Project dieſes Bundes iſt vom 2. und 10. Jan. 1474, und durch einen beſondern Beſchluß des Königs vom 2. Jan. wird die jährliche Bezahlung von 20,000 Fr. an die Eidgenoſſenſchaft verordnet, tant qu'ils s'entretiendront en nostre dit service, und der berner Schultheiß heißt hier: nostre amé et féal conseiller et chambellan, Nicolas Diesbach, Chevalier, Advoyer de Berne (ein damaliger franzöſiſcher Frk. iſt gleich 6 Franken, 8 Rappen jetzigen Schweizergeldes). An dem Bunde ſelbſt war eigentlich Ludwig wenig gelegen. Wenn es ihm nur gelang, die Eidgenoſſen in den Krieg mit Burgund zu ſtürzen, ſo war ſein Zweck erreicht; Nikolaus von Diesbach betrieb die Sache ganz nach ſeinem Wunſch, und franzöſ. Geld unterſtützte ſeine Bemühungen. Daher wurde auch der Bund nicht förmlich abgeſchloſſen, obſchon das erſte Project in einem den 26. Oct. 1474 datirten Tractat erneuert wurde, und der König behielt in der That freie Hand, als Bern, das von den übrigen Cantonen für die burgundiſchen Unterhandlungen bevollmächtigt war, in ebendieſem Monate den Krieg gegen Herzog Karl von Burgund im Namen aller Eidgenoſſen erklärte. Von wahrhaft verderblichen Folgen für die Eidgenoſſenſchaft war aber Diesbachs Einverſtändniß mit dem franzöſ. Hofe dadurch, daß er vorzüglich das ſchändliche Beſtechungsſyſtem einzelner einflußreicher Männer durch fremde Fürſten begründet hat, welches zwar anfänglich nur ins Geheim getrieben, dann aber nach dem burgundiſchen Kriege immer öffentlicher und ſchamloſer angewandt wurde. In den Memoiren von Commines (S. 379) findet ſich ein geheimes, von Nikolaus v. Diesbach unterſchriebenes, vom 5. April 1575 datirtes Verzeichniß, wie über die im Bundesprojecte beſtimmte Summe von 20,000 Franken (wovon jeder der acht Orte und Solothurn und Freiburg gleichviel erhalten ſollten), noch jährlich 20,000 andre ſollen vertheilt werden, wobei es heißt: desquels vingt mille Francs n'est besoin faire aucune publication, mais le tenir secret. Die Regierung von Bern ſoll 6000, die von Lucern 3000, die von Zürich 2000 erhalten; die übrigen 9000 Franken ſollen an Einzelne vertheilt werden, die in dem Verzeichniſſe namentlich aufgeführt ſind; unter denſelben kommen Nikolaus und Wilhelm von Diesbach, jeder mit 1000 Franken, vor; alle übrigen erhalten weniger, und die Jahrgelder gehen bis auf 20 Franken herunter. Bemerkenswerth iſt dabei, daß gleich vom folgenden Tage (6. April 1475) eine Declaration des Rathes zu Bern datirt iſt, wodurch derſelbe erklärt, der König habe die in dem Bundesprojecte verſprochne Hülfe den Eidgenoſſen nur dann zu leiſten, wenn ihre Feinde ſo mächtig wären, daß die Eidgenoſſen dieſelbe dringend nöthig hätten und ohne dieſelbe ihren Feinden nicht widerſtehen könnten. In ebenderſelben Declaration verpflichtet ſich der Rath zu Bern, wenn die übrigen Orte dem Könige die durch das Project verſprochne Hülfe von 6000 Mann auf ſein Begehren nicht ſenden würden, ſo werde Bern dieſelben vollzählig machen. In allen dieſen Verhandlungen zeigt ſich der vorherrſchende Einfluß Diesbachs, deſſen Partei, die man ganz richtig die franzöſiſche nennen kann, allmälig unter ſeiner Leitung und durch franzöſiſches Geld zu Bern die völlige Oberhand erhalten hatte. Dies ging ſo weit, daß Adrian v. Bubenberg ſchon vor dem Ausbruche des Krieges ſo ſehr alles Einfluſſes beraubt war, daß er von den Verhandlungen kaum mehr Kunde erhielt, und ein Verſuch, den er machte, an den großen Rath der 200 zu appelliren, gradezu verworfen wurde. Indeſſen genoß Nikolaus v. Diesbach, welchem übrigens große militairiſche und diplomatiſche Talente nicht abzuſprechen ſind, der Früchte ſeines Sieges nicht lange. Er nahm noch an der Schlacht bei Ericourt in Franchecomté und an den Kriegsthaten in dieſer Provinz im Frühjahr und bis in den Sommer 1475 Theil, wurde aber durch den Schlag eines Pferdes verwundet und, nachdem er ſich aus dem Lager vor Blamont nach Pruntrut hatte bringen laſſen, ſtarb er hier im Julius 1475 an einer anſteckenden Krankheit, im 45. Altersjahre. Er hinterließ nur minderjährige Söhne, und ſo trat ſein Vetter, der obengenannte Wilhelm v. Diesbach, an die Spitze der franzöſiſchen Partei zu Bern. Schon 1468 hatte er Nikolaus als Geſandten an den franzöſiſchen Hof begleitet, 1470 war er wieder dort, und ſein Antheil an den franzöſiſchen Penſionen iſt oben angeführt worden. Auch Wilhelm war ein Mann von

großen Talenten; Reichthum, ausgezeichnete Klugheit und außerordentliche Wohlthätigkeit, indem er viele Jahre lang an hundert Hausarme und bedürftige Schüler unterhielt, befeſtigten ſeinen Einfluß. Er erſcheint ſeit dem Tode von Nikolaus bei allen wichtigen Unterhandlungen, und ſowol im burgundiſchen als im Schwabenkriege (1499) als ausgezeichneter Krieger. Seinen Reichthum ſchwächte indeſſen Hang zur Pracht und zu koſtſpieligen Verſchönerungen ſeiner Schlöſſer, beſonders aber die Verſuche, ein im J. 1510 gemeinſchaftliches, mit ſeinem Bruder Ludwig erhaltnes Recht zu benutzen, im Gebiete von Bern Metalle und Salz auszubeuten, wozu noch Neigung zur Alchymie kam, ſodaß Kaiſer Maximilian, bei dem er ſehr wohl angeſchrieben war, ihn in einem Schreiben davon abmahnte, indem er äußerte, er habe erfahren, daß er ſelbſt zu arm für dergleichen Verſuche ſei. Wilhelm von Diesbach ſtarb 1517 an einer anſteckenden Krankheit. — Sein Bruder **Ludwig** ſtarb 1527; er iſt der Stammvater des ganzen noch zu Bern und Freiburg zahlreichen Geſchlechtes, indem er von zwei Gattinnen 15 Söhne hinterließ. Seine Schuld iſt, daß Domodoſſola und das Eſchenthal nicht, wie die übrigen von den Eidgenoſſen beſetzten Stücke des Herzogthums Mailand, ſchweizeriſch blieben; indem er ohne Noth 1515 Domodoſſola den Franzoſen übergab. Die Verkäuflichkeit an Frankreich hatte auch auf ihn fortgeerbt.

3) **Sebaſtian von Diesbach**, der zweite Sohn des ebengenannten Ludwig, war zwar auch in der Schlacht bei Novarra gegen die Franzoſen, erſcheint dann aber ſpäter unter den Anhängern Frankreichs zu Bern, welche beſonders ſeit dem unglücklichen Feldzuge der Eidgenoſſen nach Italien im J. 1515 dort wieder ganz das Übergewicht erhielten. Er gelangte 1514 in den kleinen Rath, war 1521 unter den Geſandten an Franz I. nach Paris zu Beſchwörung des Bündniſſes mit Frankreich, führte im nämlichen Jahr eidgenöſſiſche Truppen in franzöſiſchen Dienſten nach der Picardie, und 1522 in das Mailändiſche, wo er in der blutigen Schlacht bei Bicocea war. Im J. 1529 wurde er zum Schultheißen zu Bern gewählt, und war ſowol in dieſem Jahr als 1531 Feldherr der berner Truppen in dem einheimiſchen Kriege der reformirten Orte gegen die fünf katholiſchen. Im J. 1529 kam es nicht zu Thätlichkeiten; aber im J. 1531 fällt auf ſein Benehmen, das, wo nicht wirklich verrätheriſch, doch höchſt zweideutig war, ein großer Theil der Schuld des unglücklichen Ausganges dieſes Kampfes, der nicht nur die weitre Ausbreitung des Proteſtantismus in der teutſchen Schweiz verhindert, ſondern auch mehre Gegenden der Glaubensfreiheit wieder beraubt hat. Sei es nun, daß der Schultheiß v. Diesbach immer heimlicher Anhänger der katholiſchen Religion geblieben war, oder daß die Gährung, welche ſein verdächtiges Benehmen und der unglückliche Ausgang des Krieges zu Bern verurſachte, ihm den Aufenthalt daſelbſt unerträglich machte, ſo zog er im J. 1533 nach Freiburg (wohin ſein Bruder **Johann Rochus** ſchon 1528, als die Reformation zu Bern ſiegte, gezogen war) und trat daſelbſt öffentlich wieder zur katholiſchen Religion über. Aus der freiburgiſchen von Johann Rochus abſtammenden Linie haben ſich mehre theils in franzöſiſchen, theils in öſterreichiſchen Kriegsdienſten ausgezeichnet, wie der öſterreichiſche General-Feldmarſchall-Lieutenant **Johann Friedrich von Diesbach**, welcher wegen ſeiner Tapferkeit von Kaiſer Karl VI. den Titel eines Fürſten von St. Agatha erhielt, und 1751 zu Freiburg ſtarb, und der Baron **Franz Roman v. Diesbach**, welcher ſich in franzöſiſchen Dienſten im ſiebenjährigen Kriege auszeichnete und 1789 ſtarb. (*Escher.*)

DIESIS (δίεσις, Theilung). Mit dieſem Ausdrucke wird gewöhnlich bei den alten Griechen der Viertelston bezeichnet, auf deſſen praktiſche Hervorbringung ſie außerordentlich viel hielten. Man nimmt an, es werde der Ausdruck in dreifacher Bedeutung genommen: Die Hälfte eines ganzen Tones hieß die große **Diesis**, der dritte Theil des ganzen Tones die chromatiſche, und der vierte Theil die enharmoniſche, die vorzugsweiſe dieſen Namen führt. (*G. W. Fink.*)

DIESKAU, Pfarrdorf im Saalkreiſe des preußiſchen Regierungsbezirks Merſeburg, mit 350 Einw., eine Meile von Halle entlegen, mit einem bedeutenden Rittergute und einem ſehenswerthen, von dem Kanzler von Hofmann angelegten Garten, auch einem Hospital, welches von demſelben neu erbauet und muſterhaft eingerichtet wurde, iſt das Stammhaus der alten adeligen Familie von Dieskau, die ohne Vergleich die bedeutendſte des Saalkreiſes geweſen iſt. Hans von D. lebte 1280, und wurde der Vater von Geisler und Hans. Dieſer jüngre Hans hinterließ eine zahlreiche Nachkommenſchaft, aus welcher aber nur der einzige Kurt, Hauptmann zum Giebichenſtein, eben derjenige, der 1376 zu Reideburg einen Altar ſtiftete, zu merken. Geisler, der bereits 1300 vorkommt, hinterließ vier Söhne. Sein Urenkel, Geisler, ward 1439 des Erzbiſchofs von Magdeburg Rath und Hauptmann zu Jüterbogk, und Vater von Otto, der 1470 als erzbiſchöflich magdeburgiſcher Küchenmeiſter und Hauptmann zum Giebichenſtein vorkommt, und 1494 das Zeitliche ſegnete. Dieſes Sohn, Hans, geb. 1454, war des Erzbiſchofs Ernſt von Magdeburg Hauptmann zu Querfurt, Moritzburg und Giebichenſtein, und des Erzbiſchofs Albrecht Rath und Hofmeiſter, zugleich auch Präſident der magdeburgiſchen und halberſtädtiſchen Regierung, und ſtarb im J. 1514. Seine Gemahlin, Katharina Pflug, aus Groß-Zſchocher, hatte ihm 15 Kinder geboren, worunter die Söhne Hans, Hieronymus und Otto als Begründer der Linien in Lochau, Dieskau und Finſterwalde zu merken ſind. Hans, auf Lochau, Gleſien und Benndorf, ſtarb als kurſächſiſcher Feldzeugmeiſter im J. 1563, mit Hinterlaſſung der Söhne Dietrich und Otto, von denen jener 1583 in dem Unternehmen der Franzoſen auf Antwerpen getödtet wurde, Otto aber 1586 erblos ſtarb.

Hieronymus I., der Stammvater der Hauptlinie in Dieskau, ſtarb als erzbiſchöflich magdeburgiſcher Rath und Hauptmann zum Giebichenſtein und auf der Moritzburg, im J. 1586. Seine Söhne, Hieronymus II. und Karl, nahmen eine neue Theilung vor. Hieronymus II., geb. 1537, beſaß Dieskau, Canena, Benndorf und Queetz, war dreier Kurfürſten von Brandenburg Rath und wegen vieler abgelegten Geſandtſchaften ſonderlich berühmt, daher auch de Thou, Grotius, van Meteren, Baudius ſeiner ehrenvolle Erwähnung thun, und ſtarb, 99 Jahre alt, den 26. Mai 1636. Von ſeinen ſechs Söhnen hinterließen nur Hieronymus III. und Otto Nachkommenſchaft. Hieronymus III., geb. 1565, war des Johanniterordens Comthur zu Süpplinburg und kurbrandenburgiſcher Geheimerath, verrichtete in ſeines Hofes Angelegenheiten 22 verſchiedne Legationen, beſaß Dieskau, Canena, Benndorf und Queetz, erzeugte in ſeiner Ehe mit Anna Pflug von Kottwitz drei Söhne und fünf Töchter, und ſtarb den 12. Julius 1625. Die Söhne, Hieronymus IV. und Hans, ſind, ſowie ihre Nachkommenſchaft, ohne weitre Bedeutung; Hans insbeſondre beſaß Dieskau und Canena, und war des Saalkreiſes Landſchafts-Director. Otto, der vierte Sohn von Hieronymus II., geb. 1557, beſaß Knauthayn, Lauer, Gautzſch, Zöbigker, Kospuden und Queiß, war mit Eliſabeth Pflug aus Frauenhayn verheirathet, und ſtarb den 11. Jan. 1626. Von ſeinen 13 Kindern iſt vornehmlich Karl, auf Groß-Zſchocher und Windorf, geb. 1596, † 1667, zu merken. Karls Söhne, Hans, Inſpector der Landſchule zu Grimma, † 1676, Otto, Heinrich, Karl und Geisler, ſtifteten die Linien zu Trebſen, Gautzſch, Knauthayn, Lauer und Zſcheplin. Karl beſaß, außer Lauer, auch Eula und Dieskau, war königl. preuß. Geheimerath, und des Herzogthums Magdeburg Regierungs- und Landrath, auch Oberſteuerdirector, Geisler aber, † 1718, war Amtshauptmann zu Düben und Kreisſteuereinnehmer im leipziger Kreiſe. Dieſes Geislers Sohn, Johann, auf Zſcheplin, königl. polniſcher und kurſächſiſcher Kammerherr, vermählte ſich den 5. Februar 1739 mit Eva Charlotte Dorothea, des Grafen Adam Friedrich von Flemming Tochter, und wurde vornehmlich in numismatiſcher Hinſicht merkwürdig. An ſeinem 48. Geburtstage, 1750, ließ nämlich ihm zu Ehren ſein Koch 48 zinnerne Münzen, in Thalergröße, prägen. Sie zeigen eine Wage, deren eine Schale 25, die andre 11 Köpfe trägt; dieſes bezieht ſich auf einen Hütungsproceß gegen den Herrn, den 25 Bauern des Guts Zſcheplin geführt, 11 aber vermieden hatten. Als Seltenheiten werden dieſe Stücke jetzt theuer bezahlt.

Karl, der zweite Sohn von Hieronymus I., geb. 1548, † 1605, beſaß Groß-Zſchocher und Windorf, welche Güter er zum Theile mit Sabina Pflug aus Groß-Zſchocher erheirathet hatte, und vererbte ſie auf ſeinen Sohn Hieronymus Benno, geb. 1587, † 1630. Die weitre Decendenz kann hier nicht aufgeführt werden.

Noch haben wir von der Hauptlinie in Finſterwalde zu ſprechen. Ihr Stammvater, Otto, war der jüngſte der Söhne von Hans, dem Hofmeiſter des Erzbiſchofs Albrecht und von Katharina Pflug, diente als Feldobriſter den Kaiſern Karl V. und Ferdinand I., ſowie ſpäter dem Kurfürſten Moriz von Sachſen, vertheidigte im J. 1541 die Stadt Peſth mit gleichviel Muth und Glück gegen die Türken*), empfing zum Lohne der bewieſenen Tapferkeit den Ritterſchlag, erkaufte von denen von Minkwitz die bedeutende Herrſchaft Finſterwalde, im Umfange der Niederlauſitz, und fiel, auch im Tode des Kurfürſten Moriz unzertrennlicher Begleiter, in der Schlacht bei Sievershauſen. Sein Sohn Otto II., kurſächſiſcher Hofkammer- und Bergrath, auch Hauptmann zu Senftenberg, war mit Urſula von Bünau verheirathet, und ſtarb den 22. Julius 1592, mit Hinterlaſſung der Söhne Hans, Rudolf, Dietrich und Otto III. Hans, auf Alt-Döbern, war kurſächſiſcher Oberaufſeher der Wildbahn in Thüringen, und ſtarb 1608. Rudolf, Gemahl Margaretha's von Bünau, war herzoglich ſächſ. Hofmeiſter zu Weimar, Hauptmann zu Weißenfels, endlich des Kurprinzen Hofmeiſter, ſtarb 1656, und hat zu Dresden in der St. Sophienkirche ſein Epitaphium. Ein andres hat er ſich ſelbſt in ſeiner Legation der Eſel in den Parnaß, die unter Randolfi van Duysburg Namen gedruckt wurde, geſetzt. Otto III. endlich verkaufte am 5. April 1625, gemeinſchaftlich mit ſeinen Brüdern, die Herrſchaft Finſterwalde, ſammt den niederlauſitziſchen Dörfern Schacksdof und Lieskau, um 130,000 Gulden an den Kurfürſten Johann Georg I., kommt ſpäter als Beſitzer von Hohenbucka, Sella und Puſchwitz vor, und ſtarb als kurſächſiſcher Kriegsobriſter den 24. März 1634. Anna Maria von Waldenfels hatte ihm drei Söhne geboren. Der älteſte, Hieronymus, und deſſen Nachkommenſchaft kommen hier nicht weiter in Betracht. Der jüngſte, Karl, auf Kreypau, ſtarb als fürſtlich ſächſiſcher Hofmarſchall zu Merſeburg, im J. 1680, mit Hinterlaſſung der Söhne Otto, Erdmann, Werner und Auguſt. Werner, auf Krottenheyde, fürſtlich ſachſen-gothaiſcher Kammerjunker, Obriſtlieutenant und Commandant zu Leuchtenburg, war in erſter Ehe mit Agnes von Steuben, und nachmals mit Johanna Sophia von Einſiedel verheirathet. Der Sohn erſter Ehe, Karl Otto, fürſtlich ſachſen-gothaiſcher Hauptmann, Erbherr auf Nieder-Örtmannsdorf, ſtarb den 11. Decbr. 1756. Von den Söhnen der andern Ehe ſtand der jüngre, Chriſtian Wilhelm, geb. 1703, in holländiſchen Dienſten; der ältre aber, Ludwig Auguſt, geb. den 24. Julius 1701, wurde von dem Cabinetsminiſter von Loß, der eine Dieskau zur Gemahlin hatte, dem Grafen Moriz von Sachſen als Adjutant beigegeben. In dieſer Eigenſchaft wurde er 1741 von Moriz nach Petersburg verſchickt, um des Prinzen Ludwig von Braunſchweig Ernennung zum Herzoge von Kurland zu hintertreiben, gegen die er auch auf dem Landtage zu Mietau den 23. Junius 1741, vor den verſammelten Ständen nachdrücklich proteſtirte. Später zog ihn Moriz in franzöſiſche Dienſte; er machte an deſſen Seite, als Generaladjutant, die ſämmtlichen Feldzüge in den Niederlanden mit, wurde im Decbr. 1748 Brigadier von der Infanterie, nach ſeines Generals Tode aber, denn Moriz hatte ihn bisher nicht von ſich gelaſſen, und ſterbend, ihn mit einem Vermächtniſſe von 25,000

---

*) Paul Jovius Iſthuanfi und ſelbſt der fleißige Bel machen aus Otto von Dieskau: Otto Fotiscus.

Livres bedacht, Commandant zu Breſt. Im J. 1755 erhielt er die Stelle eines Maréchal de camp, mit 12,000 Livres Gehalt, das Commando der Truppen in Amerika, mit 25,000 Livres Gehalt, eine Penſion von 4000 Livres, und die Anwartſchaft auf ein teutſches Regiment. Er ſchiffte ſich ſogleich, mit 3000 Mann, zu Breſt, auf der Escadre des Grafen du Bois de la Mothe ein, und eröffnete, unmittelbar nach ſeiner Ankunft zu Quebec, den Feldzug gegen die Engländer. Er belagerte das Fort Thouagen, an dem Ontarioſee, als die Feinde ſich vor dem Fort Frédéric (Crownpoint) zeigten. Er ſetzte ſich ſogleich mit zwei Bataillonen in Marſch, um dem Fort zu Hülfe zu kommen, wurde unterwegs durch einige Canadier und Indianer verſtärkt, traf aber, am 8. Septbr. 1755, am Lake-George auf überlegne feindliche Streitkräfte, wurde geſchlagen, ſchwer verwundet und gefangen. Die Sieger ſchafften ihn nach England, und er blieb ein Gefangner bis zum Frieden. Am 21. Decbr. 1762 wurde er General-Lieutenant, ſodann aber, da ſeine Wunden ihn zu fernerm Dienſt untüchtig machten, penſionirt. Er ſtarb unvermählt, zu Surêne, bei Paris, den 8. Sept. 1767. — Wappen: im blauen Schilde ein ſilberner Schwan, mit erhobenen Flügeln, über denſelben iſt ein rother, rechtsſchräger Balken gelegt.

Beſitzungen, ſeit der Mitte des vorigen Jahrh. zwar mehrentheils veräußert: im Saalkreiſe, Alsleben, das nachmalige Amt, Mukrena, Oppin, Osmünde, Dammendorf, Dacheritz, Dieskau, Hohenthurm, Lochau, Benndorf und Canena; in Sachſen, und zwar im Amte Delitzſch, Gleſien, Zſchernitz und Queiß mit Klepzig; im Amte Leipzig, Groß-Zſchocher und Windorf, Kospuden, Gautzſch, Groß-Städteln, Knauthayn mit Hartmannsdorf, Lauer und Zöbigker; im Amte Bitterfeld, Zehmitz; im Amte Merſeburg, Kreypau; im Amte Weißenfels, Reußen; im Amte Freiburg, Eula; im Amte Lützen, Klein-Zſchocher; im Amte Pegau, Audigaſt; im Amte Eilenburg, Gruhna und Zſcheplin; im Amte Zörbig, Queetz; im Amte Grimma, Trebſen; im Amte Kolditz, Zſchirla; im Amte Mühlberg, Puſchwitz; in dem bauzener Kreiſe, Sella und Hohenbucka; in dem queißer Kreiſe, Nieder-Örtmannsdorf; in dem kalauer Kreiſe, Alt-Döbern, ferner die Herrſchaft Finſterwalde, Stasfurth, Schmozell, Quiris ꝛc. Hierhin gehören auch die fünf ſogenannten dieskauiſchen Dörfer: Droyßig, Dölbau, Stennewitz, Zwebendorf und Rabatz, welche, nachdem ſie von der Familie an den Kurfürſten verkauft worden, dem Amte Delitzſch beigelegt waren. — Die von Dieskau bekleideten des Erzſtiftes Magdeburgs Erbküchenmeiſteramt. (*v. Stramberg.*)

DIESMERI (mittl. Geographie), einer der 17 Gauen Frieslands, und einer der ſieben von Sachſen durch den walpinger Moor und die Mündung der Weſer geſchiednen, und von dem übrigen Friesland durch den Emisgoe und vom Meere begrenzten Gaue, welche zum Erzbisthume Bremen gehörten, und gegen funfzig Kirchen hatten; findet ſich in dieſer Ordnung aufgeführt: Oſtraga, Ruſtringe, Wanga, Diesmeri, Herloga, Nordi und Morſeti[1]). Diesmeri, d. h. Moor der Göttin, hat wahrſcheinlich ſeinen Namen von einem heiligen Sumpfe, in welchem einer teutſchen Göttin Opfer gebracht wurden[2]), und war dadurch einer der wichtigſten frieſiſchen Gauen. (*Ferdinand Wachter.*)

DIESPITER, ein Beiname des Jupiter, der (nach *Varro* L. L. IV, 10 und *Gell.* V, 12) ſoviel als des Tages Vater bedeutet, unter dem aber auch Pluto verſtanden wird (*Lactant.* Inst. l. 14, 5). Mir ſcheint dieſer Beiname gradezu das indiſche Divespetir (Divaspatis), der Herr des Luftkreiſes, zu ſein, ein Beiname des Indra, der in ſeinen Functionen als Beherrſcher der Atmoſphäre, der Witterung, des Donners und Blitzes, dem Zeus der Griechen ſo ähnlich iſt. Der erſte Theil der Zuſammenſetzung iſt alſo nicht aus dies, der Tag, wie Varro will, der an ein indiſches Wort unmöglich denken konnte, entſtanden, ſondern aus diaw, Luft, welches Wort noch im Lateiniſchen sub divo, in freier Luft, erſcheint. (*Richter.*)

DIESSEN, auch Baierdießen genannt, zum Unterſchiede von Schwabdießen, iſt ein Marktflecken am Ammerſee, mit 213 Häuſern und 1900 Einwohnern, welche viel Hopfenbau treiben, gute Bierbrauereien haben und ſchöne weiße Töpferwaare verfertigen. In ältern Zeiten war Dießen eine Burg, von welcher die Grafen von Dießen den Namen führten, und es war hier ein Stift regulirter Chorherren. Ein Theil der Kloſtergebäude iſt abgetragen; die ehemalige Stifts- und jetzige Pfarrkirche iſt ſehr ſchön. — Ober- und Unter-Dießen ſind zwei bairiſche Pfarrdörfer im Landgerichte Buchloe. (*H.*)

DIESSENHOFEN, die nördlichſte Stadt der Schweiz, 47° 40′ 30″ nördlicher Breite und 26° 30′ 15″ der Länge, im Canton Thurgau, am Rhein, über deſſen durch die nahe zuſammentretenden Ufer verengtes Bett eine bedeckte Brücke führt. Seit dem ſtarken Brand im J. 1735 iſt die Stadt freundlicher aufgebaut, die Straßen ſind breiter geworden und mit einigen hübſchen Häuſern geziert, worunter namentlich das Rathhaus erſt 1781 neu aufgeführt ward. Die 1200 Einwohner ernähren ſich zunächſt vom Landbaue, den die fruchtbare, hügelreiche Pflege ergiebig macht, dann von der Durchfuhr aus dem Bodenſee nach Schaffhauſen und von dem Verkehre, den recht ſehr beſuchte Jahr- und Viehmärkte hervorbringen. Sie ſind theils katholiſch, theils und in größerer Anzahl reformirt. Beide Glaubensgenoſſen benutzen ſeit der Reformation eine und dieſelbe Kirche und leben in der beſten Eintracht. Im J. 1826 waren davon 53 Theilnehmer an der thurgauiſchen Erſparnißkaſſe mit 4048 Flor. Über den Urſprung des Orts, der dem Grafen Hartmann von Kyburg im J. 1178 zugeſchrieben wird, den Namen[1]), das Wappen und die frühern mannigfaltigen Schickſale

---

1) Vet. Schol. zu *Adam von Bremen*, Histor. Eccles. Lib. I. c. 10. Schol. (3) bei *Lindebrog*, Scriptt. Rer. Germ. Sept. Ausgabe von *Fabricius*, p. 4.

2) über die den Gewäſſern dargebrachten Opfer ſ. Opfer bei den Germanen.

1) Zuſammengezogen aus „Dieße Höfe," eine Collectivbezeichnung für die heutiges Tages noch vorhandnen zwei Güter oder Höfe, der Oberhof und der Unterhof.

unter öſterreichiſcher Herrſchaft geben Leu's helvetiſches Lexikon und Puppikofer's Geſchichte des Thurgaues Auskunft. Dießenhofen ergab ſich 1460 den Schweizern und blieb, jedoch mit ganz beſondern Municipalrechten, worunter das Münzregal[2]), den acht alten Orten und Schaffhauſen unterthan. Erſt im J. 1798 ward es dem jetzigen Canton Thurgau einverleibt und iſt als Hauptort des gleichnamigen Kreiſes und Oberamts der Sitz der diesfallſigen Behörden. Im J. 1799 ſchlugen ſich hier und in der Nähe die Franzoſen und die verbündeten Öſterreicher und Ruſſen. Die Letztern, um ihren Rückzug zu decken[3]), äſcherten am 7. Oct. 1799 die Rheinbrücke ein, die indeſſen auf Koſten der Stadt wieder aufgebaut iſt. Dießenhofen iſt der Geburtsort einiger namhaften Ärzte. Dahin gehören Johann Konrad Äpli[4]), Johann Melchior Äpli[5]), Wepfer, Rudolf Wägelin und Johann Konrad Brunner[6]). Ein Nachkomme des letzten, der jetzt lebende Sanitätsrath D. Johann Brunner, hat hier eine Augenheilanſtalt angelegt, deren ein Dichter mit folgenden Worten treffend gedenkt:

„Mein altes Haus, es war ein Sitz des Trotzes und der Treue;
„Dem augenkranken Manne winkt mit Heilungstroſt das neue.“

Dieſes neue Haus, der ſogenannte Unterhof, iſt nämlich an die Stelle der einſtigen Burg der Truchſeſſe von Dießenhofen getreten[7]). Sie waren Dienſtmänner (Erb-Truchſeſſe) der Grafen von Kyburg, nach Heimfall des kyburgſchen Erbes an die Fürſten von Öſterreich der letzten treueſte und muthigſte Freunde. Heinrich, aus dieſem Geſchlecht, erhielt von Rudolf von Habsburg die Voigtei über die Stadt, deren Bürger ihm ſogar die Schultheißenwürde anvertrauten. Indeſſen zeigten mehre ſeiner Nachkommen ein trotziges Benehmen gegen die Bürgerſchaft, die im J. 1460 die Burg erkaufte. Eine Viertelſtunde von Dießenhofen liegt das im J. 1242 geſtiftete Dominikanerinnenkloſter St. Katharina mit einer im Innern prachtvoll verzierten Kirche. Es diente einſt zur Grabſtätte der erloſchnen Truchſeſſe von Dießenhofen. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DIEST, kleine Stadt mit 6000 Einwohnern in der belgiſchen Provinz Brabant, vier Stunden von Löwen, an der Demmer, in einer luſtigen, vormals durch beträchtlichen Weinbau belebten Gegend, war von Alters her durch ihre Tücher, Strümpfe, Biere, auch durch den Pferdemarkt bekannt. Sie mag wol eine Stunde im Umkreiſe haben, und wird durch eine Ringmauer und 30 Thürme geſchützt; der Straßen ſind über 30, der Märkte acht; ſieben ſteinerne und zwei hölzerne Brücken führen über den Fluß, vier Thore in das Freie, vier kleinere Thore zu den Wieſen. Das Rathhaus, ſowie der weitläufige herrſchaftliche Hof, ſind alte, unanſehnliche Gebäude. Das Collegiatſtift zu St. Johann Baptiſt, mit einer anſehnlichen Kirche, wurde im J. 1297 von dem Freiherrn Gerhard von Dieſt für 12 Chorherren gegründet, jenes zu St. Sulpitius wurde im J. 1456 durch den Abt von Tongerloo, Heinrich von Voren, für einen Propſt und 13 Chorherren geſtiftet. Der Propſt, ſtets ein Capitular von Tongerloo, war Paſtor Primarius der Stadt, die außerdem noch eine dritte Pfarrkirche, zu U. L. F, enthielt. Des Beguinenhofs Entſtehung fällt in das J. 1252; Reformator deſſelben wurde der Seelſorger Nicolaus Eſchius, der im J. 1578 im Rufe der Heiligkeit verſtarb. Die Statuten dieſer Anſtalt waren daher ungewöhnlich ſtreng. Noch älter als der Beguinenhof waren die Bogarden- und Alexianerklöſter. Die Franciscanerrecollecten, urſprünglich Minoriten, wurden 1270, die Auguſtiner 1614 geſtiftet. Bei den Auguſtinern wurden, ſowie in dem von dem Magiſtrat errichteten Collegium, die Humaniora gelehrt. Die Ciſtercienſernonnen im Kloſter St. Bernardsdael wurden 1235 von Arnold IV., Freiherrn von Dieſt, die grauen Schweſtern vor dem J. 1366, die Auguſtinerinnen, im Kloſter Mariendael, im J. 1419 geſtiftet. Ihr Privilegium erhielt die Stadt am 6. Februar 1228 von Herzog Heinrich, zum Theil auf Anſuchen von Arnold III. von Dieſt. Im 16. Jahrh. wurde ſie im Laufe von 17 Jahren ſieben Mal belagert und erobert, als 1572 durch Oranien uud gleich darauf durch Alba, 1578 durch den Herzog von Parma, 1581 durch Oranien, 1583 durch den Herzog von Parma ꝛc. Die Feſtungswerke wurden durch Alexander Farneſe ungemein verbeſſert, es mußten ihnen aber die großen und anſehnlichen Vorſtädte aufgeopfert werden. Der Grammatiker Nicolaus Clenardus iſt hier geboren; er ſtarb zu Granada im J. 1542.

Dieſt war das Eigenthum berühmter Freiherren, die wol von den Grafen von Looz herſtammen mögen, daher ſie von den vornehmſten Dynaſtengeſchlechtern Ripuariens jederzeit als ebenbürtig anerkannt wurden. Otto von Dieſt, ein tapfrer und edler Freiherr, lebte, wie die Chronik von St. Trond bezeugt, in den Zeiten des im J. 1099 ermordeten Biſchofs Konrad von Utrecht. Ihm verkaufte der von Kaiſer Heinrich IV. dem Biſchofe Hermann von Metz geſetzte Gegenbiſchof Bruno von Kalw verſchiedne Güter der Abtei St. Trond, gegen welchen Verkauf dieſe Abtei ſich jedoch ſträubte, und den Otto, da er die Zurückgabe des fremden Guts verweigerte, in den Kirchenbann thun ließ, eine Sentenz, die zwar ihre Wirkung verfehlte, denn erſt ſpäter wurde der Freiherr von D. durch ein lüttichiſches Manngericht zu der Zurückgabe der erkauften Güter verurtheilt. Otto's Sohn, Arnulf oder Arnold I. (urſprünglich ein und derſelbe Name), war einer der Haupttheilnehmer an der durch den Grafen Arnulf von Looz im J. 1135 gemachten Stiftung der Abtei Everbode. Seine Kinder, Arnold II., Gerhard, Hedwig und Hilſundis, werden in einer Urkunde von

---

2) G. E. von Haller, Schweizeriſches Münz- und Medaillencabinet (Bern 1781). II. 454. 3) *Dedon*, Relation détaillée du passage de la Limat etc. Avec deux cartes topographiques, gravées par *Tardieu* (Paris 1801), p. 131. 4) Lutz, Nekrolog merkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrhundert (Aarau 1812), S. 11. 5) S. d. Art. in d. Encykl. 1. Sect. II. S. 59. 6) S. d. Art. in d. Encykl. 1. Sect. XIII. S. 232, und Dictionnaire des Sciences médicales. Biographie médicale (Paris MDCCCXXI). T. III, p. 25. 7) Der Hof der Truchſeſſe zu Dießenhofen, von J. C. Mörikofer, in: Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergſchlöſſern hiſtoriſch dargeſtellt von vaterländiſchen Schriftſtellern (Chur, b. Dalp 1830). II. S. 295.

1163 genannt. Arnold II. insbeſondre kommt 1167, 1173, 1180, dann, ſammt ſeinem Sohn Arnold III., 1188 und 1190 vor, und war mit einer Clementia verheirathet, die ihm noch einen zweiten Sohn, Gerhard, Baſtin zugenannt, ſchenkte. Arnold III., von dem die Abtei Everbode eine Urkunde beſaß, die mit folgenden Worten anhebt: **Arnoldus Dei gratia princeps de Diest et Gerardus frater ejus**, wurde 1213 von Herzog Heinrich I. von Braband mit der halben Voigtei Webbecom belehnt, ſchenkte 1229 den Brüdern des teutſchen Ordens ſein Allodium zu Beckevoort, woraus bald eine ſchöne Comthurei erwuchs, und gründete 1235 das Ciſtercienſernonnenkloſter St. Bernardsdael zu Dieſt. Seine Gemahlin Oda war kinderlos, er wurde daher von ſeines Bruders Gerhards Söhnen, Arnold IV., Gerhard und Erhard, beerbt. Erhard war Propſt zu Deventer, Gerhard beſaß die Herrſchaft Zeelhem, und hinterließ aus ſeiner Ehe mit Ludgardis, die 1281 als Witwe vorkommt, einen Sohn, Arnold v. D., Herrn von Zeelhem, der in der Schlacht bei Woringen den Tod fand. Dieſer jüngre Arnold war kinderlos. Arnold IV. endlich vergabte 1233 gemeinſchaftlich mit ſeiner Mutter, Aleydis, ſeine Schloßkapelle in Dieſt zu U. L. F. ſammt dem Zehnten, an die Abtei Tongerloo, als welche ſich dagegen verpflichtete, den Kirchendienſt durch einen ihrer Capitularen verſehen zu laſſen, kommt auch ſpäter noch als Wohlthäter der Klöſter Tongerloo und Everbode vor, ließ am 28. Junius 1253 einige der Burg zu D. anſtoßende Ländereien, die er durch Tauſch erworben, von Herzog Heinrich II. von Brabant für Freigüter erklären, gründete um 1254 den Beguinenhof zu Webbecom, gerieth 1254 in Fehde mit dem Herzog, als er ſich deſſen Feinden, den Grafen von Jülich, Mark, Arnsberg und Iſenburg angeſchloſſen, und wurde darüber von Land und Leuten vertrieben, aber bald wieder ausgeſöhnt, denn noch in demſelben Jahre wurde er zum Schiedsrichter in einem Streite des Herzogs mit Arnold von Weſemale ernannt, und am 18. Dec. 1255 erhielt er die Beſtätigung des Lehenbriefs über Webbecom. Er ſoll auch mit ſeiner Gemahlin Bertrade die Burggrafſchaft Antwerpen erheirathet haben, und ſtarb im J. 1258. Sein Sohn Arnold V., Herr v. D., Burggraf zu Antwerpen, wird in einer Urkunde Kaiſer Richards vom J. 1268 unter den Baronen von Brabant namentlich aufgeführt, ſtiftete 1270 das Minoritenkloſter zu D., erweiterte 1271 den daſigen Beguinenhof, folgte dem Herzoge von Brabant in die Schlacht bei Woringen, und ſtarb 1296, ſeine Witwe aber, Iſabella von Mortagne, Frau auf Rhume, in Tournaiſis, im J. 1315. Beide ruhen in der Franciscanerkirche zu D. Ihrer Kinder waren neun, worunter die Söhne Gerhard, Johann, Thomas, Arnold, Herr von Rhume, und Arnold, genannt von Weſtfalen. Dieſe Brüder ſcheinen bis zum J. 1315 in der Gemeinſchaft der väterlichen Güter geblieben zu ſein, denn im J. 1301 bewirkte Herzog Johann II. eine Vereinigung zwiſchen Gerhard und Thomas, und jenem, als dem älteſten, gab er 1313 die Erlaubniß, ſeine Güter bis zur Summe von 10,000 Pfund zu verpfänden, jedoch mit Vorbehalt des Witthums ſeiner Mutter und der Rechte ſeiner Brüder; aber am 23. Auguſt 1315 ſonderten ſie ſich von einander durch wirkliche Theilung. Arnold von Weſtfalen, der jüngſte Bruder, war in dem Rechte ſeiner Gemahlin Seneſchall des Herzogthums Limburg. Der andre, Arnold, beſaß nicht nur die mütterliche Herrſchaft Rhume, ſondern auch den nordöſtlichen Theil der Herrſchaft Dieſt, oder die Dörfer Hamm, Reverle, Quaetmechelen, Meerhout und Olmen, und iſt insbeſondre durch die Münzen, welche er als Herr von Rhume prägen laſſen, merkwürdig geworden. Eine, ein Turnos, iſt abgebildet in der Sammlung unbekannter Münzen, welche ein Liebhaber aus Wien kürzlich ausgegeben hat, Nr. 86; ſie zeigt im Avers ein Kreuz, mit der Umſchrift **Arnol de Rumoy**, dann die äußere Umſchrift: **sit nomen Domini benedictum**, in dem Revers aber den flandriſchen Löwen und die Worte **Moneta Fland.** Eine andre, noch unedirte Münze, können wir nicht beſchreiben, da ſie eben unter Siegel liegt, doch erinnern wir uns, **moneta Rumen**, und **Arnoldus dnus in Quaetmechelen**, geleſen zu haben. Arnolds einzige Tochter, Iſabella, die in dem Theilungsvertrage vom 21. Dec. 1337, unter den Erben Gerhards von Dieſt erſcheint, brachte Rhume, Quaetmechelen ꝛc. an ihren Gemahl, Hugo von Ailly. Der zweite Bruder, Johann, war zwar Geiſtlicher, und nach dem Theilungsbriefe von 1315 Domherr, nachmals Archidiakon und Dompropſt zu Cambray, nahm aber deſſenungeachtet Theil an den väterlichen Gütern, wie er denn im J. 1335 der Stadt D. eine Urkunde über die Acciſe ausſtellte, und ſpäter, in der Theilung von ſeines Bruders Gerhard Nachlaß das vollſtändige Eigenthum von Stadt und Herrſchaft D. und von der Burggrafſchaft Antwerpen erlangte. Er wurde im J. 1322 Biſchof zu Utrecht, gründete 1337 das Collegiatſtift zu Amersfoort und ſtarb im J. 1340. Der älteſte Bruder, Gerhard, focht bei Woringen an ſeines Vaters Seite, ſtiftete 1297 bei der St. Johanniskirche zu D. 12 Chorherren, erhielt von Herzog Johann II. im J. 1306 ein obſiegliches Urtheil wider die Stadt D., verglich ſich mit derſelben im J. 1328, und erwirkte 1331 von Herzog Johann III. eine Verordnung wegen der Mühlen zu D., 1333 aber die Beſtätigung aller Freiheiten, welche ſeine Voraltern von den Herzögen von Brabant erhalten hatten. Er ſtarb kinderlos im J. 1333, und ruht mit ſeinen beiden Frauen im Chore der Franciscanerkirche zu Dieſt. Maria, die erſte dieſer Frauen, war des Grafen Arnold VIII. von Looz Tochter; nach ihrem Wunſche verwendete Gerhard ihr Heirathsgut zu Errichtung eines Karthäuſerkloſters zu Zeelhem (eine Stunde von Dieſt, aber innerhalb der Grenzen der Grafſchaft Looz gelegen). Die Stiftungsurkunde iſt vom 1. Febr. 1328 und erſcheint darin auch Gerhards andre Gemahlin Johanna, des Grafen Wilhelm von Flandern-Dendermonde Tochter, die in dem n. J. 1328 die Kapelle zu U. L. F. in Bygaerden bei D. ſtiftete, und als Witwe ſich nochmals mit Otto von Kuyk vermählte. Thomas v. D., der dritte Bruder, war demnach allein übrig, um das Geſchlecht fortzupflanzen. Urſprünglich beſaß er, in dem Erbrechte ſeiner Frau, die einzige Herrſchaft Windenberg, wozu aber nach Gerhards Tod, in der Theilung vom

21. Dec. 1337, das Haus und Dorf Zeelhem, und nach des Biſchofs von Utrecht Tod auch die Herrſchaft Dieſt und die Burggrafſchaft Antwerpen kamen. Am 4. Febr. 1342 ſtellte Thomas der Stadt D. eine Urkunde über die Wahl ihrer Schöffen aus, am 27. Mai 1346 übergab er derſelben einige Plätze in der Stadtfreiheit, wobei er zugleich die Privilegien der Bürgerſchaft beſtätigte, und am 12. Auguſt n. J. verpachtete er der Gemeinde das Schrotamt. Er war in erſter Ehe mit Iſabella von Windenberg († 1329), in andrer Ehe mit Maria von Ghiſtel verheirathet, und ſtarb im J. 1360. Sein Sohn erſter Ehe, Thomas v. D., ſtarb in der Jugend, die Tochter, Iſabella, im J. 1348, als Karls von Riviere Gemahlin. Aus der andern Ehe kamen die Söhne Heinrich und Arnold, und eine an Johann, den Caſtellan von Montenaken, verheirathete Tochter.

Der jüngre Sohn, Arnold, erheirathete mit Aleydis von Stalle die Herrſchaft Riviere, bei Aerſchot, und wurde Vater von zwei Kindern. Die Tochter, Maria, war in erſter Ehe mit Philipp von Polanen, dann mit Gerhard von Petershem verheirathet; der Sohn, Heinrich v. D. auf Riviere und Stalle, vermählte ſich 1410 mit Johanna von Weſemael, half im J. 1425 die Eheberedung zwiſchen ſeiner Muhme, Johanna v. D. und zwiſchen Johann IV. von Loen und Heinsberg thädigen, ließ im J. 1437 die Renten, die er zu D. zu erheben hatte, gegen dieſen nämlichen Johann in Richtigkeit ſetzen, verkaufte aber ſpäter, was ihm an der Herrſchaft D. zuſtand, an den Grafen Johann von Naſſau-Saarbrücken, und beſchloß, da er ſeinen Vetter Thomas überlebte, den Mannsſtamm des Hauſes D. Seine Tochter Eliſabeth, Frau auf Riviere und Stalle, heirathete 1446 den Jakob von Waſſenaer und 1453, nachdem ſie ſeit 1451 Witwe geweſen, den Heinrich von Hoorn auf Peruwez, und ſtarb kinderlos im J. 1466.

Der ältre von Thomas I. Söhnen, Heinrich, Herr v. D. und Burggraf zu Antwerpen, verglich ſich am 23. Sept. 1360 mit ſeiner Mutter, indem er ihr, ſtatt des Witthums, die Hälfte aller Einkünfte verſchrieb, empfing 1363 von der Herzogin Margaretha v. Burgund die Belehnung über die Burggrafſchaft Antwerpen, vereinigte ſich am 18. Oct. 1366 mit ſeinem Schwager, Dietrich v. Hoorn, wegen der von dieſem der Frau v. D. zu bezahlenden Heirathsgelder, ließ ſich am 15. Auguſt 1383 von Eberhard und Johann von der Mark, zu Aremberg, Vater und Sohn, Schadloshaltung für die ihretwegen geleiſtete Bürgſchaft verſprechen, und ſtarb im J. 1385. Im J. 1359 hatte er ſich mit Eliſabeth von Hoorn, Wilhelms Tochter, verheirathet, und mit ihr drei Söhne und drei Töchter, Thomas II., Johann, Wilhelm, Eliſabeth, Maria und Johanna, erzeugt. Eliſabeth wurde an Johann v. Aerſchot, Herrn zu Scoonhoven, Maria aber an Johann von Rotſelaer, den Erbdruſſart von Brabant, dem ſie als Heirathsgut eine Leibrente von 300 Gülden jährlich zubrachte, und nachmals an Arnold Bauw verheirathet. Wilhelm von D. buhlte vergeblich um das Biſthum Utrecht, erhielt aber 1394, durch des Papſtes Bonifacius IX. Vermittlung, jenes von Straßburg. Er empfing niemals die Weihe, und wurde unter dem Vorwande, daß er die Kirchengüter verſchleudere, von ſeinen Unterthanen gefangen geſetzt, während das Domcapitel ſich einen andern Biſchof, den Grafen Ludwig von Thierſtein, wählte. Aber das Concilium von Conſtanz entledigte 1415 den Biſchof Wilhelm der Haft, und excommunicirte ſeine Gegner. Er ſtarb im J. 1439. Johann v. D. lebte mit Eliſabeth v. Schönforſt in kinderloſer Ehe. Thomas II. endlich, Herr von D. und Burggraf zu Antwerpen, übernahm von Reinhard von Schönforſt die mit Dieſt grenzende Stadt und Herrſchaft Sichem, zugleich aber auch eine auf derſelben haftende Schuld von 100,000 Gülden, nebſt der Verbindlichkeit, an Reinhard eine Leibrente von 1800 Gülden jährlich zu entrichten, wurde auch am 2. Sept. 1400 von der Herzogin Johanna von Luxemburg und Brabant wirklich mit Sichem belehnt, empfing in der Schlacht bei Roosbeke 1382 von den Händen des Grafen von Blois den Ritterſchlag, ward 1401 Bürger zu Brüſſel, und ließ ſich 1429 von ſeinem Neffen, Johann IV. von Rotſelaer, wegen geleiſteter Bürgſchaft einen Schadloshaltungsbrief ausſtellen. Er ſtarb den 8. Junius 1432, ſeine Gemahlin, Katharina von Wyer, Frau auf Wyer, in der Grafſchaft Looz, Hoelede, Meerhout, Vorſt ꝛc., im J. 1399. Sie hatte ihm einen einzigen Sohn, Johann den Jüngern, geboren, neben welchem er aber noch zwei natürliche Söhne, Heinrich und Reinhard, hinterließ. Einem jeden von ihnen ſetzte Thomas eine Erbrente von 200 Goldkronen aus, denn er war des Willens geweſen, ihre Mutter, Katharina von Eerdenberg, zu ehelichen, was jedoch unterbleiben mußte, da ſie plötzlich durch einen Schlagfluß getödtet wurde. Johann der Jüngre, geb. d. 14. Januar 1399, wurde durch Ehevertrag vom 18. Julius 1421 mit Johanna von Hoorn, Heinrichs auf Peruwez Tochter, vermählt, erlangte mit derſelben Schloß und Herrſchaft Haneſſe, in Hasbanien, während ſein Vater ihm die Herrſchaft Wyer, mit den zugehörigen Dörfern Koeſten und Karthuys überließ, ſtarb aber bereits 1424. Seine einzige Tochter, Johanna, vermählt der Großvater, durch Vertrag vom 13. Auguſt 1425, mit Johann IV. von Loen und Heinsberg. Nach den Beſtimmungen des Vertrags ſollte ſie nach des Großvaters Ableben haben: die Stadt und Herrlichkeit D. das Land buyßer Dieſt, mit den Dörfern Schaſſen, Aſſent, und halb Webbecom, das Land von Zeelhem, die Burggrafſchaft Antwerpen, Stadt und Schloß Sichem, mit den Dörfern Thilt, St. Martins-Thilt, Hondert, Neurode, Wanrode, Miscum, Beckevoort, Molenbeck und Weersbeeck, ferner die Dörfer Vorſt und Meerhout, Güter und Gefälle zu Tirlemont, das Dorf Hoelede, in der Maierei Cumptich, Güter und Renten zu Nodefort und Willebringen, endlich den Hof zu Herſſelt, bei Aerſchot; nach ihrer Mutter Ableben ſollten ihr auch noch die Herrſchaft Wyer und Haneſſe zufallen. Johanna wurde Witwe den 27. Januar 1448, vermählte ſich 1461 zum zweiten Male mit Hermann von Generos, und ſtarb den 8. April 1472. Ihre einzige Tochter, Johanna von Heinsberg, brachte die ſämmtlichen dieſtiſchen Lande, worauf aber noch immer eine Schuld von 100,000 Gülden ruhete, an ihren Gemahl, den Grafen Johann von Naſſau-Saarbrücken, erzeugte aber nur Töchter, von welchen die ältre, Eliſabeth, an den Herzog Wilhelm von Jülich, die jüngre, Johanna, an den Pfalzgrafen Johann I. von Simmern vermählt wurde. Letztre überließ ihr Erbrecht, Montag nach Lätare, an ihren Schwager, den Herzog, und dieſer vertauſchte Dieſt, Sichem, Zeelhem, Meerhout, Vorſt, Hoelede, und die Burggrafſchaft Antwerpen am 13. März 1487, gegen die Herrſchaften Millen, Gangelt und Feucht und eine ſtarke Ausgleichungsſumme, an den Grafen Engelbert II. von Naſſau. So wurde alſo Dieſt ein Theil der weitläufigen belgiſchen Beſitzungen des Hauſes Oranien. Nach Wilhelms III. Tode nahm Preußen Dieſt ꝛc. in Anſpruch, das Ganze wurde aber 1708 nach langwierigen Verhandlungen vor dem Lehenhofe zu Brüſſel dem Hauſe Naſſau-Dietz zugeſprochen.

Die Freiherren von Dieſt führten im ſilbernen Felde zwei ſchwarze Balken (wie die Stadt) und hatten eine ziemliche Anzahl von Lehenleuten, unter welchen beſonders die Herren von Wesmael und Quartbeeck zu merken. (*v. Stramberg.*)

DIEST (**Henrik van**), ein gelehrter reformirter Theolog in den Niederlanden, geb. den 19. Dec. 1595 in dem Städtchen Altena in der Grafſchaft Mark, ſtudirte zu Herborn, Baſel und Heidelberg, und erhielt 1621 auf der Univerſität zu Baſel die theologiſche Doctorwürde. Der dreißigjährige Krieg nöthigte ihn, ſein Vaterland zu verlaſſen. Er begab ſich nach Leyden in Holland, wo die dortigen Profeſſoren ihm geſtatteten, in ſeinem Hauſe theologiſche Vorleſungen zu halten. Hierauf erhielt er 1624 eine Predigerſtelle zu Emmerich im Herzogthume Cleve, wo er drei Jahre lang mit Ruhm wirkſam war. Nun aber wurde er als Profeſſor der Theologie und der hebräiſchen Sprache an das damalige Gymnaſium zu Hardervyk berufen, und kam von dort 1639 nach Deventer, als Profeſſor des dortigen Athenäums, wo er den 17. Juni 1673 ſtarb. Seine Schriften ſind: **Mellificium catecheticum; De ratione studii theologici necessaria instructio; Theologia biblica; Enchiridion theologicum; Analysis Apocalypseos; Funda Davidis; Commentatio in epist. Pauli ad Romanos**, nebſt verſchiednen Predigten in holländiſcher Sprache.

Sein Vetter war Samuel van Dieſt, ebenfalls ein reformirter Theolog, der 1663 zu Duisburg und 1674 zu Enkhuyſen in Holland lebte, und auch einige theologiſche Bücher in lateiniſcher Sprache geſchrieben hat*). (*J. Ch. H. Gittermann.*)

DIETBOLD oder **THEOBALD**, Graf von Bergen in Schwaben, wurde zum Biſchof in Paſſau im März 1172, in Gegenwart K. Friedrichs I., ungeachtet ſeines jugendlichen Alters, gewählt, als Nachfolger ſeines Bruders Heinrich. Er wohnte höchſt wahrſcheinlich dem berühmten Kirchenrathe zu Regensburg bei, in welchem viele weltliche und geiſtliche Fürſten auf die Abſetzung des Papſtes Alexander antrugen, und ließ ſich mit Erlaubniß des Papſtes Alexander III. den 23. Sept. zu Paſſau durch die Biſchöfe Adalbert von Freiſingen und Chuno von Regensburg und Brixen, unter Genehmigung des Erzbiſchofes von Salzburg, einſegnen. Im nämlichen Jahre gerieth er in einen heftigen Streit mit den Benedictinern des Stiftes Kremsmünſter, welche die erledigte Abtsſtelle an Alram aus der Abtei Garſt verliehen hatten. B. Dietbold war aber mit dieſem ſo unzufrieden, daß er ihn von ſeinem Amte verdrängte, und den Prior Ulrich von Garſt in deſſen Stelle ſetzte. Zur Verſöhnung aller Gemüther von Kremsmünſter bewog er im folgenden Jahre den Herzog Heinrich den Löwen von Baiern und Sachſen, alle Schenkungen ſeiner Vorfahren an dieſes Stift durch eine neue Urkunde zu beſtätigen, welche er ſelbſt unterzeichnete. Im Mai 1174 wohnte Dietbold mit andern bairiſchen Biſchöfen dem Reichstage zu Regensburg bei. Gleich nach demſelben begleitete er den Kaiſer nach Mailand und Venedig, wo letztrer mit P. Alexander III. ſich im J. 1177 verglich, weswegen die mit dem Banne belegten Biſchöfe wieder frei geſprochen wurden. Im J. 1178 wohnte er einem Kirchenrathe des ſalzburger Sprengels zu Hohenau und im folgenden Jahre zu Rom dem Kirchenrathe bei, welchen Papſt Alexander III. im Lateran mit mehr als 300 Biſchöfen veranſtaltet hatte. Im Sommer 1180 unterzeichnete er auf dem Reichstage zu Regensburg das zu Gellnhauſen ausgeſprochne Urtheil K. Friedrichs I., nach welchem Heinrich der Löwe von Baiern und Sachſen aller ſeiner Staaten entſetzt und Otto von Wittelsbach für das Herzogthum Baiern ernannt wurde. Im J. 1181 reiſte er mit dem ſalzburger Erzbiſchofe Konrad in das Kloſter Reichersberg, wo der Propſt Richer nach ihrem Wunſche gewählt wurde. Im Februar d. J. verfügten ſich beide zur Reichsverſammlung nach Nürnberg, wo ſie die Urkunde K. Friedrichs I. zur Beſtätigung aller Beſitzungen der Abtei Kremsmünſter unterzeichneten. Im J. 1182 beſtimmte er den Ertrag mehrer Pfarreien für die Unterhaltung der Innbrücke, des Armen- und Siechenhauſes zu Paſſau. Am 21. Juli 1183 beſtätigte er dem Stifte Florian die durch Piligrin von Schalkheim geſtiftete Kirche und das Spital zu Voecklabrock. Bis dahin ſtand er in großem Rufe der Uneigennützigkeit. Als er aber nach dem Tode des Abts Ulrich von Kremsmünſter ſeinen Bruder Mangold als Nachfolger, ungeachtet des heftigſten Widerſpruchs der Stiftsherrn, aufdrang, wurde dieſer Ruf ſehr geſchwächt, und ſelbſt durch Geſchenke an die Abteien Formbach und Aldersbach nicht wieder völlig hergeſtellt. Im J. 1184 wohnte er dem Reichstage zu Mainz bei, wo der röm. König Heinrich, Sohn K. Friedrichs I., gekrönt wurde. Der 1188 geſchehene Aufruf des Papſtes Clemens III. zur Wanderung nach Paläſtina hatte alle teutſche Große geiſtlichen und weltlichen Standes ſo ſehr angefeuert, daß K. Friedrich I. einen Reichstag nach Regensburg zur Verſammlung der Pilger auf das Frühjahr 1189 feſtſetzte. Im Mai trat Dietbold ſeine

---

*) Quellen: *Hoogstraaten*, Groot algemeen historisch etc. Woordenboek. III. Deel. (Amsterd. 1727.) Jöcher, Gelehrten-Lexikon. 2. Th.

Reiſe an; im Herbſte machte er mit dem Heere in Thracien Winterquartier. Im folgenden Jahr aber wurde K. Friedrich I. und viele andre Große, wie die gemeinen Leute, von einer anſteckenden Krankheit in ſo zahlreicher Menge ergriffen und hingerafft, daß ſie einander nicht mehr begraben konnten. Unter dieſen Unglücklichen war auch Biſchof Dietbold, welcher am 3. Nov. 1190 bei Accaron verſchied, wo er auch begraben wurde*). (*Jaeck.*)

DIETELMAIR (**Johann Augustin**), war den 2. April 1717 zu Nürnberg geboren. Dem Ägidien-Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und beſonders dem Rector G. C. Munz verdankte er ſeine wiſſenſchaftliche Bildung. Innere Neigung, vielleicht auch ſein Vater, der die Stelle eines Archidiakonus an der St. Sebaldskirche bekleidete, führten ihn zur Theologie. Im J. 1734 bezog er die Univerſität Altdorf und übte ſich dort unter Bernhold's und Feuerlein's Leitung im Disputiren und Katechiſiren. Den entſchiedenſten Einfluß auf ſeine Bildung zum Theologen gewannen mehre Profeſſoren in Halle, wohin er ſich im J. 1737 begeben hatte. Zu dieſen gehörten S. J. und A. G. Baumgarten, J. H. Michaelis, Knapp, Schulz u. A. Unter dem Vorſitze des zuletztgenannten Gelehrten vertheidigte Dietelmair (1739) ſeine Diſſertation: **De antiquitate Codicis Alexandrini.**

Um dieſe Zeit kehrte er in ſeine Vaterſtadt Nürnberg zurück, trat dort in die Reihe der Candidaten des Predigtamts und ward 1741 Mittagsprediger an der Dominikanerkirche. Drei Jahre ſpäter erhielt er das Diakonat an der Ägidienkirche, und in der Tochter des Paſtors Michahelles an der St. Johanniskirche eine durch Herzensgüte und ſeltne Geiſtesbildung ausgezeichnete Gattin[1]. Im J. 1746 folgte Dietelmair einem Ruf nach Altdorf. Er ward dort ordentlicher Profeſſor der Theologie und eröffnete ſeine Vorleſungen mit der Rede: **De eo, quod difficile est in munere doctoris academici et praecipue Theologi.** In dem genannten Jahre erwarb er ſich auch die theologiſche Doctorwürde[2]. Nach Baier's Tode (1752) ward er Archidiakonus, und als Bernhold ſtarb (1769), Paſtor an der Kirche zu Altdorf. Zugleich erhielt er die Profeſſur der griechiſchen Sprache. Der pegneſiſche Blumenorden, deſſen Mitglied er bereits 1741 geworden war[3], ernannte ihn 1774 zum Präſes. Dietelmair war 13 Mal Dekan ſeiner Facultät und fünf Mal Rector der Univerſität geweſen, als er den 6. April 1785 ſtarb.

Während ſeines vieljährigen Lehramts, deſſen Pflichten er mit unermüdetem Eifer erfüllte, erwarb er ſich durch ſeine gründliche Gelehrſamkeit, ſeinen lebhaften und anziehenden Vortrag und ſeine praktiſchen Kenntniſſe keine geringen Verdienſte um die Univerſität und um das theologiſche Studium überhaupt. Wie ſehr er in der Patriſtik bewandert war, bewieſen die Zeugniſſe, welche er in ſeiner **Historia dogmatis de descensu Christi ad inferos (Norimb. 1741)** beibrachte, um darzuthun, daß die Lehre von der Höllenfahrt Chriſti ſchon in der älteſten Kirche exiſtirt habe[4]. Aus der Vergleichung der Stelle Koloſſ. 4, 17 mit dem zweiten und zehnten Verſe des Briefes an den Philemon ſuchte er 1751 in einer lateiniſchen Diſſertation die oft angefochtne Meinung in Schutz zu nehmen, daß Archipp Vorſteher der Koloſſer-Gemeinde geweſen ſei. Mit ſchätzbaren Anmerkungen engliſcher und franzöſiſcher Commentatoren begleitete er die von Romanus Teller begonnene Überſetzung des Alten und Neuen Teſtaments, und führte dies Werk in den J. 1752—1766 vom dritten bis zum eilften Theile fort. Unter ſeinen übrigen Schriften, von denen Meuſel ein vollſtändiges Verzeichniß geliefert hat[5], verdienen die Abhandlungen aus allen Theilen der Theologie (Altdorf 1763—1768. 2 Bde. 8.) und die Theologiſchen Betrachtungen vermiſchten Inhalts (Ebend. 1769—1775. 2 Bde. 4.) nicht überſehen zu werden[6]. (*Heinr. Döring.*)

DIETENBERGER (**Johann**), ein teutſcher Theolog, war zu Dietenberg, einem Dorf in dem Erzbisthume Mainz, geboren, und nahm von ſeinem Geburtsorte, nach damaliger Sitte, den Namen an. Er trat in den Dominikanerorden, ward Kanonikus zu Mainz, Großinquiſitor daſelbſt und zu Cöln, und ſtarb den 30. Auguſt 1534. Er iſt vorzüglich bekannt durch ſeine teutſche Überſetzung der Bibel, die erſte, welche für die Katholiken herausgegeben wurde. Sie erſchien 1534 zu Mainz in gr. Fol.; ward wieder aufgelegt zu Cöln 1540, 1550 und ſpäter noch öfter. In Augsburg beſorgte man davon 1776 eine neue Ausgabe in gr. 8., in der man den Styl verbeſſerte und mehre veraltete und unverſtändlich gewordne Ausdrücke mit ſprachüblichen vertauſchte. Dieſe Überſetzung, deren erſte Ausgabe mit Ausfällen gegen die Lutheraner ausgeſtattet war, erfuhr von dieſen vielfachen kräftigen Widerſpruch. Sie behaupteten auch nicht mit Unrecht, daß Dietenberger nur als Plagiarius zu betrachten ſei, weil er die Bibel nicht nach den Grundtexten überſetzt, ſondern hinſichtlich des Alten Teſtaments Luther'n abgeſchrieben habe, mit Ausnahme der Stellen,

---

*) *Hansitii* germ. sacr. I. 327—337. Chronicon Reichenberg. in monum. Boic. Vol. 27. Annal. Cremifan. L. II. c. 12. *Bongarsii* res hyrosolimit. *De Lang*, Regesta Bavariae. I, 338—340. Buchinger, Geſch. von Paſſau. I, 160—167. Lenz, Geſch. und Beſchreibung von Paſſau. I. *Hundii* metrop. Salisburg.

[1] Eine Schilderung dieſes gelehrten Frauenzimmers, das mit einer gründlichen Kenntniß der lateiniſchen, griechiſchen und franzöſiſchen Sprache auch Talent für Poeſie vereinigte, findet man in den hamburger Berichten vom J. 1746, Nr. 36. [2] Durch Vertheidigung ſeiner Inauguraldiſſertation: De *ἀποκαταστάσει πάντων* scripturaria et fanatica ad Actor. 3, 21 (Altd. 1746.) 4. [3] Unter dem Namen Irenäus.

[4] Vergl. Leipziger gel. Zeitung 1741. Nr. 42. Göttinger gel. Zeitungen 1741. Nr. 41. Jenaiſche Nachrichten von den neueſten theologiſchen Büchern. 1741. 1. St. Nr. 2. [5] S. deſſen Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 2. Bd. S. 352 fg. [6] S. Progr. funebre. Altd. 1785. 4. Strodtmann, Neues gel. Europa. 3. Th. S. 734 fg. Will, Nürnbergiſches Gelehrtenlexikon. 1. Th. S. 253 fg. 5. Th. S. 210 fg. Deſſen Geſchichte der Univerſität Altdorf (2. Ausg.) S. 78, 352. Baader, Lexikon verſt. bairiſcher Schriftſteller. 1. Bd. 1. Th. S. 109 fg. Heinr. Döring, Die gelehrten Theologen Teutſchlands im 18. u. 19. Jahrh. 1. Bd. S. 325 fg.

wo dieſer von der Vulgata abweicht, hinſichtlich des Neuen aber den H. Emſer. Die alten Ausgaben dieſer Überſetzung ſind ſelten und werden ſehr geſucht. (*Franke.*)

DIETENDORF, Dorf im Herzogthume Sachſen-Coburg-Gotha an der Apfelſtedt gelegen, mit 62 Häuſern und 240 Einw. Dieſes Dorf nennt man auch Altdietendorf, zum Unterſchiede von dem dabei angelegten Neudietendorf (auch Gnadenthal genannt), einer Herrnhutercolonie, welche 1742 von dem Grafen Balthaſar von Bromnitz hieher verpflanzt und von Anton Urban von Lüdeke 1752 feſt gegründet wurde. Die Gebäude errichtete der Graf Gotter längs des Fluſſes. Die Colonie iſt durch ihre bedeutenden Fabrikanſtalten ſehr wohlhabend geworden. Einwohner hat Neudietendorf über 400. (*H.*)

Dietenheim, ſ. **Fugger-Dietenheim.**

DIETENHOFEN, ein Marktflecken im königlich bairiſchen Landgerichtsbezirke Markt-Erlbach des Rezatkreiſes mit 80 Feuerſtellen und 123 Familien, ſ. IV Bd. d. Encykl. S. 213, 214. (*v. Lang.*)

DIETERICA. Dieſe Pflanzengattung, aus der zweiten Ordnung der achten Linné'ſchen Claſſe, hat Seringe ſo genannt nach Joh. Georg Nik. Dieterichs (welcher mit Ambr. K. Bieler den Text zu Joh. Wilh. Weinmann's großem Kupferwerke, **Phytanthoza-iconographia**, lieferte), um durch den Namen ſogleich die nahe Verwandtſchaft dieſer Gattung mit **Weinmannia** anzudeuten. Char.: Der Kelch vier- bis fünftheilig, groß, hinfällig (bei W. viertheilig und ſtehenbleibend); vier bis fünf nagelförmige Corollenblättchen (bei W. vier, an der Baſis nicht verſchmälerte); acht bis zehn (bei W. acht) Staubfäden, welche auf einer Scheibe, die den freien Fruchtknoten trägt, eingefügt ſind; acht bis zehn freie Schüppchen an der Baſis des Fruchtknotens (dieſe ſind bei W. zu einem Kruge verwachſen; zwei bis drei (bei W. zwei) ſtehenbleibende Griffel; eine eiförmig-ablange, zweiſchnäbelige, zweifächerige, zweiklappige, wenigſamige Kapſel, deren Klappen mit eingebognen Rändern die Scheidewand bilden; die zahlreichen, geſchwänzten Samen ſitzen auf einem kurzen Mutterkuchen, der ſich mitten auf dem Grunde der Kapſel erhebt (dagegen trägt die vollkommene Kapſelſcheidewand bei W. auf jeder Seite einen Mutterkuchen und auf dieſem wenige, meiſt haarige Samen). Die einzige hieher gehörige Art, **D. paniculata Ser. (in Cand. prodr. IV, p. 8.,** *Weinmannia*, **paniculata Cav. ic. VI, p. 44. t. 565)** iſt ein chileſiſches Bäumchen mit gegenüberſtehenden, einfachen, lanzettförmigen, unbehaarten, unten ſchimmelgrünen, grobgeſägten Blättern, linienförmigen, hinfälligen Afterblättchen und riſpenförmigen, in den Blattachſeln ſtehenden Blüthen. (*Sprengel.*)

DIETERICH, Dompropſt zu Mainz und Erzdiakon zu Trier, wurde daſelbſt im J. 965 zum Erzbiſchofe von ſeinem Blutsverwandten Kaiſer Otto I. ernannt, von welchem er während ſeiner zehnjährigen Regierung mit Wohlthaten überhäuft wurde. Dieterich wohnte noch im nämlichen Jahre dem Begräbniſſe des Erzbiſchofs Bruno zu Cöln bei. Am 7. Januar 966 erwirkte er von Kaiſer Otto I. die Beſtätigung des vom Könige Dagobert geſchenkten Hofes Grünhaus und der königl. Kapelle für das Stift Maximin; am 4. Februar d. J. das Geſchenk mehrer andrer Güter für das Domſtift. Am 21. Januar 969 erlangte er vom Papſte Johann XIII. den Vorzug des trierer Erzbisthums vor andern in Teutſchland, und den 29. März 970 wieder eine kaiſ. Begünſtigung für das Stift Maximin, wie den 17. Auguſt 973. Im. J. 971 verdrängte er die Stiftsherrn von St. Martin mit kaiſ. und päpſtl. Einwilligung, und ſetzte an deren Stelle Benedictiner. Im J. 974 erhielt er vom Kaiſer Otto II. für ſein Domſtift den Forſt im Kylwald nach beſtimmten Grenzen, eine Beſtätigung der Privilegien aller Vorgänger für die Immunität des trierer Erzſtiftes, und das Münzrecht zu Carignan und Longujon. Den 18. Januar 975 wurde er noch vom Papſte Benedict VII. mit der Beſtätigung des Vorranges der trierer Erzbiſchöfe vor den übrigen Biſchöfen bei Kirchenverſammlungen und mit andern Begünſtigungen erfreut, ehe er ſich nach Mainz begab, wo er nach einer kurzen Krankheit verſchied, und in der von ihm ſelbſt erbauten und mit Einkünften verſehenen Gangolphskirche von 12 Stiftsherren begraben wurde. Ihm folgte der Nachruhm von ungewöhnlicher Geiſtesbildung, von welcher unter andern auch ſein Lobgedicht auf die heil. Luidgard zeugt*). (*Jaeck.*)

DIETERICH (Karl Friedrich), kur-mainziſcher Regierungsrath, war daſelbſt am 23. Auguſt 1734 geboren. Nachdem er den erſten Unterricht theils im väterlichen Hauſe, theils bei einem Pfarrer auf dem Eichsfelde erhalten, dann ſowol das kathol. Gymnaſium zu Erfurt, als das, damals von den Jeſuiten verwaltete, zu Heiligenſtadt eine Zeit lang beſucht, und auf letzterm unter anderm in der ſcholaſtiſchen Philoſophie zwar große Fortſchritte gemacht, aber auch ſchon einen tiefen Abſcheu gegen dieſelbe empfangen hatte, ſtudirte er ſeit 1751 auf der Univerſität Erfurt, wo er bei dem gelehrten Benedictiner Andreas Gordon und bei Joh. Wilh. Baumer nicht nur eine geſundre Philoſophie hörte, ſondern auch, durch den Einfluß dieſer Männer, in ſeiner frühempfundnen Neigung für das Studium der Natur ſehr beſtärkt wurde. Zu ſeinem Hauptfache wählte er jedoch die Rechtswiſſenſchaft, und beſuchte die Vorleſungen faſt aller damaligen Profeſſoren dieſes Faches, unter denen Turin, ein vielſeitig gelehrter, ebenſo ſyſtematiſch als geſchmackvoll gebildeter Mann, am meiſten auf ihn wirkte. In Göttingen, wo er ſeine Studien weiter fortſetzte, machte beſonders der ältre Becmann auf ihn einen ſo vortheilhaften Eindruck, daß er ihn ganz zum Führer zu wählen beſchloß, und dies auch ausführte, ungeachtet ihn Kränklichkeit nöthigte, bald wieder nach Hauſe zu reiſen; denn er verſchaffte ſich Becmann's Hefte, und ſtudirte dieſe ſo fleißig, daß B. ſelbſt in der Folge bekannte, D. habe

---

*) *Hontheim*, Hist. Trevirens. I, 302—317. Prodr. I, 13. Hist. I, 302—317. *Serarii* res Mogunt. c. Joannis. II, 270. *Martène*, Coll. ampl. I, 321. Bullarium M. rom. IX, 1 *Canissii* lect. Tom. II. P. III, 69. c. *Basnage*. *Besel*, Chron. Gottwicens. prod. 205—7. *Fleury*, Hist. eccl. ad a. 1074. *Broweri* annal. Trev. I.

ſich ganz nach ſeinen Grundſätzen gebildet. In Erfurt hielt er hierauf in den Jahren 1755 und 1756 mit einigen Studirenden Repetitoria über das römiſche und kanoniſche Recht, ſuchte ſich dann durch einigen Aufenthalt in Mainz und Wetzlar noch mehr praktiſche Ausbildung zu verſchaffen, und wurde 1758 als Aſſeſſor bei den weltlichen Gerichten in Erfurt angeſtellt. Dies Amt war ſeinem mehr für ein wiſſenſchaftliches Leben geſtimmten Geiſte nicht ganz angemeſſen; dabei verwickelte ihn ſeine etwas unverträgliche Gemüthsart in mancherlei Verdrießlichkeiten, ſodaß er endlich im J. 1770 ſein Amt niederlegte, und Willens war, ganz von Erfurt wegzuziehen. Ehe er dies bewerkſtelligen konnte, benutzte er inzwiſchen ſeine Muße zur Ausarbeitung einiger, ſowol juriſtiſcher als naturhiſtoriſcher Schriften; und da er durch dieſe unter andern dem Freiherrn von Dalberg, der eben damals als Statthalter nach Erfurt kam, vortheilhaft bekannt wurde, ſo bemühte ſich dieſer, ihn in Erfurt zurückzuhalten. Durch Dalberg's Verwendung erhielt D. im J. 1773 die durch den Tod des Reg.-Raths Spitz (ſeines Schwiegervaters) erledigte Stelle eines Aſſeſſors der Juriſten-Facultät, nebſt einer ordentlichen Profeſſur der Rechte bei der dortigen Univerſität; weshalb er am 22. Sept. 1773 die längſtverdiente Doctorwürde annahm. Im J. 1776 vertauſchte er ſein bisheriges Lehramt mit der durch den Grafen von Boyneburg geſtifteten Profeſſur des Staatsrechts und der Geſchichte, womit er zugleich die Aufſicht über die, gleichfalls von Boyneburg gegründete Univerſitätsbibliothek (um die er ſich ſehr verdient machte), und einige Jahre ſpäter den Charakter eines kurfürſtl. Regierungsrathes erhielt. Als Juriſt zeichnete er ſich dadurch aus, daß er die ſogenannte demonſtrative Lehrart, für die er mit vieler Einſeitigkeit, ja bis zur Leidenſchaftlichkeit eingenommen war, in Erfurt einführte, und durch ſeine Schriften zu verbreiten ſuchte; doch mag eben dieſe Einſeitigkeit, bei der ein gründlich-hiſtoriſches Studium der Jurisprudenz nicht beſtehen konnte, der Wirkung und Aufnahme ſeiner juriſt. Schriften, die ſonſt manche Vorzüge hatten, und in denen er es auf nichts Geringres, als auf eine Reform der geſammten Rechtswiſſenſchaft anzulegen ſchien, ſehr geſchadet haben. Glücklicher wirkte er als Schriftſteller in der Botanik, wo er zur Beförderung eines ſyſtematiſchen, gründlichen Studiums, zur allgemeinern Empfehlung der Wiſſenſchaft an ſich, ohne ſie als Hülfs-Doctrin der Heilkunde zu betrachten und beſonders zur Verbreitung des Linné'ſchen Syſtems, dem er, ſowie ſeinem großen Urheber, ebenfalls mit leidenſchaftlicher Wärme anhing, nicht wenig beitrug. In ſeinem größern phyſiko-theologiſchen Werke „Schöpfung und Schöpfer" hat er höchſt geiſtreiche Anſichten entwickelt, aber auch nicht alle Verirrungen der Phantaſie vermieden. Bei ſeinen großen und mannigfaltigen Kenntniſſen hätte er ohne Zweifel noch weit Größeres leiſten können, wenn er nicht durch Leidenſchaftlichkeit, Eigenſinn und einſeitige Vorliebe für den Katholicismus, die mit ſeinen, bei andern Gelegenheiten nicht ſelten ausgeſprochnen, hellen und freiſinnigen Anſichten in einem auffallenden Widerſpruche ſtand, ſich und Andern oft geſchadet, und ſeine glücklichere Wirkſamkeit ſelbſt gehemmt hätte. Er ſtarb nach langwieriger Krankheit den 31. Auguſt 1805 *). (*H. A. Erhard.*)

DIETFURT, 1) zerſtörtes Ritterſchloß an der Donau, ¼ t. M. weſtlich von Sigmaringen, mit einer Mühle, deren Rad die Grenzſcheide zwiſchen der badenſchen Herrſchaft Gutenſtein und dem Fürſtenthume Hohenzollern-Sigmaringen macht. Der auf den Ruinen des Schloſſes ſelbſt ſtehende Brunnhof iſt fürſtenbergiſch unter hohenzollern-ſigmaring. Landeshoheit. Dieſes Dietfurt darf aber mit andern Orten deſſelben Namens, welche im Umfange des Großherzogthums Baden ſelbſt liegen, nicht verwechſelt werden; ſie ſind: 2) Dietfurt, ein Hof bei Arlen an der Ach, in der Landgrafſchaft Nellenburg, eine grundherrliche Beſitzung des Grafen von Enzenberg, dem großherzogl. Bezirksamte Radolfszell zugetheilt; 3) zwei ſtandesherrliche, fürſtl. fürſtenbergiſche Höfe bei Reiſelfingen, ½ t. M. ſüdl. von Löffingen, im Bezirksamte Neuſtadt; 4) die dietfurter Mühle bei Bißlingen, im Bezirksamte Blumenfeld, ¼ t. M. ſüdl. von der Amtsſtadt. (*Thms. Alfr. Leger.*)

DIETFURTH, bairiſche Stadt an der Laber, von der ſie, bei ihrem Ausfluß in die Altmühl, auf zwei Seiten umfloſſen iſt, bekannt durch ein Gefecht den 4. März 1703 zwiſchen den Öſterreichern uud Baiern, von welchen letztern der Ort, 2500 Mann ſtark, beſetzt war. Von dem kaiſ. General Styrum mit einem Haufen Reiterei angegriffen, räumte zwar die bairiſche Cavallerie das Feld; die Infanterie aber ſtellte ſich im Walde auf und wies zwei Angriffe der Kaiſerlichen unter dem Herzoge von Würtemberg zurück. Erſt als dieſe zum dritten Male anſetzten, gelang es ihnen, die Baiern zu werfen und bis nach Kehlheim an der Donau zu verfolgen, wo die in der Eile abgebrochne Brücke ſie an der fernern Verfolgung hinderte. Die Baiern verloren 500 Todte und 483 Gefangne; hatten jedoch wenige Tage darauf Gelegenheit, den Kaiſerlichen unweit Scherdingen einen noch größern Verluſt beizubringen. (*v. Hoyer.*)

DIETHELM, der Brudermörder, Graf von Toggenburg, Diethelms Sohn, hatte zur Gemahlin eine

---

*) Seine Schriften ſind: 1) Pflanzenreich, nach dem neueſten Naturſyſteme des Ritters Karl von Linné. 2 Thle. (Erf. 1770). (Prof. Ludwig in Leipzig beſorgte 1798, ohne Dieterichs Mitwirkung, eine neue Ausgabe dieſes Werkes in drei Bänden.) 2) Systema elementare Jurisprudentiae civilis privatae communis Imp. Romano-Germanici (Erf. 1772). 3) Diss. inaug. de suprema lege Reipublicae (Erf. 1773). 4. 4) Anfangsgründe zu der Pflanzenkenntniß (Leipz. 1775) mit 12 Kupfertafeln. Ein ſehr zweckmäßiges, für ſeine Zeit ſchätzbares Lehrbuch, worin auch auf die Phyſiologie der Pflanzen Rückſicht genommen wird. 5) Kurze hiſtoriſche Topographie des erfurtiſchen Gebietes (Erfurt 1777). 6) Systema elementare Jurisprudentiae cathol. ecclesiasticae privatae (Erf. et Lips. 1784). 7) Schöpfung und Schöpfer, oder Anleitung zur gemeinnützigen Kenntniß der Natur, Geſchöpfe und Hinführung auf ihren Schöpfer (Erf. 1788). 8) Systema elementare Jurisprudentiae catholico-ecclesiast. tam privatae quam publicae communis, secundum principia congressus Emsani (Erf. 1791). Außerdem mehre Programme ſtaats- und kirchenrechtlichen Inhalts, aus den Jahren 1779—1802, die aber wenig Ausgezeichnetes enthalten.

Tochter des Grafen Rudolf von der Neuenburg, und von ihr mehre Söhne 1). Um ſo ſchmerzlicher empfand er es, daß er ſeinen jüngern Bruder Friedrich zu ſeinem Miterben haben würde. Reichlichen Samen des Haſſes ſäete Diethelms Gattin zwiſchen den beiden Brüdern. Der Vater war dem jüngern Sohne geneigter, weil er ſeinen und ſeiner Mutter (Guta) Willen und Rathſchlägen Folge leiſtete. Der ältre verging ſich gegen die Ältern nicht nur durch Scheltworte, ſondern ſelbſt ſo weit, daß er einen Pfeil auf ſeine Mutter abſchoß und den Vater ins Gefängniß warf. Friedrich hatte ſich auf den Rath des Vaters mit der Tochter des Grafen Hugo von Monfort verlobt, und verſchmähte die Schweſter ſeiner Schwägerin, die er zu nehmen verſprochen. Dies ſteigerte den Haß ſeines Bruders Diethelm und ſeiner Schwägerin gegen ihn. Sie ſtachelte ihren Gatten zum Brudermorde an, damit ihre Söhne nicht in Armuth ſänken, und man nahm nach dem Geiſte jener Zeit für gewiß an, ſie habe, um ihn dazu bewegen zu können, Zaubertrank in den Lauterwein (Claret) gemiſcht. Diethelm verſammelte ſeine vertrauteſten Mannen, ſtellte ihnen jene Beleidigung vor, klagte, wie er durch ſeinen Bruder das Vorrecht ſeiner Geburt, das Stammſchloß Toggenburg, verloren, erinnerte ſie, wie Friedrich einen Bruder und Verwandten von ihnen erſchlagen. Zu den Klagen fügte er Verſprechungen von Geſchenken, und bewog ſo die Feinde ſeines Bruders, die dieſer ſchwer verletzt, zur Ausführung der That. Da ſie hierzu keine andre Gelegenheit fanden, ſchloſſen ſie verſtellten Frieden, luden ihn in das Schloß Reingerswil, hielten ihn durch dreitägiges Gaſtmahl hin und ermordeten ihn im Schlafe den 12. Dec. 1226 2). Diethelm eilte hinweg, um die Toggenburg und die Stadt Wil einzunehmen. Da aber ſchon der Ruf ihm vorausgegangen, gewann er ſie nicht. Der mit Luchsaugen ſpähende Abt Konrad von St. Gallen, wie ihn ſein Geſchichtſchreiber wiederholt nennt, begab ſich nach Reingerswil, wo die Leiche des Ermordeten lag, benutzte den Jammer der Ältern, und ließ ſich von ihnen alles, was dem Lebenden gehört hatte, an Aloden, Rittern und Geſindeſchaft, ertheilen 3). Die Mutter Guta erhielt vier lebenslängliche Präbenden vom Kloſter St. Gallen. Hier ward auch Friedrich beigeſetzt. Wiewol des Beiſtandes der Ältern beraubt, ſuchte doch Diethelm ſeinem Bruder in der Erbſchaft zu folgen. Aber der Abt vertheidigte mit Löwenmuthe die gemachte Beute. Um die Toggenburg und die Burg Wil deſto leichter behaupten zu können, übertrug er einen Theil der ihm von Diethelms Vater geſchenkten Alode Laien zum Lehn. Von dem Biſchofe von Conſtanz in den Kirchenbann, von König Heinrich in die Acht gethan, ſah der bedrängte Diethelm keinen andern Ausweg, als vom Abte 500 Mark zu nehmen und alles, was ſeine Ältern dem Kloſter geſchenkt, nebſt ſeinen Söhnen durch eine Urkunde zu beſtätigen, welches auch durch eine königliche bekräftigt ward. Der Abt ſuchte nun den von ihm beraubten Grafen bei Gutem zu erhalten, und dieſer half ihm auch das Schloß zu Lüttensburg befeſtigen. Aber Diethelms Gemahlin riß die Wunden ihres Gatten immer wieder auf, die ihm der Abt dadurch, daß er das Erbe ſeines Bruders durch jene erſchlichne Schenkung an ſich geriſſen, geſchlagen hatte. Während der Abt ſich für König Heinrich zu deſſen Vater Kaiſer Friedrich II. als Geſandter nach Italien begeben, erhob Diethelm Fehde gegen des Abtes Brüder, die von Busnang; wurde aber von ihnen und den Dienſtmannen des Abtes zurückgetrieben, die nun von ihrer Seite des Grafen Beſitzungen verwüſteten. Abt Konrad brachte aus Italien einen kaiſerlichen Achtbrief gegen den Grafen Diethelm mit, durch welchen die Ächtung des Kaiſers Sohne, dem Könige Heinrich, aufgetragen ward, der ſie den Reichsfürſten verkündigen ſollte. Bei Ankunft des Abtes wurde auch die früher geſchehene Excommunication des Grafen von neuem beſtätigt. Abt Konrad ſelbſt griff mit mächtiger Heerſchaar Diethelms Burg Reingerswil an, und zwang durch vierwöchentliche Beſtürmung die durch Feuerpfeile aufflammende zur Übergabe. So auch eroberte er die Burg zu Wengi und die Burg Luttersberg. Da der Graf ſich ſo überall überwunden ſah und kein Zufluchtsort ihm geblieben, da ſein Gegner, der Abt von St. Gallen, auch Uznach in ſeiner Gewalt hatte, und alle Blutsfreunde und Schwäger des Grafen verſchmähten, ihm Hülfe zu leiſten, ſo war er gezwungen, die Verſöhnung mit dem Abte von St. Gallen zu ſuchen. Ihm ſtanden hierbei der Graf von Kyburg, Voigt von Rapertswil, und einige fromme Äbte des Ciſtercienſer-Ordens bei. Zweimal wurde die Schlichtung des Streites durch Schiedsmänner betrieben, das erſte Mal durch Gottfrid von Hohenlohe, das zweite Mal durch den Grafen Rudolf von Neuenburg, den Schwiegervater des Grafen Diethelm, und durch den Abt von Altariva 4). Diethelm mußte vermöge des geſchloſſenen Friedens die Burg Uzinberg (dieſe uneinnehmbare Burg lag bei Uznach) zum Pfande und Bürgen geben, daß er im ganzen Thurgau kein Schloß befeſtigen und in dem, was in der Hand des Abtes war, weder ihn noch ſeine Nachfolger beläſtigen ſollte. Durch des Papſtes, des Kaiſers und des Königs Siegel ward dieſes beſtätigt. Unglaublich war bisher geweſen, daß ein Graf von Toggenburg hätte ſo niedergedrückt werden können. Der Brudermörder war ein Gegenſtand der Verwünſchungen des Volkes und des Volksliedes geworden. In dem Munde aller Bänkelſänger und Handwerker auf Bühnen, Gaſſen, Landſtraßen tönte ſeine That wieder. Auf den gebeugten Grafen hörte der Abt nicht auf, Jagd 5) zu

---

1) Unter Diethelms Söhnen war der als Minneſänger bekannte Graf Kraft von Toggenburg, der auch dem Abte Bertold von St. Gallen nicht vergaß, wieviel einer von deſſen Vorgängern, Konrad von Busnang, toggenburgiſche Güter an das Kloſter geriſſen. S. Bodmer, Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſie, S. XXVII – XXIX, wo ſich auch die Stellen aus Küchenmeiſter befinden.

2) Necrolog. S. Gallense No. 453.

3) Die über dieſe Schenkung ausgefertigte Urkunde iſt noch vorhanden.

4) Friedensinſtrument.

5) Dominus itaque reverendissimus abbas, linceis omnia perlustrans oculis ac si sagacissimus venator, tempus nactus opportunum, comitem infelicissimum ac si canibus latrando circumstantibus enervatum, sagitta Minervae contactum, tandem agressus e. c. ſagt des Abtes Lobredner ſelbſt.

machen, und ließ ſich die früher von des Grafen Ältern geſchenkten Alode durch des Königs und des Grafen Siegel von neuem beſtätigen und durch Geiſeln und Verpfändung aller ſeiner noch übrigen Alode befeſtigen. Nicht ſo beugen ließ ſich Diethelms Gattin und reinigte ſich außerhalb des Landes durch Zeugen von der ihr gemachten Anſchuldigung[6]. Auch müſſen wir ausdrücklich bemerken, daß wir keine andre Quelle über jene Schauderthat, als die Erzählung der Feinde Diethelms haben. Da ſelbſt dieſe anerkennen, daß Friedrich Diethelms Dienſtmannen ſchwer verletzt hatte, ſo muß billig darauf aufmerkſam gemacht werden, wie ungewiß es iſt, welchen Antheil Diethelm ſelbſt am Morde ſeines Bruders gehabt. Dem habſüchtigen Abte von St. Gallen kam der Mord, wie der Erfolg lehrt, auf jeden Fall ſehr gelegen. (*Ferdinand Wachter.*)

DIETHER (teutſche Heldenſage). 1) Diether, des Königs Ämelungs älteſter, Ermrichs und Ditmars Bruder, erhielt, als ſein Vater am Ausgange des Lebens die Lande theilte, Breiſach und das Baierland, hinterließ drei Söhne, welche unter dem Namen der Harlungen wegen ihres tragiſchen Endes berühmt ſind[1]. — 2) Diether der Junge, des vorigen Neffe, des Königs Ditmar Sohn, jüngrer Bruder Dietrichs von Bern, wurde von Hildebrand erzogen, mit ſeinem Bruder Dietrich von ihrem Vatersbruder Ermrich vertrieben[2], ward nun Pflegling Erka's (Helkens), der Gemahlin Etzels, und Pflegebruder von deſſen Söhnen Erp und Ortwin, und ſie liebten ſich einzig. Ihre erſte Heerfahrt war es, als ſie mit Dietrich von Bern und dem Etzel'ſchen Heere zur Eroberung des Amelungenreichs auszogen. Diether gelobte beim Abſchied ihrer Mutter, ſie entweder geſund heimzuführen, oder ſie nicht zu überleben.

Erp und ſein Geſell Helfrich fielen in der großen Schlacht im Kampfe mit Wittich und Runga. Während hierauf Diether mit Runga kämpfte und ihn erſchlug, war Erp durch Wittich gefallen. Da wollte Diether ſelbſt nicht länger leben, oder den Tod der beiden Jungherren durch den Tod Wittichs, der mit ihm aus Rückſicht für ſeinen Bruder Dietrich nicht kämpfen wollte, rächen. Sein Schwert glitſchte von Wittichs hartem Helm ab, und tödtete deſſen Roß, ſodaß Wittich, um ſein Leben zu retten, genöthigt war, Diethern zu erſchlagen. So nach der Wilkina-Saga[3]. Nach der andern Heldenſage läßt Dietrich ſeinen Bruder Diether und Etzels Söhne, um ſie nicht dem Kampf auszuſetzen, in der Feſtung Bern unter Ilſans Pflege zurück, gibt Diethern, der etwas älter iſt, Etzels Söhne in ſeine Hut, und befiehlt, daß die drei aus der Stadt nicht reiten ſollen. Sie laſſen jedoch ihrem Meiſter Ilſan keine Ruhe, wollen ſich nur etwas vor der Stadt umſehen, verlieren aber in ſtarkem Nebel den Weg und verreiten ſich bis in die Gegend von Ravenna; jetzt erhebt ſich der Nebel, der Wache haltende Wittich erblickt ſie. Durch ihn fallen Etzels Söhne, und endlich nach langem ruhmreichen Kampf auch Diether[4], der zwar erſt zwanzig Winter zählte, aber der ritterlichſte und racheſte aller Mannen an allerlei Dingen war, und unter ſeinen Ebenalten nimmer einen fand, der ſeines Gleichen geweſen wäre an Stärke, Schönheit und allerlei Hübſchheit und Höflichkeit[5]. (*Ferdinand Wachter.*)

DIETHER, Abt zu Hirſchfeld, wurde im J. 928 zum Biſchofe von Hildesheim ernannt. Er befand ſich im J. 937 mit Kaiſer Otto dem Großen zu Magdeburg, ließ die baufällige Kirche zu Gandersheim niederreißen, eine neue und umfaſſendere aus dem Grund errichten, und weihte ſie nach 11 Jahren zur Ehre der Maria im J. 939 ein. Dem Kirchenrathe zu Ingelheim wohnte er im J. 948 bei. Dem Hochaltare ſeiner Domkirche zu Hildesheim ließ er ein ſchönes Denkmal beifügen. Er ſtarb den 13. Sept. 956 mit dem Rufe der Pflichterfüllung. (*Jaeck.*)

DIETHER, Graf von Naſſau, Kurfürſt und Erzbiſchof von Trier, wurde als Dominikaner und Bruder des verſtorbenen röm. Königs Adolf nach dem den 9. Dec. 1299 erfolgten Tode des Kurfürſten Boemund von Warnesberg, vom Papſte Benedict VIII. ſogleich zur erledigten Würde erhoben, obſchon er vom Domcapitel weder verlangt noch gewählt war, welches bereits eins ihrer Mitglieder, Heinrich von Kinenberg, durch Stimmenmehrheit beſtimmt und zur Huldigung des größten Theiles des Erzſtifts befördert hatte. Diether war zwar dreiſt genug, im J. 1300 über das Lehn des Schloſſes Manderſcheid für Friedrich von Duna, ſowie über die Ernennung Ulrichs von Hanau als Reichsvoigts und Vorſtands der Wetterau, wie über die Stiftung des Spitals Bidburg Urkunden zu unterzeichnen; doch gelang ihm nicht, in den wirklichen Beſitz der geiſtlichen oder weltlichen Gewalt zu kommen; vielmehr wurde er von beiden ſehr hartnäckig verworfen, und gerieth in ſehr vielfachen Waffenkampf mit ſeiner ganzen Umgebung, wie mit dem röm. König Albert, mit dem ganzen rheiniſchen Adel und der Stadt Coblenz. Daher mußte er alles Mögliche verpfänden, während er in der größten Einſchränkung lebte.

---

[6] Conradus de Fabaria, Casus S. Galli cap. 14, bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 176 – 179.

[1] Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen in v. d. Hagen's und Primiſſer's Heldenbuch in der Urſprache, S. 27, 23. über die Harlungen vgl. den Theil des Heldenbuchs in ungebundner Rede, alte Ausg. V. 1560. Bl. 185 und Wilkina-Saga, c. 13, 255—257. Bei v. d. Hagen, 1. Th. S. 40. 2. Th. S. 276 – 282. Hier heißt Diether: Ake Harlungentroſt. [2] Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen, S. 29. Nach der Wilkina-Saga, c. 293. II. p. 362, war Diether, als er mit ſeinem Bruder Dietrich nach Suſat zu König Etzel kam, einen Winter (Jahr) alt, und 20 Winter, als er der Heerfahrt gegen Ermrich beiwohnte. [3] Wilkina-Saga, c. 297—302, 305, 307, 309 — 312, 315, p. 371, 374, 375, 378, 380, 383, 384, 392, 396, 403—409, 416, 417.

[4] Schlacht vor Raben (Ravennaſchlacht) in v. d. Hagen's und Primiſſer's Heldenbuch in der Urſprache, S. 19 — 29. Nach der Sage in Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen, S. 77, 83, erlebte Diether, bei Etzeln zurückbleibend, die Wiedereroberung Ravenna's und Mailands durch ſeinen Bruder Dietrich. über Diether als Dietrichs Bruder ſ. auch Dietrich und ſeine Geſellen in Kaspar von Rön Heldenbuche, Str. 31. S. 147. Sigenot bei v. d. Rön, Str. 20. S. 119. Großer Roſengarten, S. 4, 5. Alte Überſicht der Sagen des Heldenbuchs. Ausg. 1560. Bl. 186. St. 1, 2. [5] Wilkina-Saga, c. 293. T. III, p. 363, 364.

Selbſt ſeine Verbindung mit den Erzbiſchöfen von Mainz und Cöln gegen den römiſchen König Albert war fruchtlos, indem dieſer ſie alle beſiegte. Nach mehren Jahren der größten Unruhe am Rheine wurde er von der Geiſtlichkeit des Erzſtiftes bei dem Papſte Clemens V. zu Rom ſehr hart angeklagt, und deswegen zur perſönlichen Erſcheinung eingeladen; allein als er ſich zur Reiſe bereitete, wurde er den 23. Nov. 1307 plötzlich vom Tode überraſcht. Nach ſeinem eignen Verlangen wurde er in der Dominikanerkirche zu Trier begraben*). (*Jaeck.*)

DIETHER, Graf von Iſenburg, Kurfürſt und Erzbiſchof von Mainz, war vom J. 1427 bis 1430 Präfect der Stiftsunterthanen in Heſſen, wurde 1434 von der Akademie zu Erfurt, auf welcher er ſtudirt hatte, zum Rector ernannt, 1438 kurfürſtl. Rath, ſpäter Domherr zu Mainz, Trier und Cöln, 1453 Domcuſtos zu Mainz, 1456 bei erledigtem Stuhle des Erzbiſthums Trier nach ſeinem Wunſch und Einleiten mit mehren Stimmen zur Nachfolge daſelbſt ernannt, und endlich den 18. Juni 1459 zum Erzbiſchof in Mainz durch Stimmenmehrheit gewählt, während ſein Nebenbuhler, Graf Adolf von Naſſau, mit wenigern Stimmen die Gunſt des päpſtlichen Hofes zu erſchleichen ſuchte. Sobald dieſes Ereigniß den höhern und niedern Lehenleuten des Kurſtiftes verkündigt war, wurden Abgeordnete für den Empfang der Reichslehen an den Kaiſer nach Wien, wie zur geiſtlichen Beſtätigung an den Papſt Pius II. geſendet. Nach einigem Verzug erhielt er auf wiederholtes Anſuchen im J. 1460 von beiden Obern die Beſtätigung, und von Letzterm zugleich das Pallium. Da er aber die Gebühren als ſein erſtjähriges Einkommen zu entrichten ſich weigerte, ſo folgte bald die Eröffnung, dem päpſtlichen Geſandten, B. Honofrius, das Pallium zurückzugeben. Gleich nach dem Antritte ſeiner Regierung gerieth er in heftigen Streit mit dem Pfalzgrafen und Kurfürſten Friedrich, deſſen Verſöhnung durch Vermittler auf einer Verſammlung zu Nürnberg nicht möglich war. Er ernannte im Juli 1459 nach der Beſtimmung der domcapitelſchen Wahlcapitulation Johann Münch von Roſenberg zum Generalvicar; den Grafen Adolf von Naſſau zum geiſtlichen Vicedom im Fürſtenthum Erfurt; und zum Kriegsoberſten den erfahrnen Grafen Otto von Henneberg für den Schutz gegen äußere Feinde. Von ſeinen Unterthanen im Rheingau nahm er ſelbſt die Huldigung ein. Nach geſetzlicher Vorſchrift verfügte er die baldigſte Einſegnung und Wiederherſtellung der entweihten Kirchen und Todtenäcker, wie der Äbte, Äbtiſſinnen und andern Obern, welche in der letzten Zeit gewählt worden waren. Zur Vergleichung mit der Abtei Stein für die Erhebung in ein Collegiatſtift hatte er ſeinem Vicedom Adolf zu Erfurt beſtimmte Weiſung aus Aſchaffenburg den 4. Sept. 1459 ertheilt. Er verband ſich unterdeſſen mit dem Markgrafen Albrecht I. von Brandenburg, und mit dem Herzog Ulrich von Würtemberg gegen den Kurfürſten und Pfalzgrafen Friedrich. Zur Koſtenbeſtreitung dieſes Angriffes legte er allen Unterthanen die Abgabe des 20. Theils ihres Einkommens auf, und ernannte für deſſen Erhebung fünf beſondre Commiſſaire. Zugleich gewann er einen großen Theil des rheiniſchen und weſtfäliſchen Adels zur Hülfe in dieſem Kriege. Den Stiftern und Klöſtern der Rheinpfalz verſprach er Befreiung von jedem Kriegsungemach unter der Bedingung, wenn der Kurf. Friedrich ein Gleiches im mainzer Gebiete beobachten würde. Kaum hatte Friedrich das mainzer Schloß Schauenburg eingenommen, und deſſen Mannſchaft gefangen nach Heidelberg gebracht, ſo überfiel Diether ſelbſt den Flecken Ingelheim, ohne die anſtoßende Pfalz zu erobern. Sobald Friedrich in das Collegiatſtift zum heil. Kreuz bei Mainz Feuer geworfen und von den Stiftern Alban und Victor für die Befreiung vom Brande Gelder erpreßt hatte, hielt ſich Diether berechtigt, zu Neuhaus, Liebenau und Kochheim durch ſeine Leute gleichfalls Verheerung ſtiften zu laſſen. Nachdem er aber zu Pfedersheim und Bockenheim wieder beſiegt worden, folgte er der Vermittlung eines Freundes zum Friedensſchluſſe mit dem Pfalzgrafen, welchen ſie perſönlich unter gleich großer Bedeckung auf freiem Felde machten. Diether begab ſich 1461 zur Reichsverſammlung nach Nürnberg, wo er mit der Nachricht vom päpſtlichen Banne gegen ihn wegen verzögerter Bezahlung des Palliums und wegen ſeiner Berufung an die Entſcheidung des nächſten Papſtes belegt wurde. Sogleich verband er ſich mit den Kurf. Friedrich von Brandenburg und Friedrich von der Pfalz, zur Berufung an eine allgemeine Kirchenverſammlung. Donnerstags nach Michaelis d. J. reinigte er ſich durch eine öffentliche Urkunde zu Mainz gegen die ihm vom Papſt aufgebürdeten Beſchuldigungen, bewies die Ungültigkeit ſeiner Abſetzung, und foderte ſeine Unterthanen zum fernern Gehorſame gegen ihn auf; einen wiederholten Widerſpruch erließ er Dienſtags nach Lätare 1462 aus Höchſt, und hatte ſich vieler Anhänger unter den weltlichen und geiſtlichen Fürſten gegen die päpſtliche Willkür zu erfreuen. Nachdem ſeine beiden Verbündeten dem Papſt alle Beſchwerden der Teutſchen, und beſonders jene des Kurf. Diether, auseinander geſetzt hatten, veranſtalteten ſie einen neuen Reichstag zu Frankfurt, und verbanden ſich noch inniger zur wechſelſeitigen Hülfe gegen geiſtliche und weltliche Strafen. Da der Kaiſer die Verſammlung der Reichsſtände zu Frankfurt hinderte, ſo veranſtalteten ſie eine andre zu Mainz. Daſelbſt erklärten die päpſtlichen Abgeordneten, daß Papſt Pius II. von Teutſchland ohne deſſen Einwilligung keinen Zehnt mehr für die Kriegskoſten nach Paläſtina erheben, noch auch die vom Kirchenrathe zu Mantua beſtimmten Kirchenſtrafen gegen die widerſpenſtigen Fürſten und Orden verhängen wolle. Nachdem ſie ihre Erklärung urkundlich bekräftigt hatten, und Diether von vielen Anhängern ſich verlaſſen ſah, folgte er dem Rathe ſeiner treuen Freunde, auf die Berufung zu einer Kirchenverſammlung zu verzichten. Obſchon es jetzt durch eigne Abgeordnete nach Rom mit dem Papſte ſich zu verſöhnen ſuchte, ſo konnte er doch weder deſſen Gunſt,

---

*) *Trithemii* chron. Hirsaug. I, 606 et II, 74. *Schilter*, Libert. eccl. germ. V, 10. *Bertholet*, Hist. de Luxenbourg. V, 83. *Bernhardi*, Antiq. Wetterav. III, 254. *Hontheim*, Prodr. I, 24, 816, 1197; Hist. Trev. I, 831—834. *Würdtwein*, Nova subsid. dipl. III, 205; IV. praef. 11.

noch weniger eine Nachlaſſung an der für das Pallium beſtimmten Geldſumme erlangen. Vielmehr wurde er 1462 durch eine zu Tibur unterzeichnete Bulle, welche der hohen und niedern Geiſtlichkeit von Mainz vorgeleſen wurde, ſeiner erzbiſchöflichen Würde entſetzt. Er widerſprach Sonntags nach Lätare in einer Druckſchrift, und ließ durch den mainzer Syndicus noch eine Vorſtellung zur beſſern Belehrung des Papſtes machen, aber vergebens. Nun fand er für gut, 1463 mit dem Grafen Adolf von Naſſau, welchem der Papſt das Erzbisthum übertragen hatte, bei Zeilsheim und Frankfurt einen Vergleich über ſeine Verzichtleiſtung abzuſchließen, und das mainzer Erzſtift, mit Ausnahme dreier Ämter, durch eine zu Frankfurt gefertigte Urkunde freiwillig abzutreten. Er entband ſeine Unterthanen vom Eide der Treue und des Gehorſams, welchen ſie ihm 1459 bei dem Regierungsantritte gelobt hatten. Zu ſeinen beurkundeten Handlungen außer der Wahlcapitulation gehört, daß er bald nach der Wahl aus Erenfels dem Stifte Bartholomä zu Frankfurt 1459 einen Preciſten in der Perſon des Vikars Joh. Sferber verlieh. Am 4. Juni 1460 beſtätigte er die Vikarie an der Martinskirche im Flecken Kaſſel; am 4. Sept. n. J. ließ er eine Meßſtiftung vom Schloſſe Dannenberg auf jenes von Fürſtenau verſetzen; am 22. Sept. beſtätigte er die Privilegien und Lehen der Abtei Bursfelden, wie 1461 der Pfarrkirche in Sobernheim. Während er Coadjutor des 18jährigen Erzbiſchofs Albert I., Sohns des Kurfürſten Ernſt von Sachſen, war, empfahl er 1476 dem Bartholomäſtifte deſſen Kellner Konrad Wenck von Steinheim zur Wahl für die erledigte Stelle des Dechants. Er bewirkte im nämlichen Jahre die Einwilligung des Papſtes Sixtus IV. für die Errichtung der Univerſität zu Mainz, im folgenden eröffnete er ſie mit Feierlichkeit. 1478 beſtimmte er Stiftspfründen zur Beſoldung geiſtlicher Profeſſoren, machte 1479 die Privilegien der Anſtalt bekannt, und bewies ſich höchſt eifrig für ihren Flor. Im J. 1476 bewilligte er zu Aſchaffenburg den Franziskanern der ſächſiſchen Provinz eine große Vollmacht für den Beichtſtuhl, wie der Abtei Seligenſtatt den Verkauf eines Zehnten an das Bartholomäſtift zu Frankfurt. Gegen einen Fanatiker und falſchen Propheten zu Nickelshauſen erließ er ſcharfen Befehl; da dieſer aber ſo großen Anhang fand, daß alle Abmahnungen fruchtlos blieben, ſo befahl er die Schleifung der Pfarrkirche mit dem Verbote, je wieder eine daſelbſt oder in der Nähe zu bauen. Im Jahre 1477 ertheilte er zu Mainz einen Ablaß den Theilnehmern an dem Salve Regina in der Mariakirche; der Stadt Antwerpen ein ſichres Geleit für den Beſuch der frankfurter Meſſe; dem Pfarrer zu Gottingen die Erlaubniß zur Abſolution des Herzogs Wilhelm von Braunſchweig von der Excommunication, in welche er wegen Mishandlung eines Prieſters gerathen war; der Pfarrkirche Armsheim die Beſtätigung zwei neugeſtifteter Meßpfründen; der Landgräfin Mechtilde von Heſſen die Erlaubniß, durch Prälaten die verfallne Kloſterordnung wieder herzuſtellen; der Kirche zu Holzhauſen eine Beſtätigung des Gotteslehens; dem Abte Martin zu Münſter-Schwarzach ein Zeugniß ſeiner Unſchuld; dem Schenk von Erbach das Schloß Fürſtenau als Lehen; 1478 dem Bartholomäſtifte zu Frankfurt eine jährliche Proceſſion in die Magdalenenkirche daſelbſt; der Pfarrkirche Hersfeld das Altar des h. Vitalis; den Frankfurtern die päpſtliche Dispens wegen Milchſpeiſen; 1480 einen Vertrag mit Mainz über die Martinsburg; ſichres Geleit den Fürſten, welche dahin wegen der Ritterſpiele ſich begeben wollten. Er lebte bis 1482 und bezeichnete die Urkunden ſeiner zweiten Regierung mit andern Siegeln, als jene der erſten, wie Würdtwein bewieſen hat *). (*Jaeck.*)

DIETHMAR I. oder **THEODMAR**, ein eifriger Bekämpfer des Methodius, wurde als Abt von Chiemſee vom Könige Ludwig 874 zur Würde eines Erzbiſchofs von Salzburg erhoben. Er wurde 875 k. Erzcaplan als Begleiter des Königs Karolomann, und behielt dieſe Stelle unter Kaiſer Arnulf, wie unter König Ludwig dem Kinde. Im J. 877 empfing er vom Papſte Johann VIII. das Pallium in ſeiner Abweſenheit vom Erzſtifte. Im J. 879 begleitete er und der mainzer Erzbiſchof Luitbert den König Karl den Dicken zur Krönung in Rom, von welcher er 881 erſt in ſein Erzſtift zurückkehrte. Nach der Entſetzung des Königs Karl des Dicken gewann Diethmar die Gunſt des Kaiſers Arnulf in ſo hohem Grade, daß er 887—891 die Abteien Mosburg, Raittenhaslach, Chiemſee und viele andre Kirchen und Stifte zu ſeinem Sprengel gewann. Im J. 888 unterzeichnete er ſich auch auf dem Kirchenrathe zu Mainz gleich nach deſſen Erzbiſchof Willibert ohne Jemands Widerſpruch. Deſſenungeachtet zog er ſich ſpäter, nach der Erhebung des Biſchofs Wiehing zum Kanzler, von der Seite des Kaiſers ſo zurück, daß er weder der Kirchenverſammlung zu Tribur, noch dem Reichstage zu Regensburg im Sept. 895 beiwohnte. Nach Arnulfs Tode, den 29. Novbr. 899, verdrängte Diethmar als Erzbiſchof ſeinen Nebenbuhler Wiehing vom Bisthume Paſſau, und verwies ihn auf ſeinen Sprengel von Mähren und Ungarn. Im J. 900 kämpfte er gegen die Mähren, die Ungarn aber drangen in ſein Erzſtift ſo kräftig vor, daß er ſich zum Abſchluſſe des Friedens genöthigt ſah. Da er ſich im J. 906 in der Berathung über die Angelegenheiten Baierns den Vorſitz gefallen ließ, ſo mußte er auch ſich an die Spitze der Großen ſtellen, als im folgenden Jahre der Kriegszug gegen die Ungarn erfolgte. Allein faſt Alle verloren mit ihm unweit der Stadt Enns ihr Leben; ſein entſeelter Körper wurde in die Domkirche zu Salzburg gebracht. Er hat für das Wohl ſeines Erzſtifts möglichſt geſorgt, und während der 30 Jahre ſeines Erzkanzleramtes die Intereſſen der ihm untergeordneten Bisthümer und Ab-

---

*) *Gudeni* hist. Erfurtensis. *Broweri* annal. Trevirens. *Hellwig*, Dissidium Moguntinum, et elenchus nobilitat. eccles. Pii II. epist. (1472 4.). Bullar. M. rom. (Luxemb. 1727.) I, 369. P. Victoris Coenobii chronicon. *Diffenbach*, Catalogus Mogunt. *Gerarii* res Mogunt. c. Joannis I, 771. *Würdtwein*, Subsid. dipl. I, 283. III, 8, 12, 182. IV, 206; et nova subsid. dipl. I, 13. VIII, 52—65. IX, 27—48. *Hontheim*, Prodr. hist. Trevir. II, 1205. Schaab, Geſch. der Erfindung d. Buchdruckerkunſt zu Mainz. I, 417.

teien durch kaiſerliche und königliche Urkunden möglichſt zu befördern geſucht*). (*Jaeck.*)

DIETHMAR II., Erzbiſchof von Salzburg, ſcheint 1026 zu dieſer Würde gelangt zu ſein. Im März 1027 wohnte er zu Rom der Krönung des Königs Konrad II. durch Papſt Johann XIX. bei und unterzeichnete Urkunden. Von dieſer Zeit bis zur Regierungsveränderung im J. 1039 finden ſich keine Spuren ſeiner Handlungen. Nach dem Regierungsantritte K. Heinrichs III. aber kommen wieder ſeine Unterſchriften in Urkunden vor. Im Februar 1040 hielt er ſich mit dem Könige zu Regensburg auf. Im Frühlinge 1041 erlangte er zu Worms durch Vermittlung der kaiſ. Mutter Giſela den königl. Hof Oſtermunding im ſalzburger Gaue für das Bisthum Freiſingen. Für ſein eignes Erzſtift ſoll er vom K. Konrad II. und K. Heinrich III. viele Güter und jährliche Einkünfte erlangt haben. Er ſtarb im Aug. 1041 und hinterließ den Nachruhm beſondrer Klugheit**). (*Jaeck.*)

DIETHMAR, Biſchof von Chur, Graf von Montfort, wurde 1039 ernannt, und den 23. Jan. 1040 zu Ulm vom K. Heinrich III. urkundlich in der höchſten Würde beſtätigt, wie alle Freiheiten ſeines Stiftes. Er wohnte 1044 der Kirchenverſammlung zu Conſtanz bei, 1047 einer zweiten, auf welcher Heinrich III. alle teutſchen Biſchöfe verſammelte, um die herrſchende Simonie auszurotten. Als der Kaiſer 1050 zu Zürich verweilte, reiſte Diethmar mit dem Abte Birchtilo von Fabar dahin, und dann mit demſelben nach Baden-Baden, wo er das Jagd- und Holzrecht vom höchſten Berge Ugo bis zum Bache Arga erhielt. Die nämliche Begünſtigung erhielt er noch in einem andern Bezirke gegen den Rhein mit Einwilligung aller Intereſſenten. Wahrſcheinlich machte er auch dem Papſte Leo, als dieſer 1083 um Lichtmeß zu Augsburg kurze Zeit verweilte, ſeine Aufwartung, und reiſte dann mit ihm und den übrigen Biſchöfen nach Rom, wo um Oſtern eine Kirchenverſammlung gehalten wurde. Merkwürdig iſt, daß er die ſchmalen Einkünfte ſeines Domcapitels aus jenen der biſchöflichen Kammer auf den Gebirgen vermehrte. Im J. 1061 weihte er die Kirche von St. Gallen nach dem Wunſche des conſtanzer Biſchofs Romuald ein, welche Abt Notbert in der Mitte der Gebirge errichtet hatte. Am 5. Decbr. n. J. erhielt er vom K. Heinrich IV. eine Beſtätigung aller frühern Privilegien. Im höchſten Alter ſtarb er am 29. Januar 1070 †). (*Jaeck.*)

DIETIGHEIM an der Tauber, katholiſches Pfarrdorf im ſtandesherrlichen Fürſtenthume Salm-Krautheim und großherzogl. badiſchen Bezirksamte Biſchofsheim, kaum ¼ teutſche Meile ſüdlich von der Amtsſtadt, hat Wein- und Feldbau und 923 Einwohner, worunter ſich etwa 80 Juden befinden. Vor den großen Staatsveränderungen unſrer Zeit war es würzburgiſch und gehörte zum fürſtbiſchöflichen Amte Grünsfeld, und auch das Patronatrecht über die hieſige Kirche, das früher dem Dompropſte von Mainz zuſtand, wurde von Würzburg, doch jedesmal unter Proteſtation des genannten Dompropſtes, geübt. Jetzt iſt es im Beſitze der Standesherrſchaft, die Gemeinde aber iſt Patron einer hier geſtifteten Frühmeßpfründe, die indeſſen mit der Seelſorge nichts zu ſchaffen hat. Dietigheim wird an Sonn- und Feſttagen im Sommer von den biſchofsheimer Städtern des Vergnügens halber fleißig beſucht, beſonders am St. Veitstage, wo hier ein großes kirchliches Feſt gehalten und den ganzen Tag über eine Glocke, die St. Veitsglocke genannt, unter großem Zulaufe des andächtigen Volks geläutet wird. In der Gemarkung des Ortes liegt weſtwärts auf einem angenehmen Hügel der mit 57 Seelen bevölkerte Steinbacher Hof. (*Thms. Alfr. Leger.*)

DIETKIRCHEN, Dorf des naſſauiſchen Amtes Limburg, ¾ Stunden von der Amtsſtadt, an der Lahn gelegen, zählt in 91 Familien 378 Seelen, und verdankt, wie die Sage will, Namen und Urſprung einer von Theodo oder Dietger, einem edlen Franken, auf dieſer Stelle erbauten Kirche; daher auch die Proceſſion, welche jährlich am 1. Mai von Limburg nach Dietkirchen geht, beim Eintritt in die Kirche folgendes Reſponſorium anſtimmt: **Felix haec basilica, quam fundavit herus Ditgerus in devexi scopuli vertice, quam colet gens plurima, devotusque clerus, in hac laudes Deo jugiter decantantur, inibi fidelium preces immolantur.** Es wird auch erzählt, daß dieſer Dietgerus Eigenthümer großer Heerden geweſen ſei, und auf dem Schloſſe Dern ſeinen Wohnſitz gehabt habe. Die neuere Zeit wollte daher in ihm den Stammvater der Freien von Dern erkennen (man vergleiche, um dieſe Anſicht zu verwerfen, lediglich den Art. Dern). Wahrſcheinlicher iſt es aber, daß er dem ſaliſchen Geſchlechte, d. h. den nachmaligen Grafen von Dietz oder Arnſtein, angehörte, und möglich, daß er der nämliche Dietgerus, der das Gaugrafenamt im Lahngau übte, und als deſſen Nachfolger Boto im J. 821 erſcheint, ſowie es auch ſein könnte, daß er eine Perſon mit dem Theodo, der der Stadt und Grafſchaft Dietz den Namen gegeben hat. Gewiß iſt aber, daß die Grafen von Arnſtein und Dietz die Schirmvoigtei über das nachmalige Stift Dietkirchen übten. Eine andre Sage legt die Erbauung der fraglichen Kirche dem heil. Lubentius, einem Schüler des trieriſchen Erzbiſchofs Maximinus, bei. Lubentius war nach den Lahngegenden gekommen, um das Evangelium zu verkündigen. Eben hatten ſich die Heiden verſammelt, um ihren Gott Teut in dem ihm geheiligten Hain anzurufen. Freudig trat Lubentius unter ſie, ſtürzte das Götzenbild zu Boden und ſprach zu den Erſtaunten von dem einigen und wahren Gotte mit ſolchem Erfolge, daß Viele zur Stunde die Taufe begehrten. Später erbaute Lubentius auf der Stelle, die durch Teut's Niederlage ſo merkwürdig geworden, eine Kapelle, und bei dieſer Kapelle ſoll das

---

*) *De Lang*, Regest. Bavar. I, 22. *Hansitii* Germ. sacr. II, 138, 144. *Lunig*, Spic. eccl. I, 1063. *Dalham*, Concil. Salisburg. 52.

**) *Hansitii* Germ. sacr. II, 169. *Hund*, Metrop. Salisburg. *Metzger*, Vitae episc. Salisb.

†) *Neugart*, Episcopatus Constant. Alemannicus. I, 352—372. *Eichhorn*, Episcop. Curiens. 62. *Harzheim*, Concil. germ. III, 110—746. *Mabillon*, Annal. ord. Bened. IV, 742. Append. No. 70. *Goldast*, Script. rer. Alemann. T. II. P. I, 54.

Schifflein, welches den Leichnam des h. Erbauers von Covern, den Rhein und die Lahn hinauf, 32,000 Schritte weit, ohne menſchliche Beihülfe getragen hatte, von ſelbſt vor Anker gegangen ſein. Die Nachbarſchaft erkannte ſofort den Willen des Himmels; die Gebeine des geliebten Lehrers wurden in ſeiner Kapelle beigeſetzt und eine Geſellſchaft von Klerikern fand ſich ein, um Gott an der durch ein ſo ſeltnes Wunder verherrlichten Stelle zu dienen und die Seelſorge in dem ganzen weiten Bezirke zu üben. Denn die Pfarrei Dietkirchen erſtreckte ſich in ältern Zeiten auf zwei Meilen in die Länge und ſechs in die Breite, und enthielt mehr denn 20 Ortſchaften, als Dern, Hoffen, St. Steden, Ober- und Nieder-Dieffenbach, Faulbach, Schue, Runkel, Endrich, Lindenholzhauſen, Eſchhofen, Müllen, Elz, Hadamar, Offheim, Weiler, Nentershauſen, Nieder-Erbach, Groß-Holbach ꝛc. Wie anderwärts, wurde auch in des h. Lubentius Stift Chrodegang's Regel eingeführt, noch zeigt man neben der Kirche die Trümmer des Dormitoriums und Refectoriums, und das Kloſter, vielleicht eine Zeit lang von dem Hauptkloſter in Fulda abhängig, erhielt reichliche Schenkungen; ſchon 841 gab der Diakon Adalbert die Celle in Nentershauſen. Als aber die Domherren in Trier dem gemeinſchaftlichen Leben entſagten, ſäumten die dietkircher Herren *) nicht, einem ſo lockenden Beiſpiele zu folgen. Sie waren ſchon längſt mit dieſen Domherren in die engſte Verbindung getreten, ſogar daß ihr Propſt aus der Mitte der Domherren gewählt wurde, und zugleich das Amt eines Chorbiſchofs oder Archidiakonus bei der trieriſchen Kirche bekleidete. Hier das Verzeichniß dieſer Pröpſte: Rambert, 1098. Gottfried, 1107. Alexander, 1160 und 1163. Johann, 1212 und 1216. Arnold von Iſenburg, 1217. Gerhard von Epſtein, 1273—1288, dann Erzbiſchof zu Mainz. Im J. 1282 hatte er ſeinem Stifte die erſten Satzungen gegeben. Gottfried von Epſtein, 1293—1321. Robin I. von Iſenburg, inſtallirt am 3. Novbr. 1329. Boëmund von der Saarbrücken, der nachmalige Erzbiſchof von Trier. Robin II. von Iſenburg, 1359. Johann von Bubenheim, 1363. Theoderich von Güls, 1370—1384. N. von Helfenſtein. Werner von der Leyen, 1390. Kuno, Raugraf von Neuen-Beimburg, 1398—1423. Werner von der Leyen, 1426; ſtirbt 28. April 1435. Adam Foyl von Irmtraut, 1438—1445. Johann Bayer von Boppard, ernannt 29. Jun. 1455. Theoderich von Stein, ſchwört Montag nach Bartholomäi 1476. Damian von Helmſtatt, ſchwört 6. Julius 1499. Johann von Mudersbach, ernannt 27. Sept. 1507, ſtirbt 1515. Jakob von Elz, ſchwört den 31. Dcbr. 1516 und wird 1519 zum andern Mal zum Domdechanten erwählt. Philipp von Rollingen, ſchwört den 29. Octbr. 1523. Georg von Kriechingen, 1532 und 1533. Theoderich I. von Rollingen, ſchwört 18. Jul. 1534, † 1548. Eberhard, Graf von Manderſcheidt, ernannt 14. März 1548, reſignirt 1551. Georg, Graf von Wittgenſtein, ernannt 15. Mai 1551, reſignirt 6, Dcbr. 1572. Heinrich von Naſſau in Spurkenburg, ernannt 29. Dcbr. 1572, † 22. Febr. 1601. Theoderich II. von Rollingen, ſchwört 20. Jul. 1601, † 15. März 1602. Adolf Quadt Büſchfeld, † 6. April 1610. Johann Wilhelm Husmann von Namedy, 1610. Theoderich von Horſt, 1614; † 10. Febr. 1624. Georg Wolfgang von Keſſelſtatt, † 1637. Hugo Eberhard, Graf Cratz von Scharfenſtein, nachmals Dompropſt. Karl Heinrich von Metternich-Winneburg, 1654—1663. Johann Philipp von Walderdorf, ſchwört 12. Dcbr. 1663 und wird 1679 Domdechant. Franz von Horſt, 1679. Johann Wilhelm von Gymnich, † 28. Octbr. 1682. Adolf Wilhelm Quadt von Büſchfeld, † 1698. Lothar Adolf Edmund von Keſſelſtatt, ernannt 18. Auguſt 1699, † 16. Januar 1712. Karl Joſeph Lothar Schenk von Schmidtburg, 1712. Franz Damian von Elz, ernannt 1714. Anſelm Franz Ernſt von Warsberg, ernannt 28. März 1760, † 8. Decbr. 1773. Karl Emmerich von Hagen zur Motten, ernannt 26. Decbr. 1773, † 26. Decbr. 1779. Johann Hugo Ferdinand, Graf Boos von Waldeck, ernannt 10. Jan. 1780, † 16. März 1792. Chriſtian Franz von Hacke, ernannt 8. April 1792.

Der Kanonikate waren urſprünglich 12, ihre Zahl wurde jedoch unter dem Erzbiſchof Johann von Schönenburg auf neun herabgeſetzt. Ordentlicher Collator war der Propſt, der auch die in neuern Zeiten eingegangne Scholaſterie und die Plebanie, ſowie in frühern Zeiten das Dekanat, zu vergeben hatte. Franz Heuffts war der erſte von dem Capitel erwählte Dechant (1605). Unter den neun Canonicis waren nur ſieben Capitulares, oder zu der vollen Hebung berechtigt; ihre Pfründen gehörten daher zu den reichſten im Lande. Der Vicarien waren drei. Die Generalcapitel fielen auf die Freitage vor St. Johann Baptiſt und St. Lubentius (13. Octbr.); jenes war nicht nur **peremtorium**, ſondern auch **exclusivum**. Der ſtiftiſche Lehenhof zählte zuletzt nur noch zehn Vaſallen, nämlich: 1) die Grafen von Leiningen-Weſterburg; 2) die Grafen von Wied-Runkel; 3) die von Waldmannshauſen, nachher von Metternich, endlich von Hohenfeld; es war dieſes ein doppeltes Lehen; 4) die Freien von Dern, nachher von Greifenklau; 5) die von Helfenſtein, nachher von Hunolſtein, endlich von Heddesdorf; 6) die Freiherren von Stein; 7) die Specht von Bubenheim; 8) die Hilchen von Lorch, an deren Stelle nachmals die Vicarie St. Andreas trat; 9) die von Homberg, nachmals von Langenbach, dann Stepradt, Nordeck, Sairing, endlich Hofrath Eberhard in Dillenburg.

Das Archidiakonat Dietkirchen, oder St. Lubentii, urſprünglich dem Range nach das zweite, ſeit dem J. 1780 aber das erſte der trieriſchen Kirche, umfaßte die ganze Diöceſe auf der rechten Rheinſeite, mit alleiniger Ausnahme des Einrichs, und war vor der Reformation in die ſechs Dekanate Dietkirchen, Wetzlar, Kirberg, Kunoſtein, Engers, Marienfels und Heyger eingetheilt.

---

*) Dietkircher Herren, wetzlarer Spieler, weilburger Narren, limburger Pfaffen, dietzer Geſellen, bleidenſtadter Ritter, gemündner Heufreſſer. So wurden, wie Mechtel berichtet, im gemeinen Leben die Canonici der ſieben Stiftskirchen der Lahngegend bezeichnet.

Davon blieben nach der Reformation nur die Landcapitel Dietkirchen und Kunoſtein-Engers, und auch dieſe erlitten ungeheure Einbuße, ſodaß Dietkirchen im J. 1794 nur noch 25, Kunoſtein-Engers aber 50 Pfarren zählte. Vergl. *Ludovici Corden*, **Dictiones geminae in novissimis electionibus decanorum capituli ruralis Dikirchensis (Wezlariae 1776).** fol. 5 Bogen. Das daſelbſt gelieferte Verzeichniß der Archidiakonen iſt aber aus dem unſrigen zu berichtigen. (*v. Stramberg.*)

DIETLIEB VON STEIERMARK (teutſche Heldenſage), einer der zwölf Recken Dietrichs von Bern; nach der Wilkina-Saga war ſein Vater Biterolf ein mächtiger Herr in Dänemark auf Skane (Schonen) und wohnte zu Tummathorp (jetzt Tomarp oder Tomarup, ein Kirchſpiel). Der junge Dietlieb, Sohn eines der ſtärkſten Helden, ſchien ganz entartet zu ſein, da er lieber in der Küche ſich beſchäftigte, als mit ſeinem Vater ritt, ſodaß dieſer und ſeine Gattin Oda, die Tochter des Grafen von Sachſenland, glaubten, daß er ein Wechſelbalg ſei, und ſich wenig um ihn kümmerten. Einſt jedoch erhob er ſich aus der Aſche, verließ ſeine liebſte Geſellſchaft, die Küchenjungen, und drängte ſich ſeinen Ältern zum Begleiter zu einem Gaſtmahle bei einem Herrn, nahe bei Tummathorp, auf, wo er wider Erwarten ſich ſo anſtändig betrug, als wenn er oft in der beſten Geſellſchaft geweſen. Als das Gaſtmahl zergangen, ritt Biterolfs Gattin heim, und alle ſeine Leute mit ihr, er ſelber begab ſich zu einem andern Gaſtmahl und ſein Sohn Dietlieb mit ihm. Als beide auf der Heimkehr durch den Faſturwald ritten, wurden ſie von dem ſchrecklichen Räuber Ingram und ſeinen zwölf Genoſſen, von welchem einer der gewaltige Heime war, angegriffen. Hier bewährte Dietlieb, daß das Blut ſeiner Ahnen in ſeinen Adern rann. Ingram und die übrigen Räuber fielen, und Heime konnte ſich nur durch ſchimpfliche Flucht retten. Biterolf und Dietlieb erwarben ſich großen Ruhm, und Letztrer verließ das väterliche Haus, um ſich in der Welt umzuſchauen. Er traf Siegfried, den Griechen, ſeines Vaters Freund, verhehlte gegen ſeines Vaters Gebot ſeinen Namen, und kämpfte mit ihm, bis die Nacht ſie ſchied. Im Kampfe den Tag darauf gewann Dietlieb den Sieg, da ihm Siegfrieds Tochter ihres Vaters Siegerſtein zugeſteckt. Siegfried gab dem Sieger ſeine Tochter zur Sühne. Aber bevor Dietlieb ſie heimführte, wollte er erſt, wie er ſagte, gen Süden zu ſeinem Großvater reiten. Als er jedoch dahin kam, wo die Wege ſich ſchieden, und der eine zu ſeinem Großvater und der andre über das Gebirg zu Dietrich von Bern führte, hielt er ſein Roß an, berieth mit ſich und ſchlug gegen das Gebot ſeines Vaters, der ihn vor der Stärke Dietrichs und ſeiner Geſellen gewarnt, den Weg zu dieſen ein. Er fand ſie bei einem großen Gaſtmahle bei dem König Ermrich, verhehlte ſeinen Namen, und trat als Stallknecht in Dietrichs Dienſt. Er wollte jedoch nicht in den Königshof gehen und früh und ſpät Eſſen und Trinken für ſich fodern, ſondern ſtellte ſelbſt ein noch weit herrlicheres Gaſtmahl als König Ermrich an, und verthat nicht nur ſeine Habe, ſondern verſetzte auch Heime's, Wittichs und Dietrichs Roſſe und Waffen. Ermrich, der ſie auslöſen ſollte, ward zornig, daß Dietlieb ſoviel verthan und doch nichts ſo Großes thun könne, was ſoviel werth ſei. Ermrichs Schweſterſohn, Walther von Waſichenſtein, der beſte von allen Rittern des Hofes an Stärke und Geſchicklichkeit, foderte nun Dietlieben zum Wettkampfe im Steinwerfen und Sperſchießen heraus. Zur Wette ward das Haupt geſetzt. Dietlieb ſiegte, und Ermrich löſte Walthers Leben, indem er die Waffen und Roſſe auslöſte, die Dietlieb zum Pfande geſetzt. Dieſer ward zum Ritter geſchlagen, entdeckte ſein Geſchlecht und Dietrich nahm den wegen ſeiner Stärke Weitberühmten zu ſeinem Genoſſen an. So nach der Wilkina-Saga 1). — Nach dem Heldenliede, welches Dietliebs Namen trägt, war ſein Vater König Biterolf, deſſen Hauptſtadt Tolet (Toledo) war, und ſeine Mutter Dietlind. Der Knabe war zwei Jahre alt, als ſein Vater das Land verließ, um den mächtigſten aller Könige, Etzel und ſeine Recken, kennen zu lernen. Dietlieb erwachſen verließ heimlich ſeine Mutter, um ſeinen Vater aufzuſuchen. Auf der Fahrt ließ ihn König Gunther durch Hagen um ſeinen Namen fragen. Dietlieb weigerte ſich Antwort zu geben, ward deßhalb angegriffen, verwundete im Kampfe König Gunther, Gernot und Hagen, gelangte zu Etzel, ſollte wegen ſeiner Jugend an einer Heerfahrt gegen die Polen nicht Theil nehmen, ſtahl ſich aber davon, und ward bei einem Sturme ſo in den Kampf verwickelt, daß er ſelbſt von Etzels Heer angegriffen ward, und gerieth namentlich in Kampf mit ſeinem Vater, den er noch nicht kannte. Auf dieſen ſchrecklichen Kampf folgte die freudige Entdeckung zwiſchen Vater und Sohn. Etzel gab ihnen ſeine Recken, und ſie zogen gegen Gunther, um zu rächen, daß Dietlieb von ihm angerannt worden. Im großen Kampfe vor Worms kämpfte Dietlieb namentlich mit Gunther und gewann den Preis. König Etzel gab dem Sieger und deſſen Vater Steiermark zu eigen. Dieſes iſt die Andeutung des Inhalts des Dietliebs Namen tragenden Heldenliedes 2). Auch im Heldenliede Dietrichs Flucht zu den Heunen ſpielt Dietlieb eine große Rolle, führte für Dietrich von Bern, ehe dieſer noch das Land vor Ermrich räumen und zu Etzel fliehen mußte, namentlich die Botſchaft zu König Ermrich aus, half dann Dietrichen, als dieſer hatte das Land räumen müſſen und, von Etzels Heere unterſtützt, gegen Ermrich zog, die große Schlacht vor Raben (Ravenna) kämpfen, und erlegte namentlich Wate'n. Bei der zweiten Heerfahrt zur Wiedereroberung Rabens, das abermals verloren gegangen, ward Dietlieb zum Hauptmann aller erwählt, und die Städte Oberitaliens wieder eingenommen 3). Dietlieb befand ſich in Siebenbürgen von dem Kampfe mit einem Meerwunder wund, als er als der beſte Fechter

---

1) Wilkina-Saga, c. 91—106 bei van der Hagen I, S. 298—349. 2) Biterolf und Dietlieb, Vers 1—13511 in: Der Helden Buch in der Urſprache herausg. von Fr. H. v. d. Hagen. 1820. 3) Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen a. a. O. S. 39—42, 49, 70, 76—104. Die Ravennaſchlacht, a. a. O. S. 3, 21.

von Dietrich von Bern die Einladung erhielt, am Kampfe in Chriemhilds Roſengarten zu Worms Theil zu nehmen[4]. Hier kämpfte er mit Walther von Waſichenſtein, und beide erhielten ein Roſenkränzlein, oder nach der andern Sage mit dem Könige Stufing aus Ungerland und ſchlug ihm das Haupt ab. — Dietliebs Schweſter war die ſchöne Simild, welche der Zwergenkönig Laurin vermittelſt Zauberliſt raubte[5]. Dietlieb klagte Hildebranden zu Garten (Gardenna) ſeine Noth, und dieſer bewog Dietrichen von Bern zu einer Fahrt gegen den Übermuth treibenden Laurin, welcher nun im Kampfe mit Dietrich das Leben verloren hätte, wenn ſich ſeiner nicht ſein Schwager Dietlieb angenommen. Hierüber gerieth dieſer mit Dietrich ſelbſt in Kampf, bis ſie auseinander gebracht und durch Hildebrand Sühne geſtiftet ward. Dietlieb und die übrigen der Einladung Laurins Gehör gebend, folgten in deſſen Berg und wurden durch Zauberei geblendet und gebunden. Simild befreite ihren Bruder Dietlieb aus der Haft, und gab den Übrigen Zauberringe. Nun ein gewaltiger Kampf, in welchem Dietlieb und ſeine Genoſſen Laurins Zwerge und Rieſen erſchlugen. Laurin ſelbſt nahm die Taufe an[6]. — Dietlieb erſcheint in allen Bearbeitungen der ihn betreffenden Heldenſage als ewiger Jüngling. *(Ferdinand Wachter.)*

DIETLINGEN, 1) großes evangeliſches Pfarrdorf in großherzogl. badiſchen Oberamte Pforzheim, eine t. M. weſtlich von der Oberamtsſtadt an der Landſtraße nach Ettlingen, mit Kirche, Pfarrhaus, Schule, 120 Wohnhäuſern, etwa ebenſo vielen Nebengebäuden, und einer Bevölkerung, die ſeit dem Jahre 1803 bis 1831, von 980 bis zu 1250 Einwohnern angewachſen iſt. Der Ort zeichnet ſich durch Production von vielem und vorzüglich gutem Wein aus, und hat Brüche von ſchönem buntem Marmor. Auch ſieht man in ſeiner Gemarkung etwa $\frac{1}{8}$ t. M. weſtlich vom Dorfe, gegen Elmendingen hin, auf der höchſten Stelle, wo man den fernen durlacher Wartthurm wahrnimmt, die gegen Oſten ziehende alte Römerſtraße noch vollkommen gut erhalten. Im Dorfe ſelbſt aber, in den Mauern der Kirche, fand man verſchiedne alte römiſche Steine: einen nackten Satyr, einen Merkur und einen ſechs Fuß hohen Äſkulap. Dieſes Dietlingen war ehemals würtembergiſch, wurde aber ſchon im J. 1528 gegen andre Orte an Baden vertauſcht.

2) Dietlingen, katholiſches Kirchdorf und Filial der Pfarrei Nöggenſchwiel, mit 218 Einw., im großh. badiſchen Bezirksamte Waldshut, $\frac{3}{4}$ t. M. nördlich, etwas gegen Oſten abweichend, von der Amtsſtadt, ehemals eine Beſitzung der Herren von Krenkingen, und im J. 1275 von Heinrich von Krenkingen an das Stift San-Blaſien verkauft. Später wurde es öſterreichiſch, und gehörte zur Einung Doggern der Grafſchaft Hauenſtein, mit der es durch die großen Staatsveränderungen unſrer Zeit an Baden kam. Unfern von dieſem Dietlingen ſieht man die Ruinen des Schloſſes Iſeneck, von dem mir aber bis jetzt noch nichts Näheres bekannt geworden iſt. *(Thomas Alfred Leger.)*

DIETMANN (Karl Gottlob), geb. den 5. Febr. 1721 zu Grunau bei Weißenfels, war Paſtor Peſtilentiarius und Prediger an der Kirche zu U. L. Frauen zu Lauban. Von ſeinen zahlreichen Schriften haben jetzt nur noch folgende hiſtoriſchen Werth: Die geſammte der ungeänderten augsburgiſchen Confeſſion zugethane Prieſterſchaft in dem Kurfürſtenthume Sachſen und der einverleibten, auch einiger angrenzenden Landen, 7 Bde. (Dresden und Leipzig 1752 fg.); Zion im Feierkleide, d. i. geſchichtliche Nachrichten von dem zweiten Religionsfriedens-Jubelfeſte der Lutheriſchen Kirche 1755 (Leipzig und Lauban 1756. 4.); Neue europäiſche Staats- und Reiſegeographie. 13 Bde. (Dresden und Leipzig 1756—66); Die geſammte, der ungeänderten augsburgiſchen Confeſſion zugethane Prieſterſchaft in dem Markgrafthum Oberlauſitz. Erſter Abſchnitt (Lauban 1777); kurzgefaßte Kirchen- und Schulengeſchichte der gefürſteten Grafſchaft Henneberg, kurfürſtl. ſächſ. Antheils (Gotha, 1781); Kirchen- und Schulengeſchichte der hochreichsgräflich-ſchönburgiſchen Graf- und Herrſchaften im Markgrafthume Meißen (Breslau, Brieg und Leipzig, 1787), eine Fortſetzung der erſtgenannten Schrift. Seit 1768 beſorgte er die Herausgabe des lauſitziſchen Magazins. — Vergl. Neues gelehrtes Europa (Th. 18) und Hamberger-Meuſel's gelehrtes Teutſchland (Bd. 1) und Nachtrag (3). *(Franke.)*

DIETMAR VON AST, nach dem vorgeſetzten Herr zu ſchließen, ein freier Ritter zu Aſt (im Thurgau), war, wie die Sprache ſeiner Lieder verräth, einer der ältern Minneſänger. Wir haben von ihm ſiebenzehn Lieder (41 Strophen) in der Maneſſiſchen Sammlung, gedruckt bei Bodmer, S. 39—42 (früher einige davon in den Proben S. 32—33). Im Weitgartner Coder treibt er einen beladnen Eſel vor ſich her. (Vergl. v. d. Hagen, liter. Grundriß zur Geſchichte der teutſchen Poeſie S. 468. S. 481. Verſuch einer vollſtändigen Literatur der ältern teutſchen Poeſie in von der Hagen's Muſeum für altteutſche Literatur und Kunſt, 1ſter Bd. S. 137). *(Ferdinand Wachter.)*

Dietrich der Grosse, ſ. **Theodorich**.

DIETRICHS AHNEN UND FLUCHT ZU DEN HEUNEN, ein altteutſches Heldengedicht in kurzen Reimpaaren [10,097 Zeilen[1]], nach Ton und Sprache zu ſchließen, aus den letzten Jahrzehenden des 13. oder der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts, hebt mit Ditwart, Könige der römiſchen Lande an, beſchreibt, wie er mit 16 Schildgeſellen in ſeinem 30. Jahre das Schwert nimmt, hierauf eine Botſchaft gen Weſtenmeer zum Könige Lademar ſendet, und ſich um deſſen Tochter Minne bewirbt, aufgefodert wird, ſelbſt dahin zu kommen, unterwegs in ein wüſtes Land verſchlagen wird, hier einen Kampf mit einem fraisligen Wurme (Schlange) beſteht, ihn glücklich erlegt, jedoch ſelbſt dem Tode nahe kommt, in das Land zu Weſtenmeer gelangt, die ſchöne Minne heimführt, mit ihr hochzeitet, 44 Kinder zeugt, von denen ihn aber nur Sigher überlebt und in einem Alter von 400 Jahren ſtirbt. Von Dietrichs Ahnen wird Ditwart am ausführlichſten behandelt, nämlich in 1895 Zeilen. Hierauf folgt, wie Sigher die ſchöne Amelgart von der Normandie heirathet, und den in einem Alter von 400 Jahren ſterbenden von ſeinen 30 Kindern nur Otnit und Sigelinde, die Gemahlin des Königs Sigmunds von Niederland, Mutter Sigfrids, überleben. Otnit erkämpft die ſchöne Liebgart, die Tochter des Königs Godian, und dieſer ſendet, um ſich zu rächen, heimlich wilde Würme (Schlangen) in das römiſche Land in einen Wald nahe bei Garten (**Gardenna**). Durch ſie verliert Otnit ſein Leben, und ſie das ihre durch Wolfdietrich von Griechenland, der nun Liebgarten heirathet und Hugdietrich zeugt. Dieſer vermählt ſich mit der Königin Sigeminne von Frankreich. Ihr Sohn iſt Amelung. Amelung hat von einer von Kerlingen (Frankreich) drei Söhne, Diether (ſ. d.), Ditmar (ſ. d.) und Ermrich. Ermrich verſendet ſeinen Sohn treuloſer Weiſe in das Land der Wilzen, läßt auf Siebechs und Riebenſteins Rath Diethers Söhne, die Harlungen, hängen und faßt, von Siebech angeſtachelt, den Rath, Dietrich, den Sohn ſeines Bruders Ditmar, des Lebens zu berauben. Randold wird geſendet, Dietrich zu Ermrich einzuladen, warnt ihn aber heimlich. Ermrich verwüſtet, da Dietrich nicht erſcheint, das Herzogthum Spolet und die Mark Ancona. Dietrich und ſeine Recken bringen Ermrichs Heere eine gewaltige Niederlage bei. Aber des Siegers Schmerz iſt, daß ſeine Goldkiſten leer iſt und er ſeinen Recken nicht lohnen kann. Pertram von Polen bietet Dietrichen ſein Vermögen an. Um es holen zu laſſen, ſendet Dietrich von ſeinen Degen Hildebrand, Sigepant, Wolfhart, Helmſchart, Amlot von Garten und Dietlieb von Steiermark. Auf der Heimkehr im nächtlichen Lager werden ſie von einem von Ermrich gelegten Hinterhalt überfallen und bis auf Dietlieb gefangen. Um ihr Leben zu löſen, muß Dietrich ſeine Lande[2]) an Ermrich abtreten. Namentlich wird rührend geſchildert, wie Dietrich Bern (Verona) ſeine Hauptſtadt räumen muß. Er wandert zu Etzel ins Elend. Hier nehmen ſich ſeiner und ſeiner Geſellen vor allen Frau Helke, Etzels Gemahlin und der Markgraf Rüdiger an. Während deſſen gewinnt Amlot Bern durch Liſt wieder. Dietrich kehrt dahin zurück. Mailand auch wendet ſich wieder ihm zu. Helke ſendet ihm ihre Recken. Ermrich verliert, bei Mailand überfallen, 30,000 Mann, und flieht gen Raben. Gegen dieſe Stadt wird geſtürmt, Ermrich entweicht heimlich und die Stadt ergibt ſich. Ermrich kauft ſeine gefangnen Recken los. Dietrich ſetzt Wittichen als Markgrafen über Raben und begibt ſich mit dem huniſchen Heere zu Etzel zurück. Die Königin Helke gibt Dietrichen ihr Schweſterkind Herrat zur Frau. Die Hochzeitfreude wird durch die Nachricht geſtört, daß Wittich Raben mit den Leuten an Ermrich verrätheriſch übergeben, der Alle, Weib und Kind umgebracht. Etzel gibt Dietrichen ſeine Schaaren gegen Ermrichs großes Heer. Bei einem Treffen bei Padua wird der Sohn des ungetreuen Siebechs durch Wolfhart gefangen und gehängt. Hierauf die Beſchreibung der großen Schlacht vor Raben, in welcher den erſten Tag Ermrichs Mannen erlagen, den zweiten Gunther mit den Burgunden das Schlachtfeld räumen mußten, hierauf Dietpolt von Grönland, Sturinger von Island und Reinher von Paris ſieglos wurden, und Ermrich und Siebech kaum entrannen. Doch Dietrichs Siegesfreude ward umwölkt durch ſeine Wehklage über die, welche von ſeinen Helden in der Schlacht gefallen, namentlich über Alpharts, Ekkenots, Amelots, Helmſcharts und Jubarts Tod. Das Heldenlied ſchließt, wie Helke ihm ſeine Helden beweinen hilft. Da nur die eine Hälfte des Gedichtes ſich mit Dietrichs Ahnen und ſeiner Flucht beſchäftigt, ſo iſt der dem Heldenliede beigelegte Titel Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen nicht umfaſſend genug[3]). Der Dichter nennt ſich an der geſchichtlich lehrreichen Stelle, wo Helke (Z. 7913 — 7940) Dietrichen ſagt, daß ſie ihm Geld nach Bern geſendet, damit er es ſeinen Recken geben ſolle, um ſie ſich hold zu machen, und der Verfaſſer hiervon Gelegenheit nimmt (Z. 7941—7996), über die Fürſten ſeiner Zeit zu klagen, in deren Dienſte am Hofe und auf der Heerfahrt die Grafen, Freien und Dienſtmannen verarmen müſſen, indem ſie, um den Aufwand zu beſtreiten, Renten und Feld und Hufenzins zu verſetzen und verkaufen gezwungen ſeien[4]); hier ſagt der Dichter:

---

[4] Das Roſengartenlied in der alten vierreimigen Strophe bei v. d. Hagen, in der Helden Buch. 1811. S. 23—25, 49, 50. Daſſelbe in achtreimigen Strophen in den alten Ausgaben des Heldenbuchs (in der von 1560, Bl. 150, 151, 160.) Daſſelbe in der Bearbeitung in Kaſpers v. Rön Heldenbuche bei v. d. Hagen und Primiſſer, S. 198, 199, 209.

[5] Der große Roſengarten in der Helden Buche, in der Urſprache S. 13, 16.

[6] König Laurin, das Gedicht, das als Namen des Verfaſſers den Heinrichs von Oſterdingen trägt, in der alten Ausgabe des Heldenbuchs, Bl. 169, 170, 174, 176—184. Ettmüller'ſche Ausg. S. 13—15, 28—31, 45, 54—59. Die Bearbeitung dieſes Heldenliedes herausg. *Nyerup*, Symbolae ad Literaturam Teutonicam Antiquiorem, p. 16—21, 40—46. Hier heißt Dietliebs Schweſter Kunkhild. Zwerg Laurin bearbeitet von Kaſpar v. Rön, S. 160—162, 171, 175—177, 187. In dieſer Bearbeitung findet ſich S. 181, 182 die Beſchreibung von Dietliebs Kampfe mit dem Rieſen Czanik.

[1] Nämlich ſoviel nach der Zahlenangabe im Drucke, wo auch

---

die Zeilen gezählt ſind, welche der Herausgeber v. d. Hagen (in deſſen und Primiſſer's Heldenbuch in der Urſprache) einſchieben zu müſſen geglaubt, jedoch zum Glück in Parentheſe geſetzt hat.

2) Dietrichs Beſitzungen zählt Ermrich S. 41 auf dieſe Weiſe auf: Badu (Padua), Gart (Gardenna), Meylan Berne (Verona) und Raben (Ravenna) muz ich han, Pole (Polen) und auch Histerich (Iſtrien), Lamparten (Lombardei) gewalteklich, Romisch Erde, hie und da, daz muz er mir lazzen sa, Spolet und Tuskan, und waz ich nicht genennen kan, daz muz min eigen alles wesen. Doch durch einen Sieg behalten S. 47 Eckewart und Amlot von Garten Metz und Garten in ihrer Pflege.

3) So auch reicht die Inhaltshabe des Heldenliedes bei Mone (Geſchichte des Heidenthums im nördlichen Europa, 2. Th. S. 285) nur bis dahin, daß Dietrich, von ſeinem treuloſen Oheim Ermrich vertrieben, zu Etzel ins Elend geht. 4) Die Stelle: ir setzet rent und velt, ir verkauft uwern hube gelt, meint von der Hagen zu verbeſſern, indem er ſetzt: ir verkauft uwer [n] hube (umb) gelt (die runden Klammern bezeichnen nämlich berichtigende Zuſätze, die eckigen Entbehrliches). Aber unter dem Hubegelt iſt nichts anders als die Abgaben zu verſtehen, welche die hörigen Leute von ihren Hufen zahlen mußten.

Diese wernden swere
Die hat heimlich der Vogelere
Gesprochen und getichtet.

Der Herausgeber bezeichnet **heimlich** als Entbehrliches und ſetzt dafür als Berichtigung **Hainrich**. Aber **heimlich** gibt einen guten Sinn; der Dichter ergießt nämlich ſeine Klage nicht in einem zum Geſange beſtimmten Liede, welches durch die Sänger öffentlich ertönte, ſondern in einem großen nicht zum Geſange beſtimmten Gedichte, welches ſich nur mühſam durch Abſchreiben verbreitete und nur in Weniger Hände kam. Aus der vaticaniſchen (jetzt heidelberger) Handſchrift hat Adelung Anfang und Ende unſres Heldenliedes mitgetheilt[5], und v. d. Hagen und Primiſſer im Heldenbuche in der Urſprache, 2. Thl. (teutſche Gedichte des Mittelalters, 2. Bd.) herausgegeben.

(Ferdinand Wachter.)

DIETRICH VON BERN, iſt der Hauptheld der teutſchen Heldenſage. Von dem geſchichtlichen Theoderich dem Großen iſt nichts als Name und ganz ſchwache, Unweſentliches enthaltende geſchichtliche Erinnerungen geblieben. Wahrſcheinlich iſt an Dietrichs Namen Manches geknüpft, was aus ältrer vordieterichſcher Heldenſage mit herübergenommen iſt. Nach dem Weſen der Heldenſage iſt ſchwer, ja unmöglich, chronologiſche Folge in einzelne Begebenheiten und Handlungen zu bringen, da z. B. mehre Thaten Dietrichs als ſeine erſten dargeſtellt werden. Die Wilkina- oder wie ſie auch, und zwar bezeichnender, heißt, die **Thidreks Saga af Berna**, da Dietrich der Hauptheld iſt, gibt zwar Dietrichs Thaten in einer gewiſſen Zeitfolge, iſt aber hierbei ſelbſtſchöpferiſch verfahren, und umfaßt auch nicht alle Thaten des Helden von Bern; auch wird die Folge, welche dieſe wichtige Saga beobachtet, aus dem ihr gewidmeten eignen Artikel hervorgehen (ſ. **Wilkina ok Niflunga-Saga**). Ein guter Leitfaden aus dem Labyrinthe würde ſein, wenn ſich die Entwicklung und Fortbildung der Heldenſage von Dietrich gehörig verfolgen ließe, aber hierzu fehlt es an hinreichenden Quellen, da die ihn betreffenden Heldenlieder meiſtens nur in ihrer letzten Geſtalt auf uns gekommen. Doch dürfte bei folgender Behandlung auch die Entwickelung der Sage am beſten berückſichtigt ſein; wir betrachten nämlich die verwandten Gegenſtände in beſondern Abſchnitten, und laſſen dieſe auf dieſe Weiſe aufeinander folgen.

Dietrichs Verwandtſchaft. Dietrichs Vater heißt Ditmar, und die Heldenſage iſt hier der Geſchichte treu geblieben, da, wie bekannt, der Name des Vaters des geſchichtlichen Theoderich des Großen Theodemir iſt. Aber auch nur in Beziehung auf den väterlichen Namen ſtimmt die Heldenſage mit der Geſchichte, denn während in dieſer Theodemirs Brüder der ältre Walamir und der jüngre Widimir ſind, und Theoderichs Großvater Winithar und Winithars Vater Walaran iſt, iſt in der einen Geſtaltung der Heldenſage Dietrichs Großvater Amelung, und Amelungs Vater Hugdietrich, und Amelung hat drei Söhne: Diether (ſ. den Art. **Diether**, Nr. 1) und Ermrich (ſ. d.) und Ditmar[1] (ſ. d.). Nach einer andern Geſtaltung der Heldenſage iſt Dietrichs Großvater der gewaltige Ritter und Eroberer Samſon; dieſer hat zu Söhnen Ermrich, Ditmar und Ake, deſſen Mutter aber von geringer Abkunft iſt[2]. Während der geſchichtliche Theoderich der Große erſt Verona, auf Teutſch Bern, und ſein übriges Reich in Italien erobern muß, erbt in der Heldenſage ſchon Dietrichs Vater, Ditmar, Bern und das übrige Oberitalien von ſeinem Vater Amelung[3], und Dietrichs Reich heißt Amelungenland. Dietrichs Mutter iſt wenig genannt; in Dietrichs Ahnen und Flucht wird nur geſagt, daß Amelung ein Weib genommen, die von Kerlingen (Frankreich) geboren geweſen, und in der Wilkina-Saga vermählt Samſon ſeinen Sohn Dithmar mit Odilia, der Tochter des Grafen Elſung von Bern, und gibt ihm den Königsnamen, und damit all das Reich, welches Graf Elſung beſeſſen. Während der hörne Sigfrid zwar auch durch Sigmunds Sohn, aber mit beſondrer Vorliebe durch das Sigelinden-Kind umſchrieben wird, heißt Dietrich bloß Ditmares Sohn und Ditmares Kind, und wird nicht nach ſeiner Mutter genannt[4].

Dietrichs Kämpfe mit Ermrich. Der Name Ermrich enthält offenbar eine ſchwache Erinnerung an den großen gothiſchen König Hermanrich, welches, ungeachtet Hermanrich und Dietrich der Zeit nach getrennt waren, dem Geiſte der Heldenſage nicht zuwider. In der älteſten Geſtaltung der Sage, wie ſie auf uns gekommen iſt, ſteht an Ermrichs Statt Otaker; denn Hildebrand ſagt im alten Hildebrandsliede, daß er mit Dietrich und vielen ſeiner Degen weit hinweg vor Otakers Neid geflohen und nach Oſten gegangen ſei[5]. Aber auch hier ſchon iſt nichts mehr geſchichtlich, als der Name Otaker, da der geſchichtliche Dietrich das Land vor dem geſchichtlichen Otaker nicht geräumt hat. Aber auch ſelbſt der Name Otaker als Dietrichs Gegner mußte ſpäter, als die Erinnerung an den geſchichtlichen Otakar im Leben ganz entſchwunden war, einem berühmtern Namen Platz machen: Ermrich, Dietrichs Vatersbruder, lebt anfangs mit ſeinem Neffen in freundlichen Verhältniſſen. So erſucht Ermrich Dietrichen um Beiſtand gegen den Grafen Rimſtein, und der König von Bern zieht ihm zu mit 500 der wackerſten Heermannen und allen ſeinen Helden, welche er ſeine Genoſſen nannte, und Dietrichs Geſell, Wittich, erſchlägt den Grafen[6]. Den Unheilſamen ſtreuet zwiſchen Ermrich und Dietrich des erſtern Rathgeber, der

---

5) S. F. Adelung, Nachrichten von altteutſchen Gedichten. 1. Bd. S. 21, 169—172. 2. Bd. S. 153, 312—314. Vgl. v. d. Hagen und Büſching, Literariſcher Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Poeſie. S. 72—74.

1) Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen, S. 27.

2) Wilkina-Saga, cap. 13, 14. bei v. d. Hagen, 1. Th. S. 39—44.

3) Dietrichs Ahnen a. O. Nach der Wilkina-Saga erobert Samſon Bern und gibt es ſeinem Sohne Dithmar.

4) So z. B. Biterolf, S. 94. Ecken-Ausfahrt, Str. 245, S. 10. Großer Roſengarten, S. 23.

5) Weit floh her Otachres nid hina mid Theotrihhe ꝛc. und weiter unten: her was Otachre ꝛc. De Hildebrando antiquissimi carminis Teutonici fragmentum ed. Guilm. Grimm. 1833. Z. 15 u. 20.

6) Wilkina-Saga, cap. 126—130. T. I. p. 383—392.

aus dem getreuen der ungetreue Sibich gewordne, weil Ermrich ſeine Frau geſchändet. Auf Sibichs Rath beraubt Ermrich die Söhne ſeines Bruders, die Harlungen, des Landes und des Lebens. Nach der alten Überſicht der Sagen des Heldenbuches reitet der Harlungen Pfleger und Zuchtmeiſter, der graue Eckhart, zum Berner und klagt ihm die Sachen. Der Berner und Eckhart ſahen die Übelthat an, und fielen dem Kaiſer mit ganzer Macht in ſein Land, und gewannen ihm ſein Schloß ab, darauf er geſeſſen war, und erſchlugen gar viel hundert Helden, da kamen der Kaiſer und Sibich zu Fuße davon [7]. Nach Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen räth Sibich dem König Ermrich, ſeinen Vetter des Lebens zu berauben, um dadurch ſeine Macht zu vergrößern, und lud ihn unter dem Vorwande, daß Ermrich wegen des Todes der Harlungen eine Kreuzfahrt thun wolle, zur Theilnahme an der Befreiung des heiligen Grabes ein. Als Bote zu Dietrich wird Randold von Ancona erſehen; Sibich entdeckt dieſem den ungetreuen Rath, den der Rathgeber ſelbſt zuſammengetragen hat, und Randold warnt den Berner. Da Ermrich gewahr wird, daß ſein Neffe gewarnt iſt, ſo entbietet er eine Heerfahrt gegen ihn und verwüſtet Dietrichs Land. Dieſer überfällt Ermrichs Heer und bringt ihm eine große Niederlage bei [8]. Nach der Wilkina-Saga verläumdet Sibich den König von Bern bei ſeinem Vatersbruder, und ſagt unter anderm: Dietrich hat, ſeitdem er König geworden iſt, ſein Reich ſehr vermehrt an mancher Statt, aber dein Reich vermindert er: oder wer erhebt die Schatzung von Amelungenland, welches dein Vater einnahm mit ſeinem Schwerte? das iſt kein andrer als König Dietrich, und nicht theilt er davon mit dir, und nimmer kannſt du etwas erhalten, ſo lange er über Bern herrſcht. — Sibich räth ihm nun, Reinalden nach Amelungenland zu ſenden und die Schatzung vom Lande zu fordern. Die Landesmänner ſandten nach Dietrich, dieſer erſcheint und ſagt Reinalden, daß König Ermrich nimmer Schatzung von Amelungenland erhalten ſolle, ſo lange er König in Bern ſei. Ermrich zieht nun mit einem gewaltigen Heere gegen Bern. Vor dieſer Übermacht reitet Dietrich mit ſeinen Recken aus dem Lande, verwüſtet aber zuvor Ermrichs Reich [9]. Nach der alten Überſicht des Heldenbuchs ſchlug der Kaiſer dem Berner viel Helden zu Tode, und fing ihrer acht. Von des Kaiſers zwei Söhnen hatte der Berner einen gefangen, und ſchickt zu ſeinem Bruder (ſo ſteht hier für das anderwärtige Vatersbruder) Ermrich, daß er ihm ſollte ſeine Diener ledig laſſen, ſo wollte er ihm auch ſeinen Sohn ledig laſſen. Da entbot Ermrich ihm zurück, er möchte mit ſeinem Sohne thun, was er wollte, daran läge ihm keine Noth, wollte er ſeine acht Helden haben, ſo müßte er ihm alles ſein Land geben, und darzu auch ſeinen Sohn ledig laſſen und zu Fuß hinweggehen. Der Berner wußte nicht, was er thun ſollte, und nahm Rath von ſeinen Mannen. Sie riethen ihm, es wäre beſſer, er verlöre ſeine Helden, als ſein Land. Da ſprach der Berner: das wolle Gott nicht, denn unter den achten iſt keiner, läge er allein gefangen, ehe ich ihn ließe tödten, ich ginge ehe von allem meinem Land. Alſo gab der Berner dem Kaiſer deſſen Sohn und ſein Land, und löſte ſeine Helden, und alſo ging er und ſeine Diener zu Fuß hinweg [10]. Hiermit ſtimmt auch Dietrichs Ahnen und Flucht [11] überein, nur daß hier Dietrich nicht nur Ermrichs Sohn Friedrich, ſondern auch 1800 von Ermrichs Mannen gefangen hat, und der Gegenſatz zwiſchen Dietrichs Geſinnung gegen ſeine Helden, und Ermrichs Denkart noch ſchärfer hervortritt. Wie Dietrichs Recken gefangen werden und ihr Herr ſie löſet ſ. im Art. **Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen.** Zu Dietrichs Kämpfen gegen Ermrich vor ſeiner Vertreibung gehört auch die in Alpharts Tode beſchriebene große Schlacht. Zwar erſcheint Ermrich hier (S. 67) ſchon im Beſitze Rabens (Ravenna's), welches, nach Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen, Dietrich Ermrichen erſt übergibt, als er ſein Reich räumt. Doch iſt Dietrich noch in Bern, und Ermrich will am Anfange des Gedichtes ihn vertreiben. Ermrich läßt Heime dem Berner widerſagen. Alphart verliert auf der Warte durch Wittich und Heime das Leben. Dietrich läßt Eckharten und deſſen Helden zu ſeinem Beiſtande herbeirufen. Eine furchtbare Schlacht wird geſchlagen, aus welcher endlich Wittich, Heime, Ermrich und der ungetreue Sibich nach Ravenna flüchten, und hierauf folgt eine allgemeine Niederlage der Feinde Dietrichs. Man ſieht, dem Dichter von Alpharts Tode hat die große Schlacht vor Raben vorgeſchwebt, ſtellt ſie aber ſchon vor Dietrichs Flucht zu den Heunen. So wenig liegt in dem Geiſte der Heldenſage Zeitfolge. Auch Alpharts Tod iſt natürlich kein Leitfaden aus dem Labyrinth, denn nach Dietrichs Ahnen und Flucht fällt Alphart vor Raben (nicht vor Bern) erſt bei Dietrichs zweiter Heerfahrt gegen Ermrich, um ſein Reich wieder zu gewinnen, im Heldenliede, welche die Schlacht vor Raben heißt, iſt Alphart ſchon gefallen, bevor Dietrich die große Heerfahrt unternimmt, welche zur großen Schlacht vor Raben führt, oder man muß drei Heerfahrten Dietrichs mit dem Hunnenheere gegen Ermrich annehmen, und daß Ravenna dreimal Dietrichen verloren gegangen, das erſte Mal muß es Dietrich übergeben, das zweite Mal verliert er es durch Wittichs Verrath, und das dritte Mal hat er es, nach dem Dichter der Ravennaſchlacht, wieder verloren, ohne daß dieſer etwas Näheres darüber angibt. Wir kehren zu Dietrich zurück, wie er Bern und ſein Reich hat räumen müſſen. Hierauf kam er zunächſt zu dem Markgrafen Rüdiger nach Pechlarn, wo er freundliche Aufnahme und Unterſtützung fand, und dann zu König Etzel, welcher ihm entgegenkommt [12]. Hier im Heunenland nimmt ſich ſeiner vorzüglich Frau Helke (Herke) an. Nach der Wilkina-Saga unternimmt Dietrich erſt nach 20 Jahren, von dem Hunnenheer unterſtützt, ſeine Heerfahrt, um ſein Reich wieder zu gewinnen, nachdem er während dieſer Zeit für Etzel gekämpft. Nach dem Sänger von Dietrichs Ahnen und Flucht erhält Dietrich ſogleich Hülfe, und tritt ſeine beiden Heerfahrten kurz nacheinander an, und nach dem Dichter der Ravennaſchlacht, welcher vermuthlich eins mit dem vorigen iſt, wartet er nach der Heerfahrt, in welcher er Alpharten verliert, nur ein einziges Jahr. Wir erhalten alſo, wenn wir beide Gedichte als aufeinander Folgendes beſingend nehmen, drei Heerfahrten Dietrichs, durch welche drei er jedesmal Ravenna wieder erobert, und bei welchen beiden letzten er ſchon wieder im Beſitze von Bern iſt. Man könnte daher auch die große Schlacht in Alpharts Tod als in Dietrichs zweite Heerfahrt fallend nehmen, in welche der Dichter von Dietrichs Ahnen und Flucht ſie ſetzt, und am Anfange des Gedichts Ermrichen als von einer zweiten Vertreibung Dietrichs aus Bern beabſichtigend, zur Noth denken. Das Bemerkenswerthe bei dieſen drei Heerfahrten iſt, daß Dietrich, obgleich jedesmal Sieger, in ſeinem Reiche nicht bleibt, ſondern zu Etzeln zurückkehrt, denn der Zweck dieſes Theiles der Heldenſage iſt gar nicht, Dietrichen als großen Sieger zu verherrlichen, ſondern in tragiſche Lagen zu bringen. Das erſte Mal muß er Raben erobern und durch Wittichs Verrath wieder verlieren, damit die Nachricht hiervon ihn aus der Freude ſeiner Hochzeit mit Herrat ſchrecke; bei der zweiten Heerfahrt wird ſeine Siegerfreude durch die Klage um Alpharts und andrer ſeiner Recken Tod aufgewogen, und noch gebeugter kehrt er aus der dritten Heerfahrt zurück, denn hierbei hat er Etzels Söhne und ſeinen Bruder Diether (ſ. d.) verloren, und Dietrich iſt ungeachtet dieſer drei ſiegreichen Heerfahrten wieder bei Etzel im Elend. Nach der alten Überſicht des Heldenbuches gab Etzel dem Berner wol 18,000 der kühnſten Helden, und gewann Dietrich ſein Land und Leute, und Alles wieder, und kam wieder heim in ſein Reich. Aber auch hier finden wir den Helden von Bern nachher wieder bei Etzel. Am meiſten geſchichtliche Wahrſcheinlichkeit bringt die Wilkina-Saga hinein, ſie läßt Dietrich zwar Ermrichs Heer beſiegen, aber den Sieg nicht verfolgen, weil der Berner Etzels Söhne verloren, und nun aus Scham deſſen Heer nicht länger brauchen will. Die Wilkina-Saga weiß nur von einer Heerfahrt Dietrichs mit dem Heunenheere gegen Ermrich. Ihr ſchwebt hierbei die Schlacht von Raben vor, wiewol ſie dieſelben bei Gronsport und an dem Muſulſtrome (vermuthlich der Moſel) ſchlagen läßt. Daß ſie aber eine und dieſelbe Heerfahrt mit dem Dichter der Ravennaſchlacht meint, lehrt, daß auch bei der von ihr beſchriebenen Heerfahrt Dietrichs Bruder, Diether, und Etzels Söhne erſchlagen werden, Dietrich Wittichen verfolgt, und dieſer nur dadurch dem Tode durch den Berner entgeht, daß er in die See ſinkt. Da ſchoß König Dietrich ihm einen Speer nach, und der Speerſchaft fuhr in die Erde an der Mündung des Stroms und blieb ſtehen: und da ſteht dieſer Speerſchaft noch dieſen Tag, und kann ihn jeder dort ſehen, der dahin kommt. Wittich war an dem Muſulſtrom hinabgeritten, und hinaus bis an die See. Den Schaft denkt ſich alſo wol die Wilkina-Saga, wenn der Muſulſtrom die Moſel iſt, an der Nordſee und die Moſel in das Meer mündend, denn in der Heldenſage iſt ebenſo wenig geographiſche, als geſchichtliche Wahrheit zu ſuchen; daher denkt die Wilkina-Saga Dietrichs Speerſchaft vielleicht auch nicht an der Nordſee, mit welcher Dietrich nichts zu thun hatte, ſondern am mittelländiſchen Meere, denn warum ſollte der ferne Nordmann die Moſel ſich nicht als dahin mündend vorſtellen? Der Speerwurf Dietrichs an der äußerſten Grenze des Landes hatte natürlich früher, wie andre gleiche Sagen von andern Eroberern, urſprünglich eine andre Bedeutung, und iſt hier nach dem Geiſte der Heldenſage, welcher die tragiſchen Lagen der Helden, das Hauptintereſſe, dem Eroberungen nur als Unterlage dienen, zu haben pflegen, an Wittichs grimme Verfolgung durch Dietrich geknüpft. Auch erwähnt die Ravennaſchlacht des Speerwurfes nicht. Nach ihr reitet Dietrich in die See bis an den Sattelbogen, um Wittich zu ſuchen, welchen ſeine Ahnfrau, die Meerminne Wachilt, gerettet und auf des Meeres Grund geführt hat. Hierauf wendet ſich Dietrich gegen Raben, wohin ſich Ermrich aus der großen Schlacht geflüchtet, und beſtürmt es ſo lange, bis Ermrich daraus entflieht und die Rabener ſich ergeben. Dann kehrt der Sieger voll Kummer über den Verluſt von Etzels Söhnen ins Heunenland zurück, und beide, die Ravennaſchlacht und die Wilkina-Saga heben die tragiſche Lage dieſes großen Helden hervor, wie er um Etzels und Herkens Gnade verlegen ſein muß, und froh iſt, als er ſie wieder gewinnt. So iſt nach dem Geiſte der Heldenſage Theoderichs des Großen geſchichtlicher Kampf um Ravenna nur zur Unterlage, und an ſich bedeutungslos geworden, ungeachtet es Dietrich in der Heldenſage dreimal einnimmt und Ermrich vorher dreimal daraus entflieht. Über die beiden erſten Einnahmen ſ. den Art. **Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen.** Von der letzten handelt die Ravennaſchlacht, welches Heldenlied jedoch einen mehr bezeichnenden Namen haben ſollte, da ſich ſein Intereſſe um den Verluſt von Etzels Söhnen und Dietrichs Bruder Diether (ſ. d.) und Dietrichs Bekümmerniß und Verlegenheit darüber ſo ausnehmend bewegt, daß die Wilkina-Saga 13) die Schlacht gar nicht vor Ravenna ſchlagen läßt.

---

[7] Alte überſicht der Sagen des Heldenbuches, Ausg. v. 1560. Bl. 186. S. 2. Sp. 2.

[8] Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen, S. 28—38.

[9] Wilkina-Saga, cap. 259—266. T. II. p. 285—297.

[10] Alte überſicht der Sagen des Heldenbuchs, Bl. 186. S. 2. Sp. 2. Bl. 187. S. 1. Sp. 1.

[11] Dietrichs Ahnen und Flucht S. 58, 59.

[12] Wilkina-Saga, cap 267, 268. T. II. p. 298—301. Alte überſicht der Sagen des Heldenbuchs, Bl. 187. S. 1. Sp. 1.

Dietrichs Kämpfe für Etzel gegen Oſantrix, Waldemar und deſſen Sohn Dietrich. Der Berner war von ſeinem Vatersbruder Ermrich noch unvertrieben, als König Etzel zu ihm ſandte und ihn um Theilnahme an einer Heerfahrt gegen den König Oſantrix (ſ. d.) von Wilkinenland bat. Dietrich zog mit ſeinen Helden zu und that in der ſiegreichen Schlacht das Beſte. Nachmals als Dietrich von Ermrich aus Amelungenland vertrieben, bei dem König Etzel ſich aufhielt, ſpornte der Berner den Heunenkönig an, wegen der großen Unbilden, welche Oſantrix Etzeln durch Männermord und Landesverwüſtung ange-

---

13) Wilkina-Saga, cap. 293—316. p. 297—420.

than, Rache zu nehmen. In der Schlacht waren Dietrich und ſeine Amelungen wieder die Vorkämpfer, erſchlugen eine große Menge der Wilkinenmänner, und Oſantrix ſelbſt fiel durch Wolfhart, Dietrichs Blutfreund. Bald darauf that König Waldemar von Holmgard, Bruder des Königs Oſantrix, in Etzels Reich einen verheerenden Einfall. Dietrich ermahnte den Heunenkönig zu ſchleuniger Gegenwehr, und Waldemar floh in ſein Reich nach Rußland zurück. Etzel folgte ihm dahin. Bei Anordnung der Schlacht ſtellte K. Dietrich ſein Banner und ſeine Schaar gegen das Banner Dietrichs, des Sohnes Waldemars, hieb die Reußen zu beiden Seiten nieder und ſchlug ſich mit Waldemars Sohne. Der Amelunge erhielt neun, der Reuße nur fünf Wunden, doch ließ der Held von Bern nicht eher ab, bis er den Holmgarder gefangen und gebunden. Unterdeſſen hatte Etzel mit dem Heunenheer die Flucht ergriffen. Dietrich führte dagegen ſeine Mannen von neuem in den Kampf, ſtritt den ganzen Tag zu großem Verluſte der Reußen, zog ſich dann in eine öde Burg, und ward von Waldemars gewaltigem Heer umlagert. Dietrich fügte durch glückliche Ausfälle dem Feinde zwar großen Schaden zu, aber Koſt und Speiſe ging aus. Da ritt Wolfhart, mit Dietrichs Helme, Schwert und Roß ausgerüſtet, durch das feindliche Heer und brachte Etzeln die Botſchaft. Dieſer und Markgraf Rüdiger zogen nach Rußland. Waldemar hob die Belagerung auf, und erlitt, abziehend, von dem ausfallenden Dietrich noch Verluſt. Der Berner gab den gefangnen Dietrich, Waldemars Sohn, dem König Etzel. Beide Dietriche lagen im Heunenland ſchwer an ihren Wunden darnieder. Als König Etzel eine Heerfahrt nach Rußland that, bat ihn ſeine Gemahlin Herka, Dietrichen, Waldemars Sohn, ihren Vetter, aus dem Gefängniſſe nehmen und heilen zu dürfen. Etzel wollte es ihr nicht geſtatten, weil Dietrich, Waldemars Sohn, würde [illegible] heil, hinwegreiten würde. Da ſetzte Herka ihr Haupt zum Pfande, daß er es nicht thun werde. Herka wandte nun eigenhändig alle Sorgfalt auf ihres Verwandten Heilung. Zu Dietrich von Bern hingegen ſchickte ſie blos eins ihrer Dienſtweiber, durch deren Behandlung ſeine Wunden nur noch ſchlimmer wurden. Dietrich, Waldemars Sohn, ritt geheilt hinweg, ohne auf die Klagen ſeiner Muhme zu achten. Die Jammernde wandte ſich an Dietrich von Bern um Rath. Dieſer, obwol ſiech, ließ ſich wappnen und ritt, ungeachtet ihm ſeine Wunden bluteten, Waldemar's Sohne bis in den Wald zwiſchen Polen- und Heunenland nach. Vergebens ſuchte er Waldemar's Sohn zur Rückkehr zu bewegen. Da nöthigte er ihn zum Kampf, in welchem endlich Waldemars Sohn erlag. Dietrich von Bern brachte ſein Haupt nach Heunenland, und rettete ſo Herka's Haupt. Unterdeſſen hatte König Etzel in Rußland eine Niederlage erlitten und war geflohen. Hildebrand mit Dietrichs Mannen hatten noch tapfer fortgekämpft, aber endlich auch weichen müſſen. Als Dietrich von Bern geneſen war, foderte er den Heunenkönig auf, die große Schmach, die er von den Reußen erlitten, zu rächen. Da die Belagerung des feſten Poloczk durch das geſammte Heunenheer ſich in die Länge zog, brach Dietrich ſein Heerlager ab und führte ſein Heer weiter in Rußland hinein, und umlagerte Smolensk. König Waldemar kam mit einem gewaltigen Heere der Reußen. Dietrich griff es an, wüthete eigenhändig ſo in dem Heere der Feinde, wie ein Löwe in einer Viehheerde, und gab dem Könige Waldemar den Todesſtreich. In zweitägiger Schlacht wurde das ganze Reußenheer vernichtet. Etzel hatte unterdeſſen Poloczk eingenommen und kam zu Dietrich. Graf Ivon, Befehlshaber in Smolensk, war genöthigt, ſich zu ergeben, und wurde auf Dietrichs Rath vom König Etzel zum Häuptling über Rußland geſetzt, ſo jedoch, daß er dem Etzel Schatzung zahlen und ihm Beiſtand leiſten mußte, ſo oft er es bedurfte[14]).

Dietrichs Kämpfe mit Gibich, Gunther, Hagen und dem hörnen Sigfrid[15]). Schon bei den Kämpfen gegen Ermrich hat Dietrich zugleich mit den Burgunden, welche jenem beiſtehen, zu kämpfen. Hier in der großen Schlacht vor Ravenna ficht er nach dem Heldenliede Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen perſönlich mit König Gunther, und ſchlägt mit ſeinen Recken die Burgunden von der Wahlſtatt hinweg[16]). Nach dem Heldenliede, welches die Schlacht vor Raben heißt, ſtehen die Burgunden ebenfalls dem König Ermrich bei, und mit den Burgunden iſt der hörne Sigfrid, mit welchem der Berner den gefährlichſten Kampf zu beſtehen hat, aber ihn endlich doch zwingt, ſich als Gefangnen ihm zu übergeben[17]). Gegen die Burgunden kämpft auch Dietrich als Etzels Bundesgenoſſe im Biterolf und Dietlieb (ſ. Dietlieb von Steiermark), und hier zwar iſt Ermrich nicht mit den Burgunden, ſondern hilft Etzels Heer verſtärken. Man könnte annehmen, daß dieſes vor Ermrichs Kriege mit Dietrich geſtellt werde; aber Ermrich befindet ſich ſchon im Beſitze von Raben, und die Rabener ziehen mit Ermrich gegen die Burgunden. Wir führen dieſes als Beiſpiel der Gründe an, warum wir in die verſchiednen Theile und Darſtellungen der Heldenſage in unſrer Betrachtung keine geſchichtliche Zeitfolge haben zu bringen geſucht, denn dieſes iſt wegen der Widerſprüche, welche aus den verſchiednen Bearbeitungen entſtanden ſind, unmöglich. Auch in dieſem Kampfe vor Worms kämpft Dietrich mit Sigfrid[18]). Nicht minder als der König Dietrich nach Betragneland geritten, um den König Iſung und ſeine Söhne zu verſuchen, kommen bei den Zweikämpfen Iſungs Söhne auf Dietrichs Recken, und auf ihn ſelbſt der bei Iſung weilende Sigfrid, gegen den er drei Tage nacheinander drei Zweikämpfe beſteht, und im dritten nur durch Wimmung, Wittichs Schwert, den

---

[14] Wilkina-Saga, cap. 113 – 116. T. I. p. 359 – 365. cap. 271 — 292. T. II. p. 307 — 362.

[15] Wir berückſichtigen natürlich blos die wichtigern Helden, da Dietrich nicht wenig beſiegte. So heißt es z. B. in der alten Überſicht der Sagen des Heldenbuches (Bl. 185. S. 1. Sp. 2): Ein Held hieß Lugegaſt, der iſt von dem Berner erſchlagen, Hug von Mentz (Mainz) ward auch von dem Berner erſchlagen, Ortwin ward auch von dem Berner erſchlagen.

[16] Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Heunen, S. 94 — 95.

[17] Ravennaſchlacht, S. 42 — 44.

[18] Bitterolf und Dietlieb, S. 43, 49, 53, 94, 109, 121, 131.

Sieg gewinnt. Auf Dietrichs Seite iſt bei dieſen Kämpfen König Gunther, welcher mit König Iſung ficht. Dietrich hatte Gunthern zuvor zu einem Gaſtmahle nach Bern geladen[19]. — Wir haben die weniger berühmten Kämpfe vorausgeſchickt, welche als Vorſpiele der größern folgenden gelten, aber nach unſrer Meinung eigentlich als Nachſpiele, nämlich als Nachahmungen jener größern, zu betrachten ſind. Nach der einen Hauptbearbeitung der Kämpfe Dietrichs und ſeiner Recken im Roſengarten zu Worms ſind ſie für Etzel. Dieſer wird von König Gibich herausgefodert, mit 12 Helden zu kommen, und mit 12 der kühnſten Mannen Giebichs im Roſengarten zu fechten. Wer Giebichen den Roſengarten zu zerſtören wagt, deſſen Diener will er ſein. Etzel begibt ſich zu dem Berner, und dieſer verheißt ihm, mit ihm zu ziehen. Der Berner hat aber auch hier ſchon den Brief Chriemhilds, durch die er herausgefodert wird, 12 Mann gegen die 12 Pfleger ihres Roſengartens in den Kampf zu bringen. Dietrich begiebt ſich nun mit ſeinen 11 Streitgenoſſen zur Königin Herke, und dieſe rüſtet ſie zur Fahrt mit koſtbaren Gewändern und Wappenkleidern aus. Dietrich und ſeine Recken ſiegen, und Gibich, auch perſönlich von Hildebrand bezwungen, gibt Etzeln ſeine Krone auf, d. h. wird ſein Lehnkönig[20]. Nach der andern Hauptbearbeitung, von der drei Nebenbearbeitungen ſich finden, iſt König Etzel ganz außer dem Spiele gelaſſen. Dietrich wird von Chriemhild herausgefodert, weil ihr ſoviel Wunders von Chriemhilden geſagt wird, er kommt mit ſeinen Wölfingen und ſiegt, und ihm werden Gibichs Land und Leute dienſtbar[21]. In dieſer, ſowie auch in der obigen Bearbeitung, kommt bei den einzelnen Zweikämpfen der gefährlichſte Zweikampf auf Dietrich, nämlich der Kampf mit dem hörnen Sigfrid. Der verwundete König von Niederland wird durch Verwendung der Mädchen von Dietrich von Bern verſchont, nach der obengenannten Bearbeitung; nach der letztgenannten fällt er in Chriemhilds Schoos, und ſie bedeckt ihn mit ihrem Schleier. Nach der alten Überſicht der Sagen des Heldenbuchs wird Sigfrid vom Berner im Roſengarten erſchlagen. Das mühte Frau Chriemhild gar ſehr, und ſie ward des Berners und aller Wölfinge feind. Sie denkt daher darauf, daß alle Wölfingen erſchlagen werden möchten, und heirathet darum den König Etzel. Die große Kataſtrophe in Etzelsburg führt Chriemhild hier[22] nicht herbei, weil ſie Sigfrid an ſeinem Mörder Hagen rächen will, ſondern aus dem großen Haſſe zu den Wölfingen, die Sigfriden im Roſengarten erſchlagen haben. Es wird alſo ein Hof gelegt in Etzels Stadt Ofen. Chriemhild bittet Hagen, daß er die Helden zu ſich nähme und einen Hader anfing, alſo, daß die hunniſchen Helden alle erſchlagen würden. Hagen will wider ſeine Ehre nicht thun. Sie läßt ihm alſo durch ihren kleinen Sohn Backenſtreiche geben, bis Hagen gereizt ihm das Haupt abſchlägt. Hierdurch wird ein Gemetzel veranlaßt, aus welchem ſich nur Hildebrand, aber verwundet, rettet. Dietrich war in der Stadt in einem andern Hauſe, und wußte nichts von der Sache, bis Hildebrand vor ihn kommt. Nun läuft der Berner, und will ſehen, was an der Nachricht iſt. Da findet er zwei Brüder von Frau Chriemhild, fängt und bindet ſie. Als er hinweggegangen, ſchlägt Chriemhild den Gebundnen die Häupter ab (warum Chriemhild nach dieſer Darſtellung es thut, bleibt unerklärt). Dietrich findet ſie ermordet und ſieht Chriemhild mit dem Schwerte gehen: Sie geſteht die That, und er haut ſie mitten entzwei. Auch, nach der Wilkinaſage, haut Dietrich Chriemhilden mitten entzwei. Dietrich iſt nämlich ein ſo guter Freund Hagens, daß beide ihre Hände ineinander legen, und ſo aus dem Saale zu Tiſche in den Königsſaal gehen. Er heißt ſeinen Freund, vor deſſen Schweſter Chriemhild, da ſie noch jeden Tag Sigfrid den ſchnellen beweint, auf ſeiner Hut zu ſein, und iſt ſo der erſte, der die Nibelungen warnt. Chriemhild bittet Dietrichen, ihr bei der Rache an Sigfrids Mördern, Hagen und Gunthern und ihren übrigen Brüdern, beizuſtehen. Er weigert ſich deſſen, da es ſeine beſten Freunde ſind. Sie gewinnt Iring und läßt den Sturm zu Suſat beginnen, indem ſie ihren Sohn Hagen an das Kinn ſchlagen läßt. Dietrich ſteht während der daraus ſich entwickelnden Schlacht auf der Zinne ſeines Saales thatlos mit all ſeinem Volke ganz gewaffnet, denn er will weder mit König Etzels Volke ſtreiten, noch auch den Nibelungen ein Leid zufügen. Aber der Fall ſeines beſten Freundes Rüdigers veranlaßte, daß Dietrichs Schwert Eckenlang durch die Helme der Nibelungen klang. Dietrich drang ſo mächtig vor mit ſeinen Mannen, daß der gute Held Hagen von Troja (Tronek) von dannen wich mit ſeinem ſcharfen Schwert. Der Berner haut Volker'n, der ihm den Eingang in den Saal wehren will, das Haupt ab, und bezwingt nach langem Zweikampfe Hagen. Chriemhild nimmt einen großen Brand, und ſtößt ihn ihrem todtliegenden Bruder Gernot in den Mund, um zu ſehen, ob er wirklich todt ſei, und ſo auch thut ſie ihrem Bruder Giſelher; er war noch nicht todt und ſtirbt hiervon. Dietrich macht Etzeln auf Chriemhilds Grimmigkeit aufmerkſam, und der Heunenkönig befiehlt dem Berner, ſie zu erſchlagen, und ſo thut er. Dietrich läßt durch ſeine Verwandte Herrat Hagen verbinden, und gibt ihm auf ſeine Bitten ein Weib, mit welchem er vor ſeinem Tode Aldrian zeugte. Mit Gunther kämpft, nach der Wilkinaſage, Dietrich nicht, ſondern jener wird von der Schaar Oſids, des Neffen Etzels, nach langem Kampfe gebunden, und Etzel läßt ihn in den Schlangenthurm werfen[23], ſowie die Ettaſage hat. Auch die alte Überſicht des Heldenbuchs erwähnt nichts von einem Kampfe Dietrichs mit Gunther in der Etzelsburg. Nachdem ſie berichtet, wie

---

[19] Wilkina-Saga, cap. 151, 152. T. II. p. 45, 46. cap. 172—200. p. 79—151.

[20] Großer Roſengarten zu Worms in v. d. Hagen's und Primiſſer's Heldenbuch in der Urſprache.

[21] Roſengartenlied in der vierreimigen Strophe nach der münchner Handſchrift in v. d. Hagen's erneuertem Heldenbuch, in der achtreimigen Strophe in den alten Drucken des Heldenbuches, und in derſelben in der Bearbeitung in Kaspars v. d. Rön Heldenbuche.

[22] Alte Überſicht der Sagen des Heldenbuchs, Bl. 187.

[23] Wilkina-Saga, cap. 347—366. T. III. p. 74—118.

Dietrich Chriemhilden mitten entzwei hieb, fährt ſie fort: Nun ritt der Berner und Hildebrand hinweg. Darnach ward ein Streit beredet, der geſchah vor Bern, da ward der alte Hildebrand erſchlagen vom König Gunther[24]), der war Frau Chriemhilden Bruder ꝛc. Am Bedeutſamſten wird Dietrich in dem Nibelungenlied (der Nibelungen Noth) gehalten. Dietrich warnt die Nibelungen bei ihrer Ankunft vor Chriemhilden, verbietet ſeinen Recken das Ritterſpiel (den Buhurd), weil er die Gefahr eines ernſtlichen Kampfes erkannte, geht nicht in Chriemhilds Geſuch ein, Hagen allein zu erſchlagen, führt, als der Kampf im Saale wüthet, Chriemhilden und Etzeln hinaus, bedingt ſich Frieden, und unterſagt ſeinen Helden alle Theilnahme am Streite. Als die hunniſchen Mannen in der Schlacht erlagen, zwingt Chriemhild endlich auch Rüdiger, mit den Burgunden zu kämpfen. Er fällt mit Gernot im Zweikampfe. Rüdigers Leichnam fodern Dietrichs Recken. Höhnend verweigern ihn die Burgunden, und ſo hebt auch der Kampf mit Dietrichs Helden an, die alle erſchlagen werden, bis auf Hildebrand, der mit einer ſchweren Wunde vor Hagen entrinnt und zu Dietrich kommt. Als der Berner hört, daß Rüdiger ſein liebſter Gaſt- und Blutsfreund und Waffengefährte todt iſt, will er nun ſelbſt hingehen, und befiehlt, daß ſeine Mannen ſich waffnen ſollen. Hildebrand antwortet: was Ihr noch für Lebende habt, die ſeht Ihr hier bei Euch ſtehen. Da erſchrak Dietrich, denn ſo großes Leid hatte ihn noch nie getroffen, und ſprach: **unde sint erstorben alle mine man, so hat min got vergezzen; ich armer Dieterich! ich was ein chunich here, vil gewaltich unde rich.** Wir geben dieſe berühmten Worte abſichtlich nicht in Überſetzung, um, wenn es ein Wortſpiel ſein ſoll, es nicht zu verwiſchen, noch wenn es keins ſein ſoll, eins zu machen, oder ſoll es eins ſein, es nicht zu ſchwerfällig hervorzuheben, wie in jener Überſetzung: ich armer Dietereich! ich war ein König gewaltig und reich. „Ein Wortſpiel," ſagt einer der trefflichſten Kenner der teutſchen Dichtkunſt, „aber in ſeiner treffendſten Wahrheit, in dem höchſten Leide und Leidenſchaft, die ſich bitter gegen ſich ſelbſt kehren: wie Shakeſpeare ſo oft bewährt, und zugleich ein Wortſpiel in der tiefſten Bedeutung, als jenes richtende und vernichtende Wort[25])." Haben wir aber wirklich ein Wortſpiel vor uns? nämlich ein Spiel mit Worten, welches der Redende abſichtlich treibt, wie die Shakeſpeare'ſchen Perſonen. Auch in der Klage ſagt Dietrich (Z. 1035): **Nu solt ir edel kunec guot trosten fruntliche mich armen Dietriche,** und (Z. 1596) bloß: **ich vil arme** (armer). Will alſo der klagende Dietrich die gewöhnlichſte Redensart brauchen, und ſich armen nennen, und ſeinen Namen dazu ſetzen, ſo kommt nothwendig das Wortſpiel heraus, ohne daß wir anzunehmen brauchen, daß es in Beziehung auf den Redenden ein Wortſpiel ſei, und in dieſer Nothwendigkeit liegt eben die tragiſche Wirkung des Widerſpruches ſeines Namens (Dietrich, Volkreich) mit ſeinem jetzigen Zuſtande, in welchem er volkarm iſt. Ja! es bleibt ſelbſt zweifelhaft, ob es in Beziehung auf den Dichter ein Wortſpiel iſt, nämlich ob dieſer ein ſolches beabſichtigt hat, ſo natürlich macht ſich die Rede. In dieſer Natürlichkeit liegt auch der Grund, warum der Dichter, wenn ihm das Wortſpiel abſichtlos entfallen, es nachher, als er es als ſolches erkannte, nicht zu unterdrücken brauchte, weil die Worte, wenn wir ſie im Zuſammenhange leſen, keine komiſche, ſondern eine tragiſche Wirkung, welche der Sänger des Nibelungenliedes beabſichtigt, hervorbringen. Doch beabſichtige der Dichter auch wirklich ein Wortſpiel, ſo iſt es doch eben der tragiſchen Wirkung wegen, welche es erzeugt, an ſeiner Stelle. Daß der Dichter ein ſolches beabſichtige, wird nicht unwahrſcheinlich aus dem Scherze mit dem Bären, welchen er Sigfrids Tode vorausgehen läßt. Durch jene hierdurch vorher verbreitete Heiterkeit wird die tragiſche Wirkung von Sigfrids nachfolgendem Tod ungemein erhöht. Wenn es alſo in Beziehung auf den Dichter als Wortſpiel gelten kann, ſo iſt es doch gar nicht in Beziehung auf den redenden Dietrich als ſolches zu nehmen, da dieſer Heldencharakter zu feſt daſteht, um ſich von der Leidenſchaft zu Wortſpielen hinreißen zu laſſen. Man leſe die Worte, welche der Held auf die von uns angeführten folgen läßt, und man wird von einer Vergleichung Dietrichs mit den Shakeſpeare'ſchen Helden gewiß zurückkommen, denn wie natürlich zeigt ſich hier Dietrich in ſeinem großen Leide gegen des britiſchen Dichters wortgewaltige Bühnenhelden, welches ſie ungeachtet der Größe ihres Dichters doch immer bleiben. Nach des Berners kurzer, aber erſchütternder Klage über den Verluſt ſeiner Helden wappnet er ſich, und geht zu den beiden allein noch übrigen Nibelungen, Gunther und Hagen. Er bittet ſie, ſich ihm zu ergeben, und verheißt ihnen ſichre Heimkunft, aber ſie wollen nicht Geiſeln ſein. Dietrich überwindet Hagen, bindet ihn, und bringt ihn zu Chriemhild, der er gebietet, ihn geneſen zu laſſen. Hierauf beſteht Dietrich den Kampf mit Gunther, bindet ihn, und bringt ihn Chriemhilden, die er ermahnt, den beiden Unglücklichen nichts zu Leide zu thun. Sie verſpricht es und Dietrich geht weinend hinweg. Sie bringt aber ihres Bruders Haupt zu Hagen, und ſchlägt mit Sigfrids Schwerte dieſem das Haupt ab. Hildebrand (nicht Dietrich, wodurch Dietrich edler als in der Wilkinaſage und in der alten Überſicht des Heldenbuchs gehalten wird) ſpringt im Zorne hinzu, und erſchlägt Chriemhilden. Etzel und Dietrich klagen über die gefallnen Helden[26]), und ſetzen dieſe Klage in dem Liede, welches die Klage heißt, bei Beſtattung ihrer Recken fort.

Dietrichs Geſellen. Hauptrecke des Berners war Meiſter Hildebrand, Herr Brands Sohn[27]), begab ſich, als er dreißig Jahr alt war, an den Hof des Königs Ditmar von Bern, und dieſer ſetzte ihn zunächſt neben ſich. Dietrich, König Ditmars Sohn, war ſieben Winter alt, als Hildebrand ihn neben ſich ſetzte und ſeiner pflegte, bis daß er funfzehn Winter war, und Häuptling über die Ritter am Hofe wurde. Dietrich und ſein Pfleger Hildebrand liebten ſich einzig[28]. Nach Hildebrand iſt ſogleich Wolfhart, Hildebrands Neffe[29] (Schweſterſohn), nämlich Sohn des mit Hildebrands und Ylſans Schweſter vermählten Amelot (Amelung) von Garten zu nennen. Wolfharts Brüder waren auch ausgezeichnete Recken Dietrichs, nämlich Sigeſtab und Alphart[30], der aber jung ſeinen Tod fand. Nicht minder ſpielen Heime und Wittich eine große Rolle als gewaltige Kämpfer, aber nicht als treue Recken Dietrichs, da ſie abfielen und Ermrichs Mannen wurden. Sie waren Dietrichs Geſellen geworden, nachdem ſie ihn aufgeſucht, und gewaltige Kämpfe mit ihm beſtanden, vorzüglich brachte Wittich Dietrichen in die größte Gefahr. Bei dem Gaſtmahle, welches Dietrich gab, bevor er auszog, mit Iſungs Söhnen zu kämpfen, werden als auf einer Bank ſitzend aufgeführt: König Dietrich, König Gunther und Hagen, Hildebrand und Graf Hornboge. Ihm zur linken Hand ſaß Wittich und Amelung (Amelot), Dietlieb und Foſold, Sintram und Wildeben, Herbrand der Weiſe und Weiterfahrne, und Heime der Grimme. Die Genannten ziehen mit Dietrich aus, und kämpfen mit Iſungs 11 Söhnen, und Gunther mit Iſung ſelbſt, und Dietrich mit Sigfrid dem Schnellen[31]. Im Roſengarten zu Worms beſteht nach der einen Bearbeitung der Heldenſage Dietrich den hörnen Sigfrid, Wolfhart den Puſold, Sigeſtab den Rieſen Ortwin, Wittich den Rieſen Aſprian, der Degen Ortwin den Recken Volker, den Fiedler, Helmſchrot den Gernot, Heime den Rieſen Schruthan, Eckhart den Hagen, Amelot, Hildebrands Bruder, den König Gunther, Hildebrand den König Gibich, der Mönch Ilſan, Hildebrands Bruder, den Recken Studenfuß und Dietlieb von Steyer Walthern vom Waſichenſtein[32]. Nach der andern Bearbeitung der Heldenſage vom Roſengarten beſteht Hildebrand den König Gibich, der König Frut (Frodi) von Dänemark den König Gunther, Rüdiger von Pechlarn den Gernot, Sigſtab den Heiden Rienold von Mailand, Wolfhart von Garten den Hagen, König Hartung von Rußland Walthern von Kerlingen (Waſichenſtein), Dietlieb von Steier den König Stufing (Stephan) aus Ungerland, Wittich den Rieſen Aſprian, Heime Schrutan den Beherrſcher der Preußen, der ſchöne Dietrich von Griechenland den Ritter Herbort, der Mönch Ilſan den Fiedler Volker von Alzeie, Dietrich den König Sigfrid aus Niederland[33]. In Alpharts Tod werden, wo der König von Bern zu ſeinen Recken in den Saal geht, dieſe die kühnen Wölfinge, Herrn Dietrichs Mannen ein weites Geſchlecht genannt, und ſo aufgeführt: da ſaß mit großen Ehren der alte Hildebrand, Hach der junge, Bange und Ortwin, Berchter der Starke und Volkwin, Richart und Gerbart und der kühne Wytzſchach, Helfrich und Helmnot, Eckhart und Hunbrecht, Hartung und Helmſchrot, Bottel und Hannolt, Branker und Wolfinge, Amelger von Bryſen, und Wolfhart der Kühne, Friedrich der Junge und Wichnant, Walderich der Kühne und Sigiband, Alphart und Sigeſtab, die zwei kühnen Degen, Wolfbrand und Wolfhelm, Amelolt und Nere, Walther von Kerlingen, Helmnot von Tuſchkan (Toscana), Nundung von Schwanefelden und Nürnberg, Schildbrand, und Wolfwin und Sigeher der Degen[34]. In dem Kampfe vor Ravenna fallen von Dietrichs Recken Alphart, Amelolt, Nere und Jubart von Lateran[35]. In der Nibelungennoth werden alle Recken Dietrichs erſchlagen bis auf Hildebrand, und hierbei namhaft gemacht der grimme Wolfhart, Sigeſtab, Wolfwin, Wolfband, Helpfrich, Helmnot, Ritſchart, Gerbart[36] und Sigeher[37].

---

[24]) So die alte Überſicht der Sagen des Heldenbuchs nach Bl. 187. S. 2. Auf Bl. 18. S. 1. Sp. 2 heißt es den andern Sagen gemäßer: König Gunthers Sohn erſchlug den alten Hildebrand vor der Stadt Bern.

[25]) Von der Hagen, Die Nibelungen, ihre Bedeutung u. ſ. w. S. 168.

[26]) Der Nibelungen Noth (Lied).

[27]) Altes Hildebrandslied bei Grimm. Z. 6. Überſicht der Sagen des Heldenbuches, Bl. 186. S. 2.

Dietrichs Heimkehr nach Amelungenland und römiſche Königswürde. Als Dietrich alle ſeine Recken bis auf Hildebrand in Heunenland verloren, wollte er lieber für ſein Reich Amelungenland und ſeine gute Burg Bern ſterben, als in Heunenland kraftlos werden mit Unehren. Da ſo große Männerverwüſtung in Heunenland geſchehen, ſchlug er des Königs Etzels Anerbieten, ihm ſeine Krieger zur Begleitung zu geben, aus, und beſchloß, mit Hildebrand heimlich nach Amelungenland zu reiten. Sie begleitete nur Frau Herrat. Unterwegs wurden ſie von dem Grafen Elſung dem Jungen mit ſeinen 32 Rittern angegriffen. Dieſer wollte an Dietrich von Bern rächen, daß der alte Samſon und ſeine Söhne Ermrich und Ditmar (Dietrichs Vater) den Grafen Elſung den alten und langbärtigen von Bern, den Blutsfreund Elſungs des Jungen, erſchlagen hatte. Dietrich ſpaltete mit dem Ecken Sachs Iſung den Jungen. Die übrigen feindlichen Ritter wurden theils erſchlagen, theils flohen ſie. Die beiden Sieger gelangten hierauf glücklich nach Amelungenland, und erfuhren hier des Königs Ermrichs Tod. Sibich ſetzte ſich in Beſitz von Ermrichs römiſchem Reich, und wollte Gleiches mit dem Lande der Amelungen thun. Aber dieſe wollten lieber ſterben, als Dietrichs Unterſaſſen ſein. Als Dietrich von Bern vertrieben geweſen, und Alebrand, Hildebrands Sohn, zum Mann erwachſen war, hatte Ermrich ſeinen Handen die Burg Bern und das Amelungenland übergeben. Alebrand bewahrte alles dieſes vor Sibich ſeit Ermrichs Tode, zog jetzt einen goldnen Ring von ſeiner Hand, und übergab hiermit Dietrichen Bern und ganz Amelungenland und ſich ſelber und ſeine Mannen zu Dienſten. Alle beſchenkten Dietrichen, und ihm ward von neuem als Könige von ganz Amelungenland gehuldigt. Hierauf ſchlug Dietrich Sibichs gewaltiges Heer in einer großen Schlacht, in welcher dieſer Unheilſtifter durch Alebrands Hand fiel. Der Sieger Dietrich zog nach Rom, nahm ſeinen Sitz auf dem Königſtuhl, und Meiſter Hildebrand und ſein Sohn Alebrand ſetzten die Krone auf ſein Haupt und riefen ihn zum König aus überall das Reich, welches König Ermrich zuvor gehabt hatte. Darnach ſchwuren die Ritter und Knappen und die Gemeinde ihm die Eide. Dietrich ward da ein mächtiger König, und ſo großer Ruf ging von ſeiner Tapferkeit und ſeinen Heldenthaten, daß keiner, weder König noch Herzog, gegen ihn zu ſtreiten wagte[38].

---

[28] Wilkina-Saga, cap. 15. T. I. p. 44—46. cap. 136. p. 154. [29] Alpharts Tod Str. 101. S. 17. Str. 131. S. 125. Str. 179. S. 28. [30] Alte Überſicht der Sagen des Heldenbuchs, Bl. 185. S. 185. Bl. 186. S. 1. Sigenot, S. 131, 135. Alpharts Tod, S. 15, 16. Großer Roſengarten, Z. 205, 225. S. 3. [31] Wilkina-Saga, Cap. 17. 1. Th. S. 54—62. Cap. 32—39, S. 132—174. Cap. 152—198. 2. Th. S. 46—143. [32] Roſengartenlied nach der münchner Handſchrift in v. d. Hagen's Heldenbuche v. 1811. S. 20 u. f.

[33] Großer Roſengarten im Heldenbuch, in der Urſprache, S. 13 u. f. [34] Alpharts Tod, S. 13 u. 14. [35] Dietrichs Ahnen und Flucht. [36] Nibelungenlied, S. 236—245. [37] Klage bei Müller, S. 130.

Dietrichs Kämpfe mit Rieſen, Zwergen und Würmen. Wie Dietrich den Rieſen Grim und deſſen Frau Hilda erſchlägt, hiervon handeln wir im Abſchnitte Dietrichs Waffen, Wappen und Roſſe. Seinen Verwandten Grim zu rächen, brannte der Rieſe Sigenot. Mit ihm zu kämpfen, ritt Dietrich aus, befreite aus den Händen eines wilden Mannes, den er erſchlug, einen Zwerg, welcher aus Dankbarkeit ihm einen Tapferkeit und Kraft verleihenden und das Leben des Beſitzers vor Durſt und Hunger ſchützenden Stein gab, weckte zuvor den Rieſen Sigenot, um ihn nicht ſchlafend zu erſchlagen, ward von dieſem überwältigt und in einen tiefen Thurm voll Würme (Schlangen) geworfen, vor deren Angriffen ihn aber die Kraft des edeln Steines ſchützte. Dietrich hatte in Bern als Wahrzeichen hinterlaſſen, daß man ihn, wenn er innerhalb zwölf Tage nicht wiederkomme, für erſchlagen halten ſollte. Hildebrand ritt aus, den vermeintlich Todten zu rächen, ward im Kampfe mit Sigenot gefangen und gebunden in den hohlen Berg des Rieſen geſperrt. Während dieſer ſchlief, befreite ſich Hildebrand, wappnete ſich in Dietrichs Waffen, erſchlug nach hartem Kampfe den Rieſen und brachte durch den Rath des Zwerges, des Herzogs Eckenreichs unterſtützt, ſeinen Zögling und Herrn, den Berner, aus dem Schlangenthurm[39]. Unter Dietrichs Kämpfen mit Rieſen iſt der berühmteſte und fürchterlichſte, der mit Ecken, welcher von den drei Königinnen zu Cöln ausgeſandt ward, den Berner lebend oder todt zu ihnen zu bringen. Er erſchlug den Rieſen, bemächtigte ſich ſeiner Waffen, und warf ſein Haupt den Königinnen zu Füßen. Zuvor doch, ehe er nach Cöln gelangte, hatte er noch mehre Kämpfe und Abenteuer zu beſtehen, worunter auch ein Kampf mit Zauberbildern auf einer Brücke iſt. Von den ihn von Ecken geſchlagnen Wunden hatte ihn eine wilde Maid geheilt, die er von Faſolds Verfolgung befreite. Dieſer Rieſe, von dem Berner bezwungen, ſchwur ihm Sicherheit und Geſellſchaft. Als er aber ſeines Bruders Tod hörte, brach er den Eid und erneuete den Kampf; abermals bezwungen, ſchwur er dem Berner durch drei Eide Geſellſchaft, verſchonte zwar nun ſeinen ſchlafenden Geſellen eigenhändig, reizte aber ſeine Verwandtſchaft gegen ihn, ſodaß dieſer nun mit zwei Rieſen und dem ungeheuern Weibe Rutze kämpfen mußte. Nachdem er ſie erſchlagen, hatte auch Faſold, der ungetreue Geſell, gleiches Schickſal. So nach Ecken Ausfahrt[40]. Nach der Wilkinaſage hatte Dietrich, nachdem er Faſolden bezwungen, einen Kampf mit einem Elephanten. Faſold leiſtete dem Berner Beiſtand, und hieraus erkannte dieſer, daß Eckens Bruder ihm mit Treuen Hülfe leiſten wollte. Hierauf befreiten Dietrich und Faſold Sintramen aus dem Maul eines Drachen, indem ſie das Ungeheuer erſchlugen[41]. Andre Kämpfe Dietrichs mit Rieſen und Würmen beſingt das Heldenlied: Dietrichs und ſeiner Geſellen Kämpfe mit Würmen und Rieſen, deſſen Inhalt wir in einem eignen Artikel angegeben, weshalb wir über dieſe Kämpfe hier weiter keine Andeutungen geben. Mit Rieſen auch hatte Dietrich im Berge des Königs Laurin zu kämpfen. Dieſer hatte nämlich Wittichen im Kampfe beſiegt, und wollte ihm zur Strafe, daß er ſeinen Roſengarten verwüſtet, Hand und Fuß abhauen. Dietrich wollte dieſes nicht dulden, kämpfte mit Laurin, beſiegte ihn durch Hildebrands Rathſchläge, und wollte ihn tödten. Dietlieb von Steiermark rettet ſeinem Schwager das Leben. Alle ſind nun ſo unvorſichtig, dem zauberkundigen Zwerg in ſeinen herrlichen Berg zu folgen. Hier werden ſie geblendet, gebunden und in ein tiefes Gefängniß eingeſperrt, und ſollen ſämmtlich bis auf Dietlieb gehängt werden. Dietrich bricht ſeine und ſeiner Geſellen Bande. Simild, die ihren Bruder Dietlieb aus der Haft befreit, gibt ihnen Ringe, welche ſie von dem ihnen angethanen Zauber befreien. Dietrich und ſeine Recken (nämlich Hildebrand, Wolfart, Wittich, Dietlieb) erſchlagen nun die dem Könige Laurin dienenden Zwerge und Rieſen, die ſein Heerhorn zu Hülfe herbeigerufen. Dem Könige ſelbſt hat der Berner ſeinen Zauberring genommen, und der Beſiegte muß ihm nach Bern folgen[42]. Seinen Oheim Laurin zu rächen begibt ſich der Zwergenkönig Walberan von Kananea mit einem Gewaltigen vor Bern. Dietrich und Walberan kämpfen. Erſtrer wird verwundet, Letztern ſchützen ſeine Künſte. Da läßt Hildebrand durch Laurin Frieden und Sühne ſtiften[43].

Dietrich als Hauptheld. Vor allem muß hierbei darauf aufmerkſam gemacht werden, wie Dietrich in der Edda erſcheint. Sie hat nur Folgendes von ihm: 1) in der Einleitung zur **Quitha Guthrúnar Giúkadóttr in önnur**: König Thiothrek war bei Atli, und hatte da verloren die meiſten ſeiner Mannen. Thiothrek und Guthrun miſchten ihren Harm zuſammen (klagten miteinander). Sie ſagte ihm und ſang. Es folgt nun das Lied von Guthruns Klage, welches ohne alle Beziehung auf Dietrich iſt, ſodaß die ſpätre Einleitung hätte ganz hinwegbleiben können. 2) In der **Quitha Guthrúnar Giúkadóttr in thrithia** heißt es in der Einleitung: Herkia hieß eine

---

[38] Wilkina-Saga, Cap. 368—380. 3. Th. S. 119—162.

[39] Hiervon handelt das Heldenlied, der Rieſe Sigenot in der heidelberger und ſtraßburger Ausgabe von 1490 u. 1510 in von der Hagen's Heldenbuche von 1811, No. VI., und in Kaspar v. d. Rön's Heldenbuch in v. d. Hagen's und Primiſſer's Heldenbuch in der Urſprache S. 117—142 (Str. 1—205).

[40] Ecken-Ausfahrt in den alten Drucken, und bei v. d. Rön und v. d. Hagen.

[41] Wilkina-Saga, Cap. 40—205. S. 174—205.

[42] König Laurin in den alten Ausgaben des Heldenbuches, bei Kaspar von der Rön, bei Nyerup und bei Ettmüller.

[43] Fortſetzung des Königs Laurin bei *Nyerup*, Symb. Liter. Teuton. Ant. p. 47—82.

Magd Atli's. Sie war ſeine Geliebte geweſen. Sie ſagte Atli'n, daß ſie Thiotrek und Guthrun beide zuſammengeſehen. Im Liede ſagt Atli: „Das kränkt mich, Guthrun, Giuki's Tochter, was mir Herkia in der Halle ſagte, daß du und Thiothrek unter einem Dache ſchlafet, und euch gern mit Linnen umhüllt." Guthrun erwiedert: „Dir will ich über Alles dieſe Eide leiſten bei jenem weißen heiligen Steine, daß ich mit dem Volkberühmten nichts hatte, was Wächter oder Mann nicht erfahren konnte. Ausgenommen ein einziges Mal 44) umhalſete ich den Fürſten der Helden, den zu ehrenden König. Wir hatten andre Gedanken, als wir Traurigen beide uns zum Geſpräche neigten. Hierher kam Thiothrek mit 30. Von dieſen 30 Mann lebt nicht einer mehr." Sie reinigt ſich nun durch den Keſſelfang. Das Lied gehört aller Wahrſcheinlichkeit nach zu den ſpätern. Aus teutſchen Liedern und Sagen iſt die ſpätre Wilkina- oder Dietrichsſage zuſammengeſetzt. Wenn nun die Edda den Sigurd (Sigfrid) mit den Teutſchen in engrer Bedeutung gemeinſam hat, und dieſer dort als Hauptheld 45) hervorgehoben wird, und ſolches auch in den teutſchen Liedern durchſchimmert, ſo iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach dafür, daß Sigfrid urſprünglich auch bei den Teutſchen Hauptheld war, und wie iſt es gekommen, daß Dietrich als Sieger über Sigfrid dargeſtellt worden? Wir glauben, daß dieſes zuerſt durch welfiſchgeſinnte Sänger geſchehen, welche in Dietrich von Bern einen Welfen ſahen, weshalb ſie auch ſeine Leute die Wölfingen nannten, und in den Nibelungen Gibellinen erblickten. Oder ſollte ſich die Heldenſage von jenem Gegenſatze 46) frei erhalten haben? Dieſes iſt ſehr zu bezweifeln, da in der Heldenſage das Leben der Zeit ihrer Entſtehung und rückſichtlich Umbildung abſpiegelt.

Dietrichs Charakter. Dietrich war heiter und freundlich, mild und freigebig, ſodaß er nichts ſparte gegen ſeine Freunde, weder Gold noch Silber noch Kleinodien, und auch ſonſt gegen niemand, der es begehrte. Seiner Stärke war er ſich kaum bewußt 47). Um ſeine gefangnen Recken zu löſen, räumt er Ermrichen ſein Land ein 48). Tief und ahnungsvoll iſt ſeine Heldenſeele, die frühes und langes Unglück geſtählt hat, ſtets voll Scheu, das Ungeheuere hervorzurufen, nicht nur durch die That, ſondern auch durch das oft noch mächtigre bloße Wort: daher in häufiger Spannung mit dem in Rede und Handlung gleich unbändigen Wolfart, und ſelbſt mit ſeinem, ſolchen Heldenunarten und Scherzen nicht abholden Erzieher, dem Meiſter Hildebrand. Dietrichs großer Heldencharakter, in ſeiner tiefen heiligen Scheu und Zauderniß vor allem Unheimlichen und Ungeheuern, bei unfehlbar vollendender und ſiegender Kraft, was er als recht und nöthig einmal angefaßt hat, wird mit Recht als Hauptſchlüſſel aller Helden, und als der höchſte, der wahrhaft chriſtlich Teutſche angeſehen 49). Kühn und unabwendlich von jedem noch ſo furchtbaren Abenteuer, das Hildebrand erzählt, trägt er doch Scheu, den Kampf, der menſchliche Kräfte überſteigt, zu beginnen. So hat der Rieſe Ecke Noth, Dietrichen zum Eingehen des Kampfes zu bewegen, da Dietrich ſich im Kampfe gegen den Ungeheuern zu ſchwach dünkt 50). Im Roſengarten ſcheut Dietrich den Kampf mit Sigfrid von Niederland, den ſeine undurchdringliche Hornhaut ſchützt, ſo ſehr, daß ihn Hildebrand erſt eine Schlägerei mit ſeinem Zöglinge verurſachen und ſich als von dieſem todtgeſchlagen ſtellen muß, um ihn in Zorn zu bringen, worauf Dietrich vermöge ſeiner Zornflamme den unwahrſcheinlichſten Sieg gewinnt. Als beſonnenen Helden bewährt ſich Dietrich durch Einſchlagung des Weges der Güte, bevor er den Kampf beginnt. So verſucht er, bevor er Dietrich, Waldemars Sohn, zum Kampfe ſtachelt, Bitten und Bietung von Gold, um ihn zur Rückkehr zur Herka zu bewegen und benutzt ſelbſt, als beide Helden ermüdet vom Kampfe ausruhen, dieſe Pauſe zur Erneuerung ſeines Verſuches. So verſucht er die vom Wunderer erſehnte Heirath mit Frau Selde zu vermitteln, bevor er den Kampf mit dem Wunderer beſteht. Nicht minder bewährt er ſich als echten Helden in Schonung der beſiegten Feinde. So ſchenkt er dem beſiegten Ecken das Leben, und erſchlägt ihn nur, nachdem der Rieſe gegen ſeinen Eid treulos den Kampf erneuert, und klagt dann, daß ſein Gegner ihn gezwungen, denſelben zu tödten. Ebenſo ſchonend beweiſt er ſich gegen den beſiegten Rieſen Faſold und bei andern Gelegenheiten. Über Dietrichs Charakter vergleiche auch den Abſchnitt Dietrichs Kämpfe mit Gunther ꝛc. am Ende deſſelben.

Dietrichs Geſtalt und Flammenmund. Dietrich war ſo groß von Geſtalt, daß man nirgend ſeines Gleichen ſah; doch war er kein Rieſe. Sein Antlitz war lang und breit, er hatte wackre Augen, und ſtarke ſchwarze Braunen; ſein Haar war lang und ſchön, wie klares

---

44) Nämlich beim Empfange.

45) S. z. B. Gripis-spá, Str. VII. (gr. Ausg. d. Edd. Säm. 2. Th. S. 127), wo Gripir weiſſagt, Sigurd werde der berühmteſte Held unter der Sonne werden. Vgl. Volsunga-Saga, Cap. 20 (bei v. d. Hagen, Altnordiſche Sagen), S. 34. Cap. 22. S. 36. Cap. 28. S. 52. Cap. 31. S. 60. Cap. 41. S. 89 u. 90, wo geſagt wird, daß nach Sigurd kein gleichausgezeichneter Mann in der Welt werde geboren werden, und daß ſein Name niemals veralten werde in teutſcher Zunge und in den Nordlanden, ſo lange die Welt ſtehe. Gleiches hat auch die Wilkina-Saga, Cap. 324. 3. Th. S. 19, und Cap. 166. 2. Th. S. 71. Und deshalb waren ſeine Waffen goldgeſchmückt, weil er vor allen Männern ragte an Hochfahrt und Adligkeit und aller Hübſchheit, beinahe in allen alten Sagen, wo von den ſtärkſten und berühmteſten, und den mildeſten Helden und Fürſten erzählt wird: und ſein Name geht in allen Zungen vom Norden bis ans griechiſche Meer, und ſo wird er währen, ſo lange die Welt ſteht. Von Dietrich ſagt ſie Cap. 108 (1. Th. S. 351): Er war der berühmteſte Fürſt, von dem weit und breit auf Erden Kunde war, und ſein Name wird bleiben und nimmer untergehen in allen Südländern, ſo lange die Welt ſteht. Dietrich war nämlich Hauptheld nur in teutſcher Zunge geworden, während es Sigurd in den nordiſchen war und früher auch in den teutſchen geweſen.

46) Die Nachweiſungen über dieſen Gegenſatz ſ. bei Göttling, Nibelungen und Gibellinen. Die ganze Schrift handelt davon, namentlich ſ. S. 94 über Dietrichs Schlachtruf: Aht Schevelin Berne! (d. h. Achte, Gibellin! Bern!) als er in Ermrichs Heer ſprengt.

47) Wilkina-Saga, Cap. 14. 1. Th. S. 43.

48) S. den Abſchnitt Dietrichs Kämpfe gegen Ermrich.

49) Von der Hagen, Die Nibelungen: ihre Bedeutung für Gegenwart und für immer. S. 166 u. 167.

50) S. Ecken-Ausfahrt und die Wilkina-Saga nach den Citaten im Abſchnitte Dietrichs Kämpfe mit Rieſen und Würmen.

Gold, und fiel überall in Locken; er hatte nie einen Bart, ſo alt er auch wurde; ſeine Schultern waren zwei Ellen breit, ſeine Arme ſo dick wie ein Stamm, und hart wie ein Stein; er hatte ſchöne und dabei ſtarke Hände; um die Mitte war er ſchmal und wohl gewachſen, ſeine Hüften und Schenkel waren ſo ſtark, daß es allen ein Wunder däuchte; ſeine Füße ſchön und wohlgewachſen, ſeine Waden und Knöchel aber ſo ſtark, wie die eines Rieſen. Seine Stärke war ſo groß, daß Niemand ſie ganz ermeſſen konnte, und er ſelber es kaum wußte[51]). Mehr als Stärke und die beſten Waffen nützte ihm, daß, wenn er zornig war, eine Flamme aus ſeinem Munde ging, und die Gegner ſo bedrängte, daß ſie ſieglos wurden. Die Sage wurde gebildet, aller Wahrſcheinlichkeit nach, damit Dietrich als Hauptheld den hörnen[52]) Sigfrid, den urſprünglichen Haupthelden der teutſchen Heldenſage, beſiegen könne, namentlich im Roſengarten zu Worms: Herr Dietrich ward erzürnet, rauchen er begann, als ein Haus, das da dampft und angezündet wird. Sigfriden aus Niederland ward ſein Horn weich. Dietrich gab ihm nach dem Blute manchen harten Streich. Roſe (Name des Schwertes) ward erſchwungen in des Berners Hand, Sigfrid dem Kühnen ſchlug er die Wunden tief und lang durch Horn und durch Ringe, mehr denn ſpannenweit[53]). So auch wird in der andern Geſtaltung des Roſengartenliedes geſungen: Herr Dietrich von Bern ward gar ein zorniger Mann; man ſah ihm eine Flamme von ſeinem Munde gehen, als von einem Drachen ginge. Sigfrid, dem ward heiß, daß von ſeinem Leibe durch die Ringe floß der Schweiß; Herrn Dietrich von Bern begriff ſein grimmer Zorn, er ſchlug den kühnen Sigfrid durch Harniſch und durch Horn[54]). Es ward dieſes nämlich, welches vorher undringlich geweſen, durch die Flamme, die aus Dietrichs Munde ging, ſo heiß, daß es flüſſig war[55]). Die Sage von Dietrichs flammendem Munde, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach in Beziehung auf den hörnen Sigfrid ihre Entſtehung gefunden, fand dann auch bei andern Gelegenheiten ihre Anwendung. So nach der Wilkinaſage, als Dietrichs Bruder, Diether, und Etzels Söhne durch Wittich gefallen, war nun Dietrich ſo zornig, und harmvoll und grimmig, daß brennendes Feuer aus ſeinem Munde ging; und kein Ritter war ſo kühn, daß er gegen ihn zu ſtreiten wagte; und als Wittich dieſes ſah, da floh er, wie die andern Männer. So in der Ravennaſchlacht (St. 946. S. 60.), als Dietrich aus demſelben Grunde den fliehenden Wittich verfolgt, und Rienold, Wittichs Schweſterſohn, ſeinen Oheim vom Fliehen abmahnt, weil ſie den Berner zu erſchlagen vermögen, antwortet Wittich: Du redeſt wie ein Kind, auserkorner Recke, Du weißt nicht, wie des Berners Tücken ſind. Oh! Weh! ſäheſt Du nun, wie er glimmt, recht wie ein Haus, das da brennt. So in der Wilkinaſage bei Dietrichs Kampfe mit Hagen, dem Elfenſohne. Nun ward König Dietrich ſo zornig, daß Feuer von ſeinem Munde flog, und davon ward Hagens Panzer ſo heiß, daß er erglühte, und nicht half er ihm, vielmehr brannte er ihn. Und da ſprach er: Nun will ich gerne Frieden haben und meine Waffen übergeben; nun brenne ich in meinen Panzerringen[56]) ꝛc. So im Rieſen Sigenot: der ſtarke, fürchterliche Rieſe begann Schweiß zu vergießen. Von großer Hitze das geſchah, die Herr Dietrich aus ſeinem Munde brach. Da ſprach der ungefüge Mann: Und ſollteſt du lange in dieſem Walde gehen, der müßte verbrennen. Das Feuer geht aus deinem Munde. Ich weiß nicht, wer Dich getragen hat; ich kann nicht anders erkennen, als daß der Teufel*) in Dir ſei mit allen ſeinen Knechten. Deine Hitze wohnt mir näher bei als dein großes Fechten, damit erweicheſt Du mir mein Horn[57]). So in Etzels Hofhaltung: Herr Dietrich von Bern machte Wunderern alſo heiß, er wäre gern geflohen von Dietrich aus dem Kreis, duß vor großen Ängſten der Schweiß ſehr von ihm floß. Dietrich focht nach dem Längſten, das machte der große Zorn. Er ſchlug dem Wunderer eine Wunde in den Hals. Der Wunderer ſprach: Oh! Weh! der großen Noth ꝛc. Mir ſagte mein Vater, da er ſterben wollte, es ſollte ein Dietrich ſein, der mich erſchlagen ſollte, dem ging aus ſeinem Munde eine Gluth von rothem Feuer ꝛc.[58]).

Dietrichs Waffen, Wappen und Roſſe. Die Waffen ſpielen in der Heldenſage eine Hauptrolle. Aus ihrer beſondern Beſchaffenheit, verbunden mit der Stärke der Helden, ſuchte man die Wahrheit der Heldenſage, welche man als Geſchichte glaubte, zu erweiſen. So ſagt der Nordmann, welcher die Wilkina- und Niflungaſaga, die auch und zwar bezeichnender von ihrem Haupthelden **Thidreks saga af Bern** (Sage von Dietrich von Bern) genannt wird, nach teutſchen Sagen und Liedern zuſammengeſtellt, in der Vorrede[59]), es habe ſich oftmals zugetragen, daß ein ſtarker Mann einen ſo feſten Harniſch und Helm hatte, daß kein Eiſen ſie durchſchnitt und keine Waffe darauf haftete, und kein ſchwacher Mann es vermochte, ſie von der Erde aufzuheben. Er hatte auch ein ſo ſcharfes Schwert und Spieß, daß ſie ſeine Stärke wohl aushalten mochten, und erſchlug oft mit ſeinen Waffen hundert ſchwächre Männer; und wenn gleich ſein Schwert die Rüſtung, auf welche es traf, nicht

---

51) Wilkina-Saga, Cap. 14. 1. Th. S. 42 u. 43.

52) über den Sinn der Hornhaut Sigfrids ſ. *Ferd. Wachter*, Dissert. de eo, quid Sigifridus cornea cute, Nibelungorum thesauro et tarencappa ornatus sibi velit.

53) Großer Roſengarten Z. 2055 u. f. in Primiſſer's und v. d. Hagen's Heldenbuch in der Urſprache, S. 25.

54) Das Roſengartenlied nach der münchner Handſchrift in v. d. Hagen's Heldenbuche von 1811. S. 66. Bearbeitung in alten Ausgaben des Heldenbuchs. Frankfurter Ausg. v. 1560. Bl. 165. S. 1. Sp. 2.

55) S. den Roſengarten zu Worms in Kaspar von der Rön Heldenbuche Str. 332. S. 215. Str. 339 u. 340. S. 216.

56) Wilkina-Saga, Cap. 313. 2. Th. S. 410. Cap. 365. 3. Th. S. 113.

*) So auch ſagt der verwundete Sigfrid im großen Roſengarten (S. 26): In dem Berner der Teufel ſelber liegt, das hab' ich wohl empfunden, an dieſem einigen Mann: ſolcher harter Streitgeſelle kam mir nie auf die Bahn. Man ſpricht, der Teufel fliehet das Kreuz, und iſt auch wahr: hätte ich den Berner erkennet vor einem halben Jahr, ich hätte ihn auch geflohen, das wiſſet von mir; mir wird zu ſeinem Streite nimmermehr Begehr. — „Der Teufel in der Hölle mit ihm ſtreiten ſoll," ſprachen da die Frauen: „wir wußten vorhin wohl, wenn der Vogt von Berne von Recht erzürnet wird, er ſchlägt die tiefen Wunden, deren manche lange ſchwiert."

57) Rieſe Sigenot, Str. 82, 83. S. 127.

58) Etzels Hofhaltung, Str. 185, 186. S. 70.

59) Alte Vorrede zur Wilkina-Saga bei v. d. Hagen, 3. Th. S. VII. u. VIII.

durchdrang, ſo war doch der Schwung ſo gewaltig, daß kein ſchwaches Gebein oder Gliedmaßen einer ſo ſchweren Waffe widerſtehen mochte. Drum mag das nicht wunderbar dünken, daß ſchwache Männer mit geringer Kraft nicht beſtehen konnten vor eines ſtarken Mannes Waffen, welche ſie nicht zu tragen vermochten. Aber als König Dietrich und ſeine Recken lebten, da war ſchon lange vorher das Menſchengeſchlecht ſchwächer geworden, daß nur wenige waren in jedem Lande, welche ihre Stärke behalten hatten; und weil dieſe ſtarken Männer ſich häufig an einer Statt verſammelten, und ihrer jeder die beſten Waffen zu eigen hatte, welche ebenſo wol Eiſen ſchnitten wie Kleider, ſo mag es nicht wunderbar bedünken, daß alle ſchwächre Männer vor ihnen zunichte wurden. Auch mag das nicht bezweifelt werden, daß die alten Schwerter Eiſen ſchnitten, weil ſie mit ſo großer Kraft geſchwungen wurden. So der alte Nordmann in ſeiner Vertheidigung der Glaubwürdigkeit der Heldenſage von Dietrich von Bern. Welche Wichtigkeit man in beſondre Waffe und Roſſe legte, lehren z. B. Wolfharts Worte zu Dietrich, als erſtrer die gefährliche Fahrt mitten durch das feindliche Heer beſtehen ſollte: „Weil Wildeber nicht zu reiten wagte, ſo wies er euch zu mir: aber gib mir Deinen Helm Hildegrim, und Dein Schwert Eckenſax und Deinen beſten Hengſt Falke, ſo will ich hinreiten, wohin Du nur willſt.“ Die Verfertiger jener Heldenwaffen war vorzüglich das kunſtreiche Zwerggeſchlecht. Während Dietrich auf der Jagd einen Hirſch verfolgte, ſah er einen Zwerg laufen, ſetzte ihm nach, und fing ihn, bevor er ſeine Höhle erreichen konnte. Es war Alprich, der berüchtigte Dieb, und der liſtigſte aller Zwerge. Er hatte dem Rieſen Grimm das Schwert Nagelring verfertigt, und ſagte Dietrichen, daß er ohne deſſen Beſitz den Rieſen nie beſiegen könne. Um ſein Leben zu löſen, mußte der Zwerg ſchwören, in Dietrichs Hände das Schwert Nagelring zu liefern, und ihn zu des Rieſen Grimms und ſeiner Frau Wohnung zu weiſen, wo, wie Alprich erzählte, ſo viel Gold und Silber und allerlei Koſtbarkeiten waren, daß der reiche König Dietmar, Dietrichs Vater, nicht halb ſoviel fahrende Habe beſaß. Alprich ſtahl dem Rieſen das Schwert, und zeigte Dietrichen und Hildebranden die Höhle Grimms und Hilda's. Der Rieſe, ſein Schwert vermiſſend, riß aus dem Feuer einen großen brennenden Baum, und kämpfte mit Dietrich. Während deſſen umſchlang Hilda Hildebranden. Dieſer rief ſeinen Pflegling um Beiſtand an. Dietrich hieb Grimm das Haupt ab, und dann Hilda in zwei Stücke. Aber ſo zauberkundig und geſpenſtig geſchaffen war ſie, daß die beiden Stücke wieder zuſammenliefen und heil waren, wie zuvor, bis Dietrich auf Hildebrands Rath mit ſeinen Füßen dazwiſchen trat. Die Sieger nahmen die Koſtbarkeiten. Darunter fand Dietrich einen Helm, wie ſie einen ſo dicken niemals geſehen hatten. Dieſen Helm hatte der Zwerg Malpriant geſchmiedet. Dietrich ſagte: Hilda und Grimm hätten denſelben für ein ſo koſtbares Stück gehalten, daß ſie ihn nach ihrer beiden Namen nennen wollten. Er hieß demnach Hildegrim[60]). [Wahrſcheinlicher war der Name Hildegrim, d. h. Grimm der Hilda (des Kampfes), früher als dieſe Sage von ſeiner Erſtehung, und war die Veranlaſſung zur Schöpfung dieſer Sage]. Im Kampfe mit dem Rieſen Ecken ward der Hildegrim zerhauen, daß er ſeinen Schein verlor, bis auf den lichten Karfunkel, der dort in einem Smaragd lag. Dietrich nahm den Stein heraus, ſetzte ihn in Eckens Helm. Dieſer gab nun des Nachts lichten Schein, wie der alte Hildegrim, und ward deshalb von Dietrichen der neue Hildegrim genannt. Er, von dem berühmteſten Schmiedekünſtler Wieland gefertigt, bekam, ſoviel man auch Schwerte darauf ſchlug, kein Mahl[61]). Von Ecken gewann Dietrich ſein berühmteſtes, ihn zuvor in die größte Noth bringendes Schwert, Namens Eckenſachs. In der Wilkinaſage ſagt Ecke von der Klinge deſſelben, ihre Ecken (Schneiden) ſeien ſo ſcharf, daß kein Stahl ihnen zu widerſtehen vermöge; das Schwert heiße Eckiſax, weil nie ein Sax oder Schwert mit alſo ſcharfen Ecken aus dem Feuer gekommen in der ganzen Welt ꝛc. Es iſt alſo Wortſpiel mit ecki, nicht, u. Egg (altteutſch Ecke), Schneide. Sein einfacher Name war Sachs, nämlich Sachs (Schwert) iſt hier zum Eigennamen geworden. In Ecken Ausfahrt heißt es von Ecke: den Sachs führte er an ſeiner Hand, und Ecke ſagt: mit Namen iſt es Sachs genannt. Die merkwürdige Stelle in Biterolf, wo die Namen der Heldenſchwerter zuſammengefaßt werden, bezeugt dieſes nicht minder; man hörte auch Klanges genug von dem ſtarken Welſunge, das Dietlieb der Junge oft herrlich ſchlug, da war auch Toſes genug, da das alte Sachs erſcholl, das oft auf und nieder an Dietrichs Hand ging. Unter ihnen ward wohl erkannt, wo man Mimmingen ſchlug, das Wittich, der gute Held, trug; man hörte auch Nagelringen auf Helme oft erklingen, darunter Toſen man vernahm, wie Sigfriden wol geziemte, dem guten Balmungen; und an einer andern Stelle, viel kräftiglich an ſeiner Hand hob Dietrich das alte Sachs, das ſchnitt die Helme wie ein Wachs, das weich gebrennt wäre[62]). Dieſer einfache Name wurde erweitert, indem man es nach

---

60) Wilkina-Saga, Cap. 16. 1. Th. S. 47—55. über Dietrichs Kampf mit Hilda und Grim ſ. auch Ecken-Ausfahrt, Str. 5—13 (bei v. d. Rön S. 75); nach dieſem Heldenliede nahm er dem Rieſen eine Brünne (Panzer) und führte ſie ſeitdem; und Rieſe Sigenot, Str. 4—8. S. 117 u. 118. Str. 64, 68. S. 125.

61) Ecken-Ausfahrt, Str. 89. S. 85, 201 u. 202, S. 99. Hier, ſowie auch in andern Liedern, wird des Reimes wegen für Hildegrim Hildegrein, Hillegrein, zunächſt aus Hildegreim gebildet, gebraucht. Doch findet man auch die urſprüngliche Form des Namens mehr, als den Reim geachtet; ſo heißt es im Biterolf u Dietlieb (S. 94) bei Beſchreibung von Dietrichs Kampfe mit Stutfuchs: mit einer kreffte so starch schluog er (Stutfuchs) auf Hiltgrimen, der Hiltgrimen helme begunde schinen, sam der helt aller prunne (brännte). Sehr gewaltſam ſcheint übrigens die Veränderung der Form nicht zu ſein, da z. B. der vierte Biſchof von Halberſtadt, welcher urkundlich und auch bei den frühern Geſchichtſchreibern, z. B. Dithmar von Merſeburg, Hildigrim und Hildegrim heißt, in ſpätern Geſchichtswerken auch Hildegrin genannt wird. Über den Hildegrim als Dietrichs Helm ſ. in Ecken-Ausfahrt auch Str. 79. S. 84. Str. 124. S. 89. Str. 132. S. 90. Str. 165. S. 94. Rieſe Sigenot Str. 26. S. 120. Str. 48. S. 129. Str. 64. S. 125. Str. 88. S. 128. Str. 111. S. 131. Etzels Hofhaltung, Str. 168. S. 69. Wilkina-Saga, Cap. 39. 1. Th. S. 167, 171, 173. Cap. 275. 2. Th. S. 316. Alpharts Tod, Str. 42. S. 9. Str. 194. S. 30. Str. 431. S. 64.

62) Biterolf, Z. 9269 u. f. S. 94. Z. 12263 u. f. S. 124.

ſeinem vorigen Herrn, dem Rieſen Ecken, benannte. Dieſes wird deutlich durch Zuſammenhaltung von Stellen in Ecken Ausfahrt, **her Ecken Sachs er het versucht, er nam her Ecken schwert, er hetz mit Ecken schwert zertrannt. Mit Ecken swert was das geschehen, von her Ecken swerte**[63]). Eckenſachs iſt alſo ſolche Erweiterung, als wenn wir Grimms-Nagelring ſagten. Das Eckenſachs war wie Nagelring von demſelben Alprich geſchmiedet tief unter der Erde, und ehe es ganz fertig wurde, da ſuchte er in neun Königreichen, bis er das Waſſer fand, worin er es härtete; und nicht eher fand er es, als bis er an einen Strom kam, der Trey (vielleicht die Drau) hieß. Die Klinge war hell geſchliffen und mit Gold ausgelegt; und wenn man ihre Spitze nieder zur Erde ſetzte, ſo ſchien es, als wenn eine goldne Schlange von der Spitze herauf zu dem Gefäße liefe; wenn man ſie aber emporhielt, ſo ſchien es, als wenn dieſelbe Schlange von dem Gefäße zur Spitze hinaufliefe gleich als ob ſie lebendig wäre[64]). Auf Stichblatt, Handgriff, Ortband, Gehänk waren Gold und Edelſteine auf das Reichlichſte verwendet[65]). Zwerg Alprich ſtahl ſeinem gleichnamigen Vater das Schwert, gab es dem Könige Roſeleif, der manchen Mann damit erſchlug, und ſeitdem trug es mancher Königsſohn[66]). Die herrlichſten Thaten verrichtete es in Dietrichs Hand. Dieſer ſchenkte nämlich das Schwert Nagelring, mit welchem er den Rieſen Ecken erlegt hatte, Heime'n und führte ſeitdem das Eckenſachs[67]). Nach einer der Geſtaltungen der Heldenſage hieß Dietrichs Schwert nicht Eckenſachs, ſondern Roſe, mit dem er dem hörnen Sigfrid im Roſengarten zu Worms die langen, tiefen Wunden ſchlug[68]). Als Dietrich der Brautfahrt des Königs Etzel zu Chrimhilden beiwohnte, gab ihr Bruder König Gunther Dietrichen Grane'n, das Roß Sigfrids des Schnellen (des Hörnen) und das Schwert Gram gab er dem Markgrafen (Rüdiger). Als Dietrich nach dem großen Kampf in der Etzelsburg aus Heunenland ſich nach Amelungenland begab, und unterwegs mit dem Grafen Elſung ſtritt, hatte Meiſter Hildebrand unter ſeinem Helmhute den Hildegrim, den Helm Dietrichs. Aber Dietrich ſelbſt hatte nun den Helm, welchen Sigfrid der Schnelle gehabt hatte, und der die beſte aller Waffen, und meiſt mit Golde beſchlagen war; und Hildebrand zog nun ſein Schwert Gram, welches Sigfried der Schnelle gehabt hatte, und hieb nach Ingram ꝛc. Nun zog Dietrich ſein Schwert Eckenſax ꝛc. Markgraf Rüdiger war im großen Kampf in der Etzelsburg mit allen andern Helden außer Dietrich und Hildebrand umgekommen, und hierdurch hatte ohne Zweifel Hildebrand ſeines Freundes Schwert bekommen[69]). Nach dem Nibelungenliede[70]) führt Sigfrids Mörder Hagen deſſen Schwert, welches hier nnd in den andern teutſchen Liedern Balmung heißt, Hagen wird von Dietrich überwunden und gebunden, und Chriemhilden übergeben. Sie erhält den Balmung, und haut damit Hagen den Kopf ab. Hildebrand ſpringt herzu und haut ſie in Stücke, und ſo läßt ſich auch hier erklären, warum Hildebrand nachher im Beſitze des Schwertes Sigfrids erſchienen. Dunkler bleibt, wie Dietrich zu Sigfrids Helm gekommen, ob ihm Gunther denſelben geſchenkt, oder ob, was wahrſcheinlicher, er ihn gewonnen, als er Hagen, Sigfrids Mörder, beſiegte. Aus jener Erzählung erhellt jedoch, daß Dietrich Sigfrids Helm dem Hildegrim vorgezogen. Anders iſt es mit Dietrichs Hengſt Falke, dieſen reitet er in den Kämpfen ebenſo gut als zuvor, nachdem er ſchon Sigfrids Roß erhalten hatte, ungeachtet in derſelben Wilkinaſage Herbrand zu Dietrich ſagt: Sigfrid hat kein ſchlechtres Schwert, denn ihr habt, König, und dies Schwert heißet Gram; und einen Hengſt hat er, der heißt Grani, und iſt ein Bruder Falke's, Schimmings und Rispa's, und weit der beſte von ihnen allen. Der Gram iſt auch aller Schwerter beſtes, und wol kann er Helme ſpalten, und Schilde und Mannes Gebeine durchhauen. Der Gram wäre demnach beſſer als das Eckenſachs, wenn nicht auch hier in Beziehung auf die Waffen und Roſſe daſſelbe von der Sagenſprache gälte, was in Rückſicht auf die Frauen gilt, wenn in allen Sagen von jeder ausgezeichnet ſchönen Frau geſagt wird, daß ſie die ſchönſte aller Frauen geweſen. In den Beſitz ſeines Roſſes Falke, auf welchem Dietrich ſeine Heldenthaten verrichtet, kam er auf dieſe Weiſe. Heime nach ſeinem Zweikampfe mit ihm pries ſeine Kraft, ſeinen Muth und ſeine Waffen, und ſetzte hinzu, warum er ſo guter Degen und großer Fürſt auf einem ſo elenden Hengſte ſtreite, daß er ihn kaum zu tragen, noch einen Stoß auszuhalten vermöge; er wiſſe einen Hengſt, der erſt drei Winter alt ſei, wenn Dietrich auf deſſen Rücken käme, ſo möge er mit ſeinem Speere furchtlos ſtoßen, worauf er wolle, und er ſetze ſein Haupt zum Pfande, daß eher Dietrichs ſtarker und dicker Arm erſchlaffen müßte, als des Hengſtes Rücken weichen ſollte. Dietrich erwiederte, könne Heime ihm den Hengſt bringen, um den er im Sturm oder Turnritt nicht mehr zu fürchten brauchte,

---

63) Ecken-Ausfahrt, Str. 58. S. 81. Str. 94. S. 85. Str. 198. S. 98. Str. 200. Str. 205. S. 99. Str. 262. S. 106.

64) Vgl. Quitha Helga Haddingia Skata bei F. Wachter, Forum der Kritik, 1. Bandes 2. Abth. S. 97.

65) Das Nähere der Beſchreibung ſ. in der Wilkina-Saga, Cap. 7. 2. Th. S. 181—183. Vgl. damit Rieſe Sigenot, Str. 35. S. 78. Str. 85, 86, 94. S. 85, wo es wo möglich noch koſtbarer beſchrieben wird.

66) Die Schickſale des Schwertes ſind nach der Wilkina-Saga. Andres enthält Rieſe Sigenot, Str. 35. S. 78. Str. 87. S. 85. Vgl. Anmerk. S. 42, 43.

67) Außer den angeführten Stellen der Wilkina-Saga über Nagelring, Cap. 41. S. 185 und über das Ecken-Sachs in Dietrichs Hand, Cap. 41. 1. Th. S. 186, 188. Cap. 43. S. 196—198. Cap. 101. S. 337 u. 338. Cap. 197. 2. Th. S. 141. Cap. 275. S. 316. Cap. 336. S. 109. Cap. 373. S. 136. Wie Dietrich den Nagelring an Heime'n verſchenkt und Wittich ſich darüber erbittert ſ. Cap. 88. S. 291—293. Über Nagelring in Wittichs Beſitze vgl. unter anderm Cap. 101. 1. Th. S. 137. Biterolf, S. 111, 130, 131, wo dieſes Schwert von gewaltiger Wichtigkeit erſcheint. Alpharts Tod, Str. 272. S. 42.

68) Großer Roſengarten im Heldenbuch in der Urſprache S. 24 u. 25.

69) Wilkina-Saga, Cap. 333, 377. 3. Th. S. 37, 136.

70) Nibelungenlied, Z. 7215 v. d. Hagen'ſche Ausg. v. 1816. S. 188. Hier führt Hagen Sigfrids Mörder deſſen Schwert Balmung. Nach der Ravennaſchlacht gibt der von Dietrich hier bezwungne Sigfrid dem Sieger den guten Balmungen auf. (Ravennaſchlacht, Str. 683. S. 43.)

als um ſich ſelber, ſo wolle er Heime'n zum erſten und ihm nächſten von allen ſeinen Mannen machen, Meiſter Hildebranden ausgenommen. Da ritt Heime zu ſeinem Vater Studas. In deſſen Walde weideten viele und gute Roſſe, unter welchen eine Stute das beſte, ſodaß man nirgend dergleichen fand, ob man auch in allen Nordlanden ſuchte. Alle dieſe Stuten waren von Farbe grau, oder falb oder braun, immer einfarbig. Unter ihnen waren auch Hengſte, beides ſchön und groß, ſchnell wie die Vögel, dabei leicht abzurichten. Heime nahm von der Stute ſeines Vaters ein Füllen, das ſchwarz von Farbe war, drei Winter alt, ſchöner als man je zuvor geſehen, ſehr raſch im Lauf, und hieß Falke. Er war ein Bruder Grani's, Schimmings und Rispa's, alſo der berühmteſten Roſſe. Heime brachte ihn Dietrichen, und dieſer lohnte ihm dafür zu vielen Malen; Falke leiſtete dem Berner die herrlichſten Dienſte. So als Dietrich mit dem Rieſen Ecke kämpfte. Als da Falke gewahr wurde, daß ſein Herr Hülfe bedurfte, riß er den Zaum mit ſeinen Zähnen entzwei, lief dahin, wo ſie beide rangen, hob ſeine beiden Vorderfüße empor, und ſchlug damit ſo kräftig auf Eckens Rücken, daß er ihm das Rückgrat zerbrach. Nun kam Dietrich wieder auf die Füße, und hieb Ecken das Haupt ab. So auch als Dietrich unter den Füßen des Elephanten lag, zerriß Falke den Zaum, womit er angebunden war, ſprang auf das Thier los, und ſchlug es mit beiden Vorderfüßen ſo gewaltig auf die Lenden, daß es nachlaſſen mußte, und bald darauf zu Boden fiel. Dietrich, dadurch frei geworden, ſtieß das Schwert dem Thier ins Gemächte bis an das Heft, ſprang unter ihm hervor, und es fiel todt nieder. Den Falken ritt Dietrich noch auf ſeiner endlichen Heimkehr aus Heunenland nach Amelungenland, und als er König von Rom geworden, ließ er aus Kupfer ein Ebenbild gießen von ſich und ſeinem Hengſte Falke; und das ſtand in Rom noch lange nach ſeinem Tode[71]). Ein andres gutes und ſchnelles Roß Dietrichs hieß Blanke, er hatte es von Alebrand, Hildebrands Sohn, erhalten, und ritt auf ihm am Ende ſeiner Laufbahn, in Wäldern und öden Marken mit der Jagd ſich ergötzend[72]). Dietrichs Schild war mit blutrother Farbe beſtrichen, und darin ein Löwe von Golde geſchlagen, deſſen Haupt in dem Schilde emporragte, und die Füße den Rand berührten. Seitdem aber Dietrich König von Bern ward, vermehrte er dies Wappen dadurch, daß er auf das Haupt des Löwen eine goldne Krone ſetzte. Daſſelbe Wappen führte er in ſeinem Banner, auf ſeinem Sattel und Waffenrock. An dem goldnen Löwen erkannte man den Berner, wohin er immer kam. Den Löwen führte er aber, weil, wie der Löwe das edelſte Thier an Würde und Muth iſt, und alle Thiere in der Welt ſich vor ihm fürchten, ſo war auch König Dietrich unerſchrocken und der gewaltigſte aller Männer, und alle fürchteten ſich vor ihm und ſeinen Waffen. Auch durfte nach alter Sitte niemand in ſeinem Schilde einen Löwen führen, der jemals fliehen wollte. Rüdigers Gattin, Gotelinde, gibt Dietrichen ein ſeidnes Banner, halb grün und halb roth, und darin ein Löwe gemalt ganz von Golde. Königin Erka läßt Dietrichen ein Banner von weißer Seide machen. Darin ſtand ein goldner Löwe mit der Krone, und darin hingen goldne Schellen nicht weniger als ſiebenzig. Dietrich führt es in der Schlacht gegen Ermrich[73]). Nach andrer Heldenſage führte er den von Golde rothen gekrönten Löwen in weißem Felde und dazu den Adler[74]); dieſen unſtreitig als König von Rom.

Dietrichs Weihe. Dietrich iſt kaum 18 Jahr alt, hat noch nicht geſtritten, und gedenkt auch keinen Kampf vor ſeinem 24. Jahr einzugehen. Da kommt zu Etzel, der eben großen Hoftag hält, eine verwaiſte Jungfrau aus fernen Landen, und ſucht einen Kämpfer für ſich gegen den wilden Wunderer, der ſie ſchon drei Jahre verfolgt, da ſie ihn zu heirathen verſchmäht, weshalb er ſie aus Ingrimm aufzehren will. Gott hatte der Jungfrau wegen ihrer Keuſchheit und Frömmigkeit zum Lohne drei Gnaden gegeben, die erſte, daß, wenn ſie einen Menſchen anſah, ſie bald wiſſen konnte, was für Eigenſchaft er hatte, und was ſein Denken war, und die zweite, wenn ein Recke zum Kampfe ging, und ſie ihn ſegnete, daß er von keinem erſchlagen ward; die dritte Gnade hatte ſie alle Tage einmal, daß, wohin ſie nur gedachte, dahin ſie kommen wollte, ſie ſchnell dahin gelangte. Da Etzel ſich des Kampfes weigerte, weil ſeine Macht größer war als ſeine Tapferkeit, und der erprobte Held Rüdiger nicht Kämpfer ſein wollte, um den andern den Kampf nicht vorweg zu nehmen, wählte ſie den noch unbekannten und unverſuchten Jüngling Dietrich als den kühnſten von allen. Wegen ſeiner Jugend wollte Etzel den ihm von ſeinem Vatersbruder, dem Kaiſer von Rom, und ſeinem königl. Vater anvertrauten Kampf nicht geſtatten. Aber ſchon blies der wilde teufelerfüllte Wunderer ſein Heerhorn, ſchon liefen ſeine Hunde in den Saal und fielen der Jungfrau in die Kleider. Da übernimmt, weil kein andrer Kämpfer ſich findet, der Jüngling im Vertrauen auf Gottes Mutter den Kampf. Die vom Wunderer verfolgte Jungfrau wappnet ihn und ſprach: Steh ſtille, ich will Dir Lohn geben, daß Du um meinetwillen den Wunderer beſtehen willſt. Ich will Dir einen Segen thun, daß Du ſicher biſt, daß Du von keinem Degen nimmer erſchlagen wirſt. Sie that ihm da den Segen, der ihr von Gott war, kund. Von ihrer Frömmigkeit wegen gab ihr Gott ſolchen Fund. Das war bei ihm geblieben, und

---

71) Wilkina-Saga, Cap. 17. 1. Th. S. 55. Cap. 40. S. 187 u. 188. Cap. 43. S. 196 u. 197. Cap. 169. 2. Th. S. 74 u. 75. Cap. 171. S. 78. Cap. 101. 1. Th. S. 337. Cap. 299. 2. Th. S. 378. Cap. 313. S. 409. Cap. 378. 3. Th. S. 155. Cap. 379. S. 162. Rieſe Sigenot, Str. 60. S. 124. Das Roſengartenlied in v. d. Hagen's Heldenbuche von 1811. Str. 420. S. 63. Ravennaſchlacht, Str. 961. S. 61. 72) Wilkina-Saga, Cap. 382. 3. Th. S. 173.

73) Wilkina-Saga, Cap. 17. 1. Th. S. 60. Cap. 143. 2. Th. S. 47 u. 48. Cap. 178. S. 98. Cap. 167. S. 268. Cap. 307. S. 397. An beiden Stellen folgt auf die Beſchreibung von Dietrichs Wappen auch die der Wappen ſeiner Recken. Über Dietrichs Löwen von rothem Golde ſ. auch Ecken-Ausfahrt, Str. 61. S. 81, 90, 127. Str. 65. S. 125. Großer Roſengarten, Z. 379. S. 5. 74) Alpharts Tod, Str. 94 u. 95. S. 16. Str. 193. S. 30. Str. 260. S. 40. Str. 263. S. 40.

an ihm wohl bewährt, wie man es geſchrieben ſindet, daß Gott ihn oft ernährt. Und iſt auch noch am Leben Herr Dietrich von Bern (ſ. den folgenden Abſchnitt). Der furchtbare Kampf beginnt. Niemand kann die vielen tiefen Wunden verkünden, die ſie ſchlugen, nur daß der Wunderer ſie allein hatte. Das machte der hehre Segen, welchen die reine Magd dem edeln Berner gab. Dietrich ward von dem Wunderer zu Boden geſchlagen, daß er ſeiner Witze und Sinne ganz vergaß, und ſchon wollte Rüdiger mit dem Wunderer den Kampf eingehen, um des Berners Tod zu rächen, als dieſer ſich wieder erholte und den ſchrecklichen Kampf erneuete, in welchem der teufliſche Wunderer endlich das Leben verlor. Freudig kehrten die Helden an die Tafel zurück, an der auch die erlöſte Jungfrau Theil nahm. Bei dem Scheiden nannte ſie ihren Namen, und dieſer war Frau Selde (Glück, Heil). Von Dietrich Abſchied nehmend ſegnete ſie ihn wieder und ſprach: Gott muß Dir geben, was ich Dir Gutes gönne, und verſchwand mit den an Alle gerichteten Worten: „Gott ſei bei euch“[75])! Den Gedanken zur Ausbildung dieſes Theiles der Heldenſage gaben wahrſcheinlich die Redensarten, welche man von dem Helden brauchte, der die gefährlichſten Kämpfe glücklich beſtand, z. B. **Nun im die selde ist beschert, das must Fraw Seld an im bewarn, nach recht so must im gelingen**[76]). Man wollte durch das Lied von Dietrichs Kampfe für Frau Selde erklären, wie Dietrich zu der unwandelbaren Huld der ihn beſchützenden Frau Selde gelangt, nämlich in Beziehung auf ihn als Kämpfer; aus den gefährlichſten Kämpfen geht Dietrich ſiegreich hervor; aber in Beziehung auf Dietrich als König hatte ſich Dietrich des Schutzes der Frau Selde nicht zu erfreuen, ſondern er muß die größte Zeit ſeiner Heldenlaufbahn bei dem Heunenkönig im Elend (Zuſtande der Vertreibung aus ſeinem Lande) leben. Der Zweck der Heldenſage iſt nämlich tragiſche Wirkung: der hörne Sigfrid erfüllt ihn durch ſeinen tragiſchen Tod. Dietrich unterliegt dem Tode nicht, aber erfüllt den Zweck der Heldenſage dadurch, daß er, der ſiegreiche Held, von ſeinem eignen Vaterbruder aus dem von ſeinem Vater geerbten Reiche vertrieben, einem andern Könige dienen muß, und in dieſem Dienſt alle ſeine Helden verliert, die ihm ſo werth ſind, daß er, um die früher von Ermrich gefangnen vom Tode zu retten, ſein Reich übergeben hat. Nach Ermrichs Tode gelangt er zwar zu ſeinem Reiche wieder, aber er, der mit ſeinen Helden nicht mehr leben kann, lebt mit den Menſchen überhaupt nicht mehr, ſondern reitet einſam durch öde Marken und Wälder, mit der Jagd des Wildes beſchäftigt. Zu dem Gedanken, Dietrichen von Bern aus ſeinem Reiche vertrieben, im Elend leben zu laſſen, hat wahrſcheinlich, wenn nämlich nicht eine ältre Heldenſage blos an Dietrichs Namen geknüpft iſt, dieſes Veranlaſſung gegeben, daß der geſchichtliche Theoderich, von ſeinem Vater dem Kaiſer Zeno als Geiſel des mit ihm geſchloſſenen Bündniſſes gegeben, einen Theil ſeiner Jugend in Conſtantinopel im Elend (d. h. außerhalb ſeines Volkes unter Fremden) hatte leben müſſen. Dieſes hielt dann die Heldenſage nach ihrem Geiſt umgewandelt, ihrem Zwecke gemäß auch für die übrige Lebenszeit Dietrichs feſt.

Dietrichs Glaube und Ende. Auf die Geſtaltung der Heldenſage von Dietrich von Bern mußte einwirken, daß der geſchichtliche Theoderich ein Arianer war. Aber dieſes zeigt ſich in verſchiednen Geſtaltungen bald ſchwächer, bald ſtärker. Die Einleitung zur Wilkinaſage[77]) ſagt, daß wegen des Verfalls des Chriſtenthums nach Conſtantins Tode und wegen Entſtehung von allerlei Irrthümern in dem erſten Theile dieſer Sage niemand geweſen, der den rechten Glauben gehabt, dennoch, fährt ſie fort, glaubten ſie an Gott, und bei ſeinem Namen ſchwuren ſie, und bei ſeinem Namen gelobten ſie, und am Schluſſe der Sage erzählt ſie, daß, als König Dietrich ein alter Mann worden war, ſich manche zum chriſtlichen Glauben kehrten. Da ließ König Dietrich und Meiſter Hildebrand ſich auch zu Chriſten machen, und all das Reich, das zu Rom gehörte, und die Lombardei und manches andre Land. Nach der Erzählung von Hildebrands und Herrats Tode ſchließt die Sage auf dieſe Weiſe: König Dietrich ritt nun allezeit mit Habicht und Hund, das war ſeine größte Luſt, weil er beides kühn und rüſtig war; und nicht achtete er, ob er durch dichte und große Wälder und öde Marken ritt; oft ritt er ganz allein. Er hatte auch ein ſo gutes und ſchnelles Roß, das Blanke hieß, daſſelbe hatte Alebrand ihm gegeben. König Dietrich fürchtete weder Menſchen noch Thiere. Der gewandte nordiſche Erzähler, welcher der Heldenſage ſoviel als möglich geſchichtliches Anſehen zu geben ſucht, bricht hier ſehr geſchickt ab, und läßt nur ahnen, daß man nicht weiß, wo Dietrich hingekommen, denn ſonſt würde er es ja erzählen. Vorzüglich gönnt er nicht den mindeſten Einfluß der katholiſchen Legende, nach welcher zur Zeit, als Theoderich ſtarb, ein Einſiedler auf der Inſel Lippari ein Geſicht gehabt, wie der Papſt Johannes, und Symmachus den König barfuß entgürtet und mit gebundnen Händen, in der Mitte zwiſchen ſich geführt, und in den feuerſpeienden Berg dieſer Inſel, in die **Olla Vulcani**, geſtürzt haben[78]). Weniger rein hält ſich eine andre Geſtaltung der Heldenſage in der alten Überſicht über die Sagen des Heldenbuches[79]). Als des Berners Mutter ſeiner ſchwanger[80]) war, da macht ein böſer Geiſt,

---

[75]) Etzels Hofhaltung (in Kaspar von der Rön Heldenbuche, S. 55—73) iſt der wenig bezeichnende Titel des Liedes, welches beſſer Dietrichs Kampf für Frau Selde hieße. [76]) Ecken-Ausfahrt, Str. 9. S. 75. Str. 245. S. 104.

[77]) Wilkina-Saga, III. p. VI. [78]) Gregorius Magnus, Dial. Lib. IV. c. 6. Jakob von Königshofen, ſtraßburger Chronik, 2. Cap. S. 88 u. 89, nachdem er nach St. Gregor erzählt, wie der Papſt Johann und Symmachus Dietrichen von Bern barhaupt und barfuß in die Hölle geführt, fährt fort, aber wie Dietrich und ſein Meiſter Hildebrand viel Würme und Drachen erſchlugen, und wie er mit Ecken dem Rieſen ſtritt und mit den Zwergen, und in dem Roſengarten: davon ſchreibe kein Meiſter, daher halte er es für eine Lüge. So unterlag hier die Heldenſage der Legende. [79]) Bl. 186. S. 1. Sp. 2. Bl. 187. S. 2. Sp. 2. [80]) V. d. Hagen, Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer S. 81 u. 82 ſagt, die Einheit zwiſchen Dietrich und Hagene erhelle auch ſchon aus ihrer Geburt, da von beiden (im Heldenbuch und in der Wilkina-Saga) erzählt werde, wie ein dämoniſcher Geiſt ſie mit ihrer Mutter im

Machmet, ſein Geſpenſt (d. h. erſchien als Geſpenſt), eines Nachts, da Dietmar auf der Reiſe war, da träumt ihr, wie ſie bei ihrem Mann Dietmar läge. Als ſie erwacht, da griff ſie neben ſich und griff auf einen hohlen Geiſt. Da ſprach der Geiſt: Du ſollſt Dich nicht fürchten, ich bin ein geheurer Geiſt, ich ſage Dir: der Sohn, den Du trägſt, wird der ſtärkſte Geiſt, der je geboren ward, darum, daß Dir alſo geträumt iſt, ſo wird er Feuer aus ſeinem Munde ſchießen, wenn er zornig iſt, und wird gar ein frommer Held. Alſo baut der Teufel in drei Nächten eine ſchöne ſtarke Burg, das iſt die Burg zu Bern. Und am Schluſſe, nachdem ſie erzählt, wie alle Helden vor Bern erſchlagen worden, ausgenommen der Berner, da kam ein kleiner Zwerg und ſprach zu ihm: Berner! Berner! Du ſollſt mit mir gehen. Da fragte der Berner, wohin ſoll ich gehen? Der Zwerg ſagte: Du ſollſt mit mir gehen, Dein Reich iſt nicht mehr in dieſer Welt. Alſo ging der Berner hinweg, und weiß Niemand, wohin er gekommen iſt. Ob er noch am Leben oder todt ſei, davon weiß Niemand wahrlichen (der Wahrheit gemäß) zu reden[81]). Doch gilt er für lebend nach der Sage, nach welcher er von einem ſchwarzen Roſſe in die Wüſte getragen wird, wo er bleiben muß bis an der Welt Ende. Hiervon ſagt der Verfaſſer von Etzels Hofhaltung, nachdem er erzählt, wie Frau Selde den Berner geſegnet, und Gott ihn oft ernährt: und iſt auch noch bei Leben Herr Dietrich von Bern. Ja, Gott that ihm Buße zugeben. Eines Tags er ſich verſprach zu Bern in der Stadt, von Rede daſſelbe geſchah, das war des Teufels Rath. Darum ward er berühret von einem unreinen Roß, und ward dahingeführet, das mochte der Teufel ſein, darauf da mußt' er reiten in die wüſte Rumeiney[82]). Mit Würmen muß er ſtreiten, bis uns der jüngſte Tag beiwohnt. Gott hilft ihm noch aus Pein. Mit Stärke wohnt er ihm bei. So der Verfaſſer von Etzels Hofhaltung (Str. 131—132. S. 66.). In der Lauſitz wird der Weihnachtsmann, welcher anderwärts Knecht Ruprecht heißt, Dietrich von Bern genannt[83]). Ungarn ſoll Dietrichen von Bern bis auf den heutigen Tag als einen Heiligen verehren[84]). Auch die Heldenſage ſtellt ihn chriſtgläubig dar, ſo in Ecken-Ausfahrt. Dietrich zu Roß vermeidet den Kampf mit dem Rieſen Ecken. Dieſer zu Fuß ſucht ihn auf alle Weiſe[85]) zum Halten zu bringen, und ruft endlich, nachdem alle ſeine Worte fruchtlos ſind: Du ſollſt Dir Gott und ſeine Mutter zu Hülfe haben. Ich will ihrer beider Hülfe entbehren. Mein Helfer ſei der Teufel. Dietrich antwortet: der Huld des reichen Chriſtus entſage ich ungern. Der Teufel ſoll Dir zu Hülfe kommen, durch Gott und ſeine Mutter fechte ich gern. Der Berner ſpringt nun vom Roſſe und geht den Kampf ein. Er erhält vom Rieſen, den ſein feſter Panzer ſchützt, viele ſchwere Wunden. Ecke ſagt, daß Gottes Wille ihn nicht friſten könne. Der Berner fleht zu Jeſu Chriſt, daß er ihn genießen laſſe, daß er ſeine Vorgabe ſei, und ruft die Maria, Mutter, reine Magd um Beiſtand an, denn er müſſe unterliegen, wenn Gott ihn nicht ſchütze. Ecke wiederholt dagegen, er verzichte auf die Hülfe Gottes und ſeiner Mutter. Der Berner erhält von neuem eine tiefe Wunde. Da ruft ein Zwerglein von einem Baume: Edler Vogt von Berne! An Gott ſollſt Du keinen Zweifel haben, denn Gott ſteht Dir immer mächtig bei, er hilft Dir noch gern. Als der Berner dieſes vernahm, hob er ſich, als wenn er nicht verwundet wäre, und ſchrotet dem Rieſen den Panzer vom Leibe. Ecke ruft verwundert: Von wannen iſt Dir die Kraft gekommen ꝛc.? Der Berner antwortet: Du haſt mir ja Gott zu Hülfe gegeben, der hat mir den ganzen Tag beigeſtanden, anders wäre ich nicht geneſen. Wie ein chriſtlicher Held des Mittelalters erſcheint Dietrich auch in dem Heldenliede Schlacht vor Raben. Er erhält hier von Sigfrid einen Stoß durch Schild und Panzer, daß er beinahe ſein Ende genommen. Aber ihn rettete ein ſeidnes Hemde, das er unter ſeinem Panzer trug. In dem Hemde lagen zu aller Zeit vier Heilthümer (Heiligthümer, d. h. Reliquien) verſiegelt, die ſeiner viel feſt pflegten, wenn er in den Streit ritt. Darauf prallte das Speereiſen zurück[86]). Zwar finden wir namentlich bei den Nordmannen, wie Krieger kleine Götzenbilder mit ſich trugen, um ſich in der Schlacht zu ſichern; aber der Dichter der Schlacht vor Raben denkt ſich die Sache in chriſtlicher Umwandlung und ſeinen Helden als einen chriſtlichen[87]).

Dietrichs Frauen. Die berühmteſte iſt Frau Herrat, die Tochter des Königs Näntwin, die Schweſtertochter der Königin Herke[88]) (Helk, Helke) oder ihres Ge-

---

Schlaf erzeugt habe und ſie dadurch ſo gewaltig geworden. Doch iſt zwiſchen beiden der Unterſchied, daß nach dem Heldenbuche Dietrichs Mutter ſchon ſchwanger iſt, als der Geiſt ſich zu ihr legt, und nach der Wilkina-Saga (150. Cap. II. S. 40—42) Hagens Mutter erſt durch den Elfen ſchwanger wird. Auch miſcht die Wilkina-Saga (Cap. 14. 1. Th. S. 44) in Dietrichs Geburt nichts übernatürliches.

81) Als die Geſchichtskenntniß ſich durch die Buchdruckerkunſt immer mehr verbreitete, glaubte man die Dietrichs Todesjahr enthaltenden und andre geſchichtliche Angaben an die Heldenſage anweben zu müſſen, ſo in den beiden Anhangſtrophen zu Ecken-Ausfahrt in den Ausgaben von 1491 und 1512, und daraus mitgetheilt in von der Hagen's und Büſching's lit. Grundriß, S. 38 u. 39. 82) Die wüſte Rumeiney wird im Otnit (bei von der Rön, Str. 156. S. 39) geſchildert. Putung ſagt hier zu Wolf Dietrich: durch die wüſte Rumeiney, dadurch du kommen mußt, die iſt Leute und Straße frei (leer), und iſt mit Würmen wüſt; darum ich dir dieſe Reiſe billiglich thu wehren: an Trinken und mit Speiſe kannſt du dich nicht nähren. Die unwirthlichen Gegenden der Rumini, wie ſich die Wlachen und Moldauer nennen, und Romaniens, hatten die Deutſchen auf ihren Kreuzzügen kennen gelernt, und ſo bildete ſich die Sage von einer großen, ungeheuern Wüſte Rumeiney.

83) V. d. Hagen, Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer, S. 80. 84) Grimm, Altteutſche Wälder, 1. Th. S. 263 und 294 u. f. 85) Ecken-Ausfahrt, Str. 111—113, 139—157. Kaspar v. d. Rön, Heldenbuch, S. 88, 91—93, in v. d. Hagen's Heldenbuche von 1811, Str. 113 u. 114. S. 59 u. 60. Str. 140—159. S. 75—81. 86) Ravennaſchlacht, Str. 651 u. 652. 87) über die Anwendung von chriſtlichen Heiligthümern (Reliquien) zur Sicherung in der Schlacht ſ. F. Wachter, Forum der Kritik. 1. Bd. 1. Abth. S. 89. 88) Nibelungenlied, Z. 5536—5540, v. Hagen'ſche

mahles, des Königs Etzel[89]. Die urſprünglichſte und verbreitetſte Heldenſage kennt Herraten nur als erſte[90] und einzige Gemahlin Dietrichs. Der große Umfang und die verſchiednen Bearbeitungen der Heldenſage aber machten, daß man Dietrich bei verſchiednen Gelegenheiten heirathen ließ, und ſo erhielt er mehre Frauen. Dann verſuchten die Überblicker der verſchiednen Geſtaltungen der Heldenſage, welche ſie wie Geſchichte behandeln zu müſſen glaubten, in Dietrichs Heirathen chronologiſche Folge zu bringen. So der alte Verfaſſer der Überſichten über die Sagen des Heldenbuchs[91]. Er ſagt, des Berners erſtes Weib hieß Hertlin, war die Tochter eines frommen Königs von Portugal, der von den Heiden erſchlagen ward, König Goldemar ſtahl ihm die Tochter, worüber die Mutter vor Gram das Leben verlor, der Berner nahm die Hertlin dem Goldemar, von dem ſie Maged geblieben, wieder ab, und als ſie geſtorben, heirathete er Herrat. Eine unter andern Umſtänden aus der Hand eines Heiden befreite Königstochter heirathet Dietrich in dem Heldenliede: Dietrichs und ſeiner Geſellen Kämpfe mit Würmen und Rieſen (ſ. d. Art.). Es wird dieſe Ausfahrt als Dietrichs erſte beſungen. Daher ſehen Neuere[92], welche glauben, in der Heldenſage ſei Zeitfolge zu ſuchen, jene Heirath als eine frühere vor der mit der Herrat an, und ebenſo die, welche Dietrich von Bern nach der Wilkinaſage eingeht. Er heirathet nämlich hier Gudelinda, eine der neun Töchter des Königs Druſian, deren Mutter aus Gram darüber geſtorben, daß Ecke erſchlagen, und erbittet zugleich für Faſold und Dietlieb den Dänen[93], der dadurch ſein Gelübde mit der Tochter Sigfrids des Griechen bricht, die andre und dritte der neun Schweſtern zu Frauen. Faſold und Dietlieb nehmen das Reich in Beſitz, welches Druſians Töchter gehabt und König Dietrich macht ſie zu Herzögen darüber. Bevor Dietrich die Gudelinda heirathete, hatte er ſich durch ſeinen Neffen Herbart um Hilda, die Tochter des Königs Artus, bewerben laſſen. Er hatte nämlich noch keine Frau zur Gemahlin, weil er noch nirgend eine ſo ſchöne Frau geſehen, und auch nicht von einer ſolchen vernommen hatte, die er haben wollte. Da ward ihm Hilda vor allen geprieſen. Aber die Brautbewerbung ſchlug unglücklich aus. Hilda verlangte von Herbart, daß er Dietrichs Antlitz an der Steinwand entwerfen ſollte. Herbart zeichnete ein Antlitz groß und fürchterlich, und ſchwur, daß Dietrichs wirkliches Antlitz noch viel fürchterlicher ſei. Hilda verſchmähte deshalb Dietrichen, und Herbart entführte nun das ſchöne Mädchen für ſich ſelbſt[94]. Die Wilkinaſage erzählt nur von der Heirath[95] Dietrichs mit Gudelinda. Herrat iſt ihr eine Verwandte Dietrichs[96]. Doch ſchimmert deutlich durch, daß ſie an andern Stellen teutſchen Heldenliedern folgte, in welchen Herrat als Dietrichs Gattin erſcheint. So ſagt die ſterbende Erka: „Und auch Jungfrau Herrat, meine Blutsfreundin, die will ich euch geben, und habet ſie ſo in eurer Obhut." Erka gibt ſie ihm ſicher nicht als Dienſtweib, denn ſonſt würde Dietrich, als er aus Heunenland nach Amelungenland heimkehrt, ſie nicht fragen laſſen, ob ſie mitfahren wolle oder nicht. Auch wird am Schluſſe der Wilkinaſage der Tod der Königin Herrat auf eine Weiſe erwähnt, daß ſeine Bedeutung für Dietrich nur dadurch erſt vollkommen wird, wenn man ſie ſich als Dietrichs Gattin denkt. Als ihre Blutsfreundin wird auch hier Erka (Herke, Helke) genannt[97].

Deutungen Dietrichs. Die geſchichtliche Auffaſſung iſt die älteſte, und war in einer Zeit, wo geſchichtliche Kenntniſſe wenig verbreitet waren, ſo umfaſſend, daß man alles, was von Dietrich von Bern geſagt und geſungen ward, für wirklich Geſchehenes nahm. Auch in neuerer Zeit hat man vielfach darauf hingewieſen, daß Dietrich von Bern der geſchichtliche Theoderich der Große ſei[98]. Aber wie wir aus Betrachtung des Inhalts der Heldenſage ſahen, iſt nichts geſchichtliches als Name der Perſon und Namen von Örtlichkeiten, alſo nichts Weſentliches[99]. Alles Weſentliche iſt echte, reine Heldenſage, d. h. Erzeugniß ſchöpferiſcher Phantaſie, kein Flickwerk, d. h. keine Zuſammenſetzung aus wirklichen Ereigniſſen und Phantaſieſtücken als Ausſchmückung proſaiſcher Wirklichkeit. Auch eine andre Deutung iſt der Heldenſage zu nahe getreten, nämlich die Auffaſſung der Heldenſage als aus Götterſage in Menſchenſage umgewandelte. Der Un-

---

Ausg. v. 1816. S. 145. Die Klage, Z. 2317 u. 2318 bei Müller, S. 136. Dietrichs Ahnen und Flucht, Z. 7481 u. 7482. Biterolf und Dietlieb, Z. 4425.

[89] Der Verf. der überſicht der Sagen des Heldenbuchs, Ausg. von 1560, Bl. 187. St. 1. Sp. 1.

[90] Dietrichs Ahnen u. Flucht, welches Heldenlied (S. 78—80) am umſtändlichſten von Dietrichs Heirath mit Herrat handelt. In ihm wird Dietrich als zum erſten Male heirathend dargeſtellt.

[91] Bl. 186. St. 2. Sp. 1.

[92] V. d. Hagen und Büſching, Liter. Grundriß, S. 47. Hier wird auch die Heirath mit Gudelinda in der Wilkina-Saga (Cap. 219. 2. Th. S. 189—191) als eine frühere vor der mit Herrat angeſehen. Die mit Gudelinda findet aber ja ſtatt, als König Dietrich, nachdem er Ecken erſchlagen, und zur Zeit, als er Ecken erſchlug, war er nach dem Heldenliede Ecken-Ausfahrt Str. 374 (in v. d. Hagen's Heldenbuche von 1811, S. 374) ſchon mit Herrat vermählt. Ein treffendes Beiſpiel, wie unmöglich es iſt, in Heldenſagen geſchichtliche Zeitfolge zu bringen, ohne ſelbſtſchöpferiſch zu verfahren.

[93] So heißt er in der Wilkina-Saga hier, und anderwärts z. B. Cap. 327—329. 3. Th. S. 23—31, welche von ſeiner Theilnahme gegen die Wilkinamänner, und von ſeinem in der Schlacht durch einen von Oſtacia herbeigezauberten fliegenden Drachen erlittenen Tode handeln; in den teutſchen Heldenliedern heißt er Dietlieb von Steiermark (ſ. d.).

[94] Wilkina-Saga, Cap. 210—218. 2. Th. S. 168.

[95] Eine Beiſchläferin Dietrichs führt ſie (Cap. 150. 2. Th. S. 42) auf, nämlich das Weib, das früher an dem Hofe des Königs Aldrian war, das Geheimniß der Erzeugung Hagens durch einen Elfen, als dieſes die Königin ihrem Sohn entdeckte, hörte, und es nachmals, als ſie Dietrichs Geliebte geworden, dieſem verrieth.

[96] Wilkina-Saga, Cap. 367. 3. Th. S. 116. Dietrich läßt durch ſie Hagens Wunden verbinden.

[97] Wilkina-Saga, Cap. 317. 2. Th. S. 422. Cap. 369 u. 370. 3. Th. S. 123—128. Cap. 382. S. 172.

[98] Johannes von Müller, Anmerkungen zum Nibelungenliede in Chr. H. Müller's Sammlung teutſcher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhunderte hinter der Äneide, S. 103. Zeune, Geſchichtliche Einleitung zum Nibelungenlied in der Ausg. deſſelben, S. XV. Göttling, über das Geſchichtliche im Nibelungenlied, S. 9—11. Schreiber, über die Entſtehung und Ausbildung des älteſten teutſchen Sagenkreiſes in den Schriften der Geſellſchaft für Beförderung der Geſchichtskunde zu Freiburg im Breisgau, S. 486—489.

[99] Vgl. Mone, Einleitung in das Nibelungenlied, S. 55.

grund dieſer Deutung läßt ſich, wie der der vorigen, nicht handgreiflich beweiſen, weil eben eine Umwandlung angenommen wird. Nur iſt dieſes gewiß, daß, wo die Götterſage nicht verloren gegangen, ſich neben dieſer und mit dieſer noch Heldenſage, z. B. bei den Nordmannen und Griechen, findet, und alſo aus dem Verluſte der Götterſage, wo er ſtattfindet, nicht geſchloſſen werden kann, daß die vorhandne Heldenſage umgewandelte Götterſage ſein müſſe. Dennoch bleibt dieſe Deutung bemerkenswerth, nämlich auf dieſe Weiſe: im Dietrich tritt gar nichts Erotiſches hervor, wie ein ehe- und liebeloſes Weſen (ungeachtet verheirathet) erſcheint er, immer im Elend, fahrend, kämpfend; auf ihn ſcheinen daher die meiſten Mythen vom Thor übertragen zu ſein. Daß in den Liedern des dritten Zeitraums ſein Weſen mit dem Sigfrids vereinigt wurde, lag in der Verallgemeinerung der Heldenſage, die mit dem Aufhören der alten Zeit nothwendig erfolgen mußte. Der Gegenſatz zwiſchen Dietrich und Sigfrid iſt derſelbe, wie zwiſchen Thor und Baldur; Dietrich mußte eigentlich in der Ravennaſchlacht gegen und mit dem Ermrich (der vielleicht der Midgarz-orm der Dietrich'ſchen Sage iſt) fallen, hier hat aber die Geſchichte und die chriſtliche Legende eingewirkt, und läßt ihn vom Teufel holen. Die Amelungen ſcheinen in der Sage als die Muſpellzſöhne betrachtet und das Übrigbleiben Dietrichs nach der Nibelungen Noth und ſein gefeiertes Andenken ſcheinen ihm als Surtur zuzukommen. Er iſt demnach ein andrer in der Nibelungen-Noth als in der Ravennaſchlacht, dort Surtur, hier Thor. Berchtung[1]) und Hildebrand, d. h. das leuchtende Weſen, iſt daher ſein Lehrmeiſter und ſtändiger Begleiter. In der amelungiſchen Sage iſt Thor am meiſten hervorgehoben, nämlich durch Dietrich ſelbſt[2]). Gewiß, im Falle nämlich, daß Heldenſage als Götterſage zu deuten, iſt die Deutung Dietrichs durch Thor die entſprechendſte, da man als eine Rückerinnerung an den blitzgewaltigen Gott die aus Dietrichs Munde gehende Flamme nehmen kann, und Dietrich unter den teutſchen Helden, vorzugsweiſe mit Rieſen und Drachen kämpft, wie Thor in der Götterſage thut. Der Flamme wegen wird Dietrich auch als Loki gedeutet[3]). (*Ferd. Wachter.*)

DIETRICHS UND SEINER GESELLEN KÄMPFE MIT WÜRMEN UND RIESEN, ein altteutſches Heldengedicht, vermuthlich noch aus dem 13. Jahrhunderte, verfaßt im Bernerston, iſt auf uns in einer mit Bildern verzierten vatikaniſchen (jetzt heidelberger) Handſchrift gekommen, aus welcher Adelung Anfang und Ende, Überſchriften und Strophenanfänge mitgetheilt hat[4]). Von dem Bruchſtücke von 29 Strophen in einer Handſchrift auf der leipziger Rathsbibliothek haben ſich mehre Abſchriften verbreitet[5]). Eine ſtarke Abkürzung und Überarbeitung unſers Heldengedichtes findet ſich im Heldenbuche des Kaspar von der Rön (herausgegeben in von der Hagen's und Primiſſer's Heldenbuch in der Urſprache S. 143—159). Der Verfaſſer dieſer Arbeit hat die 408 Strophen des Heldenliedes, welches ihm vorlag, bis auf 130 herabgebracht, und welchen Sinn für Poeſie er hatte, lehrt ſeine Schlußbemerkung:

> des alten (nämlich tichtes) vir hundert und echte ist
> dis hie hundert und dreissigk sein:
> so vil unnützer wort man list.

Wie man nach Schluß und der Blätterzahl der vatikaniſchen Handſchrift hat urtheilen müſſen, hatte der Verfaſſer der 130 in dem Gedichte von 408 Strophen (die Strophe des Bernertons hat 13 Zeilen) eine Abkürzung des urſprünglichen großen Ganzen vor ſich. Wie reich und mannigfaltig der Inhalt iſt, möge folgende Andeutung deſſelben nach der Arbeit des Verfaſſers der 130 lehren. Der menſchenfreſſeriſche Heide Terevas, Terevas' Sohn, reitet mit 80 Mann in ſeinem Übermuthe gen Tyrol, und bringt eine Jungfrau in Noth. Hildebrand reitet mit ſeinem Zöglinge Dietrich von Bern, deſſen erſte Ausfahrt es iſt, gegen die Heiden aus. Sie kommen in einen großen Wald, welcher voller wilder Würme (Schlangen) iſt, und in welchem viele Heiden ſich befinden. Der Heide Araban iſt ſo eben im Begriff von einer Chriſtenburg ſeinen jährlichen Zins, eine Jungfrau, zu holen. Das Loos trifft die Tochter der Königin und ſie wird ausgeſetzt. Hildebrand befreit ſie, indem er den Heiden erlegt. Mit den übrigen Heiden, welche ihres Herrn Tod zu rächen kommen, beſteht Dietrich von Bern ſiegreich einen gewaltigen Kampf. Der verwundete Dietrich und Hildebrand ſind auf dem Wege, der Einladung zu der Mutter der befreiten Jungfrau zu folgen; Dietrich kämpft mit einem 30 Ellen langen Wurm, während Hildebrand auf einen Berg voll Würme ſtößt, denen der Alte einen Ritter bringt. Hildebrand befreit dieſen, und entdeckt in ihm den Sohn ſeiner Muhme Rentwein. Nachdem Dietrich die andern Würme erſchlagen, folgen die Hungrigen und Durſtigen dem einladenden Helfrich, Rentwein's Vater, auf ſeine Burg Oran. Hier erſcheint der Zwerg Wiburg und ladet die Helden zur Königin Mutter der befreiten Jungfrau ein. Bevor Dietrich Oran verläßt, beſiegt er den Helden Liberdein, Helfrichs Sohn, im Ritterkampfe. Dietrich, Hildebrand, Helfrich, Liberdein und Rentwein verirren ſich auf dem Wege zur Königin, folgen der verrätheriſchen Einladung des Sarazenen Knaber auf die Burg Ordenck, deren Herr der Heide Jonibus iſt, und dem die genannten Chriſtenhelden den Vater erſchlagen haben. Den in die Burg Gelangten werden die Thore verſperrt, erſchlagen die grimmigen Löwen, welche gegen ſie gelaſſen werden, und dann Jonibus und deſſen Dienſtmannen. Während die vier Helden im Schloſſe die von Origreis, dem Vater Terevas' des erſten, und Großvater Terevas' des zweiten jährlich geholten Jungfrauen, namentlich Roſſilia, Portune und Porcillia, die Muhme der Königin finden und befreien, iſt Dietrich einem wilden Schwein in den Wald nachgegangen, erlegt es, und geräth darüber mit dem Rieſen, dem der Wald gehört, in einen ſchrecklichen Kampf, der mit des Rieſen Beſiegung endet. Die fünf Helden, die befreiten Jungfrauen, der bezwungne Rieſe, das Eberſchwein tragend, kommen zu dem Zelte der Königin. Hier iſt Dietrich, ungeachtet aller geſchauten Herrlichkeiten und Kurzweile, traurig, bis er die Königin Tochter (die von Hildebrand zuerſt befreite Jungfrau) zur Gemahlin erhält. Die Hochzeit wird gefeiert, aber die Braut läßt die Ehe nicht eher als bis auf der zu Bern gefeierten Hochzeit vollziehen. Beſonders in dem letzten Theile des Gedichtes bei den vielen Kämpfen und Ritterſpielen iſt in der Bearbeitung im Heldenbuche des Kaſpar von der Rön alles ſehr abgekürzt und wenig davon zu finden[6]). (*Ferd. Wachter.*)

---

[1] Nämlich nach der Annahme, daß Hugdietrich mit dem Berner eins iſt.
[2] Mone, Geſch. des Heidenthums im nördl. Europa. 2. Th. S. 326—329.
[3] V. d. Hagen, Die Nibelungen: ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer, S. 105.
[4] Fr. Adelung, Nachrichten von altteutſchen Gedichten, 1. Bd. S. 23, 79—201.
[5] S. das Nähere bei v. d. Hagen und Büſching, Liter. Grundriß zur Geſchichte der teutſchen Poeſie, S. 43—46.

DIETRICH I—VII., Grafen von Friesland[1]) und Holland. 1) **Dietrich I.** zerfällt nach den neuern Forſchungen A) in den Grafen Dietrich, welchem König Ludwig von Teutſchland im J. 868 auf Bitten ſeiner Gemahlin Emma den Forſt Wasda (jetzt Waſia) in Dietrichs Grafſchaft ſchenkt[2]) (nach Jan Douſa's Vermuthung iſt dieſer Dietrich Großvater Dietrichs I. und Vater Gerolfs); B) in den Grafen Dietrich, welchem König Karl (der Einfältige, als Herr des lothringiſchen Reichs) auf Bitten des Grafen Hagam im J. 913 die Kirche Egmond (**Heemunde**) mit allem Zubehör von dem Orte Zuutherdes-Hage bis nach Fortrapa und Kinnem ſchenkt[3]). Die Jahrszahl iſt nach Jan Douſa's[4]), welcher zeigt, daß die Urkunde Karl dem Einfältigen, nicht Karl dem Kahlen gehört, Verbeſſerung aus **DCCCLXIII** in **DCCCCXIII**. Aus dieſer Schenkung haben Spätre die Angabe gebildet, Karl der Kahle habe Dietrichen ganz Holland als Grafſchaft, nebſt einem Theile Frieslands, bis zum Fluſſe Lauwers als Herrſchaft geſchenkt, um das Land den Dänen zu entreißen und vor ihnen zu vertheidigen. So z. B. Johann von Leyden[5]), der ſich aber nicht einmal hiermit begnügt, ſondern umſtändlich weiter erzählt. König Karl der Kahle von Frankreich kommt nach Holland, um den Fürſten Dietrich mit bewaffneter Hand einzuführen. Der Burggraf von Leyden und der Herr von Vallenburg wollen Dietrichen nicht zum Herrn und Grafen annehmen, ſammeln ein Heer und fallen in der Schlacht. Da beugt das Volk den Nacken und nimmt den Fürſten Dietrich zum Grafen und Herrn an. So auch huldigten ihm die Frieſen. Dietrich regiert eine Zeit lang in Ruhe. Da verbinden ſich die Frieſen mit den Holländern gegen Dietrich. Dieſer begibt ſich zu Karl dem Kahlen. Der König ſchreibt an den Papſt Johann, welcher ſich eben zu Mainz befindet, um Rath. Der Papſt zerſchneidet in Gegenwart der Geſandten Riemen zu Stricken, führt ſie in den Garten, zieht das Schwert und haut große und kleine Bäume ab, vier Tage nacheinander, und heißt dem König Karl und dem Grafen Dietrich verkünden, was ſie geſehen. Karl verſteht, was der Papſt damit ſagen will, zieht mit dem Grafen Dietrich und einem großen Heere nach Holland, läßt die Reichen und Mächtigen aus Holland und Friesland des Nachts aus den Betten nehmen, und bei Tageslicht enthaupten, und als die Edeln und Mächtigen nicht mehr zureichen, geht es auch an Geringre. Holländer und Friesländer gerathen in großes Schrecken, flehen um Schonung, nehmen Dietrich zum Herrn an, und ſo wird dieſer von neuem zum Grafen von Holland und Friesland gemacht. Dieſes iſt der Inhalt von Johanns von Leyden Erzählung. Andre, die billiger ſind, und uns mit ihr verſchonen, nehmen doch von jener Schenkung Veranlaſſung, Dietrichen als erſten Grafen von Holland aufzuſtellen[6]), und ſagen, daß im J. 863 Holland den erſten Grafen zu haben angefangen[7]). Ihnen iſt der von König Karl und der von König Ludwig beſchenkte Graf Dietrich eine und dieſelbe Perſon. Andre, ſo z. B. Jan Dounas, rechnen nach Verbeſſerung dieſer Jahrzahl in 913 den Anfang der Grafſchaft Holland von 913. Neuere nehmen an, Dietrich habe von Karl dem Einfältigen die Beſtätigung des erblichen Beſitzes ſeiner Grafſchaft[8]) erhalten, und ſehen Dietrichen als erſten Erbgrafen von Holland an. Wir aber können, da der Grafſchaft vom Könige gar nicht gedacht wird, in jener Schenkung nichts mehr erkennen, als daß ein Graf Dietrich zu ſeinen andern Aloden noch ein Alod in Holland geſchenkt erhält, und wenn Dietrichs Nachkommen erbliche Grafen von Holland werden, ſo hatte dieſes nicht in dieſer Schenkung ſeinen Grund, ſondern darin, daß die

---

[6] Vgl. v. d. Hagen und Büſching, Grundriß S. 45. Mone betitelt das Heldenlied (Geſch. d. Heidenthums im nördl. Europa. II. S. 285) Dietrichs Drachenkampf, und deutet den Inhalt deſſelben nach dem großen unverkürzten Ganzen auf dieſe Weiſe an: es enthalte die erſten Abenteuer Dietrichs von Bern mit Heiden, Rieſen und Drachen, die er zur Rettung der Jungfrauen erſchlägt; aber der Rieſe Wicgram nimmt ihn gefangen, da verliert ihn Hildebrand, reitet heim und holt die Helden von Bern zur Hülfe; ſie finden nach vielen Kämpfen den Dietrich, der den Wicgram indeſſen erſchlagen, und fahren zur Königin Virginal; Kämpfe, Spiele, Turniere und Heimfahrt beſchließen das Lied.

[1] Wir ſtellen nämlich Friesland vor, in Beziehung auf die früheſten Grafen, da der Name Holland damals noch gar nicht gewöhnlich war (vgl. S. 117 u. 120) und Friesland bis an die Maas reichte. [2] Urk. bei *Miraeus*, Opera diplomatica. T. I. p. 33. [3] Urk. bei demſ. S. 35. Vgl. die Erläuterung derſelben in den Miscellan. Observat. in Auctores veteres et recentiores. Vol. IV. T. II. p. 265. [4] Janus Dousa, Annal. Holland. Lib. VI. [5] Joan. a Leidis Carmel. Chron. Belgic. Lib. VI. c. I—III. bei *Sweertius*, Rer. Belgic. Annal. Chron. et Hist. T. I. p. 93 u. 94. Die Urkunde der Schenkung der Kirche Egmond nebſt Zubehör theilt er mit, und überſchreibt das Capitel: De bulla donationis Comitatus Hollandiae.

[6] So z. B. der Mönch von Egmond, Chron. Belgicum bei *Sweertius*, p. 352; das Chron. Magn. Belgicum bei *Pistorius*, Scriptt. T. III. Struve'ſche Ausg. S. 69 zählen hiernach die Grafen von Holland. [7] Hermannus Cornerus bei *Eccard*, Corp. Hist. Med. Aev. p. 472. Aegidius de Roya bei *Sweertius*, p. 11. [8] Aber König Karl ſagt nur: jubemus, ut sicut reliquis possessionibus, quibus jure hereditario videtur uti, ita ut his, nostri muneris largitate valeat secure omni tempore vitae suae frui, ipse et omnis ejus posteritas. Von der Grafſchaft, welche Lehn war, iſt, wie man ſieht, gar nicht die Rede, ſondern von den Alodbeſitzungen oder dem Eigen des Grafen.

Grafſchaften, ſowie die übrigen Lehen, nach und nach erblich wurden. Die Schenkung trug nur dazu bei, die Macht des Grafen Dietrich und ſeines Geſchlechts in jener Gegend zu befeſtigen. Wie z. B. aus den Grafen des Gaues Grabfeld die erblichen Grafen von Henneberg ſich entwickelten, ſo entſtanden aus den holländiſchen Gaugrafen die erblichen Grafen von Holland. Der Grund, warum Dietrich I. als erſter Graf von Holland aufgeführt wird, iſt, daß der beglaubigte Stammbaum der Grafen von Holland nicht weiter zurückreichte, als bis auf Dietrich I. und ſeinen Bruder Walger. Das große belgiſche Zeitbuch bei Piſtorius erzählt, Dietrich, der erſte Graf von Holland, habe goldne Waffen mit einem Löwenbilde von rother Farbe geführt, und habe, wie Gewiſſe überlieferten, aus dem königlichen Geſchlechte der fränkiſchen Fürſten geſtammt. Dieſe unbegründete Sage hat Johann von Leyden veranlaßt, unſern Dietrich aus dem Geſchlechte der Trojaner entſprießen zu laſſen, da die Könige von Franken aus dieſem Geſchlechte geweſen, die Geſchlechtstafel der Merowinger zu der Dietrichs I. zu machen, und deſſen Ahnen zunächſt ſo aufzuführen: Dietrichs I. Vater war Sigbert, der Dietrichen mit ſeiner Gemahlin Mathilde, der Schweſter Henna's (Emma's), der Gemahlin des Königs Ludwig von Teutſchland und des Grafen Hagano von Xanten zeugte, Sigbert war der Sohn Nanfreds, Nanfred der Sohn Enghelrims des Blutzeugen, Enghelrim der Sohn Dietrichs, Dietrich der Sohn Lothars, Lothar der Sohn des Herzogs Dietrich von Aquitanien, Herzog Dietrich von Aquitanien der Sohn des Königs Chilperich von Frankreich, und nun ſo durch die fränkiſchen Könige rückwärts bis auf Priamus, den Trojaner, den erſten König von Frankreich[9]. Wenn auch andre dieſen erdichteten Stammbaum nicht in ſeiner Ausdehnung auf- und annehmen, ſo können ſie doch nicht davon loskommen, daß Dietrich Sigberts Sohn aus Aquitanien geweſen, oder wenigſtens aus Gascogne geſtammt, welches letztre Ägidius von der Roya behauptet. Andre, wie Jan Douſa, ſtellen Dietrich I. als des frieſiſchen Grafen Gerulfs oder Gerolds Sohn auf, und Neuere folgen dieſer Vermuthung ſo ſicher, als wenn es eine geſchichtliche Thatſache wäre. Es kommen aber als Grafen der Frieſen Gerolf und Gardolf im J. 885 vor, welche vom Dänen Godfrid, welcher in Holland und Friesland Lehen hat, als Botſchafter zum Kaiſer Karl dem Dicken geſendet werden[10]. Godfrid empört ſich in Verbindung mit Hugo von Lothringen gegen den Kaiſer, und wird durch die Argliſt ſeines (Godfrids) Mannes (Vaſallen) Gerulf erſchlagen[11]. Kaiſer Arnulf ſchenkt im J. 889 ſeinem Manne, dem Grafen Gerolf, zwiſchen dem Rhein und Suilhardes-Hage einen Wald und ein urbares Land zu Northa und Oſpreteshagen, eine Hufe zu Bodekenlo, zwei zu Alburch, eine zu Hornum, eine zu Huvi, eine zu Theole (Thiel) und eine zu Aske[12]. Nehmen wir Gerolfen als Dietrichs I. Vater an, ſo erhalten wir doch auch in ihm keinen Grafen von Holland und Friesland in der nachmaligen Bedeutung, ſondern haben nur einen frieſiſchen Gaugrafen, der ſo wenig als Landesfürſt erſcheint, daß er Godfrids des Dänen Mann (Vaſall) war. Auch ſieht man nicht ein, warum Dietrich grade Sohn Gerolfs ſein ſoll, und nicht auch Sohn Gardolfs ſein kann, welcher ja auch ein frieſiſcher Graf war. Da es gewöhnlich war, daß berühmte Namen in den Familien wiederholt fortgeführt wurden, und wir unter Dietrichs Nachkommen weder einen Gerolf (auch keinen Gerold), noch Gardolf finden, ſondern faſt nur auf Dietriche und Florenze ſtoßen, ſo läßt ſich, wenn auch nicht mit Sicherheit, doch mit Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß Dietrichs Vater weder Grolf (auch nicht Gerold), noch Garolf geweſen, ſondern wir vermuthen, daß der von uns unter A) aufgeſtellte holländiſche Graf Dietrich ein Sohn des unter **B)** aufgeſtellten iſt. Dieſer unter A) ſollte alſo eigentlich Dietrich I. heißen. Doch da die Sache nur wahrſcheinliche Vermuthung bleiben kann, und überdies Verwirrung entſtehen würde, ſo nennen wir den unter **B)** aufgeſtellten erſt Dietrich I. und um ſo mehr, da auch die Grafen von Holland ſelbſt, nämlich Dietrich V. in ſeiner für die Geſchlechtstafel der Grafen ſo wichtigen Urkunde von 1083, dieſe Zählung befolgt[13]. Dietrich I. wird hier durch Walgers Bruder bezeichnet. Der Mönch von Egmond weiß auch von Walger nichts mehr zu ſagen. Das große belgiſche Zeitbuch weiß ſchon aus Chroniken, daß Walger Graf von Tieſterband geweſen, und bei Thiel im Dorfe Avezaik geſeſſen. Neuere, welche nicht davon loskommen können, daß es ſchon damals eine Grafſchaft Holland gegeben, nehmen hiervon Veranlaſſung, Walgern dem ſüdöſtlichen Theile dieſer Grafſchaft zuzuerkennen. Ein Walger, freilich ungewiß, ob dieſer Walger Dietrichs Bruder, kommt in beglaubigter Geſchichte zum J. 892 vor, iſt des Grafen Balduin von Flandern Vetter (**consobrinus**), hat vom Könige Odo von Frankreich das Schloß Laon erhalten, will ſich darin ſelbſtändig machen, wird belagert, gefangen, zum Tode verurtheilt und enthauptet[14]. Das belgiſche Zeitbuch erzählt, Dietrich I. und ſein Bruder Walger haben zum Mutterbruder Hagano'n von Troja, der in Klein-Troja, nämlich Xanten, wohnte, und das Nonnenkloſter zu Thiel ſtiftete. Dieſer Hagano von Troja iſt kein andrer als der Hagene der Heldenſage, Hagene von Tronege (Troneck), nach dem Nibelungenliede, welches die Heldenſage ſo natürlich als möglich haltend, für Troja, weil ihr das zu bedenklich vorkommen mochte, vermuthlich Tronek geſetzt, während das lateiniſche Waltherslied, welches älter als das Nibelungenlied in letzter Geſtaltung iſt, die alte Überſicht der Sagen des Heldenbuchs, die Wilkina- und Niflunga-Saga und die däniſchen **Kiämpe-Viser**, dem Geiſte der Heldenſage angemeſſener, Hagen von Troja haben.

---

9) Joh. von Leyden, Chron. Belg. Lib. V. cap. 36. p. 92. Lib. VI. cap. I. u. VI. p. 93, 95 u. 96.

10) Regino, Chronicon, bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 595.

11) Annales Vedastini zum J. 885 bei demſ., T. II. p. 204.

12) Urk. des K. Arnulf bei Miräus, S. 34.

13) Urk. bei Miräus, a. a. O. S. 71.

14) Annal. Vedast. zum J. 892. S. 527 u. 528.

Daß man Dietrich I. und Walgern den Hagano zum Mutterbruder gegeben, hierauf iſt man wahrſcheinlich gekommen, weil nach König Karls Schenkungsurkunde ein Hagano für Dietrichen bittend eingekommen, und dieſer Hagano nun nach Sagenweiſe angebracht werden mußte, und nicht beſſer als auf den berühmten Hagen von Troja der Heldenſage verwandt werden konnte. Dietrich I. baute mit ſeiner Gemahlin Gena 15) eine hölzerne Kirche zu Egmond, richtete daſelbſt ein Nonnenkloſter ein, und begabte es mit elf Hufen zu Frando, mit zwei zu Alkmaar, und mit der Hälfte ſeiner ganzen Beſitzung zu Kallinge.

2) **Dietrich II**, des Vorigen Sohn, baute mit ſeiner Gemahlin Hildegard eine ſteinerne Kirche zu Egmond, entfernte die Nonnen und ſetzte Mönche dahin, und begabte das Kloſter mit Hufen zu Skagen, Haregon, Wimnen, Alkmaar, Limbam, Smitan, Bathem, Ordebolla, Thoſe, Obbingem, Velzen Hemſtede, eine Hufe neben dem Bameſtra (Bemſterſen) und zwei zwiſchen dem Bache Schulingheke und Hureſtede, und mit den Kirchen zu Heylgalo, zu Forenholte und zu Saxnem mit den Zehnten. So lernen wir Alodbeſitzungen des Grafen kennen. Äußerſt wichtig zur Gründung der Macht der nachmaligen Grafen von Holland, deren Ahnen bloß Gaugrafen geweſen, iſt die Schenkung König Otto's III. vom J. 981. Dietrich II. erhielt hierdurch Antrieb der Mutter Otto's III., der Kaiſerin Theophania, und auf Verwendung des Biſchofs Ekbert von Trier und des Herzogs Heinrich von Baiern alles, was er bisher zwiſchen den Flüſſen Liora und Hisla (Yſſel), was er in dem Dorfe Sunnemere, was er zwiſchen den Flüſſen Medemelacha und Chimeloſara, Gemerchi genannt, vom Könige zu Lehen hatte, zu eigen (als Alod). Ferner, was er im Gaue Texla, in den Grafſchaften Maſalant, Kinhem und Texla vom Könige zu Lehen hatte, gab ihm Otto III. ebenfalls mit aller Nutzung, nur die Huslada ausgenommen, zu eigen 16). Die Betrachtung dieſer Schenkung iſt ſchlagend gegen die Annahme Dietrich I. als erſten und Dietrich II. als zweiten erblichen Grafen von Holland. Ungeachtet Dietrichs II. ſoviel zu eigen erhält, erhält er doch nur die Lehen in den Grafſchaften, nicht die Grafſchaften ſelbſt zu eigen. Ferner ſehen wir Holland nicht eine Grafſchaft ausmachen, ſondern mehre, und ſo ſehr, daß, während gewöhnlich der Gau, wenn er nicht zu groß war, nur eine Grafſchaft enthielt, der große Texelgau, deſſen Namen nur noch ein kleiner Theil deſſelben, nämlich die Inſel Texel, bewahrt, in drei Grafſchaften zerfällt. In den Schenkungsurkunden iſt es gewöhnlich, daß, wenn ein Graf in ſeiner Grafſchaft etwas geſchenkt erhält, dieſe als ſeine Grafſchaft bezeichnet wird. Hier finden wir bei den drei Grafſchaften Maſalant, Kinhem und Texla dieſe Bemerkung nicht, ſodaß ſelbſt zweifelhaft bleibt, ob Dietrich II. dieſe drei Grafſchaften ſämmtlich beſeſſen, welches auch ſtatthaben konnte, da mancher Graf mehre Grafſchaften zugleich verwaltete, und nicht unwahrſcheinlich iſt, weil zwar nicht Graf Dietrich, aber auch gegen die Gewohnheit, nach welcher die Beſitzer der Grafſchaft, in welcher Jemand etwas geſchenkt erhielt, genannt wurden, Niemand anders als Beſitzer der drei Grafſchaften angegeben wird, oder aber ob er in einer oder der andern nur Lehen gehabt, da auch nicht ungewöhnlich war, daß ein Graf in einer andern Grafſchaft Lehen vom König erhielt. Jene umfaſſende Schenkung der Lehen zu eigen war der mächtigſte Grundſtein der nachmaligen Grafſchaft Holland, und vom König, oder vielmehr von ſeiner Mutter, der Kaiſerin Theophania, ſehr unklug, da ſie die Macht des Königs lähmte, wovon wir bei den folgenden Dietrichen Beiſpiele ſehen werden. Die Vermittlung des Erzbiſchofs Ekbert iſt ganz natürlich, da er Dietrichs II. Sohn war, und auch des mit dem Könige verwandten Herzogs Heinrich II. von Baiern erklärlich, da deſſen gleichnamiger Sohn, nachmals Herzog und dann König und Kaiſer, Kunigunden, die Schweſter Luitgards, der Gemahlin Arulfs, des Sohnes Dietrichs II. zur Frau hatte, oder wenigſtens ſchon mit ihr verlobt ſein mochte. Wenn das große belgiſche Zeitbuch 17) erzählt, Dietrich II. ſei nach ſeines Vaters Tode mit Frieſen in Zwieſpalt gerathen, habe ſie aber beſiegt und ſeiner Herrſchaft unterworfen, und deshalb ein ſteinernes Münſter zu Egmond gebaut, und dieſe Gelegenheit Johann von Leyden ſich nicht entſchlüpfen läßt, mit einer umſtändlichen Beſchreibung dieſer vermeintlichen Siege bei der Hand zu ſein 18), und auch Neuere erzählen, wie Dietrich II. die Frieſen beſiegt; ſo hat zur Erfindung dieſer unbegründeten Erzählung aller Wahrſcheinlichkeit nach der Mönch von Egmond die Veranlaſſung gegeben, wenn er ſagt, die Verwandlung des Nonnenkloſters in ein Mönchskloſter habe wegen der Rauhheit und Beläſtigung des grauſen Volkes der Frieſen ſtattgehabt. Dietrichs II. Gemahlin war Hildegard 19), und ihre Söhne Graf Arulf und Ekbert, Erzbiſchof von Trier, und ihre Tochter nach dem Mönch von Egmond die legendengefeierte Egghinda, nach dem großen belgiſchen Zeitbuche die ſchöne Arilind.

3) **Dietrich III.**, des Vorigen Enkel, hatte jung ſeinen Vater, Arnulf von Gent genannt, durch die Frie-

---

15) Johann von Leyden S. 98 macht dieſe Gena zu einer Tochter des Königs Pippin des Jüngern von Italien, des Sohnes Karls des Großen, Ägidius von der Roya S. 11 zu einer Tochter Ludwigs.

16) Urk. Otto's III. bei Miräus, S. 52.

17) Magnum Chron. Belg. bei Piſtorius, S. 78. Seine Angabe von Dietrichs II. Regierungsjahren, nämlich er habe 891 angefangen und 88 Jahre regiert, iſt nicht zu brauchen

18) *Joann. a Leidis*, Chron. Belg. Lib. VII. cap. II. de duplici victoria Theodrici secundi Comitis adversus Frisones, p. 100 u. 101.

19) Urk. Dietrichs V. bei Miräus, S. 17. Der Mönch von Egmond S. 353 nennt ſie eine Schweſter der Kaiſerin Theophania (welcher Angabe auch Miräus S. 52 folgt), entweder veranlaßt, um die treffliche Schenkung auf Theophania's Antrieb zu erklären, oder aus Verwechſelung Hildegards mit Luitgard, der Gemahlin des Gr. Arulfs, des Sohnes Dietrichs II., welche eine Schweſter der Kaiſerin Kunigunde war (vgl. Dithmar von Merſeburg, S. 148 mit Vita S. Walbodonis, in den Actis Sanctor. mens. April. T. II. c. 2. Das große belgiſche Zeitbuch S. 78 nennt Hildegunden Hildegard, und ſagt, ſie ſei, wie man glaube, eine Tochter des Königs Ludwig von Frankreich geweſen.

ſen verloren. Seine Mutter und Vormündin Luitgard, die Schweſter der Königin, trieb, von Rache erfüllt, ihren Schwager, den König Heinrich II., im J. 1005 zu einer Heerfahrt zu Schiffe gegen die Frieſen. Er zwang ſie von ihren hartnäckigen Unternehmungen abzuſtehen[20]). Doch hegte Dietrich III. gegen die Frieſen, da ſie ſeinen Vater erſchlagen, Miſtrauen, und zog ſich aus ihrer Nähe zurück, und bemerkenswerth für die Geſchichte der Grafen von Holland iſt, wie Baldrich, welcher dieſes berichtet, hierbei den Grafen umſchreibt: **Theodericus, Arnulphi Gandensis filius, qui participium Monarchiae Frisonum tenebat.** In die durch Wälder und Sümpfe unbewohnbare Gegend, welche Merewede[21]) (d. h. Sumpfwald) hieß, und die an dem Zuſammenfluſſe der Maas und der aus dem Rhein fließenden Waal lag, und wo bisher nur Jäger und Fiſcher zu wohnen pflegten, und die Biſchöfe von Utrecht[22]) und Cöln, und einige Äbte gemeinſame Beſitzung an Jagd und Fiſcherei hatten, und insbeſondre der Biſchof von Utrecht ein großes Alod beſaß[23]), in dieſen Sumpfwald zog Dietrich, welcher Argwohn gegen die Frieſen hegte, da durch ſie ſein Vater das Leben verloren, ſich zurück, nahm dieſes Land, fremdes Eigenthum, in Beſitz, baute daſelbſt eine Stadt (muthmaßlich Dordrecht) und belegte die durchſchiffenden Kaufleute mit dem ſchwerſten Zolle. Daß Dietrich III. mit ſeinen frieſiſchen Leuten die Niederlaſſung bewirkte, geht aus Alpert von Metz hervor. Denn an der Stelle, wo er umſtändlich von der nämlichen Niederlaſſung redet, von welcher Baldrich berichtet, erwähnt er Dietrichs II. gar nicht, ſondern erzählt nur im Allgemeinen. Ein Theil der Frieſen verließ ſeine Sitze, baute im Walde **Meriwido** Wohnungen und ließ ſich da nieder, verband ſich mit Räubern und fügte den Kaufleuten großen Schaden zu. Die Räuber vertheilten unter die Unterjochten das Land zur Ausrodung und zum Anbau, und machten ſie zinsbar. Die thieler Kaufleute, die überdies zu Klagen ſehr geneigt waren, kamen häufig bei dem Kaiſer um die Gnade ein, daß er ſie von dieſen Bedrückungen befreien möchte, und ſtellten ihm vor, wie, wenn er nicht abhälfe, ſie in Handelsgeſchäften nicht auf die Inſel, noch die Briten zu ihnen kommen könnten, und er ſo Verluſt an Einkünften erleide[24]). Zu dem Geſchreie der Kaufleute kamen die Klagen des Biſchofs Adelbold von Utrecht, welchem der größte Theil jener Beſitzung gehörte, die jetzt Graf Dietrich II. an ſich geriſſen. Dieſer war aus des Biſchofs Manne (Vaſallen) ein ihm unheilvoller Feind geworden, und erſchlug ihm in der Fehde manchen Ritter. Auf dem Tage zu Nimwegen im J. 1018, wo alle Landſaſſen über Dietrich III. klagten, gab der Kaiſer mit dem Rathe der Beſten dem Biſchofe von Utrecht den Auftrag, jene Orte anzuzünden und den Klagenden zurückzugeben. Der Jüngling Dietrich ließ ſich durch dieſes Gebot nicht zähmen, bat um Urlaub, hinweggehen zu dürfen, und ſagte, er werde es zu verhindern wiſſen[25]). Der Kaiſer gebot dem Herzoge Godfrid von Lothringen und den Biſchöfen von Cöln, Utrecht und Lüttich ein Heer zu vereinen. Sie verſammelten zahlreiche Scharen, die berühmteſten Männer enthaltend, aber gewohnt zu Roſſe zu kämpfen, nicht zu Schiffe und zu Fuße. Die Frieſen, welche den Wald bewohnten, zogen ſich bei ihrer Ankunft zu denen zurück, welche unter den Räubern eine kleine Feſtung (die obenerwähnte Stadt) bewohnten. Das Heer Godfrids und der Biſchöfe ſchiffte bei voller Fluth nach Flarindingen (Vlaardingen), wie dieſe Gegend der Frieſen hieß[26]), der Name Holland war nämlich damals noch nicht gebräuchlich, und der ſüdöſtliche Theil deſſelben hatte den beſondern Namen Vlaardingen von dem damals mehr bekannten Orte, während der allgemeine Name für das Land bis zur Maas Friesland war. Dietrich mit den wenigen Frieſen von dem zahlreichen Heer[27]) angegriffen, ſchien unterliegen zu müſſen, um ſo mehr, da ſeine Macht getrennt, indem ein Theil ſich in jener Feſtung befand. Doch nahm der Theil der Frieſen außerhalb der Feſtung eine Stellung, da er die Feinde ohne Roſſe ſah, und die Frieſen durch Bauernarbeit zum Kampfe zu Fuße geübt waren. Großen Vortheil brachte ihnen, daß das Gefild mit Gräben ganz durchſchnitten war. Als Dietrichs Gegner auf dieſe ſtießen, trugen die Bannerträger die Fahnen zurück, um ſich zum Empfange der Frieſen, wenn ſie einen Angriff beabſichtigten, auf ebenem Boden aufzuſtellen. Während die Banner des Herzogs zurückgetragen wurden, rief ein naher Räuber den Hinterſten zu: „Rette ſich, wer kann! der Herzog iſt von den Frieſen geſchlagen! Dieſes falſche Gerücht verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle. Ein paniſches Schrecken ergriff die Lothringer, und ſie wandten ſich zur Flucht nach dem Fluſſe, und viele fanden, bevor ſie die Schiffe ſchwimmend erreichten, den Tod. Der Herzog mit den tapferſten Männern ſtand wie verſteinert. Da brachen die Frieſen außerhalb, von den Städtern von der Flucht der Feinde durch Winke und Rufen benachrichtigt, aus ihrer Stellung hervor. Zugleich ſielen Räuber aus der Stadt. Der Herzog umringt, ward verwundet und nach tapfrer Gegenwehr gefangen. Dieſen Sieg, welcher unglaublich geſchienen, gewann Dietrich III. den 29. Sept. 1019. Er benützte ihn weiſe und ließ ſich nicht übermüthig machen, denn er gab dem gefangnen Herzoge die Freiheit unter der Bedingung, daß er bei dem Kaiſer und dem Biſchofe den Vermittler mache, und durch Godfrids Hülfe ward auch Biſchof Adelbert mit ſeinem Feinde Dietrich verſöhnt[28]. Welchen Namen ſich Dietrich III. bei den Kaiſern gemacht, und wie Dietrichs III. Enkel, Dietrich V., dieſes büßen mußte, lehrt die Urkunde vom J. 1064, durch welche er kund thut, wie er die Schenkungen, welche von dem Grafen Dietrich und ſeinen Söhnen der utrechter Kirche zur Zeit des Biſchofs Adelbold ungerechter Weiſe genommen worden, und für welche ſowol Kaiſer Heinrich (II.) als auch ſein (Heinrichs IV.) Großvater Konrad (II.) und ſein Vater Heinrich (III.) ſich vieler Mühe unterzogen, mehre Kriege geführt, und auch er (Heinrich IV.) viel Arbeit gethan, auf Verwendung und den Rath ſeiner Fürſten, des Erzbiſchofs Anno von Cöln, Sigfrids von Mainz, Eberhards von Trier, Athalberts von Bremen, Burchards von Halberſtadt, der Herzöge Friedrich, Gerhard und Godfrid, und andrer ſeiner Mannen, dem Biſchofe Wilhelm von Utrecht zurückgibt, nämlich in Crimpen vier Hufen vom Fluß Abeläs bis nach dem Merwede, von da bis nach Menkenesdrecht die Hälfte des ganzen Landes mit dem ganzen Diſtricte; desgleichen von Riede bei dem Merwede bis Slidrecht; desgleichen nach dem Merwede neben Dordrecht, von da nach Duule, von da nach Duuelhär, von da nach der Waal, von da wieder nach dem Merwede bis nach Dordrecht, nebſt der neuerbauten Kapelle, von Dordrecht nach Oſten bis Cordekems Höfſtadt, welches bei Werkenemunde; zu Holreta ſieben Hufen, zu Valkenburch acht Höfe, die Kirche zu Vlaardingen mit den Kapellen, Heylighelo mit den Kapellen, Pitthen Aldendorpe mit den Kapellen; dazu alle Grafſchaften in Holland mit allem, was zum königlichen Banne gehört; außerdem das Lehen, welches Graf Miroth vom Biſchof Adelbold in Sigisdirch bis nach Niues Muthen, von da aufwärts von der weſtlichen Seite des Rheines bis Bodegraven gehabt, und nach Miroth Godeſo, nach Godeſo Dietrich Bavo's Sohn, welchen Graf Dietrich vertrieben, und es dem heiligen Martin mit Gewalt genommen[29]. So lernen wir kennen, was Dietrich III. dem utrechter Biſthum entriſſen, und worin er ſich durch den Sieg in dem Merwede behauptete. Alle Grafſchaften in Holland hatte natürlich Adelbold nicht beſeſſen. Der König nimmt ſie Dietrichs III. gleichnamigem Enkel, weil ſie königlich und die Lehen noch nicht erblich waren. Zugleich iſt bemerkenswerth, daß auch im J. 1064, wo Holland zum erſten Male genannt wird, doch noch keine Grafſchaft Holland, ſondern nur Grafſchaften in Holland ſtattfanden. Graf Dietrich III. ſtarb nach dem Mönche von Egmond im J. 1039, ward zu Egmond begraben, und iſt der Graf Dietrich, welcher den Beinamen des Hieroſolymiten hat, welcher auf eine Wallfahrt nach Jeruſalem ſchließen läßt, und wovon auch Spätre, z. B. Johann von Leyden, erzählen. Dietrich III. hatte zum Bruder Sigfrid, Sicco genannt; war verheirathet mit Othilhild[30]. Ihre Söhne waren Dietrich IV. und Florenz II.

---

[20]) Dithmar von Merſeburg, S. 148.

[21]) Zur Beſtimmung der Lage dieſes Sumpfwaldes Merewede oder Meriwido, wie Alpert, oder Mirwidu (widu [ſächlich] bedeutet nämlich im Altteutſchen Wald, und Mir, verwandt mit Moor, Sumpf), wie Dithmar von Merſeburg hat, dient außer *Baldricus*, Noviamensis et Tornacensis Ep., Chron. Cameracense Lib. III. c. 19 auch die Urkunde Heinrichs IV. (bei *Boxhorn*, Theatrum Hollandiae, p. 96): In Merwede juxta Dordrecht, inde in Duble, in Duvelhaer, inde in Wael, inde iterum in Merwede usque in Dordrecht etc. Ein Überbleibſel des Namens dieſes großen Sumpfwaldes hat ſich in dem Namen der Merwe erhalten, welchen der Fluß von dem großen ihn umgebenden Sumpfwald erhalten hatte, denn *Alpert*, De diversitate temporum (bei *Eccard*, Corp. Hist. Med. Aev. T. II. p. 97, 118) erzählt Cap. VIII. wie im J. 1009 Nordmannen durch den Fluß per flumen Miriwido ſchiffen und bis Thiel vordringen, und Cap. XX. ſagt er vom Walde: in sylva Meriwido, de qua supra diximus; Fluß und Wald hieß alſo Miriwido (d. h. Sumpfwald) und der Fluß hatte von dem Walde den Namen.

[22]) Statt Trevirensis bei Baldrich iſt wahrſcheinlich Trejectensis (Trajectensis), da der Biſchof v. Utrecht auch in der Folge auftritt, zu leſen.

[23]) Dithmar von Merſeburg, S. 464.

[24]) Alpert, Cap. 20. S. 118 u. 119.

[25]) Dithmar, S. 262 u. 263.

[26]) Alpert, S. 119.

[27]) Baldrich, a. a. O.

4) **Dietrich IV.**, merkwürdig, daß dieſen Graf Dietrich V. gar nicht zählt[31], ſondern ſich ſelbſt den vierten Dietrich nennt. Zählt er ſeinen Vatersbruder nicht, weil er nicht Gelegenheit hatte, ihn zu erwähnen, oder war vielleicht Dietrich, Othelhilds Sohn, der Dietrich, welcher 1039 ſtarb, und überlebte vielleicht der Vater den Sohn, ſodaß Dietrich Othelhilds Sohn gar nicht zur Regierung kam, und was von ihm nach dem J. 1039 erzählt wird, auf Dietrich, Arnulfs und Luitgards Sohn, bezogen werden muß? Dem Alter nach könnte Dietrich, Arnulfs Sohn, ſehr gut bis 1048 eine thätige Rolle geſpielt haben, und dann ihm ſein zweiter Sohn Florenz unmittelbar gefolgt ſein, welcher nach dem Mönche von Egmond folgte, weil ſein Bruder Dietrich, Othelhild's Sohn, keine ehelichen Kinder hinterlaſſen, und nach dem großen belgiſchen Zeitbuche gar keine Frau gehabt. Da jedoch daraus, daß Dietrich V. ſeinen Vatersbruder nicht zählt, nicht mit Gewißheit gefolgert werden kann, daß er nicht zur Regierung gekommen, ſo ſtellen wir unter Dietrich IV., was andre von ihm erzählen, wenn es auch zu Dietrich III. gehören ſollte, nämlich ſeine (wenig zu beachtende) Fehde mit dem Grafen Balduin von Flandern wegen der Scheldeinſeln, ſeine Empörung gegen Heinrich III., ſeinen Fall in dieſem Kriege und das ſpätre Märchen von ſeinem Ende. Hermann der Gichtbrüchige nennt ihn den Markgrafen Dietrich von Phladirtingen (Vlaardingen); wahrſcheinlich hat er, wenn der Geſchichtſchreiber ſich nicht irrt, dieſe Würde von dem Kaiſer erhalten, da in jener Gegend allerdings ein Markgraf gegen die Raubfahrten der Nordmannen, welche, wie Dietrich von Metz beſchreibt, noch in den Jahren 1009 und 1010 in jene Gewäſſer drangen und gegen andre Seeräuber nöthig ſein mochte. Wie wir ſehen werden, war auch Dietrich nicht in immerwährender Empörung gegen den Kaiſer, ungeachtet er dem Stift Utrecht das Entriſſene nicht zurückgab. Daher kann der Kaiſer bei irgend einem Friedensvergleich ihm ſehr wohl die mark-

---

[28] Alpert, S. 118—120. Baldrich, 3. Bch. Cap. 19. Dithmar, S. 264—266. Der Mönch von Egmond S. 354 kennt die Veranlaſſung dieſes Krieges ſo wenig, daß er ſagt, Herzog Godfrid ſei von dem Kaiſer gegen den Gr. Dietrich, Arnulfs Sohn, geſchickt worden, weil Dietrich die Frieſen bekriegt, um den Tod ſeines Vaters zu rächen, da doch Heinrich II. ſelbſt, um ſeine Schwägerin Luitgard zufrieden zu ſtellen, die Frieſen bekriegt hat. Ein wunderbares Gemiſch von Sage und eigner Zuthat hat Johann v. Leyden S. 121 über Dietrichs III. Kriege.

[29] Urk. des Königs Heinrich IV. bei Joh. v. Leyden, S. 132.

[30] Urk. des Gr. Dietrich V. bei Miräus, S. 71. Der Mönch von Egmond S. 174 ſagt, daß ſie in Sachſen begraben, welches vermuthlich die Veranlaſſung gegeben, daß ſie Spätre zu einer Tochter des Herzogs von Sachſen machen (Magn. Chron. Belg. p. 97).

[31] Urk. bei Miräus, S. 72. Joh. v. Leyden S. 139 hat es ſich leicht gemacht, indem er ohne Umſtände in die Urkunde quintus für quartus geſetzt.

gräfliche Würde ertheilt haben, da Dietrich eben vorſchützen mochte, wie nöthig es ſei, daß jene von Seeräubern gefährdete Gegend nur einem Herrn gehörte; doch läßt ſich denken, daß der Biſchof von Utrecht nie raſtete und bei jeder günſtigen Gelegenheit den König von neuem anregte. Im Frühlinge des Jahres 1046 unternahm König Heinrich III., welcher Oſtern zu Utrecht feierte, eine Heerfahrt zu Schiffe, indem er nach Vlaardingen überſetzte, und einen Gau, welchen Markgraf Dietrich ſich angemaßt hatte, ihm entriß. Dieſes veranlaßte den Markgrafen, ſich gegen den Kaiſer zu empören und mit dem Herzoge Godfrid von Lothringen zu verbinden. Zur Kränkung des Kaiſers verheerte Dietrich im Jahre 1047 die benachbarten Bisthümer. Da unternahm Heinrich III. im Herbſte (1047) eine Heerfahrt zu Schiffe auf dem Rheine nach Friesland in damaliger Bedeutung, wie Lambert von Heersfeld ſich ausdrückt, oder nach Vlaardingen, wie Hermann das Land näher bezeichnet, und nahm zwei ſtarke Feſtungen Reinesburg und Vleerdingen ein[32]). Doch legten bei ſeinen weitern Unternehmungen die waſſerreichen Stellen im Lande Vlaardingen ihm große Hinderniſſe in den Weg, ſodaß er nicht mehr ausrichten konnte. Auf der Heimkehr folgten ihm die Gegner auf leichten Kähnen auf Räuberweiſe, griffen immer die Hinterſten an, und erſchlugen ſie, und brachten ſo dem kaiſerlichen Heere großen Verluſt bei. Als der kalte Winter des Jahres 1049 Brücken baute, verbanden ſich Ritter und Fürſten aus den Seegegenden mit den Biſchöfen von Lüttich, Utrecht und Metz, legten Dietrichen in Vlaardingen einen Hinterhalt, lieferten ein ſiegreiches Treffen, erſchlugen den Beſiegten und unterwarfen jenes Land dem Kaiſer. Kurz darauf nahm es Godfrid ein, ward aber auch von ihnen angegriffen, und ſo geſchlagen, daß er kaum entkam[33]). Der Mönch von Egmond erzählt von Dietrichs Tode nichts, als daß er, während er zu wenig Vorſicht brauchte, von ſeinen Feinden bei Dordrecht erſchlagen worden ſei. Der Verfaſſer der ſpätern Chronik der Grafen von Holland, aus welcher das große belgiſche Zeitbuch Stellen aushebt, ſtrebte umſtändliche Erzählungen zu liefern, und war daher genöthigt, aus unverbürgter Sage zu ſchöpfen, und wo dieſe auch nicht ausreichte, ſelbſt zu erfinden. Daher folgendes Märchen, deſſen Inhalt darum nicht übergangen werden kann, weil es Neuere in die beglaubigte Geſchichte Dietrichs ſo ohne Unterſcheidung miſchen, als wenn ſie Thatſachen berichteten. Graf Dietrich wird im neunten Jahre ſeines Grafenthums von den oberländiſchen Fürſten zu einem Turniere nach Lüttich geladen, und erſcheint mit vielen Rittern und Baronen. Beim Speerrennen am zweiten Tage tödtet er unverſehens den Bruder des Erzbiſchofs von Cöln und entflieht auf einem Renner, nachdem er die Seinigen zerſtreut und verſteckt. Doch erſchlagen die Blutsfreunde des Erzbiſchofs aus Rache zwei ausgezeichnete Ritter des Grafen. Dieſer verbrennt, nach Holland heimkehrend, ſämmtliche Schiffe der Kaufleute aus dem cölner und lütticher Lande, ſeine Ritter zu rächen. Die Biſchöfe von Cöln und Lüttich ſammeln eine unermeßliche Ritterſchaft mit Hülfe des Markgrafen von Brandenburg[34]), kommen erbittert nach Holland, werden verrätheriſch durch einige Bürger von Dordrecht in Dordrecht eingelaſſen, und wollen von hier aus ganz Holland verheeren. Der Graf, ſehr bewegt, vereinigt ein auserleſenes Heer, kommt vorſichtig in einer Nacht mit Hülfe des Herrn Gerhard von Butte nach Dordrecht, ordnet in den Straßen die Schlachthaufen, und metzelt über 400 Edle, die ſich nichts verſehen, nebſt einigen Mannen nieder. Die Biſchöfe mit dem Markgrafen und der übriggebliebenen auserleſenen Ritterſchaft fliehen heimlich aus einem der Stadtthore, viele von den Ihrigen haben ſich jedoch hier und da in den Häuſern verborgen. Den Tag darauf geht der Graf mit Wenigen an die Stadtmauern ſpazieren, kommt durch eine enge Gaſſe, wo viele Feinde verborgen ſind, wird von einem derſelben durch einen vergifteten Pfeil am Schenkel verwundet, ſtirbt den dritten Tag darauf, den 15. Mai, und die Straße, wo er verwundet worden, wird noch bis auf den heutigen Tag die Grafenſtraße genannt[35]). Man vergleiche dieſe Erzählung mit dem Berichte der beglaubigten Geſchichte, welchen wir oben mittheilten, und wird urtheilen, ob beide, wie in neuern Geſchichtswerken geſchieht, zuſammengeſchmelzt werden dürfen.

5) **Dietrich V.**, des Grafen Florenz I. und Getruds Sohn, Dietrichs III. Enkel, war noch unerwachſen, als ſein Vater im J. 1061 erſchlagen ward, und folgte ihm unter der Vormundſchaft ſeiner Mutter. Dieſe nahm im J. 1064 Robert, der jüngre Sohn des Grafen Balduin, zur Frau, und erlangte ſo auch die Grafſchaft Friesland[36]). Im nämlichen Jahr erhielt (1064) der Biſchof Wilhelm von Utrecht durch den König Heinrich IV. nicht nur alles wieder, was dem Stifte Dietrichs V. Großvater entriſſen, wie wir unter Dietrich III. ſahen, ſondern auch alle Grafſchaften in Holland, wozu der König Recht hatte, da ſie königliche Lehen waren. Nicht blieb es bei bloßer Schenkung aller Grafſchaften an den Biſchof. Herzog Godfrid mit dem Höcker mit dem Biſchofe Wilhelm von Utrecht und einem königlichen Heere vertrieb den Stiefvater Dietrichs aus Holland, und unterwarf das Land[37]). Der aus Holland vertriebene Robert gewann die Flanderer gegen Arnulf, den Sohn und Nachfolger ſeines Bruders. Arnulf, vom Könige Philipp von Frankreich unterſtützt, ward in der Schlacht 1072 erſchlagen, und Arnulfs Mutter Richild und Robert gefangen und gegeneinander ausgewechſelt. So gelangte Dietrichs V.

---

32) Lambert von Heersfeld, Krauſe'ſche Ausgabe, S. 6.

33) Hermann. Contractus, Chron. Uſſermann'ſche Ausg. S. 215, 219, 220, 221.

34) Daß der Markgraf von Brandenburg hier eine Rolle ſpielt, zeigt das Zeitalter der Erfindung der Erzählung an, nämlich die Zeit, als die Grafſchaft Holland an einen Sohn des Königs Ludwig des Baiern gekommen und ein andrer Sohn des Königs Markgraf von Brandenburg war. Da mußte die Gegenpartei in Holland allerdings im Markgrafen von Brandenburg ein Schreckbild ſehen.

35) Magnum Chronicon Belgicum ex Chronicis Comitum Hollandiae, p. 114.

36) Der Mönch von Egmond, S. 255.

37) Derſelbe.

Stiefvater zur Grafſchaft Flandern[38]. Herzog Godfrid mit dem Höcker von Niederlothringen fand im J. 1076 zu Antwerpen durch einen Meuchelmörder ſeinen Tod. Wie Lambert von Heersfeld (S. 206) erzählt, glaubte man, daß es durch Nachſtellung Roberts von Flandern geſchehen, Sigbert von Gemblours (S. 842) ſagt nur im Allgemeinen, daß Herzog Godfrid von einem Meuchelmörder tödtlich verwundet worden, der Mönch von Egmond nennt ihn nämlich Gillebert, den Knecht Dietrichs V. Durch weſſen Veranſtaltung auch Godfrid erſchlagen ſein mag, ſo konnte doch ſein Tod Dietrich V. nicht anders als ſehr gelegen kommen. Dieſer, nun zum Jünglinge kräftig erwachſen, wollte des väterlichen Erbes ſich nicht länger berauben laſſen, ſammelte ſo viel er vermochte, zog, von ſeinem Schwiegervater unterſtützt, gegen das feſte Schloß Selmunde, wo er den Biſchof Konrad von Utrecht wußte, und legte es in Aſche. In der Schlacht fielen mehre namhafte Männer und viele andre auf die Seite der Feinde. Der Biſchof Konrad ward gefangen und freigelaſſen. Zwar berichtet der Mönch von Egmond die Bedingungen nicht, doch haben die ſpätern Chroniken der Grafen von Holland im großen belgiſchen Zeitbuche (S. 131) dieſes Mal ſchwerlich Unrecht, wenn ſie ſagen, daß der Biſchof Holland habe aufgeben müſſen. Dietrich V. iſt der erſte, der ſich Grafen von Holland (eigentlich der Holländer, Hollandensium Comes) nennt; in der zu Vlaardingen 1083 ausgeſtellten Urkunde, in welcher er die Schenkungen ſeiner Vorfahren an das Kloſter Egmond beſtätigt, und den Gotteshausleuten in ſeiner ganzen Grafſchaft Zollfreiheit ertheilt. Er redet nur von einer Grafſchaft, und hat alſo die frühern Gaugrafſchaften in Holland in eine einzige Grafſchaft vereinigt. Er iſt alſo als der eigentliche Stifter der Grafſchaft Holland anzuſehen, während ſeine Vorfahren nur den Grund dazu legten. Daß aber Dietrich V. aus den Gaugrafſchaften in Holland eine einzige Grafſchaft bilden konnte, hierzu ließ ihm der damalige verwirrte Zuſtand des Reichs freie Hand, da Heinrich IV. durch den großen langen Sachſenkrieg die Hände gebunden waren. Auch finden wir Dietrichen unter den Empörern aufgeführt, da unter dem Folgenden doch wol kein andrer als Graf Dietrich von Holland zu verſtehen iſt, und auch ſo z. B. von Eccard[39] darunter verſtanden wird. Der Annalista Saxo S. 592 berichtet zum Jahr 1101: Graf Heinrich von Linthburg (Limburg) mit dem Grafen Dietrich empört ſich gegen den Kaiſer; daher belagert der Kaiſer ſein Schloß Lintburg, zerſtört es, und der Graf ſelbſt ergibt ſich endlich in die Gewalt des Kaiſers. Was des Grafen Heinrichs Bundesgenoſſe Dietrich für ein Schickſal gehabt, wird nicht geſagt, daher läßt ſich ſchließen, daß der Kaiſer, mit Beſiegung des Grafen von Limburg zufrieden, den Grafen von Holland nicht weiter verfolgt habe. Auch befreite dieſen der Tod von aller Verfolgung, denn er ſtarb noch im nämlichen Jahre (1101)[40]. Seine Gemahlin war Othilhild[41], und ſein Sohn und Nachfolger Florenz II.

6) **Dietrich VI.**, ältrer Sohn und Nachfolger Florenz II. des Dicken und Enkel Dietrichs V. Als ſein Vater 1122 ſtarb, war Dietrich VI. noch unerwachſen. Daher führte ſeine Mutter Petronella die Regierung. Sie war eine Schweſter des Herzogs Lothar von Sachſen, der 1125 den Königsthron beſtieg, und ſich ſeines Neffen Dietrichs VI. huldreich annahm, und deſſen Beſitzungen ſelbſt auf Koſten Dritter vergrößerte. Wenn bei dieſer Gelegenheit Johann von Leyden (S. 250) ſagt: „Kaiſer Lothar nahm die Grafſchaft Ooſtergoe von der utrechter Kirche hinweg, weil er ſie laut der alten Privilegien der Grafſchaft Holland wieder einverleibte," ſo iſt das wieder zu viel. Das große belgiſche Zeitbuch (S. 166) ſagt mit Recht blos, daß, laut der alten Privilegien, Lothar die Gräfſchaften von Ooſtrogouwe und Weſtrogowe der Grafſchaft Holland einverleibt habe. Die Grafſchaft Ooſtrogouwe und Weſtrogowe hatte zuletzt, bevor ſie an das Biſthum Utrecht kam, Markgraf Ekbert II. von Meißen zu Lehen gehabt. Als im J. 1086 Ekbert wegen ſeiner Empörung durch den Spruch eines Fürſtengerichtes geächtet, und ſeine Lehen dem Kaiſer zugeſprochen wurden, gab Heinrich IV. von dieſen Lehen eine Grafſchaft Frieslands, Namens Ooſtrogouwe und Weſtrogowe dem Biſthum Utrecht zu eigen[42]. Kaiſer Lothar nahm dieſe Grafſchaft dem Biſthum Utrecht wieder ab, und ertheilte ſie ſeinem Neffen, dem Grafen Dietrich VI. von Holland. Den harten Winter des Jahres 1132 ergriff Dietrich VI. als eine günſtige Gelegenheit, ſich an den Weſtfrieſen wegen der ihm häufig angethanenen Kränkungen zu rächen. Mit zahlreich verſammelter Ritterſchaft zog er in den Kampf. Als er nach Alkmaar gekommen, hielten die Frieſen den Angriff ſeines Heeres nicht aus. Sie vereinigten ſich im innern Friesland, und leiſteten nach Kräften Widerſtand. Ganz Friesland war durch das Eis wegſam geworden. Die Ritter des Grafen ſteckten viele Dörfer in Brand, raubten Rinder, Pferde, Kleider und andres Bewegliche, führten viele gefangne Frieſen mit ſich, und kehrten als Sieger zum Grafen zurück. Aber dieſer Sieg ward Vielen, ja faſt dem ganzen Holland, zum Verderben oder Tode. Der Graf hatte nämlich einen Bruder, Florenz geheißen, dieſer war lebhaft von Geiſte, begierig nach Ruhm, durch ſüße Rede

---

[38] Sigbert von Gemblours, S. 840.

[39] *Eccard*, Corp. Hist. Med. Aev. T. I. Regiſter.

[40] Der Mönch von Egmond, S. 90.

[41] Dietrich V. ertheilt auf Othilhilds Verwendung dem Abte Stephan von Egmond und ſeinen Nachfolgern die Gerichtsgewalt zu Alkmere oder nach andrer Lesart Alkmäs (judiciariam potestatem), welche Ambocht (Amt) heißt, Urk. von 1083 bei Miräus, S. 72 vgl. mit der Recenſion bei Joh. von Leyden, S. 240 und dem Berichte des Mönchs von Egmond, S. 355. Nach dem Magn. Chron. Belg. ex Chronicis Comitum Hollandiae, p. 131 iſt Uthilhild oder Rothild eine Tochter des Herzogs von Sachſen, wie ſchon die frühere Othilhild, Dietrichs III. Gemahlin, weil nämlich ein Graf von Holland, wie wir ſehen werden, Petronella, eine Schweſter des Herzogs Lothar von Sachſen (des nachmaligen Kaiſers) zur Gemahlin hatte; ſo geben die ſpätern Chroniſten auch andern Gemahlinnen der Grafen von Holland, deren Abkunft der Mönch von Egmond nicht meldet, die ſächſiſche Abkunft.

[42] S. Urk. bei F. Wachter, Geſchichte Sachſens. II. Bd. S. 65 u. 66.

einnehmend, artig gegen Jedermann, Alt und Jung, Weltlich und Geiſtlich, aber ein heftiger Widerſacher ſeiner Feinde. Dieſes alles hatte keinen geringen Neid gegen ihn erregt. Durch Ohrenbläſer hatte er ſeiner damals noch über die ganze Grafſchaft herrſchenden Mutter und ſeines Bruders Huld verloren. Aber je weniger er den Seinen gefiel, um ſo mehr trachtete er Fremden zu gefallen, und gefiel ihnen. Einige Edle vereinigten ſich mit ihm, und das Volk, einer neu aufgehenden Sonne ſich gern zuwendend, folgte ihm mit Gefahr ſeines Vermögens und Lebens. Mächtig freuten ſich die Frieſen über die Zwietracht der Brüder, ſandten eine Botſchaft an Florenz, und verſprachen ihm, wenn er zu ihrer Partei übergehen wollte, die Herrſchaft über ganz Friesland. Der entſchloſſene Jüngling begab ſich zu ihnen, fand ſie zu jeder Unternehmung, die er mit ihnen ausführen wollte, bereit, blieb ein Jahr, nämlich vom Auguſt (1132) zum Auguſt (1133) in Friesland, und ſuchte mit den Frieſen ſeinem Vaterland ſo viel Unheil als möglich zuzufügen. Die Frieſen, der durch Dietrichs VI. Heer erlittenen Beſchädigungen eingedenk, verbrannten die Kirche zu Alkmaar und den ganzen Markt, und bereicherten ſich durch große Beute. Unterdeſſen faßten viele Bauern, und meiſtens aus der Grafſchaft Holland, im Schmerz über die großen Bedrückungen, welche ſie erdulden mußten, und von eitler Hoffnung zur Freiheit entflammt, den Entſchluß, den Grafen Dietrich VI. zu verlaſſen und dem Florenz anzuhängen, und mit den Frieſen unter einem Heerführer ein Volk zu bilden. Sie verſprachen durch Geſandte ihm Huldigung, und empfingen ihn, als er erſchien, voll Ergebenheit. Die Verſchwornen bildeten eine ſtarke Macht, und führten ihn, da Niemand, ſelbſt Graf Dietrich nicht, obgleich er mit vielen ſich entgegenſtellte, Widerſtand zu leiſten vermochte, bis nach Harlem, und verbrannten mit den Frieſen unter den Augen des Grafen die Häuſer der alten Grafen, und die ringsum liegenden Wohnungen. Nach dieſer frechen That eilten die Frieſen, deren Sitte es war, niemals, oder nur höchſt ſelten, außerhalb ihrer Grenzen zu übernachten, mit ihrem Anführer heim, und ließen ihre Genoſſen der Verſchwörung in höchſter Gefahr zurück. Der Graf verbrannte ihre Häuſer, zerſtörte oder nahm ihnen alle ihre Habe, und triumphirte über ſie, wie er nur wollte. Während deſſen drang der Ruf von der brüderlichen Zwietracht zu des Kaiſers Lothar's, ihres Oheims, Ohren. Er ſandte einen ſeiner Fürſten und gebot ihnen, Frieden zu ſchließen, wenn ſie ſeine Freundſchaft und Huld haben wollten. Obgleich mit vieler Schwierigkeit wurde doch zwiſchen den Brüdern voller Friede zu Stande gebracht, und auch die Urheber der Zwietracht auf beiden Seiten mit eingeſchloſſen. Mehr noch als durch den Frieden ward durch Florenzens frühen Tod Dietrichs Herrſchaft über Holland ſicher geſtellt. Die Dienſtmannen der Erbtochter des verſtorbenen Arnold's von Rothem faßten nämlich, von dem Rufe der Tapferkeit des jungen Helden veranlaßt, den Entſchluß, ihn zu ihrem Herrn zu wählen, und mit dem jungen Fräulein zu verheirathen, riefen ihn deshalb zu ſich, wurden ſeine Mannen, und wieſen ihm die Feſtungen und Alode des Mädchens an. Doch des Fräuleins Mutterbruder und Vormund, Hermann von Ärnesberg, Grafen von Cuyk, konnten ſie weder durch Geſchenke, noch Bitten zur Einwilligung in die von ihnen beſchloſſene Heirath bewegen. Florenz ergriff gegen den ſtörriſchen Vormund des Fräuleins das Schwert der Verheerung, und Viele ſtanden ihm bei, da er des Kaiſers Neffe war. Hermann genoß der Hülfe ſeiner Brüder, Godfrids von Delnyk und des Biſchofs Andreas von Utrecht, vorzüglich des letztern. Die Bürger von Utrecht unterſtützten aus Rückſicht auf den Grafen Dietrich und aus Furcht vor dem Kaiſer Florenzen nach Kräften, und ließen ihn, ſo oft er wollte, in die Stadt und aus derſelben. Als er aus ihr einſt, keinen Hinterhalt argwöhnend, nur mit zehn Rittern geritten, ward er plötzlich von Godfrid und Hermann mit vieler Ritterſchaft umzingelt und erſchlagen (im J. 1133)[43]. Den Kaiſer ſchmerzte ſehr der Tod ſeines Neffen. Er vertrieb mit Hülfe des Grafen Dietrichs von Holland die Brüder Hermann und Godfrid aus dem Lande, und verbannte ſie. Als aber der Kaiſer ſich hinwegbegeben[44], kehrten die Brüder alsbald heim. Im J. 1136 mußten ſich zwölf Geiſeln des Grafen Godfrid von Cuyk in des Kaiſers Gewalt geben. Godfrid ſelbſt und ſein Bruder Hermann wurden in ihrem Salland (terra Salica) nach altem Brauche geächtet[45]. Zum Glücke für ſie ſtarb der Kaiſer 1137, und ſie kehrten ſogleich in ihre Heimath und als Mannen des Grafen Dietrich in deſſen Freundſchaft und Frieden zurück[46], da ſich der Bruder des Erſchlagnen verſöhnlicher als der Oheim zeigte. Im J. 1138 that Dietrich eine Pilgerfahrt nach Jeruſalem, nahm ſeinen Weg über Rom und brachte das reynsburger und egmonder Kloſter, von welchen das erſtre ſeine Mutter Petronella geſtiftet, dem heiligen Petrus dar[47]. In Dietrichs und ſeiner Gattin Sophia Gegenwart wurde den 7. Oct. 1144 die Kirche zu Egmond vom Biſchofe

---

[43] Der Mönch von Egmond, S. 357 u. 358. Der Annaliſta Saxo bei *Eccard*, Corp. Hist. Med. Aev. p. 666. Chronica Regia S. Pantaleonis ebendaſelbſt, S. 929.

[44] Anders läßt es ſich nicht denken, wenn der Mönch von Egmond zum Jahre 1133 ſagt, der Kaiſer würde den Tod ſeines Neffen gehörig gerächt haben, wenn ihn der Tod nicht zum großen Glücke für Hermann und Godfrid hinweggenommen. Der Kaiſer ſtarb aber ja noch nicht, ſondern hatte nur keine Zeit, lange in Holland zu verweilen. Oder man muß mit *Mascov*, Commentarius de rebus Imperii sub Lothario II. p. 78 u. 79 annehmen, der Kaiſer habe erſt 1136 die Mörder ſeines Neffen verfolgt. Aber es iſt nicht wahrſcheinlich, daß der Schmerzerfüllte ſo lange gewartet haben würde. Wir nehmen deßhalb zwei Verfolgungen durch den Kaiſer an, nämlich im J. 1133 und 1136, und zwei Rückkehren der Geächteten, und in Beziehung auf letztre hat der Mönch von Egmond allerdings Recht, daß den Geächteten der Tod des Kaiſers ein Glück war.

[45] Der Annalista Saxo, p. 672. Chron. Reg. S. Pantaleonis, p. 930. Daß Godfrid und Hermann, wie Trithemius, Chron. Hirsaug. z. J. 1133 erzählt, nicht enthauptet worden, geht aus einer Urk. des Biſchofs Konrad III. von Utrecht vom J. 1145 (bei Miräus S. 105) hervor, wo Graf Hermann von Cuyk und ſein Bruder Godfrid als Zeugen erſcheinen.

[46] Bulle des Papſtes Innocenz bei Johann von Leyden, S. 156.

[47] Joh. v. Leyden, S. 157.

Heribert von Utrecht geweiht. Den Grafen von Holland war das Biſthum Utrecht immer ein Speer in der Seite, und ſie drangen oft in ſein Gebiet. Dietrich VI. war nicht der letzte darunter, wurde aber nach vielen Einfällen und Schäden von beiden Seiten durch den Biſchof, welcher aus der Hand des Königs Konrad die Grafſchaften Oſterghoe und Weſterghoe wieder erhalten[48]), vermittels des Bannes dahin gebracht, daß er barfuß ihm zu Fuße fiel, um Ablaß bat und Beſſerung (d. h. Schadloshaltung) verhieß. Dietrichs Schwager, Pfalzgraf Otto von Rinecke, Bruder der Gräfin Sophia, ward in der Fehde mit dem Biſthum Utrecht durch einen Hinterhalt im J. 1144 gefangen, und mußte, um die Freiheit wieder zu erlangen, geloben, nichts mehr gegen das Biſthum zu unternehmen. Nach des Biſchofs Heribert von Utrecht Tod entſtand ſowol unter den Geiſtlichen, als unter den Laien, wegen der Biſchofswahl große Zwietracht, da ein Theil Friedrichen, den Sohn des Grafen Adolf von Honele, der andre Hermann, Propſt zu St. Gernon von Cöln, wählte. Alle Grafen der Kirche, Heinrich von Geldern und Dietrich von Holland wollten Hermann auf den biſchöflichen Stuhl heben, alle Dienſtmannen und Bürger der Städte Utrecht und Deventer und die Bauern hingen Friedrichen an. Aber die Partei der Edeln unterdrückte, wie gewöhnlich, die andre Partei, und der Graf von Holland führte Hermann mit Heeresmacht in das Biſthum ein, und dieſer ward auf dem Cardinalsgericht in Lüttich beſtätigt und Friedrich verworfen. Die Frieſen von Drecherne drangen 1155 verheerend in die Grafſchaft Holland bis zum Dorfe Schagen, und wurden hier von den Rittern von Harlem und Okerthorp geſchlagen. Graf Dietrich VI. von Holland ſtarb im J. 1155[49]). Ihm folgte ſein Sohn Florenz III. Sein Sohn Dietrich war 1151 in einem Alter von 12 Jahren geſtorben[50]). Außer dieſen hatte Dietrich VI. von ſeiner Gemahlin Sophia, der Tochter des Pfalzgrafen Otto von Rinecke, noch den Grafen Otto von Bentheim, den Biſchof Balduin[51]), den Propſt Dietrich, den Präſes (Vicegraf) Peregrin von Zeeland, die Äbtiſſin Sophia von Fontinelle, die Nonne Hedwig und das ſchöne Fräulein Petronilla[52]). Nach Johann von Leyden hatte Dietrich VI. auch einen natürlichen Sohn, Robert.

Dietrich VII., Sohn Florenz des III. und Ada's von Schottland, Enkel Dietrichs VI., heirathete 1186 Alheid, die Schweſter des Grafen Dietrich des Jüngern von Cleve, folgte ſeinem Vater 1190 in der Regierung. Nach dem Tode des Biſchofs Balduin II. von Utrecht (des Sohnes Dietrichs VI.), im J. 1196, erfolgte eine zwieſpaltige Biſchofswahl. Von der einen Partei ward der Großpropſt Dietrich von Utrecht, des verſtorbenen Biſchofs Balduin Bruder (Dietrichs VI. Sohn), von der andern der Propſt Arnold von Deventer, geborner Graf von Iſenburg, gewählt. Das Biſthum befahl Kaiſer Heinrich VI. dem Grafen Dietrich VII. von Holland. Während dieſer Utrecht und das Umliegende beſetzte und regierte, unterwarf ſich der Graf von Geldern den ſüdöſtlichen Theil des Biſthums. Nach langem Streite kam es zu der Schlacht an dem Fleymenberge. Viele auf des Grafen Otto Seite geriethen in Gefangenſchaft, die Übrigen wurden geſchlagen. Graf Dietrich gewann einen unverhofften Sieg. Die Erwählten, Dietrich und Arnold, welche nach Rom gereiſt, führten im J. 1197 ihren Streit vor dem päpſtlichen Stuhl. Ungeachtet Dietrich vom Kaiſer durch Ring und Stab die Episkopalien erhalten hatte, zog ſich die Entſcheidung des Streites doch in die Länge. Arnold ſtarb im Monat Juni, Dietrich empfing die Weihe, verſchied aber auch auf dem Heimwege zu Pavia. Kaiſer Heinrich VI. ging im J. 1197 aus dieſem Leben. Die Reichsfürſten hatten ſeinem jungen Sohne Friedrich bereits Treue geſchworen, hielten ſich aber daran nicht, weil das Kind noch nicht getauft geweſen. Doch hing ein Theil des Kindes Oheime, dem Herzoge Philipp von Schwaben, an. An der Spitze der Gegner, der Hohenſtaufen, ſtand der Erzbiſchof von Cöln, zog unter andern Reichsfürſten auch den Grafen Balduin von Flandern und den Grafen Dietrich auf ſeine Seite, und ſetzte mit ihnen Otto von Braunſchweig auf den Thron. Der andre Theil wählte Philipp von Schwaben zum König, und ſo ward Dietrich deſſen Gegner. Früher war Dietrich in den Bruderkrieg verwickelt, der im J. 1197 ſein Ende erreichte. Wilhelm, Dietrichs VII. Bruder, war nämlich nach des Vaters Tode, welcher zu Antiochien auf der Kreuzfahrt geſtorben, von Jeruſalem heimgekehrt und von ſeinem Bruder, dem Grafen Dietrich VII., gütig empfangen und brüderlich gehalten worden. Allmählig jedoch ward er ſtrenger behandelt und vom Bruder hintangeſetzt. Daher mied er des Bruders Gegenwart, verſchwor ſich mit einigen Rittern und nahm zu den Frieſen des Drechtega's und ihren Verheißungen ſeine Zuflucht. Mit ihrer Hülfe machte er häufige Einfälle in das Gebiet der Grafſchaft Holland, wo ſie an Friesland grenzte. Ihren Angriffen Einhalt zu thun, kam die Gräfin Sophia mit einem Heere nach Egmond, da ihr Gemahl Dietrich auf Zeeland wegen des Krieges gegen den Grafen Balduin weilte[53]), welcher in Zeeland eingedrungen war, um Walchern zu erobern[54]). Mit bewundernswerthem Geiſte leitete Dietrichs Gattin die Einzelnheiten der Kriegsangelegenheiten gegen die Frieſen, war in allem unermüdet und gewann die Freundſchaft der Alten und

---

48) Der Mönch von Egmond, S. 359. 49) Derſelbe, S. 358—360. Wenn Anſelm von Gemblours (bei *Pistorius*, Scriptt. Struve'ſche Ausg. S. 977) zum Jahre 1165 erzählt: Graf Philipp von Flandern und ſein Bruder Matthäus, Graf von Bologne, und Herzog Godfrid von Löwen (wegen ſeines Sitzes wird der Herzog von Niederlothringen ſo genannt) unternehmen mit faſt 7000 Schiffen (kleinen Fahrzeugen) einen Kriegszug gegen den Grafen Dietrich von Holland, der ſich ergeben muß und lange vom Grafen von Flandern gefangen gehalten wird, und Piſtorius (Regiſter) dieſes auf Dietrich VI. bezieht, ſo iſt zu bemerken, daß Anſelm ſich in dem Namen irrt, und nicht Dietrich VI, ſondern ſein Sohn und Nachfolger Florenz III. verſtanden werden muß. 50) Der Mönch von Egmond, S. 360. 51) Nämlich Biſchof Balduin II. von Utrecht. 52) Magnum Chronicon Belgicum, p. 166, verglichen mit Johann von Leyden, S. 150.

53) Der Mönch von Egmond, S. 364 u. 365. 54) Magnum Chronicon Belgicum, p. 226.

Fürſten der Frieſen, auch der Drenocher, welche ſie zu ſich eingeladen hatte. Auch Biſchof Balduin II. von Utrecht, der damals noch lebte, kam nach Egmond und ſuchte einen Weg, ſeine feindlichen Brüder unter ſich zu verſöhnen, mußte aber, ohne ſeinen Wunſch erreicht zu haben, heimkehren. Wilhelm ſuchte die Entſcheidung durch das Schwert, kam mit einem äußerſt zahlreichen Heere der Frieſen nach Alkmaar. Die Ritter der Gräfin nahmen ihre Gegenſtellung zu Kennemar. Die Frieſen fürchteten im Rücken umgangen zu werden, ſtellten ſich am jenſeitigen Ufer des Fluſſes zum Kampf auf, doch auf die Flucht bedacht, wurden ſie unerwartet von den kennemarer Rittern angeritten, und Wilhelm mußte, um nicht ganz umringt zu werden, die Flucht ergreifen. Doch waren die Frieſen ſo gerecht, nicht dieſem, ſondern ſich ſelbſt die Schuld des Unſieges beizumeſſen, und ſchloſſen ſich noch enger an ihn an. Die Nachricht von dieſem Siege verdoppelte die Freude des Grafen Dietrich, der ſo eben ſelbſt auch das Schwert glücklich geführt. Als er ſiegreich aus Flandern zurückgekehrt, kam Biſchof Balduin wieder nach Egmond, ſo auch die andern Brüder des Grafen, Propſt Dietrich und Otto von Bentheim, und die verwitwete Gräfin Ada, und verhandelten den Frieden. Bei den verſchiedenen Rathſchlägen waren die Bitten Ada's vorzüglich verderblich, da ihre Mutterliebe Wilhelmen begünſtigte. Da kehrte Biſchof Balduin, der nichts erreichte, nach Harlem zurück, wo der Graf weilte. Der Propſt blieb und hatte eine Zwieſprach mit Wilhelm, durch welche der Friede auf eine gewiſſe Friſt zu Stande kam. Der Biſchof und der Propſt bewirkten dann auch eine Zuſammenkunft der feindlichen Brüder zu Harlem, wo ſie miteinander dahin übereinkamen, daß Wilhelm vom geervlieter Zoll, als ſeinem Erbtheile, jährlich 3000 Mark und die Grafſchaft Oſtfriesland erhalten und ſich dahin begeben ſollte. Er that es, und nach langem Streite mit Heinrich dem Kranich machte er deſſen Feſtung, zur Rächung der von ihm erſchlagnen Frieſen, der Erde gleich, unterwarf ſich die Heinrichs Herrſchaft unterthanen Frieſen und übertrug auf ſich die Einkünfte mit ihrer Einwilligung. Nicht lange darauf kam Wilhelm zu ſeiner Mutter, und wurde von ihr und andern Getreuen gewarnt, nicht zu ſeinem Bruder, dem Grafen Dietrich, welcher damals auf dem Schloſſe Horſt weilte, zu gehen, denn er werde ohne Zweifel gefangen werden. Er kam, ward von ſeinem Bruder mit mißgünſtigen Augen angeſehen und, als er eines Tages ſich zu Tiſche ſetzen wollte, von ſeinem Feinde Heinrich und den übrigen Dienſtmannen, namentlich des Stiftes Utrecht, welches der Graf damals verwaltete, unter den Augen und mit Bewilligung ſeines Bruders (im J. 1197) gefangen und eingekerkert. Nach einiger Zeit war er ſo glücklich zu entrinnen, kam zum Grafen Otto von Geldern, mit deſſen Tochter er verlobt war, und heirathete ſie. Im nämlichen Jahre (1197) verſöhnten ſich Graf Otto und Graf Dietrich, und dergeſtalt, daß Letztrer ſeine Tochter Alheid mit des Erſtern Sohne Heinrich verlobte; doch ſtarb dieſer Knabe nicht lange darauf. Im J. 1198 drang Dietrich VII. zur Winterszeit in Friesland ein und erſchlug viele von den drenocher Frieſen. Propſt Dietrich von Mäldrecht beſtieg im J. 1198 durch Wahl der Geiſtlichkeit und Begünſtigung der Grafen Dietrich und Otto den biſchöflichen Stuhl von Utrecht. Dieſen Biſchof bekriegte der Graf von Holland im J. 1202. Bei den Verheerungen wurde unter andern die Kirche zu Nortſen verbrannt. Bei Wiederherſtellung des Friedens mußte der Biſchof dem Grafen Geiſeln geben. Der Graf eroberte den Buſch, eine Feſtung des Herzogs von Löwen (wie der Herzog von Niederlothringen wegen ſeines Sitzes zu Löwen genannt ward), gewann unermeßliche Beute, fing des Herzogs Bruder Wilhelm, und Heinrich von Cuyk, und viele Andre, ſowol Ritter als Fußvolk. Der Herzog zog zur Rächung der erlittnen Unbill eine große Heeresmacht ſowol der Seinigen als andrer Fürſten und Edeln, nämlich des Erzbiſchofs von Cöln, des Biſchofs von Lüttich, des Herzogs von Limburg, des Grafen von Flandern und einiger andern Grafen, zuſammen, und griff den Grafen von Holland bei Huesden an. Allen ſchien es ein Wunder, daß Dietrich VII. ſich einem ſo mächtigen Heere ſo vieler Fürſten entgegen zu ſtellen wagte, zumal da ſein Heer ſich noch nicht vereinigt hatte. Er mußte ſein Vertrauen auf ſeine frühern Siege zur Gnüge büßen, denn er ward gefangen (vor Mariä Geburt 1202). Als der Biſchof von Utrecht die Grafſchaft Holland ohne Schirmherrn ſah, verbrannte er Orte derſelben und brachte Beute zuſammen; aber überall ging es ihm nicht glücklich, da viele Ritter, Reiter und Fußvolk ſeines Heeres gefangen wurden. Der Herzog und der Graf Dietrich verſöhnten ſich, nachdem dieſer 2000 Mark gegeben. Von ſchwerer Krankheit ward Dietrich VII. im J. 1203 zu Utrecht ergriffen, verzweifelte an ſeinem Leben und verlangte nach der Gegenwart ſeines Bruders, um ſeiner Sorgfalt ſeine Tochter Ada anzuempfehlen, und mit den übrigen Fürſten Vorſorge für die Grafſchaft zu nehmen. Dieſes aber verhinderte ſeine Gemahlin Alheid, da ſie im Sinne hatte, ihre Tochter Ada mit dem Grafen Ludwig von Loon (Looz) zu verloben und an dieſen Holland zu bringen, um ſich ſelbſt den Einfluß zu ſichern. Für die Ausführung ihres Vorhabens gewann ſie mehre einflußreiche Männer, während andre widerſtrebten. So ſäete ſie den verderblichſten Samen der Zwietracht aus. Noch war Dietrich nicht todt, als ſie ſchon den Grafen von Loon (Looz) zum Empfange der Grafſchaft herbeirief. Er erſchien, und kaum war Dietrich verſchieden, als Ludwig nach Dordrecht eilte und ſich mit Ada alsbald verlobte, ſodaß Trauer um den verſtorbenen Grafen nicht Platz fand, ſondern durch Verlobungsfreude verdrängt ward. Die Leiche ward nach Egmond geſchifft und die Seelenmeſſen und Almoſen nicht aus dem Vermögen des ſo reichen Grafen, ſondern aus dem Vermögen andrer Kirchen beſtritten. Ein ſchrecklicher Bürgerkrieg folgte auf Dietrichs VII. Tod, gehört aber nicht mehr zu dieſem Artikel, ſondern unter **Ludwig von Loon** und **Wilhelm von Holland**. (*Ferd. Wachter.*)

Dietrich, aus dem Stamme von Wettin, ſ. **Dedo**.

DIETRICH, Markgraf von Nordſachſen, ſtammt aus einer vornehmen ſächſiſchen Familie, vielleicht von den Billungen, ab und war ein geachteter Feldherr Kaiſer Otto des Großen, der, als im J. 955 ſich die Wenden empörten, dem Herzoge Hermann Billung den Befehl ertheilte, die empörten Völker zu unterwerfen. Hermann ſandte den Dietrich ab, eine Hauptfeſte der Wenden zu erobern. Dietrich erſtürmte ſie, ließ den größten Theil der Beſatzung niederhauen und führte den Reſt gefangen mit ſich fort. Auf dem Rückwege wurde er aber, als er grade einen Moraſt mit ſeinem Heere durchzog, überfallen und erlitt eine völlige Niederlage. Der Krieg wurde darauf mehre Jahre hindurch mit abwechſelndem Glücke geführt. Dietrich ſcheint darin großen Waffenruhm erlangt zu haben, denn er wurde nach Gero's Abdankung 965 von dem Kaiſer zum Markgrafen von Nordſachſen ernannt, und zwar muß er eine ſehr ausgedehnte Machtvollkommenheit erhalten haben, weil er von ſeinen Zeitgenoſſen auch mit dem Titel Herzog bezeichnet wurde. Er war ſeiner Tapferkeit wegen von den wendiſchen Völkern gefürchtet, ſeines Geizes und ſeiner Härte wegen von ihnen gehaßt. Der Bedrückungen ſeiner Unterbeamten wegen empörten ſich 976 die Liutizer, ermordeten alle in ihrem Gebiete befindlichen Chriſten auf eine martervolle Weiſe und kehrten zum Heidenthume zurück. Dietrichs Streitmacht reichte nicht hin, das empörte Volk zu überwältigen; daher zog der Kaiſer Otto II. ſelbſt mit einem ſtarken Heere gegen die Liutizer, vermochte ebenſo wenig auszurichten, und hätte beinahe ſelbſt nebſt ſeinem Heere den Untergang gefunden. Dieſes Unfalls wegen verlor Markgraf Dietrich, obgleich Veranlaſſer deſſelben, dennoch ſein Anſehen bei dem Kaiſer nicht, vielmehr ſcheint derſelbe den Rathſchlägen Dietrichs, der ſtets milde Maßregeln verwarf, Gehör gegeben zu haben. So war Dietrich bei dem Zweikampfe zwiſchen den Grafen Waldo und Gero von Alsleben in Magdeburg 979 zugegen und äußerte laut ſeinen Beifall über Gero's ungerechte Hinrichtung, die den Abſcheu aller teutſchen Großen erregte. Die Tyrannei und der Stolz des Markgrafen Dietrich wurde endlich den Wenden-Slaven ſo unerträglich, daß alle den Teutſchen zinsbare Völkerſchaften im J. 981 zu Rhetra einen Bund zu Abwerfung des Fremdenjoches ſchloſſen. Die angebliche beſondre Veranlaſſung dazu, nämlich daß Dietrich, als der Obotritenfürſt Mistewoy um die Tochter des Herzogs Bernhard von Sachſen angehalten, geſagt haben ſoll: ein teutſches Fräulein ſei zu gut für einen wendiſchen Hund, iſt erweislich eine Erdichtung, nicht aber die Härte des Markgrafen, die aber doch vielleicht einige Entſchuldigung verdient, da die Wenden auch den milden Gebietern keine Folgſamkeit zeigten und Strenge nöthig ſchien, ſie im Gehorſam zu erhalten. Die Verbündeten nahmen die günſtige Gelegenheit wahr, als der Kaiſer im untern Italien mit den Sarazenen und Griechen in einen gefährlichen Krieg verwickelt war, und am 28. Juni 983 überrumpelte der Liutizerfürſt Mezzadrog Havelberg. Dieſes war das Zeichen zu einem allgemeinen Aufſtande, bei welchem alle Chriſten in den wendiſchen Provinzen ermordet und darauf Brand, Mord und Verheerung in die alten teutſchen Landſchaften auch jenſeits der Elbe verbreitet wurden. Markgraf Dietrich hatte nichts von dieſem Aufſtande geahnet, er war daher auf keine Vertheidigung vorbereitet, und mußte durch ſchleunige Flucht ſich retten. Die ſächſiſchen Fürſten und Prälaten brachten endlich ein Heer zuſammen, welches unter dem Oberbefehle des Markgrafen Dietrich zwar bei Belxern einen Sieg über das Wendenheer gewann, doch den Rückzug deſſelben über die Elbe geſchehen laſſen mußte. Dietrich wurde von dem Kaiſer nun der Markgrafenwürde verluſtig erklärt, und Graf Lothar von Walbeck damit bekleidet. Der Tod des Kaiſers Otto II. ſchien für Dietrich eine günſtige Gelegenheit, ſein früheres Anſehen zurückzugewinnen. Der Herzog Heinrich von Baiern ſtrebte nach der teutſchen Krone und Dietrich erklärte nebſt ſeinem Bruder Eſico ſich für ihn, begab ſich 984 zu ihm nach Corvey und ſuchte um Verzeihung wegen ſeines tyranniſchen Benehmens gegen die Wenden nach. Der Herzog aber, der von den Wendenfürſten einen Beiſtand zur Behauptung ſeiner Anſprüche auf den Thron zu erhalten wünſchte, durfte den gehaßteſten Feind der Wenden nicht zu ſeinen Anhängern zählen. Um allen Einfluß, ja ſogar um ſein Vermögen gekommen, zog er ſich in die Dunkelheit des Prieſterſtandes zurück, übernahm eine Pfründe bei dem Erzſtifte zu Magdeburg und ſtarb daſelbſt im J. 985. Männliche Nachkommen hat er nicht hinterlaſſen; von ſeinen drei Töchtern war die älteſte, Oda, an den Herzog Mieczlaw I. von Polen, die zweite, Mathilde, an den wendiſchen Dynaſten Przibislaw, die dritte, Theutberge, an den Grafen Dedo von Wettin vermählt*). (*Rauschnick.*)

DIETRICH I., der Ältre, Biſchof von Metz, ſtammte aus dem ſächſiſchen Gaue Hamaland. Sein Vater war Graf Eberhard und ſeine Mutter Amalrad, und dieſe eine Schweſter der Königin Mathilde, welche von König Heinrich I., Otto den Großen und Heinrich (Herzog von Baiern) und Bruno (Erzbiſchof von Cöln) geboren. Mathilde und Amalrad waren Töchter des weſtphäliſchen Grafen Dietrich und ihre Brüder Widikind, Immed und Reinbern, der Beſieger der Sachſen verheerenden Nordmannen. Sie gehörten dem Geſchlechte Widikinds des Großen, des berühmten ſächſiſchen Edelings an, der ſo tapfer gegen die Heere Karls des Großen ſtritt[1]). Dieſe nahe Verwandtſchaft[2]) mit dem ſächſiſchen Kaiſerhauſe machte unſern Dietrich zu einem einflußreichen Manne. Dietrich ward zuerſt im Schoße der halberſtädtiſchen Kirche erzogen. Als Bruno Erzbiſchof von Cöln geworden, nahm er ſeinen Vetter auf die Schule ſeiner Kirche, und verhalf ihm, als das Bisthum Metz im J. 962 durch Adel-

---

*) *Dithmarus*, Merseburg. Chron. Annalista Saxo. *Helmoldus*, Chron. Slavorum. *Adamus Bremens.* Hist. Eccles.

1) *Sigibertus*, Vita Theodorici Ep. cap. I. bei *Leibnitz*, Scriptt. Brunsvic. T. I. p. 293. Vita Mathildis Reginae, cap. I. §. 4. *Wittichindus Corbeiensis*, Annal. Lib. I. bei *Meibom*, Scriptt. T. I. p. 638. *Dithmarus*, Ep. Merseburg. Chron. Lib. I. Wagnerſche Ausg. S. 8. 2) Bruno, Otto des Großen Bruder, nennt in ſeinem Teſtamente bei Leibnitz a. a. O. S. 290 unſern Dietrich ſeinen Vetter (consobrinum); *Ruotger*, Vita Brunonis l. c. p. 288 nennt ihn weniger beſtimmt Bruno's Neffen (nepotem).

bers Tod erledigt, zu dem Hirtenſtabe von Metz. Seinen vertrauten Freund und Verwandten verlor er im J. 965, und war nebſt dem Biſchofe Wikfrid von Verdun zum Bezeuger und Eröffner des Teſtamentes Bruno's gewählt worden. Doch durch Bruno's Tod verlor Dietrich ſeine Wichtigkeit nicht, da er nicht minder viel bei deſſen kaiſerlichem Bruder Otto dem Großen galt, namentlich war er mit ihm auf der Heerfahrt in Italien im J. 970, diente hierbei faſt drei Jahr, und nach ſeinem Rath und ſeiner Einſicht wurden alle Angelegenheiten des Hofes (**cuncta Palatina negotia**) geführt[3]). Als im J. 972 Theophania in Italien landete, ward ihr Biſchof Dietrich bis Benevent entgegengeſandt. Noch mehr Einfluß gewann Dietrich unter Otto's des Großen gleichnamigem Sohn und Nachfolger, deſſen theurer Freund er war. Dieſen Einfluß verwandte er theils lobenswerth, theils nicht immer auf das Beſte. Folgendes für Erſtres. Als König Lothar von Frankreich durch ſeinen Einfall in Lothringen im J. 978, wobei er bis Aachen vorgedrungen, und den Nichts ahnenden Kaiſer Otto II. daraus verſcheucht hatte, übermüthig gemacht, nun um ſein Reich zu vergrößern, mehre Einfälle in Lothringen machte, welche namentlich an Metz ſcheiterten, beſchloß Biſchof Dietrich dieſen, wenn auch fruchtloſen Unternehmungen ein Ziel zu ſetzen, und ſandte Brief und Botſchaft an den Kaiſer, und benachrichtigte und ermahnte ihn, daß er dieſe dem Reich angethane Schmach nicht länger dulden ſollte. Auf dieſe Nachricht rief Kaiſer Otto ſeine Reichsfürſten zuſammen, und that jene große Heerfahrt, auf welcher er bis in die Vorſtädte von Paris drang[4]). Dem Könige Lothar flößten die Waffen der Teutſchen ein ſo heilſames Schrecken ein, daß er (980) mit ſeinem Sohne Ludwig, den er zum Mitkönige gemacht, und mit prächtigen Geſchenken an den Fluß Cher zu Otto ging, Genugthuung leiſtete und Freundſchaft gelobte. Wenn Dietrich ſich ſo als treuen Wächter der teutſchen Grenze bewährt hatte, ſo ſteht er doch nicht fleckenlos in der Geſchichte, da er ſeinen Einfluß auf den Kaiſer nicht immer ſo edel verwandte. So als Giſiler, Biſchof von Merſeburg, ſich unter Otto II. im J. 981 durch Ränke und Schmeicheleien auch des Erzbisthums Magdeburg bemächtigte, die Güter des merſeburger Hochſtiftes zerſtreute, die Freibriefe verbrannte, und ſtatt des Bisthums eine Abtei dort gründete, war unſer Dietrich einer der Beſtochnen, der von Giſiler, um die Wahrheit beim Kaiſer zu verſchleiern, 1000 Mark an Gold und Silber empfing, während er den Kaiſer nach Magdeburg begleitete[5]). Wie unter Otto dem Großen, war auch unter Otto II. Dietrich I. am kaiſerlichen Hofe. So während Otto II. im J. 982 (d. 13. Jul.) gegen die Sarazenen ſchlug, in welcher Schlacht ſo viele Feinde und ihr Anführer Abu'l Caſem[6]) ſelbſt fielen, hatte der Kaiſer ſeine Gemahlin Theophania unter der Obhut des Biſchofs Dietrich zu Roſſano gelaſſen. Ungeachtet der vorhergehenden großen Niederlage der Sarazenen nahm die Schlacht ein unglückliches Ende. Der fliehende Kaiſer hatte keinen andern Zufluchtsort als ein griechiſches Schiff, auf welches ihn der ihn erkennende Ritter Heinrich, welcher ſlaviſch Zolanta hieß, gelaſſen, und nahm, um nicht in den Händen der ihm auch feindlichen Griechen zu bleiben, zur Liſt ſeine Zuflucht und ließ ſich nach Roſſano fahren, um, wie er ſagte, dort die Schätze und ſeine Gemahlin aufzunehmen, und dann nach Conſtantinopel mitzuſegeln, um den griechiſchen Kaiſer, mit dem er verſchwägert war, zu beſuchen. Die Griechen ließen ſich durch große Verſprechungen bewegen, den Weg nach Roſſano zu nehmen. Der Kaiſer ſchickte den Ritter Heinrich (Zolanta) voraus, und ließ die Kaiſerin und den Biſchof Dietrich mit vielen als wie mit Gelde beladnen Saumthieren rufen. Als die Griechen die Kaiſerin und die Geſchenke aus der Stadt ſich verfügen ſahen, warfen ſie Anker, und Dietrich ward mit den Rittern Luippo und Richizo auf das Schiff gelaſſen. Auf des Biſchofs Erſuchen legte der Kaiſer die ſchlechten Kleider ab, und beſſere an, und ſprang ſeinen Kräften und ſeiner Kunſt zu ſchwimmen vertrauend, vom Vordertheile des Schiffes ins Meer. Einer der herumſtehenden Griechen faßte ihn beim Kleide, um ihn zurückzuhalten, ward aber vom Schwerte des Ritters Luippo durchbohrt. Während die übrigen Griechen auf die andre Seite des Schiffes flohen, folgten die Teutſchen auf den Schiffen, auf welchen ſie gekommen, dem Kaiſer, der ſie am Ufer erwartete[7]). Otto kehrte mit Dietrich nach Rom zurück, und ſtarb den 7. Dec. 983. Der Biſchof reiſte nun nach Hauſe, voll Haß gegen die Kaiſerin Theophania. Die Griechin hatte nämlich, als ſie zu Roſſano die Nachricht von dem Unſiege ihres Gemahles gehört, leichtſinnig geäußert: „Der Griechen Lob ſei über Alles erhaben; denn wie groß müßten die Männer ſein, welche den ſo leicht beſiegt, der wegen ſeiner Tapferkeit ſolchen Ruhm gewonnen.“ Dabei vergaß ſie noch überdies, daß jenes Heer, welches Otto'n beſiegte, wo nicht ganz, doch größtentheils aus Sarazenen beſtand. Heftig ward über Theophania's Äußerung Dietrich aufgebracht, den das Unglück ſeines kaiſerlichen Verwandten und Herrn, und der Tod ſeiner erleſenen Ritter und übrigen Freunde tief ſchmerzte. So wenig vergaß er die Frechheit und Schmähſucht der Kaiſerin, daß er nach des Kaiſers Tode darauf ſann, den jungen Sohn dieſes ſei-

---

3) Inventio Sanctorum a Domno Deoderico Pontifice repertorum bei *D'Achery* Spicilegium, de la Barre'ſche Ausg. 2. Th. S. 133, und einverleibt von *Sigbert*, Vita Theoderici, cap. 16. p. 309. 4) *Alpertus*, De diversitate temporum, cap. XXIV. de Deoderici Ep. Metensis rebus bei *Eccardus*, Corp. Hist. Med. Aev. T. I. p. 127. 5) Dithmar von Merſeburg, S. 56. über die Vernichtung und Wiederherſtellung des Bisthums Merſeburg unter Heinrich II. ſ. F. Wachter, Geſch. Sachſens. 3. Th. S. 327—335.

6) S. hierüber F. Wachter, Forum d. Kritik, 1. Bandes 2. Abth. S. 79 u. 80. 7) Dithmar von Merſeburg, S. 62. *Alpertus*, De diversitate temporum. I. p. 128, 129. Alpert erzählt, daß, als der Kaiſer aus dem Schiffe geſprungen geweſen, die Ritter Itupo (Luippo) und Richizo unſern Biſchof ermahnt, ſchnell ſich hinaus zu begeben, und als er aus Furcht vor dem Ertrinken gezaudert, haben ſie ihn ſo ungeſtüm hinausgeworfen, daß ſelbſt ſein Kleid zerriſſen. Wahrſcheinlich eine Anekdote, wenn auch nicht vom Geſchichtſchreiber ſelbſt, doch von irgend einem Erzähler auf Koſten des Biſchofs erſonnen, um einen Gegenſatz zu dem Sprunge des Kaiſers zu gewinnen.

nes Herrn, ſeines Freundes und Verwandten vom Throne zu verdrängen, um der verhaßten Griechin die Regierung zu entreißen. Gelegenheit bot ihm der nach der Krone ſtrebende Herzog Heinrich der Zänker von Baiern. Dietrich, auf der Heimreiſe aus Italien begriffen, nahm ſeinen Weg zu dem Herzoge, beredete ſich mit ihm, nahm die herrlichen Geſchenke an, verſprach, ihn zum Könige zu wählen, und huldigte ihm einſtweilen als ſolchem. Als dieſes bekannt ward, wurde der Biſchof von Groß und Klein verwünſcht, da er in ſo großer Gunſt bei dem Kaiſer geſtanden, daß Niemand im ganzen Reich an Macht, Rath und Vertraulichkeit bei dem Herrſcher vorgegangen, ſo habe er ein ſolches unerwartetes Verbrechen gegen den Königsſohn ſich nicht zu Schulden kommen laſſen ſollen[8]. Als er erfuhr, daß den meiſten Fürſten ſein Entſchluß, den er ohne deren Mitwiſſen gefaßt, misfiel, hielt er ſich von mächtigem Schmerz ergriffen, zu Hauſe, kam nirgend hin, beklagte ſein Vergehen, fiel nicht lange darauf in Krankheit und ſtarb den 7. Sept. 984[9]. Er ward in dem von ihm unter Otto dem Großen auf der Moſelinſel in der Vorſtadt von Metz geſtifteten[10] Kloſter des heiligen Vincentius begraben. Nicht blos durch dieſe Stiftung, und daß er an die Stelle der alten den Einſturz drohenden Stephanskirche eine neue erbaute[11], erwarb er ſich in der geiſtlichen Welt des Mittelalters einen bedeutenden Namen[12], ſondern vorzüglich und hauptſächlich auch durch die Begierde, mit welcher er für das Kloſter des heil. Vincentius Übrigthümer der Heiligen herbeiſchaffte. Hierzu benutzte er die Gelegenheit, als er mit Otto dem Großen faſt drei Jahr in Italien war, und brachte in den verſchiednen Städten Italiens zuſammen den heil. Elpidius den Bekenner, Eutychius den Blutzeugen nebſt den Reliquien Maro's und Victorins und ſeiner Gefährten, den Blutzeugen Felician, die Blutzeugin Serena nebſt dem ſpoletoer Blutzeugen Gregor, den Blutzeugen Vincentius, und noch einen Blutzeugen Vincentius, den Blutzeugen Leontius, den Blutzeugen Mineates, den Bekenner Fortunatus, die Blutzeugin Lucia, Theile der Körper der Blutzeugen Protus und Hyacinthus, einen Theil der Kette des heil. Petrus ꝛc. ꝛc., wobei es natürlich nicht an Wundern fehlte[13], ſodaß gar nicht zu verwundern, wie Dietrichs Name unter den Namen der Biſchöfe von Metz mit ſilbernen Buchſtaben geſchrieben ſtand[14], und man ihn ſelbſt mit goldnen hätte erwarten können, wenn nur der Biſchof ſich nicht anderwärts ſtarke Blößen gegeben. (*Ferdinand Wachter.*)

DIETRICH II., der Jüngre, Biſchof von Metz, ein Sohn des Grafen Sigfrids von Luxemburg[1], Bruder der Königin (nachher Kaiſerin) Kunigunde, hat ſich einen traurigen Namen durch ſeine Empörungen gegen ſeinen königlichen (nachher kaiſerlichen) Schwager, Heinrich II, erworben. Als dieſer im J. 1004 mit ſeiner Gemahlin das Bisthum Bamberg ſtiftete, und ihm die Morgengabe und das Erbtheil derſelben zuertheilte, ſchmerzte dieſes ihren Bruder Dietrich ſo ſehr, daß er ſich gegen den König empörte[2]. Im folgenden Jahre (1005) wohnte auch der Biſchof von Metz der berühmten Kirchenverſammlung von Dortmund bei, welche der König zur Abſtellung der Gebrechen der Kirche halten ließ. Von neuem ſchlug die Flamme von Dietrichs Empörung im J. 1008 auf, als nach Erledigung des Erzſtiftes Trier durch Luidolfs Tod Adelbero, ein unreifer Jüngling, der Bruder der Königin mehr aus Furcht vor dem König, als aus Liebe zur Religion zum Erzbiſchof erwählt wurde[3]. Der König gedachte hierbei, wie Adelbers Bruder, Dietrich, Biſchof von Metz geworden. Der Herzog des Moſellandes (Oberlothringen), Dietrich, hatte nämlich nach dem Tode ſeines Bruders Adelbero das Bisthum Metz ſeinem noch unerwachſenen Sohne gegeben, und zum Vormund unſern Dietrich von Luxemburg beſtellt. Dieſer aber hatte den Knaben von der Stadt ausgeſchloſſen und ſich des Bisthums bemächtigt[4]. König Heinrich erinnerte ſich noch lebhaft daran, als Dietrichs Bruder Adelbero aus Furcht vor dem Könige zum Erzbiſchofe von Trier gewählt worden war, und ließ ſich durch die dringenden Geſuche ſeiner Gemahlin und ſeiner andern Vertrauten, für Adelbero das Erzbisthum Trier zu erhalten, nicht bewegen, ſondern gab es Meingarden, dem Kämmerer des Erzbiſchofs Willigis von Mainz. Da gerieth Adelbero's ganze Sippſchaft in Flammen der Wuth, namentlich auch der Biſchof Dietrich von Metz. Die Pfalz zu Trier wurde von Adelbero gegen den König befeſtigt. Dieſer eilte mit ſeinem Heere nach Trier, ſetzte Meinharden in das Erzſtift ein, ließ Adelbero'n in den Kirchenbann thun, belagerte die Pfalz und zwang die Beſatzung zur Übergabe[5]. Doch Biſchof Dietrich von Metz und ſein Bruder Heinrich, welcher wegen ſeiner Empörung des Herzogthums Baiern entſetzt worden war, ließen ſich nebſt den übrigen Verſchwornen nicht abſchrecken, den König und ſeine Freunde zu beläſtigen[6]. Daher belagerte der König im J. 1009 Metz, die Stadt ward faſt ganz verödet, bevor der Friede zu Stande kam[7]. Dietrich erhielt einen trau-

---

8) *Alpertus*, De diversitate temporum, p. 128—130. So z. B. tadelt Herzog Karl von Lothringen Dietrichen wegen ſeines Verfahrens auf das Bitterſte, ſ. Epist. Gerberti 32. 9) In das Jahr 984 ſetzt *Sigbert von Gemblours*, Chronogr. bei Piſtorius, Struve'ſche Ausg. S. 822 Dietrichs Tod; nach der Vita Theoderici, p. 312, ſtarb er 983, im erſten Regierungsjahre Otto's III., aber letztres nur iſt richtig, denn wenn Dietrich den 7. Sept. 983 geſtorben, wäre er ja vor dem Kaiſer verſchieden. 10) Bulle des Papſtes Johann von 970 in der Vita Theoderici, cap. 14. p. 301. Decretum Ottonis II. von 982 ebendaſelbſt cap. XX. p 311. 11) Vita Theoderici, cap. V. p. 296, 297. 12) Von dieſer Seite hat ihn der Verfaſſer der Vita Theoderici nur allein aufgefaßt, ſodaß wir von Dietrichs politiſcher Laufbahn ſoviel als nichts erfahren, und wir dieſe aus andern Quellen kennen lernen müſſen. 13) S. Inventio Sanctorum a Domno Theoderico Pontifice repertorum. Vgl. Sigbert von Gemblours, S. 819 u. 820.

14) S. das Nähere dieſer Legende in der Vita Theoderici, cap. IV. De primis Literis nominum per angelum datis, p. 296.

1) *Albericus*, Chron. bei *Leibnitz*, Access. Hist. p. 42. 2) *Sigbertus Gemblacensis*, Chron. p. 826. 3) Dithmar von Merſeburg, S. 147, 158. 4) Sigbert v. Gemblours, S. 827. 5) Dithmar von Merſeburg, S. 158 u. 159. *Hermannus Contractus*, Chron. bei *Ussermann*, Germ. Sacr. Prodr. T. I. p. 197. 6) Dithmar von Merſeburg, S. 162, 169. 7) Sigbert von Gemblours, S. 827.

rigen Namen, daß er jene Belagerung durch ſeine Empörung veranlaßt, und der König kam in die größte Verlegenheit. Es befanden ſich nämlich in ſeinem Heere Slaven (Wenden). Dieſe wenig gottesfürchtig verwüſteten ein Kloſter außerhalb der Mauern der Stadt. Der König reinigte ſich durch den Eid, daß er hieran ſchuldlos ſei, und ſtellte den Schaden aus ſeinem Vermögen her. Das Vermögen des Bisthums Metz ward durch den Krieg ſo herunter gebracht, daß 80 Leibeigne deſſelben ohne Wiſſen ihrer Vorgeſetzten aus Hunger und andrer Noth das Land verließen, alle jene nicht mitgerechnet, welche mit Einwilligung der Vorgeſetzten ſich hinwegbegeben hatten. Man wünſchte dem verarmten Hochſtifte, daß Dietrich nie möchte geboren worden ſein. In ſeiner großen Zwietracht mit dem Könige vertheilte er zehn Jahre hindurch, um ſich Helfer zu erwerben, viele Alode der Kirche[8]). Als der König im J. 1011 eine Kirchenverſammlung zu Mainz hielt, wohnten Biſchof Dietrich und ſein Bruder Heinrich bei. Da hier ihnen nicht alles, wie ſie es wünſchten, zuſagen konnte, gingen ſie im Zorne nach Hauſe, doch war zur Zeit Friede gemacht. Nichts argwöhnend folgten ihnen Biſchof Heimo von Verdun und Herzog Dietrich von Oberlothringen und fielen in den von jenen gelegten Hinterhalt. Wenige entkamen mit den Biſchöfen aus dem Gemetzel, viele wurden getödtet, und Herzog Dietrich verwundet und gefangen hinweggeführt[9]). Auf der großen Kirchenverſammlung, welche nach der Einweihung der Domkirche zu Bamberg im J. 1012 gehalten wurde, ward der Biſchof Gebhard von Regensburg von ſeinem Erzbiſchofe beſchuldigt, und Biſchof Dietrich von Metz vom Könige geſcholten, darum daß er Gebharden in ſeinem Brief ungerechter Weiſe anklagte. Zur Verurtheilung Dietrichs und der andern Empörer hielt der König im J. 1012 eine große Kirchenverſammlung zu Coblenz. Hier ward dem Biſchofe von Metz von allen anweſenden Biſchöfen unterſagt vor ſeiner Reinigung die Meſſe zu ſingen[10]). Die Empörer ſchickten Friedensboten und baten um Frieden und Vergebung. Doch der König, noch wund von der ihm durch der Empörer Hinterhalt im vorigen Jahre geſchlagnen Wunde, willfahrtete ihnen nicht, doch gab er nach dem Rathe ſeiner Mannen ihnen die Erlaubniß, ihn in Mainz zu ſehen. Einige vernachläſſigten, dahin zu kommen, andre erſchienen; doch erhielten ſie nicht volle Friedensfreude, ſondern kehrten nur in Erwartung der Befeſtigung des Friedens heim[11]). Auf der Kirchenverſammlung zu Aachen im J. 1016 verſöhnte der Kaiſer (wie wir Heinrich II. nun nennen, ſeitdem er es 1014 geworden) nach dem Rathe des Erzbiſchofs Heribert von Cöln den Biſchof Dietrich und ſeinen Bruder Heinrich[12]). Nach Heinrichs II. Tode führte die Kaiſerin Kunigunde nach dem Rathe ihrer Brüder, des Biſchofes Dietrich und des Herzogs Heinrich von Baiern, die Regierung des Reichs bis zur neuen Königswahl[13]). Dietrich ſtarb im J. 1047[14]) (d. 1. Mai) und ward in der Stephanskirche begraben[15]). (*Ferdinand Wachter.*)

DIETRICH, Herzog von Oberlothringen, oder dem Moſellande, Sohn des Herzogs Friedrich[1]), Verwandter[2]) des Königs (nachmals Kaiſers) Heinrichs II., machte ſich als treuer Anhänger deſſelben im Gegenſatze zu deſſen aufrühriſchen Schwägern, dem Biſchofe Dietrich II. von Metz, und Herzog Heinrich von Baiern einen guten Namen. Des Biſchofs von Metz Todfeind war er auf dieſe Weiſe geworden. Nach ſeines Bruders, des Biſchofs Adelbero's II., Tode, des Nachfolgers und Blutsfreundes Dietrich II.[3]), hatte Herzog Dietrich von Oberlothringen das Bisthum ſeinem noch unerwachſenen Sohne gegeben, und ihn zum Vormunde Dietrich beſtellt; dieſer vertrieb das Kind aus der Stadt, riß das Bisthum an ſich und fing den Herzog Dietrich in der Schlacht. So Sigbert von Gemblours zum Jahr 1009[4]). Iſt Herzog Dietrich nicht zweimal von dem gleichnamigen Biſchofe von Metz gefangen worden, ſo geſchah die Gefangennehmung im J. 1011 auf folgende Weiſe. Die Empörer, der Biſchof Dietrich von Metz und ſein Bruder, der des Herzogthums Baiern entſetzte Heinrich, wohnten im n Jahre der Kirchenverſammlung zu Mainz bei. Da ihnen hier nicht alles nach Wunſche gehen konnte, traten ſie erzürnt den Heimweg an. Doch war zur Zeit Friede gemacht. Nichts Übles ahnend, nahmen der Biſchof Heimo von Verdun und Herzog Dietrich denſelben Weg, und fielen in den von jenen gelegten Hinterhalt. Ein blutiger Kampf erhob ſich, in welchem viele den Tod fanden. Nur Wenige mit den Biſchöfen entrannen dem Verderben. Der Herzog Dietrich ward ſchwer verwundet, gefangen hinweggeführt, und viele Tage in Haft gehalten. Tief ſchmerzte den König die Gefangennehmung ſeines Verwandten und Anhängers faſt unter ſeinen Augen. Endlich erlangte Dietrich ſeine Freiheit wieder, nachdem er Geiſeln gegeben, und Heinrich, der in Verbindung mit andern Lothringern ihn gefangen, erhielt ſein Herzogthum Baiern

---

8) Chronicon Episcoporum Metensium bei *d'Achery*, Spicilegium. T. II. p. 229. Sp. 1. 9) Dithmar von Merſeburg, S. 170. Annalista Saxo, bei *Eccard*, Corp. Hist. Med. Aev. p. 418. Chron. Sax. Quedlinburgense bei *Leibnitz*, Scriptt. T. II. p. 288. *Hermannus Contractus* zum J. 1011, S. 1011. 10) Dithmar von Merſeburg, S. 175, 189. 11) Chron. Quedlinburg. p. 289. 12) Dithmar, S. 234.

13) *Wippo*, De Chunradi Salici bei *Pistorius*, T. III. p. 462. 14) *Hermannus Contractus*, Chronicon, p. 119. Sigbert von Gemblours, S. 834. 15) Chronicon Episcoporum Metensium, S. 229. Sp. 1. Es ſagt, Dietrich II. habe des heiligen Stephans Hauptmünſter der Stadt erbaut; hierzu hatte aber der in Krieg Verwickelte ſchwerlich Zeit und Vermögen, und da dieſes Zeitbuch die Erbauung der größern Stephanskirche durch Dietrich I. nicht erwähnt, ſo iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach eine Verwechſelung vorgefallen.

1) *Sigbert von Gemblours*, Chron. p. 822. Vita Adelbronis, Episcopi Metensis (des Bruders Adelbero's), bei *Labbeus*, T. I. Hier wird Dietrich Dux eorum, qui cis citraque Mosam Mosellamque resident, von *Sigbert von Gemblours*, p. 827: Dux Moselanorum, von *Hermannus Contractus*, Chron. bei *Ussermann*, p. 198: Dux partis Lotharingorum genannt. 2) Das Chronicon Saxonum Quedlinburgense bei *Leibnitz*, Scriptt. T. II. p. 288 nennt ihn des Königs Vetter (patruelis). 3) Über die Verwandtſchaft des Biſchofes Dietrich I. von Metz mit dem ſächſiſchen Kaiſerhauſe ſ. in dem ihm gewidmeten Artikel. 4) S. 827.

wieder[5]. Auch auf der ſtürmiſchen Synode zu Dortmund im J. 1005 hatte ſich Herzog Dietrich als einen treuen Anhänger des Königs gezeigt, bei dem heftigen Streit über die Ehe des Herzogs Konrad von Kärnthen, mit Mathilden, der Tochter des Herzogs Hermann von Schwaben, welche der König wegen der Blutsverwandtſchaft auflöſen wollte. Dietrich ſprach ſein Urtheil gegen dieſe Verbindung[6]. (*Ferdinand Wachter.*)

DIETRICH der Bedrängte, Markgraf von Meißen, war der zweite Sohn des Markgrafen Otto des Reichen und Hedwigs, einer Tochter Markgrafen Albrechts des Bären von Brandenburg. Sein Vater hatte wegen der Erbfolge in ſeinen Landen feſtgeſetzt, daß nach ſeinem Tode Albrecht, der ältre Sohn, die Markgrafſchaft Meißen, Dietrich, der jüngre, die Grafſchaft Weißenfels beſitzen ſollte. Die Markgräfin Hedwig wußte aber im Einverſtändniſſe mit den Mönchen von dem Petersberge ihren Gemahl zu beſtimmen, daß er die Erbfolgeordnung abänderte und dem jüngern Sohne Dietrich die Markgrafſchaft Meißen zuſprach. Erbittert über die ungerechte Zurückſetzung empörte Albrecht ſich im J. 1189 gegen ſeinen Vater, nahm ihn gefangen und ſetzte ihn auf das Schloß Düben feſt. Zwar mußte er auf Befehl des Kaiſers ihn freilaſſen und nach einem kurzen abermaligen Kriege zwiſchen Vater und Sohn kam zwar eine Verſöhnung zu Stande, die aber nicht aufrichtig war, denn Otto fuhr fort, den jüngern Sohn auf Koſten des ältern zu begünſtigen. Eine Feindſchaft Albrechts gegen ſeinen Bruder Dietrich war die Folge davon. Erſtrer bemächtigte ſich, nachdem er 1190 nach ſeines Vaters Tode die Regierung der Markgrafſchaft angetreten hatte, eines großen Schatzes, der von Markgraf Otto den Mönchen zu Altenzelle für Dietrich zum Aufbewahren gegeben war und that dieſem auch noch manchen Abbruch. Dietrich, deſſen Streitkraft nicht hinreichte, ſich gegen Albrechts Angriff mit Erfolge zu vertheidigen, bat den Landgrafen Hermann I. von Thüringen um Hülfe, die ihm dieſer nur unter dem Beding zuſagte, daß er ſich mit deſſen Tochter Jutta vermählte. Jutta noch im Kindesalter war unſchön von Geſicht, daher weigerte ſich Dietrich anfangs die Verbindung einzugehen, doch änderte er, von der Ausſicht auf ein reiches Heirathsgut und auf den kräftigen Beiſtand des Landgrafen beſtimmt, ſeinen Entſchluß und verlobte ſich 1193 mit Jutta. Nun überzog Albrecht, den dieſe Verbindung verdroß, im J. 1194 ſeinen Bruder mit Krieg, erbaute die Sybotenburg und belagerte Weißenfels. Landgraf Hermann ſandte ſeinem Eidam eine Kriegerſchaar, mit deren Beiſtande Dietrich ſeinen Bruder von Weißenfels zurückſchlug. Albrecht rüſtete darauf ein großes Heer gegen den Landgrafen von Thüringen, erlitt aber bei Reveningen eine ſo völlige Niederlage, daß er kaum als einzelner Flüchtling der Gefangenſchaft entging. Ohne große Anſtrengung hätte Dietrich ſich jetzt der Markgrafſchaft Meißen bemächtigen können, und um ſo ſicherer, da Albrecht um den Kaiſer wegen ſeines Landfriedenbruchs zu verſöhnen, nach Italien gegangen war, dort aber ſeinen Zweck nicht erreichte; ſtatt deſſen trat er aber zu Anfange des Jahres 1195 eine Wallfahrt nach Paläſtina an. Während deſſen war am 24. Jun. 1195 Markgraf Albrecht kinderlos geſtorben und Dietrich unbezweifelter Erbe der Markgrafſchaft Meißen. Allein Kaiſer Heinrich VI., der lange ſchon nach dem Beſitze dieſes ſeiner reichen Bergwerke wegen wichtigen Landes getrachtet hatte, nahm ſie unter dem Vorwande, ſie zum Beſten des abweſenden Markgrafen Dietrich verwalten zu wollen, in Beſitz, und ließ dieſem, um ſeine Rückkehr zu verhindern, nach dem Leben ſtellen. Um den Nachſtellungen des Kaiſers zu entgehen, war Dietrich genöthigt, ſeine Rückreiſe verkleidet anzutreten und ſich in ein Faß gepackt zu Schiffe bringen zu laſſen. Auf dieſe Weiſe entging er den Verfolgungen und langte im Spätjahre 1196 in ſeine Heimath an. Seiner glücklichen Heimkehr wegen ſchenkte er dem Kloſter Altenzelle die Zehnten der Weinberge bei Camburg, Jena, Kirchberg und Eiſenberg[1]. Kaiſer Heinrich war nicht geſonnen, die Markgrafſchaft Meißen aus den Händen zu laſſen, doch nach ſeinem Tode 1197 ſetzte Dietrich ſich mit gewaffneter Hand in Beſitz aller ſeiner Erblande. In dem Streite der beiden Gegenkönige Philipp und Otto um die teutſche Krone hielt Dietrich die Partei des erſtern, obwol ſein Schwiegervater Landgraf Hermann ſich für Otto erklärte. Auch der Herzog von Böhmen, Przemyſl Ottokar I., der ſich mit Dietrichs Schweſter Adela vermählt hatte, war auf Philipps Seite, und wurde dafür mit der königlichen Würde belohnt. Nachdem er aber 1200 ſeine Gemahlin verſtoßen hatte und deshalb von Philipp, der ſich dadurch den Markgrafen Dietrich verpflichten wollte, ſeines Landes verluſtig erklärt worden war, da trat er zu Otto's Partei über und ſchloß ein Bündniß mit dem Landgrafen Hermann gegen Philipp. Markgraf Dietrich kam dadurch in eine große Verlegenheit, da ſeine Markgrafſchaft von den Ländern dieſer beiden mächtigen Gegner Philipps eingeſchloſſen war. Dennoch wankte er in ſeiner Treue gegen König Philipp nicht, der, als er 1203 den Landgrafen von Thüringen angriff, dann aber in Erfurt eingeſchloſſen wurde, im Meißniſchen Schutz ſuchte und fand. Dietrichs Lande wurden dabei von den Böhmen verwüſtet. Im folgenden Jahre unterſtützte der Markgraf den König Philipp mit 1500 Reitern und einem anſehnlichen Heerhaufen zu Fuß, und nun mußte ſich ſowol der Landgraf als auch der König von Böhmen unterwerfen. Nach Philipps Ermordung 1208 ſöhnte Dietrich ſich mit Otto von Braunſchweig aus und erkannte ihn als rechtmäßigen König der Teutſchen an, um von ſeinem Lande einen verderblichen Krieg abzuwenden. Durch den Tod des Markgrafen Konrad II. von der Lauſitz den

---

[5] Dithmar von Merſeburg, Buch VI. Wagner'ſche Ausg. S. 169 u. 170, der aber, damit ſeine Erzählung verſtändlich werde, mit dem Annalista Saxo bei *Eccard*, Corp. Hist. Med. Aev. p. 418, mit Hermann dem Gichtbrüchigen, Uſſermann'ſche Ausg. S. 198, und mit Chron. Quedlinburg. p. 288 verglichen werden muß.

[6] Vita Adelbronis, Episcopi Metensis (des Bruders des Herzogs Dietrich) bei *Labbeus*, Biblioth. Msc. T. I.

[1] Urkunde darüber in *Mencken*, Script. rer. germ. T. II. p. 448.

6. Mai 1210 erbte Dietrich als deſſen nächſter Anverwandter die Lauſitz und führte ſeitdem auch Titel und Wappen von beiden Markgrafthümern. Als noch in dem nämlichen Jahre Kaiſer Otto IV. von dem Papſt Innocens III. in den Bann gethan wurde, fiel Dietrich von ihm ab und vereinigte ſich mit den Gegnern des braunſchweigiſchen Hauſes; doch nach Otto's Rückkehr aus Italien trat er wieder auf deſſen Seite und ſchloß am 19. März 1212 zu Frankfurt ein Bündniß mit ihm gegen den Papſt, den König von Böhmen und den Landgrafen von Thüringen. Dieſes Bündniß war aber von kurzer Dauer, denn da nach Friedrichs II. Ankunft in Teutſchland Otto's Partei zu ſchwach war, ſich gegen jenen halten zu können, ſo wandte ſich auch Dietrich wieder den Hohenſtaufen zu. Darauf gerieth Markgraf Dietrich mit den Leipzigern und mit dem meißniſchen Adel in gefährliche Streitigkeiten, die bis zu ſeinem Tode währten. Er hatte bereits 1212 in Leipzig den Bau des Auguſtinerkloſters zu St. Thomä begonnen und dazu die Beſtätigung ſowol vom Kaiſer Otto, als auch vom Könige Friedrich II. erhalten. Die Leipziger aber, die durch das Kloſter nicht nur an Grundgebiete verloren, ſondern auch in ihrer Gerichtsbarkeit beeinträchtigt wurden, wollten daſſelbe in ihren Mauern nicht dulden, verjagten den Propſt und vernichteten die Baumaterialien. Kurz vorher hatte der Markgraf einen Nonnenconvent wegen Mangels an Trinkwaſſer nach Leipzig verlegt und ihm einen Platz am Petersthore angewieſen, dann aber angeordnet, daß die Nonnen an dem Thomaskloſter wohnen und ihren Chor neben dem Chore der Mönche haben ſollten. Das gab den Leipzigern ein Ärgerniß, ſie wandten ſich deshalb an den Erzbiſchof von Magdeburg, der ſogleich ein ſtrenges Verbot des Nebeneinanderwohnens der Mönche und Nonnen ergehen ließ, daher denn das Nonnenkloſter außerhalb der Stadtmauer gebaut werden mußte; darüber verfeindete ſich der Markgraf mit dem Erzbiſchofe. Die Leipziger verbündeten ſich mit einem Theile des meißniſchen Adels gegen den Markgrafen, den ſeine Lehnsleute aus dem Grunde haßten, weil er die Geiſtlichkeit zu ſehr begünſtigte. Der Haß der Leipziger gegen ihren Landesherrn war ſo groß, daß ſie im J. 1215 Meuchelmörder ausſandten, die ihn zu Eiſenberg ermorden ſollten. Darauf brach eine förmliche Empörung des Adels und der Leipziger aus, und erſtrer, der in Leipzig einen ſichern Waffenplatz fand, verheerte von da aus das Markgrafthum. Der Markgraf belagerte Leipzig, da er es aber zu erobern nicht vermochte, ſo gelang es dem Erzbiſchof Albrecht von Magdeburg und dem Biſchof Eckard von Merſeburg 1217 einen Vergleich zu vermitteln, durch welchen den Leipzigern ſowol, als auch den übrigen Empörten völlige Verzeihung bewilligt wurde, erſtre auch alle ihre Freiheiten beſtätigt erhielten. Nur den ungünſtigen Verhältniſſen nachgebend, hatte Dietrich ſich den Vergleich abdringen laſſen, ihn zu halten war er nicht geſonnen. Als daher König Friedrich II. im J. 1218 mit einem Heer in das Meißniſche kam, wurde auf Dietrichs Anſtiften eine Anzahl Krieger von des Königs Heere in Leipzig eingeſchwärzt, die ſich der Stadt bemächtigten und ſie dem Markgrafen übergaben. Dieſer ließ nun die Stadtmauer niederreißen und erbaute innerhalb der Stadt drei Schlöſſer, die er mit zahlreichen Beſatzungen verſah, um die Bürger im Zaume zu halten. Auch den empörten Adel belegte er mit ſchweren Strafen, wodurch er aber zu neuem Mißvergnügen und zu einer Verbindung des Adels mit dem Erzbiſchofe von Magdeburg Veranlaſſung gab, aus welcher ihm viele Verdrießlichkeiten erwuchſen. Um dem Markgrafen deſto mehr Abbruch zu thun, erbaute der Erzbiſchof im J. 1220 ein Schloß zu Taucha; der Adel fuhr fort, ſich dem Markgrafen zu widerſetzen, bis dieſer, nicht ohne dringenden Verdacht auf Anſtiften der Adeligen und Leipziger von ſeinem Leibarzte vergiftet worden zu ſein, am 17. Febr. 1221 ſtarb. Er war ein thätiger und ſtaatskluger Fürſt, doch wird ihm nicht ohne Grund eine zu große Vorliebe für die Geiſtlichkeit zur Laſt gelegt, die eine Hauptquelle aller während ſeiner Regierung ſtattgefundnen Unruhen war. Mit ſeiner Gemahlin Jutta zeugte er fünf Söhne: Dietrich, Otto, Konrad, Heinrich den Ältern und Heinrich den Jüngern, und drei Töchter, die aber ſämmtlich unvermählt und noch im Jugendalter ſtarben. Von den Söhnen lebten bei Dietrichs Tode noch: Dietrich der Biſchof von Merſeburg, Heinrich der Ältre, welcher Dompropſt zu Meißen wurde, und Heinrich der Jüngre, der Erlauchte, der ſeinem Vater in der Regierung folgte[2]). *(Rauschnick.)*

DIETRICH der Weiſe, Markgraf von Landsberg und von Meißen, war der zweite Sohn Heinrichs des Erlauchten und Conſtanze's, der Tochter des Herzogs Leopold VIII. von Öſterreich. Sein Vater theilte noch bei Lebzeiten im J. 1262 den größten Theil ſeiner Länder unter ſeine Söhne, Albrecht der Ältre erhielt das mehreſte von der Landgrafſchaft Thüringen und die Pfalzgrafſchaft Sachſen, Dietrich das Oſterland zwiſchen der Mulde und der Saale und die Mark Landsberg, ſich ſelbſt behielt er die Markgrafthümer Meißen und Lauſitz vor. Dietrich, der ſeit der Theilung den Titel eines Markgrafen von Landsberg führte, erhielt in dem Kriege ſeines Vaters mit Sophie von Brabant und Thüringen Gelegenheit, Waffenruhm zu erwerben und beſiegte gemeinſchaftlich mit ſeinem Bruder Albrecht und dem Ritter Rudolf von Vargel am 27. October den Herzog Albrecht von Braunſchweig in der Schlacht bei Wettin, wodurch ſein Vater wieder zum Beſitze von Thüringen gelangte. Dietrich gerieth im J. 1268 mit ſeinem Bruder Albrecht in Streitigkeiten, die bis zu einer offenbaren Fehde gediehen, welche aber durch Vermittlung des Oheims der Streitenden, des Biſchofs Dietrich von Merſeburg, beigelegt wurde. Ein neuer Zwiſt entſtand im J. 1275 zwiſchen den Brüdern, als der Markgraf Dietrich den Söhnen Albrechts, Heinrich, Friedrich und Diezmann, die ihr Vater mit unnatürlichem Haſſe verfolgte, Schutz gewährte, ſie für den Fall, daß er ohne Nachkommen ſterben würde, zu ſeinen Erben einſetzte und an ſeinem Hof erziehen ließ. Da Albrecht ſich zum Kriege gegen ihn rüſtete, ſo verbün-

---

2) Quelle ſ. Chron. terrae Misnensis. Annales Vetero-Cellenses und Chron. Montis Sereni; ſämmtlich in *Mencken*, Script. rerum germanarum.

dete Dietrich ſich mit dem Erzbiſchofe Konrad von Magdeburg und fiel mit einer großen Streitmacht in Thüringen ein, wurde aber bei Tennſtädt überfallen und zurückgetrieben. Bald darauf kam ein Friede zu Stande. Der Erzbiſchof von Magdeburg, der wahrſcheinlich wegen eingebüßter Kriegskoſten mißvergnügt über dieſen Frieden war, verhehlte ſeinen Groll und lud die verſöhnten Brüder ein, ihm bei der Belagerung einer Feſte Hülfe zu leiſten. Dietrich erſchien ſelbſt, Albrecht ſandte ſeinen Sohn Friedrich. Hinterliſtig überfiel der Erzbiſchof des Nachts ſie in ihrem Lager und nahm ſie nebſt vielen ihrer vornehmſten Vaſallen gefangen. Friedrich entkam, Dietrich mußte ſich löſen. Vermuthlich deßhalb überzog der Markgraf den Erzbiſchof mit Krieg und zwang ihn zur Abtretung der Städte Delitzſch und Bitterfeld. Dietrich ſtarb noch vor ſeinem Vater im J. 1284, daher iſt er nie eigentlicher Regent der geſammten Markgrafſchaft Meißen geweſen, gleichwol wird er von vielen Geſchichtſchreibern als ſolcher aufgeführt. Er war mit Helena, Tochter des Markgrafen Johann I. von Brandenburg, vermählt und hinterließ aus dieſer Ehe einen Sohn, Friedrich Tuta, der 1291 kinderlos ſtarb*). (*Rauschnick.*)

Dietrich der Jüngre, ſ. **Diezmann.**

DIETRICH I. (oder Theoderich), Erzbiſchof und Kurfürſt von Cöln, Graf von Heinsberg, und Propſt des Collegiatſtifts der Apoſtel zu Cöln, wurde um Weihnachten 1208 in Gegenwart des Königs Otto IV., deſſen Gunſt er ſich im höchſten Grade zu erfreuen hatte, vom Domcapitel gewählt; er erhielt ſogleich die Reichslehen mit der Beſtätigung aller Anſprüche, welche das Erzſtift auf das Herzogthum Weſtfalen und andre Bezirke hatte. Im J. 1209 empfing er auf königl. Empfehlung durch Papſt Innocens III. die Beſtätigung mit dem Pallium. In der Pfingſtwoche d. J. ließ er ſich durch die Biſchöfe von Utrecht und Lüttich zum Prieſter und Biſchof einſegnen. Die Gunſt des Kaiſers Otto IV. erwiederte er durch die größte Anhänglichkeit auch dann, als derſelbe 1210 durch den Papſt in den Bann geworfen und des Reiches entſetzt war. Im J. 1213 ließ er den Biſchof Otto von Münſter zu Cöln gefangen nehmen und zu Kaiſerswerth einſperren, weil dieſer ein offner Anhänger des Papſtes und neuen Kaiſers war. Erſtrer belegte ihn und die Stadt Cöln deswegen mit dem Bann, und ließ ihn am grünen Donnerstage 1214 durch den mainzer Erzbiſchof Sigfried, als päpſtlichen Geſandten, ſeiner Stelle entſetzen. Vergebens bemühte ſich Dietrich I. für die Wiedereinſetzung, vielmehr wurde er nach 1½ Jahren durch ſeinen Nachfolger Engelbert ganz erſetzt. Er ſtarb 1224 in Italien; ſein Leichnam wurde in das Vaterland zurückgebracht, und bei den von ihm ſehr begünſtigten Ciſtercienſern auf Altenberg begraben**). (*Jaeck.*)

DIETRICH II., Erzbiſchof und Kurfürſt von Cöln, Graf von Mors, und Propſt des Stifts zu Bonn, hatte in früher Jugend zu Bologna ſeinen Geiſt ſo vielſeitig gebildet, daß er deswegen von einer Partei der Domherrn zu Cöln verlangt wurde, obſchon die andre den Biſchof Wilhelm von Ravensberg zu Paderborn gewählt hatte. Aus dieſem Zwiſt entſtand zwar ein Bürgerkrieg, welchen der Herzog Adolf von Bergen ſehr unterſtützte; allein Dietrich II. wurde durch Papſt Johann XXIII. beſtätigt, während Biſchof Wilhelm von Paderborn mit der Nichte des Erzbiſchofs Dietrich II. ſich verehelichte, und auf beide Biſthümer Verzicht leiſtete. Nachdem alſo der innere Zwiſt ganz beſeitigt war, widmete Dietrich II. ſeine ganze Sorgfalt der Reform ſeiner Geiſtlichkeit, legte den in einer Synode verſammelten Vorſtehern mehre Geſetze zur Prüfung vor, und machte ſie 1415 öffentlich bekannt, ſobald er durch Einhelligkeit die Genehmigung erhalten hatte. Die Beſchlüſſe der conſtanzer Kirchenverſammlung v. 1408 ließ er in ſeinem Sprengel zur genauen Beobachtung verkündigen. So friedfertig er ſonſt geſinnt war, ſo ließ er ſich doch von andern Reichsſtänden verleiten, 1421 gegen die Huſſiten in Böhmen Truppen zu ſenden, die aber mit großem Verluſte zurückkehrten. Im J. 1423 ließ er neue Verfügungen bekannt machen, durch welche die Geiſtlichkeit verbeſſert, und alle Ketzereien ausgerottet werden ſollten. Im J. 1424 löſte er die Stadt Kaiſerswerth nebſt dem Schloß und Zolle vom Grafen Gerard aus, und ließ ſie mit Mauern und Thürmen befeſtigen. Im nämlichen Jahre wurde er vom Papſte Martin V. zum Verweſer des Biſthums Paderborn ernannt, wo er unter einem ſchrecklichen Ungewitter einzog. Im J. 1426 baute er an der cölner Karthauſe eine Mariakapelle, und unterſtützte dieſelbe nicht nur reichlich, ſondern empfahl ſie auch ſeinen höhern Beamten. Gleichzeitig ließ er ein Männer- und Frauenkloſter oberhalb Bonn errichten, und ſtattete beide mit hinlänglichen Einkünften aus. Im J. 1423 geſtattete er die Erbauung der Kirche zur Erinnerung an das Abendmahl, welche er 1435 den regulirten Chorherren des Auguſtinerordens ſchenkte. Im J. 1438 wirkte er zu Frankfurt für die Einſetzung des Herzogs Albert von Öſterreich ſtatt des verſtorbenen Königs Sigmund. Da aber jener vor der Krönung 1439 ſchon ſtarb, ſo begab er ſich wieder nach Frankfurt, wo am 2. Febr. 1440 Kaiſer Friedrich von Öſterreich gewählt wurde. Dieſen führte er und die übrigen Kurfürſten 1442 nach Aachen, wo er ſelbſt ihn ſalbte und krönte. Später verfügte er ſich über Cöln nach Regensburg, wo er mit größter Freimüthigkeit über die Verhältniſſe der baſeler Kirchenverſammlung gegen Papſt Eugen IV. ſich erklärte. Er wurde deswegen vom Papſte mit dem Banne belegt, ſeines Amtes entſetzt, und Herzog Adolf von Cleve als Nachfolger ernannt. Zwar entſpann ſich wieder ein Bürgerkrieg; doch ſchmiegten ſich die meiſten Bewohner der Stadt an den Herzog Adolf von Cleve. Dietrich II. ſammelte zwar viele Truppen, mit welchen er die Stadt belagerte, allein da er die Truppen nicht bezahlen konnte, ſo mußte er viele Güter des Erzſtifts verpfänden. Erſt nach langer Zeit gelang es ihm, mit dem Papſte ſich zu verſöhnen und in ſeine vorige Würde wieder eingeſetzt zu werden; aber unter der Bedingung, daß er die Beſchlüſſe der baſeler Kirchenverſammlung mit deſſen Gegenpapſt abſchwor, und ſeine Geiſtlichkeit zur Nachahmung bewog. Von dieſer Zeit an war ihm nichts mehr angelegen, als die ihm untergeordnete Geiſtlichkeit durch gute Zucht zur frühern Achtung zu erheben. Er verband ſich deswegen mit dem päpſtlichen Geſandten und Cardinal Nikolaus von Cuſa, um den an Ausſchweifung gewöhnten Stiftsherrn feſte Lebensnormen vorzuſchreiben, die Mönche auf ihre alten Regeln zurückzuführen, und die Nonnen in ihre Mauern einzuſperren. Zur Vollziehung dieſer Maßregeln ließ er ein eignes Geſetzbuch in vielen Abſchriften 1452 für die Nachwelt vertheilen. Um ſich von der genauern Beobachtung ſeiner Vorſchriften mehr zu verſichern, ſetzte er in allen Stiften und Klöſtern Männer an die Spitze, welche mehr durch Frömmelei, als durch Gelehrſamkeit ſich auszeichneten. Im J. 1457 wurde er und der mainzer Erzbiſchof zu Schiedsrichtern eines Streites zwiſchen dem Erzbiſchof und Adel des Erzſtiftes Trier ernannt, in welchem er unter kaiſerlicher und päpſtlicher Genehmigung für den Erzbiſchof den Ausſpruch that. Während ſeiner langen Regierung wurden die Unterthanen mit ſo vielen Abgaben gedrückt, daß er die Liebe der meiſten verlor, und die Stadt Soeſt ſich ſogar vom Erzſtifte trennte. Zwar befahl Papſt Pius II. die Wiedervereinigung; allein dies blies fruchtlos bis zu Dietrichs Tode, welcher im Januar 1463 auf dem Schloſſe Zons erfolgte. Sein Leichnam wurde in die Domkirche zu Cöln an den Altar der drei Könige gebracht. Während ſeiner 47jährigen Regierung war er ſtets im Kampfe mit innern und äußern Feinden; weswegen er den Wohlſtand des Erzſtifts ſehr verminderte und viele Schulden hinterließ. Das Domcapitel nahm daher gleich nach ſeinem Tode Veranlaſſung, die Beſtimmung zu treffen, daß ohne ſeine Einwilligung kein Nachfolger Krieg unternehmen, Kirchengüter verpfänden oder veräußern, und ohne Genehmigung der Landſtände von den Unterthanen Abgaben erheben dürfe*). (*Jaeck.*)

---

*) Chron. terrae Misnens. Annales Vetero-Cellenses in Menken. Vogel, leipziger Annalen.

**) *Moerkens*, Connatus chron. ad catal. episc. Colon. 122. Colon. annal. c. Eckart II.

DIETRICH II., Erzbiſchof und Kurfürſt von Trier, Graf von Wied, gelangte als Erzdiakon und Propſt des Stifts Paulin im J. 1212 zu dieſer Würde. Nachdem Kaiſer Otto IV. vom Papſt Innocens VII. mit dem Banne belegt und von vielen Großen verlaſſen war, wurde auf Veranſtaltung des Erzbiſchofs eine Reichsverſammlung zu Mainz gehalten, Kaiſer Friedrich II. gewählt, und zum Empfange der Krone eingeladen. Deswegen wurde der Erzbiſchof auf der Rückreiſe vom Grafen von Naſſau, einem eifrigen Anhänger Kaiſers Otto IV., gefangen genommen, und mußte ſich erſt wieder loskaufen. Im J. 1213 wohnte er den Verſammlungen der Großen zu Hagenau und Mainz unter Kaiſer Friedrich II. bei, wo er mehre Urkunden unterzeichnete und mit den übrigen Fürſten die Reichslehen empfing. Im J. 1215 begab er ſich mit dem Herzoge Heinrich von Brabant nach Cöln, und ermunterte die daſigen Bürger zur Eintracht und Huldigung für Kaiſer Friedrich II. Auf erlangte Zuſicherung verfügte er ſich nach Aachen, zur Überbringung dieſer Nachricht, und zur Einladung des Kaiſers, daß er mit ihm ſogleich nach Cöln ſich begebe, wo der Erzbiſchof in der Domkirche bei feierlichem Gottesdienſte den päpſtlichen Bann aufhob, und die Bürger den Eid der Treue dem Kaiſer leiſten ließ. Er begab ſich dann nach Rom zur großen Kirchenverſammlung, welche Papſt Innocens III. im Lateran mit 470 Biſchöfen veranſtaltet hatte. Daſelbſt erwirkte Dietrich II. die päpſtliche Beſtätigung der Königswahl Kaiſers Friedrich II. für Teutſchland. Im J. 1216 vereinigte er die Pfarrei Hönningen mit dem Collegiatſtifte Simeon zu Trier, über deren Patronatsrecht er 1218 noch einen ſchiedsrichterlichen Spruch ertheilen ließ. Um ſich gegen die Waffen feindlicher Nachbaren jenſeit des Rheins zu ſchützen, ließ er 1217 die Feſte Montabaur errichten. Am 26. April 1220 erwirkte er vom Kaiſer Friedrich II. auf dem Reichstage zu Frankfurt die Begünſtigung, daß dieſer Verzicht leiſtete auf die Hinterlaſſenſchaft des ohne Teſtament verſtorbenen trierer Erzbiſchofs, und daß er weder neue Zölle, Schlöſſer und Städte im trierer Bezirk errichten, noch erledigte Lehen einziehen wolle. Zur Erkenntlichkeit für dieſe Begünſtigung begleitete er den Kaiſer 1221 auf ſeinem Zuge nach Syrien gegen die Sarazenen. Nach ſeiner Rückkehr geſtattete er 1223 die Niederlaſſung des Dominikanerordens zu Trier, wo der Weihbiſchof Ernſt ein Gebäude zur Wohnung abtrat. Im J. 1225 verfügte er die Errichtung einer Schule bei dem Mariakloſter zu Luxemburg. Im J. 1226 begleitete er den Kaiſer zu einer Reichsverſammlung nach Cremona, wo er, wie auf den frühern Reichstagen, von den Biſchöfen und Fürſten wegen ſeiner engen Verbindung mit dem Kaiſer als ihr Vater verehrt wurde. Im November 1226 verglich er ſich mit dem Stiftscapitel Simeon über eine jährliche Weinabgabe gegen den Berg Eremberg, auf welchem ein erzbiſchöfliches Schloß ſtand. Im J. 1227 ertheilte er zu Aachen mit dem Biſchofe Hugo von Lüttich einen Spruch gegen die Gräfin Ermeſend von Luxemburg. Im J. 1228 beurkundete er alle Güter und Rechte des Kloſters Sayn. Im Dec. 1230 vereinigte er ſich mit Kaiſer Heinrich VII., daß ſein Miniſterial Gerard von Zinſig mit dem Reichsminiſteriale Dietrich von Vallender ohne Beeinträchtigung des Erzſtiftes tauſchte. Im J. 1231 beſtätigte er zu Trier einen Gütertauſch zwiſchen dem Collegiatſtifte Simeon und der Abtei Hemmerode. Im J. 1232 bewog er Kaiſer Friedrich II. zur Beſtätigung des Ausſpruches Königs Heinrich VII. vom J. 1231 zu Worms für die teutſchen Erz- und Biſthümer rückſichtlich der weltlichen Gerichte, des Münzrechtes, der heimfallenden Lehen, oder der zu errichtenden Burgen. Im nämlichen Jahre ſchloß er die Diöceſanen des Biſchofs von Metz, welche ſich empört hatten, von der kirchlichen Gemeinde aus. Im Julius 1233 begab er ſich mit dem Könige Heinrich VII. nach Mainz zur Reichsverſammlung. Im December 1234 beſtätigte er die Begründung der Abtei für Ciſtercienſerinnen vom Guten Wege bei Luxemburg. Ebenſo begünſtigte er im Mai 1235 die Stiftung der Abtei von Tiffertingen zu Maria-Brunn. Für ſein Erzſtift machte er gleichzeitig mehre Erwerbungen an adeligen Lehengütern. Im J. 1236 ließ er den Leichnam ſeines Vorgängers Johann

---

*) *Moerkens*, p. 146.

in der Kirche des Stiftes Hemmerode würdevoller beiſetzen. Der Verſetzung des Leichnams der h. Eliſabeth im Frühlinge dieſes J. zu Marburg wohnte er mit K. Friedrich II. bei. Im J. 1237 war er höchſt thätig, daß nach dem Tode des K. Heinrich VII. zu Wien in Öſterreich K. Konrad IV. gewählt wurde. Während ſeiner Abweſenheit hatte er das Misvergnügen, eine gänzliche Verheerung ſeines Erzſtiftes durch die Habſucht innerer Feinde zu vernehmen. Nach ſeiner Rückkehr beſtätigte er im Julius 1238 die Privilegien des Priorats von Marienthal. Im September hielt er eine Provinzialſynode, deren Beſchluß ſich bis auf unſre Zeit erhielt. Im J. 1239 ließ er das Schloß Kylburg errichten, um den Empörer Rudolf von Mörberg im Zaume zu halten. Während die Excommunicationsbulle gegen K. Friedrich II. in Teutſchland viele Unruhen erregte, zog der Erzbiſchof ſich wegen ſeines hohen Alters über den Rhein zurück. Im Dec. 1240 geſtattete er dem Stifte Simeon, daß ein Theil der Einkünfte nach dem täglichen Bedarfe der Glieder vertheilt werde. Im J. 1240 ſchickte er Abgeordnete zu der vom Papſte Gregor IX. angeordneten Kirchenverſammlung in Italien, welche ihr Ziel glücklich erreichten, während andre Geſandte von Anhängern des Kaiſers gefangen wurden. Im J. 1242 empfing er zur Faſtenzeit den König Konrad IV. ſehr feierlich in Trier. Nach deſſen Entfernung zog er ſich wieder nach Coblenz zurück, wo er am 28. März n. J. ſtarb. Sein Leichnam wurde in die Domkirche zu Trier gebracht *). (*Jaeck.*)

DIETRICH von Thüringen, auch von Apolda genannt, Geſchichtſchreiber, war ein Mönch Predigerordens (Dominikaner) zu Erfurt[1]). Einen Thüringer nennt er ſich ſelbſt. Daß er auch von Apolda genannt wird, hat Veranlaſſung gegeben, daß neuere Schriftſteller ihn zu einem Vitzthume von Apolda gemacht haben. Allerdings kann er aus dem Geſchlechte der Vitzthume von Apolda geſtammt haben, doch kann dieſes blos als Vermuthung gelten, da er auch blos aus Apolda gebürtig geweſen ſein kann. Am Schluſſe der leipziger Handſchriften ſeiner Vita S. Elisabethae ſteht der Zuſatz: **Iste liber editus est a fratre Theodorico Ordinis Praedicatorum. Conscriptus a fratre Theodorico Ord. Cysterciensis, quorum animae requiescant in pace.** Adelung[2]) ſagt, aus Misdeutung dieſer Stelle haben Einige und ſelbſt Mencke ihn zu einem Dominikaner machen wollen, da er doch ausdrücklich ein Ciſtercienſer genannt werde. Aber Adelung ſelbſt hat dieſe Stelle nicht richtig verſtanden. Dietrich, Mönch des Predigerordens, iſt eigentlicher Verfaſſer und Herausgeber, nämlich im damaligen Sinne. Von Dietrich dem Mönche des Ciſtercienſerordens heißt es, er habe das Buch zuſammengeſchrieben, weil er es abgeſchrieben und durch viele beträchtliche Zuſätze erweitert hat; denn die leipziger Handſchriften haben vieles Beſondre, was in der Ausgabe bei Caniſius und Baſagne fehlt. Auch Mencke[3]) hat ſich ein Labyrinth geſchaffen, aus dem er ſich nicht findet. Er nennt oben Dietrichen von Thüringen einen Mönch Predigerordens, und ſchließt aus dem, was die leipziger Handſchriften über das Kloſter Reinhardsbrunnen Beſondres enthalten, daß Dietrich ein Prieſter zu Reinhardsbrunnen geweſen, welches Kloſter aber zum Benedictinerorden gehörte. Unterſcheiden wir hingegen Dietrich den Mönch Predigerordens, als eigentlichen Verfaſſer, und Dietrich den Mönch Ciſtercienſerordens, als Erweiterer des Werkes, ſo erklärt ſich ganz natürlich, wie letztrer, der ja auch der Regel des heiligen Benedicts gehorchte, dem Kloſter Reinhardsbrunnen mehr Aufmerkſamkeit ſchenkte, als Dietrich der Mönch Predigerordens, der nach der Regel des heiligen Auguſtin lebte. Daß aber Dietrich von Apolda ein Dominikaner war, findet auch darin ſeine Bekräftigung, daß er ein Leben des heiligen Dominikus ſchrieb (Vita S. Dominici edit. a Surio 4. Aug.). Sein Hauptwerk iſt das Leben der heil. Eliſabeth. Zwar ſchrieb er erſt 1289, alſo 58 Jahre nach Eliſabeths Tode, wiewol er etwas früher ſammelte. Er ſelbſt war, als er das Werk verfaßte, 60 Jahre alt. Als Quellen benutzte er hauptſächlich die beſchwornen Ausſagen ihrer Mägde[4]) (Dienſtweiber)[5]), Jutta, Iſentrud, Irmengard und Eliſabeth, und den Bericht des Meiſters Konrad von Marburg an den Papſt[6]). Doch forſchte er ſelbſt auch eifrig, und bereiſte zu dieſem Zwecke verſchiedne Klöſter. Bei dieſer Sammlung von mancherlei Nachrichten fehlt es nicht an Mährchen; doch enthält ſeine Schrift auch ſolche Dinge, von denen man nicht wohl annehmen kann, daß ſie zur Verherrlichung der heil. Eliſabeth erſonnen worden, und dann von Munde zu Munde bis zu dem forſchenden Dietrich als wahr gelangt ſind. Solche Dinge, welche das Gepräge der Wahrheit an ſich tragen, und von denen man überdies nicht einſehen kann, zu welchem Zwecke ſie erſonnen wären, wenn ſie ſich nicht auf Wahrheit gründeten, und welche der forſchende Dietrich erfahren konnte, ſind für die Geſchichte brauchbar[7]). Dietrich ſelbſt ſetzt zu ſeiner Arbeit die Betheuerung, daß er nichts hingeſchrieben, was er nicht aus redlicher Leute Munde vernommen, oder andern glaubwürdigen Schriften geſchöpft hätte. Das erſte Buch ſeines Werkes handelt von der

---

*) *Hontheim*, Prodr. et hist. Trevir. I, 21, 651—726. *Gudeni* Cod. dipl. Mogunt. II, 933, 936 et 938. *Schilter*, Inst. jur. publ. II, 15, 110. *Calmet*, Hist. de Lorraine II, 437. *Martene*, Coll. ampl. II, 132. Annal. ord. remonstrat. II, 480. *Lünig*, Spec. P. C. I. Fortſ. II, 403. *Bertholet*, Hist. de Luxembourg IV, 59–61; V. 98. *Miraei*, Opp. dipl. III, 401. *Würdtwein*, Nova subsid. dipl. X, 265, 270.

[1]) *Du Fresne*, Gloss. med. et inf. Latinitatis, Index Autorum führt ihn an zwei Stellen als zwei beſondre auf. [2]) *Adelung*, Directorium, p. 115 u. 116.

[3]) *Mencke*, Scriptt. T. II. Praef. No. 26. [4]) Libellus de dictis quatuor ancillarum S. Elisabethae sive examen miraculorum ejus bei *Mencke*, Scriptt. T. II. p. 2007—2034. [5]) Adelung, S. 115 nennt ſie „Hoffräulein,“ denn ſie ſeien von Adel geweſen; aber einen niedern Adel gab es ja im 13. Jahrhunderte noch nicht; wenn Iſentrud die fromme Witwe von Hurſilgowe (Hörſelgau) genannt wird, ſo iſt dieſes von noch nicht Zeichen eines Adels, da es ja auch die unfreien und unedlen Dienſtmannen führten. [6]) Bei *Berthold Nihusius*, Synacticum. T. I. p. 296 und Andern, ſ. Adelung, S. 115. [7]) S. über dieſe Gattung der Dietrichiſchen Nachrichten F. Wachter, Thür. Geſch. 2. Th. S. 307 fg.

heil. Eliſabeth noch in ihrem unverheiratheten Stande, das zweite von ihrer Vermählung mit dem Landgrafen Ludwig, und den zur Zeit ihres Eheſtandes verrichteten lobenswürdigen Handlungen. In dem dritten Buche werden des Landgrafen Eigenſchaften erzählt, das vierte enthält die Beſchreibung ſeiner Reiſe nach Italien zu dem vorgehabten Kreuzzuge und den von der heil. Eliſabeth in ſeiner Abweſenheit erlittenen Drangſalen, das fünfte, die Art, wie ſeine Gebeine zurückgebracht und in Reinhardsbrunnen beſtattet worden ſind. Im ſechsten Buche wird die Reiſe der heil. Eliſabeth nach Marburg, im ſiebenten ihre vollkommene Tugend beſchrieben, und endlich im achten von ihrem Tode, Kanoniſation und Wunderwerken gehandelt. Nach der Anſicht des Sagittarius [8]) iſt das wahre Original, nebſt den davon genommenen genauen Abſchriften, wovon Sagittarius ſelbſt eine beſeſſen, in altthüringiſcher Mundart, welche ſich zur niederſächſiſchen hinneigt, gegen das Ende des 13. Jahrh. verfaßt, und dieſe Schrift iſt die Quelle, woraus die nachherigen Schriftſteller über das Leben und Handlungen und Eigenſchaften der heil. Eliſabeth mehrentheils ihren Stoff genommen haben, und hiervon iſt im Jahre 1520 zu Erfurt durch Matthias Maler in 4. gedruckt worden: „Cronika Sant Eliſabeth zcu deutſch beſagen ire heyliges Leben, und wie ſie im Düringer Land iſt kummen mit vielen wunderlichen göttlich Wirkung in irem Leben und nach irem Tode geſchen, aus viel anderer Hiſtorien Croniken Schriften auf das kürtzſte gezogen, ſere luſtbarlich und kurtzweiligk zu leſen.“ In Dietrichs Arbeit in lateiniſcher Sprache, wovon das zuletzt genannte Werk vielmehr eine Überſetzung, als daß es aus jener oben erwähnten teutſchen Schrift gefloſſen, iſt nach des Sagittarius Anſicht das Latein für das Jahrhundert viel zu gut, als daß man dieſe Arbeit für ein Originalſtück jener Zeit halten ſollte, daher man ſolche vielmehr als eine in neuern Zeiten verfaßte Überſetzung anzuſehen habe. Aber bekanntlich war das Latein des 13. Jahrh. nicht ſchlechter als das des 14. und des größten Theils der Schriftſteller des 15. Jahrh., und ausnahmsweiſe ſelbſt im 11. und 12. Jahrhunderte nicht übel, man nehme z. B. das Latein Lamberts von Heersfeld, und des Saxo Grammaticus. Auch ſind die lateiniſchen Handſchriften der **Vita S. Elisabethae** ſehr zahlreich, ſo eine in der akademiſchen Bibliothek zu Jena auf Pergament, welche im J. 1468 ein Bürger in Marburg einem gewiſſen Convente zu Ehren der heiligen Eliſabeth geſchenkt, aber mangelhaft, vollſtändigere in der Bibliothek zu S. Gallen [9]), in der akademiſchen Bibliothek zu Leipzig [10]), in der Bibliothek des Kloſters zu Heilbrunn [11]), und vornehmlich auf der berühmten kaiſerlichen Bibliothek [12]) zu Wien, deren letztre beſonders gegen die Caniſiſche Ausgabe vollkommener iſt. Aus der Handſchrift in der Bibliothek des Kloſters Rebdorf bei Eichſtädt und der Handſchrift im Kloſter des heil. Magnus an der regensburger Brücke hat es Heinrich Caniſius herausgegeben unter dem Titel: **Theodorici Thuringi Ord. Praedicatorum libri VIII. de S. Elisabeth Andreae regis Hungarorum filia, Ludovici Landgravii Thur. uxore (Lect. ant. ed. Basnag. Tom. IV. p. 116—152).** Ferner hat es *Surius*, **Vitae ad 19. Nov. p. 424—440.** Einen Auszug verleibte Matthäus Rader ſeiner **Bavariae Sacra (Tom. I. p. 259—2006)** ein. Mencke (**Script. Tom. II. p. 1987—2006**) gab heraus: **Variae Lectiones et Supplementa ad Theodorici de Thuringia seu de Apoldia Vitam S. Elisabethae a Canisio vulgatam, ex duobus Codd. Bibliothecae Paulinae Lips., olim Monasterii Veteris Cellae.** Dieſe Ergänzungen ſind aber nicht unſers Dietrichs Arbeit, ſondern als eines andern Dietrichs, eines Mönches Ciſtercienſerordens anzuſehen. Eine andre Ergänzung von fremder Hand iſt **Henrici Thuringi Appendix (ad Theodoricum) de vita, morte et miraculis S. Elisabethae** [13]).

(*Ferdinand Wachter.*)

DIETRICH, **Erzbischof von Magdeburg.** Dieſer einflußreiche Mann [1]) unter Kaiſer Karl IV. „der größte Staatsmann ſeiner Zeit [2]),“ wie man ihn genannt findet, war in Stendal, der Hauptſtadt der Alten-Mark Brandenburg (ungewiß in welchem Jahre) geboren, und ſein Vater daſelbſt ein Tuchmacher und Gewandſchneider [3]) oder Tuchhändler. Den Zunamen Kagelwitt, Kagelwyt, mit welchem er in einigen Zeitbüchern [4]) genannt wird, ſcheint er nicht von ſeinem Vater erhalten zu haben; wenigſtens wird erzählt, daß er in Böhmen, wo er eine geraume Zeit gelebt, mit dem Namen Koggelweit darum belegt worden ſei, weil er eine weite Kappe getragen habe. Doch kann auch dieſer Umſtand mit der Kappe zur Verdrehung ſeines wahren Namens die Veranlaſſung gegeben haben Andre nennen ihn auch Kagelbyrt [5]), Kagelwied [6]) und Kagelmunde [7]). Seine Ältern thaten ihn in das damals berühmte Kloſter Ciſtercienſerordens zu Lehnin in der Mittelmark Brandenburg. Er trat in den genannten Orden, führte das Schaffner- oder Kellneramt ſo gut, daß er das bisher und ſeit langer Zeit mit vielen Schulden beladne und ganz erſchöpfte Kloſter durch ſeine gute Wirthſchaft nicht nur davon befreite, ſondern ſelbſt in ſolchen Stand ſetzte, daß man es nie reicher geſehen [8]). Hierauf hat ihn der Biſchof Ludwig aus dem Kloſter gezogen und als Voigt angenommen. Hier muß er wieder ſich ausgezeichnet haben, da er auf des Biſchofs Rath an den Hof des Papſtes gekommen iſt [9]), der ihn zum Biſchofe von Sarepta [10]) oder nach Andern, von Ebron [11]), in partibus infidelium, geweiht hat. Nach Krantz nahm Kaiſer Karl IV. Dietrichen wegen ſeiner außerordentlichen Betriebſamkeit aus dem Kloſter, und der Papſt beförderte ihn auf des Kaiſers Betrieb zu den geiſtlichen Würden. Wegen ſeiner Geſchicklichkeit galt er ungemein viel bei Karl IV. am böhmiſchen Hofe, was zu mehren Anekdoten Veranlaſſung gegeben. So wird erzählt, die erſte Stelle, welche Karl IV. ihm gegeben, ſei die eines Schloßhauptmannes geweſen, der König habe ihn einſt mit ſeinem Hofſtaat überraſcht, und Dietrich ſich auf eine luſtige Weiſe zu helfen gewußt, indem er das Gefolge des Königs mit den Ohren und Schwänzen der Schweine des nächſten Dorfes und den König ſelbſt mit Hühnern und Enten beköſtigte. Das Bemerkenswerthe iſt, daß Dietrich ſich zum erſten Rathgeber des Königs von Böhmen hinaufzuſchwingen wußte [12]). Wie erzählt wird, regierte er als Vicedom oder Statthalter von Böhmen dieſes Land mehre Jahre [13]), beugte die Baronen und den Adel des Königreichs, erhielt den Landfrieden, ſandte ſeinem Herrn große Schätze und vergaß ſich auch ſelbſt nicht dabei. Natürlich fehlte es nicht an Ränken, um Dietrichen aus Karls IV. Gunſt zu verdrängen, und unter den vielen gegen ihn vorgebrachten Klagen blieb die Hauptbeſchuldigung, daß er die Einkünfte der königlichen Güter nicht redlich verwaltet habe. Dabei half oder ſoll ſich Dietrich auf folgende kecke Weiſe geholfen haben. Als der König ihm in Gegenwart ſeiner Neider und Ankläger einen Tag beſtimmte, an welchem er Rechnung von ſeiner Haushaltung ablegen ſollte, antwortete Dietrich, was ihm auf einen nächſten Tag zu thun befohlen werde, wolle er augenblicklich ins Werk ſetzen, und als der König Ablegung der Rechnung foderte, entgegnete er: „Meine Rechnung iſt kurz; ich bin zu Ew. Majeſtät in einem ſchlechten Ordenskleide gekommen; und habe wenige Groſchen im Säckel gehabt; dieſe werden Sie mir zu laſſen geruhen.“ Und doch brachte Dietrich anſehnliche Schätze nach Magdeburg. Daß der König aber ſich mit jener leichten Rechnung begnügt oder begnügt haben ſoll, iſt auch nicht zu verwundern, da Dietrich, indem er ſich ſelbſt zugleich bereicherte, doch in ſo weit Maß hielt, daß ſeine Beſtrebungen vor allen der königlichen Schatzkammer galten. Auch in andrer Beziehung wird Dietrich nicht gerühmt. So erzählt Hermann von Lerbecke, doch nur als Sage, Dietrich ſei Vicedom des Königs von Böhmen geweſen, und habe die Freiheiten der prager Kirche verletzt und beſchnitten, habe in der prager Diöces ein feierliches Kloſter ſeines Ordens, Namens Scalis, geſtiftet, welche Erzählung von Dietrichs Stiftung des Kloſters Ciſtercienſerordens, Namens Scalice, unweit Kaurzim durch Balbinus [14]), welcher aber bloß die verfallenen Mauern deſſelben ſah, beſtätigt wird, und habe in alle Fenſter des Kloſters das Wappen der mindenſchen Kirche malen laſſen. Dietrich war nämlich acht Jahre lang Biſchof von Minden. Zuvor doch und ſeine nächſte Beförderung, nachdem er Weihbiſchof von Sarepta, oder nach Andern von Ebron, geworden, war die zum Biſchofe von Schleswig, wie die mindenſchen Zeitbücher [15]) und das magdeburger Zeitbuch erzählen [16]). Doch in den ſchleswigiſchen Zeit- und Jahrbüchern finden wir unſern Dietrich nicht unter den Biſchöfen von Schleswig aufgeführt [17]). Helimbert wurde 1332 Biſchof von Schleswig. Im J. 1340 zog er ſich nach Lübeck zurück, weil ihm in der ſchleswiger Diöces kein ſichrer Aufenthalt vergönnt war, da wegen des von des Grafen Gerhards von Holſtein Söhnen Heinrich dem Eiſernen und Nikolaus auf Seeland und Jütland geführten Rachekriegs alles von Waffen ertoſete. Im J. 1350 ward Nicolaus Brun Biſchof von Schleswig auf dem Wege der Verzichtleiſtung (ſeines Vorgängers). Zwiſchen dieſer Zeit (1340—1350) müßte alſo Dietrich Biſchof von Schleswig geworden ſein. Nicht minder wird erzählt, Dietrich habe, nachdem er die wichtige Stelle des Propſtes zu Wiſſerad, welche meiſtens mit der Kanzlerſtelle des böhmiſchen Reichs verbunden war [18]), und die Stelle des Biſchofes zu Schleswig bekleidet gehabt, ſich nach dem Tode des Biſchofs von Brandenburg um dieſen Biſchofsſtuhl, wiewol vergeblich, beworben [19]). Keinem Zweifel hingegen unterliegt, daß Dietrich Biſchof von Minden geworden, da ihn nicht nur die mindenſchen Zeitbücher alle vom Jahre 1353—1361 unter den Biſchöfen dieſes Hochſtiftes aufführen, ſondern er auch urkundlich als ſolcher erſcheint, ſo gibt Kaiſer Karl IV. im J. 1354 wegen der vielen angenehmen Dienſte, welche ihm und dem Reiche (Imperio) ſein geliebter Rathgeber, Fürſtbiſchof Dietrich von Minden, geleiſtet hat, demſelben und ſeinen Nachfolgern

---

[8]) Klotzſch, Thüring. Geſchichte. Aus den Handſchriften D. Kaspar Sagittarius' gezogen, S. 678 fg. [9]) *Vossius*, De Historicis latinis. [10]) *Fellerus*, Catalogus MSS. p. 160. No. 40. und in Quaedam Vitae Sanctorum ac Sanctarum speciales in Bibliotheca Lipsiensi MStae extantes, bei Buder, Nützliche Sammlung verſchiedner meiſtens ungedruckter Schriften, S. 654. [11]) *Hoker*, Bibliotheka Heilsbrunnensis, p. 122. [12]) *Lambecus*, Bibliotheca Vindebon. T. II. p. 879.

[13]) *Lambeccius*, Comment. T. II. p. 879. *Struv*, Acta litter. T. II. Fasc. I. p. 5—18. *Kollar*, Analecta. T. I. p. 885—889.

[1]) Einen Lebensbeſchreiber hat er gefunden in Peter Gerike (öffentlichem Lehrer an der Julius-Univerſität), Leben Theodorici, Ertz-Biſchofes zu Magdeburg und Primatis in Teutſchland. Hanover und Braunſchweig 1743. 4. [2]) Chronik von Gibichenſtein, S. 109. [3]) Wantſchnyder, Bilderzeitbuch bei *Leibnitz*, Scriptt. T. III. p. 362. [4]) *Eggehard*, Chron. Hildesheim. Bei *Leibnitz*, T. I. p. 761. *Reutel*, Chron. Hillesh. Bei *Paullini*, Syntagma, p. 161. [5]) Chronicon Mindense; bei *Meibom*, Scriptt. rer. germ. T. I. p. 567. [6]) *Kranz*, Metrop. Lib. IX. c. 49 et Saxonia, Lib. IX. c. 33. [7]) *Busso Watensted*, Chron. Mindens. bei *Paullini*, Syntagma, p. 33. Er ſagt von Dietrich: Vir erat doctus, prudens, discretus, ingeniosus tam in verbis quam rebus, nec non valde circumspectus et laboriosus.

---

8) *Dubravius*, Histor. Bojemicae. Lib. XXII. 9) Bilderzeitbuch, S. 382. 10) *Watensted*, p. 85.: Torquatus, Series, Pontif. Eccles. Magdeburg. p. 398. 11) Chronicon Mindense bei *Meibom*, Chron. Mind. bei *Pistorius*, Scriptt. Ausg. von Struv, T. III. p. 816, No. 50. und *Hermann v. Lerbecke*, Chron. Mind. p. 191. 12) Dubravius. Seinen Rathgeber nennt ihn auch Karl ſelbſt: Urk. von 1354 zu Chron. Mind. bei Piſtorius, S. 839. Urk. von 1461 bei Meibom als Anhang zum Chron. Magdeburg. p. 378. 13) Vgl. *Hermann von Lerbecke*. Chron. Mind., bei *Leibnitz*, Scriptt. T. II. p. 191 mit Dreſſer, Sächſ. Chr. und Krantz.

14) *Bohuslaus Balbinus*, Epitome rerum Bohem. Lib. III. c. 21. p. 363. 15) Chron. Mind. bei *Pistorius*, Chron. Mind. bei *Meibom*; *Hermann von Lerbecke*, Chron. Mind.; *Watensted*, Chron. Mind. 16) Chron. Magdeburg. bei *Meibom*, T. II. p. 242. *Torquatus*, Series Pontif. Eccles. Magdeburg. bei *Mencke*, Scriptt. T. III. p. 397. 17) So nicht bei *Broder Boissen*, Chron. Sleswicense, bei Mencke, S. 606 u. 607, ſo nicht bei *Cypraeus*, Annales Episcoporum Slesvicensium, cap. XVI. etc. 18) Von der Wichtigkeit der Propſtſtelle zu Wiſſegrad ſ. den Ungenannten, Chron. Bohemicum, c. 44.; bei *Mencke*, Scriptt. T. III. p. 674, 675. Vgl. *Strausky*, De Reg. Bojem. c. 11. §. 2. 19) Dreſſer, Sächſ. Chr.

und der mindner Kirche zwei Freiſtühle, gewöhnlich Vemeding (Fehmgerichte) genannt, den einen vor dem Dorfe Haleri bei Lübeck, und den andern vor dem Dorfe Walnen bei Minden [20]. So auch nennt Karl ſeinen Rathgeber unlängſt Fürſtbiſchof von Minden in dem Schreiben vom J. 1361, durch welches er die Stadt Magdeburg anweiſt, ihn, den Erzbiſchof von Magdeburg, als ihren Herrn anzunehmen. Nicht minder hat ſich Biſchof Dietrich von Minden in Urkunden des Kaiſers als Zeugen unterſchrieben, woraus zugleich erhellt, daß er faſt ſtets um den Kaiſer, und mit ihm namentlich im J. 1354 zu Siena, 1355 zu Rom, 1355 zu Wien, 1355 zu Breslau, 1357 zu Karlſtein, 1360 zu Nürnberg, 1360 zu Prag [21] geweſen. Das Bisthum Minden regierte für ihn der Kämmerer Gerhard [22], der dann auch ihm auf dem biſchöflichen Stuhle zu Minden folgte, als der Kaiſer Dietrichen wegen ſeiner vielfachen Verdienſte und Rechtſchaffenheit und ſeiner Klugheit und Thätigkeit [23] (auch bedurfte der verwirrte Zuſtand des Erzſtiftes in der That eines ſolchen erfahrnen ſtaatsklugen Mannes) zum Erzſtifte Magdeburg im J. 1361 verhalf, indem er den Papſt ihm den erzbiſchöflichen Mantel, und zwar unentgeltlich, ſenden ließ. Der Proviſion durch den Papſt ſuchten ſich zwar Anfangs einige Domherren zu widerſetzen, doch durch Bemühung und Vermittlung des Nikolaus von Bismark, welcher mit beiden Parteien wohl ſtand, auch unter dem Beiſtande der Bürgerſchaft von Magdeburg, welche mit ſeinen Vorgängern in Zwiſt gelebt, wurde Dietrich mit Zuſtimmung aller Domherren, als auch der Dienſtmannen und Mannen der Kirche und des Rathes und der Stadt, angenommen und mit großer Feierlichkeit den 17. Nov. 1361 empfangen [24]. Das Bilderzeitbuch ſagt: Er regierte ſieben Jahre und war den Bürgern gut zu Willen. Als er das erſte Mal (nach Magdeburg) kam, da machte er Frieden, und berichtete alle Zwietracht, und befahl die Kirche den Domherren und den Gudemans (guten Männern, aus welchen ſich der niedre Adel zu entwickeln anfing) und dem Rathe das Land, und zog wieder in (nach) Böheim zu dem Kaiſer. Letztres kann, wenn es begründet iſt, nur von einer kurzen Reiſe zum Kaiſer gelten. Doch melden das magdeburger Zeitbuch und Torquatus nichts von einer ſolchen. Dennoch findet man in der Beſchreibung der Domkirche zu Magdeburg die Bemerkung, daß Dietrich wegen der vielen Beſchwerlichkeiten das Bisthum einige Zeit verlaſſen, aber ſich wieder eingefunden habe. Krantz [25] ſagt, daß Dietrich, nachdem er alles, was in den vorigen Kriegen in Verfall gerathen, wieder in gute Ordnung gebracht, ſich zurück zum Kaiſer begeben, weil er bemerkt, daß ihn das Capitel und die Hofbedienten mit ungünſtigen Augen angeſehen. Bei ſeiner Abreiſe habe er verſprochen, ſich wieder einzuſtellen, wenn ſeine Gegenwart nöthig ſein würde. Anderwärts [26] berichtet Krantz: Es ſei dem Erzbiſchofe von dem Capitel, Hofbedienten und ſelbſt von der Stadt viel Widerwärtiges begegnet; welchem er lange abzuhelfen geſucht und die Gemüther beſänftigt. Als er aber geſehen, daß hier nicht zu rathen ſei, und da er das, was ihm misfallen, nicht habe mit anſehen wollen, und wie er gewünſcht, nicht ändern können, ſo habe er den obengenannten Perſonen alles anempfohlen, und ſei zum Kaiſer gezogen. In einer dritten Schrift [27] erzählt Krantz einige Proben des dem Erzbiſchofe widerfahrnen Verdruſſes. Die Magdeburger übten, iſt einer ſeiner Belege, ihre Wuth gegen die Geiſtlichkeit abermals aus, da ſie ſich an dem Blute, welches ſie an ihrem ehemaligen Erzbiſchofe Burchard vergoſſen, noch nicht geſättigt. Die vornehmſten des Rathes luden den Dechanten des Domſtiftes vor, und ließen ihn, weil er nicht erſchien, durch die Henker und Gerichtsdiener in ein öffentliches Gefängniß legen, und verwieſen ihn hernach auf ewig. Die andre Probe, welche Krantz anführt, iſt dieſe: Des Erzbiſchofes Schreiber, der damals dem Erzbiſchofe von Sachſen folgte, ſitzt an der herzoglichen Tafel zu Barlin. Die gemeinen Gerichtsdiener des Ortes dringen mit einem ſtarken Haufen ins Gemach, ergreifen den Schreiber, führen ihn zum Gerichte heraus, und laſſen ihn daſelbſt öffentlich enthaupten. Als Urſache dieſes Verfahrens geben ſie an, der Schreiber habe eine bekannte ehrbare Frau im Scherz erſucht, mit ihm ins Bad zu gehen. — Sollten auch dieſe und ähnliche Dinge dem Erzbiſchofe begegnet ſein, ſo war er, der eine ſo gute Schule bei den ſtörriſchen Böhmen gemacht, doch nicht der Mann dazu, ſich vom Verdruſſe zum Abzuge bewegen zu laſſen. Sollte daher ſeine Reiſe zu dem Kaiſer begründet ſein, und ſie hat nichts Unwahrſcheinliches, ſo fand ſie ihren natürlichen Grund im Verhältniß eines Rathgebers zu ſeinem Herrn, denn ſollte der Kaiſer, dem Dietrichs Rath ſoviel genützt, nun auf einmal auf ihn gänzlich verzichtet haben? Wenn das mindenſche Hochſtift ſich zu beklagen hatte, daß Dietrich daſſelbe vor dem kaiſerlichen Hofe vernachläſſigte, ſo zeigte er doch, ſeitdem er Otto's, eines gebornen Landgrafen von Heſſen Sohn, der das Schwert mehr als den Hirtenſtab führte, und durch die vielen Kriege und Einmiſchung in vielerlei Händel das Erzſtift ſehr erſchöpft und zerrüttet hatte, Nachfolger auf dem Biſchofsſtuhle zu Magdeburg geworden war, was er in jeder Lage, welcher er ſeine Thätigkeit ſchenkte, auszurichten vermochte. Auch zeigte er, daß er die Schätze in Böhmen, wenn auch nicht auf eine zu billigende Weiſe, doch nicht als ſelbſtſüchtiger Geizhals, nur um des todten Beſitzes willen, ſondern für künftige lobenswerthe Zwecke geſammelt hatte. Sahen wir ihn von dieſen Schätzen für das Hochſtift Minden nichts aufthun, ſo läßt ſich ſchließen, daß er ein Bisthum für zu eng für ſeinen Wirkungskreis, und vielleicht auch für zu niedrig für ſeinen Ehrgeiz erkannte. Sehen wir ihn für das Erzſtift Magdeburg nicht als Stiefvater, ſondern als ein ihm all ſein Gut opfernder Vater ſorgen, ſo läßt ſich ſchließen, daß er mit dem erzbiſchöflichen Stuhle das Ziel ſeines Strebens erreicht hatte. Er fand viele Feſtungen und Schlöſſer des magdeburger Erzſtiftes von ſeinen Vorgängern zum Pfande geſetzt, und ließ ſeine erſte Sorge ſein, ſie wieder an das Erzſtift zu bringen. Noch bevor er ſeine Regierung angetreten, löſte er Jüterbogk ein, und innerhalb des erſten Jahres ſeines Einzuges das Schloß Friederberg mit zugehöriger Grafſchaft, das Schloß Alsleve, das Schloß Lochſtede, das Schloß Salzmünde, das Schloß Hötensleven, die Stadt Loburg, das Schloß Jerichow mit dem anliegenden Lande, das Schloß Croſewig, das Schloß Sandaw nebſt der Stadt, das Schloß Langeboge (Langebue), die Dörfer Olden, Weddingen, Daleweſtlebe (Thalewarsleben) und Meitzendorf, die lange zu Pfande geſtanden. Das Schloß und die Grafſchaft Scharzelaau kamen durch ihn zuerſt an die Kirche. Zu Kalbe führte er ein neues Schloß mit Mauern und Gräben auf. Im zweiten Jahre ſeiner Regierung löſte er das Schloß Staßfurt nebſt der Stadt und andern Zubehörungen ein. Es hatte 52 Jahre außerhalb der Hand der Kirche zu Pfande geſtanden. Wegen der Länge der Zeit und der großen Summe Geldes und der harten Verbindungen hatte die Kirche alle Hoffnung auf ſeine Wiedergewinnung aufgegeben. Doch Erzbiſchof Dietrich löſte es aus der Hand des Herrn Otto's von Hatmersleve (Hadmersleben) und ſeiner Erben ein, und gab 5350 Mark [28]). Auch das verpfändete Könnern ließ er frei an die Kirche zurückkehren. Das Burggrafthum [29]) zu Halle, welches das Erzſtift lange gemißt, brachte er wieder an die Kirche. Den Zoll zu Burdorf (Buckdorf), welcher jährlich 200 Mark einbrachte, löſte er wieder ein, und den zu Trotha für 50 Mark. Zu Gibichenſtein erbaute er eine koſtbare Brücke von neuem über die Saale (welche aber in der Folge von den Fluthen hinweggewaſchen wurde), und ſtellte die Mauern und andres des größtentheils zerbrochnen und verfallnen Schloſſes Gibichenſtein wieder her. Das Schloß Sandau erbaute er mit Mauern. Streng verfuhr er mit gewiſſen Domherren, welche, während der Zeit der Erledigung des erzbiſchöflichen Stuhles mit den Kirchengütern übel gewirthſchaftet hatten. Nicht bloß auf Wiederherſtellung der Beſitzungen des Erzſtiftes und auf Sicherung des Landes war Dietrich bedacht, ſondern ſchenkte ebenſo große Aufmerkſamkeit auch dem geiſtlichen Zweige ſeines Amtes, als er auf den landesfürſtlichen wandte, wie folgende Beiſpiele zeigen. Bei der Gründung des Erzbisthums war von dem päpſtlichen Stuhle dem Erzbiſchofe dieſe Würde, welche auch bei andern Erzbiſchöfen gebräuchlich, verliehen, daß, wenn er ausging, ihm ein ſilbernes und vergoldetes Kreuz auf einem verſilberten Stabe vorgetragen werden durfte. Dietrichs Vorfahren in ſpätrer Zeit hatten ſich nach Art weltlicher Fürſten das Schwert vortragen laſſen. Er ließ ſich wieder das Kreuz vortragen, und nur bei paſſenden Gelegenheiten das Schwert. Perſönlich führte er den Vorſitz über eine Synode im zweiten Jahre ſeiner Regierung am Tage des heil. Lucas unter dem Beiſitze des Biſchofes von Ebron und vieler infulirter Äbte. Es wurde auf dieſer Synode nicht über Beſchwerden verhandelt, ſondern der Erzbiſchof verordnete Meſſen für den Frieden und gegen die Peſt, und ertheilte Ablaß. In der Domkirche führte er mit vielen Koſten den hohen Altar aus einem braunen Marmor auf, deſſen obere Tafel 16 Fuß lang und 7 breit iſt, und welche rund herum andre marmorne und wohl ausgearbeitete Tafeln umgeben [30]). Die größte Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen erwarb er ſich durch ſeine prächtige Einweihung der Domkirche. Die alte war im J. 1207 der Raub einer großen Feuersbrunſt geworden. Eine herrlichere baute der Erzbiſchof Albrecht auf. Aber kein Erzbiſchof, wiewol Fürſtenkinder darunter waren, wagte ſich an die Einweihung, denn er fürchtete die Koſten nicht tragen zu können, und darum ſtand der große neue Dom bei anderthalb hundert Jahren ungeweiht. Nur Erzbiſchof Dietrich von ſchlichter Geburt, eines Gewandſchneiders Sohn, wagte ſich daran. Er bewirkte, daß der Dom herrlich geweiht ward, und ihm noch Geld übrig blieb. Er bewirkte es, fügt das Bilderzeitbuch hinzu, durch ſeine Klugheit, nämlich durch ſeine Finanzkunſt, welche er ſchon als Kloſterkellner entwickelt hatte, und die ihm als Vicedom des Königs von Böhmen ſolche herrliche Früchte getragen. Das Bewundernswerthe bleibt dabei, daß er dieſe koſtbare Einweihung bereits im dritten Jahre ſeiner Regierung (1363) ausführen konnte, nachdem er in den beiden erſten Jahren ſo große Summen zur Einlöſung ſo vieler von ſeinen Vorfahren verpfändeten Beſitzungen verwendet hatte. Nicht minder merkwürdig war die große Zahl nicht nur geiſtlicher (7 Biſchöfe), ſondern auch weltlicher Fürſten, welche die Einweihung durch ihre Gegenwart verherrlichten, als: die Herzöge von Sachſen, drei Markgrafen von Meißen, zwei Herzöge von Braunſchweig, drei Grafen von Anhalt, und eine Menge Edler und Grafen, deren Aufzählung uns zu weit führen würde, ſowie auch die Aufzählung der Herzoginnen, ihrer Töchter [31]) ꝛc. In Beziehung auf die Feſtlichkeiten bemerken wir nur, daß bei dem großen Gaſtmahle der Graf von Anhalt, als Truchſeß der Kirche, zu Roſſe ſitzend, dem Erzbiſchofe die erſte Schüſſel brachte, und der Herzog von Sachſen, als Schenke der Kirche, auf dem Roſſe ſitzend, den Erzbiſchof (den Sohn eines Gewandſchneiders) mit dem Tranke bediente. Den Tag darauf (die Einweihung des Domes war den Sonntag vor Simonis und Lucae 1363) weihte der Biſchof auch die Kirche des bergiſchen Kloſters. Zur Ehre der Einweihung des Domes hielten die Fürſten und Edeln ein dreitägiges Turnier, ſodaß das ganze Feſt vier Tage dauerte. Der Erzbiſchof ſorgte herrlich für die Zehrung der Herren und Frauen auf ſeine Koſten. Das Bilderzeitbuch ſagt, der Erzbiſchof habe bei der Einweihung des Domes einen großen Hof in Magdeburg gehalten, daß nie ſo großer Hof daſelbſt geweſen. Als in dem J. 1363 die Peſt in der Umgegend Magdeburgs und in der Stadt wüthete, hielt der Erzbiſchof zu Fuß einen Umzug durch alle Kirchen der Stadt. Die Kirche ſammt dem Chore der Eremiten zum heiligen Auguſtin zu Magdeburg weihete er im J. 1366 ein, rein um Gott, indem er von den Brüdern nichts verlangte, als ihr Gebet. Am Charfreitage pflegte er perſönlich die Füße der Domherren und Armer zu waſchen[32]. So zeigte ſich der Erzbiſchof in ſeinem geiſtlichen Amte, während man hätte glauben können, er vergeſſe dieſes über der Landesregierung, deren er ſich ſo thätig und unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen annahm. Als Erzbiſchof Dietrich im J. 1363 mit der Stadt Halle um das Schultheißenamt und Gut in Zwieſpalt gerieth, ſtellte er die Sache nach vielen Verhandlungen auf die Schöppen zu Magdeburg, welche darüber einen Ausſpruch thaten, mit welchem beide Theile zufrieden waren[33]. Der Unwille zwiſchen der Stadt Magdeburg und dem Erzbiſchofe, weil dieſer das Kornſchiffen verſtattet (im J. 1366), wurde durch die Städte Halle und Kalbe und des Stiftes Landſaſſen in Güte beigelegt[34]. Obgleich Erzbiſchof Dietrich gegen Auswärtige hart[35] erſchien, ſo zeigte er ſich gegen die Inwärtigen des Landes verſöhnlich und nachgiebig, um den Frieden nicht zu ſtören. In ſolchem lebte er beſtändig mit der Stadt Magdeburg[36], die doch mit ſeinen Vorgängern in ſo blutiger Zwietracht geſtanden. Entſtand zwiſchen ihm und denen von Magdeburg ein Zweifel und Zwieſpalt, ſo wurde dieſer bald durch einen beiden Theilen befreundeten Vermittler in Güte beigelegt. Erzbiſchof Dietrich bewachte eifrig den Frieden nicht bloß in ſeinem, ſondern auch in den benachbarten Ländern, ſo viel er vermochte. Auf der Stecklenburg an der Bode, welche dem Herrn von Hadmersleben gehörte, hauſten Räuber, welche die Reiſenden ausplünderten. Der Erzbiſchof belagerte mit ſeinem Volke die Burg, eroberte und zerbrach ſie. Der Herr von Schulenburg wurde auf einer Reiſe zum Erzbiſchof und im Geleite deſſelben von ſeinem Feinde, dem Herrn von Evelen, gefangen genommen. Der Erzbiſchof zog gegen Evelen, und bedrängte deſſen Herrn ſo lange, bis er den Gefangnen frei herausgab. Von Walmoden, einem Schloſſe des Biſchofes von Hildesheim, aus beraubten die auf ihm Hauſenden alle Vorüberziehenden. Der Biſchof von Hildesheim, von den Fürſten um Abhülfe erſucht, leiſtete dieſe nicht. Da ſammelte Erzbiſchof Dietrich in Verbindung mit dem Biſchof Albrecht von Halberſtadt und dem Herzoge Magnus mit der Kette von Braunſchweig, zweien Grafen von Anhalt und dem Grafen von Querfurt zur Aufrechthaltung des Landfriedens ein zahlreiches Heer. Dieſes zog in das Hildesheimiſche, und erlitt in der Schlacht bei Dinkeler (den 3. Sept. 1367) von dem kleinen Heere des Biſchofes Gerhard von Hildesheim eine ſchreckliche Niederlage, da das große Heer auf ſeine Übermacht vertraute und wenig Ordnung in ſich herrſchen ließ. Ein Graf von Anhalt und Hans von Hadmersleben und viele andre fielen. Herzog Magnus, Biſchof Albrecht, zwei von Hackeborn, Herr Meinhard von Schierſtädt, Nikolaus von Bismark, welche des Erzbiſchofes Hauptleute waren, auch der Hauptmann der Stadt Magdeburg und unzählige andre wurden gefangen[37]. Nach der dinkeler Schlacht kamen Erzbiſchof Dietrich und der Biſchof von Hildesheim zuſammen und unterhandelten um Frieden und Auslöſung der Gefangnen. Biſchof Gerhard hätte von den Gefangnen eine große Geldſumme erpreſſen können, aber dem Erzbiſchofe kam trefflich zu Statten, daß er bei dem Kaiſer in ſolcher Gunſt ſtand. Daher fürchtete Gerhard des Biſchofes gewaltigen Einfluß, oder Tyrannei, wie Eggehard[38]) ſich ausdrückt, und ließ ſich billig finden. Für alle Gefangne, welche er gemacht, und von denen 76 aus der Geſindeſchaft (Familie) des Erzbiſchofs waren, wurden 6000 Mark reines Silber bedungen. Hiervon bezahlte für die Gefangnen und die Kriegsſchäden dem hildesheimer Stift Erzbiſchof Dietrich vor ſeinem Tode 3000 Mark, indem er hierzu 2000 von den magdeburger und halleſchen Bürgern borgte. Merkwürdig, daß der vormals ſo ſchätzereiche Dietrich jetzt borgen muß! Ein deutliches Zeichen, daß er nach dem erzbiſchöflichen Stuhle geſtrebt, nicht um Schätze zu ſammeln, ſondern daß er vormals Schätze geſammelt hatte, um dereinſt als Landesfürſt wohlthätig wirken zu können. Die übrigen 3000 Mark, mit welchen die andern Gefangnen ſich loskauften, welche nicht in der Gewalt des Biſchofs von Hildesheim, ſondern anderswohin geführt waren, wie Ritter Heinrich von Alvensleben, Buſſo von Aſſeburg, Alverich und Gumpert von Wantsleben und viele Andre, blieben nach des Erzbiſchofs Tode ſeinem Nachfolger und der magdeburger Kirche zu bezahlen. (So hatte die unglückliche Schlacht bei Dinkeler Dietrichs Streben, das Erzſtift ſchuldenfrei zu hinterlaſſen, vereitelt!) Den meiſten von ſeinen Dienern, welche zwar nicht gefangen worden, aber ſonſt Schaden erlitten, erſtattete er dieſen noch bei ſeinem Leben. Durch Johanns von Hadmersleben unbeerbten Tod fiel dieſes Schloß mit allen ſeinen Rechten an den Erzbiſchof zurück. Seitenverwandten nahmen es in Beſitz. Da belagerte Dietrich die Burg, und erlangte durch gütliche Unterhandlungen das Schloß, nebſt der dazu gehörenden Herrſchaft, als freien Beſitz der magdeburger Kirche. Auch kaufte er ganz für ſie den vierten Theil am Schloſſe zu Wantsleben für 200,000 Mark und ein daran liegendes Dorf für 100,000 Mark. Wahrſcheinlich geſchahen dieſe Käufe vor der unglücklichen Schlacht bei Dinkeler, obgleich ſie das magdeburger Zeitbuch nach derſelben erzählt. Er ſtarb nach langer ſchwerer Krankheit den 16. Sept. 1367, ſo nach dem gleichzeitigen magdeburger Chronikon und den meiſten andern, nach Paul Lange im J. 1368, und dieſes iſt inſofern wahrſcheinlicher, als die Schlacht bei Dinkeler erſt den 3. Sept. war; wie hätte Dietrich vom 3. Sept. bis zum 16. Dec. mit dem Biſchofe von Hildesheim unterhandeln, die Gefangnen auslöſen, Hadmersleben belagern und dazu lange und ſchwer krank ſein können? — und ruht in dem Begräbniſſe, welches er zwei Jahre vor ſeinem Tode hinter dem Chore der Domkirche hatte bauen laſſen, und deſſen Altar er mit einer reichlichen Stiftung zu ſeinem Gedächtniſſe begabt[39]). Auch ſeine letztwilligen Verfügungen waren eines Erzbiſchofes würdig. Nicht minder hatte er durch Ernennung einer Regentſchaft für die Zeit der Erledigung des erzbiſchöflichen Stuhles geſorgt, welches auch die Folge als ſehr heilſam bewährte.

---

[20] Urk. hinter dem Chron. Episcop. Mindens. bei Piſtorius, S. 838.

[21] S. die Nachweiſung dieſer Urkunden bei Gerike, S. 14 u. 15.

[22] *Hermann von Lerbecke*, Chron. Mind. p. 191. Er ſagt von Dietrich: fuit homo talis qualis, da er ſich ſo wenig um das Bisthum Minden bekümmerte.

[23] Urk. Karls IV. von 1361 bei Meibom zu Chron. Magdeburg. p. 379 u. bei Gerike, S. 15 u. 16.

[24] Chron. Magdeburg. p. 343.

[25] *Krantz*, Vandalia Lib. VIII. c. 39.

[26] *Krantz*, Metropol. Lib. IX. c. 50.

[27] *Krantz*, Sax. Lib. IX. c. 35.

---

[28] Chron. Magdeburg. p. 343. Das Bilderzeitbuch S. 381 erzählt zum J. 1364: In dieſem Jahre kaufte Biſchof Dietrich zu Magdeburg wieder Saſſerde von dem von Haldensleve, das 47 Jahre verſtanden hatte, für 4000 Mark.

[29] Praefecturam, Chron. Magd. Burggrafthum, nicht Voigtei, wie Gerike S. 31 hat.

[30] Chron. Magdeburg. p 443.

[31] Wir müſſen auf das Chron. Magdeb. p. 344 und Gerike, S. 33 fg. verweiſen.

---

[32] Chron. Magdeb. p. 344.

[33] Bilderzeitbuch, S. 382.

[34] *Olearius*, Halygraphia, p. 163—165.

[35] Chron. Magdeburg. bei *Leibnitz*, T. III. Lacuna suppleta. Als Beiſpiel ſeiner Härte könnte gelten, was *Hoppenrod*, Ann. Gernord. bei *Meibom*, Scriptt. T. II. p. 437 u. 438 von den heftigen Streitigkeiten erzählt, welche das Kloſter Gernrode mit vier Erzbiſchöfen von Magdeburg, Dietrich dem Stendaler, Peter dem Böhmen, Ludwig dem Thüringer und Friedrich gehabt, weil Dietrich zur Zeit des Anfangs der Regierung Adelheids von Walde die benachbarten Gründe, Äcker und Wälder in Groß- und Klein-Alsleven, welche doch mit allem Rechte zu Gernrode gehört, in Beſitz genommen, wenn nur der Antritt von Adelheids von Walde Regierung nicht ins Jahr 1374 fiele, wo Dietrich bereits mehre Jahre todt war. Doch könnte auch der Irrthum nur in der Zeitangabe liegen und Dietrich jenen Streit wirklich veranlaßt haben, den dann ſeine Nachfolger fortführten.

[36] Hierher gehört auch folgende Anekdote bei Dreſſer, Sächſ. Chr. Die Bürger wollten den Thurm hinter dem Möllenhofe aufführen, der Biſchof aber dieſes hindern. Die Bürger konnten durch das Zeugniß noch Lebender beweiſen, daß ein Bergfriede früher dageſtanden. Nach vielen Unterhandlungen ſagte endlich der Biſchof, er wolle ſelbſt dazu rathen, daß man die Stadt befeſtigte, und ſollten ſie ihren Thurm bauen, wo ſie wollten. Hätten ſie zehn Thürme bei ſeinem Hofe ſtehen, die ſchadeten ihm nichts, wenn ſie einig wären; wie im Gegentheile 40 Thürme nichts helfen würden, wenn ſie uneinig würden.

[37] Evelen nennt ihn das Chron. Magdeburg. Supplementum bei *Leibnitz*, Scriptt. T. III. p. 385. *Torquatus*, Series Pontif. Magdeb. p. 398 nennt ihn Freien zu Egelen. Siehe das Nähere über die Schlacht bei Dinkeler im Art. Dinkeler, Dinkler, Schlacht bei D. Vgl. Bilderzeitbuch, S. 384. Lacuna Chronici Magdeburgensis editi ex MSto suppleta bei *Leibnitz*, T. III. p. 749 und Chron. Magd. p. 345. Sachſenchronik bei Abel, Sammlung S. 189. Chron. S. Michaelis in Hildesheim bei *Meibom*, Scriptt. T. II. p. 522. Das Chron. Ep. Hildesheim. et Abbat. Monast. S. Michael. Bei *Leibnitz*, T. II. p. 800 läßt den Erzbiſchof Dietrich in der Schlacht gefangen werden, da doch ſelbſt dieſes zweifelhaft iſt, ob er der Schlacht beigewohnt hat, und ſogar behauptet wird, daß letztres gar nicht ſtattgefunden; ſ. Gericke, S. 44 und die von ihm angeführten Schriften. Doch aus der Erzählung des Chron. Magdeb. ließe ſich vielleicht ſchließen, daß Dietrich mit ins Hildesheimiſche eingedrungen. Das Bilderzeitbuch führt ihn ausdrücklich unter denen auf, die in das Stift Hildesheim gezogen. Doch ließe ſich dieſes auch ſo erklären, daß Dietrich hier für ſein Heer ſtehe. Wir haben, da es zweifelhaft bleibt, weil nichts erwähnt wird, wie Dietrich aus der Schlacht entkommen, es im Texte auch zweifelhaft gelaſſen. Doch kann auch von Dietrichs Flucht nichts erwähnt worden ſein, weil nichts Beſondres dabei vorgefallen.

(*Ferdinand Wachter.*)

DIETRICH von Niem, Biſchof von Verden, ſtammend aus der Stadt Niem[1]) (Neheim), von welcher ein Geſchlecht ſich nannte, im Stifte Paderborn, wurde dem geiſtlichen Stande gewidmet, empfing ſeine gelehrte Bildung muthmaßlich auf der damals berühmten Schule zu Corvey, und erwarb ſich die akademiſche Würde eines Magister sacrarum scripturarum et legum[2]). Im J. 1361 finden wir ihn zu Bonn reſidirend und von ſeiner Präbende lebend, und zum J. 1364 ſagt er, daß er nach Avignon zurückgekehrt ſei, ſeinen Rechtsſtreit gegen das bonner Capitel zu verfolgen, darum, daß es ihn von den Einkünften ſeiner Präbende ſuſpendirt habe[3]). Der päpſtliche Hof, wenn er ihm auch nicht wieder zu dieſer Präbende verhalf, ſorgte doch anderweitig für ihn, denn Dietrich nennt ſich in ſeinem Nemus unionis Dioeceseos Lucensis clericus, hatte alſo hier ein Kanonikat erhalten. Um das Jahr 1371 wurde er an den päpſtlichen Hof gezogen, denn er ſagt in ſeinem Nemus unionis[4]), daß er dem römiſchen Hof über 37 Jahre lang unter Gregor IX., Urban IX., Bonifacius IX., Innocentius VII. und Gregor XII. gedient habe. Von ſeiner Stelle, welche er daſelbſt bekleidete, wird er Scriptor apostolicus[5]), aliquot Paparum intimus Scriba[6]), Secretarius apostolicus[7]), Pontificis quondam scriba[8]), Protonotarius Apostolicus[9]), magnus curtisanus sacrique palatii auditor 10) genannt. Sich ſelbſt nennt er in ſeinem Nemus unionis literarum apostolicarum abbreviator 11), und der Zuſatz am Ende ſeiner Chronik von fremder Hand ihn Theodericus, famosissimus literarum apostolicarum 12). Aus allen dieſen Benennungen läßt ſich ſchließen, daß er bei der päpſtlichen Kanzlei zu Rom anfangs das Amt eines Secretairs verwaltet, und nachmals auch anſehnlichere Stellen bekleidet habe. Daß er eine Reiſe nach Griechenland gethan, läßt ſich aus dem 36. Capitel ſeines Labyrinths ſchließen, denn hier tadelt er die Gebrechen der griechiſchen Geiſtlichen und ſagt, er habe ſie perſönlich geſehen. Von dem Papſte Bonifacius IX. erhielt er im J. 1395 oder 1396 das Bisthum Verden, beſtätigte im J. 1396 den Propſt Johann Meyer zu Medingen 13), reſidirte zu Lüneburg, und fertigte hier am 1. März 1397 ein noch ungedrucktes Synodalſtatut aus, worin er ſich Dei et apostolicae sedis gratia electus Verdensis 14) nennt. Am 17. Oct. 1397 war der lüneburger Abt Ulrich von Bervelde: Vicarius domini Theodorici in remotis agentis 15), und noch im J. 1399 kommt ſein Official vor 16). Das verdenſche Bisthum muß er 1399, oder im folgenden Jahr aufgegeben haben. Konrad von Veihte kam vermuthlich im letzten Jahre Dietrichs von Niem nach Verden, weil das Chronic. Verd. Luneb. (S. 185) meldet, daß beide wegen der Poſſeſſion miteinander ſtreitig geweſen. Vielleicht war Dietrich von Bonifaz IX. und Konrad von dem Gegenpapſte Benedict XIII. ernannt 17). Ein dritter, Konrad von Soldau, brachte am Ende die Proviſion an ſich. Das ebengenannte Zeitbuch und die verdenſche Chronik bei Leibnitz, S. 221, und andre erzählen die Veranlaſſung, daß Dietrich das Bisthum Verden aufgegeben, auf dieſe Weiſe 18). Als Biſchof Otto von Verden, ein Sohn des Herzogs Magnus mit der Keite von Braunſchweig-Lüneburg, im J. 1395 Erzbiſchof von Bremen und hierdurch das Bisthum Verden erledigt worden war, behielt er deſſenungeachtet das zum verdenſchen Bisthume gehörige Schloß Rothenburg im Beſitze. Dietrich, der von dem Papſte Bonifacius IX. das verdenſche Bisthum erhalten hatte, richtete nichts gegen Otto aus, und ward, bevor er zum vollen Beſitze des Schloſſes und zur Obedienz gelangt war, vom Papſte nach dem Bisthume Cambray verſetzt. Doch wird Dietrichs unter den Biſchöfen von Cambray nicht gedacht 19). Daher ſtellt man die Vermuthung auf, daß Dietrich niemals in dieſes Bisthum gekommen, ſondern beſtändig um den Papſt und in Italien geblieben ſei, und dem Capitel daſelbſt die Regierung überlaſſen habe 20). Gleichwol war das Bisthum Cambray in dieſer ganzen Periode beſetzt. Der Biſchof Annecy, Petrus de Alliaco, wurde am 2. April 1395 Biſchof zu Cambray, und ſtarb erſt am 9. Oct. 1425 21). Dietrich hat alſo wol nur die Proviſion erhalten, oder es hat gar eine Verwechslung ſeiner mit jenem Petrus ſtatt gefunden, dem man auch vormals das Werk: de necessitate reform. ecclesiast. zugeſchrieben hatte, deſſen Verfaſſer Dietrich von Niem war 22). Auf dem coſtnitzer Concil, welches 1414 begann und 1418 endete, genoß er eines großen Anſehens, indem er viel durch Mund und Schrift vermochte. Aus verſchiednen Stellen ſeiner Schriften erhellt, daß er 1417 23) noch gelebt habe; aber nirgends erwähnt er des Endes des coſtnitzer Concils. Am Abende des dritten 24) Junius ſchrieb er noch an ſeiner Geſchichte de vita et fatis Constantiensibus Johannis XVIII. Er iſt alſo aller Wahrſcheinlichkeit nach im J. 1417 nach dem dritten Junius geſtorben, und zwar auf dem Concil zu Coſtnitz, wie Engelhus ausdrücklich bemerkt. Nach dem Zuſatze zu ſeiner Chronik wäre Dietrich zu Maſtricht 25) in der Kirche des heiligen Gervaſius, an welcher er Chorherr geweſen, begraben worden; ſeine Leiche müßte alſo von Coſtnitz dahin gebracht worden ſein. Nach demſelben Zuſatze war Dietrich Stifter des Hoſpitals der Teutſchen zu Rom. Wenn Flaccus 26) ihn nur mittelmäßig gelehrt nennt, ſo ſah er ohne Zweifel hauptſächlich nur auf Dietrichs lateiniſchen Styl, ohne die Zeit, in welcher Dietrich lebte, und ſeine vorzügliche Kenntniß der Geſetze, durch welche er ſein Glück machte, in Anſchlag zu bringen. Doch kann er ihm den Ruhm der Glaubwürdigkeit nicht verſagen, worin auch andre, wie Schard, Walch 27), von der Hardt 28) ꝛc. übereinſtimmen. Maimburgs, des Jeſuiten, Eifer für die Ehre des römiſchen Hofes war zu groß, als daß ſein Urtheil über Dietrich Gewicht haben könnte 29). Auch Rambachs 30)

---

[38]) *Eggehard*, Chron. Hildesheim. p. 761. [39]) Das gleichzeitige Chron. Magdeburg., das Bilderzeitbuch, Torquatus, Krantz berichten, daß Dietrich im Dome zu Magdeburg begraben. Wenn daher Paul Lange (Chron. Citenz. bei Piſtorius, S. 1218, wobei ſich Gericke S. 51 in unnöthige Schwierigkeit verwickelt, indem er den Paul Lange, den Verfaſſer des Chron. Citiz. und des Chron. Nurnb. zum Verfaſſer des Chron. Magdeburg. macht) erzählt, Dietrich ſei im Ciſtercienſerkloſter zu Letrin (Lenin) in der Mark, wo er Profeß gethan, begraben; er ſelbſt habe ſein bewundernswerthes Grabmal (tumbam) mit der Grabſchrift geſehen und geleſen, ſo hat er wol ein bloßes Kenotaphium für Dietrichs wirkliches Grabmal angeſehen. Wenn Hermann von Lerbecke (Chron. Mind.) erzählt, daß Dietrich in dem von ihm geſtifteten Kloſter Scales im prager Sprengel geſtorben, ſo hat zu dieſer Erzählung wahrſcheinlich auch ein in dieſem Kloſter ſeinem Stifter geſetztes Denkmal Veranlaſſung gegeben. Dieſes hat wol auch die Veranlaſſung der Erzählung gegeben, welche Balbinus (Epitom. Rer. Bohem. L. III. c. 21 p. 363) aufbewahrt hat, Dietrich habe endlich Magdeburg verlaſſen, bei dem Kaiſer Karl IV. ſein Alter zugebracht, und im Frieden und fern von allen höchſtbeſchwerlichen Händeln, welche zwiſchen ihm und den Domherren ausgebrochen, der Welt Lebewohl geſagt.

[1]) Nach Georg Fabricius (Orig. Saxon. Lib. I.) wäre unſer Dietrich ein Magdeburger. Johann Hallervord (Spicilegium de Historicis latinis) gibt ihm fälſchlich den Namen Johann, und Walch (Biblioth. theol. T. III. p. 534) den Namen Roderich. Seine Ältern, Tag und Jahr der Geburt ſind unbekannt. [2]) So nennt ihn *Bruschius*, Magni Operis de omnibus Germaniae Episcopatibus epitome. T. I. Norib. 1549. p. 234. Das Chron. Epp. Verd. bei *Leibnitz*, Scriptt. T. II. p. 221 nennt ihn Magister Theodericus de Nyem, und ſo auch Engelhus. [3]) Theod. de Niem Chronicon bei *Eccard*, Corp. Hist. Med. Aev. T. I. p. 1511, 1514. [4]) In der ſechsten Abhandlung, welche Labyrinthus heißt, Cap. 39. [5]) *Cuspianus*, Histor. Friderici Barbarossae. [6]) *M. Flacius*, Catal. test. verit. [7]) *Von der Hardt*, Histor. concil. Constant. T. II. p. 297. [8]) Auf dem Titelblatte ſeiner 1609 zu Straßburg in Octav gedruckten Historia sui temporis. [9]) Ep. Johannis Leodicensis episcopi et Cardinalis ad Theodericum a Niem bei *Goldast*, De monarchia Imperii. T. II. p. 1381.

---

10) *Engelhus*, Chron. universale.

11) *Cuspianus*, Hist. Ottonis M. gibt es kürzer: Apostolicus abbreviator.

12) Theod. de Niem Chron. p. 1514.

13) J. L. Lyßmann, Hiſtoriſche Nachricht vom Kloſter Medingen, S. 47.

14) Archiva St. Michael. benutzt von Wedekind, Chronographie der Biſchöfe zu Verden, in ſeinen Noten zu Geſchichtſchreibern des Mittelalters. 1. Bd. S. 128. Wenn Dietrich im dritten Buche de schismate eines Episcopus Verdensis electus gedenkt, ohne ihn jedoch zu nennen, ſo redet er aller Wahrſcheinlichkeit nach von ſich ſelbſt. *Balbinus*, Epitom. rerum Bohem. Lib. III. c. 2. p. 381 nennt ihn fälſchlich Episcopus Virdunensis, eine Verwechſelung, von der ſich auch Beiſpiele bei andern verdenſchen und umgekehrt auch bei verdunſchen Biſchöfen vorfinden.

15) Schlöpke, Chronikon von Bardewik, S. 315.

16) Gebhardi, Lüneburg. Stadtnachr. mst. 8. Bd. S. 128. Nr. 1., nach Wedekind S. 128.

17) Wedekind, S. 129.

18) *Kranzius*, Metropolis, Lib. X. c. 42. *Bucelinus*, German. Sacr. Part. I. p. 23. *Bruschius*, Magni operis de omn. Germ. Episc. epit. p. 234. Acta Synodalia ecclesiae Osnabrugensis.

19) So wiſſen die Fratres Samarthani in Gallia christiana nichts von ihm.

20) Des verdiſchen Biſchofs Dietrichs von Niem Leben und Schriften, in: Altes und Neues aus den Herzogthümern Bremen und Verden. 7. Bd. S. 180.

21) *Herm. v. d. Hardt*, Rer. Concil. Constant. T. I. P. VIII. p. 464, 480.

22) Wedekind, S. 128.

23) Nach dem Jöcherſchen Gelehrtenlexikon wäre er 1416 den 4. Juni geſtorben. Der Zuſatz zu Dietrichs Chronik ſetzt ſeinen Tod noch irriger ins Jahr 1400.

24) Daher wol nimmt Jöcher den 4. Juni als Dietrichs Todestag an.

25) Trajecti Leodicensis dioecesis, Zuſatz zu Theod. de Niem Chron. p. 1514.

26) *Flacius Illyricus*, Catal. Testium Veritatis. Dieſe Stelle, ſowie die Stellen von Cuſpianus, Engelhus, Krantz, Goldaſt u. Schard, ſtellt Meibom in ſeiner Narratio de Theodorico de Nihem in den Scriptt. Rer. Germ. S. 1 fg. zuſammen.

27) Walch, Geſch. der Päpſte, S. 323.

28) *Von der Hardt*, Hist. Conc. Const. T. II. p. 295.

29) Maimburgs Beweis aus Gobelinus Persona beleuchtet Meibom a. a. O. S. 4.

30) Rambach, Fortſetzung der Bowerſchen Geſchichte der Päpſte

Beweis, welcher Dietrichen einiger Parteilichkeit beſchuldigt, iſt nicht zuverläſſig geführt. Seine Schriften[31]), durch welche er mächtig gewirkt hat, ſind folgende: 1) De necessitate reformationis ecclesiasticae in capite et membris; zuerſt im Druck erſchienen durch von der Hardt[32]) in Hist. Concil. Constant. T. I. P. VII. 2) De Schismate libri tres; vollendet 1408, enthält vorzüglich die Geſchichte der Päpſte Urban VI. und Clemens VII. von 1378—1410, erſchien zuerſt in Drucke 1532 zu Nürnberg in Fol. Simon Schardius, welcher 1506 zu Baſel in Fol. wieder abdrucken ließ, vermehrte ſeine Ausgabe durch Hinzufügung des vierten Buches, welches den Titel Nemus[33]) unionis führt, und von dem die ſechste Abhandlung Labyrinthus überſchrieben iſt. Nach des Schardius Ausgabe iſt es 1566 zu Baſel in Fol., 1592 zu Nürnberg Fol. und 1608 und 1619 zu Straßburg in 8. wieder aufgelegt worden, und zwar die beiden letzten Ausgaben unter dem Titel: Theod. a Niem, Pontificii quondam scribae, Episc. Verd. historiar. sui temporis libri IV., und erläutert durch die Commentaren des Zabarella und des Joh. Marius. Doch geben alle dieſe Ausgaben das Werk ſehr verſtümmelt und voller Fehler, wie aus der Vergleichung mit der gothaer Handſchrift erhellt[34]). Dieſe Schrift Dietrichs hat den päpſtlich Geſinnten ſo wenig zugeſagt, daß ſie es unter die verbotnen Bücher der erſten Claſſe zu ſetzen nicht unterlaſſen haben[35]). Beſondre Stücke ſind aus dieſer Schrift Dietrichs herausgegeben worden: 1) Excerpta de Gestis Ottonis Tarentini, Ducis Brunsvicensis[36]), aus dem erſten Buche De Schismate, von Leibnitz ſeinen Script. Rer. Brunsvic. T. II. p. 50—56 einverleibt; 2) De potestate Pontificis atque Imperatoris et an Imperator in temporalibus subsit Pontifici; aus dem dritten Buche de Schismate findet ſich nebſt Epistola Johannis, Leodicensis Episcopi et Cardinalis, ad Theodericum a Niem, Protonotarium ecclesiae Rom., Quatenus Papae sit obediendum? bei Goldaſt, de monarchia Imperii. T. III. p. 1376—1379. 3) Exhortatio ad Rupertum, Regem Romanorum, herausgegeben von Goldaſt a. a. O. T. II. p. 1381—1384. 4) Privilegia sive jura circa investituras Episcopatuum et Abbatiarum[37]), herausgegeben von Sim. Schardius; Sylloge de jurisdictione imperii, (Baſel 1566 in Fol. und Straßburg 1609 und 1618 in 4.) 5) Chronicon, eine Chronik ſeiner Zeit, iſt, obwol ſich nicht auf die Päpſte und Kaiſer beſchränkend, unter dem Titel: Vitae Pontificum Romanorum a Nicolao IV. usque ad Urbanum V. et inde ab Anonymo usque ad annum 1418 continuatae, additis Imperatorum gestis, als Fortſetzung zu Continuatio Chronici Martini Poloni, von Eccardus, Corp. Hist. Med. Aev. T. I., herausgegeben, wo die Dietrichſche Arbeit von S. 1461—1514 reicht. 6) Historia de Vita Joannis XXIII. zuerſt herausgegeben und mit Erläuterungen von Heinrich Meibom dem Ältern 1628 zu Frankfurt in 4., wiederholt von des Vorigen Enkel, Heinrich Meibom dem Jüngern, in Rer. Germ. Hist. T. I. p. 5—52, und durch von der Hardt, Hist. Concil. Constant. T. II. P. XIV. p. 336. Es bildet dieſes Geſchichtswerk[38]) Dietrichs eine Fortſetzung ſeines größern Werkes de Schismate, und beginnt: Nunc restat etc. 7) Invectiva in diffugientem e concilio Joannem XXIII., aus den beiden helmſtädter Handſchriften durch von der Hardt, Hist. concil. Constant. T. II. P. XIV. p. 336 herausgegeben. 8) Commentarius de regionibus orbis et qualitatibus habitantium in iisdem wird von Dietrich im 35. Capitel ſeines Labyrinthi erwähnt, iſt aber ſo wenig gedruckt, daß man ſelbſt nicht einmal weiß, ob es noch irgend in einer Handſchrift ſich findet.

(*Ferdinand Wachter.*)

DIETRICH von Horn, Biſchof von Osnabrück, war Propſt dieſes Hochſtiftes zur unglücklichen Zeit, als Biſchof Melchior vom Grafen von Hoja gefangen war, und unterhandelte um deſſen Loskaufung. Zum Verweſer des Stiftes ward der Graf Dietrich von der Mark beſtellt, der für ihn das Löſegeld, und nachmals ihm einen jährlichen Gehalt bezahlte. Melchior ſuchte dieſen Vergleich umzuſtoßen, ungeachtet der Verweſer das Stift gut verwaltete, und that eine Reiſe nach Rom. Der Papſt Gregor XI. aber verſetzte ihn nach Schwerin. Nun ward der kriegeriſche Propſt des Stiftes, Dietrich von Horn, zum Biſchof erwählt und von genanntem Papſte beſtätigt. Ihm wich der Verweſer Graf Dietrich von der Mark, welchem, wie billig, die Summe, die er zur Loskaufung Melchiors und zu anderm Nutzen des Stiftes verwendet, zurückgezahlt wurden. Zu dieſem Behufe wurden wieder gewiſſe Schlöſſer verpfändet und das Stift zerſplittert. Daher machte zur Wiedergewinnung Dietrich von Horn mit Hülfe der Ritterſchaft und der Stadt Osnabrück die größten Anſtrengungen und Ausgaben. Der vergrößerungsſüchtige Graf Otto von Tecklenburg war nach dem Beiſpiele ſeiner Ahnen dem Stift Osnabrück vorzüglich beſchwerlich geworden, ſeitdem er als Gemahl der Tochter des Herrn Simons von der Lippe

---

8. Bd. S. 491. Vgl. dagegen Dietrichs v. N. Leben u. Schr. im Alt. u. Neu. a. d. H. Br. u. V. a. a. O. S. 182.

31) Die beſte Nachricht von Dietrichs Schriften hat Fabricius (Bibl. lat. med. et inf. aetatis. Vol. V. p. 399) gegeben, und ſie wurde in der Schrift, welche wir in der vorhergehenden Note erwähnten, S. 182—186 mit Anmerkungen und Zuſätzen bereichert.

32) Von der Hardt ſah dieſe Schrift anfangs für eine Arbeit des Petrus ab Alliaco an, geſtand aber nachmals ſeinen Irrthum; ſ. Prolegom. p. 28 und im Werke ſelbſt S. 484.

33) S. *Eccardus*, Corp. Hist. Med. Aev. T. II. Praefat. No. 21.

34) *Oudinus*, De Scriptt. eccl. T. III. p. 1256 nennt es fälſchlich Niemus unionis.

35) S. Novus index librorum prohibitorum in der cölniſchen Ausgabe der Decret. Concil. Trident. von 1647, S. 125.

36) Wegen der hiſtoriſchen Beſtandtheile führt Engelhus (Chron. bei *Leibnitz*, Scriptt. Brunsvic. T. II. p. 1108) Dietrichs Werk De Schismate unter dem Titel Chronica an. Ihn ſelbſt nennt er M. Thydricus minor, welches letztre ſich aber nicht in allen Handſchriften findet.

37) Beſonders bemerkenswerth findet man an dieſem Werke, daß Dietrich darin berichtet, wie man zu Rom eine Säule in memoriam partus Papissae geſetzt, und daß Dietrich der erſte ſei, der dieſes geſchrieben habe, ſ. *C. Sagittarius*, Introduct. in Hist. eccles. T. I. p. 680.

38) Vgl. über dieſes Werk die Nachricht in der hamburgiſchen Bibliotheca historica. Centur. IX. p. 250.

das Schloß Rade als Mitgift ſeiner Gattin unter gewiſſen Clauſeln und Verträgen erhalten, hatte ſich aller Schlöſſer und Güter des Stiftes mit Ausnahme der Stadt Osnabrück und des Städtchens Quackenbrück unterzogen, und wollte ſie, vom Biſchof erſucht, nicht zurückerſtatten. Hieraus entflammte ein großer verderblicher Krieg zwiſchen dem Erzbiſchof und den Seinen auf der einen, und dem Grafen Otto und ſeinem Sohne, dem wilden Nikolaus, der ſelbſt ſeinen Vater in Haft zu legen ſich nicht geſcheut, auf der andern Seite. Der Biſchof belagerte mit Hülfe der Seinen im Umkreiſe einige Schlöſſer, auch die Stadt Osnabrück; allein viele wieder und ſchreckliche Schäden durch Raub und Brand geſchahen ſowol im Stift Osnabrück, als in der Grafſchaft Tecklenburg. Eine ſo erbitterte Feindſchaft herrſchte, daß auf beiden Seiten die Gefangnen gehängt wurden. Daher zogen ſich vom Dienſte der Herren die Rittersleute und Mannen gänzlich zurück. Die Obern von dem Rath und der Stadt Osnabrück wurden, als ſie gegen den Grafen ausziehen wollten, bei dem Thor an der Haſe und dem Hoſpitale des heiligen Geiſtes von des Grafen Leuten durch Liſt gefangen, in Tecklenburg eingekerkert und auf Bitten der Herren und Freunde losgekauft. So hörte das Hängen auf und die Gefangnen löſten ſich durch Loskauf oder Tauſch. Der Graf, ſeitdem mächtig und reich und im Beſitze der Schlöſſer Kloppenborg, Oyta, Snappen und de Zogelter Freſen, that in dem Stift Osnabrück, und umgekehrt der Biſchof in der Grafſchaft ſolche Schäden, daß man nach einem Jahrhunderte die Spuren zeigte. Das Stift Osnabrück wurde, ſeitdem es Graf Dietrich von der Mark dem Biſchofe Dietrich überlaſſen und die Schulden abgezogen, während Graf Otto von Tecklenburg alle Schlöſſer inne hatte, ſo geſchwächt, daß Einer von Seiten des Grafen den Vorſchlag zu thun ſich nicht ſcheute, der Biſchof ſollte die geiſtlichen Verrichtungen ausüben, ihm (der den Vorſchlag that) eine gewiſſe Quote angewieſen werden, und der Graf die Schlöſſer und andre Einkünfte haben, und ewiger Beſchützer der Kirche ſein. Doch dieſe hatten in dem tapfern und kriegeriſchen Dietrich von Horn ihren Retter gefunden, der mit Hülfe ſeiner Mannen und der Stadt Osnabrück ſiegte und alle Schlöſſer wiedergewann. Dietrich zeigte ſich in der Vertheidigung des Stiftes nicht nur kühn, ſondern richtete ſein Betragen nach den verſchiednen Umſtänden ein. Wo er durch Gewalt nicht ſiegen konnte, rührte er das Herz der Fürſten durch Bitten, und erhielt ſo den Frieden. Aufrühriſche Unterthanen warf er zu Boden, und ließ ſelbſt das Blutgericht gegen Empörer in Ausübung bringen. Den Johann von Bockrode, welcher einen von Bucka umgebracht, ſich um den Biſchof nicht kümmerte und weder Gotte noch den Menſchen beſſern (Genugthuung leiſten) wollte, ließ er ächten, verurtheilen und zu Quackenbrück enthaupten, wohin ſich der Biſchof ſelbſt mit 300 Rittern begab. Die von Dunckeren genannt, welche den Propſt Ruke ermordet, trieb er, da er ſie fangen konnte, ins Elend, und wollte ſie, ſo lange ſie nicht Buße thäten, nie wieder in die Diöces aufnehmen. Dem Biſchofe Florenz von Osnabrück leiſtete er Beiſtand gegen den Burggrafen zu Stromberg, der auch gegen den Biſchof von Osnabrück Übelthaten verübt und Gotteshausleute beiderlei Geſchlechts und Burgmannen nicht verſchont. Sie vertrieben den erſt mit dem Banne, dann mit Excommunication belegten Burggrafen aus Stromberg, und ließen ſeinen großen Thurm zerſtören und das Schloß Kraſſenſtein einnehmen. Durch den Landfrieden, welchen damals die geiſtlichen und weltlichen Fürſten in Weſtfalen unter Vorſorge des Biſchofs Heinrich von Paderborn und des Kaiſers Karl IV. aufgeſtellt, war gegen den, welcher Gewalt gegen Kirchen, Gotteshausleute, Kaufleute, Pilger und Ackerleute und ihre Habe übte, die Strafe des Hängens feſtgeſetzt. Dieſen geſchwornen und durch kaiſerliches Decret bekräftigten Frieden hatte der Burggraf von Stromberg durch viele Unthaten gebrochen. Ihn, von den Biſchöfen von Osnabrück und Münſter ins Elend getrieben, nahm Graf Otto von Tecklenburg auf, legte ihn in das Schloß Rade, und verhinderte ihn nicht, Unthaten zu verüben. Weil der Graf ihn und auch noch andre Räuber in Rade hegte, belagerten die Biſchöfe Dietrich von Osnabrück, Florenz von Münſter und Heinrich Spiegel von Paderborn und der Graf von der Mark im J. 1379 die Burg Rade, zerſtörten die Stadt, und nöthigten durch ſechsmonatliche Bekämpfung der Burg den Grafen von Tecklenburg zur Zahlung einer gewiſſen Summe Geldes für Aufhebung der Belagerung und zum Eingehen des Vertrages, daß er den Burggrafen in keinem ſeiner Schlöſſer hegen durfte, und die der Kirche und den Gotteshausleuten zugefügten Schäden erſetzte. Vor jener Belagerung hatten Florenz und Dietrich im J. 1377 Walburg, das Schloß Haſtebeke und die Stadt Versmell in der Fehde gegen den Grafen Otto zerſtört, und da er jetzt den wegen Rade's geſchloſſenen Vertrag nicht hielt, wurde ihm von neuem Fehde angeſagt. Unterdeſſen begab ſich der nach Utrecht verſetzte Florenz dahin. Da verfolgten im nächſten Jahre darauf (1480) Biſchof Dietrich, die Dienſtmannen und die Stadt Osnabrück die Aufnahme des Burggrafen, und trieben ihn zuerſt über die Weſer, dann nach dem Schloſſe Grubenhagen, und ſo nach Sachſen. Ungeachtet Biſchof Dietrich an des Florentius Nachfolger im Biſthume Münſter, dem Böhmen Potho von Potenſtein, keinen Helfer fand, beharrte er doch feſt bei ſeinem Vorſatze, das Stift mit bewaffneter Hand zu vertheidigen. Potho's Nachfolger, Heidenreich Wolf, verband ſich mit Dietrich. Sie belagerten Schloß und Stadt Linge, und zwangen den Grafen von Tecklenburg zur Eintracht. Auch Dietrich und Florenz leiſteten ſich noch gegenſeitig Beiſtand. Erſtrer mit Letzterm verheerte die Grafſchaft von der Mark, und zerſtörte das Dorf Weſthofen. Der Grund des Krieges gegen den Grafen Dietrich von der Mark, der auch ein treuer Vertheidiger des osnabrücker Stiftes war, iſt unbekannt. Daher iſt die Vermuthung nicht unwahrſcheinlich, daß ihm das Geld, mit welchem ihm das Stift für Melchiors Loskaufung verbunden, nicht völlig bezahlt geweſen, und hieraus der Krieg entſtanden, ſodaß Biſchof Dietrich ſich genöthigt geſehen, ſich zu vertheidigen. So Erdmanns Vermuthung. Doch wenn er gleich darauf erzählt, obgleich Dietrich dem Biſchofe von Münſter gegen den Grafen von der Mark, der damals in das Stift Münſter eingedrungen, auf das Bereitwilligſte Hülfe geleiſtet, ſei doch Heidenreich jener und vieler andrer Wohlthaten uneingedenk geweſen, ſo kann auch Dietrich bloß darum mit dem Grafen von der Mark in Krieg verwickelt worden ſein, weil er zur Beiſtandsleiſtung für ſeinen geiſtlichen Bruder ſich verpflichtet hielt. Da der Graf von Tecklenburg nicht abließ, die Leute des Stiftes Osnabrück zu beſchädigen, ſo wurde er vor das Freigrafengericht geladen, erſchien aber gegen die Statuten des Gerichts mit vielen Bewaffneten, ſodaß Dietrich ſein Recht nicht verfolgen konnte. Im J. 1381 war großer Streit zwiſchen den Capiteln und der ganzen Geiſtlichkeit der Stadt Osnabrück auf der einen, und dem Rath und der Bürgerſchaft auf der andern Seite über die von der Geiſtlichkeit zu tragenden Laſten. Die Stadt hatte, als ſie die Schlöſſer des Stiftes wiedererobern half, große Schäden erlitten, und konnte auch bei dem, was der Stadt bevorſtand, auf ihre Koſten nicht bequem Hülfe leiſten. Daher wollte ſie auch die Patrimonialgüter zur Mitleidenheit ziehen. Die Geiſtlichkeit ſchützte die von den Päpſten und den Kaiſern erhaltne Freiheit vor. Dieſer Streit veranlaßte die Stadt ſchon zur Ausübung kleiner Feindſeligkeiten gegen die Geiſtlichkeit, und um größre zu verhüten, ließ Dietrich durch Rittersleute als Schiedsmännern den wichtigen Vertrag von 1381 abfaſſen. Ohne vorhergehende Anſagung von Fehde und nichts argwöhnend wurde der Biſchof auf einer Reiſe zwiſchen dem Schloſſe Gronenberg und der Stadt Melle, bei einem Dorfe, von den Burgmannen auf Limberg gefangen und auf die Limburg gebracht. Als er ſchon im Burgthore war, wollte der von dem Buſche den Fehdebrief auf das Schloß des ſchon gefangnen Biſchofs ſenden. Dieſes merkte Dietrich und ſoll zum Knechte geſagt haben: „Gib mir den Brief! er iſt an mich!" und fügte hinzu: „Ja, ja! er iſt zeitig genug geſchickt!" Nach gepflognen Unterhandlungen erhielt der Biſchof für 600 rheiniſche Goldgülden ſeine Freiheit, und brach in die Worte aus: „Kann man es eine Bitte nennen, iſt ſie zu läſtig; doch als Löſegeld des Biſchofes von Osnabrück iſt es ziemlich mäßig." — Graf Otto von Tecklenburg fuhrt fort, die Unterthanen der Bisthümer Osnabrück und Münſter zu berauben, und viele Schäden geſchahen von der Kloppenburg aus. Zur Eroberung derſelben vereinigten ſich die Biſchöfe Dietrich von Münſter und Otto von Osnabrück und die beiden genannten Städte, und kamen dahin überein, daß im Falle der Einnahme jeder Biſchof und jede Stadt den vierten Theil an der Burg erhalten ſollte. Mit Hülfe der Burgmannen zu Quackenbrück und Vechta belagerten und eroberten ſie die Kloppenburg, und jeder Theil ſetzte ſeinen Droſt dahin. Der von der osnabrücker Seite war Nikolaus Delmehm, der aber aus Mangel die Burg zum großen Nachtheile des Stiftes und der Stadt verließ. Dieſe beiden ſchädlichen Unterhandlungen wurden im J. 1398 zwiſchen den Biſchöfen geführt. Der Biſchof von Osnabrück gab für die geringen Rechte, welche das münſterſche Stift an Vorda hatte, ſein Recht an der Kloppenburg auf. Da wieder Krieg währte und Nikolaus, der Sohn des Grafen Otto von Tecklenburg, der die Tochter des Grafen von Mörſa, die Schweſter des Erzbiſchofes Dietrich von Cöln zur Frau hatte, hinzukam, verbanden ſich die Biſchöfe Dietrich von Osnabrück und Otto von Münſter im J. 1400 von neuem, und belagerten die Tecklenburg. Otto eroberte Schloß und Stadt Bevergern, ſo auch Linge mit Beiſtand des Herzogs von Braunſchweig, des Grafen von Schauenburg, der Grafen von Hoja ꝛc. Daher ſchloß der Graf zu Tecklenburg mit den Biſchöfen von Osnabrück und Münſter einen Friedensvertrag, wie das münſterſche Capitel ihn aufbewahrt. In demſelben Jahre leiſtete Graf Nikolaus vor dem Gerichte zu Münſter einen körperlichen Eid, daß weder er noch ſeine Erben irgend etwas gegen den Biſchof Dietrich, die Dienſtmannen und Stadt Osnabrück wegen Einnahme der Schlöſſer Kloppenburg und Oyta unternehmen, und daß er die Gerichtsbarkeit des Biſchofes und der Prälaten und die Synodalien nicht verhindern wollte, auch daß der Kapellan zu Iburg den dritten Theil der Opfer zu Lengerke an den erſten Vespern und am Tage der heiligen Margaretha ungehindert ſollte einnehmen können. So gelang es Dietrichen, die Kriege mit dem Grafen zu Tecklenburg zu beendigen, und war dabei alt geworden. Bei der tapfern Vertheidigung der Kirche hatte er ſelbſt ſeinen Körper nicht verſchont. Da Krieg verzehrt, ſo war der tapfre Krieger, wenn das Seinige nicht zureichte, genöthigt geweſen, auch das Vieh der Seinigen für ſeine Küche hinwegnehmen zu laſſen. Vorzüglich ſchonte er die Capitularien und Mitbrüder nicht, welche ihm nicht die gehörige Hülfe leiſteten. Dieſes verſparten einige bis auf die Zeit ſeines Alters auf, und fingen nun an zu murren. Da rief er den Grafen Wilhelm von Ravensberg als Coadjutor herbei, und die Schaar ſeiner Gegner ruhte. Dietrich befeſtigte die Hunteburg, baute Thurm und Kammer, und ſtiftete daſelbſt eine Kirche mit Burgmannen. In der Neuſtadt des biſchöflichen Hofes ließ er Hof und Schlafgemach erbauen. Er ſtarb den 2. Januar 1402. Seine Grabſchrift lautet:

> Tu cras post Priscae moreris praesul Tiderice,
> Ex Horne dictus, bis II post mille quater C
> Osnaburgensis, utinam super astra potens sis,
> De dono Christi pastor bonus ipse fuisti *).

(*Ferd. Wachter.*)

DIETRICH von dem Werder, geb. zu Werdershauſen den 17. Jan. 1584, erhielt bei dem Statthalter zu Caſſel, Hans von Bodenhauſen, ſeine erſte Erziehung. Er ward hierauf Page bei dem Landgrafen Moritz. Zu Marburg und auf einer ſpätern Reiſe durch Frankreich und Italien ward er wiſſenſchaftlich gebildet und erwarb ſich beſonders gründliche Sprachkenntniſſe. Zum Kammer-

---

*) *Ertwin Erdmann*, Chronica Osnaburgensium, bei *Meibom*, Scriptt. T. II. p. 233—240. Daſelbſt ſ. S. 239 u. 240 die Schenkungen, welche Dietrich machte, um ſein Gedächtniß zu erhalten, und auf die, als zu weit führend, wir nur im Allgemeinen hindeuten können.

junker und Stallmeiſter ernannt, trat er 1610 in Kriegsdienſte, und ſtand als Rittmeiſter vor Jülich. Nach beendigtem Feldzuge bekleidete er zu Caſſel die Stelle eines Oberhofmarſchalls und Geheimenraths. Nachdem er in mehren Geſandtſchaften ſich als praktiſcher Geſchäftsmann gezeigt hatte, zog er, als der 30jährige Krieg ausbrach, ſich auf ſeine Güter zurück. Dort lebte er, ohne Militairdienſte oder eine anderweitige Anſtellung zu ſuchen, eine Zeit lang als Privatmann. Doch trat er, durch den an ihn abgeſandten General Banner aufgeſodert, nach der Schlacht bei Leipzig in die Dienſte des Königs Guſtav Adolf von Schweden, der ihm ein Regiment verlieh. Die militairiſche Laufbahn ſcheint ihm indeß nicht lange behagt zu haben; bereits im J. 1635 trat er, nachdem er ſeinen Abſchied genommen, wieder zurück in die Dienſte ſeines Hofes. Von dem Kurfürſten Friedrich Wilhelm zum Geh. Kriegsrathe, Oberſten und Amtshauptmanne zu Alt-Gadersleben ernannt, lebte er ſeitdem, allgemein geehrt, ſeinen literariſchen Studien. Er hinterließ, als er den 18. Decbr. 1657 im 74. Lebensjahr auf ſeinem Gute Reinsdorf ſtarb, eine Überſetzung von Taſſo's befreitem Jeruſalem und von den erſten 30 Geſängen des raſenden Roland, von Arioſt. Kaiſer Ferdinand II. nahm das erſtgenannte Werk, welches der Verfaſſer ihm perſönlich überreichte, huldvoll auf[1]. Das zweite gehört zu den literariſchen Seltenheiten[2]. Nicht leicht dürfte Dietrich von dem Werder von einem ſeiner Zeitgenoſſen, ſelbſt von Opitz nicht, in der Kunſt des poetiſchen Styls übertroffen worden ſein, wie ſie in ſeinen Überſetzungen hervortritt, durch welche das teutſche Publicum zuerſt zwei berühmte ausländiſche Dichter, zwar unvollkommen, doch unentſtellt kennen lernte. Ungeachtet der hie und da veralteten Sprache iſt das Original im Allgemeinen mit ſeltner Treue nachgebildet in regelmäßigen achtzeiligen Stanzen. Nur darin gab er dem Geſchmacke ſeiner Zeit nach, daß er ſtatt des fünffüßigen jambiſchen Verſes der Italiener den Alexandriner wählte. Nicht mit gleichem Glücke, wie in jenen Überſetzungen, die faſt von größerm Werthe ſind, als der größere Theil der erzählenden Gedichte in teutſcher Sprache, welche jener Periode angehören, verſuchte ſich Dietrich von dem Werder als geiſtlicher Dichter in „Hundert Sonetten vom Krieg und Sieg Chriſti,“ in „Sieben Bußpſalmen, „Vierundzwanzig troſtreichen Freudengeſängen über die Stunde des Todes“ und ähnlichen poetiſchen Producten[3]. (*Heinr. Döring.*)

DIETRICH, Fürst von Anhalt-Dessau, der dritte von den fünf Heldenſöhnen F. Leopolds I., wurde den 2. Aug. 1702 geboren. Schon 1716 trat er als Oberſtlieutenant in holländiſche Kriegsdienſte, welche er 1718 mit den preußiſchen vertauſchte. Im J. 1721 erhielt er den Befehl über ſeines Vaters Regiment, wurde 1722 Oberſt, und 1730 Inhaber eines eignen Infanterieregiments; 1734 und 35 wohnte er den Feldzügen am Rhein als Freiwilliger bei, und wurde 1738 zum Generalmajor ernannt. Im erſten ſchleſiſchen Kriege kämpfte er tapfer in der Schlacht bei Mollwitz (10. April 1741), und obgleich er in derſelben durch den Stoß eines feindlichen Dragonerpferdes eine ſtarke Quetſchung erhielt, ſo unterzog er ſich doch allen Beſchwerden des Krieges; er war thätig bei der Belagerung von Brieg, zwang Neiße zur Übergabe (Oct.), und der König ernannte ihn für dieſe Verdienſte zum Generallieutenant und verlieh ihm den ſchwarzen Adlerorden. Im Januar 1742 brach er nach Mähren auf, drang im April in Ungarn ein und ſchlug überall die entgegenſtehenden Feinde; als aber der König ſich aus Mähren zurückgezogen hatte, mußte ihm auch F. Dietrich unter beſtändigen Gefechten folgen und ſich nach Oberſchleſien ziehen. Nach dem breslauer Frieden kehrte er in ſein Standquartier nach Bielefeld zurück, wo er fleißige Waffenübungen hielt bis zum Ausbruche des zweiten ſchleſiſchen Krieges; aber erſt in der Schlacht bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745) fand er Gelegenheit, ſich wieder auszuzeichnen und wurde für ſeine Tapferkeit zum General von der Infanterie ernannt. Im October n. J. ging er nach Aachen, um ſich wegen der bei Mollwitz erhaltnen Quetſchung des dortigen Bades zu bedienen; als er aber die Nachricht erhielt, daß das Heer ſeines Vaters ſich bei Halle zuſammenziehe, eilte er ſogleich dahin und brach mit ſeinem Vater nach Leipzig auf. Nach der Capitulation dieſer Stadt erhielt er die Oberaufſicht über das General-Feld-Kriegscommiſſariat, in welchem Amt er ſich ebenſo thätig für die Zwecke ſeines Königs, als ſchonend und menſchenfreundlich gegen die Sachſen erzeigte. Bald nach dem Siege bei Keſſelsdorf (15. Dec.), mit welchem F. Leopold ſeine kriegeriſche Laufbahn krönte, erfolgte der Friede (25. Dec.) zu Dresden, und nach dem Tode F. Leopolds (9. April, 1747) wurde F. Dietrich zum Generalfeldmarſchall ernannt. Allein da ſich ſeine Geſundheitsumſtände immer verſchlimmerten, ſo ſuchte er

---

1) Der Titel dieſer Überſetzung lautet: Glücklicher Heerzug in das heylig Landt. Franckfurt am Mayn. 1626. 4. Neue Auflage, unter dem Titel: Gottfried oder erlöſetes Jeruſalem. Deutſch. Verbeſſert. Zum zweyten mahl gedruckt. Franckfurt am Mayn, gedruckt bei Caspar Röteln, in Verlegung Johann Preſſen. Anno MDCLI. 4. Mit 24 Kupfern.

2) Hiſtorie vom raſenden Roland, wie ſolche von dem hochberühmten Poeten Ludovico Arioſto in welſcher Sprache u. ſ. w. ſtattlich beſchrieben, in deutſche Poeſie überſetzt. Dies Werk ward zu Leipzig in drei Abtheilungen in 4. gedruckt; aber, was beſondre Urſachen haben muß, die erſte Abtheilung mit der Jahrzahl 1636, die zweite mit 1634 und die dritte wieder mit 1636.

3) S. Neumarks neuſproſſenden teutſchen Palmbaum, Seite 232, 452 fg. Schottels ausführliche Arbeit von der teutſchen Hauptſprache, S. 1173 fg. König, Adelshiſtorie. 1. Theil. S. 1028 fg. Zedler, Univerſallexikon aller Wiſſenſchaften und Künſte. 55. Bd. S. 331 fg. Jöcher, Allgem. Gelehrtenlexikon. 4, Th. S. 1895 fg. *Neumeister*, Specimen dissertationis historico-criticae de poetis germanicis, p. 111. *Wetzel*, Hymnopoeographia. T. III. p. 408. Richter, Lexikon geiſtlicher Liederdichter, S. 441 fg. Neues hiſtor. Handlexikon (Ulm 1785). 4. Th. S. 916 fg. Küttner, Charaktere teutſcher Dichter und Proſaiſten, S. 129 fg. Jördens, Lexikon teutſcher Dichter und Proſaiſten. 5. Bd. S. 305 fg. Heinr. Döring, Galerie teutſcher Dichter und Proſaiſten. 1. Bd. S. 220 fg. Bouterwek, Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. 10. Bd. S. 257 fg. Fr. Horn, Die Poeſie und Beredſamkeit der Teutſchen. 1. Bd. S. 311 fg. Raßmann, Literar. Handwörterbuch der verſtorbenen Dichter, S. 56.

ſchon 1748 um Entlaſſung nach, welche ihm anfangs auf das Ehrenvollſte abgeſchlagen, aber auf ſein wiederholtes Geſuch (27. Dec. 1750) endlich gewährt wurde. Bald wurde ſeine Gegenwart in Deſſau nöthig. Sein älteſter Bruder Guſtav war als Erbprinz 1737 geſtorben, ſein zweiter Bruder, Leopold Maximilian, ſtarb nach einer kurzen Regierung 1751 und hinterließ nur unmündige Kinder, und ſo mußte F. Dietrich die Regierung des Landes und die Vormundſchaft über ſeine Neffen und Nichten übernehmen. Beide verwaltete er zur völligen Zufriedenheit des Landes und des Hauſes (bis 1758), denn die Eigenſchaften ſeines Geſchlechts: Tapferkeit, Wirthlichkeit, Gerechtigkeit, Leutſeligkeit und Frömmigkeit zeichneten auch ihn aus, und die kindliche Liebe, welche F. Leopold Friedrich Franz ſeinem biedern Oheim immer bewieſen hat, iſt ein gültiges Zeugniß für ſeine Verdienſte. F. Dietrich ſtarb unvermählt den 2. Decbr. 1769. (*H. Lindner.*)

DIETRICH, (Christian Wilh. Ernst), Maler, geb. zu Weimar 1712, erhielt den erſten Unterricht in dieſer Kunſt von ſeinem Vater; als dieſer aber nach Dresden zog, übergab er den Sohn dem Alexander Thiele. Mehr aber als der Unterricht dieſes Meiſters half ihm ſein eigenes Genie; denn ſchon als 12jähriger Knabe malte er einen trinkenden Bauer in niederländiſchem Geſchmacke, welcher von Boetius in Kupfer geſtochen wurde. Eine Zeichnung zu einem Dianenbade, welche er in ſeinem 18. Jahr in Gegenwart des Königs Auguſt in vier Stunden ausführte, erwarb ihm den Titel eines Hofmalers; Graf Brühl ließ von ihm viele Gemälde für ſeine Schlöſſer ausführen, die aber im ſiebenjährigen Kriege theils zerſtört, theils geraubt wurden. Im Jahre 1733 bewirkte zwar der Graf die völlige Anſtellung des jungen Künſtlers als Hofmaler; da aber zu derſelben Zeit in Dresden die italieniſchen Künſtler den Vorzug erhielten, fühlte ſich Dietrich gekränkt, und ging nach Weimar zurück, um ſich dort mit Malen und Kupferſtechen zu beſchäftigen. Als er im Jahre 1742 nach Dresden zurückkehrte, fanden ſeine Arbeiten ſolchen Beifall, daß ihn der König nach Italien reiſen ließ. Den kurzen Aufenthalt in dieſem Lande wußte er ſich auf jede Weiſe zu Nutze zu machen, noch mehr aber ſchienen ihn die ausgezeichneten Künſtler der Niederlande, Rembrand, Pölenburg und Waterloo, zu feſſeln, in deren Geſchmack er ſo viele vortreffliche Werke lieferte. Schon in Rom und Venedig hatte er ſich einen bedeutenden Namen erworben, und ſo konnte es nicht fehlen, daß man nach ſeiner Rückkehr nach Dresden ſelbſt in Frankreich und England, Werke von ihm zu beſitzen wünſchte. Im Jahre 1746 ernannte ihn der König zum Inſpector der neuerrichteten Bildergalerie, und 1763 zum Profeſſor der meißner Malerſchule, welche Stelle er aber nach zwei Jahren niederlegte. Er ſtarb den 24. April 1774. Der verſtorbene König Friedrich Auguſt kaufte einen großen Theil von Dietrichs Handzeichnungen, welche theils mit Bleiſtift, theils mit der Feder, oder ſauber getuſcht, ausgeführt ſind. Die dresdner Galerie beſitzt 33 Gemälde von ihm; außerdem hat er ein Altarblatt für die Kapelle des Joſephinenſtifts, ein andres für die Kirche zu Lübbenau gemalt. Seine radirten Blätter, gegen 200, ſind inſofern ſelten, weil er öfter nur einige Drucke von einer Platte abziehen ließ. War er mit der Arbeit nicht völlig zufrieden, ſo wurde die Platte wieder abgeſchliffen. In der Kupferſtichſammlung zu Dresden befindet ſich ſein vollſtändiges Werk. Dietrich malte in allen Manieren; bald iſt ſein Pinſel frei und keck im Auftragen der Farben, die Zeichnung fein, und der Gegenſtand ideal, bald ſind die Farben verblaſen, das wundervollſte Helldunkel bezaubert das Auge, Alles verräth den Fleiß, der ſich bis auf die Nebenſachen erſtreckt, und dann iſt er ganz Niederländer. Ohne Rembrand ſein zu wollen, arbeitete er völlig in deſſen Manier; kurz er war in jeder Gattung der Malerei Meiſter, und gleich fertig in der Landſchaft, wie in den verſchiednen Zweigen der Geſchichtsmalerei. — Seine Schweſter Rahel Roſina, geb. 1725, welche ſich auch der Malerei widmete, war beſonders geſchickt in Copirung nach Gemälden großer Meiſter. Sie heirathete den Maler Böhme und lebte zu Berlin 1768*). (*A. Weise.*)

DIETRICHIA. So nannte Trattinick (Arch. d. Gew. N. 449.) nach F. G. Dietrich, Profeſſor in Eiſenach und Verfaſſer mehrer Schriften über Botanik und Gärtnerei (beſonders des vollſtändigen Gartenlexikons), eine Pflanzengattung, welche Candolle ſchon früher **Rochea** (S. d. A.) genannt hatte und welche nur eine Untergattung von **Crassula** bildet. — Ueber eine andre Gattung **Dietrichia**, von welcher Räuſchel in ſeinem **Nomenclator** zwei Arten, **major** und **minor**, anführt, läßt ſich nichts Näheres ermitteln. (*Sprengel.*)

DIETRICHSTEIN, die berühmte Burg über dem weiland bambergiſchen Dörflein Ferolach, unweit Feldkirchen in dem villacher Kreiſe von Kärnthen, das Stammhaus des noch berühmten fürſtlichen und gräflichen Geſchlechtes, ſoll, der alte Sage nach, von Dietrich von Bern, dem Könige der Oſtgothen, ihren Namen empfangen haben. Als der große Dietrich die traurigen Überreſte römiſcher Städte und Burgen aus dem Graus der Zerſtörung wieder aufleben hieß, ſoll er auch dieſe längſt in Schutt und Trümmern gebrochne Felſenburg, zwiſchen Glaneck und Feldkirchen, aufgeworfen, und den Stein des Dieterich zugenannt haben. Gewiß iſt, daß ſie von einem Dieterich, der ſie erbaute oder vorzugsweiſe bewohnte, alſo heißt, was wir kaum durch eine Stelle des Saalbuchs von St. Paul (**hujus rei testes sunt .... Theodoricus de lapide Theodorici**) nachweiſen dürfen. Die Veſte blieb viele Jahrhunderte durch der Stolz des Landes, und wurde zumal berühmt durch den Widerſtand, den hier Margaretha Maultaſch, die Gräfin von Tyrol, auf ihrem verwüſtenden Zuge durch das Dravethal zu bekämpfen hatte (1334 oder richtiger 1335). Heinrich von Dietrichſtein vertheidigte die Burg ſeiner Väter, mit ihm Dietrich Welzer, Konrad Leibnitzer und

---

*) S. *Hagedorn*, Lettre à un Amateur de la Peinture, p. 300; ferner: Skizze einer Geſch. der Künſte der Malerei in Sachſen. Dresden 1811. S. 56.

Heinrich Fliegenfuß. Ein Ungar, Ludwig Horvath, brütete Verrath und ſpann Meuterei unter der Beſatzung. Heinrich von D. ſollte gemordet, ſein abgeſchlagnes Haupt über die Ringmauer dem Feinde zugeworfen und durch ſolche Schandthat freier Abzug von der unverſöhnlichen Margaretha erkauft werden. In der Stunde der Ausführung erlauſchte ein treuer Knecht das ſchändliche Geheimniß und überlieferte die Verräther der verdienten Strafe. Dennoch ſah der Dietrichſteiner kein Mittel, den Platz länger zu halten; weil auch auf Hülfe für jetzt nicht zu hoffen, „haben ſie einhällig beſchloſſen, auf einen Abend, da ein finſtrer Nebel gefallen, mit dem geſammten Kriegsvolke das Schloß in aller Stille zu verlaſſen und davon zu ziehen; welcher Anſchlag ihnen auch glücklich von ſtatten gegangen; von da ſind ſie in die Stadt St. Veit eines Abends ſpat gekommen, deſſen ſich die gantze Bürgerſchaft höchlich erfreut hat. Als aber die Maultaſch folgendes Tags mit Stürmung angehalten und keinen Widerſtand geſunden, hat ſie ſich betrogen zu ſein gleich judicirt, und darüber, daß die Veſtung leer gelaſſen worden, ſehr ergrimnet, und befohlen, das Schloß zu erſteigen, zu verbrennen und zu zerſchleifen, welches auch Alles geſchehen.“ Es wurde in der Folge von Diethmar von D. vor 1370 wiederum in etwas erhoben und wohnhaft gemacht, ſodaß es nochmals der ganzen Gegend ein Bollwerk ſein konnte, als des Königs Matthias von Ungarn Feldherr Peter More (Marepeter, wo wir nicht irren, des fürchterlichen Ladislaus Moräus Vater) deſſen Eroberung verſuchte. Den ganzen Sommer durch, bis in den halben Winter, hielt Pancratz von D. die Belagerung aus, denn Marepeter, nachdem er etlichemal vergeblich geſtürmt, war der Meinung, durch Hunger die Übergabe zu erzwingen. „Derohalben hat der Landeshauptmann in Kärndten, Herr Balthaſar von Weißbriach, ſorgfältig ſich bemühet, Proviant hineinzubringen. Als er nun ſamt dem Adel, auch Städt- und Märktleuten, ſolches ins Werk zu richten, in Anzuge war, und ihm Herr Pancratz von Dietrichſtein mit ſeinen Leuten aus dem Schloß entgegen zog, das Proviant zu übernehmen, begab es ſich, daß auch Marepeter mit ſeinen Hungarn dazu gerathen, da es dann ein ſcharffes Scharmitziren abgeben, alſo daß viel von Unſern, zwei Mal ſo viel aber Hungarn aufm Platz geblieben; der Marepeter wurde am rechten Arm, von Herrn Pancratz von Dietrichſtein ſelbſten, auch im Angeſicht heftig verwundt, davon er zu Boden geſunken, wiewol der von Dietrichſtein auch nicht leer ausgegangen; das Proviant wurde zwar inzwiſchen in das Schloß gebracht, weilen man aber ungehindert deſſen, die Belägerung unaufgehebt continuirt, als hat Herr Pancratz letzlich das Schloß denen Hungarn mit einem guten Accord übergeben, (der Vergleich mit Nikolaus Zriny oder Lorenz Nyary iſt daher nicht glücklich) zumal ihnen Marepeter verſprochen, keine Feindſeligkeit, Mord oder Brand zu verüben. Es iſt aber bald das Widerſpiel erfolgt, inmaßen als der Herr von Dietrichſtein mit ſeinen Leuten kaum abgezogen, hat der Marepeter dieſe Veſte, im Angeſicht der Unſern zerſchleifen und gänzlich ruiniren laſſen, worüber ſich Herr Pancratz denn herzlich bekümmert hat. Alſo bleibt ſie auf heutigen Tag wüſt, öd und unerbaut, zu einer Wohnung der Geſpenſter. Man ſagt, daß ein groß Gut oder Schatz daſelbſt ſoll verborgen ligen, weilen diejenigen, ſo in dieſes zerfallene Gebäu kommen, von dem gähe entſtehenden Rumorn, Sauſen und Werffen, als wann alles über einen Hauffen fallen wollte, bald daraus getrieben werden, daß alſo ſich Niemand an dieſem Ort lang aufhalten darf.“ Später wurde etwas niedriger, doch immer noch in bedeutender Höhe ein andres Schlößchen erbaut, welches der Reihe nach von Erasmus Mägerl, von denen von Mallentein und von den Laſſacher von Weyersberg beſeſſen worden.

Eine alte Überlieferung hält das von Dietrichſtein benannte Geſchlecht für eine Seitenlinie der Grafen von Frieſach und Zeltſchach, die im Hauptſtamme mit den Söhnen der heiligen Hemma, mit den im Aufruhr der Zeltſchacher Knappen ermordeten Grafen Wilhelm und Hartwich erloſchen ſind, und das große von Kaiſer Leopold I. am 15. April 1684 dem Fürſten Gundaccar von D. gegebene Diplom nennt die Dietrichſteiner ein „unvordenklich Fürſt-Graf- und herrliches Haus, bis 800 Jahre allein in Kärnthen hergebracht, deren Erzſtammvater Reinpertus aus dem Stamme der alt berühmten Grafen von Zeltſchach entſproſſen.“ Dieſe Überlieferung feſthaltend, hat der Freiherr von Hormayr, in dem Archiv für Südteutſchland den Faden weiter ausgeſponnen, und mit ſeinem gewöhnlichen Scharfſinne die Grafen von Zeltſchach als Abkömmlinge des großen Mährenkönigs Swatopluk dargeſtellt. „Die berühmten Genealogen“ heißt es in ſeiner Abhandlung, „General Zurlauben, Fürſt-Abt Gerbert und Propſt Hergott von St. Blaſien, würden ſich gar zu glücklich geſchätzt haben, wäre es ihnen gelungen, die Bande zwiſchen Luitharich und Eticho, Herzog in Elſaß, und den Luitfrieden in der habsburgiſch-lothringiſch-zähringiſchen Abſtammung, ſo feſt zu knüpfen; Scholliner, wenn er die Wittelsbacher, ſo wahrſcheinlich an die Agilolfinger, die Söhne Arnulphs des Böſen ſo an Theodo, Sohn des durch Karl den Großen entſetzten Thaſſilo, hätte anreihen können, wie hier die Dietrichſteiner an den Marhanenkönig Swatopluk, kraft eines Probabilitätscalculs, auf welchem mehr oder weniger die Stammregiſter aller unſerer Dynaſtien beruhen.“ Allerdings ſcheint die Abſtammung der Zeltſchacher von einem jüngern Swatopluk hinlänglich erwieſen, allerdings ſteht die Wiege der Dietrichſteiner grade mitten auf den ehemaligen Sitzen der Grafen von Frieſach und Zeltſchach, allerdings bilden in jener dunkeln Zeit die Identität oder Erbfolge im Beſitze und die beinahe in jeder Familie vorzugsweiſe üblichen Taufnamen die einzigen genealogiſchen Präſumtionen; allein alle dieſe Präſumtionen verlieren ihre Kraft, ſobald die Identität des Heerſchildes und Standes abgehet. Die Zeltſchacher waren Grafen, ob die erſten Zeltſchacher von Dietrichſtein, wie ſie wol in neuerer Zeit genannt worden, Dietrich, Udalſchalk, Reimbrecht, Herrenſtandes geweſen ſind, laſſen wir dahin geſtellt ſein, ob auch Rutprecht de Dietrichſtain, der in dem Schenkungsbriefe an St. Lamprecht vom J. 1103 unter den Zeugen genannt wird, dieſes Standes geweſen, möchten wir beinahe bezweifeln, denn es fehlt weit, daß alle in dieſer Urkunde vorkommende Zeugen viri summae ingenuae libertatis, nobilitatis geweſen ſeien, und die ganze Urkunde iſt mißdeutet worden; ſo hat z. B. Otto de Puſtris gewiß nicht den Namen von dem tyroliſchen Puſterthal, was allerdings eine hohe Abkunft vermuthen laſſen könnte, ſondern von der zu der Herrſchaft Weißeneck, klagenfurter Kreiſes, gehörigen Gemeinde Puſtritz, — gewiß aber iſt es, daß die ſpäter vorkommenden Dietrichſteine nur militaris conditionis geweſen ſind. Als ein ſolcher, und als des Biſchofs von Bamberg Dienſtmann wird Heinrich von Dietrichſtein im J. 1224 ausdrücklich genannt, und erſt am 8. Julius 1514 wurden die Dietrichſteine in den Freiherrnſtand erhoben. Sie können mithin von den Grafen von Zeltſchach nicht abſtammen; in einem ſlaviſchen Lande konnte die Nachkommenſchaft ſlaviſcher Fürſten nicht bis zu dem Zuſtande gemeiner Ritter herabſinken, und die Dietrichſteine werden urſprünglich wol nur der Grafen von Zeltſchach Dienſt- und Lehenleute geweſen ſein.

Griffo von D. lebte ſammt ſeinen Söhnen Udilſchalch, Dietrich, Mainhalm, Wiſinto, Otto um das J. 1109; ihrer gedenkt der Codex traditionum von St. Paul mit folgenden Worten: „Udilschalch de Dietrichstein tradidit monasterio praedium in .... et ipsius permissu pro anima patris sui Griffonis etc. subseripti Udilschalch, Dietericus, Mainhalm, Wisint, Otto fratres de Dietrichstein.“ Die Donation mag zwiſchen 1120 und 1130 fallen. Otto I. von D., der mit ſeinem Bruder, Sigismund II., für den Sohn Reimprechts III. ausgegeben wird, kommt 1136 in den Urkunden des Stiftes Victring, Bernhard I. 1140, dann 1174 in einer Urkunde des Biſchofs Hermann II. von Bamberg vor. Im letzten Jahre beſuchte nämlich der Biſchof die Burg Dietrichſtein, die vielleicht ſeit den Tagen der Stifter, Heinrichs des Heiligen und Kunigundens, ſeiner Kirche lehnbar, beſtätigte dort Meginhelms von Pregrad reiche Schenkung zur Abtei Oſſiach, und ſchlichtete langwierigen Zwieſpalt zwiſchen Kärnthens edelſten Geſchlechtern. Otto II., der 1164 dem Herzog Ulrich von Kärnthen im Kriege wider die Ungarn diente, auch 1168 und 1174 in Urkunden erſcheint, wird für einen Sohn Sigismunds II. oder vielleicht Otto's I. gehalten. Gibert und ſein Sohn Bernhard II., wie auch Wichmann, werden 1174 in den Urkunden des Kloſters Oſſiach gefunden. Wichmann ſoll die Söhne Karl, Arnolbert, Luitpold und Meingot (1190) hinterlaſſen haben. Otto III., ein Sohn Otto's II., lebte noch 1187 und war der Vater zweier Söhne, Heinrichs I. und Poppo's. Heinrich I., jener Miniſterial der bamberger Kirche, deſſen bereits Erwähnung geſchehen, war jedoch in einer Fehde des Biſchofs Ekbert mit dem Herzoge Bernhard von Kärnthen auf des Herzogs Seite, und nahm 1233 den Biſchof ſelbſt gefangen. Poppo von D., der nebſt ſeiner Hausfrau Margaretha 1230 einige Güter an das Kloſter Oſſiach verkaufte, hinterließ die Söhne Rudolf, Ludwig und Heinrich II., welche in Urkunden von 1262 und 1278 erſcheinen. Heinrich II. ſtritt unter dem tyroliſchen Meinhard in der Schlacht auf dem Marchfelde für den Kaiſer; er führte 1262, wie auch ſein Sohn Konrad oder Chunzl, der 1287 und 1292 lebte, einen Helm und über demſelben einen entblößten, aufrecht geſtellten Dolch oder Degen im rothen Schilde zum Wappen, wie daſſelbe ferner des Chunzl einziger Sohn, Cholo, einer der Kämpfer bei Mühldorf, noch 1321 geführt hat. Rudolf I., oder Rudl, Rudlein von D., Poppo's älterer Sohn und Otto's III. Enkel, pflanzte durch ſeine Söhne Otto IV. und Nikolaus I. den Hauptſtamm des Geſchlechtes fort. Otto IV. wurde ein Vater von vier Söhnen, Berthold, Rudolf II., Heinrich III. und Otto V. Berthold hinterließ einen Sohn, den jüngern Berthold. Heinrich III. iſt uns bereits durch die tapfre Vertheidigung der Stammburg D. gegen die Maultaſch bekannt. Otto V., der mit Offmey, ſeiner Ehefrau, noch 1344 vorkommt, hatte eine an Gotthard Turnberger verheirathete Tochter, Kunegunde, welche noch 1404 am Leben war. Rudolf II. (1320—1340) führte, der erſte, zwei Weinmeſſer im Wappen, und hinterließ die Söhne Nikolaus und Johann. Johann, der 1373 und 1401 in Urkunden vorkommt, führte zwiſchen den Weinmeſſern ein Gerſtenkorn im Wappen, und erzeugte einen Sohn, Johann, und eine Tochter, Kunegunde, die zuerſt des Marcus Peterſtorfer, dann des Lorenz Moßpeckh Hausfrau geweſen. Montag nach St. Lucien 1442 verzichtete letztere für ſich und alle ihre Erben, um 24 Pfund Pfennige, die ihr die edlen Heinrich Dietrichſtainer ſel. und ihr lieber Bruder Hanns noch bei ihrem vordern Mann Marxen dem Peterſtorfer für ihre Haimſteuer und zum Heirathgut bereits gegeben haben, daß alſo hinfür ſie und alle ihre Erben von ihres väterlichen Erb wegen auf keinerlei Weiſe ein mehres fodern wollen.

Nikolaus I., Rudolfs I. andrer Sohn, kommt mit ſeinem Bruder, Otto IV., in Urkunden von 1303, 1319 und 1327, im J. 1338 aber als verſtorben vor, und erzeugte mit ſeiner Gemahlin Demuth die Söhne Diethmar, Nikolaus II., Seyfried und Bernhard III. Nikolaus II., genannt der Donner, weil er, was ihm entgegentrat, auch niederſchlug, war einer der entſchloſſenſten Widerſacher der Maultaſch, und kämpfte mit nicht geringerm Muth und beſſerm Erfolge für Herzog Ernſt den Eiſernen gegen Wilhelm von Schärfenberg und deſſen zahlreiche Geſellen. Er ſoll mit Leutgardis von Halleck verheirathet geweſen ſein. Diethmar, Nikolaus' I. älteſter Sohn, Herr zu Ferolach und Dietrichſtein, erhob die Stammburg wieder aus ihren Ruinen, ſtarb 1370 in hohem Alter, und hinterließ von ſeiner Ehefrau Anna die Söhne Ernſt und Nikolaus IV. Beide werden in der Türkenſchlacht bei Rackersburg 1418 unter den Tapferſten und auch noch 1426 als Zeugen genannt. Ernſt machte ſich nicht minder berühmt in dem Kriege Kaiſer Sigmunds wider Venedig; Nikolaus IV. aber hinterließ die Söhne Ernſt II. und Nikolaus V. Mit letzterm, der noch 1473 am Leben war, iſt der ganze Zweig erloſchen. Der jüngſte Sohn von Nikolaus I., Bernhard III., der ſchon 1338 urkundlich vorkommt, erkaufte 1363 von

Konrad Pfundtner zwei Güter, gelegen zu Wallersdorf und Aiderdorf bei Sirlich, um 17 gute Gulden, die die Wag wohl hatten, und ſtarb 1373, aus ſeiner Ehe mit Dorothea von Himmelberg zwei Kinder, Peter und Anna, hinterlaſſend. Anna wurde an Heinrich Höffling, von kärnthneriſchem Ritterſtande, verheirathet. Peter, der 1376 und 1377 eine goldne Krone und zwei in derſelben ſteckende Weinmeſſer im Wappen führte, leihet am 29. Juni 1378 an Ulrich Rotenberger, Bürger zu Feldkirchen, drei Mark guter aglarer Pfennige, und kommt in einem Übergabsbriefe vom J. 1394 als Zeuge vor („der erbar Mann Peter von Dietrichſtein“). Er hatte Dorothea Göſſinn zu Rabenſtein (nicht Gräfin von R.) zur Ehe, und von ihr die Söhne Heinrich, Georg I. und Bernhard IV., welche von ihrer Mutter um das Jahr 1420 die Güter und Antheile zu Rabenſtein in der Steyermark ererbt haben. Georg I. verkaufte am Sonntage vor Pfingſten 1429 dem ehrbarn Wolfhard dem Dietrichſtainer, ſeinem lieben Vettern, um 63 Pf. wiener Pfennige einen freieignen Hof, gelegen an der Polaniz, und ſtarb 1446, nachdem er mit ſeiner Hausfrau, Eliſabeth von Höffling, 12 Kinder und darunter die Söhne Thomas, Chriſtoph, Moritz, Martin, Pankraz und Konrad II. erzeugt. Thomas, ein Geiſtlicher, wenn auch nicht Propſt zu Seckau, wurde, als der älteſte Bruder, für ſich und ſeine Geſchwiſter, am Pfingſttage nach St. Dionyſien 1446 von dem Biſchof Anton zu Bamberg mit einer Burgſeß auf der Veſte zu Dietrichſtain, 1466 von dem Biſchofe Georg von Bamberg mit der Burgveſte zu Dietrichſtein, und Mittwoch nach St. Lucien 1474 von dem nämlichen Biſchofe mit dem Hofe zu Ferolach und ſeiner Zugehörung belehnt. Chriſtoph, Kaiſer Albrechts II. treuer Waffengefährte wider die Huſſiten und wider den großen Amurath, ſtarb 1453 unvermählt. Martin ward in der Schlacht bei Rain 1474 der Türken Gefangner, und in die Sklaverei geführt; er lebte noch 1476. Konrad II. gerieth ebenfalls im J. 1497 in türkiſche Gefangenſchaft, wurde aber wieder erledigt. Moritz I. verfaßte die älteſte Genealogie des Hauſes, und legte ſie zu mehrer Sicherheit in dem Kloſter Oſſiach nieder, doch kaum war ſie hier untergebracht, ſo ging das Kloſter in Flammen auf, und mit ihm dieſer unerſetzliche Schatz. Moritz verließ das Zeitliche im J. 1507, nachdem er in ſeiner Ehe mit Florentina von Mornau ein Vater von ſieben Söhnen geworden, aus welchen doch nur der einzige Wolfgang zu merken iſt. Wolfgang vermählte ſich 1517 mit Katharina Roiſchko, der einzigen Tochter eines geadelten Rathsbürgers aus der Stadt Steyer, erkaufte mit den 20,000 Goldgulden, die ſie ihm zugebracht, die Pfandherrſchaften Ratmannsdorf und Wallenburg in Krain, dann Pizelſtätten unweit Klagenfurt, und wurde ein Vater von fünf Kindern. Die jüngſte Tochter, Suſanna Felicitas, hatte ſieben Ehemänner: 1) Adam, Freiherrn von Eck und Hungersbach, 2) Wilhelm von Schnitzenbaum, 3) N. von Sigerstorf, 4) Paul Rasp, 5) Hanns Schwab von Lichtenberg, 6) Karl von Purgſtall und 7) Franz von Scheyr auf Ainöd. Der einzige Sohn, Moritz II. von D., Herr zu Ratmannsdorf, Wallenburg und Pizelſtätten, Erbſchenk in Kärnthen, Landjägermeiſter in Krain und des Erzherzogs Karl inneröſterreichiſcher Hofkammerrath, war in erſter Ehe mit Urſula von Khevenhüller, dann mit Barbara von Harrach verheirathet, hinterließ aber nur eine Tochter, Maria Jakobina, die 1598 ihren Vetter Erasmus von Dietrichſtein zu Ebenau zur Ehe nahm. Mit ihr iſt die geſammte ältre oder mauritianiſche Linie erloſchen.

Pankraz, ein jüngrer Sohn von Georg I., iſt durch ſeine Söhne Franz und Sigmund der Stammvater aller heutzutage lebenden Fürſten und Grafen von D. geworden und zugleich auch der nämliche Pankraz, der nach ritterlichem Widerſtande die Stammveſte D. an Marepeter und ſeine Ungarn aufgeben mußte. Er focht heldenmüthig 1492 in der Schlacht auf den villacher Feldern, wo 17,000 Türken das Leben laſſen mußten, wurde nach der Schenken von Oſterwitz Ausſterben vom Kaiſer Maximilian I. im J. 1506 für ſich und das ganze Geſchlecht mit dem Erbmundſchenkenamt in Kärnthen begnadigt, kommt 1471, 1487 und 1500 als bambergiſcher Pfleger zu Hartneidsſtein vor, und ſtarb den 4. Sptbr. 1508. Seine Hausfrau, Barbara Gößl von Thurn, hatte ihm drei Söhne und zwei Töchter geboren. Georg, der älteſte Sohn ſtarb 1512 unvermählt, Franz gründete die weichſelſtätt-rabenſteinſche und Sigmund die hollenburg-finkenſteinſche Hauptlinie mit ihren Nebenäſten.

I. Die weichſelſtätt-rabenſteiniſche Hauptlinie.

Franz von D. auf Rabenſtein, gratzer, und Weichſelſtätten, cilleyer Kreiſes, geb. 1467, oder aber 1476, erhielt laut Reverſes d. d. 13. Mai 1510 vom Kaiſer Maximilian I. gegen ein zum venetianiſchen Kriege dargeliehenes Kapital von 8500 Fl. die Herrſchaft Kammerſtein, brucker Kreiſes, am 19. Mai 1513 auf gleiche Weiſe, gegen ein Darlehn von 2270 Fl. das Amt Windiſchgratz, cilleyer Kreiſes, und am 18. März 1518 gegen darauf geliehene 3608 Fl. die Herrſchaft Weitersfeld, gratzer Kreiſes. Er lebte noch hochbejahrt im J. 1548, und hatte aus ſeiner Ehe mit Barbara von Erolsheim fünf Söhne und vier Töchter. Seyfried ſetzte die ältre Linie zu Weichſelſtätten in Rabenſtein fort, und Leonhard gründete die jüngre Linie in Ebenau. — Zuerſt von Seyfried, geb. 1507, und drei Mal, zum dritten Male 1571 mit Anna von Leyſſer verheirathet. Unter ſeinen 11 Kindern ſind doch nur Ludwig und Wilhelm zu merken. Ludwig, Freiherr von D. in Rabenſtein, Weichſelſtätten und Grünberg, cilleyer Kreiſes, geb. 1553, war der Erzherzoge Karl und Ferdinand Rath und Burggraf zu Klagenfurt, erſchien im Julius 1614 auf dem großen Convente der ungariſchen, böhmiſchen, nieder- und inneröſterreichiſchen Stände zu Linz, mußte aber gleich darauf, der Religion halber, alle ſeine Ehrenämter niederlegen, und ſtarb als Exulant 1615, daß er alſo noch die beiden Söhne, die ihm Anna von Mosheim, verm. 1582, geboren, überlebte. Sein jüngrer Bruder, Wilhelm, General-Einnehmer in Kärnthen im J. 1602, war mit Eliſabeth von Eck und Hungersbach verheirathet und Vater von drei Kindern. Der ältre Sohn Moritz, geb. 1590, ſtarb als Jüngling, der andre, Gabriel, geb. am 27. Januar 1594, Erblandmundſchenk in Kärnthen, war 1633 Kaiſer Ferdinands II. Rath und oberſter Kammergraf in den niederungriſchen Bergſtädten, 1658 aber Hauptmann der Feſtung und Burg zu Gratz, und wurde in ſeiner erſten Ehe mit Regina von Silberberg ein Vater von zehn Kindern, aus welchen Johann Chriſtoph die im J. 1783 erloſchne Hauptlinie fortſetzte und Johann Franz die noch blühende jüngre Linie pflanzte. Johann Chriſtoph, geb. den 9. Auguſt 1624, k. k. Geheimerath, Kämmerer und der inneröſterreichiſchen Hofkammer zu Gratz Vicepräſident, ward 1652 nebſt ſeinem Bruder Johann Franz und ihrer beiderſeitigen geſammten Deſcendenz in den Reichsgrafenſtand erhoben, widmete im J. 1703 einige Realitäten zu einem Fideicommiß für ſeine und ſeines Bruders Nachkommenſchaft, und ſtarb den 25. Febr. 1704, ſeine Witwe aber, Maria Eliſabeth Galler von Schwamberg, den 11. Sptbr. 1710. Einer ſeiner Söhne, Karl Joſeph, geb. den 5. Aug. 1670, ward Malteſerritter, Comthur zu Pulſt in Kärnthen, dann 1721 Comthur zu Brünn und Oberkralowitz, endlich 1737 Großprior von Ungarn, und ſtarb zu Wien den 5. Aug. 1738. Ein andrer, Johann Franz Gottfried, Graf von D., Freiherr auf Rabenſtein, Hollenburg, Finkenſtein und Landskron, Herr zu Waldſtein, Stübing, Rabenſtein, Semriach, gratzer Kreiſes, dann der Herrſchaften Dioszegh und Székelyhid im biharer Comitate von Ungarn, geb. den. 26. Decbr. 1671, k. k. wirklicher Geheimerath und Kämmerer, Ritter des goldnen Vließes, inneröſterreichiſcher Hofkammerrath zu Gratz, ſeit 1696 Kammer-Repräſentant, Univerſal-Bancalitäts-Präſident und ſeit dem 13. Novbr. 1719 Hofkammer-Präſident, wurde im Novbr. 1753 mit einer Penſion von 7000 Fl. in Ruhe verſetzt, nachdem er dem Staate 57 Jahre lang gedient. Am 1. Januar 1730 erkaufte er von der Gräfin Joſepha von Sinzendorf, gebornen Fürſtin von Eggenberg, die anſehnliche Herrſchaft Waldſtein und Stübing, gratzer Kreiſes, und am 1. Mai 1742 von der Gräfin von Wagensberg die anſtoßende, früher ſchon einmal theilweiſe Dietrichſteiniſch geweſene Herrſchaft Rabenſtein, welche ſämmtliche Herrſchaften er durch Teſtament vom 12. Decbr. 1747 zu einem beſtändigen Familien-Fideicommiß beſtimmte, wozu, nach Abgang ſeiner eignen Deſcendenz, zunächſt die übrigen Zweige der weichſelſtätt-rabenſteiniſchen Hauptlinie berufen waren. Er erkaufte auch am 5. Febr. 1734 von dem Grafen von Breuner die Herrſchaft Ulrichskirchen in Öſterreich, V. U. M. B., und ſtarb den 20. Febr. 1755. Er hatte ſich 1708 mit der Gräfin Maria Katharina von Saurau, und nachdem er den 23. März 1720 Witwer geworden, zum andern Male, den 29. Septbr. 1720, mit der Gräfin Maria Anna Margaretha von Herberſtein († den 10. März 1763) vermählt. Aus der erſten Ehe kamen die Söhne Johann Joſeph Balthaſar und Franz Karl Hannibal, dann fünf Töchter, wovon Maria Katharina, k. k. wirkliche Kammerfräulein, geb. den 9. März 1712, † unvermählt den 28. Junius 1781, in ihrem Teſtament ein anſehnliches Stiftungskapital zur Erziehung einiger verwaiſten, armer Fräulein von gutem Adel, dem Saleſianerinnenkloſter zu Wien vermachte. Aus der zweiten Ehe kamen die Söhne Johann Leopold und Johann Nepomucenus, dann die an den Grafen Adam Franz von Sternberg vermählte Tochter Maria Chriſtina. Johann Joſeph Balthaſar, geb. den 6. Januar 1710, und ſeit 1735 wirklicher Reichshofrath, war mit der Gräfin Maria Anna von Rotthal verheirathet, und ſtarb den 10. Januar 1744. Zwei ſeiner Kinder ſtarben jung, eine Tochter, Maria Anna, geb. den 1. Juli 1742, erbte von ihrer Mutter die Herrſchaft Leopoldsdorf, V. U. W. W., vermählte ſich den 9. Juli 1760 mit dem Grafen Raymund Maria von Saurau, und ſtarb den 7. Septbr. 1776 mit Hinterlaſſung zweier Töchter. Franz Karl Hannibal, Graf von D., geb. den 21. Januar 1711, war Domherr zu Salzburg und Augsburg, Propſt zu St. Job in Ungarn und Hofkammerpräſident zu Salzburg, und ſtarb daſelbſt den 11. Mai 1794. Johann Leopold, geb. den 27. Septbr. 1722, k. k. Kämmerer und Reichshofrath, welche Stelle er jedoch bald wieder niederlegte, ſtarb unvermählt, den 12. Octbr. 1756. Johann Nepomucenus endlich, geb. den 30. Januar 1724, war 1752 niederöſterreichiſcher Regierungsrath, hernach Präſes des Wechſelgerichts-Appellatoriums, und zuletzt durch mehre Jahre Präſes der Hof-Commiſſion in milden Stiftungsſachen, blieb unvermählt und ſtarb plötzlich zu Baden den 7. Octbr. 1783. Durch ſein Hinſcheiden fielen, nach den Beſtimmungen des Fideicommiß-Inſtitutes, die Herrſchaften Waldſtein, Rabenſtein und Semriach an den Grafen Dismas Franz von D. von der jüngern Linie; das anſehnliche Allodialvermögen, und beſonders die Herrſchaft Ulrichskirchen, erbten der Stiefbruder des Verſtorbenen, der Kammerpräſident zu Salzburg und die Kinder der Gräfin von Sternberg, die Güter in dem biharer Comitate wurden den beiden Töchtern der Gräfin von Saurau zu Theil.

Den jüngern Aſt dieſer weichſelſtätt-rabenſteiniſchen Hauptlinie pflanzte Johann Franz Graf von D., der jüngre von Gabriels und der Regina von Silberberg Söhnen (ſ. oben), geb. 1629. Er beſaß die Herrſchaften Ehreneck und Pfaffendorf, klagenfurter Kreiſes, war Kaiſer Leopolds I. Kämmerer und Obriſtbergmeiſter in Kärnthen, empfing als Geſchlechtsälteſter am 5. März 1704 die Belehnung mit dem Obriſtlandjägermeiſteramt in Steyermark, als welches der Kaiſer, nach der Grafen von Thannhauſen Erlöſchen, durch Urkunden vom 1. Januar 1685 und den 6. Mai 1690 dem ganzen Stamme der Fürſten, Grafen und Freiherren von D. katholiſcher Religion, verliehen hatte, wurde auch Obriſterbmundſchenk in Kärnthen und ſtarb 1712. Sein und der Gräfin Maria Thereſia von Paradeiſer Sohn, Franz Joſeph, geb. den 6. April 1663, k. k. wirklicher Geheimerath und Kämmerer, auch früher inneröſterreichiſcher Hofkammerrath, war mit der Gräfin Maria Clara von Saurau, verwitweten Gräfin von Schrattenbach, vermählt, und ſtarb den 9. Decbr. 1728. Sein Sohn, Dismas Joſeph, geb. den 29. Decbr. 1698, war von 1725—1748 inneröſterreichiſcher Hofkammerrath und Landes-Vicedom in Steyermark, auch k. k. wirklicher Geheimerath und Kämmerer, dann ſeit 1756 Obriſterblandjägermeiſter in Steyermark, Erbmundſchenk in Kärnthen und Senior des Geſchlechtes, vermählte ſich den 10. Septbr. 1727 mit der Gräfin Maria Anna von Walßeg, und nachdem er am 19. April 1731 Witwer geworden, zum andern Male, den 15. Januar 1732, mit der Gräfin Maria Anna von Wolffsthal, wurde nochmals Witwer den 8. Mai 1778, und ſtarb den 25. April 1783. Der einzige Sohn der erſten Ehe, Joſeph, geb. den 12. Mai 1730, ſtarb als k. k. Hauptmann den 29. April 1770. Der älteſte Sohn der andern Ehe, Franz Xaver, geb. den 24. Mai 1733, war Domdechant, Conſiſtorial- und Regierungs-Präſident zu Berchtesgaden. Der jüngſte, Johann Nepomucenus, Malteſerritter, geb. den 12. Juni 1750, ſtarb den 18. Februar 1771. Der mittlere, Dismas Franz, geb. den 3. Februar 1744, Adminiſtrator des Erblandjägermeiſteramtes, k. k. Kämmerer und inneröſterreichiſcher Gubernialrath, war früher durch mehre Jahre Bergrath in den niederungriſchen Bergſtädten und in Böhmen, 1776 aber Oberkammergraf des Eiſenkammergutes in Eiſenärz. Er ſuccedirte nach ſeines Vetters, des Grafen Johann Nepomucenus, Tod in den Fideicommiß-Herrſchaften Waldſtein und Rabenſtein, vermählte ſich den 22. April 1778 mit der Gräfin Maria Anna von Wildenſtein, und ſtarb als Geſchlechtsälteſter den 10. Septbr. 1818, mit Hinterlaſſung der Töchter Maria Barbara, geb. den 5. Februar 1779, und Maria Joſepha, geb. den 26. Juni 1781, verm. 1807 mit dem Freiherrn Sigmund von Gabelkhofen, dann eines Sohnes, Maximilian Dismas Franz. Dieſer, geb. den 23. April 1785, ſuccedirte dem Vater in dem Beſitze des Fideicommiſſes, und vermählte ſich den 9. April 1808 mit der Gräfin Marie Antonie von Saurau.

Die Nebenlinie in Ebenau.

Leonhard, der jüngre Sohn von Franz von D., dem Gründer der weichſelſtätt-rabenſteiniſchen Hauptlinie, lebte in den J. 1536 und 1559, und erzeugte in der Ehe mit Lucia von Lindegg 11 Kinder, von denen doch nur die Söhne Seyfried und Georg Erwähnung verdienen. Georg, Freiherr von D. in Ebenau, war mit Maria von Görtſchach verheirathet, und Vater zweier Söhne, von welchen Erasmus zu Ebenau, Wallenburg und Pizelſtätten, geb. 1579, ſich 1598 mit einer Anverwandten mit Maria Jakobina, des Freiherrn Moritz von Dietrichſtein und der Barbara von Harrach einziger Tochter und Erbin vermählte und noch 1623 als lebend vorkommt. Mit dieſes Erasmus Sohne, Georg Moritz, iſt Georgs Nachkommenſchaft erloſchen. Seyfried, dieſes Georgs ältrer Bruder, wurde in ſeiner Ehe mit Urſula von Sigersdorf Vater zweier Söhne, des Georg Albert und des Erasmus. Georg Albert auf Ebenau vermähte ſich 1) mit Eva Sophia Gall von Gallenſtein, 2) mit Suſanna von Herberſtein, 3) im J. 1615 mit Anna von Welz, und hatte aus der dritten Ehe fünf Söhne, von denen die drei mittlern unvermählt verſtorben ſind. Der älteſte, Johann Albert, geb. 1617 und einſt Obriſtlieutenant des Regiments Portia, vermählte ſich 1651 mit Maria Eliſabeth von Grünthal, die ihm die mütterliche Herrſchaft Reinsberg und Wang, V. O. W. W., zubrachte, war mit ſeiner ganzen Familie ſtets der evangeliſchen Religion zugethan, mußte deshalb, gleichwie ſein Bruder Georg Sigmund, emigriren und ſtarb zu Nürnberg den 16. Juli 1692 ohne männliche Nachkommenſchaft. Seine Tochter Conſtantia Margaretha wurde 1687 an den Grafen Wolf Engelbert von Aurſperg zu Purgſtall, evangeliſcher Religion, verheirathet, und vererbte Reinsberg und Wang auf ihre Kinder. Georg Sigmund, Georg Alberts jüngſter Sohn, kommt 1670 als Beſitzer des Gutes Primmersdorf, V. O. M. B., vor, muß emigriren, und ſtarb bald darauf im J. 1674. Sein Sohn, Georg Sigmund, ſtarb unvermählt, ſeine Witwe, Suſanna von Rauber, verkaufte Primmersdorf im J. 1685 und ſtarb im hohen Alter, zu Regensburg, den 8. Februar 1706.

Die noch blühende pulsgauiſche oder jüngre ſteyeriſche Nebenlinie.

Seyfried und der Urſula von Sigersdorf (ſ. die Linie in Ebenau) jüngrer Sohn Erasmus, Freiherr von D., Herr zu Pulsgau, cilleyer Kreiſes, war noch 1621 am Leben, und hatte ſich 1) mit Juliana von Wagensberg und 2) mit Eliſabeth, Gräfin von Thurn, verheirathet. Aus der erſten Ehe kamen vier Söhne, dann die an den Freiherrn Moritz von Racknitz verheirathete Tochter Anna Katharina. Der älteſte Sohn, Georg Seyfried, ſtarb in der Kindheit, der jüngſte, Wenzel, kam 1633 um das Leben. Die beiden andern, Johann Balthaſar und Sigmund Ludwig, wurden am 19. Auguſt 1631 von Kaiſer Ferdinand II. in den Reichsgrafenſtand erhoben, erkauften 1633 von dem nämlichen Kaiſer die Veſte und Herrſchaft Hollenburg in Kärnthen, mit allen Forſten, Hoch- und Schwarzwaldungen, Landgerichten, geiſtlichen und weltlichen Lehenſchaften ꝛc., und brachten auch noch die Herrſchaften Finkenſtein und Landskron, dann andre anſehnliche Güter in Kärnthen und Steyermark, käuflich an ſich. Johann Balthaſar, kaiſerlicher Kämmerer, Obriſter und Hofkriegsrath, blieb unvermählt, Sigmund Ludwig aber, ſeit 1632 k. k. Kämmerer und Reichshofrath, dann ſeit 1637 inneröſterreichiſcher Kammerpräſident zu Gratz, und ſeit 1645 des goldnen Vließes Ritter, vermählte ſich 1632 mit Anna Maria Gräfin von Meggau, des kaiſerlichen Obriſthofmeiſters, Grafen Leonhard Helfried von Meggau, jüngſten Tochter. Dieſe Vermählung war es eigentlich, welcher Sigmund Ludwig die ausgezeichnete Gunſt des Monarchen zu verdanken hatte; es wurde auch durch dieſelbe der bereits erworbene Reichthum gar ſehr vermehrt. Der Graf beſaß Hollenburg, im klagenfurter, Finkenſtein, Landskron und Velden im villacher, Ober-Pulsgau, Grünberg, Freiſtein und Rabensperg in dem cilleyer Kreiſe. Nach des Schwiegervaters Tode 1644 fielen ihm aber auch noch die großen Herrſchaften Greinburg und Ruttenſtein im Marchlande, anheim, und ſpäter erwarb er von einem andern Meggauiſchen Tochtermanne, von dem Grafen

Gottfried von Breuner, die ebendaſelbſt belegnen Herrſchaften Kreuzen, wozu damals 1400 Unterthanen gehörten, und Ärbing. Am 22. April 1637 verlieh ihm Kaiſer Ferdinand III. die Vorrechte des großen Reichspalatinats, das Recht zu adeln, das Bergwerksregale, das Münzrecht ꝛc. für ſich und ſeine männliche Deſcendenz. Das Münzrecht muß er beſonders fleißig geübt haben, denn wir kennen von ihm fünf Thaler und vier kleinere Münzen. — Ein Thaler hat auf dem A. **Sigis. Lvdovicvs. comes. a. Dietrichstain.** Das Bruſtbild von der rechten Seite mit einem Spitzbart und ſtarkem Haar, auch einem mit Spitzen beſetzten Halskragen. Darunter: **1638.** R. **Liber. baro. in. Hollenbvrg.** Das gekrönte Wappen in einem zierlichen Schild und darüber der gekrönte kaiſerliche Adler mit der Namens-Chiffre **F. III.** (Ferdinand **III.**), auf der Bruſt nebſt der innern Umſchrift: **Sub. alis. protegentibvs. tvis.** Ein andrer Thaler A. **Sigismvndq. Lvdovicvs. comes. a. Dietrichstain.** Das Bruſtbild mit einem Spitzbart, in einem verbrämten Kleide und mit einem mit Spitzen beſetzten Halskragen; am Arme ſteht die Jahrzahl: 1640. R. **Liber. baro. in. Hollenbvrg.** Der gekrönte kaiſerliche Adler; auf der Bruſt die Chiffre: **F. III.** Unten das gekrönte Dietrichſteinſche Wappen, dabei ein gewundnes Band, mit der eingeſenkten Aufſchrift: **Svb. alis. protegentibvs. tvis.** Ein dieſem ganz gleicher Thaler trägt die Jahrzahl **1641.** Ein vierter Thaler, A. **Sigismvnd. Lvdovicvs. comes. a. Dietrichstain.** Geharniſchtes Bruſtbild mit umgehangenem Gewand und der Vließordenskette auf der Bruſt. Darunter, ſeitwärts: 1646. R. **Liber. baro. in Hollenbvrg.** Der gekrönte kaiſerliche Adler mit der Chiffre **F. III.** und unter demſelben das gekrönte und mit der Vließordenskette umgebene Dietrichſteiniſche Wappen nebſt einem gewundnen Bande, mit der Aufſchrift: **Svb. alis. protegentibvs. tvis.** Der fünfte Thaler iſt dieſem ganz ähnlich, trägt aber die Jahrzahl: **1653.** Von den kleinen Münzen heißt es auf der einen: A. **Sig. Lvdovi. co. a. — Dietrichstain.** Das Bruſtbild mit kurzen Haaren, Spitzbart und Halskrauſe; unten in einer Einfaſſung 3. R. **Liber. baro. in Hollenb.** Das gekrönte Wappen; oben **1639.** — No. **2.** A. **Sigis. Lvdovi. c. a. Dietrichst.** Das vorige Bruſtbild. Unten: **1.** R. **Liber. baro. in Hollenbvrg. 1649.** Das gekrönte, zierliche Wappen; unten hängt der Vließorden. No. 3. A. **Sigis. Lvdovic. c. a. Dietrichstain.** Das Bruſtbild von der rechten Seite, mit lockichtem Haare, Spitzbart, Kragen und Vließorden; unten in einer Einfaſſung: 3. R. **Liber. baro. in. Hollenbvrg.** Das gekrönte Wappen; oben, neben der Krone, **1652.** Unten hängt der Vließorden. No. 4. Einſeitige Münze. Das gekrönte Wappen mit daranhangendem Vließorden; oben, neben der Krone, 1652. — Noch müſſen wir einer Münze gedenken, die zwar auch der nikoisburger Linie angehören könnte, zumal da das Münzprivilegium für Sigmund Ludwig ſich vom 22. April 1637 herſchreibt: A. In einem Lorbeerkranze die gekrönten Buchſtaben **F. M.**, darunter das Dietrichſteiniſche Wappen R. In einem Lorbeerkranze, Schrift in ſechs Zeilen: **Vivat | Ferdinan | Rex. Regi|na. Maria | 18 Avgvs | 1636.** Es iſt, wie man ſieht, der Geburtstag der Königin, nachmaligen Kaiſerin Maria Anna, der gefeiert werden ſoll. Sie war den 18. Aug. 1606 geboren. — Sigmund Ludwig ſtarb im J. 1678, ſeine Witwe, der verwitweten Kaiſerin Eleonora Obriſthofmeiſterin, den 3. Mai 1698 im 88. Jahr ihres Alters. Sie hatte ihm fünf Söhne und vier Töchter geboren. Die älteſte Tochter, Maria Eleonora, verm. 1667 an den Grafen Johann Otto von Rindsmaul, ſtarb den 15. Februar 1704, als Witwe war ſie der Königin von Polen, nachher vermählten Herzogin von Lothringen, der Erzherzogin Eleonora, Obriſthofmeiſterin. Von den Söhnen ſind Sigmund Helfried, Franz Adam und Georg Seyfried zu bemerken. Sigmund Helfried Graf von D., geb. 1635, Herr zu Greinburg, Ruttenſtein, Kreuzen, Ritter des goldnen Vließes, k. k. Geheimerath, der Königin von Polen, nachher vermählten Herzogin von Lothringen, Obriſthofmeiſter, auch der Hofkammer und des geheimen Raths im Lande ob der Enns Director, vermählte ſich 1666 mit des Grafen Claudius von Colalto Witwe, der Prinzeſſin Maria Iſabella von Gonzaga, († 26. April 1702), ließ, kaum neun Jahre alt, Thaler prägen (oder vielmehr Medaillen?) — A. **Sigismvndvs. Helfridvs. comes. a. Dietrichstein.** Das Bruſtbild von der rechten Seite, in langen Haaren. R. **Liber. baro. in. Hollenbvrg.** Das gekrönte Wappen mit Palmzweigen, unten: **1644.** — und ſtarb den 2. April 1698, mit Hinterlaſſung der Söhne Franz Anton, Philipp Seyfried und Gundaccar Poppo. Franz Anton, Generalmajor, Hofkriegsrath und Obriſter eines Dragonerregiments, verlor bei dem Angriff auf Cremona, durch eine Kanonenkugel einen Fuß, und ſtarb an dieſer Wunde den 12. Februar 1702; ſeine kinderloſe Witwe, Dorothea Joſepha von Wlaſchim, verheirathete ſich zum andern Male mit dem Grafen Philipp Sigmund von Dietrichſtein. Philipp Seyfried, k. k. Kämmerer und Obriſtwachtmeiſter, wurde von ſeinem Bedienten erſchoſſen, den 2. Sept. 1715; am 31. Dec. 1710 hatte er die Herrſchaften Greinburg und Ruttenſtein an den Grafen Franz Ferdinand von Salburg verkauft (Kreuzen und Ärbing waren ſeit 1701 an die Cavriani verkauft). Er war mit ſeiner Muhme, Maria Thereſia, des Grafen Georg Seyfried von Dietrichſtein Tochter, verheirathet, die Ehe blieb aber kinderlos. Gundaccar Poppo endlich war des Malteſerordens Ritter, k. k. Geheimerath und Kämmerer, 1717 der Erzherzogin Maria Joſepha Obriſthofmeiſter, ſeit 1726 aber des Malteſerordens Großprior in Böhmen, Komthur zu Kleinöls, Brünn und Ober-Kralowitz. Er erbaute auf der Großpriorats-Herrſchaft Strakonitz die ſchöne Kirche zu Radomiſchl, verewigte auch ſein Andenken durch die Herſtellung vieler andern Gotteshäuſer und durch die Erbauung der Großpriorats-Reſidenz zu Prag, und ſtarb den 9. Oct 1737. — Georg Seyfried, Sigmund Ludwigs dritter Sohn, geb. 1645, Herr der Herrſchaften Finkenſtein, Grünberg und Freiſtein, war ſeit 1669 inneröſterreichiſcher Regierungsrath, von 1681 — 1685 Landeshauptmann zu Görz, 1686 Landesverweſer, und von 1703 an Landeshauptmann in der Steyermark, vermählte ſich 1678 mit Johanna Hofmann von Grünpichl, und nach deren tödtlichem Abgange 1706 mit der Gräfin Maria Roſalia von Herberſtein, und ſtarb den 27. Dec. 1714. Seine einzige Tochter aus der erſten Ehe, Maria Thereſia, wurde, wie ſchon gemeldet, des Grafen Philipp Seyfried von Dietrichſtein Gemahlin. — Wir haben noch von dem zweiten Sohne des Grafen Sigmund Ludwig und der Gräfin von Meggau zu ſprechen. Dieſer, Franz Adam, geb. 1642, Herr zu Landskron, Velden, Obriſtermundſchenk in Kärnthen, inneröſterreichiſcher Hofkammerpräſident zu Gratz, war mit der Gräfin Maria Roſina von Trautmannsdorf verheirathet, und ſtarb den 20. Juli 1702, außer zwei Töchtern einen Sohn hinterlaſſend. Dieſer Sohn, Karl Ludwig, geb. 1673, war inneröſterreichiſcher Hofkammerrath, vom 23. Sept. 1708 an Jägermeiſter der Chiencourant-Jägerei und ſeit dem 6. Sept. 1709 k. k. Oberjägermeiſter. Er reſignirte aber bald nach Kaiſer Joſephs I. Tode, und wurde dafür zum Geheimerathe gemacht. Gleichwie ſein Großvater ließ er fleißig münzen, und man hat von ihm Dukaten, Thaler und kleinere Münzen. Auf den Dukaten heißt es: A. Car. Lvd. S. R. I. com. a. Dietrichstain. Das geharniſchte Bruſtbild. R. Baro. in. Hollenbvrg 1726. Das gekrönte, einfache Hauptwappen. Auf dem Thaler heißt es: A. Car. Lvd. S. R. I. com. a. Dietrichstain. Das geharniſchte Bruſtbild mit Perücke: R. Liber baro in Hollenbvrg 1726. Das Wappen in einem gekrönten zierlichen Schilde. Die Münze zeigt im A. Car. Lud. S. R. I. C. — a. Dietrichst. Das lockichte, geharniſchte Bruſtbild von der rechten Seite. R. Liber. baro. in. Hollenb. 1731. Das gekrönte Wappen in einer zierlichen Einfaſſung. Karl Ludwig ſtarb den 8. Mai 1732, ſeine Witwe, Maria Thereſia, Gräfin von Trautmannsdorf (verm. 1704) den 4. Januar 1733. Sie hatte ihm fünf Kinder geboren. Eine Tochter, Maria Antonia, geb. den 10. Sept. 1706, wurde den 14. Januar 1726 mit dem Fürſten Emanuel von Lichtenſtein vermählt, und ſtarb als Witwe den 7. Januar 1777. Der Sohn Franz Ludwig, geb. den 5. Sept. 1715, Majoratsbeſitzer auf Hollenburg, Landskron und Finkenſtein, k. k. Kämmerer und inneröſterreichiſcher Regierungsrath, war ſeit dem 28. April 1739 mit der Gräfin Maria Laura von Colalto verheirathet und ſtarb den 23. Julius 1765. Seine Tochter, Maria Anna, geb. den 6. Juni 1750, iſt erſte Stiftsdame und Oberin in dem ſavoyiſch-lichtenſteiniſchen Damenſtifte zu Wien; der Sohn, Franz Ludwig genannt, wie der Vater, geb. den 26. Nov. 1745, Herr der Herrſchaften Hollenburg, Finkenſtein, Landskron, Velden, Ober-Pulsgau und Neuſchloß, gratzer Kreiſes, k. k. Geheimerath und Kämmerer, vormals inneröſterreichiſcher Regierungsrath, ſodann bis 1783 Gubernialrath in Galizien, vermählte ſich den 4. Dec. 1769 mit Aloyſia Gräfin von Küenburg, und ſtarb den 12. Nov. 1796, ſein älteſter Sohn, und nach ihm Majoratsherr, Franz Sigmund Ludwig, den 24. Dec. 1800. Letzter, geb. den 5. Juni 1771, war k. k. Kämmerer und Rittmeiſter bei Kaiſer **Chevaux légers**. Der heutige Majoratsbeſitzer, des Grafen Franz Ludwig jüngſter Sohn, Johann von Dukla [1]), geb. zu Lemberg den 16. Auguſt 1779, erbte nach des letzten Grafen von Leslie Tode den 8. Februar 1802 zu Folge eines fideicommiſſariſchen Teſtaments die Herrſchaft Bäreneck an der Mur, brucker Kreiſes, und vermählte ſich im J. 1809 mit der Gräfin Gabriele von Thurn und Valſaſſina.

II. Die hollenburg-finkenſteiniſche Hauptlinie, welche wieder in die ſogenannte öſterreichiſche und in die nikolsburgiſche oder fürſtliche Linie getheilt war, pflanzte Pankrazens und der Barbara Gößlin von Thurn jüngerer Sohn, Sigmund, erſter Freiherr von D. zu Hollenburg, Finkenſtein und Thalberg, Herr zu Hartberg, Pfannenberg, Kammerſtein, Ehrenau, Arnfels, St. Paternian, Wachſeneck und Aſpang, geb. 1484. In zarter Jugend kam er an den Hof Kaiſer Maximilians I., der ihn ganz eigentlich für die großen Geſchicke des Staates und des Kriegs erzogen hat, der ihn liebte wie ſeinen Sohn, und der jede Gelegenheit ergriff, den Liebling groß und reich zu machen. Er war des Kaiſers Oberſilberkämmerer, als ihm durch Verſchreibung d. d. Ehingen in Schwaben den 3. April 1508 das Schloß und die Herrſchaft Finkenſtein in Unter-Kärnthen, auf Rechnung und bis auf Widerruf pflegweiſe übergeben wurde. Vermöge Reverſes, d. d. Mecheln, den 24. Dec. 1508, überkam er das Schloß Lankowitz, gratzer Kreiſes, ſammt Zugehör um 4000 Fl. und bis zur Abzahlung dieſes Geldes pflege- und pfandweiſe. Am 25. Januar 1509 wurde ſein Dienſtgehalt, als Oberſilberkämmerer, auf 200 Fl. jährlich feſtgeſetzt. Am 3. März 1509 erhielt er einen Pflegbrief auf die Herrſchaft Schmierenberg, marburger Kreiſes, und am 12. Mai 1509 wurde ihm die Herrſchaft Hollenburg in Kärnthen, pfleg- und pfandweiſe auf unbeſtimmte Zeit gegeben. Durch kaiſerliche Schuld- und Pfandverſchreibung, d. d. Mindelheim den 1. Juni 1513 wurde ihm ferner das Amt an der Mautn, das er zwar ſchon ſeit 1509 innegehabt, als Pfand für eine Foderung von 1200 Fl. ohne Verrechnung überwieſen. Inhalt eines von ihm zu Augsburg den 14. Dec. 1513 ausgeſtellten Reverſes hatte er auch wegen dem Kaiſer getreulich dargeliehener 2000 Fl. und weitern 270 Fl. Ausſtand zum Kriege das Amt Lavamund in Kärnthen ſammt dem Markt und aller Zugehör, jedoch auf Widerrufen, pflegweiſe zum Genuſſe, ohne alle Verrechnung, erhalten. Im J. 1514, laut Reverſes vom 12. Februar, verkaufte Kaiſer Maximilian ihm, ſeinem Rath und Silberkämmerer, Herrſchaft, Schloß und Stadt Gmündt in Kärnthen, mit Vorbehalt der Landſteuer und zweier Gemsgejaiden, um 28,000 Fl. und wenige Monate ſpäter, d. d. Gmündt den 8. Juli 1514, erhob Kaiſer Maximilian ſeinen und des Reichs Getreuen und Edeln, Sigmund von D., Erbſchenken in Kärnthen, und alle ſeine ehelichen Leibeserben in des H. R. R. Freiherrenſtand und Würde, und ernannte und freiete zugleich die Schlöſſer Finkenſtein und Hollenburg mit allen derſelben Herrlichkeiten und Zubehörungen zu rechten freien Herrſchaften, daß, ſo dieſe Herrſchaften, wie auch Thalberg, zu Handen derer von Dietrichſtein kommen und ſtehen werden, er und ſeine ehelichen Erben ſich Freiherren und Frauen zu Finkenſtein, Hollenburg und Thalberg nennen, ſchreiben und betiteln laſſen ſollen. Sigmund hatte ſich aber in der langweiligen Fehde mit den Venetianern die weſentlichſten Verdienſte um ſeinen Herrn erworben. Als 1514 dieſen Feinden ein paniſcher Schrecken, in Friaul, am Iſonzo und an den Küſten, eine Reihe der feſteſten Burgen, mit allem wohl verſehen, und von ſonſt tapfern Männern vertheidigt, in unbegreiflicher, ſchmachvoller Schnelligkeit hinwarf, hielt D. allein den vorbrauſenden Sturm dieſer feindlichen Überſchwemmung auf. Wo ſein Banner wehte und ſeine Trommel gerührt wurde, fanden ſich Reiſige genug, und freudig brachte er der Landesvertheidigung die Erſparniſſe friedlicher Zeit zum Opfer dar. Darum ſchrieb ihm der beſtürzte, aber dankbare, Kaiſer, durch den Zahlmeiſter, Stephan Aigner: „**quando semper hactenus, extremis quoque nostris periculis, non tantum tuas fortunas, verum vitam et sanguinem etiam, nostri defendendi gratia objecisti.**“ Laut Kaufbriefes und Reverſes, d. d. Insbruck den 25. Januar 1515, verkaufte Kaiſer Maximilian ihm Sigmund von D., ſeinem kaiſerlichen Rath und Landeshauptmann in Steyer, die Herrſchaften Arnfelds, marburger Kreiſes, Aſpang und Feiſtritz, V. U. W. W., zu Eigenthum, und kraft eines andern Inſtruments, d. d. 28. Januar 1515 gab er ihm die Herrſchaft Weitersfeld, gratzer Kreiſes, pfleg- und pfandweiſe Unmittelbar darauf, im Mai 1515, half Sigmund mit Matthäus Lang, mit Wilhelm von Rogendorf und mit dem Särentheiner, zu Preßburg, jene folgenreiche Wechſelheirath ſchließen zwiſchen Ludwig, dem Kronprinzen von Ungarn und Böhmen, und Maxens Enkelin Maria, zwiſchen Maxens Enkel, dem Erzherzoge Ferdinand und der jagelloniſchen Prinzeſſin Anna. Die feierliche Beſtätigung dieſer Heirathsabrede, die Zuſammenkunft Maximilians in Wien mit Wladislaw, dem Könige von Ungarn und Böhmen, mit deſſen Bruder, dem polniſchen Könige Sigismund, mit dem Kronprinzen Ludwig und der Prinzeſſin Anna, wollte Maximilian, nach ſeinem fröhlichen Herzen, für ſeinen Liebling feiern. Er warb für ihn um Barbara von Rotthal, Georgs und der Margaretha von Rappach Tochter, und die Hochzeit wurde am 22. Juli 1515 in dem Rotthalſchen Hauſe zu Wien gehalten. Unter den Zeugen des viel beſprochnen Feſtes waren, mit Maxen, die Könige von Polen und Ungarn, der Kronprinz Ludwig, deſſen Schweſter Anna, die Erzherzogin Maria, Ludwigs Braut, die Herzoge Heinrich von Braunſchweig, Wilhelm und Ludwig von Baiern, Albert von Mecklenburg, der Markgraf Kaſimir von Brandenburg, Fürſt Rudolf von Anhalt, der Erzbiſchof von Salzburg, der Biſchof von Regensburg, die Grafen von Montfort, Haag, Mansfeld, Werdenberg, der berühmte Marcus Sitticus von Hohenems, die Magnaten von Ungarn, Böhmen und Polen. An Gold, Silber und Edelſteinen wähnte man den Reichthum einer neuen Welt aufgethan. Dreihundert Speiſen ſtanden auf der Tafel. Am zweiten Tage wurde von den Fürſten und Herren ein Turnier gegeben, eröffnet durch die zwei berühmten Kampfhelden, Wilhelm von Baiern und Kaſimir von Brandenburg. Mit dieſer ſeiner Gemahlin überkam Sigmund nach ihres Vaters Tode 1525, nebſt der Pfandſchaft Medling, V. U. W. W., die eigenthümliche Herrſchaft Thalberg, gratzer Kreiſes, wozu er 1530 von dem Kloſter Vorau das Schweighoferamt erkaufte. Im J. 1515 erhob ſich bei Gonnowitz, in Unter-Steyer, der Aufſtand der windiſchen Bauern, die ihre **stara Brauda**, ihre vermeintlichen alten Rechte, mit Dreſchflegeln und Morgenſtern geltend machten, mehre Edelleute grauſam ermordeten, mehre Burgen, Kirchen und Klöſter plünderten und zerſtörten. Der Aufruhr verbreitete ſich ſchnell nach Krain und Kärnthen, und es hatten ſich wol 80,000 Bauern bewaffnet, als Sigmund, dem ſich auch der berühmte Georg von Herberſtein angeſchloſſen, mit 850 Reitern und fünf Fähnlein Fußvolk bei Pettau über die Drave ging und die Bauern in ihrem Lager bei Rain überfiel. Sie wurden leichtlich getrennt und geſchlagen, nachmals dutzendweiſe an die Bäume aufgehenkt und die übrigen verjagt (Sept. 1516). An St. Achatiustage den 22. Juni 1517, gründete Sigmund, als Landeshauptmann in Steyer, die Brüderſchaft oder den Orden des h. Chriſtoph wider das Trinken und Fluchen. Am 12. Januar 1519 ſtarb ſein unwandelbarer Gönner, Kaiſer Maximilian. Schon in deſſen letztem Lebensjahre hatte D. die Entlaſſung von allen ſeinen hohen Würden im Heer und im Rathe flehentlich nachgeſucht; vergeblich wiederholte er, ſein Zipperlein und ſeine Augenſchwäche vorſtellend, auch bei Erzherzog Ferdinand ſein Geſuch. Er war dieſem ſchon verdächtig gemacht, und ſeine Feinde wußten ſelbſt den Wunſch, den Geſchäften ſich zu entziehen, als trotzige Aufkündigung der Vaſallenpflicht, als gefliſſentliche Steigerung der Verlegenheiten des neuen Herrn anzuſchwärzen, ſeine Strenge gegen die fanatiſchen Wiedertäufer als vorſetzliches Anfachen einer unheilbaren Meinungsſpaltung und Befehdung, ſeine duldſame Mäßigung gegen andre Glaubensneuerer als ſtrafbare Gleichgültigkeit zu ſchildern. Er wäre in Haft gekommen, und vor ein Gericht auf Leben und Tod geſtellt worden, hätte ihn nicht ſein günſtiger Stern eilends (wiewol unbewußt) von Wien hinweg, nach dem einſamen Thalberg geführt. Hier harrten ſeiner, durch Eilboten von allen Seiten, funfzehn Warnungsſchreiben. Gewarnt, gebeten, beglückwünſcht, von Wien hinwegzueilen, heimgeſucht von allen körperlichen Beſchwerden (aber darum keineswegs ein Greis zu nennen, denn er zählte höchſtens 35 Jahre), hatte er kaum das letzte Schreiben durchlaufen, als er eilend, wie er ſich fand, in Schnee und Eis, und ſtürmiſchem Unwetter, den noch nicht erwärmten Fuß wieder in die Sänfte ſetzte, und ſich augenblicklich wieder vor den Erzherzog nach Wien bringen ließ. Auch der Zufall hatte inzwiſchen das Seine gethan und Ferdinands edles Herz die lichtſcheuen Ränke der tückiſchen Angeber durchſchaut, die ihn, um in der Verwirrung deſto beſſer im Trüben zu fiſchen, einer herrlichen Stütze zu berauben und in der öffentlichen Meinung eine ſchwere Schuld des Undanks auf ihn zu wälzen gedachten. Ferdinand und Sigmund kamen ſich näher, als je zuvor. Letztrer war daher auch einer der Procuratoren, welche ſich, Namens des Erzherzogs, die demſelben beſtimmte Braut, die Prinzeſſin Anna zu Insbruck, den 11. Dec. 1520, antrauen ließen, ſowie er bei dem zu Linz am 25. Mai 1521 gehaltnen Beilager, als der neuen Erzherzogin Obriſthofmeiſter auftrat. Am 24. Oct. 1523 gab er die Herrſchaft Arnfels dem Erzherzoge zurück (war dieſes der Preis, um den er ſeine vollſtändige Ausſöhnung erkaufte?). Im J. 1525 erhoben ſich, während der große Bauernaufſtand in Schwaben, Franken und am Rheine wüthete, zu gleichem unſeligen Beginnen die Bauern der Ober-Steyermark, und beſonders des anſtoßenden Erzſtiftes Salzburg. Hier war der Erzbiſchof Matthäus Lang in ſeiner Veſte Hohenſalzburg eingeſperrt, der Ausſchuß der Empörer zu Gaſtein ſuchte Geſchütz und Geld bei den Nachbarn, und warb gewaffneten Beiſtand von Öſterreich und von dem ſchwäbiſchen Bunde. Alsbald zog Sigmund von D. ſo berühmt durch die Dämpfung der Hara Brauda an der Mur und Drave mit 5000 deutſchen und böhmiſchen Knechten und einigen Huſaren heran, und im Einklange mit der ſalzburgiſchen, an Zahl und Kräften zwar wenig bedeutenden Ritterſchaft, die, von den Bauern auf den einzelnen Burgen eingeſchloſſen, keinen Sammelplatz hatte. Der Wille, auf der rottenmanner Straße von Schladming über Raſtadt vorzudringen und durch die Beſetzung von Werfen und dem Paſſe Lueg die Verbindung zwiſchen dem Pongau und dem ſalzburgiſchen Flachlande zu ſperren, zeugt nicht unvortheilhaft für des Dietrichſteiners ſtrategiſchen Blick. Doch der gute Plan ſcheiterte an dem Widerſtande der Bürger und Bergknappen von Schladming. Durch den Verluſt von 100 ſeiner beſten Knechte nur um ſo mehr erhitzt, wollte D. augenblicklich einige Gewalt- und Nachtmärſche, um mit ungetheilter Kraft einen allgemeinen Angriff zu thun, erfuhr aber, was ſeinem Freunde, dem Freundsberger, das Herz gebrochen. Das Kriegsvolk empörte ſich wegen Soldrückſtand, und foderte, als dieſer herbeigeſchafft war, trotzig einen zweiten Monatſold, obgleich noch nichts geleiſtet worden. Den zu bewilligen hatte Sigmund weder Vollmacht noch Mittel. Er mußte nach Wien berichten, die Frucht ſeiner bisherigen Anſtrengungen, die unerſetzliche Möglichkeit der Überraſchung waren dahin für immer. Kaspar Praßler, der rebelliſchen Bauerſchaft oberſter Feldhauptmann, erließ ſogleich ein allgemeines Aufgebot durch das Pongau und Pinzgau, und ernannte den Michael Gruber von Bramberg zum Hauptmanne dieſer Abtheilung, mit ſtrengem Befehle, blos vertheidigungsweiſe zu verfahren. Endlich hatte D. ſeine ungeſtümen Söldner befriedigt, ihrer ausharrenden Treue darum doch nicht gewiſſer; er eroberte Schladming mit Sturm, die Hauptaufwiegler fielen dem Geſetze, immer noch, nach den Begriffen jener Zeit, mit vieler Schonung. Darum beſtürmten die übrigen Bürger, die ſich weitrer Executionen verſahen, den Bauernobriſten Gruber unabläſſig um Hülfe, und hinterbrachten ihm grimmige Drohworte Dietrichſteins und blutdürſtigen Muthwillen ſeines Adels. Der unentſchloſſene Gruber ſchritt, das Lager vor Raſtadt mit einbrechender Nacht den 3. Juli 1525 verlaſſend, zum Angriffe, durch den Paß nach Mandling, und ſtand um fünf Uhr Morgens in Schlachtordnung vor Schladming. D., der in den verfloſſenen Tagen mit ſieben offnen Wunden von ſeinem ſchweren Siechthume 10 bis 15 Stunden zu Pferde zugebracht hatte, war eben eingeſchlummert. In ſeinem Lager herrſchte ſinnloſe Trägheit, nimmerſatte Begehrlichkeit und unter der Aſche fortglimmende Meuterei, unter den ſchladminger Bürgern blinde Rachbegierde und Verrath. Der Überfall gelang vollſtändig. Es war kein Gefecht, nur ein grauſenvolles Metzeln. Über 3000, daunter viele Edle, fielen, denn die Bauern gaben nur Teutſchen Quartier, der Reſt wurde gefangen oder verſprengt. Aus ſeinem Hauſe entronnen, widerſtand D. vergeblich an zwei Stadtthoren, auf dem Kirchhof, auf einem feſten Thurm. Er mußte ſich den Bauern in ritterliche Haft ergeben und wurde von Gruber mit Achtung behandelt. Aber 32 Ritter ließ der Sieger zum Sühnopfer an ebender Stelle enthaupten, wo die aufrühriſchen Schladminger ausgeblutet hatten. D. wurde unter ſtarker Bedeckung nach Werfen abgeführt, bald aber ohne alles Löſegeld gänzlich freigegeben, denn ſelbſt in der Haft hatte er thätig für die Wiederherſtellung des Friedens gewirkt, und er war darin, unterſtützt durch die Annäherung des ſchwäbiſchen Bundesheeres, ſo glücklich geweſen, daß ſchon am 31. Auguſt 1525 im Feldlager vor Salzburg der Vertragsbrief unterzeichnet wurde, und Gruber ſeine Waffen dem Herzoge von Baiern zu Füßen legte. — Am 25. März 1528 erkaufte Sigmund von König Ferdinand die Herrſchaft Kammerſtein, die ehedem ſein Bruder Franz pfandweiſe innegehabt, zu Erb und Eigenthum, vorbehaltlich des Wiederkaufrechtes, um 20,000 Fl., auch am nämlichen Tage, unter gleichen Bedingungen, die Herrſchaft Pfannberg, gratzer Kreiſes, ſammt dem Marktflecken Semriach um 14,258 Fl. und am 8. Januar 1530 ertauſchte er von dem Könige, gegen Hingabe der Herrſchaft Monyorokerek oder Ebenau, im eiſenburger Comitat und baare 6000 Fl. die Stadt und das Schloß Hartberg, gratzer Kreiſes. Unter ſeinen Thaten als Landeshauptmann in der Steyermark und Statthalter der inneröſterreichiſchen Lande iſt auch anzuführen die Befeſtigung und Erneuerung des Bergſchloſſes zu Gratz, und die, wiewol nicht ganz berichtigte Grenzausgleichung der Steyermark gegen Kärnthen, Krain und Ungarn. Sein Andenken wird auch durch verſchiedne Münzen verewigt. Eine, ein ſeltner halber Thaler, wurde auf ſeine Vermählung im J. 1515 geprägt und zeigt: A. **Sig. v. Dietrichstain. F. H. Z. Holnb. v. Finckenst.** Das geharniſchte Bruſtbild von der linken Seite, in kurzen, krauſen Haaren mit einem ſehr großen Federhut auf dem Kopfe. R. **Barbara. von. Rotal. Freyin. zv. Talberg.** Ihr Bruſtbild, ſo auch einen Hut auf dem Kopfe trägt mit vorgekehrter linker Seite. Auf einem andern halben Thaler, ebenfalls ohne Jahrzahl, heißt es: A. **Sigmond. v. Dietrichstain Freiher zv.** Sein Bruſtbild. R. **Holenbvrg. vnd. Fincken-**

---

[1] Nicht Johann Duglas, wie es in allen unſern genealogiſchen Handbüchern heißt, auch nicht Johanna Thekla.

stain zc. Das Wappen ohne Helm. Auch ſollen zum Gedächtniſſe des Ehepaars, im J. 1520 ſilberne Denkmünzen mit der Inſchrift: Deo Maximo volente fiet, geſchlagen worden ſein. Sigmund ſtarb zu Gratz an einem hitzigen Fieber, nachdem er kaum acht Tage bettlägerig geweſen, den 20. Mai 1540 (nicht alſo, wie noch neuerlich von Hormayr behauptet worden, zu Villach im J. 1533), und wurde in der Burgkirche zu Neuſtadt neben Kaiſer Maximilians I. Grabſtätte und zwar zu deſſen Füßen beerdigt, wie es der Kaiſer ſelbſt in ſeinem Teſtamente ſeinen Enkeln aufgegeben hatte. Von rührender Zärtlichkeit und wahrhaftig einzig in ihrer Art, iſt auf Maxens Verfügung ebenſo oft, als ſeiner ſelbſt in Todtenmeſſe und Gebet, ſo oft auch jedesmal Sigmunds und des Dietrichſteiniſchen Hauſes in liebender Fürbitte zu gedenken. Ferdinand I. gelobte namentlich: in sacello S. Georgii, in arce nostrae novae civitatis, ubi supradicti Maximiliani sepulchrum est, perpetuum monumentum collocare; quemadmodum Imperator Maximilianus, ad aeternam memoriam nominis et prosapiae a Dietrichstain et salutem statutum esse voluit, ita, ut quoties pro salute Imperatoris Maximiliani, et aliorum nostrorum majorum, principum Austriae. .... Sacris opera impenditur, toties etiam in eisdem precationibus... pro ipso a Dietrichstain et ejus posteris Deo supplicaretur. — Sigmunds Witwe, Barbara von Rotthal, vermählte ſich zum andern Male mit Ulrich von Czettritz aus Schleſien, wurde nochmals Witwe und ſtarb 1556. In ihrer erſten Ehe hatte ſie fünf Kinder geboren, 1) Stephan Ferdinand, geb. 1523, ſtarb 1527, 2) Eſther, geb. den 4. Juli 1525, verm. mit Johann von Lichtenſtein zu Nikolsburg, und nachmals mit Andreas von Pögl zu Reiffenſtein, ſtarb als Witwe 1597, und hinterließ ihre Herrſchaft Frain, znaymer Kreiſes, ihren Neffen Sigmund und Maximilian von D., 3) Sigmund Georg, von welchem der ältre hollenburgiſche oder nachmals öſterreichiſche Zweig, 4) Adam, von welchem der nikolsburgiſche Zweig abſtammt, 5) Karl, geb. den 24. Juni 1532, vermählte ſich den 5. Januar 1554 mit Dorothea von Lippa und ſtarb kinderlos im J. 1562.

Der erloſchne hollenburgiſche ältre, nachmals öſterreichiſche Zweig.

Sigmund Georg, Freiherr von D. zu Finkenſtein, Hollenburg ꝛc., geb. den 2. Sept. 1526, trat, wie ſein Bruder Karl, zur proteſtantiſchen Lehre, mußte 1550, gegen Empfang von 16,000 Fl. die Pfandſchaft Medling zurückgeben, vermählte ſich den 12. Mai 1554 mit Anna Maria von Starhemberg, und ſtarb zu Hollenburg den 25. Juli 1593, nachdem er aus ſeiner Ehe ſieben Töchter und 11 Söhne, worunter vornehmlich Georg, Karl, Johann Heinrich, Bartholomäus und Paul zu merken, geſehen. Johann Heinrich, geb. den 5. Auguſt 1573, wurde am Pfingſtſonntage 1602 ermordet; ſeine kinderloſe Witwe, Maria, Seyfrieds von Dietrichſtein Tochter, vermählte ſich anderweitig mit Friedrich von Herbersdorf. Paul, der jüngſte Sohn, geb. den 24. Januar 1582, hatte nach einander zwei Frauen, Maria Anna von Pückler, verm. 1609, und Eliſabeth von Berka, verm. den 3. Juli 1617 und ſtarb 1628; wie es ſcheint, hat er ſeine drei Söhne, Karl Sigmund, geb. 1161, Franz, geb. 1613, und Sigmund Georg, geb. den 2. Mai 1618, ſämmtlich überlebt. Georg, der dritte von den 11 Söhnen von Sigmund Georg, geb. den 13. Sept. 1560, ſtarb 1597, nachdem er in ſeiner Ehe mit Maria von Welz, verm. den 11. Januar 1587, ein Vater von acht Kindern geworden, worunter die Söhne Sigmund und Georg Heinrich. Sigmund, geb. 1588, war in erſter Ehe mit Suſanna von Püchheim, in zweiter Ehe mit Eleonora von Grünthal verheirathet, und hinterließ aus der erſten Ehe einen Sohn, Georg Adam, der ſich mit Eliſabeth von Reinwald verheirathete, aber kinderlos verſtarb. Georg Heinrich, geb. 1596 und mit Suſanna von Praunfalck verheirathet, wurde ein Vater von neun Kindern, ſeine Söhne blieben aber ſämmtlich unverehlicht. Einer, Johann Heinrich, war k. k. Obriſter und Commandant auf dem Spielberg, ein andrer, Franz Chriſtoph, war Jeſuit. Karl V., Sohn von Sigmund Georg, geb. den 22. Januar 1565, und ſeit 1594 mit Eliſabeth von Eck verheirathet, ſtarb 1601; von ſeinen drei Söhnen überlebte der einzige Wolfgang, geb. 1596, die Kinderjahre. Er war 1619 in k. k. Kriegsdienſten, und vermählte ſich nachmals mit Katharina von Reiſchko. Bartholomäus, der vorletzte von den 11 Söhnen von Sigmund Georg, geb. den 7. April 1579, machte ſich im Lande ob der Enns anſäſſig, indem er die Herrſchaft Riedau im Hausruckviertel durch Heirath, die Herrſchaft Roith durch Kauf von Hans Joachim von Zinzendorf, und ebenſo Innernſee erwarb, war ſodann 1613 und die nächſtfolgenden Jahre Verordneter Herrenſtandes, 1617 Ausſchuß und endlich Präſes der Stände der Landſchaft ob der Enns, blieb mit den Seinigen der evangeliſchen Religion zugethan, mußte deshalb ſeine Güter verkaufen, und emigrirte nach Nürnberg, von dannen er weiter nach Hanau zog, und daſelbſt im März 1635 ſein Leben beſchloß. Seine Gemahlin, Eliſabeth von Fränking, hatte ihm 19 Kinder, darunter die Sohne Rudolf, Chriſtian, Otto Heinrich und Gundaccar geboren. Rudolf, geb. den 14. Oct. 1603, war k. k. Obriſter zu Roß, und ſtarb 1649, nachdem er in erſter Ehe mit Anna Eliſabeth von Eck und Hungersbach (ſtarb zu Nürnberg den 12. April 1631) und nachmals mit Suſanna Magdalena von Stozing, verheirathet geweſen. Sein einziger Sohn aus der erſten Ehe, Ferdinand Rudolf, ſtarb in der Kindheit. Gundaccar, Rudolfs jüngſter Bruder, geb. 1623, des H. R. R. Graf, hernach Fürſt von D., Freiherr auf Hollenburg, Finkenſtein und Thalberg, Herr auf Roith, Riedau und Innernſee, dann Herr der Herrſchaften Merkenſtein, Groß, Sonnberg, Ober-Hollabrunn, Arbesbach, Spitz, Schwallenbach und Sitzendorf, in Niederöſterreich, dann Budyn, Libochowitz, Pomeiſel, Patek und Wälſch-Birken, in Böhmen, ward, wie ſeine Geſchwiſter, in der evangeliſchen Lehre erzogen, kehrte aber nachmals zur katholiſchen Religion zurück und trat als Kämmerer in k. k. Hofdienſte.

Er wurde auch als kaiſerlicher Miniſter und Geſandter an einige Reichskreiſe verſendet. Am 20. März 1656 ward er, ſammt ſeinem Bruder Chriſtian und ihrer geſammten Deſcendenz, in des H. R. R. Grafenſtand erhoben, ferner zum wirklichen Geheimerath, Obriſtſtallmeiſter und 1675 zum Obriſtkämmerer gemacht. Im J. 1671 wurde er vom Könige Karl II. von Spanien mit dem Orden des goldnen Vließes beehrt, und den 15. April 1684 von Kaiſer Leopold I., bei dem er in ganz beſondern Gnaden ſtand, aus eignem Antrieb in den Reichsfürſtenſtand erhoben. Schon früher hatte er ſehr bedeutende Beſitzungen in Niederöſterreich angekauft, namentlich Merkenſtein, V. U. W. W. im J. 1659 um 95,000 Fl. von denen von Heißberg, 1663 von denen von Gilleiß die Herrſchaften Sonnberg und Groß ſammt dem Marktflecken Oberhollabrunn, V. U. M. B., auch um die nämliche Zeit von den Hackelbergiſchen Geſchwiſtern die Herrſchaft Arbesbach, V. O. M. B., 1674 von dem Grafen von Traun die Herrſchaft Spitz und Schwallenbach, V. O. M. B., im J. 1682 die Herrſchaft Sitzendorf, V. U. M. B., welches Alles er als Fideicommiß ſeinem durch Teſtament vom J. 1684 ernannten Haupterben, ſeinem Großneffen Gundaccar Ferdinand von D., verſchafft hat, denn ſeine beiden Ehen, 1) mit Iſabella Conſtantia von Queſtenberg, verm. 1657, ſtarb den 17. Nov. 1685, und 2) mit Maria Chriſtina, Gräfin von Trautſon, verm. den 10. Februar 1686, geſt. den 8. Februar 1719, blieben kinderlos. Mit der von Queſtenberg hat er indeſſen die Herrſchaft Pomeiſel, ſaatzer Kreiſes, erheirathet, und aus derſelben, ſo wie aus den andern böhmiſchen Herrſchaften Libochowitz, Budyn, (beide im J. 1670 erkauft) Patek und Wälſch-Birken, ein Majorat, nicht zwar für den Großneffen, ſondern für die fürſtliche Linie in Nikolsburg gebildet. Es war dieſes eine Huldigung, die er der Fürſtenwürde darbrachte. Gundaccar ſtarb den 25. Januar 1690 zu Augsburg, wo er eben mit dem kaiſerlichen Hofe wegen der Wahl und Krönung Joſephs I. anweſend war, und wurde in der Kirche des von ihm 1665 zu Oberhollabrunn geſtifteten Capucinerkloſters beigeſetzt. Sein Bruder Chriſtian, geb. 29. Januar 1610, war ſchon am 31. Auguſt 1681 zu Nürnberg verſtorben; er hatte nämlich wegen ſeiner Anhänglichkeit an die evangeliſche Religion emigriren müſſen. Chriſtian war ſeit 1636 mit Maria Eliſabeth von Khevenhüller verheirathet, und ſeit 13. März 1676 Witwer, auch Vater von vier Kindern, worunter ein einziger Sohn, Georg Chriſtian, der die Jahre der Kindheit nicht überlebte. Otto Heinrich, des Freiherrn Bartholomäus ſechster Sohn, geb. den 17. Febr. 1611, bekannte ſich ebenfalls beſtändig zur evangeliſch-lutheriſchen Lehre, und war einer von den öſterreichiſchen Ständen, proteſtantiſcher Religion, welche eine von ihnen allen unterzeichnete Bittſchrift um die Religionsfreiheit auf ihren Gütern 1646 und 1647 bei dem münſterſchen Friedenscongreß eingelegt haben. Aus ſeiner Ehe mit Eva Beatrix von Püchhein kamen zwei Söhne, Otto Ferdinand und Johann Adolf. Dieſer wurde katholiſch, nachher Domherr zu Ollmütz, und ſtarb 1665. Otto Ferdinand aber, der ältre Sohn, ſtand 1675 als Obriſtlieutenant bei dem k. k. Regimente Metternich, und erzeugte in ſeiner Ehe mit Anna Maria Hyacintha van Broeckhaaven, aus Holland, den einzigen Sohn, Gundaccar Ferdinand, geb. 1678, den er aber gar bald als eine unmündige Waiſe zurücklaſſen mußte. Der Großoheim, der nachmalige Fürſt Gundaccar, erbarmte ſich aber des verlaſſenen Knaben, erzog ihn und machte ihn zu ſeinem Haupterben. Gundaccar Ferdinand war noch minderjährig, als er am 3. März 1693 in den Reichsgrafenſtand erhoben wurde; im J. 1708 wurde er wirklicher Reichshofrath, am 18. Oct. 1714 k. k. Kämmerer, 1730 Geheimerath und 1734 der verwitweten Kaiſerin Amalia Obriſtſtallmeiſter. Im J. 1738 erkaufte er die kleine Herrſchaft Kottingbrunn, V. U. W. W. Er ſtarb den 19. Dec. 1744, aus ſeiner Ehe mit Maria Beatrix Regina, Gräfin von Roſenberg, verm. den 2. Januar 1703, geſt. den 6. März 1755, einen einzigen Sohn hinterlaſſend. Dieſer, Leopold Maria Franz, Graf von D., geb. den 8. Januar 1706, Herr der Herrſchaften Merkenſtein, Sonnberg, Groß, Arbesbach, Spitz, Schwallenbach, Sitzendorf und Kottingbrunn, k. k. Geheimerath und Kämmerer, war von 1732 an mehre Jahre hindurch niederöſterreichiſcher Regierungsrath, vermählte ſich den 12. Mai 1728 mit der Gräfin Maria Thereſia von Althann, wurde Vater zweier Kinder, von denen die Tochter Maria Anna ſich im J. 1749 mit dem Grafen Johann Ferdinand von Kuefſtein vermählte, und ſtarb den 11. März 1780, daß er alſo nicht nur ſeine Gemahlin, geſt. den 9. Februar 1759, ſondern auch ſeinen Sohn überlebte. Dieſer, Karl Gundaccar Joſeph, geb. den 30. April 1729, k. k. Kämmerer und niederöſterreichiſcher Regierungsrath, ward nach Paris geſendet, um die Nachricht von der Wahl und Krönung des römiſchen Königs Joſephs II. zu überbringen, ſtarb aber auf der Rückreiſe zu Mainz den 27. Sept. 1764, ſeine Witwe, Maria Anna Gräfin von Salburg, den 30. Juli 1793. Sie war ihm den 31. Juli 1758 angetraut worden und hatte vier Kinder geboren, von denen aber nur der jüngſte Sohn das Mannsalter erreichte. Dieſer, Joſeph Karl Maria Ferdinand, Graf von D., geb. den 19. Oct. 1763, Freiherr auf Hollenburg, Finkenſtein und Thalberg, Fideicommißinhaber der Herrſchaften Merkenſtein, Groß, Sonnberg, Arbesbach, Spitz, Schwallenbach und Sitzendorf, war Gubernialrath in Mähren, Hofrath bei der böhmiſch-öſterreichiſchen Hofkanzlei, dann Obriſtreichshof- und Generalerblandhofmeiſteramts-Adminiſtrator, ſodann Gouverneur und Landeshauptmann in Mähren, und ſeit 1804 niederöſterreichiſcher Regierungspräſident, endlich niederöſterreichiſcher Landmarſchall und Gouverneur der Nationalbank, vermählte ſich den 7. Juli 1783 mit der Gräfin Maria Thereſia von Zinzendorf, und ſodann nach ihrem, am 22. Juni 1785, erfolgten Ableben zum andern Male den 19. Nov. 1787 mit der Gräfin Maria Eliſabeth von Waldſtein, und ſtarb den 17. Sept. 1825, mit Hinterlaſſung einer Tochter, Maria Anna, geb. den 27. Auguſt 1788, die ſeit dem 26. Oct. 1819 mit dem Grafen Karl von Clary und Aldringen vermählt iſt. Das Fideicommiß iſt, ſeit des Grafen Tode, großentheils veräußert worden, namentlich Merkenſtein an den Grafen Joachim Eduard von Münch-Bellinghauſen.

Der jüngre nikolsburgiſche oder fürſtliche Zweig.

Adam, Sigmunds, des erſten Freiherrn von D. und der Barbara von Rotthal jüngrer Sohn, geb. zu Gratz den 7. Oct. 1527, kam in blühender Jugend als Truchſeß an Kaiſer Ferdinands I. Hof, und war ſchon 1548 Mundſchenk bei dem Erbprinzen, dem Erzherzoge Maximilian, deſſen beſondre Gunſt und Zuneigung er ſich von dieſer Zeit an je mehr und mehr erwarb. Seine erſte Sendung war im Namen dieſes Erzherzogs nach Insbruck, um Karl V. vor den Plänen der ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten zu warnen, die andre zum paſſauer Religionsfrieden 1552, die dritte auf jenen wichtigen Reichstag zu Augsburg 1555. Seiner zärtlichen Fürſorge gelang es, die aufſteigenden Wetterwolken des Mistrauens und der Zerwürfniß zwiſchen Vater und Sohn, Ferdinand und Maximilian, zu zerſtreuen. Im J. 1556 war Adam Maxen und der Königin Maria ein treuer Geleitsmann nach den Niederlanden. Im J. 1560 war er Obriſtſtallmeiſter der Erzherzogin Maria, Gemahlin Maximilians II., bald hernach aber ihr Obriſthofmeiſter. Auf dem im Juni 1560 zu Wien von dem Erzherzog angeſtellten Turnier und Ritterſpiel erſchien Adam als Aventurier, und zwar trat er im erſten Turniere zu Fuß, den 12. Juni, in der zweiten Partei weiß und roſenfarb mit Silber gekleidet, in ganz ſilbernem Küraß und Helm auf, um mit Claudius Trivulzi, Grafen von Melzi, zu kämpfen; den 17. Juni, im zweiten Turniere zu Pferd, erſchien er auch in der zweiten Partei in blau und weißen Sammet gekleidet im Küraß und Helme zu Pferde. Dieſes Mal hatte er mit Wratislaw von Pernſtein zu kämpfen. Im J. 1561 wurde er mit ſehr ſchwieriger, aber freilich fruchtloſer, Botſchaft, in deren mannhafter Vertretung Pius IV. ihn und ſeinen königlichen Herrn mehrmals mit dem Bannfluche bedrohte, nach Rom geſendet; er mußte nämlich in einem geheimen Conſiſtorium darauf antragen, daß „zur Verhütung größern Unheils und blutiger Meinungskriege, die Kirche in den öſterreichiſchen Provinzen, auch den Laien der Genuß des Abendmahls in beiden Geſtalten zugeſtehen und den Cölibat unter jenen Bedingniſſen aufheben wolle, unter denen er ſchon ſeit Jahrhunderten in der griechiſchen Kirche nicht beſtand." Im J. 1563 wurde Adam von König Maximilian zu ſeinem Obriſtkämmerer beſtellt, gleich darauf wurde er zum Obriſthofmeiſter der Erzherzoge Rudolf und Ernſt ernannt, und er mußte ſie nach Spanien begleiten und daſelbſt ihrer Erziehung vorſtehen. Unmittelbar vor dem Aufbruche (1563) empfing er aus des Kaiſers Hand ſeine Beſtallung als Geſandter bei dem ſpaniſchen Hofe. Noch bekleidete er dieſen Poſten, als ihm der König 1569 die Komthurei von Alcaniz in dem Orden von Calatrava verlieh, es war eben um die Zeit, daß die Misſtimmung zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige von Spanien, vornehmlich wegen der den öſterreichiſchen Ständen bewilligten freien Religionsübung und wegen der niederländiſchen Unruhen ihre größte Höhe erreicht hatte, und es gehörte das ganze Gewicht von Adams geliebter und geehrter Perſönlichkeit dazu, um einen gänzlichen Bruch zwiſchen den habsburgiſchen Linien in Wien und in Madrid zum unwiederbringlichen Nachtheile der katholiſchen Welt zu verhindern. Im J. 1571 brachte er die beiden Erzherzoge, ſeine Zöglinge, aus Spanien nach Teutſchland zurück, und ihre Bildung hatte unter ſeinen Händen einen ſo glücklichen Gang genommen, daß Papſt Pius V. darum aus eignem Antrieb ein Glückwünſchungsſchreiben an ihn erließ. Im J. 1572 wurde er als kaiſerlicher Commiſſarius an die Stände des Königreichs Ungarn abgeordnet, um von ihnen die Krönung Rudolfs II. zu erhalten, und ſeine Beredſamkeit beſiegte alle die Schwierigkeiten, welche man ihm hier entgegenzuſtellen trachtete. Im J. 1575 fand Adam Gelegenheit, ſein Haus auf eine angemeſſene und feſte Weiſe zu begründen. Seit den Zeiten König Ottokars war Nikolsburg der Schlüſſel von Öſterreich und Mähren, die prächtige, reiche Herrſchaft in den Händen der Lichtenſteine geweſen. Üble Wirthſchaft nöthigte den Chriſtoph von Lichtenſtein, auch dieſe Krone aller Lichtenſteiniſchen Beſitzungen zu verkaufen (1560). Sie wurde von Ladislaw von Kereczeny und Kaniafeld, einem ungariſchen Freiherrn, erſtanden, aber der Käufer verblutete 1566 zu Belgrad unter der Türken Henkerbeil, und ſein einziger Sohn, Chriſtoph, ſtarb 1572 ohne Erben. Die Herrſchaft fiel darum dem Kaiſer zu, und dieſer gab ſie als Lehen an Adam von D. Als aber Maximilian kurz darauf ſelbſt Nikolsburg beſuchte, verwandelte er in einem Billet von wenigen Zeilen, voll der zärtlichſten Betheurungen, das Lehen in Eigen, welches er zugleich zu einer Freiherrſchaft mit verſchiednen andern Vorzügen und Rechten erhob. Aber allzubald darauf umſtand Adam troſtlos das Sterbelager des theuern Fürſten, und ſein Zögling Rudolf, dem er fortwährend als Obriſthofmeiſter diente, beſtieg den Thron. Im J. 1580 führte Adam auf der Herrſchaft Nikolsburg die faſt gänzlich erloſchen geweſene katholiſche Religion wieder ein, wozu ihm Papſt Gregor XIII. in verſchiednen Schreiben gratulirte. Im J. 1588 hatte er mit der Erledigung des Erzherzogs Maximilian aus polniſcher Gefangenſchaft gar viel zu thun, den ſpaniſchen zu Erreichung dieſes Ziels deputirten außerordentlichen Geſandten, den Fürſten zu Sabionetta, hielt er in ſeinem Hauſe koſtenfrei. Im Übrigen verlebte er ſeine letzten Jahre in ländlicher Einſamkeit und großartiger Ruhe auf dem nikolsburger Schloſſe mit ſeinen Freunden, Hugo Blotius, dem Vorſtande der kaiſerlichen Hofbibliothek (deren Katalog er unſerm Adam zugeeignet hat) und dem großen Orientaliſten Busbek die wichtigſten Gegenſtände des Alterthums und des Tags, die Gefahren und Sorgen der europäiſchen Welt von Oſten her, im vertraulichen Briefwechſel und in tagelangen Geſprächen erſchöpfend. Auch mit Kaiſer Rudolf unterhielt er fortwährend einen lebhaften Briefwechſel, und das nikolsburger Schloß bewahrte an die 600 Schreiben, von Rudolf an ſeinen Lehrer und Freund geſchrieben. Gegen Ende Decembers 1589 fing Adam an, die Einwirkung eines ſchleichenden Fiebers zu empfinden, und Freitags, am 5. Februar 1590, verſchied er in voller Stärke des Bewußtſeins. Die Leiche wurde nach Prag geführt, in allen Städten feierlich empfangen und, wie jene Sigmunds von D. zu Neuſtadt, zu den Füßen K. Maximilians II. beerdigt. Adam hatte ſich im J. 1553 mit Margaretha von Cardona[2]), Antons von Cardona, des Vicekönigs von Sardinien, eines nachgebornen Sohnes aus dem großen Hauſe Cardona, und der Maria von Requeſens Tochter, vermählt, und mit ihr, die ihre Witwenzeit zu Madrid verlebte und daſelbſt den 23. Febr. 1609 verſtarb, 12 Kinder erzeugt. Maria, die älteſte Tochter, geb. 1554, wurde des erſten Grafen von Galve, des Balthaſar de Mendoza y la Cerda andre Gemahlin, und heirathete als Witwe nochmals den Sohn des letzten Großmeiſters von Monteſa, den Marquez de Navarres. Hippolyta de Cardona y Dietrichſtein, geb. 1556, vermählte ſich 1580 mit Alvaro de Cordova aus der Linie der Herren von Valenzuela. Anna, geb. 1557, heirathete einen Grafen von Villanueva, Beatrix de Cardona y Dietrichſtein, geb. 1563, den vierten Marquez von Mondejar und fünften Grafen von Tendilla, den Ludwig (nicht Franz) Hurdato de Mendoza, ſtarb 1604. Als kinderloſe Witwe wurde Beatrix zur Obriſthofmeiſterin der Infantin Maria Anna, Gemahlin des Königs von Ungarn, nachmaligen Kaiſers Ferdinand III., ernannt, ihre Schwachheit erlaubte ihr aber nicht, dieſes Amt anzutreten, und ſie ſtarb in dem von ihr erbauten und fundirten, auch ſeit vielen Jahren bewohnten, Kloſter zu Alcala.

Von den Söhnen, Anton, geb. 1555, Sigmund, geb. 1560, Maximilian, geb. 1569 und Franz, ſtarb der älteſte als Kind. Franz, geb. zu Madrid den 22. Auguſt 1570, beſuchte die lateiniſche Schule in Wien, wo er ein Koſtgänger und Zögling der Jeſuiten im Convicte von St. Barbara war, hörte Rhetorik und Philoſophie zu Prag und Theologie im **collegio germanico** zu Rom. Seine öffentlichen Diſputationen und ſeine gelehrten Arbeiten lenkten die Aufmerkſamkeit des Papſtes Clemens VIII. und des heiligen Collegiums auf ihn; als Clericus wurde er des Papſtes Kämmerer und raſch hinter einander Domherr zu Ollmütz und Breslau, auch im 28ſten Jahre ſeines Alters und im vierten ſeines Prieſterthums, den 3. März 1598, Cardinal der römiſchen Kirche, mit dem Titel S. Sylveſtri de Capite, den er nachmals mit dem von **Sta. Maria trans Tyberim** vertauſchte. Er befand ſich auch in des Papſtes Gefolge, als dieſer am 13. Nov. 1598 zu Ferrara die Erzherzogin Maria Margaretha mit dem durch den Erzherzog Albert repräſentirten König Philipp III. vermählte, und er mußte dem h. Vater in ſeinen Unterredungen mit der Erzherzogin als Dolmetſch dienen. Vor Ablaufe des Jahres kehrte der Cardinal nach Teutſchland zurück, um aus des Kaiſers Hand die Propſtei Leitmeritz zu empfangen. Im f. J. wurde er auf des Kaiſers und des Papſtes Empfehlung zum Biſchofe von Ollmütz erwählt, auch 1600 daſelbſt inſtallirt. Wichtige Sendungen hatten den Jüngling bereits von Neapel zum Escurial, von Genua nach Brüſſel umhergeführt; jetzt ernannte ihn Rudolf zum Cardinal-Protector ſeiner Erbkönigreiche, zum Statthalter in Öſterreich, alsdann zum Präſidenten des kaiſerlichen Staatsrathes. In allen dieſen Ämtern gebührt ihm der Ruhm, den nahen Ausbruch eines Bürger- und Bruderkriegs, und jede hinterliſtige auswärtige Einmiſchung verhütet zu haben; er bewog auch endlich Rudolfen, der ſich ſelbſt aller Mittel der Vertheidigung beraubt hatte, auf Öſterreich, Mähren und Ungarn zu Matthias Gunſten völlig zu verzichten. Der Cardinal überlieferte dem Erzherzoge die heilige ungariſche Krone, und krönte ihn damit in Rudolfs Namen auf freiem Felde (1608); einige Jahre früher, 1505, hatte Franz die Banden des ungariſchen Rebellen Bocskay, die ſchon den ganzen hradiſchen Kreis von Mähren, und auch den brünner, bis vor die Thore der Hauptſtadt, unter gräulichen Verheerungen eingenommen hatten, zweimal zum Lande hinausgeworfen. Mit Mähren wurde der Biſchof von Ollmütz dem Erzherzoge Matthias unterthänig, und 1610 bereits mußte er das Directorium in deſſen Staatsrath übernehmen. In dieſer neuen Stellung war er es allein, der es, trotz des berüchtigten Majeſtätsbriefes, verhinderte, daß in Mähren den Lutheranern, Reformirten, Wiedertäufern und mähriſchen Brüdern derſelbe freie Gottesdienſt zu ſtatten komme, welchen die Katholiken und Utraquiſten ausübten. Darum konnte ſich auch in Mähren, trotz des von Böhmen, Öſterreich und Ungarn gegebenen Beiſpiels, wenigſtens der Schein einer regelmäßigen Verfaſſung erhalten, und beim Ausbruche der großen Empörung 1618 war der Cardinal vermögend, zur Vertheidigung des rechtmäßigen Herrſchers eine Schaar von 3000 Fußgängern und 2000 Reitern zu bewaffnen. Einhellig hieß es, nur er könne den Oberbefehl des kleinen Heeres führen, das er aus nichts hervorgerufen. Albrecht von Waldſtein ſtand ihm zur Seite, aber beide vermochten nicht den Geiſt der Meuterei niederzuhalten, und der größte Theil ihrer Soldaten ging zu den Empörern hinüber. Mit dem kleinen und mit der Kriegskaſſe entkam Wallenſtein nach Wien. Der Cardinal blieb, das Äußerſte erwartend. Als auch die Empörung ganz Mähren eingenommen, beſchloſſen die Rebellen, den Ladislaw Welen von Zierotin an ihrer Spitze, den Biſchof, ſeit kurzem zugleich des Kaiſers Statthalter, vom Fenſter hinabzuſtürzen, wie es zu Prag mit Slawata und Martinitz geſchehen. Kalt und ruhig trat D. in vollem Cardinalshabite den mit wildem Toben eindringenden Empörern im Vorſaale mit der Frage entgegen, wen ſie ſuchten? Scharf und befehlend wies er die Frevler von ſich. Sie flohen beſtürzt, aber als ſie wieder Athem gewonnen hatten, erklärten ſie ihn als Feinde des Vaterlandes, verbannt, vogelfrei, ſein Hab und Gut verfallen. Noch zeigt man im nikolsburger Schloſſe das dunkle, heimliche Gemach und die kleine Kapelle, wo der Cardinal ſich vor den Nachſtellungen ſeiner Feinde verbarg, und täglich die Meſſe las. So waren die Misvergnügten gegen ihn ergrimmt, daß ſie in Troppau und Brünn ihre Diener anhetzten, den aus der Verſammlung wegfahrenden Cardinal zu morden. Steine zerſchmetterten ihm die Fenſter, brachten ihm im Wagen eine leichte Wunde bei. Sein bewaffnetes Gefolge wollte Gewalt mit Gewalt vertreiben, da öffnete der Cardinal den Schlag und drohete den Seinigen, ſich mitten unter die Raſenden zu werfen, wenn um ſeinetwillen ein Tropfen Chriſtenbluts vergoſſen würde. In gleichem Sinne des Jüngers, den der Heiland liebte, errettete auch, als Ferdinand II. durch den Sieg auf dem weißen Berge wieder unumſchränkter Herr jener Lande geworden, die jetzt durch die Waffen, wie vorher durch Erbrecht ihm gehörten, des Cardinals unabläſſige Fürbitte allen mähriſchen Rebellen das Leben, Bitowsky und Teuffenbach allein ausgenommen. Auch ſeine Bemühungen zur Bekehrung der zahlreichen Proteſtanten in Nikolsburg, Auſterlitz, Namieſt, Groß-Meſeritſch, Eubentſchitz, Straznitz trugen nicht den Stempel des Zwanges, ſondern ſie gingen doppelt preiswürdig in ſolch gewaltthätiger Zeit, blos von Überzeugung und väterlichem Zuſpruch aus. Bei der unüberwindlichen Abneigung der proteſtantiſchen Parteihäupter gegen die Jeſuiten rief der Cardinal die Prieſter der frommen Schüler oder Piariſten, mit deren Ordensſtifter, Joſef Calaſanza, er zu Rom bekannt geworden war, aus Italien nach Mähren, zu nicht geringem Nutzen des bei den unaufhörlichen Unruhen ganz darniederliegenden öffentlichen Unterrichts. Das Collegium, das er ihnen in den J. 1631 und 1632 zu Nikolsburg erbaute und fundirte, iſt das erſte des Ordens in ganz Deutſchland und den öſterreichiſchen Staaten geweſen. Ein zweites hat er zu Leipnik 1634 geſtiftet. Der Cardinal ſelbſt weihte jeden Augenblick der Muße theologiſchen und hiſtoriſchen Studien, ſelbſt typographiſchen Nachforſchungen, und der Gründung herrlicher Bibliotheken zu Kremſier und Nikolsburg. Am 16. Januar 1622 ſchloß er in ebendem Nikolsburg, mit dem ſiebenbürgiſchen Fürſten Bethlen Gabor, wider alles Vermuthen von deſſen Verbündeten, den bekannten Frieden, wodurch Ferdinand von einem ſeiner gefährlichſten Widerſacher befreit wurde. Am 16. April 1622 wurde er von dem Kaiſer mit den bedeutenden, dem Georg von Wrbna und dem Wenzel Mohl von Modrzelitz confiſcirten Herrſchaften Leipnik und Weißkirch, prerauer Kreiſes, beſchenkt. Am 4. Januar 1623 erkaufte er von der königl. Kammer um 150,000 Gulden die von denen von Zeidlitz confiſcirte große Herrſchaft Polna, czaslauer Kreiſes. Am 15. Februar 1624 wurde er für ſich und ſein Geſchlecht in des H. R. R. Fürſtenſtand erhoben, mit Beifügung der Erlaubniß, die fürſtliche Würde und Vorzüge an ſeinen Neffen, oder an wen immer aus ſeinen Anverwandten, nach ſeinem Gefallen durch Teſtament zu übertragen. Im J. 1625 erkaufte er von der Hofkammer um 111,406 Thaler die Herrſchaft Kanitz, und um 79,890 Thaler das derſelben anſtoßende Gut Woſtitz, ferner auch die Herrſchaft Steinabrunn, V. U. M. B., und endlich 1632 von dem Grafen Adam von Sternberg die Herrſchaft Libochowitz, leitmeritzer Kreiſes (dieſer letzte Handel ſcheint aber ſpäter rückgängig geworden zu ſein). Alle dieſe Herrſchaften, ingleichen das durch den Ankauf des Gutes Pausram gar ſehr vergrößerte Nikolsburg, verſchaffte er durch Teſtament ſeinem Neffen, dem nachmaligen Fürſten Maximilian von D., als ein ewiges Fideicommiß und Majorat. Das berühmte, im J. 1629 verkündigte Reſtitutionsedict, wodurch den proteſtantiſchen Fürſten die Rückgabe aller nach dem paſſauer Vertrag eingezognen geiſtlichen Güter auferlegt wurde, hat er vornehmlich in Rom zu Stande bringen helfen. Er baute aus eignen Mitteln an der Domkirche zu Ollmütz die anſehnliche Façade und den Chor, ſtiftete in Nikolsburg, bei der St. Wenzels-Pfarrkirche, ein Collegiatſtift mit einem infulirten Propſte, wozu er 1634 das Gut Irritz ſchenkte, und baute 1617 das Franciskanerkloſter zu Kremſier, 1611 das Capucinerkloſter zu Nikolsburg, und 1617 jenes zu Wiſchau. Überhaupt hat er in ſeinem Kirchſprengel acht geiſtliche Stifter und Ordenshäuſer, und im Lande hin und wieder über 60 Kirchen, Pfarren und Kaplaneien aus eignen Mitteln neu errichtet und dotirt. Dagegen wurde er, ſonderbar genug, der Zerſtörer des Kloſters Saar. Dieſes uralte Ciſtercienſerſtift hatte bereits 1588 der Biſchof Stanislaus Paulowsky von deſſen Patronen, den Herzogen von Oels, eingetauſcht, und der Cardinal ſuchte daſſelbe gleich nach Antretung des Bisthums zu der biſchöflichen Tafel zu ziehen. Nach langem Streite wurden durch einen von Rom aus im J. 1606 erfolgten, und vom Kaiſer Rudolf im J. 1607 beſtätigten Spruch alle Stiftsgüter dem Bisthum einverleibt, nur daß 12 Ordensgeiſtliche im Kloſter ihren Unterhalt genießen ſollten. Nach einigen Jahren waren ihrer nur noch vier, und der Cardinal, weit entfernt, eine Wiederbeſetzung der erledigten Stellen zu erlauben, nöthigte den Orden 1612 und 1613 zu einem neuen Vergleiche, wonach derſelbe die letzten vier Conventualen abrief und gegen eine von dem Bisthume zu bezahlende Rente von 1000 Thalern mähr. allem Anſpruch an das Kloſter entſagte. Im J. 1616 übergab der Cardinal die Herrſchaft Chropin bei Kremſier, die er von denen von Praſchma erkauft, an das Bisthum, und ließ ſich dagegen die Herrſchaft Saar zu eigen abtreten, worauf er dieſelbe ſeinem Majorat einverleibte. Noch müſſen wir von dem Cardinal anmerken, daß er die Kaiſer Matthias und Ferdinand II. zu böhmiſchen Königen, jenen auch mit Ungarns heiliger Krone gekrönt hat, daß er Matthias, Ferdinand II. und Ferdinand III. getrauet, Ferdinand III. und ſeine Schweſter, die nachherige Kurfürſtin von Baiern, getauft, dreien Kaiſern in den höchſten Ehrenſtellen gedient hat, in drei Conclaven Leo XI., Paul V. und Gregor XV. erwählen half, und vier Mal als päpſtlicher **Legatus a latere** an den kaiſerlichen Hof abgeſendet wurde. Während Ferdinand II. ſeinen letzten teutſchen Reichstag beſuchte, verwaltete D. ſammt Mähren auch Öſterreich. Er ſtarb zu Brünn, wo er eben den Landtag eröffnen wollte, nach einer Krankheit von wenigen Tagen, den 19. September 1636; ſein Leichnam ward nach Ollmütz abgeführt, und im Chore der Domkirche begraben.

---

[2] Anverwandt war ſie allerdings mit Karl V. und Ferdinand I., keineswegs aber, wie Hormayr verſichert, Geſchwiſterkind. Hier der Stammbaum:

Friedrich Henriquez, Amirante von Caſtilien, † 1473.
Gemahlin: 1) Marina de Ayala. 2) Thereſia de Quiñones.

1.
Johanna Henriquez.
Gemahl: Johann, König von Aragonien und Navarra.
|
Ferdinand, König v. Aragonien. Gemahlin: Iſabella von Caſtilien.
|
Johanna. Gemahl: Erzherzog Philipp.

Karl V. Ferdinand I.

2.
Aldonça Henriquez.
Gemahl: Joh. Folch, erſter Herzog v. Cardona.

Ferdinand, zweiter Herzog v. Cardona.

Anton v. Cardona. Gemahlin: Maria de Requeſens.
|
Margaretha von Cardona.
Gemahl: Adam v. Dietrichſtein.

Sein Bruder Maximilian, Freiherr von Hollenburg, Finkenſtein und Thalberg, Herr auf Nikolsburg und Maidenburg, Ritter des Ordens von Calatrava und Comthur zu Alcaniz, Kaiſer Rudolfs Geheimerath und Kämmerer, wohnte in der Jugend, zwiſchen 1587 und 1596, mehren Feldzügen in Ungarn bei; damals war er auch ſchon des Erzherzogs Ernſt Obriſtſtallmeiſter. D. d. Wien, 15. Oct. 1593 ſtellte gedachter Erzherzog einen Schuldbrief aus über 30,000 Fl., welche ihm ſein lieber getreuer Maximilian von Dietrichſtein, Freiherr, ſein Obriſtſtallmeiſter, zur Reiſe und zu ſeiner Durchlaucht Nothdurft in Niederland gutwillig dargeliehen, und verſprach dieſe Summe nach fünf Jahren zu bezahlen, und bis dahin jährlich mit 1800 Fl. aus ſeinem fürſtlichen Deputate zu verzinſen. Am 5. Sept. 1596 bat Maximilian, nach reſignirtem Obriſtſtallmeiſteramt, um Zahlung, und um ein höchſtes Angedenkenspräſent nach Wohlgefallen. Er war zweimal vermählt: 1) mit Helena Kruſſich de Lupoglava, des Johann Kruſſich, Freiherrn auf Märenfels (oder Lupoglava) in Iſtrien, Pöſing und St. Georgen, Obriſthofmeiſters des Königreichs Ungarn, Tochter; ſie ſtarb zu Pöſing, den 14. Sept. 1586, über der Geburt eines Sohns, der ihr ſchon nach wenigen Tagen folgen mußte, und ihre großen Beſitzungen, die Herrſchaften Pöſing und St. Georg in dem presburger, Cſábrágh in dem honther, Likawa in dem liptauer Comitate, kamen an die Illiésházy und Palſy; 2) mit der Gräfin Jakobine von Boſſu, aus den Niederlanden, am 3. Nov. 1599. Sie ſtarb den 4. Dec. 1601, ihr einziger Sohn, Adam, in dem Alter von zwei Jahren, ihre Tochter, Maria, ebenfalls als ein Kind. Maximilian ſelbſt ſtarb zu Wien, den 29. März 1611.

Sigmund, Freiherr von D., der ältre von Adams und der Margaretha von Cardona Söhnen, war Kaiſer Rudolfs Kämmerer und Rath, verkaufte 1598 die von ſeiner Tante Eſther ererbte Herrſchaft Frain, und ſtarb noch nicht 42 Jahre alt im J. 1602, nachdem er aus ſeiner Ehe mit Johanna de la Scala, Johann Warmunds de la Scala und der Eliſabeth von Thurn Tochter, fünf Kinder geſehen. Der älteſte Sohn, Adam, geb. 1595, ſtarb zu Rom 1620 unverehelicht. Die Tochter, Margaretha Francisca, geb. 1597, wurde zu Kremſier, den 8. Februar 1616, mit dem Grafen Wenzel Wilhelm von Lobkowitz vermählt, ſtarb aber bereits 1617. Die zwei jüngſten Söhne, Johann Franz und Franz, ſtarben in zarter Kindheit. Der zweite Sohn endlich, Maximilian, Graf, nachher Fürſt von D. zu Nikolsburg, Kanitz, Polna, Leipnik, Weißkirch, Saar, geb. 1596, wurde, wie bereits gemeldet, von ſeinem Oheim, dem Cardinale, zum Univerſalerben und zum Nachfolger in der fürſtlichen Würde ernannt, auch für ſich und ſeine männliche Deſcendenz, nach dem Rechte der Erſtgeburt, vom Kaiſer Ferdinand II. im J. 1631 in dem Reichsfürſtenſtande ſolchergeſtalt beſtätigt, daß immer nur der Erſtgeborne in abſteigender Linie die fürſtlichen Vorzüge genießen ſolle. Hierauf wurde er auf dem Reichstage zu Regensburg, auf Kaiſer Ferdinands III. Vorwort, gegen Ausſtellung von Reverſalien über die Anſchaffung reichsunmittelbarer Beſitzungen, unter den unmittelbaren Reichsfürſten zu Sitz und Stimme aufgenommen, und am 28. Februar 1654 zugleich mit den Fürſten von Salm, Aurſperg und Piccolomini, in das reichsfürſtliche Collegium introducirt. Im J. 1638 überließ er die Güter des vormaligen Stiftes Saar, ſammt den zugekauften Dörfern Radeſchin und Bobruwka, doch ohne die von Saar weit entlegnen Ortſchaften Kutſcherau, Rohrbach, Krzizinkau, Kallendorf, und den Zehnten zu Pausram und Seitz, um einen Kaufſchilling von 146,000 Fl. an den Ciſtercienſerorden; er hat auch Steinabrunn veräußert und im J. 1630 das ihm von ſeinem Oheime verliehene Bisthumslehen Roßwald an Georg von Hoditz um 15,000 Thaler verkauft. Im J. 1643 ließ er zu Nikolsburg im Schloſſe das berühmte 2000 Eimer haltende Weinfaß aufſtellen. Er war übrigens Ritter des goldnen Vließes, Kaiſer Ferdinands III. Obriſthofmeiſter, Conferenzminiſter und Geheimerath, und ſtarb den 6. Nov. 1655. Seine erſte Gemahlin, Anna Maria, Fürſtin von Lichtenſtein, verm. 1621, † 1640, hatte ihm 12, die andre, Sophia Agnes, Gräfin von Mannsfeld, Frau auf Schluckenauf 5 Kinder geboren. Letztre wurde den 4. December 1640 vermählt, erkaufte als Witwe, den 14. Auguſt 1671, um 11,966 Fl. 40 Xr. das Gut Markersdorf kleinern Theils, und den 11. Januar 1676 um 41,000 Fl. die Herrſchaft Groß-Prieſen, und ſtarb den 20. Januar 1677. Aus der erſten Ehe kamen 1) Anna Francisca, Gemahlin Graf Walthers von Leslie. Dieſer, der am 4. März 1667 das Zeitliche geſegnete, widmete die Herrſchaften Neuſtadt in Böhmen und Ober-Pettau in Steyermark zu einem Fideicommiß für die männliche Nachkommenſchaft ſeines Bruders Alexander, und nach deren Abgange für das Dietrichſteinſche Geſchlecht; eine Verfügung, deren Anwendung wir erlebt haben. 2) Johanna Beatrix, verm. 4. Auguſt 1644 mit dem Fürſten Karl Euſeb. von Lichtenſtein 3) Eleonora, verm. in erſter Ehe mit dem Grafen Leo Wilhelm von Kaunitz, in andrer Ehe mit dem Grafen Friedrich von Oppersdorf. 4) Maria Anna Cäcilia, und 5) Franz Anton ſind beide als Kinder verſtorben. 6) Maria Clara, Gemahlin Grafen Johann Friedrichs von Trautmannsdorf. 7) Ferdinand Joſeph, der den fürſtlichen Aſt weiter fortſetzte (ſ. u.). 8) Maximilian, von welchem ſogleich, 9) Margaretha, geb. 1638, verm. 1657 mit dem berühmten Kriegshelden, dem Fürſten Raymund von Montecuculi; ſie ſtarb 1676. 10) Karl, welcher in der Jugend geſtorben, und 11) Maria Thereſia, beide 1639 geboren. Sie wurde 1655 an den Grafen Karl Adam von Mannsfeld vermählt. 12) Ein Sohn, der gleich nach der Geburt verſchieden iſt. Aus der zweiten Ehe kamen 13) Franz Anton. Er ward Prieſter der Geſellſchaft Jeſu, und ſtarb den 22. Februar 1721. 14) Maria Joſepha, ſtarb unvermählt. 15) Joſeph Ignaz, ſtarb als Kind. 16) Philipp Sigmund, wird unten vorkommen. 17) Maria Sophia, geb. 1652, vermählte ſich in erſter Ehe mit dem Grafen Franz Euſeb. von Pötting, und nach deſſen Ableben anderweitig, 1681, mit dem Grafen Wenzel Ferdinand von Lokowitz. — Maximilian, Graf von D. (Nr. 8), geb. 1637, war des Ordens von Calatrava Comthur zu Alcaniz, als welche Comthurei, nachdem ſie der Urgroßvater Adam von König Philipp II. empfangen, über 140 Jahre in dieſer Linie des Dietrichſteinſchen Hauſes geblieben iſt, wohnte meiſtentheils zu Iglau, und ſtarb auch daſelbſt den 4. Dec. 1692, aus ſeiner Ehe mit Maria Juſtina, einer Tochter des Grafen Edmund III. von Schwarzenberg (lüttichſcher Linie) und der Gräfin Maria d'Aerſchot de Riviere, die Söhne Ämilian, Julian, Ambroſius, Innocentius und Andreas Jakob hinterlaſſend. Ämilian, geb. 1678, folgte dem Vater in dem Beſitze der Comthurei Alcaniz, lebte in kinderloſer Ehe mit Johanna Barbara von Regal, und ſtarb zu Wien den 16. Jun. 1756. Julian, geb. 1680, war in k. k. Kriegsdienſten und ſtarb zu Antwerpen den 5. Mai 1713. Ambroſius, geb. 1682, war Domherr zu Ollmütz und ſtarb 1734. Innocentius, geb. 1684, hatte den Papſt Innocentius XI. und die Kaiſerin Eleonora zu Taufpathen. Den 23. Nov. 1695 wurde er als Malteſerritter aufgenommen, 1704 von den Rebellen in Ungarn gefangen, 1707 ging er nach Malta, wo er den 7. Febr. 1727 in dem Amt eines Rechnungs-Auditors verſtarb. Andreas Jakob, geb. 27. Mai 1689, ward 1697 ebenfalls Malteſerritter, im J. 1708 aber Domherr, 1729 Dompropſt, und durch Wahl vom 10. Sept. 1747 Fürſt-Erzbiſchof zu Salzburg. Der gütige fromme Fürſt ſtarb den 5. Januar 1753. — Philipp Sigmund (Nr. 16), Graf von D., geb. 9. März 1651, erbte die mütterlichen Herrſchaften Schluckenau, Groß-Prieſen und Markersdorf im leitmeritzer Kreiſe, war ſeit 1695 Hauptmann der Arcierengarde, und ſeit 1711 k. k. Obriſtſtallmeiſter, Geheimerath und Kämmerer, ſtand bei Kaiſer Karl VI. in großen Gnaden, und ſtarb den 3. Jul. 1716. Er hatte ſich zweimal vermählt: 1) im J. 1680 mit Maria Eliſabeth Hofmann von Grünpichl und Ströchau, Frau der Herrſchaften Janowitz und Alt-Titſchein in Mähren, † 21. Januar 1705; 2) mit Dorothea Joſepha von Wlaſchim, des Grafen Franz Anton von Dietrichſtein Witwe, welche den 31. Mai 1742 in hohem Alter geſtorben iſt. Aus der erſten Ehe kamen drei Kinder: 1) Maria Anna Franciſca Joſepha, geb. 10. Auguſt 1681, verm. 25. April 1700 mit dem Grafen Johann Wenzel von Gallas. Sie ſtarb 1704. 2) Maria Erneſtina Margaretha Franciſca, geb. 13. Jun. 1689. Ihr erſter Gemahl war ihr Schwager, der Graf Johann Wenzel von Gallas, Vicekönig von Neapel, verm. 1716. Nachdem er am 25. Jul. 1719 das Zeitliche geſegnet, vermählte ſie ſich zum andern Male den 8. Jun. 1721 mit dem Grafen Aloys Thomas Raymund von Harrach, Vicekönige von Neapel und niederöſterreichiſchem Landmarſchalle. Sie ſtarb als Witwe den 30. Januar 1745; durch ihr Teſtament kamen die Herrſchaften Janowitz, Schluckenau, Groß-Prieſen und Markersdorf an ihren Stiefſohn, den Grafen Ferdinand Bonaventura von Harrach. 3) Emanuel Joſeph Johann Franz Xaver, geb. 18. März 1690, ſtarb den 27. October 1703.

Ferdinand Joſeph (Nr. 7) des H. R. R. Fürſt von D. zu Nikolsburg, Freiherr zu Hollenburg, Finkenſtein und Thalberg, Herr der freien Reichsherrſchaft und Feſtung Trasp, dann der Herrſchaften Nikolsburg, Polna, Kanitz, Leipnik, Weißkirch, auch Herr zu Reicherstorf, Franzhauſen und Nußdorf an der Traſen, oberſter Erblandmundſchenk in Kärnthen, Erblandjägermeiſter in Steyer, Ritter des goldnen Vließes, k. k. Geheimerath und Kämmerer, geb. 25. Sept. 1636, war 1667 der regierenden Kaiſerin, hernach 1682 Kaiſer Leopolds Obriſthofmeiſter, auch geheimer Conferenzminiſter. Im J. 1657 erkaufte er von der Stadt Nikolsburg um 26,190 Fl. das Gut Krakowetz, ollmützer Kreiſes, welches ihr der Kaiſer Ferdinand II. auf den Betrieb des Cardinals von D. geſchenkt hatte, er verkaufte es aber ſchon wieder im J. 1661 um 27,000 Fl.; dagegen erkaufte er 1660 von den gräflich Tilly'ſchen Erben die Herrſchaft Reicherstorf, 1675 das Gut Franzhauſen, und einige Jahre ſpäter Nußdorf an der Traſen, ſämmtlich im V. O. W. W. gelegen. Im J. 1678 brachte er die Herrſchaft Trasp im Engadein an der tyroliſchen Grenze anfänglich nur pfandweiſe an ſich; ſie wurde ihm aber hernach 1684 vom Kaiſer Leopold I. angeblich mit aller Landesoberherrlichkeit, frei und eigenthümlich, auf ewig überlaſſen, und ſomit zu einer reichsunmittelbaren Herrſchaft erklärt, wodurch alſo die neuerlich, ſeit des Fürſten Maximilian Tode, dem fürſtlich Dietrichſteinſchen Hauſe wegen Sitzes und Stimme auf dem Reichstage gemachten Anſtände gehoben, der Fürſt als ein nunmehr mit der ganz freien Reichsherrſchaft Trasp verſehner, unmittelbarer Reichsſtand für ſich und ſeine Deſcendenz vermöge Reichsabſchiedes vom 29. Mai 1686 anerkannt, und nach Inhalt des Receſſes von 1654 wieder zu Sitz und Stimme zugelaſſen, auch durch den öſterreichiſchen Geſandten am 4. Oct. 1686 in das reichsfürſtliche Collegium eingeführt wurde, und ſeinen Sitz zwiſchen Salm und Naſſau-Hadamar erhielt. Seitdem ließ er auch münzen. Ein Dukaten zeigt im Avers **Ferd. S. R. I. Princ. a. Dietrichstein.** Bruſtbild in einer großen Perücke und Spitzenhalskrauſe, mit dem goldnen Vließe auf der Bruſt. Revers: **In Nicolspurg Et Dominus in Trasp.** Das mit dem Fürſtenhute bedeckte und mit der Toiſonkette umgebene Wappen in einem herzförmigen Schilde. Ganz oben die Jahrzahl 1696. Man hat auch Thaler von ihm: Avers **Ferd. S. R. I. Princeps. a Dietrichstein.** Das Bruſtbild wie oben. Revers: **In Nicolspvrg. et dominvs. in Trasp.** Das mit der Vließordenskette geſchmückte Wappen unter dem Fürſtenhute. Oben darüber: 1695. Unten des Münzmeiſters Chiffre. Im J. 1690 fiel ihm das von dem Fürſten Gundaccar, öſterreichiſcher Linie, für den fürſtlichen Zweig neu geſtiftete, und auf die Herrſchaften Libochowitz, Budyn, Patek, Pomeiſel und Wälſch-Birken radicirte Majorat anheim. Im J. 1697 brachte er die Stiftung des Fräuleinſtiftes Mariaſchule in Brünn zu Stande. Schon ſein Vater, der Fürſt Maximilian, hatte ſich damit, als Univerſalerbe der Gräfin Johanna Franciſca Priſca von Magni, gebornen Bergerin von Berg, † 1654, beſchäftigt, der Stiftungsfonds, 60,000 Fl., das Gut Medlanko und das Haus in der Stadt Brünn hatte aber nicht zureichen wollen. Jetzt gab Ferdinand ſeine Herrſchaft Neuſtadtl in dem gebirgigen Theile des brünner Kreiſes dazu und die Stiftung trat alsbald ins Leben. Die Markgräfin von Mähren iſt die beſtändige Oberdirectorin dieſes Stiftes; von ihr wird die Oberin, jederzeit eine Witwe Herrenſtandes, ernannt. Der jeweilige Fürſt von D. aber iſt allezeit Mitdirector und hat die Stiftsfräulein, urſprünglich 12, aufzunehmen. Von dieſen müſſen allezeit vier aus dem Herren-, vier aus dem Ritter- und vier aus dem Bürgerſtande genommen werden. Sie ſollen Waiſen ſein, auch beim Eintritte nicht unter dem 12., noch über dem 20. Altersjahre ſtehen, und erhalten, wenn ſie heirathen, aus dem Stift eine beſtimmte Ausſtattung. Der Fürſt Ferdinand Joſeph hat auch die Hoſpitäler zu Nikolsburg und Libochowitz gegründet; er ſtarb den 28. Nov. 1690, ſeine Witwe, Maria Eliſabeth, des Fürſten Johann Anton von Eggenberg und der Markgräfin Anna Maria von Brandenburg-Baireuth einzige Prinzeſſin, den 19. Mai 1715. Sie war ihm am 26. Sept. 1656 angetraut worden und hatte ihm 17 Kinder geboren: 1) Anna Maria, geb. 2. Febr. 1657, † 21. Mai 1659. 2) Sigmund Franz, geb. 21. April 1658, † 26. Aug. 1667. 3) Sophia Barbara, geb. 10. April, † 21. Jul. 1659. 4) Leopold Ignaz, von dem unten. 5) Erdmuth Thereſia Maria, geb. 17. April 1662, verm. 16. Febr. 1681 mit Johann Adam Andreas, regierendem Fürſten von Lichtenſtein, Witwe 15. Jun. 1712, † 16. März 1737. 6) Karl Joſeph, geb. 17. Jul. 1663, k. k. Kämmerer, Generalmajor und Commandant zu Kopreinitz, vermählte ſich den 16. Mai 1690 mit Maria Eliſabeth, Gräfin von Herberſtein, und ſtarb den 29. Sept. 1693, ſeine kinderloſe Witwe den 27. Nov. 1710. 7) Walther Franz Xaver Anton, von dem unten. 8) Franz Anton, geb. 21., † 22. Oct. 1665. 9) Maximilian, geb. 15. Aug. 1666, † in demſelben Jahre. 10) Margaretha Maria, geb. 20. Sept. 1667, † als Kind. 11) Maria Ludovica, geb. 28. Nov. 1668, † 24. Febr. 1673. 12) Wenzel Dominic Lucas, geb. 18. Oct. 1670, † 1. Mai 1673. 13) Chriſtian, geb. und geſt. 5. Dec. 1672. 14) Claudia Felicitas Joſepha, geb. 25. April 1674, 15) Maria Joſepha Antonia, geb. 13. Nov. 1675, und 16) Ferdinand, geb. 20. Nov. 1676, ſind alle drei in zarter Kindheit verſchieden. 17) Jakob Anton, Graf von D., geb. 24. Jul. 1678, k. k. Kämmerer und Reichshofrath, Herr der Minderherrſchaft Loslau in Oberſchleſien, auch zu Reicherstorf, Franzhauſen und Nußdorf an der Traſen, ſtarb den 15. Mai 1721, nachdem er in der erſten Ehe mit der Gräfin Maria Charlotta von Wolfsthal, verm. 1709, † 16. Januar 1714, zwei, und in der andern Ehe, mit der Gräfin Maria Franciſca Sophia von Starhemberg, verm. 23. Oct. 1715, † 1. Dec. 1757, vier Kinder erzeugt. Der Sohn erſter Ehe, Leopold Philipp, geb. 15. Jan. 1711, vermählte ſich den 12. Mai 1728 mit Maria Thereſia, Gräfin von Althann, und ſtarb kinderlos 1747. Die jüngre Tochter der andern Ehe, Karolina, geb. als Poſthuma den 17. Febr. 1722, wurde den 2. Febr. 1744 mit dem Grafen Leopold Anton von Salm-Reifferſcheid zu Hainsbach verheirathet, und ſtarb als Witwe den 23. Jul. 1790. Der ältre Sohn dieſer zweiten Ehe, Guidobald Joſeph, geb. 19. Dec. 1717, Herr zu Loslau, Reicherstorf, Franzhauſen und Nußdorf an der Traſen, ſtarb im März 1773 ohne Kinder, obgleich er nach einander drei Frauen gehabt, nämlich a) Marie Gabriele, Gräfin von Henkel, verm. 4. Nov. 1743, † 22. Aug. 1747. b) Maria Anna, Gräfin von Rotthal, Erbin der Herrſchaft Napagedl, hradiſchen Kreiſes, verm. 1749, † im Jan. 1767. c) Maria Joſepha, Gräfin von Schrattenbach, verm. 1768. — Guidobald Joſephs jüngrer Bruder, Franz Anton, geb. 29. Febr. 1720, ſtarb den 16. April 1723.

Leopold Ignaz (Nr. 4) geb. 18. April 1660, ſuccedirte als Fürſt im J. 1698, war des römiſchen Königs Joſephs I. Obriſtſtallmeiſter, auch k. k. Geheimerath und Kämmerer, vermählte ſich den 15. Jul. 1687 mit Maria Dorothea Chriſtina Godofreda, des Fürſten Karl Theodor von Salm Tochter, und ſtarb den 13. Jul. 1708 mit Hinterlaſſung einer Tochter, Maria Joſepha Felicitas, geb. 13. Sept. 1694 (ſeine ältre Tochter, Anna Maria Joſepha, geb. 25. Jul. 1688, war bereits 1697 geſtorben). Auch dieſe Tochter ſtarb auf der Reiſe nach Aachen zu Neumarkt in der Oberpfalz, im März 1711, die fürſtliche Witwe aber den 29. Januar 1732.

Walther Franz Xaver Anton (Nr. 7), geb. 18. Sept. 1664, ſuccedirte 1708 ſeinem ältern Bruder in der fürſtlichen Würde, ſowie im Beſitze der beiden Majorate. Urſprünglich war er dem geiſtlichen Stande gewidmet, und bereits 1685 Domherr zu Paſſau und Ollmütz, er reſignirte aber und vermählte ſich den 12. Jul. 1687 mit Suſanna Liboria, des Freiherrn Stanislaus von Zaſtrzizl-Prakſchitzky Tochter, und zunächſt des Freiherrn Johann Wenzel Bohuſch Morkowsky von Zaſtrzizl Witwe. Suſanna beſaß ein ſehr großes Vermögen; von Hauſe aus gehörte ihr das prächtige Gut Malenowitz, hradiſcher Kreiſes, von ihrem erſten Manne, dem letzten Freiherrn Schwabensky von Schwabenitz, hatte ſie das Gut Jeſſenitz, ollmützer Kreiſes, von dem zweiten, von dem von Zaſtrzizl, die große Herrſchaft Boskowitz, auch ollmützer Kreiſes, und das Gut Swatoborzitz, hradiſcher Kreiſes, ererbt. Malenowitz verkaufte ſie ſelbſt noch, Jeſſenitz gab ſie durch Teſtament vom 5. Jun. 1690 dem Kloſter Obrowitz, Boskowitz und Swatoborzitz hinterließ ſie ſterbend, den 8. April 1691, ihrem kinderloſen Gemahle. Dieſer verkaufte 1692 Swatoborzitz um 50,800 Fl.

an die Gräfin Sereni, und vermählte ſich anderweitig den 30. Auguſt 1693 mit Karolina Maximiliana, des Grafen Georg Chriſtoph von Proskau Tochter. Sie ſtarb den 9. Sept. 1734, der Fürſt Walther Franz den 3. Nov. 1738. Man fand in ſeinem Nachlaß über drei Millionen Gulden baar, außerdem hatte er die Herrſchaft Sokolnitz bei Brünn im J. 1708 um 154,000 Fl., und das Gut Pürſchitz bei Kanitz im J. 1732 um 115,000 Fl. angekauft, auch das im J. 1719 ganz abgebrannte nikolsburger Schloß wieder aufgebaut und ſogar erweitert. Seiner Kinder aus der zweiten Ehe waren zehn: 1) Maria Joſepha Antonia, geb. 29. Jun. 1694, verm. 25. Febr. 1717 an den Grafen, nachmals Fürſten, Stephan Wilhelm von Kinsky, ſtarb als Witwe zu Czakatornya in Ungarn den 3. Sept. 1753. 2)—6) Maria Roſalia Thereſia, geb. 29. Jul. 1695, Maria Anna Eleonora, geb. 14. Jul. 1696, Karl Franz Xaver, geb. 4. Aug. 1697, Maria Eleonora Franciſca, geb. 10. Jun. 1698, Johann Joſeph, geb. 10. Sept. 1699, ſtarben ſämmtlich in früher Jugend. 7) Maria Aloyſia Franciſca, geb. 21. April 1701, wurde im Decbr. 1729 dem Grafen Michael Franz Wenzel von Althann vermählt, Witwe den 25. Julius 1738, und ſtarb den 13. Dec. 1783. 8) Karl Maximilian, von dem unten. 9) Johann Baptiſt Leopold, geb. 24. Jun. 1703, k. k. Geheimerath und Kämmerer, erbte von dem Vater Boskowitz und Sokolnitz, war von 1735—1738 niederöſterreichiſcher Regierungsrath, ſodann Obriſtlandkämmerer in Mähren, welche Stelle er aber um 1740 niederlegte, kaufte gleichzeitig die große Herrſchaft Seelowitz, bald darauf um 210,000 Fl. das Gut Dirnowitz und Liſſitz in dem Gebirgstheile des brünner Kreiſes, und etwas ſpäter das mit Boskowitz grenzende Gut Hradisko, verkaufte aber Anfangs des Jahres 1745 Dirnowitz um 100,000, Liſſitz um 80,000 Fl. an Johann Piati, Seelowitz an ſeinen Bruder, den Fürſten Karl Maximilian, und Hradisko im J. 1763 um 21,000 Fl. an das Kloſter Hradiſch, ſtiftete 1747 zu Brünn das Kloſter und Krankenhaus der barmherzigen Brüder, und ſtarb daſelbſt unvermählt im März 1773. Seine Herrſchaften Boskowitz und Sokolnitz erbte ſein Brudersſohn, der Graf Franz. 10) Johann Adam Ambroſius, geb. 7. Dec. 1704, † 1728 unvermählt.

Karl Maximilian Philipp Franz Xaver (Nr. 8), geb. 28. April 1702, des H. R. R. Fürſt von D. zu Nikolsburg, Herr der freien Reichsherrſchaft und Veſtung Trasp, Freiherr zu Hollenburg, Finkenſtein und Thalberg, Herr der Herrſchaften Nikolsburg, Kanitz, Leipnik, Weißkirch, Seelowitz, Libochowitz, Budyn, Pomeiſel, Polna, Wälſch-Birken, Proskau und Chrzelitz, Obriſterblandmundſchenk in Kärnthen, auch nach dem im J. 1783 erfolgten Ableben des Grafen Dismas Joſeph von D., als **Senior familiae**, wirklicher Obriſthof- und Erblandjägermeiſter in Steyermark, Ritter des goldnen Vließes, k. k. Geheimerath, Kämmerer und ſeit 1745 Obriſt-Hofmarſchall, welche Stelle er aber 1754 reſignirte, erlitt bei dem Einfalle der Preußen, 1742, große Einbuße, wie denn allein von der Herrſchaft Nikolsburg 30,000, von der Stadt 20,000 und von der Judengemeinde auch 20,000 Fl. Brandſchatzung gefodert, und dabei das ganze koſtbare fürſtliche Pferdegeſtüte weggeführt wurde, erkaufte 1745 von ſeinem Bruder die Herrſchaft Seelowitz, durch Ausdehnung und Fruchtbarkeit des Bodens vielleicht die erſte in Mähren, durch ihre Lage neben den Herrſchaften Nikolsburg und Kanitz aber noch beſonders wichtig für das Majorat, und erbte am 29. Jul. 1769 nach Abgang der Grafen von Proskau, kraft eines von ſeinem mütterlichen Großvater, dem Grafen Georg Chriſtoph von Proskau, errichteten Fideicommiſſes, die ſchönen Herrſchaften Proskau in dem oppelnſchen, und Chrzelitz in dem neuſtädter Kreiſe des Fürſtenthums Oppeln, ſammt dem Wappen und Titel von Proskau, welche er ſich auch vorbehielt, als er dieſe Güter 1770 ſeinem älteſten Sohn abtrat. Er erkaufte im J. 1770 um 126,000 Fl. das Gut Urſpitz, welches er ſogleich der Herrſchaft Kanitz einverleibte, und 1775 um 163,000 Fl. das mit Seelowitz grenzende Gut Groß-Niemtſchitz, ſtiftete 1773 bei dem nikolsburger Collegiatſtifte den Dechant, legte 1782 die Regierung, nachdem er ſolche 44 Jahre geführt, in die Hände ſeines älteſten Sohnes nieder, erlebte noch den ſchrecklichen Brand vom 14. Sept. 1784, der einen großen Theil der Stadt Nikolsburg, an 350 Häuſer, verzehrte, und ſtarb daſelbſt den 24. Oct. 1784, ſeine Gemahlin, Maria Anna Joſepha, Gräfin von Khevenhüller, den 4. Oct. 1764. Sie war ihm den 2. Sept. 1725 angetrauet worden und hatte ihm neun Kinder geſchenkt: 1) Johann Baptiſt Karl Walther, von dem unten. 2) Franz Xaver Walther Joſeph, geb. 20. April 1730, ſtarb in der Jugend. 3) Franz de Paula Karl Joſeph, von dem ſogleich. 4) Maria Thereſia Joſepha, geb. 28. Nov. 1733, † 1740. 5) Maria Joſepha Johanna Nepomucena, geb. 2. Nov. 1736, verm. 20. Mai 1754 mit dem Grafen Ernſt Guido von Harrach, Witwe den 23. März 1783, ſtarb den 21. Dec. 1799. 6) Franz Xaver Anton, geb. 16. März 1739, † 15. Aug. 1744. 7) Joſeph Wenzel Johann Nepomucenus, geb. 16. Jan. 1741, † 1744. 8) Sigmund Friedrich Joſeph, geb. 24. Febr. 1742, † 15. März 1744. 9) Anton Franz, geb. 10. April 1744, ſtarb zu Wien im Thereſianum den 3. Januar 1759.

Franz de Paula Karl Joſeph (Nr. 3), geb. 13. Dec. 1731, k. k. Kämmerer und Obriſtſilberkämmerer bis 1796, erbte von ſeinem Oheime die Herrſchaften Boskowitz und Sokolnitz, vermählte ſich den 25. April 1770 mit Karolina von Reiſchach († 12. Oct. 1782) und ſtarb den 29. Oct. 1813 mit Hinterlaſſung eines Sohnes und einer Tochter.

Johann Baptiſt Karl Walther (Nr. 1), des heil. röm. R. Fürſt von D. Graf von Proskau ꝛc., geboren 27. Jun. 1728, Ritter des goldnen Vließes, k. k. Geheimerath, Kämmerer und Obriſtſtallmeiſter, auch vormals Geſandter am königl. däniſchen Hofe 3), erlangte durch ſei-

---

3) Er gehört unter die würdigen Staatsmänner des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes. Kaum 28 Jahre alt wurde ihm der Poſten eines außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſters am königl. däniſchen Hofe zu Theil, welche unter den da-

nes Vaters Ceſſion, vom 1. Mai 1779, die gräfl. Proskau'ſchen Fideicommißherrſchaften Proskau und Chrzelitz, verkaufte ſie aber 1782 an den König von Preußen, erbte nach Abgang des gräflich Leslie'ſchen Mannsſtammes, am 8. Febr. 1802, die gräflich Leslie'ſchen Fideicommißherrſchaften Ober-Pettau und Neuſtadt an der Mettau, wurde auch als Senior des Geſchlechtes Obriſthof- und Landjägermeiſter in Steyermark und Obriſtmundſchenk in Kärnthen. Durch den Reichsdeputationsſchluß vom 25. Febr. 1803 erhielt er, als Entſchädigung für die an die helvetiſche Republik abgetretne Herrſchaft Trasp, die bisher von der Abtei St. Gallen beſeſſene, reichsunmittelbare Herrſchaft Neu-Ravensburg in Oberſchwaben. Beide Herrſchaften ſind gleich unbedeutend (zu Trasp gehörten das große Dorf Fontana und die Weiler Florins, Sina, Sparſeros, Geboſch, Giſchians, Gulpera, Aſera und Walatſch; die Domainen waren ganz unbedeutend, Steuern unbekannt), nur mögen die Verhältniſſe in Neu-Ravensburg, bis zur Entſtehung des Rheinbundes, angenehmer geweſen ſein, denn Öſterreich unterhielt in der Burg Trasp eine Beſatzung, vertrat das fürſtliche Haus in Anſehung der Reichsſteuern, Matrikularanſchlag 76 Fl. Kammerzieler 49 Thlr. 70 Kr., oder beſtimmter zu reden, Dietrichſtein bezahlte nichts und Öſterreich bezahlte nichts, und es ſcheint auch nicht, als ob der Fürſt jemals einige Landeshoheit in der Herrſchaft ausgeübt habe. Johann Baptiſt Karl Walther ſtarb zu Wien den 25. Mai 1808. Er hatte ſich am 30. Jan. 1764 mit Maria Chriſtina Joſepha, Gräfin von Thun, vermählt, und mit ihr, die am 4. März 1788 verſtorben iſt, acht Kinder erzeugt. Am 23. Jul. 1802 vermählte ſich der Fürſt zum andern Male mit Anna Baldtauf; ſie ſtarb kinderlos den 25. Febr. 1813. Der heutige Majoratsbeſitzer, Franz Joſeph Johannes Nepomucenus, Fürſt von Dietrichſtein-Proskau-Leslie, iſt den 28. April 1767 geboren.

Das fürſtliche Haus in der Hauptlinie beſitzt gegenwärtig in Mähren die Herrſchaften Nikolsburg, Kanitz mit Urſpitz und Seelowitz, dann die Güter Groß-Niemtſchitz und Pürſchitz, brünner Kreiſes, auch die Herrſchaften Leipnik und Weißkirch, prerauer Kreiſes; in Böhmen die Herrſchaften Polna, czaslauer, Libochowitz und Budyn, leitmeritzer, Pomeiſel, ſaatzer, Wälſch-Birken, prachiner und Neuſtadt, königgratzer Kreiſes; in Steyermark, in dem marburger Kreiſe, die Herrſchaft Ober-Pettau; in dem würtembergiſchen Donaukreiſe die Herrſchaft Neu-Ravensburg. Letztre ſoll, was wir indeſſen gar ſehr bezweifeln, an die 20,000 Fl. eintragen; die Beſitzungen in der öſterreichiſchen Monarchie geben an 300,000 Fl. Einkünfte. Gewöhnliche Reſidenz iſt Wien, oder das prachtvolle Felſenſchloß zu Nikolsburg, woſelbſt ſich auch die meiſtentheils aus alten Drucken und beſonders aus vielen wichtigen Handſchriften beſtehende, gegen 20,000 Bände zählende Familienbibliothek befindet. In Brünn beſitzt der Fürſt ein anſehnliches Haus.

Das eigentliche Geſchlechtswappen enthält zwei pfahlweiſe aufgeſtellte, mit dem Rücken gegen einander gekehrte, eiſenfarbige Winzermeſſer mit goldnem Griff, in einem vom obern rechten zum untern linken Winkel herab ſchräg durchgeſpaltnen, oben goldnen, unten rothen Schilde. Das große Wappen, wie ſolches von Maximilian I. d. d. 8. Jul. 1514 verliehen worden, iſt ein vierfeldiges Schild; deſſen erſtes ſilbernes Feld zeigt eine ſchwarze Hühnerkralle, wegen der Herrſchaft Hollenburg; 2) ein ſilbernes Kreuz, als das Rotthalſche Wappen, im rothen Felde, wegen Thalberg; 3) ein ſilberner Sparren im ſchwarzen Felde, weiland der Schenken von Oſterwitz Wappen, wegen des Erbmundſchenkenamtes in Kärnthen; 4) eine mehrmals gewundne, pfahlweiſe geſtellte, ſchwarze Schlange im goldnen Felde, wegen Finkenſtein. Als Herzſchild erſcheinen die zwei Meſſer des Geſchlechtswappens. Das jetzt mit dem Proskau'ſchen vermehrte fürſtliche Wappen hat, nebſt dem Herzſchilde, acht Felder. Das erſte und achte iſt ein über quer getheiltes, oben goldnes, unten ſchwarzes Feld, worin ein aufſpringender Hirſch von natürlicher Farbe erſcheint, als das Wappen der Grafen von Proskau. 2) iſt die ſchwarze Hühnerkralle im ſilbernen Felde, 3) das ſilberne Kreuz im rothen Felde. 4) und 5) ſind der Länge nach getheilt, rechts Silber, links roth, worin mitten zwei querliegende, mit den Vordertheilen aneinander ſtoßende Hufeiſen, deren jenes im ſilbernen Felde roth, das andre im rothen Felde von Silber iſt; ebenfalls ein Theil des angeerbten Proskau'ſchen Wappens. 6) iſt der ſilberne Sparren im ſchwarzen Felde, 7) die ſchwarze Schlange im goldnen Felde. Das Herzſchild zeigt das ſchon beſchriebene Dietrichſteinſche Geſchlechtswappen. Über dem ganzen Wappenſchilde ſtehen fünf gekrönte goldne Helme. Der erſte trägt einen ausgeſpannten ſchwarzen Adlerflug mit dem oſterwitziſchen ſilbernen Sparren; der zweite die ſchwarze Hühnerkralle; der dritte einen großen Buſch von ſchwarzen Straußfedern, woran die zwei Winzermeſſer pfahlweiſe geheftet erſcheinen; der vierte einen doppelten rothen Adlerflug mit dem ſilbernen Kreuze; der fünfte den aufſpringenden Hirſch aus dem Proskau'ſchen Wappen. Den Wappenſchild umgibt rückwärts ein ausgebreiteter, rother, mit Hermelin gefütterter Fürſtenmantel, und auf dieſem ruht ein rother Fürſtenhut. *(v. Stramberg.)*

DIETZ, 1) Stadt auf dem rechten Lahnufer und am Einfluſſe der einen Theil der Stadt durchſchneidenden Aar in die Lahn, eine Stunde unterhalb Limburg, jetzt zum Herzogthume Naſſau gehörig. Sie hat 314 Häuſer und an 3000 Einwohner, iſt mit Ausnahme der zum Theil jenſeits der Lahn unter dem Petersberge liegenden Altſtadt, regelmäßig und zierlich gebaut, hat auch einige ſchöne öffentliche Gebäude. Die Unterſtadt iſt aber bei Eisgängen oftmals Überſchwemmungen durch die beiden Flüſſe ausgeſetzt. Die Fruchtbarkeit des zu Getreide-,

---

maligen Verhältniſſen des ſiebenjährigen Krieges doppelt wichtige Stelle, er bis nach dem hubertusburger Frieden 1763 bekleidete. Nachher hatte er die Ehre, Kaiſer Joſeph II. 1766 auf ſeiner erſten Reiſe ins Banat, 1769 nach Italien und insbeſondre nach Rom während des Conclave, nach Neapel, Florenz, Parma, Turin und Mailand, 1770 zur Abwendung der großen Hungersnoth nach Böhmen und Mähren, und bei dem Beſuche zu begleiten, welchen der Kaiſer dem Könige Friedrich II. im Lager bei Neiße abſtattete. *(Zipser.)*

Obſt- und Weinbaue ſchicklichen Bodens und ein ſchiffbarer Strom veranlaßten frühe Niederlaſſungen in dieſer Gegend. Unter dem latiniſirten Namen Theodiſſa kommt Dietz bereits, mit andern Orten in der Nähe, in einem Schenkungsbriefe K. Karls d. Gr. für die Abtei Prüm vom J. 790 vor. Später ſcheint die auf einem Felſen hoch über der Stadt vorragende Burg vielleicht erſt dann errichtet zu ſein, als ſich hier ein niederlahngauiſches Grafengeſchlecht im 11. Jahrh. feſtſetzte und den Namen des Orts annahm. Sie dient ſeit 1784 als Zucht- und Arbeitshaus. — An die Burg ſtößt die erſt um das J. 1289 erbaute Marien- oder Stiftskirche. Bis dahin hatten die Einwohner ihren Gottesdienſt in der uralten Kirche auf dem Petersberge gehabt. Nach Aufhebung des Stifts ward jene die eigentliche Pfarrkirche für die Reformirten. Anfangs des 18. Jahrh. ward auch in der untern Stadt eine neue für die Lutheraner erbaut. — Stadtrechte erhielt Dietz erſt von K. Ludwig im J. 1329, und hatte ſeitdem auch eigne Gerichtsbarkeit. Zur Verbindung mit dem rechten Ufer und der von hier über Naſſau und Bad Ems führenden Straße nach dem Rheine mag ſchon in den älteſten Zeiten, vielleicht von Römern, eine Lahnbrücke erbaut worden ſein. Denn ſie mußte nach der Mitte des 14. Jahrh. erneuert werden, was auf eine ſo dauerhafte Art geſchah, daß ſie noch immer, ſelbſt von ſchwerem Fuhrwerke, gebraucht werden kann, obwol im 30jährigen Krieg einer der Hauptpfeiler durch ſchwediſches Geſchütz ganz umgelegt und nicht wieder aufgeführt worden. — Die Schiffahrt auf der Lahn in den Rhein und auf dieſem in die Niederlande machten den Handel hier ziemlich lebhaft. Beſonders ward von hier eine große Menge Getreide und fachinger Mineralwaſſer, deſſen Quellen bei dem kaum ¼ Meile von der Stadt entfernten Dorfe Fachingen ſich befinden, nebſt andern Waaren ausgeführt. Auch gaben die Hofhaltungen in dem nahen Schloſſe Oranienſtein den Einwohnern manche Nahrung. In den neuern Zeiten hatte auch das Oberappellationsgericht hier ſeinen Sitz. Durch die fortdauernde Hemmung der freien Schiffahrt auf dem Rheine ſtockt aber nun der Handel. Das oberſte naſſauiſche Gericht iſt nach Wiesbaden verlegt worden, Oranienſtein verödet, ſelbſt das dietzer Gymnaſium iſt eingezogen worden. Alle dieſe Veränderungen haben auf den Nahrungsſtand der Bürger ſehr nachtheilig eingewirkt.

2) **Dietz, Amt.** Bei der neuen Eintheilung des Landes iſt ſolches durch die Einverleibung der angrenzenden anhalt-ſchaumburgiſchen Standesherrſchaften bedeutend vergrößert worden, und enthält jetzt außer der St. Dietz, dem Amtsſitze, das Städtchen Holzapfel, die Schlöſſer Oranienſtein und Schaumburg, 38 Dörfer und 18 Höfe und Mühlen. Die Bevölkerung gibt das naſſ. Staatshandb. von 1819 zu 11,487 Köpfen, in 2741 Familien an, worunter 631 Katholiken und 262 Juden ſind. Die übrigen bekennen ſich zur vereinigten evangeliſchen Kirche, und ſind in 13 Kirchſprengel oder Pfarreien vertheilt.

3) **Dietz, Grafen, Grafſchaft, Fürſtenthum.** Oben iſt ſchon bei der Burg Dietz vorgekommen, daß ſich auf derſelben ein Geſchlecht feſtſetzte, welches wahrſcheinlich, wie die Naſſauer, zu dem Stamme der Grafen des Niederlahngaues gehörte, und von dem Burgſitze den Geſchlechtsnamen von Dietz ſich beilegte, unter welchem zwei Brüder bereits in einer Urkunde von 1073 erſcheinen. Nach bald erlangter Erblichkeit erhielt auch ihre Grafſchaft dieſen Namen. Es war ſolche aber in der alten Zeit von bedeutendem Umfang, und erſtreckte ſich von der Lahn nördlich über einen Theil des Runkeliſchen, Hadamariſchen und des Weſterwalds, ſüdlich über das Naſſau-Uſingſche in die Wetterau und in die Nähe von Friedberg. Der größte Theil der Grafſchaft war dabei ein durch trefflichen Getreide- und Weinbau ſehr fruchtbares, ergiebiges Land. Darum führte ſie in Urkunden und Chroniken häufig den Namen der goldnen Grafſchaft. Ihre Beſitzer gehörten zu den reichſten und mächtigſten Grafen des Reichs, konnten ſich aber auf dieſer Höhe nicht lange erhalten. Bereits um das J. 1236 entſtand durch Brüdertheilung die Nebenlinie der Grafen von Weilnau. Die Hauptlinie behielt zwar den bei weitem größten und beſten Landestheil; es ward aber doch dadurch ſchon eine beträchtliche Landſchaft abgetrennt. Häufige Fehden, der Hang, Klöſter zu ſtiften und zu bereichern, gaben zu manchen einzelnen Veräußerungen Anlaß. Endlich erloſch im J. 1388 mit dem Grafen Gerhard VII. der ganze Mannsſtamm der ältern oder eigentlich dietziſchen Linie. Mit den Gr. v. Weilnau war dem Anſcheine nach eine Todtheilung eingangen worden. Sie machten wenigſtens auf eine Erbfolge keinen Anſpruch. Und da bereits K. Rudolf I. im J. 1276 die Grafſchaft Dietz, ein Reichsmannlehn, in ein Weiberlehn verwandelt hatte, ſo fiel ſolche nun der Tochter Gerhards, der an den Grafen Adolf von Naſſau, Ottoniſchen Stamms, vermählten Jutta, zu. Adolf hatte aber auch nur eine in das Eppſteiniſche Haus vermählte Tochter, die er Verzicht auf die Lehnsfolge leiſten ließ und dagegen ſeine Brüder in die Gemeinſchaft an Dietz aufnahm. Allein nach ſeinem 1420 erfolgten Tode focht Eppſtein dieſe Handlungen als ungültig an, und gelangte in einem Vergleich unter trierſcher Vermittlung zur Hälfte der Grafſchaft, die alſo nun zwei Herren, Naſſau und Eppſtein, hatte. Dieſen kam der dritte hinzu, als E. von ſeiner Hälfte wieder ein halbes Theil an Katzenellenbogen überließ, von welchem es Heſſen erbte. Die andre Eppſteiniſche Hälfte kam durch Erbfolge an die Grafen von Königſtein, die es 1530 käuflich an Naſſau überließen. Trier, welches 1420 die Afterlehnsherrlichkeit über Dietz zu erſchleichen gewußt hatte, bemeiſterte ſich aber dieſes Viertels, als eines heimgefallnen Lehns, und drängte ſich ſelbſt in eine Gemeinſchaft an den gar nicht lehnbaren Ämtern Camberg und Wehrheim ein. Der heſſiſche Theil kam endlich durch den katzenellenbogenſchen Vertrag (1557) an Naſſau zurück. Dieſes ward dagegen 1564 zu einem ſehr nachtheiligen Vergleiche mit Trier gezwungen, wodurch fünf beträchtliche Gerichte verloren gingen und eine ſehr läſtige Gemeinſchaft mit Trier in den Ämtern Camberg und Wehrheim bis in die neueſten Zeiten fortgeſetzt werden mußte. Doch behielt Naſſau die Stadt Dietz ſelbſt mit der umliegenden fruchtbaren Landſchaft und

einige Gerichte auf dem Weſterwald. Aus dieſen Überreſten der Grafſchaft Dietz, wozu auch noch die Gemeinſchaften Kirberg, Naſſau und Ems nebſt der Herrſchaft Beilſtein, geſchlagen wurden, entſtand, nachdem die Söhne Graf Johann des ältern 1607 die väterlichen Lande getheilt hatten, wodurch der Ottoniſche Name vier beſondre Linien bildete, und als dieſe nach dem weſtfäliſchen Frieden ſämmtlich in den Reichsfürſtenſtand erhoben wurden, auch noch

4) **ein Fürſtenthum Dietz.** Sämmtliche Grafen und Fürſten dieſer Linie waren aber zugleich Statthalter von Friesland, einige auch von Gröningen und Drente, und der Stifter der Linie, Gr. Ernſt Caſimir, hatte auch noch die Grafſchaft Spiegelberg im Hanöverſchen an ſich gebracht. Durch den Tod des Königs Wilhelm III. von England ward zugleich auf den jungen Fürſten Joh. Wilh. Friſo 1702 der Titel: Prinz von Oranien mit mehren Herrſchaften des naſſau-bredaiſchen Hauſes in den Niederlanden vererbt. Hierdurch erhoben ſich ſchon die Fürſten von Naſſau-Dietz über die andern Linien. Als dieſe ſämmtlich in der erſten Hälfte des 18. Jahrh. ausgeſtorben waren, vereinigte der bald nachher auch zum Erbſtatthalter der Niederlande ernannte Fürſt Wilhelm IV. die ſämmtlichen vier Fürſtenthümer wieder. Doch blieb der Name und die vorige Abtheilung derſelben unter ihm und ſeinen Nachfolgern beſtehen, bis mit der Erhebung ſeines Enkels auf den königlich niederländiſchen Thron unter andern auch das Fürſtenthum Dietz dem naſſau-walramiſchen Stamme zu Theil ward und damit aus der neueſten Geographie deſſen Name verſchwunden iſt, nachdem ſolches unter mehre herzogliche Ämter vertheilt worden.

5) **Dietz, Stift.** Graf Gerhard IV. von Dietz und ſeine Gemahlin Eliſabeth hatten im J. 1289 bei der von ihnen nahe an ihrer Burg zu Dietz erbauten Marienkirche auch ein Collegiatſtift dieſes Namens für acht Chorherren unter einem Dechanten errichtet, deren Zahl aber bald auf 12 vermehrt ward. Ein ältres kleines Stift zu Salz, einem jetzt zum herzogl. naſſauiſchen Amte Meudt gehörigen Orte, ward ihm einverleibt. Auch begabten es die Stifter und ihre Nachfolger mit ſchönen Höfen, Zehnten und andern Gefällen, wozu nach und nach acht meiſt reich dotirte Pfarreien und, ſelbſt noch nach der Reformation, mancherlei andre Schenkungen kamen. Von dem anſehnlichen Vermögen des Stifts, beſonders dem, was daſſelbe unter fremder Hoheit beſaß, ging aber nach der Kirchenreformation ein großer Theil verloren. Die Stiftsherren ſelbſt nahmen nach und nach die neue Lehre an, ſo ſehr ſich auch die Erzbiſchöfe von Trier, als eingedrungne Mitherren der Grafſchaft Dietz, dagegen ſetzten. Aber auch nach der Reformation blieb das Stift bis in das 17. Jahrh. beſtehen und ging erſt, als ſolches, mit dem Tode des letzten Stiftsherrn (1620) ein. Dennoch wurden die Einkünfte nicht zu der landesherrlichen Kaſſe gezogen, ſondern bis auf die neueſte Zeit als ein beſondrer Fonds verwaltet und zur Salarirung der dietzer auch andrer Geiſtlichen und Schullehrer verwendet. Die neue Regierung aber hat ſie dem naſſauiſchen Central-Kirchenfonds einverleibt. (*v. Arnoldi.*)

DIETZ. Dieſes im Jahre 1727 erloſchne freiherrl. und adelige Geſchlecht trug das Erblandmarſchallamt der Grafſchaft Dietz von Naſſau zu Lehn nebſt den dazu gehörigen Gütern und Gefällen. Seine Allodialbeſitzungen im Naſſauiſchen und in der Wetterau waren anſehnlicher als ſeine Lehne, und es gehörte im Mittelalter zu den angeſehenſten und reichſten Rittergeſchlechtern, die ſich deswegen öfters dem hohen Adel anſchloſſen. Humbracht führt zwar die Stammreihe vom Jahr 610 mit Otto Freiherrn von Dietz ununterbrochen bis zu ihrem Ausſterben fort, was man dahin geſtellt ſein laſſen will. Erſt im J. 1130, wo Walther von Dietz urkundlich erſcheint, der mit Hilda von Ardeck das Schloß gleiches Namens erheirathet haben ſoll, fängt ſolche diplomatiſch an. Der Ritter Werner I. v. D. der Alte, Herr zu Ardeck, Burgmann zu Dietz, Limburg, Camberg, Molsberg und Montebaur erhielt das Erbmarſchallamt am Ende des 13. Jahrh. von dem Grafen von Naſſau. Seine Söhne Werner II. und Otto I. bekleideten ebenfalls die Ritterwürde, und der älteſte das Erbamt allein (1344). Alle beide verheirathet pflanzten das Geſchlecht fort, der jüngſte mit Markolf, der aber unbeerbt ſtarb, der älteſte mit Otto II. Seine Söhne waren Ludwig Domherr zu Mainz 1355 und Otto III. Dieſer hinterließ zwei Söhne Markolf II. und Werner II, welcher in den Urkunden von den Jahren 1361 bis 1401 erſcheint. Letztrer war verheirathet mit Katharina Roth von Burgſchwalbach. Er unterſiegelt 1373 die Erbtheilung zwiſchen Gerhard Grafen zu Dietz und Diedrich und Sigfried Herren zu Runkel. Seine drei Söhne waren Otto IV., der 1409 als Hauptmann der Ritterſchaft am Niederrhein genannt wird, Johann, der 1395 unverheirathet ſtarb, und Friedrich, der Kanonikus zu Dietz 1395 war. Durch Otto V. und Diedrich II., Enkel von Otto III., theilte ſich das Geſchlecht in zwei Linien. Otto V., Amtmann zu Dietz und Camberg, behielt als Älteſter das Erbmarſchallamt und ſcheint 1486 geſtorben zu ſein; mit ſeinen Urenkeln, wovon Diedrich VI. als Chorherr zu St. Georg in Limburg ſtarb, erloſch 1573 dieſe Linie und das Erbamt kam auf die von Diedrich II. geſtiftete Linie. Dieſer Diedrich II. war kurtrierſcher Amtmann zu Molsberg, der 1484 ſtarb, und ſein dritter Bruder Emmerich I, heſſiſcher Amtmann zu Ellar (1522), erhielt ein Burglehn zu Blankenſtein. Die Söhne von Diedrich II. waren Ludwig Domherr zu Mainz, und Diedrich III., der als Obriſter in franzöſiſchen Dienſten ſtand und 1542 mit Hinterlaſſung von zwei Söhnen, Diedrich IV. und Emmerich III., ſtarb. Diedrich IV. diente ebenfalls der franzöſiſchen Krone als ein Obriſter, und wurde nachgehends vom Kurfürſten von Trier zum Rath und Amtmann zu Coblenz, Kochheim und in der Bergpflege ernannt. Nach Ausſterben der Grafen von Weilnau erhielt er von Naſſau das Amt Altenweilnau verpfändet. Er war zwei Mal verheirathet mit Eliſabeth Weiß von Feuerbach und Margaretha von Naſſau zu Spurkenburg, mit denen er einen Sohn Philipp Diedrich und vier Töchter erzeugte, von denen Katharina Geiſtlich zu Dahlheim und Liebmuth Geiſtlich zu Marienthal bei Mainz waren. Er ſtarb in ſeinem 68. Jahr am 25. Oct. 1574. Emmerich II. war ebenfalls kurtrierſcher Rath und Amtmann zu Serberg, Schamberg und St. Wendel († 1577) und hinterließ von ſeinen zwei Frauen Anna von Flersheim und Urſula Keſſel von Bergen einen Sohn Johann Jakob, der ohne Nachkommen 1604 die Welt verließ. Philipp Diedrich (geb. 1581), verheirathet mit Anna Amalia von Reifenberg und nach deren Tode mit Anna Maria Reiprecht von Büdingen, hinterließ Johann Heinrich und Johann Adolf, der im niederländiſchen Kriege 1605 blieb, und drei Töchter, wovon Anna Maria Geiſtlich zu Oberwörth bei Coblenz war. Johann Heinrich (geb. 1581) Ganerbe zu Lindheim in der Wetterau, kurtrierſcher Rath und Hauptmann zu Limburg, Camberg und Villmar, pflanzte ſein Geſchlecht mit ſeinen beiden Weibern Eva Eliſabetha von Sötern und Eva Maria von Riedt durch acht Kinder fort, wovon aber nur Adam Friedrich Achatz (geb. 1644) mit Anna Barbara von Brandt verheirathet war. Er wurde in den Freiherrenſtand erhoben und mit ſeinen Kindern erloſch dieſes Geſchlecht, indem Philipp Adam Freiherr von Dietz zu Ardeck von Maria Sophia Köth von Warſcheid nur eine Tochter hinterließ, die, an den Freiherrn von Marioth zu Langenau vermählt, die Güter zu Erbach im Rheingau erbte. Sein Bruder Lucas Alberich war Chorherr des Ritterſtifts St. Burkard zu Würzburg, der als der letzte des Mannſtammes 1727 ſtarb. Seine Schweſtern waren Maria Antonia, mit Franz Chriſtian Freiherrn von Sellart zu Hertling und nach deſſen Tode mit Otto Friedrich Wilh. von Cornberg verheirathet, und Maria Philippine die Geiſtlich zu Eubingen im Rheingaue war. Mit dem Erbmarſchallamte wurde von den Fürſten von Naſſau kein andres Geſchlecht weiter beliehen. Das Wappen beſtand in einem rothen Schilde mit einem goldnen Löwen in einem weißen Feld; auf dem Helm eine männliche Dogge in rothem Kleide mit einem weißen Kragen und einer rothen Kappe bedeckt. (*Albert Freih. Boyneburg Lengsfeld.*)

DIETZSCH oder **DIETSCH**, 1) **Johann Israel**, geb. 1681, ein Schüler von Daniel Preißler dem Vater, zeichnete ſich als talentvoller Künſtler aus und ſtarb 1754.

2) **Barbara Regina**, geb. 1706, malte Blumen und Vögel in Waſſerfarben, welche ſie mit großer Kunſt ausführte. Nach ihren Gemälden erſchien ein Werk unter dem Titel: Sammlung meiſt inländiſch gefangner Vögel, welche nach den Malereien der ſo geſchickten als berühmten Jungfer Barbara Regina Dietzſchin in Kupfer gebracht, und mit natürlichen Farben aufs fleißigſte ausgemalt ſind. (Nürnberg 1772—1775.) Groß Querfolio 50 Blätter nebſt Texte. Sie ſtarb 1783.

3) **Johann Siegmund**, geb. 1707, und Schüler ſeines Vaters, malte Landſchaften in Aquarell und andre Gegenſtände. Auch von ihm iſt ein Werk unter dem Titel bekannt: Auf die neuſte Art Landſchaften zu malen. Inventirt und gezeichnet von Joh. Siegmund Dietzſch. Nürnberg 1763.

4) **Johann Christoph**, geb. 1710, war Landſchaftsmaler und Kupferätzer. Seine Vaterſtadt Nürnberg beſitzt ſchöne Gemälde von ſeiner Hand. Mit derſelben Leichtigkeit wie ſein Pinſel die Landſchaften behandelte, wußte er auch die Radirnadel zu führen. Katharina Preſtel hat nach ſeinen Gemälden ſechs Blätter in Kupfer geſtochen. Seine Kupferſtiche beſtehen in ungefähr 50 Blättern, welche von Kennern ſehr geſchätzt werden; von dieſen erſchienen einige unter folgendem Titel: Plaiſante Proſpecte von Nürnberg, wie ſolche von der Stadt aus gegen alle umliegende Dörfer zu ſehen. (Nürnberg 1737.) Ein andres landſchaftliches Werk iſt von ihm und ſeinem Bruder, Joh. Albrecht, herausgegeben. Er ſtarb 1769.

5) **Johann Jakob**, geb. 1713. Dieſer Künſtler machte ſich durch ſeine Landſchaften, Feld- und Seeſchlachten bekannt. Er ſtarb 1776.

6) **Johann Albrecht**, geb. 1720, malte Cabinetſtücke in holländiſcher Manier, Landſchaften, Schlachten, Bildniſſe und Blumen. Er hat auch in Kupfer radirt, und gab 1760 eine Folge von Landſchaften, Gegenden von Nürnberg, in 20 Blättern in 4. heraus. Er ſtarb 1782.

7) **Margaretha Barbara**, geb. 1726, die letzte dieſer Familie. Sie malte Vögel, Blumen und Früchte, radirte auch in Kupfer und gab ein großes Pflanzenwerk heraus, zu welchem Hofrath Schreber in Erlangen den Text lieferte. Sie ſtarb 1795.

8) **Susanna Maria**, eine Tochter Johann Chriſtophs, malte nur Vögel, und hat auch ein Werk in dieſer Art herausgegeben. Sie lebte noch 1790 in Nürnberg *). (*A. Weise.*)

DIEU, (**Louis de**), ein vorzüglicher Orientaliſt und walloniſch-franzöſiſcher Prediger und Profeſſor in Holland, der ſich um die Kunde und das Studium der aſiatiſchen Sprachen ſowol zu ſeiner Zeit, als auch im Allgemeinen ſehr verdient gemacht, und manche nachherige Forſchungen vorbereitet hat. Er wurde geboren 1590 am 7. April zu Vließingen in Seeland, wo ſein Vater, Daniel de D., ein gelehrter und angeſehner Mann, walloniſch-franzöſiſcher Prediger war. Er ſtudirte zu Leyden, wo insbeſondre ſeiner Mutter Bruder, Daniel von Cöln (Colonius), als Profeſſor an dem dortigen walloniſchen Staaten-Collegium oder theologiſchen Seminar, ihm Unterricht ertheilte. Hierauf war er vier Jahre lang walloniſch-franzöſiſcher Prediger zu Middelburg, nach Andern zu Vließingen, vielleicht an beiden Orten, nach einander. Er zeichnete ſich durch ſeine Predigten aus, und es wurde ihm eine Hofpredigerſtelle bei dem Prinzen Mauriz von Oranien im Haag, der ihn ſelbſt in Seeland mit Beifall predigen gehört hatte, angetragen, aber eine natürliche Scheu vor dem Hofleben hielt ihn davon zurück. Im J. 1619 berief man ihn als Prediger nach Leyden, und zugleich als Profeſſor und Amtsgenoſſe ſeines Oheims von Cöln, an das dortige walloniſche Staaten-Collegium, welchen Poſten er bis an ſeinen Tod, der 1642 am 23. Dec. daſelbſt erfolgte, mit großer Sorgfalt wahrnahm. Eine theologiſche Profeſſorſtelle an der (1636) neu errichteten Univerſität zu Utrecht, die ihm ebenfalls angeboten wurde, lehnte er mit ſeltner Mäßigung ab. Auch an der Univerſität zu Leyden ſelbſt würde man ihn zum Profeſſor ernannt haben, wenn er länger gelebt hätte. Er war verheirathet mit einer Tochter des Rathsherrn Bogard zu Vließingen, mit welcher er eilf Kinder erzeugte.

---

*) S. Fiorillo, Geſch. der Malerei in Teutſchl. 3. Thl. S. 377 und Huber, Handbuch ꝛc. 2. Th. S. 100.

Sein Hauptfach waren die orientaliſchen Sprachen, in deren Kenntniß er es bis zu einer hohen Stufe brachte und zur Beförderung derſelben ungemein viel beitrug. — Er ſchrieb (1626) eine hebräiſche Grammatik, mit einem Lexikon der hebräiſchen Wurzelwörter; zwei Jahre ſpäter (1628) eine hebräiſche, ſyriſche und chaldäiſche Grammatik, auch (1627) eine Überſetzung der Apokalypſe aus dem Syriſchen, und Anmerkungen zu einigen Stellen des alten und neuen Teſtaments, aus morgenländiſchen Überſetzungen erläutert. Auch der perſiſchen Sprache widmete er ein beſonderes, tiefes und umfaſſendes Studium. Er lieferte eine beſondre Ausgabe des Lebens Jeſu, in perſiſcher Sprache durch den Jeſuiten Hieronymus Xaver geſchrieben, mit gelehrten Anmerkungen, und einer hinzugefügten lateiniſchen Überſetzung des Originals. Eine in perſiſcher Sprache abgefaßte Geſchichte des Apoſtels Petrus ließ er mit Anmerkungen ans Licht treten. Auch ſchrieb er: **Rudimenta linguae persicae; acc. duo priora capita Geneseos persice.** (Lugd. Bat. 1639.) Man hat indeß behaupten wollen, daß nicht er, ſondern eigentlich Johann Elichmann, ein Gelehrter aus Teutſchland und großer Kenner der orientaliſchen Sprachen, der zu Leyden als ausübender Arzt lebte, der Verfaſſer dieſer rudimenta geweſen ſei, und daß de Dieu bei der Herausgabe derſelben an dieſem ein Plagium begangen habe; welches jedoch nur ein Misverſtand zu ſein ſcheint. Noch ſchrieb er eine Abhandlung über den Geiz, in holländiſcher Sprache, und lateiniſch Rhetorica sacra und Aphorismata theologica. Eine Erklärung des Römerbriefes und geſammelte Anmerkungen über alle apoſtoliſche Briefe, wie auch eine Auslegung des alten Teſtaments von ihm, erſchienen nach ſeinem Tode. Auch wurden ſeine ſämmtlichen Erklärungen über die heilige Schrift, mit Vermehrungen und Verbeſſerungen, 1693 zu Amſterdam neu herausgegeben, mit hinzugefügter Offenbarung Johannis in ſyriſcher Sprache. Bayle rühmt ihn als einen talentvollen Gelehrten und großen Orientaliſten, ertheilt auch ſeiner Beſcheidenheit und Klugheit einen beſondern Lobſpruch. Dagegen lobt Richard Simon in ſeiner kritiſchen Geſchichte des alten Teſtaments ihn nur mäßig, und bemerkt, daß ſeine Anmerkungen über die heilige Schrift weniger bündig als ſpitzfindig wären, und nicht immer die gehörige Grenze hielten. Doch erklärt er zugleich, daß ſeine Anmerkungen ſehr nützlich wären in ſprachlicher Hinſicht, worin er ſich vorzüglich ausgezeichnet habe *).

(Dr. *J. Ch. H. Gittermann.*)

DIEU, (d'Jeu), eine der Inſeln an der franzöſiſchen Küſte des Departements der Vendée, Bezirk Sables d'Olonne, mit etwa 2000 Einwohnern. Die mit Klippen auf der einen, und mit Sandbänken auf der andern Seite umgebene, ſchwer zugängliche Inſel, hat einen Umfang von zwei Quadratmeilen, gute Viehweide, Korn- und Obſtbau, und ſtarke Fiſcherei. (*H.*)

DIEU LA FIT, franzöſiſche Stadt im Departement Drôme, Bezirk Montelimart, hat 480 Häuſer und gegen 3000 Einwohner, Manufacturen von irdenen Waaren, mehre Fabriken, zwei Glashütten und in der Nähe drei Mineralquellen. (*H.*)

DIEUSE (Dieuze), franzöſiſche Stadt im Departement der Meurthe, Bezirk Château Salins, an der Seille gelegen, hat 600 Häuſer und 3400 Einwohner, gute Salzquellen und ein bedeutendes Salzwerk, mehre Fabriken. (*H.*)

Diey ſ. St. Dié.

DIEZ, (Heinrich Friedrich v.), geb. zu Bernburg den 22. Sept. 1750, ſtudirte zu Halle die Rechtswiſſenſchaft und wurde nach vollendeten akademiſchen Studien Referendar bei der Regierung zu Magdeburg, bei welcher er nachher zum Kanzleidirector ernannt wurde. Von Jugend an war ſeine Thätigkeit zwiſchen Studien und Geſchäfte getheilt. Wie vielſeitig gebildet er war, davon zeugen ſeine Schriften der verſchiedenſten Art *). In ſeinem Geſchäftskreis erwarb er ſich ſchon zu Magdeburg, wo er mit Funk in vertrautem Umgange lebte, bedeutende Verdienſte, die aber auch nicht ohne Anerkennung blieben. Friedrich der Große wählte ihn im J. 1784, wo er den Titel eines geheimen Legationsrathes erhielt, zum außerordentlichen Geſandten und bevollmächtigten Miniſter am Hofe zu Conſtantinopel, wo er bei der Antrittsaudienz mit großer Auszeichnung von dem Großvezier behandelt wurde. Er bewies daſelbſt in einem höchſt ſchwierigen Zeitpunkt ebenſo gewandte Staatsklugheit als ſtrenge Rechtlichkeit, wofür ihm Friedrichs Nachfolger das Adelsdiplom ertheilte, und ihn nach ſeiner Rückkunft im J. 1791 zum Prälaten des Stifts zu Kolberg ernannte. Sein Aufenthalt in Conſtantinopel diente ihm, ſich zu einem der gelehrteſten Orientaliſten auszubilden. Nach ſelbſtgewählter Lernweiſe bemächtigte er ſich der türkiſchen und andrer orientaliſchen Sprachen bis zur Fertigkeit im Schreiben und Sprechen, und um durch Mangel an Übung die Fertigkeit nicht zu verlieren, hatte er lange Zeit einen gebildeten jungen Türken, den er

---

*) Quellen: *Bayle*, Dictionnaire, Art.: de Dieu. *Hoogstraten*, Groot algemeen historisch etc. Woordenboek. Deel III. (Amsterd. 1727.) Jöchers Gelehrten-Lexikon. 2. Thl. *van Kampen*, Geschiedenes der Letteren in de Nederlanden. Deel I. (s'Gravenh. 1821.) p. 282. Deel III. (1824.) p. 174.

*) Vortheile geheimer Geſellſchaften für die Welt. (Halle, 1772.) Beobachtungen üb. d. ſittliche Natur des Menſchen. (Daſ. 1773.) Verſuch über den Patriotismus. (Frankf. u. Lpz. 1774.) Archiv magdeburgiſcher Rechte. (Magdeb. 1781.) Apologie der Duldung und Preßfreiheit. (Deſſau 1787.) über Juden. (Deſſau und Leipz. 1783.) Kann die von jüdiſchen Vätern verbotene Glaubensänderung ihrer Kinder den angedrohten Verluſt des Erbtheils nach ſich ziehen? (1783.) über teutſche Sprache u. Schreibart. (Deſſau und Leipz. 1783.) Benedikt von Spinoza nach Leben und Lehren. (Deſſau 1783.) Überſetzungen. Cicero's erſtes Buch tusculaniſcher Unterſuchungen von Verachtung des Todes. (Magdeb. 1780.) Gemälde von Europa, nach dem Franz. von Raynal. (Deſſau und Leipzig 1783.)

mitgebracht, zur Bedienung und Geſellſchaft bei ſich. Während ſeines Aufenthalts zu Kolberg verwendete er, in einer vom Geräuſche der Stadt entfernten Wohnung, die meiſten Stunden des Tages und einen großen Theil der Nacht, ohne Rückſicht auf ſeine Geſundheit, dazu, durch Schriften mit dem Oriente, den er genau kennen gelernt und für den er enthuſiasmirt war, vertrauter zu machen. Folgende Schriften erſchienen von ihm: 1) Über Inhalt und Vortrag, Entſtehung und Schickſale des königlichen Buchs (Berlin 1811), betrifft das Humajun nameh (königliche Buch), die türkiſche Überſetzung des Werkes, welches in der alten noch vorhandnen arabiſchen Überſetzung aus dem Altperſiſchen die Aufſchrift **Colailah ve Dimnah** oder **Kelîleh we Dimné** führt, und von dem Weſſir Nuſchirwans Buzur Dſumhir (im 6. Jahrh.) aus dem Sanſkrit-Original in die Pehlwi-Sprache übertragen, oder vielmehr neu bearbeitet worden iſt. Das Sanſkrit-Original iſt oft unter dem Titel „Fabeln des Bidpai" angeführt und nun durch Schlegel und Laſſen im Druck erſchienen mit dem Sanſkrit-Titel Hitopadéſa von dem Brahmen Wiſchnu Sarman (Bonn 1829). Diez, in ſeiner Schrift darüber, ſuchte noch den indiſchen Urſprung des claſſiſchen Werkes zu beſtreiten. 2) Buch des Kabus, oder die Lehre des perſiſchen Königs Kjekjawus für ſeinen Sohn Ghilan ſchach; aus dem Perſiſchen überſetzt und erläutert (Berl. 1811). Zur Empfehlung dieſes Buchs kann wol nichts ſicherer dienen, als was Göthe darüber in den Anmerkungen zu ſeinem weſtöſtlichen Diwan, unter der Aufſchrift von Diez, geſagt hat. Eine Geſchichte der Dilemiten iſt dieſem Buch einverleibt. 3) Denkwürdigkeiten von Aſien in Künſten und Wiſſenſchaften, Sitten, Gebräuchen und Alterthümern, Religion und Regierungsverfaſſung, aus Handſchriften und eignen Erfahrungen (Berlin Bd. I. 1811. Bd. II. 1815), woraus auch das Büchlein über die Tulpen, deſſen Göthe gedenkt, beſonders abgedruckt iſt (Wage der Blumen, oder Anweiſung zum Tulpen- und Narziſſenbau, aus dem Türkiſchen des Scheich Muhammed Saluzari). 4) Weſentliche Betrachtungen, oder Geſchichte des Kriegs zwiſchen den Osmanen und Ruſſen in den Jahren 1768 bis 1774 von Rasmi Achmed Efendi, aus dem Türkiſchen überſetzt (Halle und Berlin 1813). 5) Ermahnung an Ißlambol, oder Strafgedicht des Dichters Uweisſi über die Ausartung der Osmanen (Berlin 1815). Dieſes war früher im erſten Bande der Fundgruben des Orients erſchienen, und einige Anmerkungen, welche v. Hammer beigefügt hatte, erbitterten Diez dergeſtalt, daß ſeine Streitſchrift dagegen zu 69 Bogen anwuchs (auch als Anhang zu den Denkwürdigkeiten gegeben), und den Charakter einer Schmähſchrift erhielt. Gemäßigter entgegnete v. Hammer in dem Archive für Geographie, Hiſtorie, Staats- und Kriegskunſt; welche Gegenſchrift nachher ebenfalls in einem beſondern Abdruck erſchien (Wien 1816). Göthe, der mit Diez in freundlichem Verhältniſſe ſtand, und dem er ſich ſehr gefällig bewies — wie denn überhaupt ſeine Gefälligkeit und Dienſtfertigkeit in literariſchen Mittheilungen zu rühmen iſt — ſagt von ihm: „Da ich ſeine ſtrenge und eigne Gemüthsart kannte, ſo hütete ich mich, ihn von gewiſſer Seite zu berühren." Dies könnte ſich wol auch auf Diezens religiöſe Denkweiſe beziehen; denn nachdem er früher Enthuſiaſt für Spinoza, dann für Muhammed und den Koran geweſen, ward er zuletzt Hyperorthodox und Zelot bis zur Verketzerung. Seine Schriften ließ er faſt alle auf eigne Koſten drucken und beſtimmte den Ertrag für fromme Zwecke. Seine letzte Arbeit war die ihm von England aus übertragne Beſorgung des Drucks einer türkiſchen Überſetzung der Bibel. — Zur Zeit der Belagerung Kolbergs wendete er ſich nach Berlin, wo er am 7. April 1817 ſtarb. Jede lobpreiſende Anzeige nach ſeinem Tode hatte er ſeinen Freunden unterſagt; im Teſtamente ſeine, im Fache der orientaliſchen Literatur bedeutende, Bibliothek der königlichen Bibliothek zu Berlin vermacht. (*H.*)

DIEZE (Joh. Andreas), geb. 1729 zu Leipzig, ſtudirte daſelbſt die Rechte, zugleich aber auch mit vorzüglichem Eifer ſchöne Literatur und die neuern Sprachen. Nachdem er im J. 1752 durch Vertheidigung ſeiner Abhandlung **de forma imperii a Constantino M. recte atque sapienter mutata** das Recht erworben hatte, als Lehrer aufzutreten, hielt er Vorleſungen über Alterthümer und Geſchichte der Staaten und der Literatur, machte aber nachher eine Reiſe durch einen Theil von Teutſchland, hielt ſich längre Zeit in Dresden auf, und ging 1756 nach Göttingen, wo er Anfangs in Literatur und Sprachen Unterricht gab. Im J. 1762 wurde er Secretair der teutſchen Geſellſchaft, 1763 Cuſtos bei der Bibliothek und 1764 außerordentlicher Profeſſor. „Seine Hauptbeſchäftigung," ſagt Pütter (Geſchichte der Georg. Auguſtus-Univerſ. I. 197) „macht er aus der alten und neuen Literatur und denen dahin einſchlagenden Kenntniſſen. In einem Collegio trägt er daher die Regeln der ſchönen Wiſſenſchaften vor, mit denen er die Exempel aus den berühmteſten Schriftſtellern alter und neuer Zeit verbindet; in einem andern lehrt er die Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte, als der Malerei, Schnitzkunſt, Tonkunſt ꝛc. Zu beiden gedenkt er mit der Zeit eigne Handbücher zu liefern." Dieſe ſind nicht erſchienen, dagegen aber erwarb er ſich ein bedeutendes Verdienſt dadurch, daß er die Aufmerkſamkeit auf die damals wenig gekannte und deſto mehr verkannte ſpaniſche Literatur richtete. Er that dies durch Überſetzung von Velasquez **Origines de la poësia Castellana** (Malaga 1754. 4.), welche 1769 zu Göttingen (vergl. Geſch. d. ſpaniſchen Dichtkunſt) erſchien. Weit mehr Verdienſt aber, als durch die Überſetzung ſelbſt erwarb er ſich durch ſeine Erläuterungen und Ergänzungen. Die ihm von der göttinger Bibliothek dazu gebotne Gelegenheit benutzte er auf das Sorgfältigſte, fügte von allen angeführten und vielen übergangnen Dichtern Biographien und Charakteriſtiken bei, gab alle Titel mit der größten Genauigkeit an, und die Nachrichten von der arabiſchen, limoſiniſchen, portugieſiſchen, galliciſchen und biscayiſchen Poeſie, aus den Quellen ſelbſt gezogen, waren damals für Teutſchland ganz neu. Dieſes Werk ſollte nur Vorbereitung und Einleitung zu einem andern ſein, worin er aus den Schriften der hier angeführten Dichter, von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten, die ſchönſten Stellen in der Urſprache nebſt Überſetzung und Anmerkungen mitzutheilen beabſichtigte. Auch dieſes Werk iſt nicht erſchienen. Er bearbeitete aber zu der Überſetzung von Guthrie's allgemeiner Weltgeſchichte die ſpaniſche und portugieſiſche (Bd. 12.), die er ebenfalls berichtigte und vermehrte. So gab er auch eine Ueberſetzung von de la Puente's Reiſen durch Spanien (Lpz. 1775—76), und de Ulloa's phyſikaliſche und hiſtoriſche Nachrichten vom ſüdlichen und nordöſtlichen Amerika (Lpz. 1781) mit Erläuterungen und Zuſätzen heraus. Im J. 1784 wurde er mit dem Titel eines Hofraths als erſter Univerſitäts-Bibliothekar nach Mainz berufen, wo er aber ſchon am 24. Sept. des folgenden Jahres ſtarb. (*H.*)

DIFFAMATION iſt, wie ſchon ſeine Abſtammung von **dis** und **fama** bezeugt, jede Bekanntmachung über eine Perſon oder Sache, gleichviel ob ſie in einer guten oder übeln Nachrede beſtehe. Daher wählt auch Plautus [1]) für **diffamare** die Umſchreibung **famam alicui differre**. Indeſſen wird ſowol das Hauptwort, als das Zeitwort zunächſt und der Regel nach von Verbreitung übler Nachrede gebraucht, alſo von Läſterungen, Schmähungen [2]); ſeltner von Bekanntmachungen in guter Abſicht, doch bedient ſich z. B. Auguſtinus [3]) des Subſtantivums in dieſem Sinne, wenn er von **christianae religionis receptio et diffamatio** ſpricht. In der Rechtsſprache wird **diffamatio** oder **diffamare** in der erſten und gewöhnlichen Bedeutung genommen; jedoch ordentlicher Weiſe ſo, daß nicht jede zum Nachtheile des Diffamirten gereichende Verleumdung darunter verſtanden wird, ſondern die außergerichtlich (ob öffentlich oder nicht, iſt gleichgültig) gemachte Behauptung oder Äußerung, wodurch derjenige, welcher ſie gemacht, (der Diffamant), entweder den Dritten (Diffamat) geſchmäht, oder ſich berühmt hat, vermeintliche Anſprüche gegen ihn zu haben [4]).

Gegen den Diffamanten findet, im Fall die Diffamation eine Ehrenverletzung enthält, die Injurienklage ſtatt. Inzwiſchen kann man ſich daneben auch der gleich zu erwähnenden **provocatio ex lege diffamari** bedienen; nur würde es, obwol keineswegs unzuläſſig, doch aber, wie es ſcheint, jeden Falls nicht zweckmäßig ſein, zu dieſer Provocation bei bloßen Verbalinjurien zu ſchreiten, weil man dadurch nichts gewinnen würde. Die Provocation iſt nämlich darauf gerichtet, daß der Diffamant die Wahrheit deſſen darthue, was er behauptet hat, oder es ſich im entgegengeſetzten Falle zu gewärtigen habe, daß ihm vom Richter ewiges Stillſchweigen aufgelegt wird. Führt er nun jenen Beweis nicht, ſo erfolgt zwar das Auferlegen des Stillſchweigens, womit aber dem Beleidigten nicht viel gedient ſein kann, und dieſer muß daher, um Genugthuung zu erlangen, doch immer noch aus der Ehrenverletzung ſelbſt klagen. Führt dagegen der Diffamant den fraglichen Beweis, ſo hört der Provocationsproceß, weil er ſeinen Zweck erreicht hat, auf, ohne daß jedoch behauptet werden kann, daß der Injuriirte befriedigt ſei. Dieſer wird alſo auch hier, um Genugthuung zu bekommen, zur Injurienklage ſeine Zuflucht nehmen müſſen. Immer iſt es daher das Zweckmäßigſte, die Injurienklage gleich von Vorn herein anzuſtellen [5]).

Liegt aber in der Diffamation nicht eigentlich eine Ehrenverletzung, ſondern beſteht ſie darin, daß der Diffamant, ohne dem guten Namen des Dritten zu nahe zu treten, ſich in Bezug auf den Diffamaten, und zu deſſen Nachtheil vermeintlicher Rechte berühmt, ſo findet die obengedachte **provocatio ex lege diffamari** nicht nur ſtatt, ſondern ſie bringt auch erheblichen Nutzen; den Nutzen nämlich, daß der Provocant oder Diffamat von dem Provocaten oder Diffamanten die rechtliche Anbringung und Ausführung derjenigen Anſprüche, deren er ſich rühmt, verlangen, und für den Fall der entweder nicht angeſtellten, oder nicht erwieſenen Klage vom Richter die Verweiſung deſſelben zur ewigen Ruhe fodern kann [6]). Natürlich darf aber, wenn dieſe Provocation mit Erfolge geſchehen ſoll, die Sachlage nicht von der Art ſein, daß die Präſumtion für den Provocaten ſtreitet, weil dieſer dann vom Beweiſe der Richtigkeit ſeiner Behauptungen befreit iſt, und alſo der Provocant, da unter ſolchen Verhältniſſen der Beweis grade ihm obliegt, mit ſeiner Provocation abgewieſen werden muß [7]). — Das im Provocationsproceß ſtatthabende Verfahren iſt ein ſummariſches, und ebendeshalb muß auch der Kläger, d. h. der Provocant oder Diffamat, die Thatſache der geſchehenen Diffamation gleich bei der Einreichung ſeiner Klage wenigſtens vorläufig beſcheinigen, alſo mit der Provocationsklage immer einen anticipirten Beweis verbinden [8]). Zugleich hat die Provocationsklage aus der **Lex diffamari** das Eigne, daß ſie nicht, wie es ſonſt proceſſualiſche Regel iſt, vor dem Richter des Beklagten, alſo des Provocaten, ſondern vor dem des Klägers, alſo des Provocanten, anzuſtellen iſt. Dieſe Abweichung von der Regel hat indeſſen in der Natur des Provocationsproceſſes ſelbſt ihren guten Grund. Ebendieſer Proceß wird nämlich deshalb vom Provocanten geführt, um den Provocaten zu einer gegen ihn, den Provocanten, anzuſtellenden Klage herauszufodern; er iſt mithin blos präparatoriſch in Bezug auf dieſe andre Klage, welche dagegen den eigentlichen und Hauptproceß begründet. Da nun in dieſem letztern Proceſſe der Provocat oder Diffamant die Rolle des Klägers zu übernehmen hat, der Hauptproceß aber, nach bekannten, über die Connexität mehrer Rechtsſachen geltenden Rechtsgrundſätzen, die Competenz des Richters auch in Betreff der Nebenſache beſtimmt, ſo erklärt ſich hieraus die obige Ausnahme von der Regel hinlänglich [9]). Entſpricht der Provocat der auf den Grund

---

1) Trinum. Act. 3. sc. 2. v. 63. 2) Vergl. z. B. *Taciti* annal. I, 72. 3) De civitate Dei III, 31. prop. med. 4) *Leyser*, Meditat. ad Pandect. Spec. 81. med. 2.

5) Glück, Erläuterung der Pandecten. Thl. VI. S. 487—489. 6) *Koch*, De foro competente provocationis ex lege diffamari. (Giessae 1777.) 7) *Leyser*, l. l. med. 7. 8) *Mevius*, Decision. P. III. No. 393. P. IX. No. 98. 9) *Leyser*, l. l. med. 3. 4.

der Provocationsklage vom Richter an ihn erlaſſenen, Auffoderung, und ſtellt er alſo die Hauptklage gegen den Provocanten, binnen der ihm vorgeſchriebenen Friſt, gebührend an, ſo hört hiermit der Provocationsproceß von ſelbſt auf. Fügt er ſich dagegen nicht, ſo hat der Provocant ihn des Ungehorſams zu beſchuldigen, und hierauf erfolgt dann das Contumacial-Erkenntniß, in Folge deſſen dem Beklagten ewiges Stillſchweigen auferlegt wird, ohne daß er dawider Appellation ergreifen kann. Der Verurtheilte kann nun ſeine angeblichen Rechte auch ſonſt nicht vor einem andern Gerichte weiter verfolgen, wird vielmehr mit Geld- oder Gefängnißſtrafe zuerſt bedroht, und hernach belegt, wenn er es nicht unterläßt, ſeiner Rechte ſich ferner zu berühmen [10]).

Was ſchließlich noch die Geſchichte der Diffamationen betrifft, ſo wird die dahin einſchlagende Provocation auf die **Lex diffamari**, d. h. auf folgende Stelle des Juſtinianeiſchen Codex, von den Praktikern geſtützt: „**Diffamari statum ingenuorum, seu errore seu malignitate quorundam, periniquum est: praesertim cum affirmes diu Praesidem unum atque alterum interpellatum a te, vocitasse diversam partem, ut contradictionem faceret, si defensionibus suis confideret, unde constat merito rectorem provinciae commotum allegationibus tuis sententiam dedisse, ne de cetero inquietudinem sustineres. Si igitur adhuc diversa pars perseverat in eadem obstinatione: aditus Praeses provinciae ab injuria temperari praecipiet**“ [11]). Dieſes an einen gewiſſen Crescentius erlaſſene kaiſerliche Reſcript betrifft (wie aus dem Reſcripte ſelbſt in Verbindung mit der Rubrik des Codex-Titels, welchem es eingeſchaltet iſt: **De ingenuis manumissis**, hervorgeht), den Fall, wo der Crescentius, welcher ein Freigeborner, kein Freigelaſſener war, ſeines **status** wegen **diffamirt** worden war, indem man ihm vorgeworfen hatte, daß er kein Freigeborner, ſondern nur ein Freigelaſſener ſei. Der Bezüchtigte hatte deshalb vor dem Präſes der Provinz die dem Freigebornen zuſtehende, auf Anerkennung ſeiner freien Geburt abzweckende Präjudicial-Klage angeſtellt. Der Beklagte hatte jedoch dem richterlichen Gebote, gegen die Anführungen des Diffamaten ſeine Einwendungen zu machen, keine Folge geleiſtet, und war deshalb, nachdem der Kläger die Richtigkeit ſeiner Behauptungen dargethan hatte, in **contumaciam** verurtheilt worden, in Betreff der (nunmehr erwieſenen) Ingenuität des Crescentius für die Zukunft Stillſchweigen zu beobachten. Da hiernach der Kläger gleich die Präjudicial-Klage ſelbſt anhängig gemacht, alſo den Beklagten nichts weniger als zum Proceſſe blos provocirt hatte; ſo iſt es durchaus unrichtig, den Grund der obigen, auf Diffamation geſtützten, Provocation in dem vorſtehenden Reſcripte zu ſuchen [12]); allein die Praktiker haben nun einmal ſchon ſeit dem ſpätern Mittelalter die von dem Crescentius angeſtellte Präjudicialklage für eine Provocation gehalten, und auf den Grund dieſes Irrthums die Lehre von der **provocatio ex lege diffamari** ausgebildet. Indeſſen fußt dieſe Lehre wenngleich zunächſt, doch nicht ausſchließlich, auf Praxis; ſie hat vielmehr auch die Beſtätigung zwar nicht der römiſchen, wol aber der Reichsgeſetze erhalten [13]), und da ſie offenbar ein ſehr zweckmäßiges Rechtsmittel iſt, theils um unbegründete Redereien zu erſticken, theils auch um ſeines Rechtes gewiß zu werden, ſo wird man den dabei zum Grunde liegenden, das römiſche Recht betreffenden Irrthum jeden Falls gern überſehen.

Ein ähnlicher Irrthum liegt übrigens einer andern Provocation zum Grunde, der **provocatio ex lege si contendat**. Dieſe Provocation, über welche hier, zunächſt blos des Zuſammenhanges wegen, der zwiſchen ihr und dem Provocationsproceſſe ſtattfindet, eine kurze Bemerkung nicht an der unrechten Stelle ſein dürfte, zweckt ab auf Aufrechterhaltung der wider eine bevorſtehende Klage zuſtändigen Einreden, die aber zugleich von der Art ſind, daß bei längrer Verzögrung des Klägers ihr Verluſt zu befürchten iſt [14]). Sie wird auf folgende Pandectenſtelle geſtützt: „**Si contendat fidejussor, ceteros solvendo esse, etiam exceptionem ei dandam, si non et illi solvendi sint**“ [15]); allein ebenfalls mit Unrecht. Denn in dieſem Texte wird weiter nichts geſagt, als daß derjenige Bürge, welcher von dem Gläubiger, unter Übergehung der Mitbürgen, allein belangt wird, für den Fall, wo die Mitbürgen unſtreitig zahlungsfähig ſind, verlangen könne, daß der Kläger mit ſeiner auf das Ganze gerichteten Klage abgewieſen werde. Die **provocatio ex lege si contendat** gründet ſich daher blos auf den Gerichtsgebrauch [16]). *(Dieck.)*

DIFFARREATIO. Um dieſen Ausdruck zu verſtehen, muß vor Allem an den entgegengeſetzten Ausdruck **Confarreatio** (ſ. d. Artikel Ehe) erinnert werden. Man begriff darunter bekanntlich eine beſondre Art der Eingehung der alten römiſchen Ehe, in Gegenwart von zehn Zeugen und unter Ableſung einer beſtimmten Formel, ſowie mit Darbringung eines beſtimmten Opfers, wobei far (Dinkel, Spelt) oder ein panis farreus, wie Gajus in der Hauptſtelle, **Institt. Commentt. I. §. 112.**, vergl. mit Ulpian **Fragm. IX.** verſichert, gebraucht wurde, ſodaß durch dieſe religiöſen Formalitäten die Ehe eine beſondre Sanction und einen Charakter der Heiligkeit und Unauflösbarkeit erhielt, der auch aus des Plinius Worten ſattſam hervorgeht, **Histor. Nat. XVIII, 3**: „**Quia et in**

---

[10] Vgl. hierüber und über den geſammten Provocationsproceß z. B. *Kemmerich*, Exercitat. qua capita quaedam judicii provocatorii ex lege diffamari illustrantur. (Viteberg. 1724.) *Koch*, Dissert. laud. Gönner, Handbuch des gemeinen teutſchen Proceſſes. 4. Thl. Nr. 73. Schweitzer, über den Provocationsproceß, beſonders nach kurſächſiſchem Rechte. (Leipzig 1806.) *Toussaint*, De remedio provocationis, vulgo ex lege diffamari. (Erlang. 1816.)

[11] L. 5. C. de ingenuis manumissis (7, 14).

[12] *Koenen*, Comment. ad leg. 5. C. de ingenuis manumissis, verum ejus sensum usumque, quem in foris nostris nacta est, expediens. (Duisb. 1747.)

[13] Reichkammergerichtsordnung. 2. Thl. Tit. 25. Jüngſter Reichsabſchied. §. 83. *Bergmann*, Corpus juris judiciarii academicum. (Hannov. 1819.) p. 196, 432.

[14] Glück, a. a. O. S. 501—511.

[15] L. 28. D. de fidejussorib. (46, 1).

[16] Glück, a. a. O. S. 501 u. 502.

sacris nihil religiosius confarreationis vinculo.“ Die **diffarreatio** iſt nichts anders als die Trennung oder Auflöſung einer ſolchen für unauflösbar gehaltnen Ehe, die aber ebendaher faſt kaum, wie es ſcheint, in den ältern Zeiten, anzutreffen iſt, wie denn überhaupt dieſelbe gewiß erſt eine Erfindung ſchon ſpätrer Zeit iſt, wo die laxere Sitte auch die Möglichkeit der Trennung und Scheidung einer ſolchen durch beſondre prieſterliche Einſegnung und dargebrachte Opfer für heilig und unauflöslich gehaltnen Ehe verlangte, und dies natürlich nicht anders zu bewirken wußte, als daß nun auf dieſelbe religiöſe Weiſe, durch welche das Band der Ehe vorher geknüpft war, und unter denſelben Opfern und Ceremonien, daſſelbe auch wieder gelöſt ward. Daher auch die im Ganzen gewiß auffallend ſeltne Erwähnung der **diffarreatio** in den auf uns gekommenen Reſten römiſcher Literatur, ſodaß wir eigentlich aus der Bedeutung des entgegengeſetzten Wortes **Confarreatio**, das ſchon öfters vorkommt und uns ſchon näher bekannt iſt, den Sinn deſſelben entnehmen müſſen, da ſelbſt die einzige Erklärung des Feſtus (verglichen mit Iſidors Gloſſen): **Diffarreatio: genus sacrificii, quo inter virum et mulierem fiebat dissolutio, dicta diffarreatio, quod fieret sacro libo adhibito,** im Ganzen doch wenig gnügend iſt und alle nähere Angaben fehlen. S. *Grupen.*, **De uxor. Roman. cap. IV.** §. 24. **pag.** 174. (*Bähr.*)

Differentialrechnung ſ. am Schluſſe des Buchſtabens **D.**

DIFFERENZ, **chemische**, nennt man die Beſchaffenheit gewiſſer Stoffe in Rückſicht auf ihr wechſelſeitiges Verhältniß, ſowie man dieſen Namen von den entgegengeſetzten Polen am Magnete, von den entgegengeſetzten Elektricitäten gebraucht, obwol „different“ eigentlich nichts mehr, als „verſchieden“ heißt. Ebenſo bedient man ſich vergleichungsweiſe des Namens chemiſche Polarität. — Chemiſch-differente Stoffe nennt man ſolche, die einander in ihren Beſchaffenheiten entgegengeſetzt ſind. — Die größte Differenz finden wir zwiſchen zwei verſchiednen Stoffen, deren jeder allein uns allemal als ein Gas erſcheint. Der eine, Waſſerſtoffgas genannt, iſt brennbar, wenngleich darin kein brennbarer Körper brennt, und die Thiere erſticken (ſ. **Hydrogène**). Der andre, die Lebensluft, oder der Sauerſtoffgas, iſt ſelbſt nicht brennbar, aber alle brennbare Körper brennen darin, und die Thiere können darin leben (ſ. **Oxygène**). Verbrennt der Waſſerſtoff in dem Sauerſtoffe, ſo vereinigen ſich beide, ihre Differenz wechſelſeitig tilgend, zu Waſſer, in welchem uns die vollkommene Indifferenz aller Materie erſcheint. — Eine andre wichtige Differenz zeigen die Säuren und Kalien und dieſen ähnliche Baſen. — Beide bilden ihre Differenz gegenſeitig aufhebend, mit einander gemiſcht, Neutral- oder Mittelſalze, welche zwar nicht völlig indifferent ſind, aber doch die eigenthümlichen Differenzen der Säuren und Kalien nicht mehr an ſich tragen ꝛc. (*Th. Schreger.*)

DIFFERENZGESCHÄFT. Das ſogenannte Differenzgeſchäft bildet einen Theil des Verkehrs mit den auf den Inhaber lautenden Papieren. Dieſer Papierhandel iſt nämlich ein dreifacher: der einfache Papierhandel; der Lieferungshandel; der Handel auf Coursdifferenz. — Der erſtre (Handel **per cassa**) beſteht darin, daß wie von der einen Seite die Leiſtung der verkauften Papiere ſofort erfolgt, ſo von der andern Seite das verſprochne Kaufgeld ſofort bezahlt (oder creditirt) wird. Es liegt ihm daher ein einfacher, nichts weniger als unerlaubter, Kaufvertrag zum Grunde; beſtimmter ausgedrückt, ein gewöhnlicher Rentenkauf nach dem Courspreiſe der Papiere; Gegenſtand der Rente ſind die auf den Grund der (übrigens gleichfalls **au Porteur** lautenden) Zinscoupons zu zahlenden Zinſen. — Von dieſem Handel **per cassa** unterſcheidet ſich der Lieferungshandel (Handel **à temps**) blos dadurch, daß der Verkäufer eine beſtimmte Summe von Effecten einer feſtgeſetzten Gattung für einen ſtipulirten Preis nicht ſofort, ſondern erſt nach Verlauf einer gewiſſen Zeit verſpricht, und dagegen der Käufer ſich zur contractmäßigen Empfangnahme der Papiere und Leiſtung des verſprochnen Preiſes anheiſchig macht. Er iſt alſo als ein **sub die certo** abgeſchloſſener, im Übrigen ebenfalls einfacher Kaufhandel anzuſehen, und mithin ſowenig, als der Handel **per cassa**, für unerlaubt zu achten. — Anders verhält es ſich dagegen mit dem Handel auf Coursdifferenz. Zwar kommen bei ihm zunächſt dieſelben Verabredungen vor, wie beim Lieferungshandel; er weicht von dieſem aber darin ab, daß weder der Verkäufer die verſprochnen Effecten wirklich liefern, noch der Käufer die Geldſumme wirklich entrichten ſoll, während dies grade die Tendenz des Lieferungshandels iſt; ſondern die Abſicht der Parteien geht blos auf Vergütung der Coursdifferenz, eine Vergütung, die vom Käufer oder Verkäufer zu entrichten iſt, je nachdem der Cours der verhandelten Papiere zur Verfallzeit geringer oder höher iſt, als er im Vertrage feſtgeſetzt worden. Da bei dieſem Geſchäfte, — welches übrigens das in der Rubrik des gegenwärtigen Artikels genannte Differenzgeſchäft bildet, — Gewinnſt und Verluſt von einem durchaus zufälligen Umſtand abhängt, nämlich von der Höhe des Courspreiſes am Verfalltage, und zuletzt die ganze Intention der Parteien lediglich und allein auf Vergütung der Coursdifferenz gerichtet iſt, ſo gehört das Differenzgeſchäft zu den rein aleatoriſchen Geſchäften, und iſt unter dieſe Kategorie um ſo gewiſſer zu ſtellen, je ſchwankender bekanntlich der Courspreis der Effecten, bei ſeiner Abhängigkeit von den Ereigniſſen in der politiſchen Welt, iſt. In der That enthält er eine wahre Wette über dieſen Courspreis am Verfalltage, indem das von beiden Theilen verabredete **Pretium** als die Grundnorm contractlich angenommen, und dagegen, wie aus der Tendenz des Geſchäfts ſelbſt zur Genüge erhellt, vom Käufer ebenſo wol die Behauptung, daß der demnächſtige Cours höher, als vom Verkäufer die Behauptung aufgeſtellt wird, daß dieſer Cours geringer ſein werde. Nun ſind Wetten an und für ſich zwar erlaubt, und nur inſoweit ſchlechthin verboten, als ſie über unerlaubte Spiele angeſtellt werden. Es ſcheint daher, daß die aus einem Differenzgeſchäft erwachſenen Foderungen nach allgemeinen Rechtsgrundſätzen nicht nur nicht unerlaubt, ſondern ſogar klagbar ſeien. Indeſſen hat die Erfahrung ſattſam gelehrt, daß das auf bloße Coursdifferenz gerichtete Börſenſpiel ſchon oft genug das heilloſeſte und gefährlichſte Geſchäft geworden iſt; und da nun bereits der teutſche Gerichtsgebrauch ſich ſelbſt gegen die gewöhnlichen Wetten namentlich inſofern erklärt hat, als er dem Richter, wenn ſie zu hoch ſind, ein Moderationsrecht einräumt, ſo darf man ſich gegen die Klagbarkeit des Differenzgeſchäftes wol unbedingt, und zwar um ſo mehr ausſprechen, da es ſich ohnehin noch fragt, ob ein ſolches Geſchäft nicht grade zu als ein Glücksſpiel, d. h. als ein Vertrag, betrachtet werden könne, wodurch ſich beide Theile gegenſeitig verſprechen, für den Fall, wo ein zufälliger Thatumſtand exiſtent oder nicht exiſtent werden würde, an den Andern Etwas verlieren zu wollen. Mit Recht ſind daher die Differenzgeſchäfte, namentlich in Frankreich, ſogar mit Strafen bedroht (Code pénal urt. 421. 422.), und es würde, bei der unter den teutſchen Rechtslehrern obwaltenden Meinungsverſchiedenheit, gewiß ſehr wünſchenswerth ſein, wenn ein gleiches oder ähnliches Geſetz für ganz Teutſchland durch die teutſche Bundesverſammlung erlaſſen würde. Vergl. über den Papierhandel im Allgemeinen und über das Differenzgeſchäft insbeſondre: Coffiniere, Die Stockbörſe und der Handel mit Staatspapieren; aus dem Franzöſiſchen von Schmalz (Berl. 1824); Gönner, Über Staatsſchulden, deren Tilgungsanſtalten und vom Handel mit Staatspapieren. (München 1826.) Bender, Der Verkehr mit Staatspapieren im In- und Auslande (Göttingen 1830). (*Dieck.*)

DIFFESSION. Dieſer Ausdruck war, ſoviel wir wiſſen, den Römern nicht bekannt oder bei ihnen wenigſtens nicht üblich; bekannt war ihnen dagegen allerdings das Zeitwort diffiteri, deſſen ſich z. B. Cnejus Plancus, der Freund Cicero's, in einem an letztern geſchriebenen Briefe bedient (*Cicero* ad divers. X, 8.). Seiner grammatiſchen Zuſammenſetzung aus dis und fateri gemäß entſpricht es unſerm „leugnen“ oder „in Abrede ſtellen,“ und demnach iſt alſo auch unter dem Subſtantivum diffessio, — welches übrigens, da es bei Dufresne fehlt, ſich ſelbſt in der Latinität des Mittelalters nicht zu finden ſcheint, — diejenige Handlung zu verſtehen, wodurch Etwas als unrichtig oder apokryphiſch verworfen wird. Doch wird es faſt nur von den Juriſten gebraucht, und zwar in einem weit beſchränktern Sinn, als dem angegebenen. Der Juriſt verſteht nämlich darunter denjenigen Act, wodurch Jemand ein wider ihn producirtes Beweisdocument für verfälſcht oder untergeſchoben erklärt; und in dieſer Bedeutung ſind die Ausdrücke: diffessio, diffiteri, ſtreng techniſche Ausdrücke des juriſtiſchen Sprachgebrauchs geworden. Die Lehre von der Diffeſſion gehört demnach in das proceſſualiſche Capitel vom Beweiſe; insbeſondre in den Abſchnitt vom Beweiſe durch Urkunden.

Wird ein ſolcher Beweis unternommen, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß die Urkunde für den Producenten, d. h. denjenigen, der ſie vorgelegt hat, nicht eher etwas beweiſen kann, als nachdem ſie entweder von ſeinem Gegner, dem Product, in dem vom Richter zu dem Ende angeſetzten Termine, dem Productionstermine, anerkannt (recognoſcirt), oder ungeachtet der entweder gar nicht, oder nicht gehörig erfolgten Anerkennung (Recognition), vom Richter in contumaciam für recognoſcirt erachtet iſt. Der Product muß daher förmlich citirt werden, um über die vorgelegten Urkunden im Productionstermine ſeine Erklärungen abzugeben, und die Einreden, welche er dagegen hat, vorzubringen.

Es ſind hierbei die beiden Fälle zu unterſcheiden, ob das Inſtrument durchaus verwerflich iſt, oder nicht. Im erſten Fall, alſo wenn z. B. weſentliche Sätze der Urkunde (bei Schulddocumenten namentlich die über den Betrag der Schuld handelnden Stellen) durchſtrichen, radirt, durchſchnitten wären, hat der Product die Einrede der Irrecognoſcibilität; auch iſt es an ſich klar, daß eine ſolche Urkunde vom Richter nicht in contumaciam für anerkannt erklärt werden kann. Im zweiten Falle muß dagegen der Product, wenn er ſich nicht der Gefahr ausſetzen will, auf den Grund des der richterlichen Ladung beigefügten Präjudices pro contumace erachtet zu werden, im Productionstermin erſcheinen, und die producirten Documente recognoſciren. Dieſe Recognition kann in doppelter Weiſe erfolgen; entweder ſo, daß der Product die Urkunden für das anerkennt, wofür ſie vom Producenten ausgegeben worden, oder ſo, daß er ſich zu ihrer eidlichen Ablehnung erbietet. Denn auch dieſe letztre wird unter der Recognition mit begriffen, unter welcher man dann jede Erklärung überhaupt verſteht, die von dem Producten über ein im Productionstermin ihm vorgelegtes Document abgegeben wird, einerlei, ob ſie beifällig ſei, oder nicht. Im engern Sinne wird freilich unter Recognition nur die beifällige Erklärung verſtanden.

Was dieſe Recognition im engern Sinne betrifft, ſo kann ſie unbedingt, aber auch mit Vorbehalt der dawider zuſtehenden Einreden erfolgen. Wegen des öffentlichen Glaubens, den die Gerichte und Notarien haben, bedürfen indeſſen gerichtliche, mit dem Amtsſiegel verſehene, Urkunden ebenſo wenig einer Recognition, als diejenigen, welche in der üblichen Form coram notario et testibus errichtet ſind. Doch iſt es Regel, daß ſolche Documente im Productionstermine zur Recognition ebenfalls vorgelegt werden, damit man zur Erkenntniß derjenigen Einreden gelange, welche der Product dagegen machen könnte. Übrigens ſind ſehr oft auch noch Privaturkunden, unter Vorausſetzung beſtimmter Umſtände, den öffentlichen Inſtrumenten in der angegebenen Beziehung particularrechtlich gleichgeſtellt worden. Einen merkwürdigen Beleg gibt hiezu die hin und wieder, namentlich in Baiern, vorkommende, in der Verfaſſungsurkunde vom 26. Mai 1818. Tit. V. §. 4. 5. beſtätigte und in einem eignen Edicte von demſelben Datum näher feſtgeſtellte Siegelmäßigkeit, wonach die ſiegelmäßigen Perſonen (d. h. der Adel, die Collegialräthe und höhern Beamten) das Recht haben, über ſolche Rechtsgeſchäfte der freiwilligen Gerichtsbarkeit, wozu bei andern Perſonen die obrigkeitliche Protocollirung und Verbriefung nothwendig iſt (z. B. über Eheverträge, Vollmachten, Vergleiche), Urkunden aufzuſetzen und ihnen durch ihre Unterſchrift und Beidrückung ihres Siegels die Kraft öffentlicher Urkunden zu geben. Ein andres Beiſpiel liefert die gothaiſche Gerichts- und Proceßordnung vom Jahre 1776. Nachdem hier (Th. I. Cap. 25. §. 3) verordnet iſt, die Recognition einer Urkunde werde dadurch bewirkt, daß der Product in Betreff des ihm vorgelegten und von ihm in nähern Augenſchein genommenen Documents ausſage und bekenne, „daß es die Hand, das Siegel und dasjenige Document ſei, dafür ſolches vom Gegentheil ausgegeben werde,“ folgen darauf (im §. 4) nach einigen andern Bemerkungen, dieſe Worte: „gerichtliche **Acta**, wie auch ſolche **Instrumenta**, ſo entweder über einen vor Gerichte getroffenen Handel gefertigt und abgefaßt, oder aber denen Gerichten von den contrahirenden Theilen gebührend vorgetragen, und daſelbſt confirmiret, oder doch denen **Actis publicis** einverleibet worden, als welche dahero ohnedem nicht eidlich diffitiret werden können, wie nicht weniger ſolche **Documenta**, ſo Product bereits gerichtlich agnoſcirt hat, — ſollen keiner Recognition bedürftig — ſein. Es bleiben jedoch die dawider habende **Exceptiones** dem Producte vorbehalten.“ — Außer den vor dem Gerichte ſelbſt abgefaßten Urkunden bedürfen alſo hiernach noch gewiſſe außergerichtliche Inſtrumente keiner Recognition; wogegen es in dem nächſtfolgenden Paragraphen heißt: „Alle übrige **documenta privata et aliena** — ſollen, wenn auch gleich darinnen der Recognition renunciiret worden, dennoch von Producten — ſogleich **in termino, salvis exceptionibus**, — vor das, wofür ſie von dem Producenten ausgegeben worden, recognoſcirt, oder in **contumaciam — pro recognitis** angenommen werden.“

Betreffend hiernächſt die eidliche Ablehnung, oder Diffeſſion der Urkunden, ſo werden die darüber geltenden Grundſätze des gemeinen Rechts durch die gothaiſche Gerichts- und Proceßordnung ebenfalls beſtätigt und erläutert. Im §. 7. dieſer Proceßordnung heißt es nämlich am angeführten Orte: „Würde hingegen Product — zur eidlichen Diffeſſion (als welche unter der auferlegten Recognition denen Rechten nach jeder Zeit mit zu verſtehen iſt, —) im Termin ſich erbieten, ſo ſoll er hierzu ohne vorgängigen Beſcheid gelaſſen werden. Das **juramentum diffessionis** ſelbſt aber iſt bei einem **documento proprio** dahin, daß Product ſelbiges weder geſchrieben noch unterſchrieben, auch ſolches mit ſeinem Wiſſen und Willen durch einen Andern nicht geſchrieben oder unterſchrieben worden; bei einem **alieno** hingegen dahin, daß er die Hand nicht kenne, oder daß es diejenige, vor welche es ausgegeben worden, nicht ſei, einzurichten.“ — Dieſe Grundſätze ſind nun auch ganz die gemeinrechtlichen, in der Natur der Sache ſelbſt liegenden, und es bedürfte in der That, ſelbſt was den Eid unmittelbar betrifft, hier kaum einer weitern Bemerkung, wenn nur der letzte Satz des gothaiſchen Geſetzes nicht etwas dunkel gefaßt wäre. Jeden Falls ſoll er indeſſen eine Abweichung von den entſprechenden Grundſätzen des gemeinen Rechts wol nicht enthalten, denen zufolge in Anſehung des über fremde Urkunden abzulegenden Diffeſſionseides unterſchieden wird, ob der Product die Handſchrift deſſen, von welchem das ihm vorgelegte Document angeblich herrührt, zu kennen behauptet, oder das Gegentheil vorgibt. Im letztern Falle ſchwört er: „daß er des Dritten Hand nicht kenne, auch von den in der Urkunde enthaltnen Umſtänden überall keine Wiſſenſchaft habe;“ im erſtern hingegen: „daß er nicht anders wiſſe, glaube und dafürhalte, als daß dies die Hand des Dritten nicht ſei, er auch von den in der Urkunde angegebenen Thatſachen überall keine Wiſſenſchaft habe.“ — Zu dieſem Eide braucht es der Producent übrigens nicht kommen zu laſſen, ſondern er kann die eidliche Ablehnung, wozu ſein Gegner ſich erboten hat, theils durch eine auf ſein Nachſuchen, durch Schreibverſtändige unternommene Vergleichung der producirten Urkunde mit andern Scripturen deſſen, der das in Rede ſtehende Document angeblich geſchrieben oder unterſchrieben hat, theils dadurch verhindern, daß er die Richtigkeit der Hand und Unterſchrift auf andre Weiſe darthut, z. B. durch Zeugen, in deren Gegenwart der Product oder der Dritte, von welchem die Urkunde herrühren ſoll, dieſe ausgeſtellt hat. Da in ſolchen Fällen der Beweis durch Zeugen immer der zuverläſſigſte bleibt, ſo iſt es, um der Möglichkeit einer demnächſtigen Diffeſſion thunlichſt vorzubeugen, am zweckdienlichſten, die Urkunde neben dem Ausſteller auch noch von mehren, bei der Unterſchrift anweſenden Zeugen unterzeichnen zu laſſen. — Läßt es der Producent aber zum Eide kommen, ſo hat die Ableiſtung deſſelben die Folge, daß das Document nunmehr nicht weiter als Beweisurkunde gebraucht werden kann. Doch bleibt es ihm unbenommen, den Producten des Meineides zu überführen. Glückt es ihm hiermit, ſo verliert die geſchehene Ableiſtung des Eides natürlich jede Wirkung für den Beweis, um welchen es ſich eben handelt.

Jene eidliche Ableugung eines Inſtrumemts durch den, gegen welchen es producirt iſt, bildet nun, wie ſchon bemerkt, dasjenige, was der Juriſt Diffeſſion nennt, und was unter dieſem Namen für ihn zunächſt praktiſche Bedeutung hat. Denn die Ablehnung einer Urkunde ohne das Erbieten zum Eide, oder ohne die darauf erfolgte Ableiſtung des Eides hat für ihn, die Sache an und für ſich betrachtet, nur wenig Intereſſe, indem die einfache Ableugnung einer Urkunde, welche im Übrigen die geſetzlichen Requiſite eines Beweisinſtrumentes an ſich trägt, nicht weiter beachtet, ſondern dem Zugeſtändniſſe gleichgeſchätzt wird, daß man das Document dafür gelten laſſe, wofür es der Producent gehalten wiſſen wolle. Ebenſo verhält ſich die Sache, wenn ſich der Product zum Eide zwar erbietet, ſpäterhin aber deſſen Ableiſtung weigert. Verhindert endlich der Producent den Schwur, ſo kommt Alles auf den Erfolg an, mit welchem er die Richtigkeit der Urkunde in der obenangegebenen Weiſe zu beſcheinigen vermag. Doch kann er, nach verfehltem Beweiſe, vom Producten immer noch einen Eid über die Echtheit der Urkunde fodern.

Schließlich noch die Bemerkung, daß die Lehre vom Diffeſſionseide, d. h. eben die Lehre von der beſchriebenen eidlichen Ableugnung, ſich faſt ausſchließlich auf dem Wege der Praxis und des Gerichtsgebrauchs gebildet hat, natürlich aber unter Einwirkung der geſetzlichen Grundſätze, welche über den Eid im Allgemeinen gelten. In den Quellen des gemeinen Rechts kommen nur einzelne Beſtimmungen vor, welche noch dazu weniger die Diffeſſion ſelbſt, als vielmehr einzelne Nebenpunkte betreffen, die bei dieſer Lehre nicht außer Acht zu laſſen ſind. Es genüge daher, am Schluſſe dieſes Artikels einige literariſche Nachweiſungen zu geben. Außer den bezüglichen Abſchnitten in den allgemeinen proceſſualiſchen Werken von Ölze, Claproth, Danz, Gönner, Grolman, Martin, Linde, Heffter ꝛc., vergl. insbeſondre: *J. H. Berger*, De modis declinandi recognitionem et diffessionem juratam instrumentorum. (Viteberg. 1701.) *J. F. Schoepffer*, De diffessione instrumentorum. (Viteberg. 1742.) *F. J. Bayn*, De recognitione et diffessione manus alienae. (Gotting. 1750.) *C. F. Walch*, De instrumentorum post juratam eorum diffessionem fide. (Jenae 1758.) *C. J. A. Sengebusch*, De indole juramenti diffessionis secundum jus Germanic. commune. (Gotting. 1801.) *J. C. C. Piper*, De vera juramenti diffessionis indole. (Jenae 1806.) *S. Zimmern*, De juramento diffessionis (Heidelb. 1818). (*Dieck.*)

Diffidamentum, ſ. den folg. Artikel.

DIFFIDATIO, diffidamentum, diffidare, diffidiare, dieſe der Latinität des Mittelalters angehörenden, unter einander gleichbedeutenden Haupt- und Zeitwörter bezeichnen, wie ſchon ihre grammatiſche Ableitung von dis und fides beurkundet, im Allgemeinen diejenige Handlung, wodurch die Fides, zu welcher man einem Dritten verpflichtet iſt, aufgelöſt oder aufgekündigt wird. Dieſelbe Bedeutung haben die ebenfalls aus dem Mittelalter herſtammenden, und, wie gleich der erſte Anblick lehrt, ähnlich abzuleitenden Ausdrücke: diffiducia, diffiduciare; desgleichen, wenigſtens in der Latinitas medii aevi, das Subſtantivum diffidentia, welches ſich jedoch, wenngleich in einer andern Bedeutung, ſchon bei den Claſſikern, namentlich bei Cicero[1], findet. Indeſſen haben ſie ſämmtlich noch einen ſpeciellern Sinn, und in dieſer engern Bedeutung werden ſie in geſchichtlicher Beziehung wichtig. Es iſt nämlich bekannt, daß der in ſeinen Rechten von einem Dritten Beeinträchtigte, oder deſſen Vertreter bei unſern Vorfahren einen doppelten Weg einſchlagen konnte, um für ſich oder denjenigen, als deſſen Rächer er aufzutreten verbunden war, Genugthuung zu erlangen; er konnte entweder förmliche Klage erheben, oder ſich durch Fehde (faida), d. h. mit gewaffneter Hand, ſelbſt Hülfe verſchaffen[2]. Bei der Erklärung der engern Bedeutung obiger Ausdrücke kommt es uns nun auf dieſes Recht der Fehde an, welches, da ſich der Rechtszuſtand bei den Germanen, aus Kampf und Krieg, alſo aus rein factiſchen Verhältniſſen herausgebildet hat[3], urſprünglich jedem freien Mann unbeſchränkt gebührte, im Laufe der Zeit hingegen, nachdem ſich aus dem anfänglich kriegeriſchen Zuſtand allmälig ein feſtrer Rechtszuſtand entwickelt hatte, bedeutenden Beſchränkungen unterworfen wurde. Schon in den fränkiſchen Zeiten fand die Fehde nur noch gegen den Friedbrecher[4] und den ſtatt, welcher das Recht weigerte[5]. In dieſem beſchränktern Sinne dauerte das Fehderecht bis in die ſpätern Zeiten des Mittelalters fort, und nach verſchiednen, jedoch mißglückten, Verſuchen wurde es bekanntlich erſt durch Maximilians I. allgemeinen Landfrieden für immer aufgehoben[6]. Zu denjenigen Beſchränkungen, denen die an ſich zuläſſige Fehde, wenn ſie gleichwol eine gerechte ſein ſollte, unterworfen war, gehörte es nun insbeſondre auch, daß ſie dem Andern erſt noch förmlich angeſagt werden mußte; grade dieſes Verkündigen der bevorſtehenden Fehde, welches durch Überſendung eines Briefes (Fehdebrief) zu geſchehen pflegte[7], iſt es aber, was in der Latinität des Mittelalters mit den obigen Ausdrücken bezeichnet wird. So z. B. verordnete König Jakob I. von Arragonien im J. 1247: „Nullus miles sive infantio praesumat, aliquem capere, aut mactare, aut castrum alicujus per vim capere, aut per furtum, *nisi prius ipsum diffidaverit* coram tribus militibus, qui non sunt vasalli alicujus eorum, qui se *diffidaverint*, cum *induciis decem dierum:* et forma ista apud burgenses et omnes alios firmiter observetur, ut quisque eorum super probatione *diffidamenti* cum tribus sibi consimilibus se *diffidet*. Quicunque vero super praemissis non servaverit formam istam *diffidamenti*, sit *traditor manifestus:* nisi forte super rixa aliqua repentino casu contingeret, homicidium perpetrari, aut super aliquo pignore aut assaltu“[8]. Ähnlich lautet Kaiser Friedrichs I. Landfriede vom Jahre 1187. (Art. 10. 11.) Es heißt hier folgender Maßen: „Statuimus etiam et eodem firmiter edicto sancimus, ut quicunque alii damnum facere, aut laedere ipsum intendat, *tribus ad minus ante diebus* per certum nuncium suum *diffiduciet* eum: quod si laesus, *diffiduciatum* se fuisse, negare voluerit, nuncius id, si vivus est, juret, quod contradixerit ei ex parte domini sui, loco et tempore designato: si mortuus est nuncius, juret dominus, junctis sibi duobus viris veracibus, quod contradixerit ei, ne dolo mediante *de fide violata* quis valeat inculpari. His sancientes adjicimus, ut quicunque *Treugas* alicui dederit, nisi ibi determinatum et exceptum fuerit, quo tenore servet vel non servet eas, contradicere ei ante terminum statutum nequaquam possit. Quod si fecerit, ut *violator fidei* judicetur“[9]. Daß man die in dieſen und vielen andern mittelalterlichen Geſetzen näher beſtimmte Ankündigung der Fehde grade mit den obengedachten Namen belegte, und daß man eben dieſe Ausdrücke juſt in dem angegebenen, engern Sinne vorzugsweiſe gebrauchte, erklärt ſich aus dem während des Mittelalters obwaltenden Zuſtande der Dinge hinlänglich[10]), wornach die Nichtbeachtung jener über die Ausübung des Fehderechts erlaſſenen Geſetze in einem ganz vorzüglichen Grad als Treubruch, d. h. als violatio fidei, oder, mit andern Worten, als rechtswidrige diffidatio, diffiducia, diffidamentum erſcheinen mußte. Folgender Fehdebrief findet theils zur Erläuterung des Vorſtehenden, theils aber auch ſeines Inhalts wegen, hier eine zweckmäßige Stelle: „Wyſſet Wolgeborn Jungher Ott, Grave zu Solms, daz ich, Hennz Koche, mit mynen Kochenknaben, Fehemeden und allen mynen Brotgeſynne, nemlich Eleßgin und Henehin, Kochenknaben, und Elßgin und Lükel, Vehemeden, mit unſern Helffern, es ſyen Mezeler, Holzdreyer oder Schoſſelnweſcherſſen, uwer und des uweren, uwer Lande, Lüte und ſondrlich uwers Vehs, ſient ſie wollen, um unſers gnedigen Jungher, Gottfrieds von Eppenſtein, Herr zu Münzenberg, willen, und ſonderlich der Urſach halben, als ich, Hennz Koche uwer Hemel einſtechen wollte, ſin ich mich darüber in ein Bein geſtochen, und auch daz ich mit mynen Anhang für dieſer Zyt, als wir uns zu dieſer Vehede geſchickt, viel Arbeit gehabt han, und, obe Gott will, noch zu vielmaln thund werden. Und ob ir, oder uwer Vehe des einicher Schaden, es wäre mit Süden oder Braten nemene wurdt, wollen wir unſere Ere an uch hiermit gnugſam verwart han, und ſcheiden doch in dieſer Vehede uß Hermand Kochen und ſin Mitgeſellen in der Kochen. Datum unter myn Lükeln, der Vehemede, koſſelichen Innſiegel, das wir anderen uns in der Kochen zu gemeiner Nottarf gepruchen. Am Mittwochend nach Andreä, Anno millesimo quadringentesimo septuagesimo septimo[11]). (*Dieck.*)

---

[1] *Cicero*, Tusculan. quaestion. Lib. IV. cap. 37.

[2] *Taciti* German. cap. 12. 21.

[3] Vergl. z. B. Grg. Phillips Grundſätze des gemeinen teutſchen Privatrechts. (Berlin 1829.) 1. Bd. S. 118.

[4] Alſo gegen denjenigen, welchem, wie es in einem fränkiſchen Geſetze (Praeceptum Ludovici Pii pro Hispanis, cap. 2) heißt, homicidia, raptus, incendia, depraedationes, membrorum amputationes, furta, latrocinia, alienarum rerum invasiones etc. zur Laſt fielen. — — Vergl. auch Capitular. a. 779. cap. 22. Capitular. a. 819. cap. 13 mit L. Saxon. Tit. II. cap. 5 L. Frision. Tit. II. cap. 2.

[5] L. Saxon. loc. laud.

[6] Landfriede v. 1495. §. 1. Neueſte Sammlung der Reichsabſchiede. (Frankf. 1747.) 2. Thl. S. 4.

[7] In der im Texte mitgetheilten Verordnung Jakobs I. vom J. 1247 heißt es hierüber: Quod magnates Arragonam et infantiones, inter se guerram facientes, *nisi post monitionem suam factam per nuncios aut per chartas*, id faciant. Vgl. die folgende Anmerkung.

[8] Entlehnt aus *Dufresne*, Glossar. s. v. diffidare. Ebendaher iſt auch die in der Note 7 mitgetheilte Stelle entnommen.

Diffidentia, Diffiducia, ſ. Diffidatio.

DIFFLUGIA, *Leclerc* (Zoophyta) — von diffluere? — Schmelzthierchen. Eine Infuſoriengattung, welche der Entdecker nicht einzuordnen wagte; Cuvier (règne animal ed II. 3.) hat dieſelbe gänzlich übergangen. Bory de St. Vincent ſetzt ſie in ſeiner Claſſification der Infuſorien (Encyclopédie method. Vers) in das von ihm règne psychodiaire genannte Zwiſchenreich (zwiſchen Thiere und Pflanzen) in deſſen 1. Claſſe Ichnozoaires und die erſte Ordnung Polypes nus, und deren Familie Hydrinae, ungeachtet das Thier doch offenbar mit einer Schale umgeben iſt. Blainville[*]) (Dictionnaire des Sciences naturelles Tom. 60. p. 457) ſtellt ſie in ſeine sousclasse, Polypes douteux, Ehrenberg endlich (zur Erkenntniß der Organiſation in der Richtung des kleinſten Raumes. 1832. S. 90) führt ſie in der Familie Arrellina, ſeiner Abtheilung Pseudopodia, des Kreiſes Anentera, der Claſſe Polygastrica auf. Zu der zweiten Ordnung jener Familie, der Gepanzerten, gehörig, wird ſie blos durch das Kennzeichen: Panzer urnenförmig, charakteriſirt. Von der urſprünglichen oder Typusart, D. proteiformis, gibt er als Kennzeichen an: Panzer, Durchmeſſer $^{1}/_{50}$ bis $^{1}/_{20}$ Linie; Panzer, faſt kugelförmig, Fortſätze dünn. Ehrenberg beobachtete dieſe Art in Berlin und Sibirien. Man hat ſie früher wol mit der ſchon von Schäffer beſchriebenen Melicerta ringens *Schrancks* verbinden wollen, welche aber, auch nach Ehrenberg, ein ganz andres Thier iſt. Leclerc gibt folgendes Nähere an. Das Thierchen findet ſich häufig in reinen Wäſſern, welche an Waſſerpflanzen reich ſind, zwiſchen denen es ſich mit äußerſter Langſamkeit bewegt. Es bot ſich in zwei verſchiednen Zuſtänden dar. Im erſten bemerkte man eine kleine Schale, einer Schneckenſchale nicht unähnlich, im zweiten gewöhnlichern hatte dieſe Hülle nur noch das Anſehen einer Art abgeſtumpften Kegels, meiſtens bedeckt von einer großen Menge ſehr kleiner Sandkörner, ſeltner von einigen Pflanzenſplittern. In beiden Zuſtänden ſieht man aus der Öffnung der Hülſe oder der Abſtumpfung des Kegels lange Arme herausgehen, von einem ſchönen Milchweiß, deren Dicke, Zahl und Lage in jeder Minute ſich ändert. Zuweilen zieht ſie das Thier ganz in die Schale zurück. Die ſich ausſtreckende Maſſe bildet bald nur einen, bald mehre (bis auf zehn) Arme, welche aber, je mehr, um ſo kürzer ſind. Dieſe Arme gehen gewöhnlich von einer Art ſehr wenig bemerklichen Halskragens heraus, welchen man ſelten die Mündung der Hülſe überreichen ſieht, aber zuweilen veräſteln ſie ſich auch ſelbſt. (Mémoires du Musée, Tom. II. p. 474. mit Abbild.)

---

[9] Neueſte Sammlung der Reichsabſchiede. 1. Thl. S. 13.

[10] Peter v. Andlau, der um 1475 ſtarb, gibt von ſeiner Zeit folgende Schilderung: Quam maxime nunc *arma jura defensent*, quam etiam obedienter legibus arma subsequantur, non solum viduarum pupillorumque lamentum, sed et gravissimorum virorum ingens et antiqua demonstrat querela. Eo quippe res, proh dolor! redacta est, ut non modo *vi oppressus vix judicem, ad quem recurrat, inveniat*, sed et dum *post longos laborum circuitus vix tandem judicatum obtinere contigerit*, deficit tamen plerumque, *qui res judicatas executioni demandare aut velit aut possit.* Hinc jam *patria continuis diffidationibus exagitatur*, hinc jam tela volant; furibundae sparguntur faces, hinc armorum et arcuum sonat fragor, et injuriosus mucro omnia et omnia prosternit. (*Pet. de Andlau*, De imperio Romano, Lib. II. cap. 16.) — Wo es noch in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. ſo ausſah, mußte die Vorſchrift über Verkündigung der (einmal unvermeidlichen) Fehden als die größte Wohlthat erſcheinen, und mit Recht erklärte daher Friedrich I. den übertreter dieſer Vorſchrift für einen violator fidei.

[11] Müller, Reichstagstheatrum, wie ſelbiges unter Kaiſer Friedrich V. von 1440 bis 1493 geſtanden. (Jena 1713.) Vorſtell. I. S. 97.

[*] Blainville gibt ſich hier eine ſtarke Blöße, indem er ſchreibt: Ce genre a été proposé par M. Leclerc dans un memoire à l’institut — mais qui n’a pas été publié et qui n’est connu que par ce qu’en dit M. de Lamarck et par la figure qu’il en a donnée dans l’Encyclopédie — jene Abhandlung iſt aber, mit Abbild. abgedruckt, in den hinlänglich, ſelbſt bei uns, bekannten Mémoires de Musée II.!!

Die beiden andern Arten charakteriſirt Ehrenberg (l. c.) D. oblonga, Durchmeſſer $^1/_{18}$ Linie, Panzer cylindriſch, Fortſätze ſtark. Bei Berlin. D. acuminata, Durchmeſſer $^1/_6$ Linie; Panzer cylindriſch, hinten mit Spitze. Berlin. (D. *Thon.*)

DIFFUL, eine Beglerbegſchaft, welche den weſtlichen Theil der perſiſchen Provinz Khuſiſtan einnimmt. Die gleichnamige Stadt liegt in einer herrlichen Ebene, am Fluß Abſal, worüber eine prachtvolle, 900 Fuß lange, Brücke führt. Es iſt ein großer Ort, der 15,000 Einwohner zählt, welche Handel treiben und viele ſeidne und wollne Zeuge weben. Die Stadt iſt mit Mauern umgeben und Sitz des Beglerbegs. Gegen W., etwa $1^1/_2$ M., findet man die Ruinen von Schuſch oder Sus, die man früher für die des alten Königsſitzes Suſa hielt. Aber dieſer lag am Euläus, dem Hauptfluſſe Suſiana's, und fiel unmittelbar in das Meer*); gegen SO., an dem Fluſſe Karun, ſind auch merkwürdige Ruinen vorhanden, wahrſcheinlich, nach v. Hammers Meinung, die des alten, wenig bekannten Elymais. Lage: 32° 13′ n. Br.; 66° 4′ öſtl. L. (*Palmblad.*)

DIGAMMA, oder Doppel-Gamma, bezeichnet die Geſtalt desjenigen Buchſtaben im altgriechiſchen Alphabet, aus welchem das lateiniſche F hervorgegangen iſt. Seine alte, dem lateiniſchen F entſprechende Geſtalt findet ſich noch in den älteſten griechiſchen, wie in den lykiſchen und phrygiſchen Inſchriften; nach Art der tuskiſchen, umbriſchen und oskiſchen Schrift abgeändert, erſcheint dieſe in den Herakleiſchen Tafeln, und noch mehr verändert in der neuern griechiſchen Schrift als Zahlzeichen für 6. Dieſes Zeichen war, wie ſein Zahlwerth zeigt, der ſechſte Buchſtabe des altgriechiſchen Alphabets, und hatte den Namen und die Geltung des phönikiſchen Wan, welches einſt, nach ſeiner althebräiſchen Form zu urtheilen, auch in der Geſtalt nicht ſehr verſchieden war, wenn ihm gleich die Bedeutung ſeines Namens Haken, Nagel oder Pflock eine dem Neuhebräiſchen ähnliche Geſtalt im Uralphabet anweiſet. Der zweite Strich deſſelben, welcher in der tuskiſchen Schrift allmälig ſoweit hinuntergerückt wurde, daß das Zeichen eine dem hebräiſchen ב ähnliche Geſtalt bekam, aus deſſen Abrundung auch das Zahlzeichen 6 ſeinen Urſprung nahm, ſollte vielleicht dieſes Zeichen vom Gamma unterſcheiden, mit welchem es gleichwol im Laut ebenſo ſehr verwechſelt wurde, als mit dem Beta. Es iſt möglich, daß man nach der verſchiednen Ausſprache des Zeichens auch ſeine Geſtalt bald mehr dem Gamma, bald mehr dem Beta ähnlichte; doch läßt ſich hierüber ebenſo wenig etwas behaupten, als aus dem Wechſel dieſes Buchſtabens mit andern ſeine verſchiedenartige Lautung folgt, wenn man gleich zugeben kann, was auch von andern Buchſtaben gilt, daß er nicht nur in verſchiednen Sprachen und Mundarten, ſondern auch in einerlei Sprache oder Mundart je nach ſeiner Stellung im Wort etwas verſchieden lautete. Was man im Hebräiſchen wahrnimmt, wo das Waw zugleich als o und u gilt, und beſonders zu Anfange der Wörter mit dem Jod wechſelt, das iſt auch mehr oder weniger in den griechiſchen und germaniſchen Mundarten der Fall, nur daß in dieſen das *γ* oder g, in den romaniſchen Sprachen auch gu oder gw, die Stelle des hebräiſchen Jod vertritt. Ein auffallendes Beiſpiel der Lautveränderung liefert der Name der phokäiſchen Pflanzſtadt in Lucanien Velia, welche von den Sümpfen (ἕλη) nach *Dion.* H., 14 benannt ward, da der Fluß *Ἐλέης*, von welchem nach Strabo VI. einige den Namen der Stadt herleiteten, vielmehr nach der Stadt benannt zu ſein ſcheint. Cicero nennt den Fluß Heles oder Hales, die Stadt aber Velia (ad Att. XVI, 7. oder Fam. VII, 20), demgemäß auch Dionyſius *Οὐέλια* ſchreibt. Der heutige Name des Fluſſes Alento oder Halente findet ſich ſchon bei Vibius Sequester *Alynthos* geſchrieben; die Stadt wurde aber nach Strabo zuerſt *Ὑέλη* genannt, wofür Thierſch bei *Herodot* I, 167 *᾿Υέλη* geſchrieben wiſſen will; dann *Ἔλλη*, zuletzt *Ἐλέα*, wofür jedoch *Plin.* H. N. III, 5 Oppidum *Helia*, quae nunc *Velia*, ſchreibt; auch haben ſich noch viele echte und ſchön geprägte Münzen mit der Aufſchrift Υελητων erhalten. Ptolemäus ſchreibt nach römiſcher Weiſe *Οὐέλιαι*, Stephanus aber *Ἐλέα* und *Βελέα*, wogegen *Βύλη* und *Οὐελλα* nur aus *Ὑέλη* und *Οὐέλλα* verdrehet ſcheinen. Das Wahrſcheinlichſte bleibt immer, was Servius zu *Virg.* Aen. VI, 359 anmerkt: *Velia* autem dicta est a paludibus, quibus jungitur, quas Graeci ἕλη dicunt; fuit ergo *Helia*, sed accepit digammon, et facta *Velia*, ut Henetus *Venetus*. Die griechiſchen Schreibungen ſind ſämmtlich nur Nothbehelf wegen des Mangels des Digamma in der ſpätern griechiſchen Schrift.

Bei den Römern ward der Laut des Digamma ſo häufig zum F-Laute geſchärft, daß man ſich genöthigt ſah, für den urſprünglichen Laut deſſelben ein beſonders Zeichen aus dem tuskiſchen Alphabet aufzunehmen, welches die Geſtalt des Zahlzeichens V hat. Hierdurch iſt es gekommen, daß in allen neuern Alphabeten, welche aus dem Lateiniſchen ſtammen, und ſelbſt im gothiſchen Alphabete, deſſen Buchſtaben doch, ihrem Zahlwerthe nach, der Ordnung des griechiſchen Alphabetes folgen, in welchem das Zahlzeichen für 6 dem phönikiſchen Waw entſprach, das Digamma den Laut eines F hat, der urſprüngliche Laut und Name des Digamma dagegen auf dasjenige Zeichen übertragen iſt, welches die Römer an das Ende ihres Anfangs mit T ſchließenden Alphabetes ſetzten. Auch dieſes Zeichen haben die Teutſchen wieder zum F-Laute geſchärft, und dadurch veranlaßt, deſſen urſprünglichen Laut durch eine Verdopplung des V oder durch W zu bezeichnen, ungeachtet man das, nach dem gothiſchen Alphabete zu urtheilen, aus dem urſprünglichen Digamma hervorgegangne Zeichen für den Selblaut u mit dem v ſo verwandt betrachtete, daß man beides nicht als Mit- und Selblaut, ſondern nur nach der Stellung im Wort unterſchied, indem man in beiderlei Fällen zu Anfang eines Wortes nur v, in der Mitte nur u ſchrieb. Dieſe Gewohnheit, aus welcher die Schreibung gu, qu, su, für gv, qv, sv ſtammt, hat ſich ſelbſt bis zur neueſten Zeit noch in einzelnen Druckereien erhalten, welche bei gleicher Nichtunterſcheidung eines Mitlautes j und Selblautes i für *juvi* nur iuui, für *Vejovis* nur Veiouis, für *vivus* nur viuus, dagegen für *uvidus* nur vuidus, für *vulvula* nur vuluula druckten, und demnach zwiſchen den Perfecten von volo und volvo gar keinen Unterſchied machten. Die Unterſcheidung des Selblautes U vom Mitlaute V in lateiniſchen Wörtern iſt, wie die Unterſcheidung des Selblautes i vom Mitlaute j, ganz neu: die Römer hatten für beides nur einerlei Zeichen, vermieden es jedoch ſorgfältig, beide Zeichen zugleich als Mitlaut und Selblaut in Einer Sylbe zu gebrauchen. Die Sylbe ji, wie in *Veji*, bezeichneten die Römer zwar durch ein doppeltes i, obwol aus *Maji* auch May, Maj oder Mai ward, wogegen man für ii nur ein einzelnes, meiſt verlängertes, i zu ſchreiben pflegte, daher in den Handſchriften des Cicero ſo häufig *hi* für ii, *his* für iis geſchrieben iſt, und noch ſo häufig *Juni* und *Juli* für Junii und Julii nach der Schreibung Junj oder Juny, Julj oder July geſprochen wird; allein für vu ſchrieben die Römer des goldnen und ſilbernen Zeitalters vo, und nur in ſeltnen Fällen, wie in *ferbui*, wo man ſich das u des Perfects in ein o zu verwandeln ſcheute, bu. Daher ſchrieb man auch *quoi* für quui, wie *quom* für quum, und ließ oft, um das Zuſammentreffen zweier u zu vermeiden, qu in c übergehen, wie cui, cum, ſo daß der Laut des Digamma's ausgeſtoßen ward, wie in der Form *sus* für svus, σφὸς oder suus bei Ennius, und in *savium* für suavium. Umgekehrt bezeichnete man in ſpätrer Zeit durch Hinzufügung eines u bei g eine rauhere Ausſprache deſſelben, wie in *unguo* und *urgueo*, woher noch im Franzöſiſchen qu und gu eine Ausſprache andeutet, welche der Italiener durch ch und gh bezeichnet.

---

*) Nach einer andern Meinung aber iſt Suſa, die altperſiſche Reſidenz, mit der neuen Saſſanidenſtadt Schuſter (Comparativ von Schus, lieblich, in Pehlwi) nicht zu verwechſeln, jenes am Kherka, dieſes ſieben Meilen davon im O. am Mezbur, und noch Schuſter, arab. Toster, geheißen.

Wie hier der Laut des Digamma's mit dem Hauchlaute, welche beide die Gothen in hw, ſowie die Engländer in wh, mit einander zu verbinden pflegten, wenigſtens im Schreiben wechſelt; ſo geſchah dieſes in den griechiſchen Mundarten auch im Sprechen, und zwar ebenſo wol in der Mitte, als zu Anfange der Wörter. Dadurch verlor ſich in den meiſten griechiſchen Mundarten der Laut des Digamma's ſo gänzlich, daß man deſſen Bezeichnung im Alphabete nur noch als Zahlzeichen beibehielt; nur in der äoliſchen, der lateiniſchen Sprache am nächſten kommenden, Mundart erhielt ſich Zeichen und Laut ſo, daß man das Digamma gewöhnlich das äoliſche zu nennen pflegt. Wie jedoch im Lateiniſchen das Digamma oft in den F-Laut, oder auch nach einem d in den B-Laut überging, wie *bis* mit *viginti* verglichen, aus dvis, griechiſch δὶς, und *bellum* aus dvellum oder duellum ward; ſo ging auch im Äoliſchen das Digamma in andre Laute über, wie in β beſonders vor ρ, und in γ, woraus man das homeriſche γέντο für εἵλετο erklärt. Umgekehrt ſetzten die Äolier zuweilen ein Digamma an die Stelle eines Gaumenlautes, wie in der Benennung des aus dem Oriente nach Griechenland verpflanzten Pfaues, der von ſeinem Geſchrei im Malabariſchen Togei, bei den Arabern und Perſern طاوس, in der Pluralform der Bibel תֻּכִּיִּים oder תּוּכִּיִּים, im Chaldäiſchen טוס, im Griechiſchen ταώς heißt, aber nach Athen. IX, p. 397 von den Athenern mit aſpirirter und circumflectirter Endſylbe ταῶς genannt ward, welches nach dem Lateiniſchen pavo und dem altteutſchen pawe, woraus Pfau ward, zu urtheilen, im Äoliſchen wie τάFως gelautet haben muß Wie hier der Laut des Digamma's bald mit einem Gaumen- oder Hauchlaute wechſelt, bald ganz verſchwindet oder in den Selblaut u übergeht, in deſſen Stelle bei den Griechen nach einem andern Selblaute υ trat, wie im bacchiſchen Juchhe-Rufe, der im Lateiniſchen die Benennung des kleinen Triumphes *ovatio* veranlaßte, ſonſt aber nach dem Griechiſchen εὐοῖ *Evoe* lautete; ſo dürfen wir dieſes auch wol in den Formen des Perfects annehmen, welche im Lateiniſchen durch vi oder ui, im Griechiſchen durch ἅ oder κα bezeichnet wurden, und auch das Digamma ganz verloren, wie in ἑστηώς für ἑστηκώς, und in allen Perfecten auf ein einfaches α oder i und der paſſiven Form des Griechiſchen. In einzelnen Fällen ſcheint auch das b lateiniſcher Endungen, wie in moribundus, mit oriundus verglichen, aus dem Digamma hervorgegangen zu ſein; es läßt ſich dieſes jedoch nicht auf alle b lateiniſcher Endungen anwenden. Es würde uns überhaupt zu weit führen, wenn wir alle Fälle aufzählen wollten, in welchen das Digamma in Betracht gezogen zu werden verdient; es genüge daher, nur noch auf die verſchiednen Lautwechſel aufmerkſam zu machen, welche die Verbindung des Digamma's mit dem Hauch- und Sauſelaute veranlaßt. Beide Laute zugleich, zu einem Sch vereinigt, ſetzt die teutſche Sprache dem W-Laute ſo gern vor, daß ſie auch den Selblaut u leicht in ein w übergehen läßt, wie Schwein für suinum pecus; obwol es auch nicht an Beiſpielen fehlt, daß das Digamma ebenſo oft dem Sauſelaut, als dieſer dem Digamma weichen mußte, ähnlich dem δὶς oder bis für duis oder dvis, holländiſch twees, engliſch twice, teutſch Zwier, und dem τίς oder wer für quis, gothiſch hwas, engliſch who.

Vergleichen wir das gothiſche swa swe mit dem teutſchen so wie, ſo ſieht man, wie in dem erſten Falle das Digamma dem Sauſelaut, in dem zweiten aber dieſer dem Digamma wich, während im Homeriſchen ὧς und ὥς der Hauchlaut beider Stelle vertritt. Wenden wir dieſes auf das Poſſeſſivpronomen der dritten Perſon an, ſo werden wir im perſiſchen o, vor welchem dem vorhergehenden Namenworte noch ein kurzes i angehängt wird, ebenſo leicht das ſanſkritiſche swa wiedererkennen, als im griechiſchen ὅς für ἑὸς das urſprüngliche σFὸς der Eugubiniſchen Tafeln, aus welchem das lateiniſche suus, gothiſch seins, und swes, altgriechiſch σφὸς, hervorging, wie ἕ oder ἑὲ und se oder sese, teutſch sich, aus σFὲ oder σφὲ, lateiniſch pse, ward. Hieraus erklärt ſich der weit größere Lautwechſel im pluralen Poſſeſſivpronomen der zweiten Perſon σφοΐτερος vom Dual σφῶϊ oder σφὼ, zu welchem ſich das lateiniſche voster oder vester und vos verhält, wie noster und nos zu νωΐτερος und νῶϊ oder νώ; der Gothe bildete daraus jus und izwar, engliſch you oder ye und your, teutſch ihr und euer. Daß in der Homeriſchen Sprache die Pronomina ἓ und ὅς oder ἑός mit dem Laut eines Digamma's geſprochen wurden, wird, wenn man auch alles Andre leugnen wollte, aus welchem ſich daſſelbe beweiſen läßt, dadurch unwiderlegbar, daß die Verneinung vor jenem Worte nicht οὐχ, ſondern οὐ lautet. Man hat dieſelbe Bemerkung auf ἑκυρὸς Il. III, 172 angewandt, deſſen lateiniſche Form socer auf das ſanſkritiſche śuaśuras, gothiſch swaihra, teutſch schwaeher, hinweiſt; und auf eine ähnliche Weiſe entwickelte ſich aus dem ſanſkritiſchen suasri das lateiniſche soror für sosor, gothiſch swistar, angelſächſiſch swustor, teutſch schwester, preußiſch schostro, holländiſch zuster, engliſch sister, wie aus dem ſanſkritiſchen suapan das lateiniſche sopor und somnus, griechiſch ὕπνος, ward. Wenn aus dem zuletztangeführten Wurzelworte das engliſche soft, holländiſch saft, niederteutſch sacht, hochteutſch sanft, wie das gothiſche sweifan, altſächſiſch swebban, abſtammt, ſo ging auch hier der Laut des Digamma's zuerſt in ein o, dann in andre Selblaute über, vgl. σφέλας, lateiniſch solum, solium, solea, plattteutſch Süll, hochteutſch Schwelle; aber ebenſo wahrſcheinlich iſt es, daß auch das engliſche sleep und slumber, teutſch schlaf und schlummer, mit dem lateiniſchen sopor und somnus von Einer Wurzel ſtammt, indem ein l in die Stelle des Digamma's trat. Dafür ſpricht das gothiſche slawan für schweigen, griechiſch σιγᾶν, lateiniſch silere; daher σίγα, schweig, lateiniſch sile, gothiſch gaslawai. Vom Verſchwinden des Digamma's nach s zeugen auch folgende Beiſpiele: ſanſkritiſch swaedas, engliſch sweat, teutſch schweiss, lateiniſch sudor, griechiſch ἱδρὼς, und wiederum engliſch sweet, holländiſch soet, teutſch süss, griechiſch ἡδὺς für Fηδὺς, lateiniſch suavis, wogegen das ſanſkritiſche swaeta in das gothiſche hweits, angelſächſiſche hwit, fränkiſche hwet, engliſche white, holländiſche wit, teutſche weiss, überging. Nach einem palatalen ś des Sanſkrit, welches in andern Sprachen zu einem Gaumenlaute ward, konnte das Digamma zwar auch verſchwinden, ging aber auch zum Theil in den Selblaut oder einen harten Lippenlaut u. dgl. über, wie das mediſche σπάκα nach Herodot I, 110 eins iſt mit dem ſanſkritiſchen śwan, griechiſch κύων, lateiniſch canis, teutſch hund, und das zendiſche aspo oder aspahé, perſiſch esb, mit dem ſanſkritiſchen aśwa, griechiſch ἵππος oder ἴκκος, lateiniſch equus, galliſch epo, ſächſiſch ehu, fränkiſch hwiz, teutſch hengist.

Ohne uns nun weiter in die Lautveränderungen des Digamma's einzulaſſen, wollen wir nur noch die Frage erörtern, inwiefern die Meinung Glauben verdient, daß Homeros viele Wörter mit einem Digamma geſprochen habe, welches zwar bei dem ſpätern Niederſchreiben ſeiner Geſänge nicht beſonders bezeichnet ſei, aber ſich durch gewiſſe Eigenthümlichkeiten des Versbaues verrathe, und durch ſeine Wiederherſtellung als ein vorzügliches Kriterium des urſprünglichen Textes benutzt werden könne. Daß das Digamma nicht blos der äoliſchen Mundart des Griechiſchen eigenthümlich, ſondern überhaupt althelleniſch war, ſagt uns Dionyſios von Halikarnaſſos Archaeol. I, 20. beſtimmt; und daß ſich ſein Laut in der Sprache des gemeinen Volkes niemals ganz verlor, dafür ſprechen alle Data von der Zeit der 70 Dolmetſcher in Alexandria, aus welchen klar hervorgeht, daß man, wo nicht in Griechenland ſelbſt, doch in allen Gegenden, wohin ſich die griechiſche Sprache verbreitet hatte, αυ wie aw, ευ wie ew, ausſprach, und den Laut des β allmälig ſo verweichlichte, daß er vom lateiniſchen v nicht mehr zu unterſcheiden war. Das lateiniſche v ward daher von den griechiſchen Schriftſtellern nach Chriſti Geburt, wie das hebräiſche ו ſchon von den 70 Dolmetſchern, ebenſo wol durch β, als durch ου, bezeichnet, während man nach a und e meiſt mit einem bloßen υ ſich begnügte. Zwar deutet die Schreibart des Namens Flavius durch Φλάβιος oder Φλαούεος an, daß Φλαύιος nach einer feinern Ausſprache des Griechiſchen auch mit dem Diphthong au geſprochen werden konnte; dennoch zeigt die von Cicero de div. II, 40 und Plinius H. N. XV, 19 angeführte Anekdote von den römiſchen Soldaten des M. Craſſus, welche die ausgebotnen Καυνείας als cave ne eas deuteten, daß das gemeine Volk αυ ſelbſt vor einem Conſonanten wie aw ausſprach. Daher finden wir bei Phavorinus λαῦρος ſowol als λάβρος durch πολὺς erklärt, wie die Kirchenſchriftſteller auch λάβρα für λαύρα und Λαβρέντιος für Λαυρέντιος ſchreiben, und Euſtathius in ſeinem Commentar über Dionys. Perieg. v. 378 und 499 die Inſel Καλαύρια vor Troizen von dem Lande Καλαβρία in der Ausſprache nur durch den Accent unterſcheidet. Wenn alſo Spätre das Wort καλαῦροψ Il. XXIII, 845 καλάβροψ ſchrieben, ſo entſteht die Frage, ob nicht auch Homeros zuweilen aw ſprach, wo αυ geſchrieben ward, und dieſelbe Bemerkung trifft den Diphthong ευ, ſofern der Name des Severus von den ſpätern Griechen ebenſo wol Σευῆρος, als Σεουῆρος oder Σεβῆρος geſchrieben wird. Wie die bibliſchen Schriftſteller den Namen der Eva εὖα ſchreiben, ſo ward auch der bacchiſche Ausruf εὐοῖ ſchwerlich anders als Evoe gehört, da der dem Bacchus heilige Epheu nach Heſychios bei den Indiern εὐὰν hieß. Findet man gleich den Ermunterungsruf εἶα auch εἰα oder ἔα geſchrieben, ſo zeigt doch der Accent des Wortes εἴα, bei der Kürze des Alpha, nebſt der Auflöſung deſſelben in ἔϊα nach dem lateiniſchen eja, daß hier mehr das Digamma mit dem j, als der Diphthong ευ mit ει wechſelte. Daß Homeros jedoch ευ nicht überall wie ew ausſprach, ſcheint aus der Auflöſung des Adverbiums εὖ in ἐΰ vor zwei Conſonanten, noch mehr aber aus dem Pronomen εἷ für ἕο oder οἷ, hervorzugehen, ſowie dagegen die Form εὔαδε für ἔFαδε von Fήδω oder Fανδάνω zeigt, daß er εὖ vor einem Selblaute wie ew ſprach. Wir können daher bei Homeros dreierlei Ausſprache des Adverbiums εὖ unterſcheiden, welche noch in Hinſicht ihres rhythmiſchen Gebrauches durch zwei verſchiedne Schreibungen vermittelt wurden. Vor Vocalen ſprach er es wahrſcheinlich wie eww, z. B. εὔιππος; vor einem einfachen Conſonanten wie eu, z. B. εὔμηλος, da er in dieſem Fall auch mit Verdoppelung des Conſonanten den Diphthong auflöſt, z. B. ἐϋμμελίης; vor zwei Conſonanten findet nur die Auflöſung ſtatt, z. B. ἐΰσκοπος, ſodaß aus der Schreibung ἐΰῤῥοος für εὔροος und ἐΰσσελμος für εὔσελμος u. a. erhellt, daß Homeros in den mit ρ und σ beginnenden Wörtern ein Digamma hören ließ.

Was die Ausſprache des ευ vor Vocalen wie ew zweifelhaft machen könnte, iſt der Gebrauch deſſelben als einer langen Sylbe, ohne daß für ε ein η geſchrieben wird, wie wenn der Rhythmus auch vor einem einzelnen Conſonanten eine Auflöſung des εῠ in ηΰ bedingt, z. B. ηὒγενὴς für εὐγενὴς, deſſen Genitiv Il. XI, 427 εὐηγενέος lautet; allein warum ſollte nicht der Grieche das Digamma ebenſo als den Doppellaut behandelt haben, wie der Lateiner in Achaja für Ἀχαία oder Ἀχαΐα und in Troja für Τροία oder Τροΐα das j betrachtet? Daß in der Form εὔαδε das Digamma verdoppelt ward, wie das λ in ἔλλαβε, beweiſt das Heſiodiſche καυάξαις von κατάγνυμι, deſſen Stammwort Fάγνυμι neben ῥήγνυμι auf eine gemeinſame Wurzel Fράγνυμι, lateiniſch frango, engliſch wrack oder wreck, teutſch brechen, führt, von welcher man zur Erleichterung der Ausſprache bald das ρ, bald das Digamma ſchwinden ließ, wie im Teutſchen Waſen und Raſen, Wocken und Rocken. Daß jedoch das Digamma ohne deſſen Verdoppelung die vorhergehende Sylbe nicht lang machte, zeigt die Form FιFαδότα Il. IX, 173; nur ließ man in dieſem Falle das Digamma unbezeichnet, woraus es ſich eben erklärt, warum man bei Homeros ebenſo wol ἔχευαν, als ἔχεαν, und ebenſo wol ἀλεύασθαι, als ἀλέασθαι geſchrieben findet. Beiderlei Formen wurden aller Wahrſcheinlichkeit nach mit einem Digamma geſprochen, das in ἁλίσκω und χύσις, verſchieden von ἀλέξω und χέσις, in den Selblaut überging; aber nur der die vorhergehende Sylbe verlängernde Doppellaut ward, wenn man das Pindariſche αὐάταν Pyth. II, 52. III, 42 ausnimmt, durch υ bezeichnet. Von der Willkür in der ſpätern Schreibung urſprünglich digammirter Wörter zeugt übrigens das Wort θεουδὴς (gottesfürchtig und fromm), welches man irrig für eine, wegen des Digamma's ganz unhomeriſche, Zuſammenziehung aus θεοFειδὴς (gottähnlich) hielt, aber dem Wort ἀδδεὴς analog θεοδδεὴς hätte ſchreiben ſollen. Da die Homeriſchen Gedichte in einer Zeit zuerſt geſchrieben wurden, als man noch keinen Conſonanten verdoppelte, und ο noch zugleich für ου und ω, wie ε zugleich für ει und η galt; ſo führte der Rhythmus leicht darauf, das urſprüngliche θεοδFεὴς, als θεοδεες geſchrieben, in θεουδὴς umzuwandeln, wie man Il. VII, 117 vermuthlich aus εἴπερ δ' ἀδεὴς ἐστὶ die Schreibung εἴπερ ἀδειὴς ἐστὶ ſchuf. Wie jedoch ſchon in der Sprache der Homeriden dergleichen Veränderungen vorgehen konnten, beweiſt die Form ἀμείβω für ἀμεύω bei Pindar P. I, 86, ſowie κὴξ Od. XV, 479 für κήϋξ oder καύηξ, ſpäter κάβηξ, lateiniſch gavia, vom gänzlichen Schwinden eines Digamma's zeugt. Auf dieſe Weiſe erklären ſich die ſonderbaren Formen von ἐϋς, wenn man ἔFὺς von ἔFω ableitet, welchen das lateiniſche ave ſowol, als vermöge der Metatheſis beo mit bene und bonus, altlateiniſch dvonus, entſtammt; während man in ἠΰς, ἠΰ und ἠΰν die erſte Sylbe verlängerte, ſchuf man den Genitiv ἐFέος in ἐῆος um, und während man auf ähnliche Weiſe vom Nominativ ἠΰγενὴς den Genitiv εὐηγενέος bildete, ließ man in εὐγενὴς das Digamma ganz verſchwinden; den neutralen Genitiv ἐάων Il. XXIV, 528 leitet man aber wol am beſten von einer Nebenform ἔFας ab. Daß alle Namen auf ευς urſprünglich wie ews geſprochen wurden, erkennt man nicht nur aus der Form Jovis für Ζεὺς, ſondern auch aus dem Genitiv auf ηος oder εος, deſſen Zuſammenziehung in εῦς nur in der ſpätverfaßten Rhapſodie Od. XXIV, 397 vorkommt; daß daher auch Πηλεῖ Il. XXIV, 61, wie Ἀτρεΐ Il. II, 105, dreiſylbig zu ſprechen ſei, und dieſelbe Bemerkung die Patronymica Πηλείδης und Πηλείων treffe, ergibt ſich daraus, daß die vorletzte Sylbe ſolcher patronymiſchen Formen nie in der Hebung des Fußes ſtehen kann, ohne aufgelöſt zu werden, wie Πηληϊάδης, vergl. Ὀθρυντείδην. Il. XX, 383.

Doch nicht blos αυ und ευ, ſondern auch ου entſtand zuweilen aus dem Digamma, wovon λόω oder λοέω für λούω, lateiniſch lavo, den beſten Beweis liefert. Doch hat man das Digamma in der zweiten Sylbe des Wortes ὀλοῇσι Il. I, 342, ungeachtet der ungewöhnlichen Verlängerung jener Sylbe. unbezeichnet gelaſſen, obwol im Hymnus auf Aphrodite v. 225, nach der Analogie der Verbe καίω und κλαίω für κάFω und κλάFω für ὀλοὸς auch ὀλοιὸς, wie bei Heſiodos Theog. 591. ὀλοΐιος oder ὀλώϊος, geſchrieben iſt, wogegen Apollonius Rhodius in οὐλοὸς die erſte Sylbe lang gebrauchte, nach der Analogie von οὐλόμενος. Durch die Annahme eines Digamma's erklärt man am leichteſten das Entſtehen des ſonderbar ſcheinenden Particips ἀπούρας, das ſich zu ἀπηύρα verhält, wie ἀποδρὰς zu ἀπέδρα; denn die Variante ἀπουρήσουσιν zu Il. XXII, 489 ſtatt des verdrehten ἀπουρίσσουσιν (vergl. Buttmanns Lexil. I. 29. A. 2.) führt auf ein altes Präſens ἀποFράω, aus welchem durch Metatheſis ἀφάρπω und ἀφαρπάζω, lateiniſch abripio, teutſch abraffen oder abrauben, ward, wie aus ἀπολαύω das aus ἀπολήβω verlängerte ἀπολαμβάνω nicht nur, ſondern auch ἀπολάπτω *Arist.* Nub. 873. und ἀλαπάζω hervorging, indem ſich auch der Bedeutung nach ἀπολαύω und λαβάζω zu ἀπολαμβάνω verhalten, wie ἐπαυρέω oder ἐπαυρίσκομαι und ἀρύω, lateiniſch haurio, zu ἀφαιρέω. Leiten wir αἱρέω von der Wurzel Fράω ab, ſo verhält ſich das von Wolf Od. IV, 646 irrig mit ἀπηύρα vertauſchte ἀπηύρατο zu ἀπουράμενος, wie ἀπέκτατο zu ἀποκτάμενος, und das verlängerte Augment des Aoriſtes ἀπηῦρον bei Heſychius kann ebenſo wenig befremden, als ἀπήλαυον für ἀπέλαυον. Die lange Endſylbe der activen Form ἀπηύρα betrachtete man aber ſpäterhin als eine Zuſammenziehung, und bildete dieſer gemäß die erſte Perſonalform ἀπηύρων, woraus dann wieder ἀπαυράω und ἐπαυρέω oder ἐπαυρίσκομαι hervorgingen, dem lateiniſchen havrio analog, aus welchem der Grieche durch Metatheſis ἀρύω ſchuf: denn daß ἀρύω urſprünglich ἄρFω geſprochen wurde, beweiſt das in servo übergegangne ἐρύω. Vermöge der häufigen Verhärtung des Digamma's, für welche opilio ſtatt ovilio oder opinor ſtatt ὀFίομαι, daps ſtatt δαFὶς und lapis ſtatt λᾶFας (vergl. λεύω, lapido) zeugen, bildete der Lateiner aus Fράω, nach der Analogie von τάω, tendo, das ſpäter erſt in prehendo gedehnte prendo, wie aus der Metatheſis ἄρFω der Grieche ἁρπάζω, lateiniſch rapio, raffen: ja! wie wir oben bemerkten, daß man beim Zuſammentreffen des Digamma's mit r bald dieſes, bald jenes zur Erleichterung der Ausſprache ſchwinden ließ, ſo darf man auch annehmen, daß ἀρύτω und ἀφύσσω aus derſelben Wurzel ἄρFω oder havrio hervorgingen. Daß man den Accent des Particips ἀποFρὰς in ἀπούρας veränderte, ſeitdem man den ſynkopirten Aoriſt für einen Aor. I. hielt, darf nicht befremden; denn dergleichen Misverſtändniſſe hatten oft noch größere Änderungen zur Folge, wie z. B. ἐφιεὶς Il. I, 51 urſprünglich ἐπιFεὶς gelautet zu haben ſcheint, worin ſich der Endvocal der Präpoſition ἐπὶ vor dem Digamma vermöge der Hebung des Verſes verlängerte, während ſie in der Senkung kurz blieb, wie wenn z. B. Il I, 25 für ἀφίει, κρατερὸν δ᾽ urſprünglich ἀποFεὶς κρατερὸν geſprochen wäre.

So vielfache Spuren eines urſprünglichen Digamma's aber bei Homeros ſich nachweiſen laſſen, ſo folgt daraus jedoch keinesweges ein ſolcher Gebrauch deſſelben, daß durch deſſen ſyſtematiſche Wiederherſtellung die Urgeſtalt der Homeriſchen Gedichte zu erkennen wäre. Denn manche Wörter, welche in den älteſten Zeiten ein Digamma gehabt haben ſollen, wie ἀνὴρ nach *Dion. H.* I, 20., zeigen ſchon bei Homeros keine Spur deſſelben; und andre, die ſchwerlich ein Digamma hatte, wie Ἶρις (vergl. Il. XI, 27), kommen oft ſo vor, als wären ſie mit einem Digamma geſprochen. Ungeachtet der Schreibung αὐΐαχοι Il. XIII, 41 findet man doch das Verbum ἰάχω häufiger ohne, als mit Digamma; dagegen wird Ἶρος, der Od. XVIII, 38 und 56 ohne Digamma erſcheint, Od. XVIII, 73 Ἀΐρος genannt, als hätte das Digamma die Einſchaltung eines ν verhindert. Der Ausdruck μελιηδέα οἶνον wechſelt mit μελιηδέος οἴνου grade ſo, wie πατρίδα γαῖαν mit πατρίδος αἴης, ſodaß man ſieht, das Digamma konnte ebenſo beliebig abgeworfen, als beibehalten werden; ja! mehre Beiſpiele laſſen es kaum verkennen, daß ſchon Homeros Vieles, was Folge eines urſprünglichen Digamma's war, nur als einen erlaubten Hiatus behandelte, was dann auch auf Wörter angewendet wurde, in welchen kein Digamma geweſen zu ſein ſcheint. So erlaubt ſich derſelbe Dichter, welcher Il. I, 595 nach dem Vorgange von Il. I, 55 den Ausdruck θεὰ λευκώλενος Ἥρη gebrauchte, V. 551 und 568 βοῶπις πότνια Ἥρη zu ſagen, ungeachtet er V. 536 Ἥρη mit Recht ohne Digamma ſprach; und ebenſo bildete er V. 555 παρείπῃ ohne Digamma, ungeachtet er V. 552 nach dem Beiſpiele früherer Dichter ἔειπες ſprach, als hätte das Wort ἔFειπες gelautet. Überhaupt iſt, ſo wichtig auch die Lehre des Digamma erſcheint, um manche Beſonderheiten der Sprache und des Rhythmus zu erklären, der Gebrauch des Digamma's als eines beſondern Conſonanten in keinem Geſange der Homeriſchen Gedichte ſo genau beobachtet, daß ſeine Nichtbeachtung ein Kriterium ſpätrer Verfälſchung ſein könnte. Am reinſten erſcheint der Gebrauch des Digamma's in dem Hymnus auf den Ferntreffer Apollo Il. I, 1 — 5½, 9½ — 348¾, 430¼ — 487, welcher nach dem Artikel Homeros die Grundlage der Iliade bildete; gleichwol widerſtreben auch darin einzelne Stellen, welche vielleicht ſchon Homeros abänderte, der offenbar ſchon als erlaubten Hiatus und andre Dichterfreiheit benutzte, was den Verfechtern eines Homeriſchen Digamma's deſſen urſprüngliches Vorhandenſein zu erweiſen ſchien. Ja! die Formen ἀφίει Il. I, 25 ἧκε V. 195 und 208 ἐφῆκεν V. 445 ἐξ ἔρον ἕντο V. 469 οὖρον ἵει V. 479 zeigen, daß auch dem Hymnusdichter nur ein spiritus asper war, was in ἰὸν ἕηκεν V. 48 und ἐφιεὶς V. 51 für ἐπιFεὶς ein urſprüngliches Digamma zu verrathen ſcheint; und wenn Priſcianus p. 546. ed. Putsch. ſagt, daß ſelbſt die Äolier zuweilen in der Versmeſſung das Digamma für nichts achteten, wie kann deſſen Nichtbeachtung bei Homeros ein Kriterium der Unechtheit ſein? So wichtig daher für die Sprachforſchung überhaupt eine ſorgfältige Erwägung der Lehre vom Digamma ſcheint, ſo fruchtlos für die Wiederherſtellung des urſprünglichen Textes der Homeriſchen Geſänge iſt jeder Verbeſſerungsverſuch verdächtiger Stellen von Heyne in ſeinen Excurſen zu Il. XIX. und alles, was Rich. Payne Knight u. A. (ſ. Thierſch griech. Gr. §. 150—162.) in dieſer Hinſicht geleiſtet haben. Sehr leicht war es zu ſagen, daß ἥνδανε Il. I, 24 wegen des Digamma's, das ſich mit dem Augmento temporali nicht verträgt, urſprünglich ἅνδανε oder Fάνδανε gelautet habe; aber nicht ſo leicht läßt ſich ἥνασσε Il. I, 33 u. a. auf Fάνασσε zurückführen, wenn man nicht ἐFάνασσε ſchreiben und demgemäß auch Il. VII, 45 ἐφήνδανε in ἐFάνδανε umändern will.

Da man jedoch mit allen Textesänderungen, welche Heyne vorſchlägt, und mit allen Freiheiten im Gebrauch oder Nichtgebrauche des Digamma's, welche Thierſch aufzählt, nicht jeden Widerſpruch Homeriſcher Gedichte zu heben vermag; (denn wenn man auch Il. I, 70 für ἤδη urſprünglich FεFέδη geſprochen glauben wollte, ſo läßt ſich dieſes doch nicht auf andre Stellen, wie Il. II, 38. 213 ꝛc. anwenden); ſo kann die ganze Lehre vom Digamma nur dazu dienen, die Beſonderheiten vieler Wortformen und ihres rhythmiſchen Gebrauches zu erklären, als die Echtheit oder Unechtheit Homeriſcher Verſe zu erkennen. Dabei läßt es ſich gleichwol nicht leugnen, daß im Gebrauche der urſprünglich digammirten Wörter allmälig allerlei Veränderungen eintraten, deren ſorgfältige Beachtung dazu dienen kann, die frühere oder ſpätre Abfaſſung einer Homeriſchen Stelle zu beſtimmen; nur wird dazu weit mehr Umſicht erfodert, als bei der noch ſo jungen Lehre vom Digamma bisher angewandt worden iſt. So lernen wir, daß die Zahl der urſpünglich digammirten Wörter immer kleiner ward, während man die daraus hervorgegangne Freiheit des Hiatus dagegen auf ſolche Wörter ausdehnte, deren urſprüngliches Digamma ſich gar nicht erweiſen läßt, wie in ἔχω bei Pindaros Ol. V, 37 oder in ἔνθα bei Homeros Il. II, 90. Während bei Homeros auch Kürzen, die auf einen einzelnen Conſonanten ausgehen, vor digammirten Wörtern, ſelbſt außer der Hebung des Verſes, lang werden, wie wenn eine Poſition ſtattfände, was jedoch, nach βλοσυρῶπις ἐστεφάνωτο Il. XI, 36 und νωμᾷ ἔνθα καὶ ἔνθα Od. XXI, 400 zu urtheilen, ebenfalls nur als Dichterfreiheit betrachtet ward; ſo macht bei Pindaros kein digammirtes Wort Poſition, ſelbſt nicht das Pronomen οἷ, das auch Homeros ſchon Il. II, 665 u. a. ohne Poſition gebraucht, nach der von Ahlwardt verbeſſerten Lesart Nem. X, 27. Wenn daher ſogar bei den Attikern in προσελοίμενον *Aeschyl.* Prom. 435 und προσελοῦμεν *Aristoph.* Ran. 730 die Präpoſition als lang vorkommt; ſo iſt dieſes zwar eine Folge des urſprünglichen Digamma's im Worte προσϜελεῖν ſ. Buttm. Lexil. II, 89, deſſen Schreibung προυγελεῖν bei Heſychius uns den Übergang eines σϜ in γ klar macht, wie das kretiſche πρεῖγυς mit privus und πρέσβυς, γάδεσθαι für ἥδεσθαι mit suaderi, oder γὶν für ἵν mit σφὶν, und vespa, franzöſiſch guêpe, mit σφὴξ, zuſammenhängt, allein jenes Verbum war ſchon durch den Lauf der Zeit in προυσελεῖν verändert. Das allmälige Verſchwinden des Digamma's wurde vermuthlich durch die Vorſetzung eines ε vorbereitet, wie im Franzöſiſchen das s vor einem andern Conſonanten durch Vorſetzung eines é verſchwand, z. B. école für schola, épée für spatha, état für status. Ein ſolches vorgeſetztes ε findet man aber ſchon im Hymnus auf den Ferntreffer Apollon, wie Il. I, 41 ἐέλδωρ V. 303 ἐρωήσει, verwandt mit ῥώομαι, ruo, rennen, V. 306 εἴσαι, V. 309. ἐείκοσιν, uud iſt ſchon geſchwunden in οἷς V. 307. für ἑοῖσι V. 83., wie ſpätre Griechen in ὧν für ἑῶν, θέλω für ἐθέλω, ῥύομαι für ἐρύομαι, servo, ſogar den Stammlaut ſchwinden ließen. Da οἶδε V. 343. und ἴδμεν V. 124 ſogar ſchon die Reduplication verloren hat, welche ſich doch in ἔοικεν V. 119. und ἔικτεν V. 104 vergl. Il. XVIII, 418 erhielt; ſo darf man auch in ἤδη V. 70 keine Reduplication mehr vermuthen, und es der Synizeſe in ἀλλοειδέα Od. XIII, 194 gemäß nicht auffallend finden, wenn Spätre die Reduplication in andern Wörtern verkannten, wie in ἔολπα Il. XX, 186 u. a. ἔοργεν, Il. III, 351, und daher Plusquamperfecte wie ἐώλπει Il. XIX, 328 und ἐώργει Od. IV, 693, ja ſogar εἰώθε Il. V, 766 bildeten, ungeachtet ſie mit denſelben den Hiatus verbanden. Daß Homeros ſelbſt in οὗ οἱ nur einen erlaubten Hiatus ſah, erhellt aus der Vernachläſſigung des Digamma's in andern Fällen; und ſo zeigt ἀφαιρήσεσθαι, Il. I, 161, daß ſelbſt in ἀποαιρεῖσθαι, Il. I, 230 nur an einen Hiatus, nicht an ein Digamma zu denken iſt; daher auch die Vernachläſſigung des Digamma's in ἕο αὐτοῦ neben dem unerlaubten Hiatus es zweifelhaft macht, ob der Dichter Il. V, 343 bei ἀπὸ ἕο an ein Digamma gedacht habe. (*G. F. Grotefend.*)

DIGBY, eine der wichtigſten neuen Anſiedelungen auf der Inſel Neuſchottland, obgleich noch immer eine kleine Stadt. Sie liegt auf der Südoſtſeite der Bai Annapolis und zwiſchen drei bis vier teutſchen Meilen von der Stadt Annapolis, treibt Handel und Fiſcherei und unterhält durch ein Packetboot eine Verbindung mit St. Johns in Neu-Braunſchweig. (*Eiselen.*)

DIGBY (Everard), ein engliſcher Edelmann, geb. 1581, verlor ſchon im 12. Jahre ſeinen Vater, der denſelben Namen führte, und ſich durch Kenntniſſe und mehre Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hatte. Er wurde zwar mit Sorgfalt erzogen, aber katholiſchen Prieſtern anvertraut, welche die Zeitumſtände zu Feinden der Regierung gemacht hatten. Am Hofe der Eliſabeth zeichnete er ſich aus und empfing von ihr mehre Beweiſe von Wohlwollen. Bei der Thronbeſteigung Jakobs I. vereinigte er ſich mit den Katholiken, welche dieſem Monarchen ihre Dienſte anboten und ward auch von ihm mit Güte aufgenommen und zum Chevalier ernannt. Seine Glücksumſtände und Talente verſprachen ihm ein ununterbrochen heitres und ruhiges Leben; aber die Verbindungen, die er mit Thomas Tresham, einem höchſt fanatiſchen Katholiken, anknüpfte, wurden die Urſache ſeines Verderbens. Dieſem gelang es, ihm Unzufriedenheit mit ſeinem König einzuflößen, indem er ihm mit falſchen Farben die damalige Behandlung der Katholiken ſchilderte, und ihm zu verſtehen gab, daß ſie noch gewaltſamern Verfolgungen ausgeſetzt werden könnten. So vorbereitet, lieh Digby den Vorſchlägen Robert Catesby's ſein Ohr, als dieſer ihm unter dem Eide der Verſchwiegenheit den unter dem Namen der Pulververſchwörung bekannten, gräßlichen Mordplan entdeckte, nach welchem am 5. Nov. 1605, wo der König in der Parlamentsverſammlung erſcheinen ſollte, dieſer, nebſt ſämmtlichen Mitgliedern des Hauſes der Lords und der Gemeinen, durch eine ungeheure Pulvermaſſe in die Luft geſprengt, deſſen Tochter, Eliſabeth, gefangen genommen, zur Königin ausgerufen, alle Katholiken unter ihre Fahnen verſammelt und die katholiſche Religion zur herrſchenden erhoben werden ſollte. Digby ging auf alle Vorſchläge Catesby's leidenſchaftlich ein, übernahm die ihm zuertheilte Rolle, ſich der Perſon der Eliſabeth zu bemächtigen, trug freiwillig eine bedeutende Summe zur Ausführung des Planes bei und verbarg ſogar den bekannten Diener des Thomas Percy, den Guy Fauwkes, der es übernommen hatte, das Pulver anzuzünden, ſo lange in ſeinem Hauſe, bis dieſer nach London zurückkehrte. Bei der Entdeckung der Verſchwörung befand ſich D. mit mehren Verſchwornen zu Straffordſhire, wo er ſchon die Waffen ergriffen hatte, und wurde von hier nach London in der Tower abgeführt. Er leugnete ſofort, die mindeſte Kenntniß von der Verſchwörung oder von denen gehabt zu haben, die daran Theil genommen und beharrte bei dieſer Erklärung. Als er aber den 27. Jan. 1606 vor ſeinen Richtern erſchien und die Anklage vernahm, daß er die Verſchwörung gekannt, ſie geheim gehalten und im Einverſtändniſſe mit andern, in offner Empörung ergriffnen, Verräthern gehandelt habe, da bekannte er ſich als ſchuldig, ſuchte ſein Verbrechen durch die Unduldſamkeit zu entſchuldigen, die man den Katholiken bewieſe, erklärte, daß er keine Mitſchuldigen habe, und alſo auch allein die Strafe dulden müſſe. Als man ihm ſein Todesurtheil vorlas, ſchien er davon tief ergriffen, neigte ſich ehrerbietig vor den Richtern und ſprach: „Wenn Einer von Euch, meine Herren, mir verſicherte, daß er mir verzeihe, ſo würde ich minder traurig zum Richtplatze gehen.“ Sie antworteten ihm: „Möge Gott Dir vergeben, wir vergeben Dir!“ Den 30. Jan. wurde er mit andern Verſchwornen hinter die St. Paulskirche geführt. Hier bat er Gott, die königliche Familie und das ganze Parlament um Vergebung, verſicherte, daß, wenn er gleich anfänglich gewußt, in welche ſchwarze Verrätherei man ihn verflechten wolle, er keinen Anſtand genommen haben würde, ſie zu entdecken, und rief das Volk zum Zeugen auf, daß er bußfertig und reuevoll ſterbe. Er ward, wie ſeine Mitſchuldigen, gehängt und hierauf geviertheilt. Er hinterließ zwei ſehr junge Söhne, gegen welche er ſeine väterliche Liebe und Fürſorge noch durch eine ſehr eindringliche Schrift zu erkennen gab, welche er ihnen mitzutheilen verordnete, ſobald ſie alt genug ſein würden, dieſelbe zu verſtehen. Während er im Tower ſaß, hatte er mit Citronenſaft einige Bemerkungen auf Stückchen Papier geſchrieben, welche er durch diejenigen Perſonen, die Erlaubniß hatten, ihn zu ſehen, ſeiner Gattin übergeben ließ. Dieſe Bemerkungen wurden in der Familie bis zum Jahre 1675 aufbewahrt, wo man ſie im Hauſe des Karl Cornwallis, Teſtamentsvollſtreckers Kenelm Digby (ſ. den folg. Art.) fand, und ſie hernach im Jahre 1678 mit andern die Pulververſchwörung betreffenden Papieren abdrucken ließ. Das erſte dieſer Fragmente enthielt folgende Äußerungen: „Ich kann dir verſichern, daß wenn ich geglaubt hätte, es liege in dieſer Verſchwörung auch nur die kleinſte Verſündigung, ich um Alles in der Welt nicht daran Theil genommen haben würde. Der einzige Grund, der mich verleitete, Glück und Leben aufs Spiel zu ſetzen, war der Eifer für die Religion.“ So weit kann religiöſer Fanatismus ſelbſt den gebildeten, ſonſt wohlgeſinnten, Menſchen führen. *(Franke.)*

DIGBY (Kenelm), Sohn des Vorſtehenden, geb. 1603, war alſo erſt drei Jahre alt, als er ſeinen Vater verlor. Man kann ihn zu der kleinen Zahl derjenigen Menſchen zählen, in denen die Natur jene glänzenden phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften vereint, welche blenden, bevor ſie überzeugen, und Achtung und Bewunderung gebieten, bevor ſie die nöthigen Proben abgelegt haben, um zu beweiſen, daß man dieſelben verdiene. Während ſeiner Jugendſtudien erwarben ihm ſein ungeheures Gedächtniß und ſeine Faſſungskraft ſo hohe Achtung, daß man ihn mit dem berühmten Gelehrten des 15. Jahrhunderts, dem Johann Pico, Fürſten von Mirandola, verglich. Bei ſeinem Eintritt in die Welt trug ſein alter Adel, ſein großes Vermögen, ſeine ſchöne Geſtalt, ſeine anmuths- und würdevolle Haltung, ſeine einnehmende Höflichkeit, ſeine natürliche Beredſamkeit, ſeine volle und wohltönende Stimme, welche allen ſeinen Reden ein beſondres Gewicht und Nachdruck gab, ſeine große Geiſtesgegenwart, die ſich auf ein gerechtes Selbſtvertrauen ſtützte, dies Alles trug dazu bei, diejenigen in Erſtaunen zu verſetzen und zu bezaubern, welche mit ihm umgingen, und ihm ſchnell eine glänzende Laufbahn zu eröffnen. Man pflegte von ihm zu ſagen, daß wenn er in irgend einen Theil der Welt wie aus den Wolken gefallen wäre, er ſich daſelbſt würde Achtung zu erwerben gewußt haben. Sogar ſeine Feinde mußten das Treffende dieſer Bemerkung eingeſtehen; begleiteten ſie aber mit der Einſchränkung: „vorausgeſetzt, daß er nicht länger als zehn Wochen an demſelben Orte bleibt.“ Seit Anfang der Regierung Karls I. ward Digby zum Kammerjunker, Commiſſair der Seemacht und zu andern Ämtern ernannt. Als 1628 die Engländer mit Venedig und den Algierern in Streit geriethen, rüſtete Digby mit Genehmigung des Königs auf eigne Koſten ein Geſchwader aus, ſegelte damit nach dem mittelländiſchen Meer und ſchlug die beiden feindlichen Mächte. Er war in der proteſtantiſchen Religion erzogen worden, aber auf einer Reiſe, die er 1636 nach Frankreich machte, nahm er den katholiſchen Glauben an, welcher der ſeiner Vorfahren war. Hierauf zeigte er auch den Eifer eines Neubekehrten und zugleich das Talent eines gewandten Schriftſtellers in folgenden zwei Schriften: Unterhaltungen mit einer Dame über die Wahl der Religion, und: Briefwechſel zwiſchen dem Lord George Digby und Sir Kenelm Digby, in Betreff der Religion. (London, 1651. 12.) Seine Anhänglichkeit an die Sache des Königs führte ihn, auf Befehl des Parlaments, in das Gefängniß von Wincheſter, und die Zeit benutzend, welche die Gefangenſchaft ihm gab, ſchrieb er verſchiedne Werke, unter andern eine ebenſo kräftige als ſeine Widerlegung des berüchtigten Werkes von Thomas Brown: **Religio medici.** Endlich ward er auf die Bitte der Königin-Regentin von Frankreich in Freiheit geſetzt und ging nach dem Continent. Am franzöſiſchen Hofe nahm man ihn mit vieler Auszeichnung auf, und alle wiſſenſchaftlich gebildete Männer ſuchten ſeinen Umgang. Hier lernte er auch Descartes kennen, hatte mit dieſem großen Philoſophen verſchiedne Unterredungen, und machte bald darauf ſein eignes philoſophiſches Syſtem bekannt. Es befindet ſich in einem aus zwei Theilen beſtehenden, und zu Paris 1644 unter folgenden Titeln gedruckten Werke: Abhandlung über die Natur der Körper, und: Abhandlung, in welcher die Thätigkeiten und die Natur der menſchlichen Seele erklärt und darnach die Unſterblichkeit der vernünftigen Seelen bewieſen wird. Auch machte er noch 1651 ſeine Schrift bekannt: **Institutionum peripateticarum libri II., cum appendice theologica de origine mundi.**

Als die königliche Partei in England gänzlich vernichtet war, kehrte Digby dorthin zurück und bemühte ſich, zum Wiederbeſitze ſeiner Güter zu gelangen; aber das Parlament befahl ihm, das Königreich zu verlaſſen, und verdammte ihn, unter Androhung der Todesſtrafe, zu lebenslänglicher Verbannung. Dieſe Härte rührte von dem Antheile her, welchen ſein älteſter Sohn Kenelm an einem Aufſtande zu Gunſten des Königs 1648 genommen und wobei dieſer ſelbſt das Leben verloren hatte. Digby kehrte nach Frankreich zurück, wurde von hier an mehre Höfe Italiens geſchickt und überall als ein Mann von ausgezeichnetem Verdienſte betrachtet und behandelt. Als Cromwell ſich der Regierung bemächtigt hatte, kehrte Digby abermals nach England zurück, und hielt ſich daſelbſt den größten Theil des Jahres 1655 auf. Er ordnete ſeine perſönlichen Angelegenheiten und beſchäftigte ſich zugleich mit einem Plane, die Katholiken mit dem Protectorat unter der Bedingung auszuſöhnen, daß ihnen freie Religionsübung geſtattet würde. Cromwell, der den Grundſatz einer allgemeinen Duldung angenommen hatte, unterſtützte die Ausführung dieſes Planes; Digby ſchien damals ſein Vertrauen und ſeine Gunſt zu beſitzen. In den Jahren 1656 und 57 hielt er ſich im mittäglichen Frankreich auf, ging meiſt mit Gelehrten um, denen er gern ſeine Meinungen über verſchiedne Gegenſtände der Philoſophie aus einander ſetzte, und las in einer öffentlichen Verſammlung zu Montpellier eine Abhandlung vor über die Heilung der Wunden durch ein ſympathetiſches Pulver, welche franzöſiſch und engliſch erſchien. 1658 und 59 beſuchte er Teutſchland, kehrte 1660 nach Paris und 1661 nach England zurück, wo er noch in demſelben Jahr eine Abhandlung über das Wachsthum der Pflanzen bekannt machte. Nach der Reſtauration kam er an den Hof Karls II. und ward mit der nachſichtigen Artigkeit aufgenommen, welche man gegen die Royaliſten beobachtete, die, wie er, durch Gefälligkeiten gegen den Uſurpator ihre Treue verdächtig gemacht hatten. Er erhielt aber keine Anſtellung, verbrachte den Reſt ſeines Lebens in einer den Wiſſenſchaften gewidmeten Muße, wohnte ſehr fleißig den Verſammlungen der königlichen Societät, deren Mitglied er war, bei, ſah häufig Gelehrte bei ſich, ergötzte ſich an ihrer Unterhaltung und ſtarb zu London am Stein den 11. Juni 1665.

In ſeinen verſchiednen philoſophiſchen Schriften zeigt er mehr Geiſt und Wiſſen, als Urtheil und Genie. In der Phyſik theilt er alle Irrthümer ſeines Zeitalters; auch ſämmtlichen Träumereien der Alchymiſten ſchenkte er Glauben. Wie er ſelbſt alle Wunden durch ein ſympathetiſches Pulver zu heilen ſich anheiſchig machte, ſo, ſagt man, habe er auch Descartes bewegen wollen, das Mittel zur unendlichen Verlängerung des menſchlichen Lebens zu entdecken. Es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß er ſich ſelbſt bemühte, dieſe Entdeckung zu machen. — Er hatte ſich mit Venetia Anaſtaſia, Tochter des Eduard Standley, einer hochgefeierten Schönheit, vermählt, und um die Reize ſeiner Gattin zu erhalten, erfand er eine große Anzahl von Schönheitsmitteln. Zu demſelben Zwecke ſtellte er mehre wunderliche Verſuche an, und geſtattete ihr eine Zeit lang keine andre Nahrung, als mit Vipern gefütterte Kapaunen. Nichtsdeſtoweniger ſtarb ſie in der Blüthe ihrer Jahre. — Sein Bildniß befindet ſich unter denen der Wohlthäter der Bodleyaniſchen Bibliothek zu Oxford, welcher er 230 koſtbare Manuſcripte 1634 ſchenkte. — Er hinterließ nur einen einzigen Sohn, der ohne männliche Erben ſtarb, und mit welchem dieſes alte und berühmte Geſchlecht erloſch. (*Franke.*)

DIGBY (Johann), Graf von Briſtol, ſtammt aus derſelben Familie, wie die beiden Vorgenannten. Er wurde im J. 1580 geboren, und machte ſich ſchon in einem Alter von 15 Jahren als Dichter bekannt. Nach der Rückkehr von ſeinen Reiſen ward er Jakob I. vorgeſtellt, deſſen Aufmerkſamkeit er durch ſeine Talente und ſeine treue Anhänglichkeit auf ſich zog. Dieſer Monarch, der ihn zum Mitgliede des geheimen Raths ernannt hatte, ſandte ihn, als er die üble Wendung ſahe, welche die Angelegenheiten ſeines Schwiegerſohns, des Kurfürſten Friedrich von der Pfalz, nahmen, im J. 1620 an den Erzherzog Albert, den Kurfürſten von Baiern und den Kaiſer Ferdinand II., um für dieſen unglücklichen Fürſten einen günſtigen Frieden auszuwirken. Indeſſen genoß der König von Großbritannien damals ein ſo geringes Anſehen bei den auswärtigen Mächten, daß Digby's Unterhandlungen erfolglos waren. Doch bewog dieſen ſein Eifer, von ſeinem eignen Vermögen 2000 Pfund Sterling dem Könige vorzuſchießen, um damit die engliſchen Hülfstruppen im Heere des Grafen von Mansfeld, welche ſeit langer Zeit ihren Sold nicht erhalten hatten, zu bezahlen. Schon ſeit fünf Jahren hatten die Zeitereigniſſe die Vollziehung der ehelichen Verbindung verhindert, welche man zwiſchen dem Prinzen von Wallis und der Infantin von Spanien, Schweſter Philipps III., zu ſchließen beabſichtigte. Jakob, dem viel daran lag, dieſe Angelegenheit beendet zu ſehen, ſchickte 1622 eine zweite Geſandtſchaft nach Madrid, an deren Spitze er den kurz vorher zum Grafen von Briſtol ernannten Digby ſtellte. Schon hatten die Freimüthigkeit, die Klugheit und das vermittelnde Talent dieſes Unterhändlers der Sache eine ſehr günſtige Wendung gegeben, als das widerſpruchsvolle Benehmen Buckinghams ſie gänzlich ſcheitern machte. Dieſer übermüthige Günſtling, unwillig, daß Briſtol dem König ein nur zu treues Bild von deſſen Betragen in Spanien entworfen hatte, ſchwärzte ihn bei dieſem Fürſten an. Jakob, dem der Hochmuth Buckinghams immer läſtiger wurde, wartete mit Ungeduld auf die Rückkehr Briſtols, um ſich jenem anmaßenden Manne zu widerſetzen, und doch gab ſeine Schwäche abermals den treuloſen Einflüſterungen deſſelben Gehör. Er befahl, den Grafen Briſtol bei ſeiner Ankunft in England gefangen zu nehmen. Philipp entdeckte dem Briſtol alle dieſe gegen ihn geſchmiedeten Anſchläge, und bot ihm große Vortheile an, wenn er in Spanien bleiben wollte. Briſtol jedoch ſchlug ſie aus und erwiederte, daß wenn er ſie annähme, er ſich den Verleumdungen ſeiner Feinde bloßſtellen würde. Nun drang Philipp in ihn, daß er wenigſtens ein Geſchenk von 10,000 Dukaten annehmen möchte, und verſicherte, daß dies für die ganze Welt ein Geheimniß bleiben ſollte. Nein, entgegnete der Engländer, Einer wenigſtens würde es wiſſen, der Graf von Briſtol, und dieſer es gewiß bekannt machen. — Kaum war er in England gelandet, als ein Befehl des Königs ihn in den Thurm des Towers ſandte und bald darauf ein andrer ihn auf ſeine Güter mit der Drohung verwies, daß er weder am Hofe noch im Parlament eher erſcheinen dürfte, als bis er auf die Anklagen geantwortet hätte, die ihm von den Commiſſarien des geheimen Rathes vorgelegt werden ſollten. Es machte ihm keine Mühe, ſich wegen dieſer Anſchuldigungen, ſobald er Kenntniß davon erhielt, vollſtändig zu rechtfertigen; indeſſen bekam er doch weder ſeine Freiheit wieder, noch die Erlaubniß, ſich dem Könige darzuſtellen. Buckingham ließ ihm ſagen, daß dieſe Ehre ihm bewilligt werden ſollte, wenn er eingeſtände, der Thaten ſich ſchuldig gemacht zu haben, die man ihm zur Laſt legte. Sein ſtolzer und erhabener Sinn ließ ihn jedoch eine Gunſt ausſchlagen, die er um ſolchen Preis erkaufen ſollte. Trotz ſeiner Schwäche konnte ſich Jakob doch nicht enthalten, dem Buckingham zu ſagen, daß es eine ſchreckliche Tyrannei ſei, einen unſchuldigen Menſchen zwingen zu wollen, daß er ſich für ſchuldig erkläre; aber ſoviel ſtand nicht in ſeiner Macht, daß er eine Zuſammenkunft mit Briſtol erlangt hätte, weil der Prinz von Wallis und der übermächtige Günſtling ſich derſelben beharrlich widerſetzten. So darf es nicht befremden, daß Briſtol auch keine Gerechtigkeit fand, als Karl I. den Thron beſtieg. Im J. 1626 verlangte Briſtol, daß er mit den übrigen Pairs berufen werde. Er erhielt auch wirklich ſein Einberufungsſchreiben, aber zugleich ein andres mit dem großen königlichen Siegel, welches ihm verbot, von dem erſtern Gebrauch zu machen. Hierauf reichte er mit jenem zweiten Schreiben eine abermalige Bittſchrift beim Oberhauſe ein, ſetzte darin aus einander, daß Buckingham aus Furcht, ſeine Verbrechen möchten durch ihn aufgedeckt werden, den König zu dem ungeſetzlichen Schritte bewogen habe, und ſchloß mit dem Geſuche, daß es ihm geſtattet werde, dieſen Günſtling bei dem Hauſe anzuklagen. Der König, durch dieſe Kühnheit beleidigt, ließ Briſtol des Hochverraths anklagen; dieſer aber ging ſiegreich aus dem Streite hervor, und der Hof wagte nicht, denſelben fortzuſetzen, weil er ſah, daß er ſich nur noch größere Demüthigungen dadurch zuziehen würde. So gelangte Briſtol endlich zum Genuſſe ſeiner Freiheit und ſeiner Rechte, und aufgebracht über die unbillige Behandlung, die er von Seiten Karls erfahren hatte, ſchloß er ſich der Oppoſitionspartei an. Seine Talente zeichneten ihn unter dieſer aus; aber ihr zügelloſes Treiben ward ihm bald zuwider. Er wurde nun einer der allereifrigſten Royaliſten, veranlaßte den König zu gewaltſamen Maßregeln, erduldete für ihn Verfolgung, den Verluſt ſeines Vermögens und die Verbannung, und ſtarb zu Paris 1653. — Man hat vom Grafen Briſtol verſchiedne Poeſien, politiſche Abhandlungen, und ſolche, die ſich auf Ereigniſſe ſeiner Zeit beziehen. In den erſten Jahren ſeines Aufenthalts am Hofe überſetzte er aus dem Franzöſiſchen das Werk des Paters Dumoulin: **Défense de la foi catholique, contenue dans le livre du roi Jacque contre la reponse de Nicolas Coeffetau (1610).** Wahrſcheinlich unternahm er dieſe peinliche Arbeit auf Verlangen des Königs Jakob und in der Abſicht, ſich dieſem pedantiſchen Fürſten geneigt zu machen. Indeſſen iſt die an den König gerichtete Dedication von dem Kapellan des Überſetzers, J. Sandford, unterzeichnet. (*Franke.*)

DIGBY (George), Graf von Briſtol, Sohn des Vorgenannten, war, nach einigen Schriftſtellern, 1612, zu Madrid geboren, und zeigte ſchon früh die glücklichſten Anlagen. Da ſein Vater als Gefangner in den Thurm geſchickt wurde, reichte George eine Bittſchrift für ihn dem Hauſe der Gemeinen ein, und das jugendliche Anſehen, ſowie das beſcheidene Selbſtvertrauen des jungen Redners machten einen ſeiner Sache ſehr günſtigen Eindruck auf die Verſammlung, und erweckten die beſten Hoffnungen von ihm. In dem Parlamente von 1640 erwarb ihm ſein hitziger Eifer gegen den König das Vertrauen der mit der Regierung Unzufriednen, und deshalb wurde er zu Einem der ſieben Commiſſaire erwählt, welche den Auftrag erhielten, die Anklage gegen den Grafen von Strafford abzufaſſen; aber er weigerte ſich, ſeine Stimme zu der ſogenannten Überführungsbill zu geben, durch welche Strafford verurtheilt wurde, den Kopf zu verlieren. Das Unterhaus verdammte die heftige Rede, welche Digby bei dieſer Gelegenheit hielt, zum Feuer, und wollte ihn ſogar aus dem Hauſe verſtoßen, als der König ihn ins Oberhaus berief. Das Unterhaus vergab Digby niemals dieſen Abfall, und er ſeinerſeits zeigte gegen daſſelbe die lebhafteſte Erbitterung. Die Gegenwart Digby's im Oberhauſe vermehrte zwar daſelbſt die Stärke der königlichen Partei, aber ſein ſtolzer und zu heftiger Charakter ſchadete auch wieder der königlichen Sache. Er war es, der Karl I. den unklugen Rath gab, ſechs Mitglieder des Parlaments des Hochverraths anklagen zu laſſen, ein Schritt, der ſo traurige Folgen für dieſen unglücklichen Fürſten hatte. Als Digby ſah, daß das Oberhaus dieſe Maßregel mißbilligte, hielt er eine Rede, in welcher er daſſelbe deswegen bitter tadelte; und weit entfernt, ſeinen Plan fallen zu laſſen, als er wahrnahm, daß ganz London ſich zur Vertheidigung der Angeklagten erhob, rieth er ſogar dem Könige, ſich ihrer lebendig oder todt zu bemächtigen; denn er hatte den Ort ausgekundſchaftet, wohin ſie ſich geflüchtet hatten. Dieſer gewaltſame Vorſchlag wurde jedoch verworfen. Bald darauf wurde das Parlament benachrichtigt, daß Digby ſich zu Kingston an der Themſe mit 200 Reitern aufhalte, und da es vermuthete, daß er ſich Portsmouths bemächtigen wollte, befahl es den Sherifs der benachbarten Grafſchaften, Truppen zu ſammeln, um die Angriffe der Übelgeſinnten zurückzuſchlagen. Das Oberhaus befahl nun Digby, im Parlamente zu erſcheinen; er aber verließ das Königreich und ging nach Holland. Die Briefe, welche er aus dieſem Land an ſeine Freunde ſchrieb, wurden aufgefangen, und man fand ſie angefüllt von ſo harten und beleidigenden Ausfällen, von ſo gewaltſamen Planen gegen das Parlament, daß er von dieſem des Hochverraths ſchuldig erklärt wurde. Es gelang ihm jedoch, den Prinzen von Oranien für die Sache Karls I. zu gewinnen, und nachdem er dieſem Prinzen von dem Erfolge ſeiner Unternehmungen perſönlich Rechenſchaft gegeben hatte, kehrte er, als Matroſe verkleidet, nach England zurück; ward aber durch die Schiffe des Parlaments gefangen genommen. Man brachte ihn nach Hull, deſſen Gouverneur ſein Todfeind war; doch wußte er ſelbſt dieſen durch das Vertrauen, das er ihm bewies, für die königliche Partei zu gewinnen. Sobald der Krieg zwiſchen Karl und ſeinem Parlamente, zu dem er ſtets gerathen hatte, ausgebrochen war, kam er nach England, errichtete ein Cavallerieregiment und focht an deſſen Spitze; verließ es jedoch, ohne deshalb minder Theil an allen Gefechten dieſes Krieges zu nehmen. Nach Falklands Tode (1643) wurde er zum Staatsſecretair ernannt, aber alle Officiere hatten einen ſo großen Widerwillen gegen ihn gefaßt, daß er Verzicht auf dieſe Stelle leiſtete. Während das Parlament in allen Vergleichsvorſchlägen, die es dem König überſandte, ausdrücklich auf der Verurtheilung Digby's beharrte, hielt ſich dieſer in Irland auf, wo eben damals die Fortſchritte der Rebellen den Prinzen von Wales nöthigten, dieſe Inſel zu verlaſſen. Nachdem er hier dem König einige Dienſte geleiſtet hatte, ging er mit zwei Fregatten nach Jerſey, um den Prinzen zur Rückkehr nach Irland zu bewegen. Er fand dieſen aber taub gegen ſeine Vorſtellungen, und begab ſich nun nach Paris, um die Königin Henriette für ſeinen Plan zu gewinnen. Sein einnehmendes Betragen erwarb ihm das Vertrauen der Marie Anna von Öſterreich und des Cardinals Mazarin; er verlor es aber ſpäter wieder wegen ſeiner Verbindungen mit den Anführern der Fronde, und erhielt 1657 den Befehl, Frankreich zu verlaſſen. Nun begab er ſich nach den Niederlanden, wo die Annehmlichkeiten ſeiner Unterhaltung und ſeine aſtrologiſchen Kenntniſſe ihm die Gunſt Johanns von Öſterreich, des Gouverneurs dieſer Provinzen, erwarben. Nach der Wiedereinſetzung Karls II. bot Digby, der inzwiſchen durch den Tod ſeines Vaters Graf von Briſtol geworden war, alle ſeine Kräfte auf, um die katholiſche Religion, die er in der Verbannung angenommen hatte, in England einzuführen. Da er vorherſah, daß der Kanzler Clarendon ſich dieſem Plane widerſetzen würde, beſchloß er ihn zu verderben und ihn vor dem Parlament anzuklagen. Karl II., vom Grafen von Briſtol beherrſcht, weil dieſer ſich ſehr geſchickt in ſeine Denkweiſe fügte und ſeinen Hang zu Vergnügungen begünſtigte, bemühte ſich dennoch, aus Ehrfurcht gegen Clarendon, den Grafen zu vermögen, daß er von ſeinem Vorhaben abſtände; dieſer jedoch entgegnete ihm in einem drohenden Tone, daß er es bereuen werde, ſich ſo ſeinen Abſichten zu widerſetzen. Das Oberhaus erkannte in der Anklage Briſtols nur die Wuth eines unruhigen und ehrgeizigen Kopfes, und gab bald darauf Befehl, ihn feſtzunehmen. Die Veranlaſſung dazu gab ein Brief, in dem er behauptete, das Leben des Königs ſei in Gefahr, weil der Herzog von York eine Wache habe. Die Flucht befreite ihn aus dieſer Gefahr. Im J. 1673 ſtimmte er für die Teſtbill, indem er ſagte, als Mitglied eines proteſtantiſchen Parlaments müſſe er es, obgleich er als Katholik verpflichtet ſei, dagegen zu ſtimmen. Er ſtarb 1676 zu Chelſea. — Wir beſitzen von ihm: Parlamentsreden; Briefe über politiſche Gegenſtände; Briefe gegen die katholiſche Religion, an ſeinen Vetter Kenelm Digby; und eine Komödie, Elvira. (*Franke.*)

DIGENTIA war ein Bach, welcher im Sabinerland aus der Quelle Banduſia am Berge Lucretilis auf dem Landgute des Dichters Horatius entſtand. (*Hor.* Epp. I, 18, 104. 16, 12. Od. 1, 17. 3, 13.) So gefeiert auch dieſe Namen durch den römiſchen Dichter ſind, ſo ungewiß iſt dennoch die Gegend, wo man ſie zu ſuchen habe. Sickler (Plan topographique de la campagne de Rome) ſetzt dieſe Gegend an einen Bach, der unweit Bardela, welches er für des Horatius Mandela hält (Epp. 1, 18), in den Teverone fließt. Dagegen nimmt Mannert (Geogr. 9. Thl. 1. Abth. S. 327) den jetzigen Bach Galantina, der ſich nördlich vom Fluſſe Farfa mit der Tiber vereinigt, für den alten Digentia, und ſtützt ſich dabei hauptſächlich auf die Bemerkung, daß die von Sickler bezeichnete Gegend nicht mehr zum ſabiniſchen, ſondern zum äquiſchen Gebiete gehörte. So richtig nun dies auch ſein mag, ſo iſt ihm doch nicht zuzugeben, daß *Hor.* Od. 1, 9 auf des Dichters Landgut zu beziehen ſei, ſondern man muß vielmehr annehmen, daß darin des Thaliarchus Villa, von welcher man die Ausſicht auf den Berg Soracte hatte, bezeichnet werde. Da Horatius ſelbſt nirgends die Lage ſeines Sabinum genauer beſchreibt, die Geographen und die Hiſtoriker des Alterthums aber darüber gänzlich ſchweigen, ſo läßt ſich die Gegend ſchwerlich mit völliger Gewißheit beſtimmen. (*L. Zander.*)

DIGERA. Dieſen Namen hat Forskål für eine von ihm aufgeſtellte Pflanzengattung, aus der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Chenopodieen (oder Amaranteen), gewählt, indem er das arabiſche Wort **Didjar**, womit die einzige bekannte Art bezeichnet wird, latiniſirte. Char. Die fünf ungleichen Kelchblättchen ſind am Rande häutig; die drei Corollenblättchen ſtoßen röhrenförmig zuſammen; zwiſchen Kelch und Corolle ſtehen zweilappige Nektarien; die Staubfäden ſind pfriemenförmig, ſtehen den Corollenblättchen gegenüber und tragen Zwillingsantheren; der Griffel iſt fadenförmig, mit zweizähniger Narbe; die Steinfrucht einſamig. Die von Forskål in Arabien entdeckte Art, welche auch in Oſtindien einheimiſch iſt, **D. arvensis** *Forsk.* (Descr. p. 65, **Achyranthes polygonoides** *Retz.* obs.) iſt ein perennirendes, äſtiges, niederliegendes Kraut mit abwechſelnden, lanzettförmigen, ganzrandigen, runzeligen, glatten Blättern, in den Blattachſeln ſtehenden Blüthenſtielen und rothen Blumen. (*Sprengel.*)

DIGERIRGEFÄSSE zu chemiſchen Digeſtionen (ſ. **Digestion**), ſind mehr oder weniger langhalſige Kolben, die im Sandbade (ſ. **Digestorium**) gehörig erwärmt ſtehen, und in deren Halſe der Hals eines größern umgekehrten Kolbens möglichſt luftdicht eingekittet, der aufrechtſtehende Bauch des letztern aber immer kalt gehalten wird, damit ſich die aufgeſtiegnen Dünſte in ihm verdichten können (ſ. Sam. Hahnemanns Apothekerlexikon. 1. Bd. Vgl. unten **Digestor**). — Chevreuls Digeſtionsapparat (ſ. Schweiggers Journ. d. Ch. u. Ph. **XVI**, 3. S. 324) zeichnet ſich unter den neuern vorzüglich aus, und iſt ein mit dem Deſtillirapparate verſehener Papiniſcher Topf (ſ. Digestor). (*Th. Schreger.*)

DIGESTEN (Digesta). Das Stammwort iſt digerere, und dieſes bedeutet unſtreitig, ſeiner Ableitung nach, ebenſo gut wie dirimere, diruere, divertere und dividere: auseinandertragen, auseinanderſtellen oder zerlegen, zertheilen. In dieſer Bedeutung kommt digerere, in Beziehung auf das Recht bei Cicero de orat. I, 41, 42 vor; und völlig gleichbedeutend braucht derſelbe (*Cicero* Brut. 33) das Wort tribuere, welches in dem römiſchen Rechte von der tributoria actio her bekannt iſt. Hieraus iſt das juriſtiſche Kunſtwort *Digesta*, für Bücher, in welchen die Rechtsſätze zerlegt und getrennt (nach einer gewiſſen Ordnung) abgehandelt wurden, entſtanden, und dergleichen Digeſten waren ſchon lange vor Juſtinian üblich. So ſchrieb ſchon Alfenus Varus Digeſten, dann Celſus, Julian, Pomponius, Africanus, Cervidius Scävola und Marcellus. Dieſes juriſtiſche Kunſtwort Digesta hat dann den Kirchenvater Tertullian, wenn er auch nicht ſelbſt der gleichnamige Rechtsgelehrte geweſen iſt, veranlaſſen können, die chriſtlichen heiligen Bücher ebenfalls digesta zu nennen (adv. Marcionem IV, 3), wo indeſſen der Zuſatz nostra doch wol nicht den Unterſchied von den juriſtiſchen digesta„ ſondern den von den heiligen Schriften, die ſeine Gegner annahmen, bezeichnen ſoll; ohne daß es nöthig iſt, das Wort digestum ſo ganz allgemein für Buch anzunehmen*).

Späterhin wird digerere von den nichtjuriſtiſchen Schriftſtellern in einem viel allgemeinern Sinne gebraucht; dagegen brauchen die chriſtlichen Kaiſer in ihren Geſetzen das Wort digerere immer noch in der alten, juriſtiſchen Bedeutung. So z. B. Valentinian I., Valens und Gratian in der c. 1. C. Th. VI, 7, wo digestae ordinationibus priscis . . . . dignitates, offenbar die Eintheilung in verſchiedne Claſſen des Rangreglements bedeutet, und Juſtinian ſelbſt in der c. *δεδωκεν* 3. C. I, 17. §. 1 am Ende erklärt: digesta *εκ τȣ των νομων εχειν διαιρεσεις τε και διατυπωσεις*. Wenn er aber ſeiner großen Excerptenſammlung den Namen: Digesta *sive* Pandectae juris enucleati, ex omni vetere jure collecti gab, ſo iſt dieſes wenigſtens inſofern auffallend, als Digesta mit Pandectae nicht gleichbedeutend ſind, da Pandectae auf eine Sammlung hinweiſt, in welche alles aufgenommen werden kann, und nach ſeiner Abſicht alles aufgenommen wurde, was aus den frühern Schriften über das Recht, als nun gemeingültig aufgenommen werden ſollte. (Vergl. Hugo, Urſprüngliche Bedeutung des Worts Digesta, in deſſen civiliſtiſchem Magazin. Bd. VI. Nr. 8.) (*Spangenberg.*)

DIGESTION, digeriren. Digeſtion iſt 1) (chemiſch) diejenige Operation, durch welche man zwei oder mehre flüſſige Körper, oder einen flüſſigen und einen feſten, gewöhnlich in Pulverform, mit einander vermiſcht, und eine Zeit lang in verſchloſſenen Gefäßen ruhig hinſtellt, damit ſie erweichen, oder ſich auflöſen und vereinigen ſollen. Die Digeſtion geht oft der Deſtillation voraus. Sie iſt entweder a) kalte Digeſtion, wenn man dazu, außer der atmoſphäriſchen Wärme, keine andre nöthig hat, oder b) warme, heiße, wo man eine andre Wärme an die Digerirgefäße auf dem eigends dazu eingerichteten Ofen (Digerirofen) bringt. Die erſte geht zwar langſamer vor ſich, iſt aber von ſehr großem Nutzen, und gibt oft beſſere Producte, als die zweite, welche aber gleichfalls ihre Vortheile hat, und in weit mehren Fällen gebraucht wird.

Man bedient ſich der Digeſtion überhaupt, um theils das Ineinanderwirken gewiſſer Stoffe zu befördern, theils zur Erweichung und Aufſchließung gewiſſer, für fernere Bearbeitungen beſtimmter Körper, oder auch zur Erregung eines Grads von Gährung, den ſie annehmen ſollen.

2) Digestion (phyſiolog.), ſ. Chymusbildung und Verdauung. (*Th. Schreger.*)

DIGESTIVMITTEL (Digestiva) nennt man 1) die Verdauung befördernden Mittel, als: Schleim zertheilende, auflöſende und zugleich gelind ſtärkende Arzneicompoſitionen von Neutralſalzen, und bittern und gewürzhaften Stoffen, gewöhnlich in Pulverform (Digeſtivpulver, pulvis digestivus). So gebraucht man zur Würzung der Speiſen das Kochſalz als ein tägliches Digeſtivmittel ꝛc. 2) Heißen alle die Zeitigung und Eiterung der Geſchwüre befördernde Mittel Digeſtiva, z. B. die Digeſtivſalbe (Unguentum digestivum), ein eignes officinelles Präparat, deſſen Hauptbeſtandtheil Terpentin iſt. (*Th. Schreger.*)

Digestivpulver, ſ. Digestivmittel.

Digestivsalz, ſ. Salzsäure.

DIGESTOR, eine von Papin (1681) erfundne Maſchine, urſprünglich aus Metall, in Cylinderform, mit breitem Rand und einer ovalen, etwas kleinern Öffnung, als der innere Raum iſt, auf welche mittels ſtarker eiſerner Schrauben ein gleich ſtarker runder Deckel von Meſſing dampfdicht befeſtigt wird. In dieſer Maſchine läßt ſich durch Sperrung der Waſſerdämpfe nicht nur das Waſſer weit ſiedend heißer, als an freier Luft machen, ſondern auch ein harter Körper, wie Knochen ꝛc., in kurzer Zeit erweichen und auflöſen, um daraus Knochengallerte oder Suppentafeln zu bereiten. Nur muß der Topf, um den gefährlichen Folgen ſeines möglichen Berſtens zuvorzukommen, wohl verwahrt ſein (ſ. *Dion. Papin* new digestor. Lond. 1681. 1687. 4.).

Die Sangiorgio'ſchen, Ottoliniſchen, Tieböliſchen und Fortinſchen Veränderungen daran ſind nicht eben weſentlich.

An Zieglers Digeſtor (ſ. Deſſen Schrift: de Digestore Papini, ejus structura et usu (Bas. 1769.), ſind ein Thermometer und zweierlei Elaſticitätsmeſſer angebracht. Wilke (ſ. Sam. Hahnemanns Apothekerlexikon. Bd. I.), und van Marum (ſ. Voigts n. Magazin ꝛc. III, 1. 2. Taf. I. Fig. 1—4.), haben, ſowie neuerlich Souton, den Gebrauch deſſelben mehr geſichert. Mit Cullens gläſernem Digeſtor (bei S. Hahnemann a. a. O. I.), läßt ſich reinlicher arbeiten. Le Mare's Autoclav gewährt durch ſein Ventil noch größere Sicherheit (ſ. Journ. de Pharm. VI. p. 315.). An dem von van Marum verbeſſerten Papin. Topfe (ſ. oben), hat Eichthal eine Abgangsröhre, und Wurzer andre Verbeſ-

---

*) Wie z. B. *Bynckershoeck*, Observ. VIII, 1. Scheller im Lexikon u. A.

ſerungen angebracht (ſ. Kopps Jahrb. der Staatsarzneikunſt. X. S. 36 fg.).

Buchholzs vereinfachter Papinianiſcher Digeſtor iſt ein aus Eiſen 1 bis 1½ Linien ſtark und gleichförmig gegoſſener cylindriſcher, den vierten Theil höherer, als breiter, am Boden etwas abgeplatteter, und nach Oben zu abgerundete, 12—16 Pf. Waſſer haltender Topf mit einer aufgeſetzten, ½ Fuß im engern Durchmeſſer weiten Trichtermündung, und an den zwei entgegenſtehenden Seiten ſeines Gewölbes mit zwei ſtarken maſſiven Henkeln verſehen, um theils ſein Auflegen auf das Ofengemäuer zu erleichtern, theils das Schraubengeſtelle daran zu befeſtigen. In die Eingangsöffnung des Trichters iſt ein eiſerner Deckel dampfdicht eingeſchmirgelt, der zum Eingreifen der Schraube in ſeinem Mittelpunkt eine Vertiefung hat, und zugleich, wenn er nicht ſtark genug wäre, durch ein untergelegtes eiſernes Kreuz unterſtützt werden kann. Das Schraubengeſtelle beſteht aus einem eiſernen Bügel, der durch die beiden Henkel mitten über den Deckel des Topfes befeſtigt, und in deſſen oberm Theile die Schraubenmutter vertikal über dem Deckel angebracht werden kann, durch welche die Schraube mit ihrem querlaufenden Schlüſſel vertikal auf die Mitte des Deckels herabſteigt, um dieſen gleichförmig aufzudrücken. Die ſich entwickelnden elaſtiſchen Dämpfe laſſen ſich, damit ſie den Apparat nicht zerſprengen, durch ein am Deckel angebrachtes Kegelventil herausſchaffen. Dieſe nicht ſo koſtſpielige Vorrichtung iſt für Apotheker beſtimmt, und erfüllt aufs Beſte ihre Beſtimmung (ſ. Taſchenbuch für Scheidekünſtler und Apotheker, 1804. S. 83. Fig. 1—7. Die neuern und neueſten Abänderungen daran ſind von Edelkranz (ſ. Gehlens n. Journ. d. Ch. ꝛc. 1803. II, 6. S. 118. Tab. II. Fig. 2.), von Muncke (ſ. Schweiggers Journ. f. d. Ch. ꝛc. XXIII, 2.), von Moulfarène (ſ. Jahrb. des k. k. polytechn. Inſtituts zu Wien. XV. S. 205 ꝛc. Taf. V. Fig. 9.) u. m. A.

Für einzelne Haushaltungen dient zum Dampfkochen Delkeskamps Maſchine in Deſſen Schrift: Über die neueſte Verbeſſerung des Dampfkochens ꝛc. (Halle 1812.) S. 87. ꝛc. Ebenſo belehrt uns hierüber Hausmanns Schrift: Einfaches Mittel, die Beköſtigung der vor dem Feinde ſtehenden Heere zu erleichtern (Gött. 1815.).

Zur Bildung des Waſſerqualms für ruſſiſche Dampfbäder außerhalb des Badecabinets dient hier und da eine Papiniſche Maſchine, oder ein feſt verſchloſſener, mit einem Sicherheitsventile ꝛc. verſehener Keſſel, aus welchem ein weites metallenes Rohr mit verſchiednen gekrümmten und beweglichen Aufſätzen, den Dampf in das Badegemach, und nach der beliebigen Richtung hin führt (Über d. Papiniſchen Digeſtor und deſſen verſchiedne Arten vergl. die Jahrbücher d. k. k. polytechn. Inſtit. in Wien. XI. S. 316. ꝛc. XV. S. 205. ꝛc.). (*Th. Schreger.*)

DIGESTORIUM, eine Art von chemiſchem Sandbade, welches aus einem viereckigen Ofengemäuer beſteht, deſſen Bodenblatt mit einer eiſernen Platte belegt iſt. Der ganze Raum wird mit Streuſand ausgefüllt (ſ. S. Hahnemanns Apothekerlexikon. I., und unten Ofen wie namentlich: Meißners zu Halle Digeſtions-, Koch- und Trockenofen für Apotheker (in Trommsdorffs neuem Journ. d. Pharm. ꝛc. X, 2.). (*Th. Schreger.*)

DIGITALIN (Digitaline), ein von A. Le Royer aus dem rothen Fingerhute (Digitalis purpurea) geſchiednes, ſchmieriges und außerordentlich zerfließliches, angebliches Pflanzenkaloid von brauner Farbe und bitterm Geſchmacke, das nur unter den günſtigſten Verhältniſſen in ganz kleinen, verſchieden geformten, federartigen, meiſt prismatiſchen Kryſtallchen mit rhomboidaliſcher Grundfläche ꝛc. anſchießen ſoll, aber nach Pulong kein Kaloid iſt, ſondern der wirkſame Beſtandtheil der Digitalis. Anderthalb Gran davon in einer halben Unze Waſſer aufgelöſt, und in den Unterleib oder in die Halsvene eingeſpritzt, tödten in fünf Minuten Hunde von mittler Größe, Kaninchen und Katzen, indem das im Blut aufgelöſte Gift direct auf das Nervenſyſtem zu wirken ſcheint. Das arterielle Blut zeigt dabei eine ſehr venöſe Farbe und wenig Neigung zum Gerinnen. Die Hirnſubſtanz aber wird von dieſem Gifte nicht verändert (ſ. Bibl. universelle. XXVI. p. 102 sq. teutſch in Schweiggers n. Journ. für Ch. und Ph. 1824. XII, 1. S. 110 ꝛc. und im Magazin der Pharmacie ꝛc. fortgeſ. von F. L. Geiger. VII. Juliheft. Formular- und Recepttaſchenbuch von A. Richard, aus der 3. Auflage ins Teutſche überſetzt ꝛc. (Weimar 1824.) Vergl. Meylinks Bereitungsart in Buchners Repertor. ꝛc. XXVIII, 2., und die neueſte von Planiawa bei Geiger a. a. O. 1829. Febr. S. 54. ꝛc., nach welcher man oft das Dreifache und mehr, als nach le Royers Methode, bekommen, und auch viel an Äther ſparen ſoll. Statt das Präparat durch Thierkohle entfärben zu wollen, wobei es doch braun bleibt, ſchlägt Geiger vor, die wäſſerige Löſung mit Stickſtoffkohle zu behandeln ꝛc. (*Th. Schreger.*)

DIGITALINA, eine Gattung Zoophyten, von Bory d. St. Vincent in deſſen Zwiſchenreich Psychodiaires, in die Abtheilung Microscopiques, in die Familie Vorticelloires geſtellt. Sie zeigt, nach dem gedachten Autor (Encyclopéd. méthod. Zoophites 1824. p. 252.) die größte Verwandtſchaft mit den eigentlichen Vorticellen (aus denen die ganze Familie gebildet), hat aber nicht, wie dieſe, fibrirende Organe an der Mundöffnung, auch weder zuſammendrehbare, noch weniger zurückziehbare beſondre Stiele. Vielmehr beſtehen die Kennzeichen in Folgendem: Der Stamm iſt röhrig, einfach, meiſtens aber baumförmig, im letztern Falle ſich in ſtarre (ſteife) Äſte theilend. Die einzelnen Stielchen tragen einen urnenförmigen cylindriſchen länglichen, ſchräg abgeſtutzten Kelch, welcher mehr oder weniger eine herzähnliche Geſtalt hat. Die Thiere dieſer Gattung leben (gleichſam paraſitiſch) auf kleinen Süßwaſſerkruſtaceen, — als Cyclops, Monoculus, Daphnia, oft in ſolcher Menge, daß dieſen an ſich auch kleinen Thierchen das Schwimmen ſchwer wird. Wie bei den eigentlichen Vorticellen löſt ſich zu manchen Zeiten der gedachte Kelch von dem Stiel ab und ſchwimmt frei herum, wie dies ſchon Ledermüller und Röſel beobachteten. Nur Müller will eine Art im Meereswaſſer beobachtet haben. Von den folgenden von Bory de St. Vincent aufgeführten Arten hat Ehrenberg zwei Arten: D. digitalis und anastatica, als zur Gattung **Epistylis** gehörig, aufgeführt. Die erſte Art, welche ſchon Röſel abbildete (Inſectenbeluſtigung **III.** 607. t. 98. f. 4.), nennt Bory **D. Roeselii**; eine dritte iſt von ihm: **D. simplex** genannt und als Abbildung führt er an: Ledermüller mikroſkop. Gem. und Augenergötzungen. t. 88. Vergl. **Epistylis.** (**D.** *Thon.*)

DIGITALIS (Fingerhut, *κωράχορτον* Neugr., **Digitale** Fr., Ital. und Span., **dedaleira** Portug., **foxglove** Engl., **fingerurt**, Dän., **biskopsört** Schwed., **naparstnik** Poln.). Eine Pflanzengattung, welche Leonhard Fuchs (**Hist.** 893) zuerſt ſo genannt hat, aus der zweiten Ordnung der **14.** Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Skrofularinen (Perſonaten). Char. Der Kelch fünftheilig, ſtehenbleibend, mit meiſt ungleichen Fetzen; die Corolle bauchig-glockenförmig, mit ſchmalem Saume; die Oberlippe ganz ſtumpf oder geſpalten, die Unterlippe dreiſpaltig, der mittlere Lappen den beiden andern gleich oder vorgeſtreckt; die Staubfäden kürzer als die Corolle; die Antherenfächer von einander abſtehend; der Griffel ſtehenbleibend, mit zweilappiger Narbe; die Kapſel eiförmig, zweifächrig, vielſamig; die beiden Klappen bilden mit den einwärts gebognen Rändern die Scheidewände und theilen ſich bei der Fruchtreife, wenigſtens oberhalb, in zwei Hälften; der Mutterkuchen ſteht in der Mitte, iſt dick und mit den Scheidewänden verwachſen; die Samen ſind runzelig oder punktirt. Einige dreißig Arten dieſer Gattung ſind bekannt, welche ſich großentheils durch ihre zierliche Form und durch die Größe und Färbung ihrer Blumen auszeichnen, aber auch wahrſcheinlich alle giftig ſind. Sie ſind in Europa (in Teutſchland fünf), in Kleinaſien und am Kaukaſus, in China, Cochinchina und Oſtindien, auf den canariſchen Inſeln und auf Madeira einheimiſch. Nur wenige ſind ſtrauchartig, die meiſten mehrjährige Kräuter. Die bekannteſte Art, **D. purpurea** *L.* (Rother Fingerhut, **Engl. bot. 1297., Fl. dan. 74.**, Sturm Teutſchl. Fl., Guimp. und Schlecht. t. 7.), iſt ein zweijähriges, weichhaarig-wolliges Kraut, mit aufrechtem, einfachem, drehrundem Stengel, ei-lanzettförmigen, ungleich gekerbten, adrig-runzligen, unterhalb am Stiele herablaufenden, oberhalb ungeſtielten Blättern. Die Blüthen bilden eine lange, einſeitige Traube am Ende des Stengels; Blüthenſtiele und Stützblättchen ſind von faſt gleicher Länge; vier Fetzen des Kelches gleich groß, der fünfte viel ſchmaler. Die große Corolle iſt außen purpurroth, innen weißlich, rothgefleckt und mit langen Haaren beſetzt. — Der rothe Fingerhut findet ſich faſt in ganz Europa, mit Ausnahme des hohen Nordens, beſonders in Bergwäldern und auf hohen Wieſen; an manchen Orten bedeckt er große Flächen, z. B. am Harze zwiſchen Elbingerode und Schierke; in vielen Gärten dient er als Zierpflanze. Er blüht vom Juni bis zum September. Jetzt kann ſie unter die wichtigſten europäiſchen Arzneipflanzen gezählt werden (ſ. den folg. Art.). Zum mediciniſchen Gebrauche ſammelt man die friſch unangenehm riechenden Blätter (**Herba Digitalis purpureae**) von dem wildwachſenden Fingerhute, wenn ſich die Blüthen zeigen. (*Sprengel.*)

DIGITALIS PURPUREA (Mediciniſch). Zum Arzneigebrauche ſollte man nur die breiteſten und am tiefſten gefärbten, mit einem wolligen Überzuge bedeckten, Stengelblätter des zweiten Jahres der zweijährigen, im leichten Sandboden wachſenden Pflanzen vor der Blühezeit ſpät gegen Ende Auguſts einſammeln, und zwar alle Jahre friſch. Nicht unwirkſamer ſind die Blätter des Gartenfingerhuts, wenn er an einem erhabenen Orte, geſchützt vor Nordwinden, frei nach Süden, leicht von Bäumen beſchattet, in einem lockern, ſandigen, wenig thonigen, mehr magern, als fetten, blos mit Laub, Gras ꝛc., nicht mit gewöhnlichem Viehmiſte gedüngten Boden ſteht. Das von den Blattſtielen und Rippen gereinigte Kraut muß man ſchnell in einer Blechpfanne an der Sonne und im Luftzug, oder über gelindem Feuer trocknen. Immer noch etwas biegſam wird es mit zugeſetztem Zucker gepulvert, und in farbigen, gut verpichten Glasflaſchen aufbewahrt. Das Pulver muß eine ſchöne dunkelgrasgrüne Farbe und einen durchdringenden Geruch, wie friſches Heu, aber noch ſtärker, haben, und nicht über ein Jahr alt ſein. Der weißblühende Fingerhut taugt ebenſo wenig zum mediciniſchen Gebrauch, als jeder einjährige. Selten oder nie kommt jetzt die Verwechſelung deſſelben mit mehren **Verbascis** vor, ebenſo wenig mit **Teucrium scorodonia**, da ſich die Blätter von dieſen Gewächſen leicht unterſcheiden laſſen. Möglicher und leichter iſt jene mit **Conyza squarrosa** vor dem Blühen (ſ. Geigers Magaz. für Pharm. ꝛc. 1828. **XXIII.** S. 7 ꝛc. 1829. Aug. S. 125 ꝛc.).

Die **Digitalis purpurea** wirkt, ſowie die **lutea, ferruginea etc.**, ſecundair auf die Arterioſität; ſie vermindert die krankhaft erhöhte Erregbarkeit in den größern Arterienſtämmen, und macht ſomit den Herz- und Arterienſchlag nicht nur ſeltner, ſondern häufig auch ganz ausſetzend. Specifiſch wirkt ſie auf das Gefäßſyſtem des Thorax, des Herzens und der Lungen, und auf deren Nervengebilde. Zugleich iſt ſie ein poſitives Reizmittel für das einſaugende und ausſcheidende Lymphſyſtem. Vermöge ihres ſcharfen Beſtandtheiles ſtellt ſie, zumal als Pulver, und im Abſud, ein indirekt wirkendes kräftiges **Diureticum** und **Hydragogum** dar, indem ſie die Reſorption befördert. Nebenbei aber greift ſie, zumal in ſtarkem Decoct und in größern Gaben, bei unſchicklicher Auswahl der Präparate davon ꝛc., den Magen an, erregt leicht Übelkeit und Erbrechen, Schmerzen in den Eingeweiden, ſchwächt die Bewegungen des Herzens, und in der Folge auch die Thätigkeit des Gehirns und der Sinnorgane, bewirkt Ohnmachten, Schlafſucht, Convulſionen, weite unempfindliche Pupille, langſamen, unregelmäßigen Puls, und leicht den Tod 1). In dem Leichname ſind gewöhnlich die äußern Hirnhäute mit Blut überfüllt, die Magenhäute hier und da geröthet, die übrigen Organe insgemein geſund. Gegenmittel ſind: Die ſtrengſte Ruhe nebſt kleinen Gaben von Äther oder Ammonium, heiße Sinapismen an die Füße, Einreibungen von cölniſchem Waſſer ꝛc. in die Herzgegend, erweichende Umſchläge auf

---

1) Vergiftungsfälle damit ſ. unter andern in Hufelands Journ. d. pr. HK. 1828. IX. S. 127 ꝛc.; im Journ. de chimie médic. III. p. 593 etc.

die Magengrube und zum Getränk ein Gerſtenabſud mit Milch.

Als **Narcoticum** wirkt der rothe Fingerhut auf die Augennerven, bringt bei Vielen Flimmern vor den Augen, Geſichtstäuſchung, Schwindel, Betäubung, Schwere des Kopfs hervor, ohne weitre üble Folgen, und oft bald vorübergehend. Gewöhnlich iſt ſeine übrige Wirkung langſam, aber auch dauernder. Minder narkotiſch wirkt die **Digitalis lanata Winteri** oder **Epiglottis**, noch weniger die **Digital. ambigua s. purpurascens**. Der wirkſamſte Beſtandtheil unſrer Pflanze ſoll ein eignes Kaloid ſein, das Royer, ſein Entdecker, Digitalin genannt hat (ſ. vorher). In Waſſerſuchten, ohne vorwaltende Entzündung, da, wo Schwäche der Harnorgane mit verminderter Thätigkeit des Darmkanals oder des ganzen Körpers verbunden iſt, gehört die **Digit.** zu den kräftigſten harntreibenden Arzneimitteln, iſt aber von wenigem Nutzen, wenn der Urin hell, und die Conſtitution ſchon ſehr zerrüttet iſt. Ferner dient ſie mit Schierlingsextract, Goldſchwefel und Kalomel in der Skrofelkrankheit träger, ſchlaffer, ſchleimreicher Subjecte, mit Kalmus oder gebranntem Meerſchwamme gegen kleine, nicht ſehr eingealterte Kröpfe, mit Waſſerfenchel oder mit ſchwefelſaurem Chinin im letzten Stadium der Lungenſucht lymphatiſch-katarrhaliſcher Natur, beſonders bei ſchleimfließenden Lungen, in entzündlichen Gefäßfiebern, zumal lenteſcirenden, in mancher Pneumonie, vorzüglich mit nervöſer Affection der Lungen, nach angezeigtem Aderlaſſe, wo man heilſame Se- und Excretionen bewirken will, mit Senega, Goldſchwefel und Ammonialmitteln, bei Kindern mit Kalomel; mit **Extr. Lactucae virosae** in der Bruſtwaſſerſucht, und gegen jenes läſtige Herzklopfen, wenn es nicht auf organ. Fehlern beruht, in der ſogenannten **Angina pectoris**; in arteriellen Blutflüſſen, wenn ſie nicht in mechaniſchen Verletzungen allein ihren Grund haben, und dann augenblickliche Hemmung erheiſchen, ganz beſonders in Lungenblutungen, weniger in Mutterblutflüſſen; im Keuchhuſten der Kinder, im Stickhuſten wirkt ſie langſamer als alle Narcotica. Vorzüglich aber nützt ſie bei Annäherung von Lähmung und Torpor im **Hydrocephalus acutus**. Nord und engliſche Ärzte empfehlen ſie in der hyperſtheniſchen Manie, bei Epilepſie, und ſelbſt bei Hydrophobie in ſtarken Gaben. Gänſen ꝛc. iſt ſie tödtlich. Äußerlich läßt man einige Tropfen von einem ſtarken Aufguſſe derſelben bei heftigen Ophthalmien in die Augen fallen. Auch wendet man die friſchen, zerquetſchten Blätter, oder den ausgepreßten Saft, oder die Tinctur, oder auch das getrocknete Kraut in einem Breiumſchlage ꝛc. bei Drüſengeſchwülſten, Kröpfen, ſkrofulöſen und ſchlaffen Geſchwüren an.

1) Das Pulver wirkt zu $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$, bis ein Gr., ein bis zweimal des Tags auf das Blut- und Lymphſyſtem, zu drei und mehren Granen drei bis viermal täglich mehr auf den Darmkanal, macht um ſo leichter Übelkeiten, Erbrechen und vermehrten Stuhlgang, iſt dann weniger beſtimmt ſchweiß- und harntreibend; mit drei bis vier Gran **Ammonium carbonic.** dient es bei eingealteten heftigen Bruſtbeſchwerden. In manchen Waſſerſuchten ſtieg man damit von fünf bis hundert und mehren Granen. Weniger ſicher, aber bequemer zu nehmen iſt: 2) der wäſſerige Aufguß aus $\frac{1}{2}$, ein bis zwei Dr. mit 16 Unz. Waſſer, zwei Stunden lang digerirt, und der Colatur zwei Unz. Zimmetwaſſer zugeſetzt, Anfangs zu vier Dr., und mit der Zeit bis auf vier Unz. geſtiegen. Eine Unze der trocknen Blätter iſt vier Unz. der friſchen gleich. 3) Der kräftigere Abſud iſt vorzüglich angezeigt in Bruſt- und Bauchwaſſerſuchten, wirkt aber, ungeachtet ſeines verminderten narkot. Stoffs, immer noch widrig auf die erſten Wege; beſſer wird 4) die Tinctur vertragen, und zwar a) die **Tinctura digitalis semispirituosa**, zu 10—20 Tropfen vorzugsweiſe anwendbar in ſtarken aſtheniſchen Hämorrhoidal- u. a. Blutflüſſen; empfohlen auch in den hartnäckigſten Wechſelfiebern; b) die **Tinct. digit. simpl. Boruss.** iſt an Digitalisgehalt etwas ſchwächer, enthält aber doppelt ſoviel Weingeiſt als Waſſer. Zu 10—30 Tropfen räth man ſie in verſchiednen leichtern hydropiſchen und phthiſiſchen Krankheitsformen. c) Die **Tinct. digit. aetherea Boruss.** wird, wie b, gebraucht. d) Die **Tinct. digit. aquoso-aetherea** iſt nicht wirkſamer als die übrigen, gleich 5) dem **Acetum Digital.**, welchen Naſſe neuerlich nebſt kleinen Gaben der Ipecacuanha gegen Blutungen vorgeſchlagen hat. 6) **Extractum Digit.**, ein unwirkſames Präparat, wenngleich von Heuſinger geprieſen. 7) **Unguent. Digit.**, zum Einreiben bei Waſſerſuchten und Drüſengeſchwülſten[2]. Äußerlich auf eine von ihrer Epidermis entblößte Hautſtelle gebracht, leiſtet dieſe Salbe, wie das Pulver, große Dienſte bei Herzkrankheiten, Lungencongeſtionen und Aſthma. (Nach Lembert und Leſieur.)
(Th. Schreger.)

DIGITARIA. Dieſe Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der dritten Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Gräſer (Gruppe der Paniceen) hat zuerſt Heiſter (nach ihm Adanſon **Fam. des pl. II. p. 38.**) wegen der meiſt fingerförmig geſtellten Ähren ſo genannt. Linné und neuerdings mehre Schriftſteller vereinigten die Gattung mit **Panicum**, was nur zu billigen iſt, wenn man überhaupt bei den Gattungsunterſchieden der Gräſer den Blüthenſtand nicht berückſichtigt. Schrader (**Fl. germ. I. p. 160.**) zog den ſpätern Walterſchen Namen, **Syntherisma**, vor, und bezeichnete mit

---

[2] Vergl. *W. Withering*, Account of the foxglove and some of its medical uses. (Birmingham 1785.) überſetzt von Michaelis. (Lpz. 1786. 99.) *S. Hahnemann*, De vir. med. p. 125. P. N. Deſtouches in Trommsdorffs Journ. d. Pharm. XVIII, 1. Phyſ. med. Journ. 1800. 1802. Observ. on the Preparat. util. and Administr. of the Digit. purp. By *W. Hamilton*. (Lond. 1807.) *Mart. Braynwisk Maatjes*, Diss. de digit. ferrug. (Gron. 1804.) überſetz. bei Trommsdorff a. a. O. XVI, 1. S. 245. *Fr. Fantago*, Sulle virtù della digit. (Pad. 1810.) Raſori in Hufel. Journ. d. pr. HK. 1816. I, 2. S. 32 ꝛc. Harles, Ebendaſ. 1816. S. 1 ꝛc. Derſ. in ſeinem Neuen Journ. d. ausl. med. Lit. V, 1. S. 175 Anm. Sundelin in Horns ꝛc. Archiv f. med. Erf. 1824. Mai- u. Juniheft, S. 416. Winter, Ebend. 1825. Juli- und Auguſtheft, S. 139 ꝛc. Tou, Ebend. 2. S. 45. Sundelin, Ebend. S. 162. Neumann in C. F. Harles rhein.-weſtf. Jahrbüchern f. Med. u. Chir. 1825. IX, 3.

Digitaria eine Gattung, für welche der Richardſche Name, Cynodon, jetzt allgemein angenommen iſt. Der Gattungscharakter von Digitaria Heist. iſt folgender: Die ſchlanken Ähren ſtehen meiſt zu fünf bis ſieben, wirbel- oder büſchelförmig beiſammen, ſelten iſt nur eine vorhanden; der Blüthenſtiel iſt flachgedrückt; gewöhnlich je zwei einſeitige Ährchen, das eine kürzer, das andre länger geſtielt, ſind an den Blüthenſtiel angedrückt; der Kelch iſt zweiſpelzig; die Zwittercorolle zweiſpelzig; die äußere, oft borſtentragende Spelze umfaßt die innere, ſchmalere; die geſtielte geſchlechtsloſe Corolle iſt einſpelzig; die Blüthenſchüppchen abgeſtutzt (*Pal. Beauv.* Agr. t. 10. f. 12. *Schrad.* Fl. germ. t. 3. f. 6. 7.). Die Gattung Cynodon *Rich.* iſt näher mit Chloris als mit Digitaria verwandt und gehört auch zu der Gruppe der Chlorideen. Char. Die Ähren fingerförmig-büſchelig; die Ährchen anderthalb- oder einblüthig, ſtehen auf dem Blüthenſtiel abwechſelnd nach einer Seite. Der Kelch zweiſpelzig; die beiden Corollenſpelzen kielförmig zuſammengedrückt, die äußere die innere umfaſſend. Als Andeutung einer zweiten Corolle liegt in der Höhlung der innern Spelze ein borſten- oder keulenförmiges Organ. Die Blüthenſchüppchen ſind umgekehrt eiförmig (*Pal. Beauv.* t. 9. f. 1. *Schrad.* l. c. t. 3. f. 9.). Der Hauptunterſchied der Gattung Cynodon von Digitaria, wie der Chlorideen von den Paniceen überhaupt liegt in den ſchmalgedrückten Kelch- und Corollenſpelzen. Von Digitaria ſind einige zwanzig, von Cynodon fünf Arten bekannt, welche faſt über die ganze Erde verbreitet vorkommen. Nur zwei finden ſich in Nordteutſchland: 1) Dig. sanguinalis *Scop.* (Panicum *L.*, *Schreb.* gram. t. 16., *Host.* gram. II. t. 17., Engl bot. 894, Dactylon *Villars*, Paspalum *Lam.*, Syntherisma vulgare *Schrad.* l. c.), ſeltner als die folgende, beſonders auf Sandboden und Weinbergen (von ihr unterſcheidet ſich die ſüdeuropäiſche, auch in Kleinaſien und Weſtindien vorkommende D. ciliaris *W.* [Panicum *Retz.*, Syntherisma *Schrad.* l. c. t. 3. f. 7.], nur durch die gewimperte Spelze des geſchlechtsloſen Blümchens). 2) D. humifusa *Pers.* (Syn., Panicum glabrum *Gaudin*, Pan. Ischaemum *Schreb.*, P. sanguinale *Pollich*, Leers t. 2. f. 6. Fl. dan. 388, Syntherisma glabrum *Schrad.* l. c. f. 6., Paspalum ambiguum *Cand.*, Dig. glabra *Röm.* et *Schult.*), auf bebauten und unbebauten Äckern, beſonders unter den Kartoffelpflanzen. Beide Arten ſind einjährige, vielhalmige Gräſer, welche außer Europa auch in Nordamerika vorkommen. Die verbreitetſte Art von Cynodon iſt C. Dactylon *Rich.* (in *Pers.* syn., Panicum *L.*, Digitaria *Scop.*, Dig. stolonifera *Schrad.* l. c., Paspalum Dactylon *Lam.*, Dactylon officinale *Vill.*), ein perennirendes, weit kriechendes Gras, welches im ſüdlichen Europa (auch noch in Böhmen, Schleſien, Baiern, in der Pfalz und Wetterau), in Afrika, Kleinaſien, Oſtindien, Neuholland und Amerika einheimiſch iſt. In Nordamerika und Weſtindien bedeckt es große Küſtenſtrecken und iſt ein verhaßtes Unkraut, welches die Pflanzer Bermuda-grass nennen. In Frankreich werden die Wurzeln, wie unſre Queckenwurzeln (von Triticum repens), denen ſie ſehr ähnlich ſind, benutzt. Der Gattungsname Cynodon iſt eine griechiſche Überſetzung des franzöſiſchen Chiendent. (*Sprengel.*)

DIGITIGRADI, *Cuvier* (Mammalia). Eine Abtheilung der Raubthiere und zwar der Raubthiere im engern Sinne, der eigentlichen Fleiſchfreſſer (carnivori), diejenigen enthaltend, welche beim Gehen nicht mit der ganzen Sohle des Fußes, ſondern nur mit den Zehen und Zehenſpitzen auftreten. Cuvier (règne animal ed. II. t. 142.) zählt hierher die Gattungen Mustela, Mephitis, Lutra, welche wieder diejenige Unterabtheilung der Digitigraden oder Zehengänger bilden, welche hinter dem obern Eckzahne (Hundszahne) nur einen Höckerzahn haben, dagegen eine zweite Unterabtheilung diejenigen umfaßt, bei denen ſich zwei flache Höckerzähne vorfinden, wie bei den Gattungen Canis, Viverra, Genetta, Paradoxurus, Herpestes, Ryzaena, Crossarchus; eine letzte Unterabtheilung iſt dadurch ausgezeichnet, daß hinter dem großen untern Mehlzahne ſich keine kleinere Zähne finden; wie bei Hyaena und Felis. (D. *Thon.*)

DIGLENA, *Ehrenberg* (Zoophyta), Zweiauge. Eine von Ehrenberg zuerſt in deſſen und Hemprichs Reiſewerke Symbolae physicae anim. evertebr. I. aufgeſtellte auf der beigefügten Tafel I. in zwei Arten unter dem Namen Typhlina abgebildete Gattung der Räderthiere (Rotatoria). In dem neueſten Werke (zur Erkenntniß der Organiſation ꝛc. 1832. S. 136.) ſteht ſie in der dritten Abtheilung, Polytrocha, in der Familie Hydalina, und iſt charakteriſirt: Mit zwei Augen in der Mitte der Stirn und einem zweiſchenkeligen Schwanze. Außerdem beſteht für ſie noch das negative Kennzeichen des mangelnden Panzers. Nur eine Art, D. catellina, war früher von Müller, als Cercaria catellina, beſchrieben. In keiner der von Bory de St. Vincent aus der Müllerſchen Carcaria geſonderten Gattungen finden wir der genannten Art gedacht, welche übrigens von Ehrenberg in Berlin, Afrika und in Sibirien beobachtet wurde. Die Arten ſind: D. lacustris, Längendurchmeſſer $\frac{1}{6}$ Linie, Körper groß, kurz und dick, $1\frac{1}{2}$ mal ſo lang als breit, kryſtallhell, Schwanz verdünnt, den gewölbten Rücken weit überragend, ſeine Länge $4\frac{1}{2}$ mal in der Körperlänge enthaltend. In Berlin beobachtet. D. grandis, forcipata und aurita ſind ebenfalls in Berlin, letztre vielleicht auch in Dongala gefunden, D. capitata ward auch dort, doch auch in Sibirien an der chineſiſchen Grenze, beobachtet. (D. *Thon.*)

DIGLOBICERUS (Insecta), eine von Latreille errichtete Untergattung der Melyriden, von demſelben nur kurz (*Cuvier* règne animal ed. II. IV. 475 Note) charakteriſirt; die Fühler zehngliedrig, die beiden letzten Glieder größer, kugelig. Das Vaterland der Typusart iſt nicht angegeben. (D. *Thon.*)

DIGLÖGGY NEUR, Stadt in dem Diſtricte Domrara Porçörot auf Ceilon. Sie liegt in einer hohen Gebirgsgegend; der vormalige König von Candy hatte hier einen Palaſt, in welchen er gewöhnlich ſeine Zuflucht nahm, wenn ein europäiſches Heer ſeine Hauptſtadt bedrohte. (*Palmblad.*)

DIGLOSSA, *Wagler* (Aves). Wir können über dieſen Vogel nichts weitres mittheilen, als was der Aufſteller dieſer Gattung in der Iſis 1832. S. 280 berichtet. „Unſtreitig gehört der Vogel, welcher die Grundform dieſer neuen Sippe iſt, zu den intereſſanteſten Mexiko's. Im Habitus einem Sänger (Sylvia) ähnlich hat er den hakigen Oberkiefer einer Barita, den aufſteigenden ſpitzigen Unterkiefer eines Xenops und die vorſchießbare (?), gleichſam aus zwei Theilen beſtehende (ſehr tiefgeſpaltne) Zunge einer Nectarinia mit Endpinſeln, wie bei Philedon. Drei ſchiefe Runzeln hinter dem Haken des Oberkiefers, ſowie der völlige Mangel eines Kinnwinkels, geben außerdem dem Schnabel ein Ausſehen eigner Art. Die Füße ſind denen eines Sängers ähnlich geſtaltet und beſchildet, mit beſtiefelter Hinterſeite der Fußwurzel. Flügel und Schwanz, ſowie die Structur des Gefieders, wie bei Sylvia. Zu beiden Seiten des Schnabelgrundes ſtehen, wie bei einer Muscicapa, ſteife Borſten. Spec. D. Baritula, *Wagler*, Mas. Caesia, facie nigrescente gastraeo rufo. Femina. Olivacea, facie juguloque dilucidioribus, gastraeo olivascenti-rufescente. Long. mar. 4 Zoll 4 Lin., cauda 2 Zoll, tarsi 7 Linien Mexico. (misit Dr. *Petz* ad mus. Wurceb.) — Hernandez hat dieſen Vogel nicht." (D. *Thon.*)

DIGLOSSUS. Dieſe Pflanzengattung, aus der zweiten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Radiaten (Heliantheen Caſſini's) der natürlichen Familie der Compositae, hat Caſſini (Bullet. de la soc. philom. 1817 p. 70. Dict. des sc. nat. XIII. p. 241.) von Tagetes getrennt, mit welcher Gattung ſie füglich vereinigt bleiben kann, da der ganze Unterſchied darin beſteht, daß bei Digl. der Strahl nur aus zwei oder drei zungenförmigen Corollen beſteht (daher der Gattungsname: *δίγλωσσος*, zweizüngig), welche nach einer Seite ſtehen und faſt ganz im gemeinſchaftlichen Kelche verborgen ſind. Aber auch bei mehren Arten von Tagetes, z. B. bei T. micrantha *Cavanilles*, T. minuta *Linn.*, T. clandestina und filifolia *Lagasca* und T. flosculosa *Spreng.*, verkümmern die Strahlenblümchen regelmäßig, ſodaß bisweilen nur eins zu finden iſt, oder alle unſcheinbar ſind. Vielleicht iſt die einzige von Caſſini nach einem trocknen Exemplar aus Peru beſtimmte Art, D. variabilis, von einer der genannten Arten ſpecifiſch nicht verſchieden. (*A. Sprengel.*)

Diglottis Nees et Mart ſ. Galipea.

DIGLYPHOSA. Eine von Blume (Bijdr. tot de Fl. van Nederl. Ind. p. 336.) geſtiftete Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 20. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Epidendreen (Malapideen Lindley's) der natürlichen Familie der Orchideen. Char. Die Kelchblättchen aufrecht; das Lippchen gewölbt, in der Höhlung mit einem häutigen Kamme verſehen, aufſteigend, ganzrandig, mit dem oberhalb einwärts gekrümmten Säulchen elaſtiſch zuſammenhängend; die Anthere convex, nach vorn geſpalten, zweifächerig; die beiden wachsartigen Pollenmaſſen eckig, zuſammengedrückt. Die einzige Art, welche Blume in den Bergwäldern Java's entdeckt hat, D. latifolia Blum. l. c., iſt ein perennirendes Kraut mit faſeriger, kriechender Wurzel, drehrundem Stengel, welcher nur ein häutiges, nervenreiches, lanzettförmiges, glattes Blatt trägt, und mit ſcheidenförmig-ſchuppigem Blüthenſchafte, der ſich in eine Traube endigt. (*A. Sprengel.*)

DIGNE, das alte Dinia in Gallia Narbonensis jetzt Hauptſtadt im Departement der untern Alpen und Sitz eines Biſchofs, mit ungefähr 3300 Einwohnern. In der Entfernung von etwa einer Stunde entſpringen, in der Nähe des Kraters eines erloſchnen Vulkans, am Fuß eines ſenkrechten Felſens, heiße Schwefelquellen, deren Waſſer mit dem achener übereinkommt und eine Temperatur von 32° zeigt. Die eine dieſer Quellen braucht man zum Trinken, die übrigen zum Baden. Eine genügende Analyſe fehlt noch. Die Bäder, ein Privateigenthum, ſind unmittelbar in den Felſen eingehauen, und die Kunſt hat zum bequemern Gebrauche derſelben ſehr wenig gethan. (*H.*)

DIGNE CATH oder **DINH CATH**, eine Provinz, nach Barrow die nördlichſte, in Süd-Anam oder Cochinchina, reich an Eiſen und Wachs. Sie wird von Tongking durch den Fluß Dinh Cath geſchieden, welcher in der Zeit, als dieſe Reiche noch verſchiedne Beherrſcher hatten, die Grenze zwiſchen beiden bildete; eine Mauer und viele Feſtungen vertheidigten außerdem den Eingang in beide Staaten. So Barrow, der übrigens in Cochinchina zehn Provinzen nennt; ein neuerer Reiſender*), kennt aber hier nur ſieben, die größtentheils ganz andre Namen führen, der Name Digne Cath iſt ihm unbekannt. (*Palmblad.*)

DIGNITAR wird jetzt nach der franzöſiſchen Etikettenſprache auch von dem Inhaber einer Reichswürde gebraucht, früher nach dem Dictionnaire de l'académie nur von Stiftswürden. Das Wort iſt nicht lateiniſch, aber doch lateiniſchen Urſprungs, und ſo mag hier die Geſchichte der Dignitare mit Rom anfangen, wo man einen königlichen Dignitar, den rex sacrificulus machte, als man keine Könige mehr hatte, und ein gleiches Oberhaupt für alle Familien und Stämme bei den gemeinſchaftlichen Religionshandlungen für unentbehrlich hielt. Bei den Würden der Römer bleibt erkenntlich, daß ſie den natürlichen Rangverhältniſſen der Familie nachgebildet ſind, wenn die ſpätern Geſetze auch Würden und Ehrenſtellen gleich nehmen (L. 14. D. de muneribus et honoribus). Von den beiden Conſuln hatte nicht der zuerſt gewählte und nicht der älteſte, ſondern der Hausvater den Rang, wenn der andre unverheirathet war. Gellius II. 15. Die Senatoren hießen Väter, ihr Älteſter hatte bei ihren Verſammlungen den Vorſitz, und das Alter hatte, wie in Sparta, ſeine öffentliche Würde. Von den patriarchaliſch gebildeten Staatswürden gerieth man in das Gewimmel der kaiſerlichen Hofwürden, aber ſo wenig eine kaiſerliche Familie ſich auf dem Throne hielt, ſo wenig verſchmolzen die Reichswürden 1) mit Familien- und

---

*) Crawfurd, Geſandtſchaftsreiſe nach Siam ꝛc. S. 707 u. f. Vgl. Haſſel, Vollſt. Erdbeſchreibung XIV, 734.

1) L. 12. C. de accusationibus munerum. Maximarum culmina dignitatum, consistoriani quoque comites, notarii etiam nostri, et cubicularii omnes atque excubicularii.

Alterswürden, wie in Indien und China; ſondern es bildeten ſich daneben neue öffentliche Würden, die kirchlichen. Die Dignitare des Kaiſerthums verſchwanden mit ihm, und verſuchten vergebens die auf ſeinen Trümmern errichteten Throne zu umgeben. Die Dignitare der Kirche erhoben ſich ihrerſeits auf dem Grundſatze von der göttlichen Einſetzung der Biſchöfe, über das wechſelnde Geſchick der Staaten [2]), und an ihrer Spitze erſchien der Papſt in dem neuern Europa mit dem Rang ihres Älteſten [3]) und mit dem Rechte des ſichtbaren Oberhaupts der Kirche. Bei der Entwicklung des hierarchiſchen Syſtems blieb auch der Lehrbegriff von Dignitar nicht ohne Beſtimmung. Er ward auf die Kirchenbeamten beſchränkt, welche Theilnehmer an der allgemeinen Regierung, Prälaten, ſind. Als ſolche Dignitare erkennt die gallicaniſche Kirche auch noch jetzt die anglicaniſchen Biſchöfe an; Gregoire erklärt dieſes mit ſeiner Hoffnung, oder dem frommen Wunſche, für die kirchliche Ausſöhnung mit England. Von den Biſchöfen geht die Stufenordnung der Dignitare durch die Stifter, und ſchon auf der Kirchenverſammlung zu Koſtnitz unterſchied man in den Domſtiftern die **dignitates majores post pontificales** von den **dignitates principales** in den Collegiatſtiftern [4]). Nach den neueſten Concordaten teutſcher Staaten ſind nur die Dechanten und Pröpſte der Stifter Dignitare [5]); und ſie beſchließen die Rangordnung [6]), an deren Spitze die Cardinäle ſtehen, welche vormals den Vortritt über die Kurfürſten in Anſpruch nahmen. Die Großdignitare der neuern Reiche laſſen die Dienerſchaft eines altteutſchen Herrnhofes als ihr Vorbild nicht verkennen, man mag den Urſprung ihrer Benennungen, die mit Schalk, d. h. Knecht, in Seneſchall und Marſchall, ſchließen, oder ihre Vergliederung und Geſchäftsvertheilung betrachten. Was beſonders der oſtgothiſche Hof von dem römiſchen nachahmte [7]), hielt ſich nicht, und was der gute Hincmar [8]) von der Hofordnung des Kaiſers Karl idealiſirt, galt nicht; es entſchied der Dienſtbedarf eines wandernden Hoflagers auf den Krongütern, und für das Gerichthalten und zu der Feier der hohen Feſttage an den Biſchofſitzen. Unter mehr oder weniger Hofleuten und mancherlei Abweichung erſcheinen überall [9]) die Oberbeamten für die äußere und innere Wirthſchaft, für Reit- und Rüſtzeug, für Rechtspflege und Stellvertretung des abweſenden Herrn. Der Hofmeiſter und Kämmerer mit Mundſchenk und Truchſeß, der Marſchall, der Pfalzgraf und Seneſchall u. d. m. werden die Miniſter, und mit dem ſteigenden kirchlichen Einfluß und Geſchäftsbedürfniſſe tritt ein Geiſtlicher als Kanzler an ihre Spitze. Sie werden theils erblich und z. B. in Teutſchland regierende Herren, theils verlieren ſie, z. B. in Frankreich, die Erblichkeit wieder. Nach dem Anfange der neuern Geſchäfte hören ſie allgemach auf Miniſter zu ſein, und ihr Dienſt beſchränkt ſich auf Reichsceremonien. Dieſe wurden in Frankreich lange verſpottet [10]), aber von Napoleon eifrig hergeſtellt [11]) (der turiner Hof ſoll den beſten Etikettenlehrer geliefert haben). Als Großdignitare erſcheinen: der Connetable, Reichskanzler und Großſiegelbewahrer, Oberhofmeiſter, Oberkammerherr, Admiral, Oberſtallmeiſter, Oberjägermeiſter, die Marſchälle von Frankreich am königlichen Hofe. In Baiern ſind vier Kronämter angeordnet, und der Kronoberſthofmeiſter, Kämmerer, Marſchall und Poſtmeiſter an dem feierlichen Hoflager neben den Miniſtern auf die oberſte Stufe des Thrones ſich zu begeben berechtigt. In ihrer Abweſenheit nehmen die oberſten Hofbeamten ihre Stellen ein, tragen die Reichsinſignien, führen die Deputationen ein und beſorgen ihren Aufſichtsdienſt bei den Ceremonien [12]). Dort beruht alſo der Unterſchied zwiſchen Kronbeamten und Hofbeamten nur auf dem Titel, und er iſt in rein monarchiſchen Staaten ohne Bedeutung, findet ſich auch weder in Rußland, wo es ſieben Oberhofämter gibt, noch in der Türkei, wo der Hof auch die Reichsverwaltung begreift, und noch zu ſeinem Grundbilde den Herrnhof mit der äußern und innern Wirthſchaft hat. Das Äußere beſorgt der Oberhofmeiſter, das Innere zuerſt in der Pforte mit zwei Kabinetten der Miniſter der Landesverwaltung und der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten; es folgt der Großweſſir, der den ganzen Dienſt unter ſich hat, nur nicht im Harem ſeines Herrn, in welchem der Kiſlar-Aga und Kazi-Aga die Hauptbeamten ſind [13]). Die Dignitare, welche wir bisher in der Geſchichte gefunden haben, ſind entweder von der Kirche oder von dem Hofe geliefert; wir finden aber glänzendſte Reihen derſelben, die ſich eigentlich von ſelbſt gemacht haben; die Großmeiſter und Komthure der alten Ritterorden gehören ohne Zweifel zu den kirchlichen Dignita-

---

2) **Conc. Nicaenum. C. 8. c. 4. 23.** 3) Die katholiſchen Fürſten geben ihm den Titel: Heiliger Vater, und erhalten dagegen von ihm: Geliebteſter Sohn. 4) *Herm. v. d. Hardt*, **Conc. Const. T. I, 1055.** 5) Bairiſches Concordat vom 5. Juni 1817. §. 3. Die Capitel der Metropolitankirche beſtehen aus zwei Dignitarien, nämlich dem Propſt und dem Dechanten, und aus zehn Kanonikern. Auch die Capitel der biſchöflichen Kirchen werden zwei Dignatarien, nämlich einen Propſt und einen Dechanten, und acht Kanoniker haben. 6) Die Würden der Patriarchen, Metropolitaner u. dgl. m. bilden Nebenſtufen in der Rangordnung. 7) Vergl. Eichhorn, Teutſche Staats- und Rechtsgeſchichte. §. 15 u. 16. 8) **De ordine sacri palatii, c. 16.** Der Kaplan kommt zuerſt mit den klugen, geſchäftskundigen und zuverläſſigen Kanzleibeamten, welche die Ausfertigungen ohne Sucht nach übermäßigen Gebühren machen und die Dienſtverſchwiegenheit halten. Es folgt der Pfalzgraf mit den übrigen Hofbeamten, und er hat (21) neben ſeinen übrigen faſt zahlloſen Geſchäften die größte Sorgfalt, alles recht und verſtändig zu richten. 9) Ein Verzeichniß davon gibt Buri, Erläuterung des in Teutſchland üblichen Lehnrechts; die Entwicklung Hüllmann, Urſprung der Stände.

10) In dem **Almanac royal** von 1791 ſind nur die Ärzte des Königs aufgeführt, und nur bei dem Miniſterium des Innern der Hofſtaat als darunter ſtehend: **maison du roi** mitgenannt. 11) **Almanac Impérial** von 1806. Die **Grands dignitaires** ſind der **Grand-électeur, archichancelier de l'empire et d'état, architrésorier, connetable et grand-amiral**, haben den Rang nach den franzöſiſchen Prinzen und bilden den Reichsrath. Die **Grands officiers** ſind die Marſchälle, die General-Inſpectoren und Oberſten der Artillerie und des Genieweſens und die Oberhofbeamten. 12) Reglement, die Kronämter betreffend vom 28. Jul. 1808. 13) v. Hammer, Staatsverfaſſung des osmaniſchen Reichs.

ren, aber die Orden und ihre Einrichtungen ſind früher da geweſen als die päpſtlichen Beſtätigungsurkunden, und es wird überdieß bekanntlich gefragt, ob der Papſt oder die Kirche für die Würdenleihe der letzte Quell ſei. Der nächſte Quell für jene ritterlichen Dignitare war ohne Zweifel ihr tüchtig bewährter Sinn wider Sarazenen und Moſcowiter und für die Brüder; und da ſie von dem weltlichen Staate nicht abhingen, ſo konnte der dabei nicht in Betracht kommen; die Dignitare der Hoforden ſind aber hier nur zu erwähnen, inſofern ſie eine ſtaatsrechtliche Beziehung auf Standesverhältniſſe oder Wahlen haben. Wie die ritterlichen Zunftgenoſſen gleich allen übrigen ihre Meiſter, ohne den Staat zu fragen, machten, ſo machten ſie auch die gelehrten Zünfte, und die akademiſchen Würden galten den ritterlichen gleich[14]. Man hatte Doctoren mit den Ehrentiteln **universalis, angelicus, irrefragabilis,** ehe es kaiſerliche und päpſtliche Beſtätigungen oder Stiftungen von Univerſitätsfacultäten gab, und ſie wie die Notare trieben ihren bürgerlichen Erwerb, ehe die Geſetze ihnen ſolches Recht vorſchrieben. Nach der Erfindung des zu vielen guten und böſen Dingen gebrauchten Wortes Staat, als man alles in die Staatsform brachte, was öffentlich gelten wollte, ſtimmten die Rechtslehrer, ſie mochten von dem Umkreiſe des Staates oder von ſeinem Mittelpunkt ausgehen, darin überein, daß ſie dem Staate das Verleihungsrecht von allen Würden beilegten[15]), und die Würden, welche von Kirche und Univerſitäten ausgingen, als mittelbar von anerkannten und beſtätigten Körperſchaften in dem Staate verliehen anſahen[16]). Wenn im Verfolge dieſer Lehre die Rechte, welche die akademiſchen Würden auf bürgerlichen Erwerb gaben, beſchränkt oder verloren wurden, ſo ließ ſie ſich doch auf der andern Seite nicht völlig durchſetzen. Die katholiſche Kirche behielt in dem britiſchen Reich ihre Dignitare wider den Willen der Regierung, und die Vendée kämpfte für die Ihrigen mit der Revolution. Wenn in Paris das öffentliche Urtheil ſich nicht für die ſelbſtgemachten Dignitare der St. Simoniſten entſchied, und wenn in ſolchen Sachen die verweigerte Ehrerbietung des Volkes auch Verachtung beweiſt, ſo war es doch neben ſo vielen andern abenteuerlichen Erſcheinungen, z. B. den Tempelherren zu Paris, für die St. Simoniſten ſchon viel, es zum öffentlichen Urtheile gebracht zu haben. — Die Regierungen haben ſich in einigen Ländern mit geheimen Ordensdignitaren in Beziehung geſetzt; die neueſten, einflußreichſten Dignitare ſind aber aus den Börſen hervorgegangen, da das Geld eine Macht iſt, der die Staatsregierungen pflichtig ſind, wenn ſie Schulden haben, und da dieſe Macht beſonders auf den großen Börſen und von denen regiert wird, welche dort für das meiſte eigne und fremde Vermögen zu ſprechen haben, ſo können die Staatsregierungen nicht vermeiden, über ihre materiellen Intereſſen mit denſelben zu verhandeln, und ſo geht aus der künſtlichſten Anſtalt wiederum ein natürliches Rangverhältniß ohne allen äußern Prunk und Formentand hervor. — Das Weitere unter **Dignität.**

(v. Bosse.)

DIGNITAS ECCLESIASTICA. Kirchenamt oder **Officium ecclesiasticum**, heißt der Inbegriff derjenigen beſondern Rechte und Pflichten, die einem beſtimmten Subjecte gegen die Kirche zuſtehen und obliegen. Ein Theil dieſer Ämter wird insbeſondre mit dem Ausdrucke kirchliche Dignität (**dignitas ecclesiastica**) bezeichnet. Es ſind dies im Sinne des kanoniſchen Rechts diejenigen Kirchenämter, mit welchen eine äußere kirchliche Gerichtsbarkeit verbunden iſt[1]). Von der wirklichen Kirchengewalt, welche ihren Inhabern zuſteht, heißen ſie auch Prälaturen (**praelaturae**), ſowie die Inhaber ſelbſt Prälaten oder Dignitarien (**praelati, dignitarii**). Wie es in der Natur der Sache ſelbſt liegt, genießen die Prälaten, neben den Dignitätsrechten, immer noch gewiſſe Ehrenrechte. Eigentlich ſollten dieſe letztern Rechte nicht anders als in Verbindung mit den erſtern vorkommen. Wie indeſſen auch ſonſt der bloße Titel oft genug ohne das Amt verliehen wird; ähnlich im Kirchenrecht; und hieraus erklärt ſich nun das Daſein kirchlicher Titulardignitäten, mit denen blos prälatiſche Ehrenrechte verbunden ſind, ohne Theilnahme an dem eigentlichen Kirchenregimente ſelbſt. Die auf dieſe Weiſe lediglich auf Ehrenrechte ſich beſchränkende Würde heißt gegenwärtig Perſonat (**personatus**); wogegen mit dieſem Namen früher die höhern Capitelſtellen belegt wurden[2]), welche damals (namentlich zur Zeit der Entſtehung der einzelnen Theile unſres **corpus juris canonici**) zu Perſonaten im heutigen Sinne des Worts noch nicht herabgeſunken waren, und deshalb auch mit „**dignitates**“ bezeichnet wurden[3]).— Von dieſen Titulardignitäten abgeſehen zerfallen die wirklichen Dignitarien oder Prälaten, wenigſtens nach der neuern Diſciplin, in zwei Claſſen; die erſte, d. h. die Ordnung der **Praelati primigenii, principales,** oder der **Dignitates pontificales,** umfaßt diejenigen Großwürdenträger der Kirche, welche in der ordentlichen Rangſtaffel der **hierarchia jurisdictionis** ſtehen: und es gehören alſo dahin Biſchof, Erzbiſchof, Patriarch, Papſt, d. h. diejenigen Prälaten, welche nach der regelmäßigen Diöceſaneintheilung der Kirche entweder, wie der Papſt, über die geſammte römiſch-katholiſche Chriſtenheit, oder, wie die übrigen Pontificaldignitarien, über eine beſtimmte Provinz oder Diöceſe der Kirche das Kirchenregiment führen. Die zweite Claſſe, d. h. die Ordnung der **Praelati secundarii, asciti**, umſchließt dagegen diejenigen Dignitarien, welche zwar nicht in der ordentlichen Rangſtaffel der **hierarchia jurisdictionis** ſtehen, die aber gleichwol entweder durch eine zu ihren Gunſten gemachte Übertragung biſchöflicher Jurisdictionsrechte, oder durch das Kirchenregiment, welches ſie als Vorſteher gewiſſer kirchlicher Stiftungen über deren Genoſſen verfaſſungsmäßig üben, in ein Jurisdictionsverhältniß geſetzt ſind, welches dem Kirchenregimente der **Praelati primigenii** analog iſt. Es gehören hierher die Cardinäle und päpſtlichen Legaten, desgleichen die Vorſteher der Klöſter, Stifter, geiſtlichen Ritterorden und ähnlichen Einrichtungen[4]. — Wie ſchon aus dem Vorſtehenden hinreichend klar iſt, beſchränkt ſich die Lehre von den kirchlichen Dignitarien, wenigſtens in Teutſchland, eigentlich auf die katholiſche Kirche; ſie ſetzt nämlich eine kirchliche Organiſation voraus, welche auf das Daſein wirklicher Biſchöfe gegründet iſt, an ſolchen Biſchöfen fehlt es aber in der proteſtantiſchen Kirche Teutſchlands[5]. Die proteſtantiſch-teutſchen Biſchöfe ſtehen zu der Kirche ihrer Confeſſion in einem ganz andern Rechtsverhältniß, und führen ſelbſt den Namen der Prälaten nicht. Gleichwol finden ſich in Teutſchland proteſtantiſche Prälaten, ſo z. B. im Königreiche Sachſen, woſelbſt in dem erſten Collegium der Landſtände neben den Grafen und Herren auf dem Landtag auch (proteſtantiſche) Prälaten erſcheinen[6]. Es ſind darunter die erſten Stellen der ſeit der Kirchen-Reformation proteſtantiſch gewordnen Stifter, Abteien oder ähnlichen Inſtitute zu verſtehen. Doch haben dieſe Prälaten immer eine ganz andre Stellung zu ihrer Kirche, als die katholiſchen. *(Dieck.)*

---

[14]) Es geſchah, als die Politik von Ariſtoteles neben dem corpus juris ſich als Geſetzbuch geltend machte, nach der Theilung, welche darin zwiſchen edeln und unedeln Beſchäftigungen gemacht wird, und nach dem Range, welcher im Codex den Gelehrten beigelegt wird. Beides zuſammen führte auch dahin, daß man den Dignitaren kein Gewerbe und den Gewerben keine Dignitare geſtattete; mit dem öffentlichen Fuhrweſen, den Poſten, aber ſchlug man wol zuerſt wieder einen andern Weg ein. [15]) Pütter, Inst. juris publ. §. 236. Imperator contra praeter ea quae in superioribus de dignitatibus et notariis publicis — observata sunt, nec munera nec honores cum efficacitate in territoriis conferre potest. *Custanu*, View of the constitution of England. 165. As it is impossible that any government can be carried on without a due subordination of rank, the king, by his prerogative, possesses the power of conferring honours and dignities. [16]) Pütter a. S. §. 137. *Custanu*, a. S. Lastly, in virtue of his prerogative the king is considered by the constitution as the supreme head, in earth, of the church of England.

[1]) Tit. X. de praebendis et dignitatibus (3. 5.) [2]) Cap. 8. X. de rescript. (1. 3.) Cap. 13, 28. X. de praebend. (3. 5.) Cap. 8. X. de constit. (1. 2.) [3]) Cap. 8. X. de constit. (1. 2) Cap. 8. X. de rescript. (1. 3.) Cap. 6. X. de consuetud. (1. 4.)

DIGNITÄT (**Würde**; vergl. den Artikel **Dignitas**), in rechtlicher Bedeutung iſt der Rechtsſtand einer Perſon, welcher ihr auf Ehrerbietung Anſpruch gibt. Er ſetzt alſo eine beſtehende Meinung über das, was geachtet, und in der Achtung Rechtsſchutz haben ſoll, voraus; und dabei iſt die erſte Frage, ob ſie ſich auf Naturnothwendigkeit oder auf erkannte Zuträglichkeit gründe? Beides iſt der Fall. Die Dignität erſcheint naturrechtlicher Art in dem Verhältniſſe der Ältern zu den Kindern, und des Geſchlechtsälteſten zu den Familienzweigen. Die Natur ſelbſt lehrt ſie nach Recht und Pflicht, beſtraft aber ihre Verletzung ſo ſchwer, daß man ſich davor nicht genug bewahren kann[1]. Dieſe natürliche Würde in der Familie geht aus dem natürlichen Berufe des Regierens hervor, und ſie geht in die völkerrechtliche über, wenn die Familienregierung vertreten wird, z. B. durch Pflegältern oder Lehrer, und wenn ſie ſich nach den Vergliederungen der Familien in Gemeinen, Stämme, Genoſſenſchaft und Volk ausgeſtaltet[2]. Zu dieſen Vergliederungen treibt die Natur, beſtimmt aber die Regierenden nicht mehr, ſondern überläßt darüber dem Verſtande Wahl und Bedingung. Denkt man, wie man kann, dieſes Regieren einfach und formlos, ohne Ceremonie und Staat, unter verſtändigen Hausvätern, für das, was ihnen als nothwendig, gemeinſam einleuchtet, ſo ſind dazu alle Familienhäupter und alle Gemeinen gleich berechtigt, und die Würde der Geſammtheit iſt, was im claſſiſchen Alterthume **Majestas** heißt; die Würde der zur Regierung Berufnen aber gründet ſich auf ihre Berufung und ermißt ſich aus ihrer Stellung zu den Regierten und den Mitregierenden[3]. Die ſtaatsrechtlichen Würden folgen dem Rechtsurſprunge, welcher dem Staate zugeſchrieben wird. Iſt er auf göttliches Recht gegründet worden, ſo verleiht das Oberhaupt in ſeiner Majeſtät und Heiligkeit alle Staatswürden mit religiöſer Verpflichtung oder Weihe. Iſt der Staat dagegen auf menſchliches Recht gegründet und entweder rein demokratiſch, ſo erhalten nur die völkerrechtlichen Würden ihre beſtimmten Formen und Ceremonien, oder rein monarchiſch, ſo gibt es keine völkerrechtlichen, ſondern nur von der Majeſtät verliehene Würden außer den naturrechtlichen; oder es hat der Staat eine gemiſchte Verfaſſung, alsdann beſtehen die Würden in monarchiſchen und demokratiſchen Formen mehr oder weniger ſcheinbar oder weſentlich verſchmolzen neben einander. Da die Würde auf einem Regierungsberufe beruht, ſo gebührt ſie nur mannbaren Perſonen, wenn auch das Recht darauf von Unmündigen erworben werden kann; da beide Geſchlechter ſich in die häusliche Regierung theilen, ſo theilen ſie auch die naturrechtliche Würde; ſie theilen ſich zwar nicht in die Staatsregierung, ſondern das weibliche Geſchlecht iſt vielmehr, mit Ausnahme grade nach vielen poſitiven Geſetzen von der höchſten, von dem Thron, übrigens davon ausgeſchloſſen, aber die Frauen nehmen doch in ihrer Stellung an der Staatswürde der Männer immer einigen Theil, und alte und neue Geſetze beſtimmen es auch ausdrücklich[4]. Der

---

[4] Walter, Lehrb. des Kirchenrechts. §. 131. Eichhorn, Grundſ. des Kirchenrechtes. 1. Bd. S. 544.

[5] Anders verhält es ſich in ſolchen Ländern, wo das biſchöfliche Regiment in der proteſtantiſchen Kirche fortgedauert hat, wie in England, Schweden ꝛc.

[6] Römer, Kurſächſ. Staatsr. 3. Th. S. 7.

[1] Ariſtoteles ſagt in der Politik VII, 16. Es hat große Unbequemlichkeiten, wenn die Ältern gegen ihre Kinder zu jung ſind, denn alsdann iſt die Ehrfurcht bei den Kindern geringer, da ſie die Ältern faſt als ihre Geſpielen anſehen; daher ſoll nur der vollreife Mann, über 30 Jahre alt, heirathen dürfen, und wer den Kindern Ärgerniß gibt, öffentlich beſtraft werden. Die ältern Geſetzgeber hatten das Heirathsrecht noch weiter hinausgeſetzt, Solon auf das 35., Lykurg auf das 37. Jahr; und die germaniſche Sitte geſtattete auch das frühe Heirathen nicht. So kommt man zu regierungsfähigen Ältern, rüſtigen Kindern und ſtetigen Familien; die neuern Geſetzgeber haben aber auf Zeugungsfähigkeit, Menſchenmaſſen und Gütermaſſen geſehen, und man ſieht, wohin das führt.

[2] Hüllmann, Urgeſchichte des Staats.

[3] Miltiades erat inter eos dignitate regia. So bezeichnet Nepos das Verhältniß bei den Griechen, und wiederum bezeichnet es bei den germaniſchen Königen ihre Benennung: die Alten, seniores.

[4] Röslin, Von beſondern weiblichen Rechten.

Würdeſtand erwirbt ſich mit dem Regierungsberuf, und wird entweder von Individuen oder Körperſchaften, entweder mit eignem oder übertragenem Rechte beſeſſen. In der reindemokratiſchen Staatsform beſitzt ihn mit eignem Rechte jede darin vergliederte Gemeine und zwiſchen ihnen verzweigte Genoſſenſchaft, und außer ihnen Niemand eine andre als übertragne Würde. In der reinmonarchiſchen Staatsform beſitzt dagegen nur das Oberhaupt ſeine Würde mit eignem Rechte. In der gemiſchten Form gibt es theils erbliche und unwiderrufliche Amtswürden, theils ſchwächt und verliert ſich mancher Würdeſtand. Die naturrechtliche Würde iſt einfacher Art, in ihren Abſtufungen laſſen ſich aber die Grundſätze erkennen, welche auch in den künſtlichſten und verwickeltſten Staatswürden feſten Anhalt geben. Das Haupt vereint die Würden ſeiner Glieder, die ſich wieder unter den Gliedern nach den Stufen von ihm, und auf gleicher Stufe nach dem Alter ermeſſen. Hiernach iſt die Würde aller unabhängigen Staaten einander gleich, aber der ältre geht den jüngern vor; auch hat man von Alters her die europäiſchen Fürſten[5], aller ihrer Streitigkeiten über Rang und Land ungeachtet, als eine Familie zu betrachten fortgefahren, weil ſie ſich in ihren Rangverhältniſſen nur ſo vergliedern laſſen. Bei übertragnen Würden entſcheidet die Stufe und das Maß, in welchen der Beamte den Machthaber vertritt. Jede Würde nun gibt ein Recht auf Anerkennung ihrer Befugniſſe von allen Staatsangehörigen, und auf Ehrerbietung von den Untergebenen; ſie berechtigt auch zum Gebrauch aller Attribute, als Titel, Kleidung, Inſignien, Siegel, Ehrenplätze und Ehrenbegleitungen, feierlicher Auffahrten und aller übrigen Etikette. Der Würde entſpricht die Pflicht, ihr gemäß ſich zu betragen und ſie aufrecht zu erhalten[6]. Sie wird am ſicherſten durch ein ſich gleichbleibendes überlegt ruhiges Benehmen vor Gefährde bewahrt. Der heftige Ton der Anrede an einen Geſandten: Was will Ihr Herr? milderte ſich durch ſeine den höflichen Ton haltende Antwort: Er wünſcht in ſeinem Geſandten geachtet zu werden; und der berühmte Maury (Cardinal) kam nicht an den Laternenpfahl, ſondern mit Beifallsrufe nach Hauſe, als er den ſeinen Tod fodernden Pöbel ruhig fragte: Nun werdet ihr beſſer ſehen, wenn ich da oben an der Laterne bin? — Die rechtliche Erlöſchung der Würde erfolgt auf dieſelbe Weiſe, wie die Aufhebung der entſprechenden Regierungspflicht. Man kann dem väterlichen Recht, aber nicht der väterlichen Pflicht, und alſo auch nicht der väterlichen Würde entſagen, die ſich vertreten, aber nicht abtreten läßt. Nach der Lehre von dem göttlichen Rechte kann man nicht die Weihe, ſondern nur die Stelle, wofür man geweiht, verlieren[7]; ebenmäßig iſt es unter den europäiſchen Fürſten herkömmlich, daß ihnen die Würde verbleibt, wenn ihre Regierung auch abkommt; ſo behielt der König Stanislaus von Polen den Königstitel, und die Kaiſerin Marie Luiſe als Herzogin von Parma die Majeſtät, und die teutſche Standesherrlichkeit die Ebenbürtigkeit. Rechtsbegründet iſt die Aufhebung übertragner, aber mit eignem Rechte beſeſſener Würden, wenn ſie ihren Zweck verfehlen und die Inhaber andre gleichmäßige Würden bekommen, oder in ihrem Range verbleiben; bloße Anwartſchaften hat der Reichsdeputationsſchluß von 1803 nicht berückſichtigt[8]. Das Übrige wegen Entziehung oder Verkümmerung von Staatswürden verhält ſich mit den Rechtsverhältniſſen der Dienſtehre gleich. Die Würde unterſcheidet ſich von der Ehrenſtelle dadurch, daß ſie ſich immer mit einem Regieren verknüpft, wenn es auch vermittels des Dienſtes iſt, der aber alsdann nur von Oben herab als ein ſolcher, nach allen übrigen Seiten als Machthaben erſcheint, während die Ehrenſtelle ſich entweder mit gar keinem Dienſte, wie bei den Hoforden, oder mit Dienſten verknüpft, die nur als Geſchäftsführungen, aber nicht blos mechaniſche Arbeit, betrachtet werden. Die Begriffe verändern ſich darüber; unſre höchſten Hofämter betreffen Dienſte, welche bei den Alten verächtliche Sklavenarbeit waren, und bei ihnen verrichteten öffentliche Sklaven ſelbſt viele Geſchäfte unſrer Regierungsbehörden; dagegen haben wir ihr gewöhnliches Zeichen der Ehrerbietung, den Fußfall, abgeſchafft. Unſre Rangordnungen geben auch nur über die Großwürden beſtimmte Auskunft, und ſelbſt wenn ſie denſelben Maßſtab: den Militair-Rang nehmen, ſo kommen ſie nicht zu demſelben Syſteme. Hätte die Regierung übrigens keine natürliche Würde, ſo müßte ſie eine künſtliche erfinden. Wie keine Religion lächerlich iſt, da ſie ſich immer auf ein Göttliches bezieht, ſo iſt auch keine Würde lächerlich, denn ſie bezieht ſich zuletzt auf Menſchenwürde, die ſich nicht ſtreng erweiſen, aber auch nicht entbehren läßt. Der Verſtand erkennt und verlangt die Majeſtät des einfachen, und ſieht in dem Rechte der Regierung auch ihre Würde; der Verſtand iſt aber noch nicht bei der Menge, ſie verlangt das feierliche Hervortreten der Würde mit Glanz und mit Pracht, und die Künſte fodern als ihr Recht, die Regierung mit ihrem Schmucke zu umgeben. Ein feierliches Würdenweſen, welches auf die Ehrerbietung wirkt, dazu erzieht, und dadurch dienſtwilliger und folgſamer macht, kann daher nützlich und nöthig ſein, die Staatsform mag ſein, wie ſie will. Es wird aber ſchädlich, wenn der Volksverſtand leeren Prunk und falſche Würde erkennt; und es iſt ſchon mehrmals gefährlich geworden, Würden und ihre Ceremonien beizubehalten oder einzuführen, wodurch er beleidigt wird, weil ſie zu den herrſchenden Sitten und Ideen nicht paſſen. Sollen die Würden ihre gute Wirkung haben, ſo müſſen ſie ſo vertheilt, eingerichtet und begabt ſein, wie es dem Gang und Stande der Staatsform, der Begriffe und der Künſte in ihrer Richtung zur Vollkommenheit entſpricht. Sie können in der Monarchie nicht ſein, wie ſie in der Demokratie ſind, aber einem Vorbilde müſſen ſie hier und dort folgen, entweder dem Volksbilde mit ſeinen

---

[5] v. Moshamm, über den Rang der europäiſchen Mächte und ihrer diplomatiſchen Agenten.

[6] Weber, über Injurien und Schmähſchriften.

[7] *Thomassin*, Vetus et nova ecclesiae disciplina circa beneficia et beneficiarios.

[8] Reichsdeputationsſchluß von 1803. §. 54, 59.

Gemeinevergliederungen, darunter die Beamten, oder dem Herrſcherbilde mit ſeiner Beamtenumgebung, darunter die Gemeinen, in den gemiſchten Verfaſſungen aber, oder auf den Übergangsformen, darf man das Unmögliche nicht verſuchen, aus beiden Bildern Eins zu machen, ſondern man ſoll das Bild vorherrſchen laſſen, wohin der Übergang ſich neigt. Zweckwidrige Würden kann man nicht ſchnell genug aufheben, aber einen beſtehenden Würdeſtand darf man nicht lächerlich und verächtlich machen laſſen, ſondern muß ihn vermittelſt der Verwaltung und der Gerichte ſchützen, und unter Umſtänden iſt die Entſagung der Schutzmittel das ſtärkſte von allen, und darunter kann es wie die Verachtung von Schmähungen nach dem Urtheil eines römiſchen Kaiſers auch die Preßfreiheit ſein. — Siehe übrigens den Art. Dignitar. — Die Literatur über die Würdenlehre im Einzelnen iſt reich genug, und die neuere teutſche von Erſch in ſeinem Handbuche nachgewieſen; im Allgemeinen erwartet ſie noch ihr claſſiſches Werk. (Hellbach, Handbuch des Rangrechts. 1804.) (*v. Bosse.*)

DIGNITATES IMPERII. Das Wort Dignitas iſt bekanntlich in der ältern Latinität der Ausdruck für den Begriff Würde, und zwar insbeſondre auch äußerer Würde, wie ſolche in der römiſchen Republik mit den höhern Staats- und Ehrenämtern, welche durch die freie Wahl der Bürger, nur in Folge wahrer Verdienſte um den Staat und wahrer Tüchtigkeit ertheilt wurden, verbunden war. Halten wir dieſen Begriff des Wortes Dignitas, wie er ſich an den Begriff eines öffentlichen Ehrenamts knüpfte, feſt, ſo wird es dann weniger auffallend ſein, wenn zu einer Zeit, wo die Ämter nicht mehr durch die Wahl der freien Bürger, ſondern durch Ernennung der Kaiſer beſetzt wurden, wo ein großer Theil derſelben wo nicht gänzlich aufgehört, ſo doch ſeinem innerſten Weſen nach inſofern verändert war, als die eigentliche Wirkſamkeit erloſchen, und bloß die äußern Abzeichen und Auszeichnungen, welche mit dieſem Amte verbunden waren, der Perſon, die das Amt bekleidete, übrig gelaſſen waren, wo alſo das Amt zu einem bloßen Titel und einer blos äußerlichen Auszeichnung herabgeſunken war, wo das Beſtreben der Kaiſer immer mehr darauf gerichtet war, durch Ertheilung ſolcher Ämter, die in bloßen äußern Auszeichnungen beſtanden, ihre Creaturen zu belohnen, das Wort dignitas bald den Begriff und die Bedeutung einer amtlichen Würde annahm und zur allgemeinen Bezeichnung eines jeden, mit einigen äußern Auszeichnungen oder Abzeichen verſehenen Amtes, oder auch ſolcher bloßer Titulaturen ohne weitern Unterſchied gebraucht wurde. Alle die verſchiednen zahlreichen Ämter und Würden des römiſch-byzantiniſchen Reichs, insbeſondre auch alle Hofämter und Hofchargen, wie wir dies jetzt nennen, alle die einzelnen Militair-, Civil- und Juſtiz-Behörden ſind unter dieſer allgemeinen Benennung inbegriffen, und die Notitia Dignitatum, eine glücklicherweiſe uns noch erhaltne Schrift aus jener Zeit, iſt im eigentlichen Sinn ein Adreßbuch zu nennen, welches, jedoch ohne Angabe der Perſonen, ein Verzeichniß aller Dignitates, d. h. aller Hof-, Civil-, Juſtiz- und Militair-Chargen, die in dem byzantiniſchen Reiche damals beſtanden, liefert, wichtig allerdings für die Kenntniß der innern Einrichtung und Verwaltung des Reichs. Der Verfaſſer dieſes Werkes, deſſen vollſtändiger Titel alſo lautet: Notitia Dignitatum omnium tam civilium quam militarium in partibus Orientis et Occidentis, iſt uns nicht bekannt und daher auch die Zeit der Abfaſſung ſchwer mit Beſtimmtheit anzugeben; es mag dieſelbe in die Zeit der Theodoſianiſchen Geſetzgebung (alſo 438 n. Chr.), oder wenigſtens doch zwiſchen die Jahre 425 — 452 n. Chr. fallen, ſchwerlich aber früher, wie Gibbon annimmt, zwiſchen 395 — 407 n. Chr. Am beſten iſt dieſe Schrift nebſt einem ausführlichen Commentare von Guido Panciroli (Venet. 1593. 1602. Genev. 1623 Fol.) herausgegeben worden; auch ſteht ſie nebſt dem Commentar abgedruckt im ſiebenten Bande des Gräviusſchen Thesaurus antiquitt. Romanarr. Eine neue Bearbeitung, wozu wir auch dem Vernehmen nach Hoffnung haben, wäre indeß ſehr zu wünſchen. In dieſem Adreßbuche nimmt in der Reihe der einzelnen Reichswürden der Praefectus praetorio die erſte Stelle ein; er vereinigte bekanntlich die höchſte Civil- und auch richterliche Gewalt in ſeiner Perſon, und kann in Stellung und Bedeutung nicht unpaſſend mit dem heutigen Großweſſir verglichen werden. Dann folgte der Praefectus urbis Constantinopolis et Romae, mit der Aufſicht über die Polizei, über die ſtädtiſche Verwaltung ꝛc. in letzter Inſtanz ja ſelbſt mit oberrichterlicher Gewalt begabt, nun folgen die einzelnen Hof-, Militair- und Civilbehörden, unter denen wir nur an die zahlreiche Claſſe der Magistri und der Comites erinnern, die Palaſt- und Miniſterial-Beamten, die vornehmſten Provinzialbehörden (Proconsules) nebſt den ihnen untergebenen Civil- und Militairbeamten und dem ganzen Bureau- oder Kanzleiperſonale ꝛc. Je nach ihrem Range waren auch ihre äußern Auszeichnungen beſtimmt, und die Prädicate oder Titulaturen, mit welchen ſie angeredet wurden, ähnlich unſerm Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, Hochwürden ꝛc., beſtimmt. So führten die höhern Staatsbeamten der erſten Claſſe den Titel Illustres, auf ſie folgten die Spectabiles, dann die Clarissimi u. ſ. f. Auch darüber gibt im Einzelnen die angeführte Notitia Dignitatum nähere Auskunft; zumal mit dem Commentar Pancirolli's und den Angaben bei Gothofred Cod. Theodos. Tom. VI. Sect. 316 seq. (*Bähr.*)

DIGOIN, Städtchen im Departement der Saone und Loire, Bezirk Charolles, an einem ſchiffbaren Kanal in der Nähe der Loire gelegen, hat 2300 Einwohner, eine Kirche, 216 Häuſer und eine Fayencefabrik. (*H.*)

Digraphis Trin. ſ. Phalaris.

DIHONG und **DIBONG**. Der Anſicht der Chineſen nach[1]) iſt der Hauptfluß Tibets, Jaru dſangbotſchu, chineſ. Kinſcha Kiang (der Goldſandfluß), derſelbe, welcher, nach ſeinem Eintritt in Yunnan Pin-lang-kiang (der Areka- oder der Palmfluß) heißt, ſpäter nach dem Orte Banmu den Namen Banmu-kiang, und end-

---

1) *Klaproth*, Mémoire sur le cours du Yarou Drangbo tchou; Magazin asiat. T. I. p. 308.

lich, nach ſeiner Vereinigung mit Siri Serhit, den Namen Iravaddi führt. Dieſe Anſicht — daß Jaru dſangbotſchu, oder, wie er gewöhnlich heißt, Tſan-pu, der obere Lauf des Ava-Fluſſes wäre — wurde von d'Anville angenommen, von Pater Gaubil in zwei Briefen aus Peking von 1754 und 1755 an W. Delisle bekräftigt und noch durch die vom Kaiſer Kien-long herausgegebene Reichsgeographie des K. Kanghis beſtätigt. In Europa war ſie die herrſchende, bis Rennel, der große Geograph Indiens, Tſanpu mit Burramputer verband (1756), eine Hypotheſe, die, von Anquetil unterſtützt, bald die vorige Annahme verdrängte. Indeß läßt noch Dalrymple auf ſeiner Karte zu Symes' Geſandtſchaftsreiſe, den tibetanſchen Fluß mit dem öſtlichen Zufluß Iravaddi's in Verbindung ſtehen. Endlich trat Klaproth[2]) als Vertheidiger der alten Meinung auf, und der Widerſpruch, den ſeine Behauptung in Calcutta[3]) erfuhr, gab ihm fernere Veranlaſſung[4]), für die Glaubwürdigkeit ſeiner chineſiſchen Berichterſtatter von neuem zu ſtreiten. In derſelben Zeit kam nach London die Kunde über des Lieutenant Burltons erſte Reiſe den Bor Lohit (Burramputer) entlang, bis zu dem Punkte 27° 54′ (nach Klaproths Berichtigung 27° 47′) n. Br. 113° 4′ ö. L. v. F., wo der Fluß fahrbar zu ſein aufhört. Noch lag der See Brahmakund zehn Tagereiſen öſtlicher; dieſen erreichte endlich der Hauptmann Bedfort 1826, und man vernahm jetzt[5]) Folgendes. Im O. von dem See wird der Fluß Bor Lohit durch zwei Bäche, Taluka und Taluding, gebildet; jener entſpringt in dem nördlichen Gebirge, dieſer, der bedeutendre, hat ſeine Quelle im öſtlichen Lande Khana Deba auf einem Schneegebirge, von welchem oſtwärts Iravaddi ſtrömt. Die genannten Bäche fließen im Lhamaland zuſammen, münden ſich in den berühmten, aber ſehr kleinen, See Brahmakund ein, und ſtrömen daraus unter dem Namen Bor Lohit wieder aus. Anfangs ſehr reißend und ſchäumend, durch eine Rinne zwiſchen zwei Erdwällen eingeengt fortſtrömend, empfängt er von rechter Hand den Bergſtrom Sakatao; bald ſich aus der Enge entwindend tritt er in der Ebene hinunter, und bereichert ſich ſchon wieder durch den Waſſerſchatz von drei Strömen, alle von Norden her. Der öſtlichſte heißt Khundilnella, an deſſen Mündung der jetzt verwüſtete Ort Seddhia, liegt, der mittlere Dibong, und der weſtlichſte Dihong.

(*Palmblad.*)

DIIPOLIA (*Διϊπόλεια* oder *Διϊπόλια*), ein uraltes Feſt in Athen, das am 14 Tage des Monats Skirrophorion nach den eleuſiniſchen Myſterien gefeiert wurde und vom Zeus Polieus, dem Stadtgotte, Schutzgotte der Stadt, den Namen hatte. Es hieß auch **Buphonia**, das Ochſentödten, von einem gleich zu beſchreibenden Gebrauche. Man erzählte nämlich folgende Sage: In den älteſten Zeiten war es nach den Geſetzen des Triptolemos noch verboten, Stiere, d. h. die dem Menſchen beim Ackerbaue helfenden Thiere, zu tödten. Nun hatte einſt ein Stier, als er hungrig von der Arbeit zurückkehrte, von Jupiters Altare die Schaubrode gefreſſen und war deswegen von einem gewiſſen Thaulon, den man für den am Altare dienenden Prieſter hält, oder von einem Fremdlinge, Diomos oder Sopatros genannt, im heiligen Eifer erſchlagen worden. Der Mörder muß entfliehen, weil er das Geſetz übertreten hat, und rettet ſich nach Kreta. Nun erfolgt Dürre und Miswachs und das Orakel von Delphi wird befragt. Der Ausſpruch deſſelben ſcheint dahin zu deuten, daß der Flüchtling ſelbſt das Übel löſen ſoll. Er wird zurückgeholt und unternimmt es, zum erſten Male Namens der Stadt einen Stier zu fällen. Dieſe dunkle Sage erzählt Porphyrios de Abstin. II. §. 29. p. 154 *Rhoer.* Auf dieſelbe ſoll ſich nun folgender Gebrauch beziehen, deſſen Pauſanias I. 24 und 28 gedenkt. Es waren bei dieſem Feſte drei Prieſtergeſchlechter in Thätigkeit. Zuerſt die Thauloniden, die vom obigen Thaulon abſtammen ſollten. Zu ihnen gehörte der Stierſchläger (*βούτυπος* oder *βουφόνος*), auch *Βούτης* bei *Hesych.* Tom. I. p. 755 Alberti. genannt. Zweitens die Treiber im Kreiſe (*κεντριάδαι*) und drittens die Austheiler (*δαϊτροί*). Man legte nämlich am Feſte Weizen und Gerſte auf den Altar des Jupiter. Die Kentriaden trieben eine Anzahl Ochſen um denſelben im Kreiſe herum und demjenigen nun, welcher von der Speiſe zuerſt zu freſſen anfing, wurde vom Buphonos ein Beil gegen die Stirn geſchleudert, daß er niederſtürzte und nun geopfert wurde, nachdem vorher Waſſerträgerinnen Waſſer gebracht hatten, um Axt und Meſſer zu ſchärfen. Der Stierſchläger aber entflieht. Die Daitroi zertheilen nun das Fleiſch des Stiers und geben es den Anweſenden, die davon ein gemeinſchaftliches Mahl halten. Nach demſelben wird die Ochſenhaut ausgeſtopft, der Stier ſo ſcheinbar wieder hergeſtellt und vor einen Pflug geſpannt. Darauf folgt das Stiergericht im Prytaneum. Alle Theilnehmer werden wegen des Ochſenmordes angeklagt. Jeder ſchiebt die Schuld auf einen andern. Die Waſſerträgerinnen werfen ſie auf den Schärfer der Axt und des Meſſers; dieſer auf den, der ihm das Mordwerkzeug überlieferte, dieſer auf den Schlächter und der letztre endlich auf das Meſſer ſelbſt. Dieſes kann ſich nun nicht vertheidigen und wird zur Strafe in das Meer geworfen. Auf dieſe Art geſchah das Stieropfer alle Jahre an den Diipolien auf der Burg von Athen. Über die Zeit, wann dieſer Gebrauch eingeführt wurde, findet ſich keine beſtimmte Angabe. Pauſanias ſagt blos: Als Erechtheus über die Athener herrſchte, ſchlug der Stiermörder zuerſt den Stier am Altare des Zeus Polieus. Wenigſtens erhellt daraus, daß man die Zeit des Urſprungs in die frühere Königsperiode von Athen zurückverſetzte. Auch Ariſtophanes Nub. v. 981 erklärt die Sitte für etwas Uraltes. Bei den Dionyſien auf der Inſel Tenedos gab es ähnliche Buphonien. Der, welcher das dem Dionyſos geweihte Kalb mit der Axt erſchlug, wurde mit Steinen verfolgt und mußte fliehen, wie Älian H. A. XII, 34 berichtet. Über den Sinn der Ceremonie aber erklärt ſich Creuzer (Symb. IV, 125), wie wir glauben, treffend und richtig. Offenbar iſt zuvörderſt, daß der ganze Ritus auf eine Zeit hindeute, wo man das Tödten und Verſpeiſen der Thiere als etwas Sündhaftes betrachtete. So ſahen es jene Männer des Orients an, welche den Griechen Satzungen aus dem Oſtlande brachten. Von den Gaben der Ceres ſoll der Menſch ſich nähren, unblutige Opfer ſoll er den Göttern darbringen. Aber ſie kamen zu ſchon verwilderten Menſchenſtämmen, die von Waldfrüchten und dem Ertrage der Jagd lebten. Der Genuß des Fleiſches konnte ihnen nicht mehr ganz verboten werden, ihr Klima und Boden bot auch eine weit geringre Mannigfaltigkeit von Vegetabilien zur Nahrung dar. Da ſtellten ſie denn wenigſtens das Leben des Ackerſtieres, dieſes zum Anbau unentbehrlichen Gehülfen, unter das Geſetz, und die Verordnungen des Triptolemos verboten, ihn zu tödten. Aber Noth zwang die Menſchen, auch dies Geſetz zu übertreten, und ſo ſollte nun wenigſtens das Schlachten deſſelben eingeſchränkt werden und nicht in ein wildes, rückſichtsloſes Morden ausarten. Es ſollte eine religiöſe Handlung, ein den Göttern dargebrachtes Opfer und der Genuß ſeines Fleiſches an eine gewiſſe Regel gebunden ſein. Zugleich wollte man aber fortdauernd daran erinnern, daß das Tödten der Thiere etwas Unrechtes ſei und nur Entſchuldigung in der materiellen Natur des Menſchen finde und blos, wenn es in Beziehungen mit der Verehrung der Götter träte, erlaubt werden könnte. Da erzählte man denn von dem vom Pflügen gekommenen Stiere, der von Jupiters Altare die Schaubrode gegeſſen. Das war eine Sünde und dafür muß er ſterben. Er hat den Tod durch eigne Verſchuldung ſich zugezogen, darum muß er am Altare der Götter bluten. Aber ſein Tod belaſtet den Mörder mit einer Schuld; er muß fliehen und ſeine That abbüßen. Allein er weiß ſich zu entſchuldigen, die Schärfe des Meſſers oder Beiles war die Urſache, daß er ſtarb. So kann denn alſo auch der Menſch ſagen: Die Bedürfniſſe meiner materiellen Natur ſind die Urſache des Fleiſchgenuſſes, in der Materie liegt die eigentliche Quelle meiner Schuld. Darum wird denn das Meſſer in das Meer geworfen. Das Waſſer nämlich, das Feuchte, war nach der Anſicht der Alten die Grundlage alles Materiellen und der Gegenſatz des Geiſtigen. Im Waſſer liegt alſo die Quelle alles Sinnlichen, darum muß das ſchuldige Meſſer in daſſelbe verſenkt werden und ſo muß auch der ſchuldige Menſch zum Staube zurückkehren, von dem er genommen iſt. Überall alſo Schuld und angemeſſene Strafe. Aber der ſeines Fehls wegen getödtete Stier wird wieder hergeſtellt, ſeine Haut ausgeſtopft und ſo das Thier aufs neue vor den Pflug geſpannt. Das heißt eines Theils, das Individuum vergeht, aber die Gattung bleibt; immer wird das Stiergeſchlecht dem Menſchen als Gehülfe bei ſeiner Arbeit dienen, wenn er auch das einzelne Thier zur Speiſe anwenden muß. Aber es liegt darin zugleich auch die tröſtliche Lehre für den Menſchen: Dein Körper wird wol zu Staub, aber dein wahres Selbſt bleibt; es tritt immer wieder in den Kreis des Lebens ein und nur ſeine äußere Form wird umgewandelt. Endlich findet auch noch Creuzer in dem Treiben der Stiere um den Altar Jupiters durch die Kentriaden eine Anſpielung auf den Kreislauf der Sonne und des Jahres. Die Monate, als Abtheilungen des Sonnenlaufes, werden in vielen Mythen ſymboliſch als Rinder dargeſtellt, die der Sonnengott vor ſich her treibt. So Herkules. Darauf mag denn auch jene Handlung mit deuten. Der Menſch iſt ein Geſchöpf der Zeit, an den Sonnenlauf iſt ſein Leben und die Kette ſeiner Handlungen gebunden. Während des Herumtreibens läßt ſich der Stier verlocken, die den Göttern geweihte Gabe ſich zuzueignen und darum muß er ſterben; die Schuld des Menſchen wird auch im Zeitkreiſe des Erdenlebens erzeugt, darum muß auch er ſterben, wenn dieſer Kreis vollendet iſt. Es iſt aber nicht einer blos, der Sünde auf ſich ladet, ſondern alle. Einer tödtet zwar den Stier, aber alle eſſen von ſeinem Fleiſch und theilen ſomit ſein Vergehen. Darum iſt denn unſer ganzes Geſchlecht zum Tode beſtimmt. Durch Einen kam die Sünde in die Welt, aber in dem Einen haben wir alle geſündigt, d. h. jeder Einzelne wird ebenſo durch ſeine ſinnliche Natur zum Böſen verleitet, wie es bei dem Erſten des Geſchlechts der Fall war. Lehren dieſer Art mögen wol in den Eleuſinien den höhern Eingeweihten vorgetragen worden ſein, und darum fiel denn auch das Feſt der Diipolien gleich nach dem Ende der Myſterien. Es trat ſo mit dieſen in einen ſinnigen Zuſammenhang. Nach der Myſterienſühne fängt das gewöhnliche Leben wieder an, es folgt neue Schuld und neue Strafe. Der Menſch ſoll alſo nie wähnen, er bleibe nun rein und ſündenfrei, ſeine ſinnliche Natur wird ihn immer wieder verlocken, und darum muß er ſtets zum Kampfe gegen dieſelbe gerüſtet ſein und ſeiner Gebrechlichkeit ſich immer erinnern. (*Richter.*)

---

[2] A. a. O. überſ. in Hertha, 7. Bd. S. 155 f.

[3] Calcutta Govern. Gaz. vom 27. März 1827.

[4] Nouv. Annales d. Voy. 2de Serie. T. VII. p. 263 f. Hertha, 12. Bd. (Aug. 1828.) S. 147 f.

[5] Calcutta Govern. Gaz. v. 2. Nov. 1826. Der Bericht iſt ſpäter in Klaproths zweites Mémoire (Magaz. asiat.) und in mehre Zeitſchriften aufgenommen.

Dijan ſ. **Dhjana**.

DIJON, bei den Alten **Diviodunum**, **Dibio**, **Divio**, damals ein befeſtigter Ort in **Gallia belgica**, im Mittelalter Reſidenz der Herzoge von Burgund, jetzt die Hauptſtadt des Departement Côte d'or (ehemalige Landſchaft Dijonnois, im Mittelalter **Divionensis pagus**) und des gleichnamigen 54½ □Meilen enthaltenden Bezirks mit 124,000 Einwohnern, am Zuſammenfluſſe des Suzon und Ouche. Die Stadt, eine Stunde im Umfange enthaltend, mit Wällen und Mauern umgeben, im Oval gebaut, mit 80 regelmäßigen, gut gepflaſterten Straßen und meiſt ſchönen Häuſern, zählt mit Inbegriff der drei Vorſtädte 21,600 Einwohner. Das Fort iſt von Ludwig XI. erbaut. Unter den 15 öffentlichen Plätzen zeichnet ſich die in Hufeiſenform gebaute **Place royale** mit dem Palaſte der ehemaligen Herzoge von Burgund und andern vorzüglichen Gebäuden aus. Unter den acht Kirchen gehört die Kirche **Notre Dame** zu den ausgezeichneten in der ſogenannten gothiſchen Bauart, die Michaelskirche iſt wegen des Reichthums ihres Portals merkwürdig; die Stephanskirche iſt jetzt die Hauptkirche. Von den ehemaligen vielen Klöſtern war die Ciſtercienſer Abtei, die Mutter aller übrigen dieſes Ordens in Europa, die reichſte Die alte, im J. 1383 in der Nähe von Dijon errichtete, Karthauſe iſt während der Revolution faſt ganz zerſtört worden. — Dijon iſt der Sitz eines Biſchofs, königlichen Gerichtshofs, Handelsgerichts, und hat mehre bedeutende wiſſenſchaftliche Anſtalten. Die im J. 1725 errichtete Akademie der Wiſſenſchaften beſteht jetzt als Societät der Literatur, Künſte und Wiſſenſchaften; die Univerſität (ohne juriſtiſche und mediciniſche Facultäten; ehedem war ein juriſtiſches Collegium daſelbſt) gehört zu den beſteingerichteten in Frankreich; auch iſt eine Schule für bildende Künſte daſelbſt. Die Bibliothek und ein Muſeum für Gemälde und Kupferſtiche ſind bemerkenswerth. Was die Production betrifft, ſo ſind daſelbſt Manufacturen in Wolle, Baumwolle und Seide, von Spielkarten und Wachslichtern. Der Handel mit dieſen Waaren, ſowie mit Wein und Getreide, Senf (Moutarde de Dijon, ſteht in beſonders gutem Ruf) iſt bedeutend und wird durch den neuen Kanal von St. Jean de Losne nach Dijon ſehr begünſtigt. Zur Annehmlichkeit der Stadt gehören das Theater und die ſchönen Promenaden. In hiſtoriſcher Hinſicht ſind die zwei in den Jahren 1075 und 1199 hier gehaltnen Concilien und das im J. 1476 von Ludwig XI. errichtete Parlament von Burgund zu bemerken. In literarhiſtoriſcher Hinſicht iſt Dijon merkwürdig als der Geburtsort von Salmaſius, Boſſuet, Crebillon und Piron. — **Fontaine les Dijon**, eine Stunde weit von Dijon, wird als Geburtsort Bernhards von Clairvaux genannt. (*H.*)

DIKAIA (Dicaea), *Δίκαια* Stephan., Herodot. (VII, 109); Skylax, Plin. (III, 18); auch *Δικαιόπολις* Harpokrat. und Suid., war eine Stadt Thrakiens an der Südküſte neben dem See Biſtonis zwiſchen Maroneia und Abdera gelegen. Dieſelbe Lage der Stadt, auf der großen Straße von der Cherſoneſos nach Makedonien, wird auch von Strabon bezeugt (VII p. 330). (*L. Zander.*)

DIKAIARCHIA (Dicaearchia), *Δικαιαρχία* Strab. V, p. 169, *Δικαιάρχεια* Steph. Byz., von den Römern Puteoli und Putioli genannt, daher auch griechiſch *Πουτέολοι*, *Πουτίολοι* und *Ποτίολοι*. Dieſe ſo bedeutend gewordne Stadt war nach Stephanos (s. v. *Ποτίολοι*) und Euſebios (chron. p. 129 ed. Scal.) eine Colonie der Samier und gegründet Olymp. 64, 4, d. i. 521 vor Chr. Geburt. Unwahrſcheinlichkeit enthält dieſe, zwar von keinem andern Schriftſteller bezeugte, Angabe nicht, da nach dieſer Zeitbeſtimmung die Gründung in die Zeit der Tyrannis des Polykrates fällt, und es alſo leicht geſchehen konnte, daß unzufriedne Samier ihr Vaterland damals verließen, um der Alleinherrſchaft des Polykrates auszuweichen. Auch möchte man daraus, daß dieſer Pflanzung ſo wenig gedacht wird, und daß ſie ſobald ihre Selbſtändigkeit einbüßte, ſchließen, daß ſie nur ſchwach war. Wer der Anführer der Colonie war, iſt nicht auszumitteln; denn daß er Dikäarchos geheißen habe, läßt ſich wenigſtens aus Statius (*Sylv.* II, 2, 97) nicht mit Grund ſchließen. Ebenſo wenig darf man aber auch dem Feſtus folgen und annehmen, die Stadt habe dieſen Namen darum erhalten, weil ſie ehedem gerecht regiert wurde. Erbaut wurde der Ort aber an der Oſtſeite des cumaniſchen oder puteolaniſchen Meerbuſens auf einer vorſpringenden Landſpitze, dem Vorgebirge Miſenum gegenüber, drei Millien von Cumä und zehn von Neapolis (Itinerar. Anton. p. 123). Sehr früh muß der Ort aber an Cumä gekommen ſein, denn indem Strabon im Allgemeinen von der Zeit vor der römiſchen Herrſchaft ſpricht, ſagt er, Dikäarchia ſei ehedem Hafenort der Kymäer geweſen. Er hatte alſo von der Gründung und Selbſtändigkeit der Colonie Dikäarchia nichts mehr vernommen. Wurde Dikäarchia aber Hafenort von Cumä, ſo iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie auch eine Colonie von Cumä aufnehmen mußte; und leicht kann ſie damals auch ihren Namen geändert haben.

Aus Livius (XXIV, 7) erfahren wir, daß Q. Fabius nach einem Gutachten des Senats gegen Ende des Jahres 217 vor Chr. Geburt Dikäarchia, welches zu der Zeit anfing, als Handelsplatz bevölkert und blühend zu werden, befeſtigte und römiſche Beſatzung hineinlegte. Dieſe Beſatzung, 6000 Mann ſtark (und daraus kann man ſchließen, wie wichtig den Römern der Beſitz dieſes Platzes ſein mochte), widerſtand darauf im folgenden Jahre rühmlich dem Angriffe Hannibals (*Liv.* XXIV, 12. 13). Die Römer hatten alſo ſehr bald, wie es ſcheint, die vortheilhafte Lage des Orts, zumal im Hannibaliſchen Kriege, erkannt, und die glücklich überſtandne Belagerung führte ſie dahin, noch in demſelben Jahr ihr Hauptmagazin dort anzulegen, wie dies Livius (XXV, 22) bezeugt. M. Aurelius Cotta wurde nämlich im Jahre 214 zum Befehlshaber der Stadt ernannt mit der Anweiſung, das von Etrurien und Sardinien zur See dahingebrachte Getreide ins römiſche Lager zu liefern. Dikäarchia war von nun an eine Hauptſtation der Römer; daher ſchiffte ſich der Prätor C. Claudius Nero im Jahre 213 dort mit 13,000 Mann nach Hiſpanien ein (*Liv.* XXIV, 17). Wenige Jahre nach Beendigung des zweiten puniſchen Krieges, im Jahre 196 vor Chr. Geb., erhielt Dikäarchia dann eine römiſche Colonie [nachdem ſchon im J. 199 der Plebstribun C. Acilius darauf angetragen hatte (*Liv.* XXXII, 29.)] und mit ihr den Namen Puteoli (*Liv.* XXXIV, 45. *Vellej.* I, 15. *Strab.* l. l.). Dieſer neue Name hatte ſeinen Grund in den Mineralquellen der Gegend, entweder weil ſie in ſo großer Menge vorhanden waren, oder wegen des Geruchs, den ſie verbreiteten (*Strab.* Stephan. Feſtus, *Varro* L. L. V, 5). Es lag aber öſtlich gleich über der Stadt der ſogenannte Marktplatz des Hephäſtos, *ἡ τοῦ Ἡφαίστου ἀγορά*, die heutige Solfatara, welcher heutzutage noch ganz ſo beſchaffen iſt, als Strabon ihn beſchreibt, nämlich eine Ebene, eingeſchloſſen von einem durchbrannten Bergrande, wo an vielen Stellen Schwefeldünſte, häufig unter Krachen, wie aus Feuereſſen, hervorbrechen.

Seitdem die Stadt in den Beſitz der Römer gekommen war, ſcheint ſie ſich bedeutend gehoben zu haben, da ſie denn den Schiffern einen an ſich ſchon ebenſo geräumigen als ſichern Hafen darbot. Die Puteolaner hatten aber denſelben durch Kunſt noch mehr verbeſſert und die in der Gegend vorhandne Mineralerde (Pozzulanerde), welche, mit Kalk verbunden, zu einer feſten, ſteinartigen

Maſſe wird, geſchickt angewandt, um einen Damm zur Verbeſſerung des Hafens anzulegen (*Strab.*, *Plin.* XXXV, 47). Von dieſem alten Werke ſind jetzt nur noch die Trümmer zu ſehen, da ſich ſeit der Zeit des römiſchen Verfalls niemand um die Erhaltung deſſelben bekümmert hat. Sehr mit Unrecht werden dieſe Überreſte des alten puteolaniſchen Molo heutzutage zuweilen für die Ruinen der Brücke angeſehen, welche einſt der Kaiſer Caligula in ſeiner bis zum Wahnſinne geſteigerten Eitelkeit von Miſenum oder Bauli über den Meerbuſen nach Puteoli, 3½ Millien lang, ſchlagen ließ (*Sueton.* Cal. 19. *Dio Cass.* LIX, 17. *Joseph.* antiq. Jud. 19, 1).

Wie bedeutend und ausgebreitet aber der Handel dieſer Stadt, zu deren Aufblühen ohne Zweifel auch das noch beitrug, daß ſie ein Municipium wurde (in welchem Jahr, iſt unbekannt) (*Cicer.* pro Coelio 2), geweſen ſein muß, kann man aus den bei Strabon und andern Schriftſtellern zerſtreuten Nachrichten ſchließen; am wichtigſten war aber für Puteoli der Handel mit Ägypten (*Strab.* XVII, 793. *Sueton.* Oct. 98), nach dieſem der mit Hiſpanien (*Strab.* III, 145). Ganze Flotten kamen jährlich nach Puteoli *Senec.* epp. 67); und wie reich auch die ganze Landſchaft um die Stadt her ſein mochte, ſo war doch wegen des Luxus der Römer die Einfuhr ungleich beträchtlicher als die Ausfuhr (*Strab.* XVII, 793). Dieſes ausgedehnten Handels wegen wurde die Stadt mit dem Beinamen Klein-Delos belegt (*Festus* s. v. minorem). Vergl. auch den Art. Delos.

Eine ſo anſehnliche Handelsſtadt mußte daher wol die Aufmerkſamkeit der römiſchen Regierung auf ſich ziehen. So erhielt ſie denn durch Auguſtus eine Militair-Colonie (*Frontin.* de colon. p. 106 ed. Goes) und von Nero das jus coloniae und einen Beinamen von ihm ſelbſt *Tacit.* ann. XIV, 27: vetus oppidum Puteoli jus coloniae et cognomentum a Nerone adipiscuntur. Es fragt ſich, wie Puteoli, das ſchon im J. 196 eine römiſche Colonie empfing, in Cicero's Zeitalter ein Municipium war, und durch Auguſtus eine zweite Colonie von römiſchen Veteranen erhielt, in der Folge vom Nero das jus coloniae erhalten konnte. Wir müſſen bemerken, daß im J. 196 nach älteſter Weiſe der Römer nur 300 Hausväter geſandt waren (wie Livius bezeugt), die gewiß nur einen kleinen Theil der ganzen Bevölkerung ausmachen konnten. Nun war aber die Stadt ſeit jener Zeit immer höher geſtiegen in Wohlſtand und Volkszahl; man muß daher in Tacitus' Worten das vetus oppidum den römiſchen Coloniſten als einem abgeſonderten neuen Zuwachs der Bevölkerung und unter beſonderm Geſetze ſtehend, entgegengeſetzt denken. Demnach will Tacitus ſagen, daß auch die Einwohner und Nachkommen der alten Stadt Dikäarchia, ſowie die ſpäter hinzugekommenen Inquilinen mit dem jus coloniae, die ganze Stadt aber durch den Beinamen Auguſta oder Neronia geehrt worden iſt. Es iſt wenigſtens unzweifelhaft, daß auch Städte, welche nie eine römiſche Colonie in ihrer Mitte geſehen hatten, das jus coloniae erhielten.

Der Verfall von Puteoli beginnt mit den Zeiten der Völkerwanderung, und, ſoviel wir wiſſen, war der König der Weſtgothen Alarich der erſte, welcher nach der Eroberung Roms im J. 410 nach Chr. Geb. bei ſeinem Einfall in Campanien die Stadt überwältigte und verwüſtete. Eine zweite Niederlage erlitt dieſelbe in der Mitte des fünften Jahrhunderts durch den König der Vandalen Genſerich, als dieſer von Afrika aus Rom und Italien verheerend überzog. Darauf in dem verheerenden Kriege, den der König der Oſtgothen Totilas gegen die Feldherren des Kaiſers Juſtinianus führte, eroberte derſelbe Neapolis, Cumä und Puteoli im J. 54⅔. Puteoli vertheidigte ſich, begünſtigt durch ſeine Lage, lange, und wurde dafür von den erzürnten Gothen gänzlich zerſtört, ſodaß es 16 Jahre verödet lag. Dann wurde es von den Griechen wieder hergeſtellt. Nachdem ſich darauf die Langobarden in Italien niedergelaſſen hatten und das Herzogthum Benevent entſtanden war, ſuchte der Herzog Romuald II. im J. 715 ſich in den Beſitz von Cumä und Puteoli zu ſetzen, und dies gelang ihm, wenn auch nicht durch offenbare Gewalt, endlich durch Verrath. Bei dieſer Eroberung litt die Stadt abermals viel; denn alle Bewaffnete, welche die Langobarden in derſelben fanden, wurden niedergemacht und die Stadt verbrannt. Indeß wurde Puteoli, ſowie Cumä, bald wieder erobert von den Griechen, die noch immer Neapolis behaupteten. Auch 745 wiederholten die Langobarden von Benevent aus ihren Angriff auf die Stadt, vermochten ſie aber auch diesmal nicht zu behaupten. Endlich, nachdem der Ort noch einen Überfall der Ungern im 10. Jahrh. erduldet hatte, kam er an die Normannen und das von dieſen gegründete Königreich beider Sicilien. Seitdem hat er nur noch von Erdbeben zu leiden gehabt, von denen die bedeutendſten ſich in den Jahren 1198, 1458 und 1538 ereigneten; aber beſonders das letztre war ſo fürchterlich, daß es der ganzen Gegend eine andre Geſtalt gab, und anſtatt des berühmten Lucrinerſee's ſich der monte nuovo erhob. Ungeachtet aller dieſer Umwälzungen reden dennoch die Steine in der Umgegend der jetzigen Stadt Puzzuoli von ihrer ehemaligen Pracht und Größe; und der Reiſende findet dort noch viele Trümmer alter Mauern und Grabmäler, eines Amphitheaters und einiger Tempel. (*L. Zander.*)

DIKAIARCHOS (Dicaearchus), ein berühmter philoſophiſcher, poetiſcher und hiſtoriſch-geographiſcher Schriftſteller des vierten Jahrh. vor Chr., der zur peripatetiſchen Schule gerechnet wird, weil er ein unmittelbarer Schüler des Ariſtoteles war. Wegen ſeines Geburtsorts Meſſene oder Meſſana (jetzt Meſſina) in Sicilien heißt er bei den Alten bald **Messenius**, bald **Siculus**. Von ſeinen Schriften ſind nur noch wenige Bruchſtücke übrig, beſonders von einer Beſchreibung Griechenlands in jambiſchen Verſen. Man findet ſie geſammelt in Hudſons Ausgabe der kleinern griechiſchen Geographen (Oxford 1703) mit einer gelehrten Abhandlung von Dodwell über dieſen Schriftſteller. Als Philoſoph gehört er in die Claſſe der Materialiſten. Wenigſtens berichtet Cicero (Tusc. quaest. I, 10 et 31), daß er zwei Geſpräche unter den Titeln **Corinthiaci** und **Lesbiaci** geſchrieben habe, worin er ausdrücklich zu beweiſen ſuchte, daß das Wort Seele ein leerer Name und alle der Seele beigelegte Thätigkeiten nichts anders als Verrichtungen des Körpers ſeien. Daher leugnete er auch die Unſterblichkeit der Seele, indem das, was man Seele nenne, nur in und mit dem Körper lebe und alſo auch ſterbe. Auch Stobäus (eclog. I. p. 796 et 870 ed. Heeren) bezeugt, daß D. die Selbſtändigkeit der Seele geleugnet und dieſe für eine Harmonie der vier Elemente erklärt habe, wodurch er vermuthlich ſagen wollte, daß die Seelenerſcheinungen nichts andres ſeien, als ein Reſultat der durch die Organiſation bewirkten genauern Zuſammenſtimmung aller Elementartheile des Körpers, — eine Meinung, die auch von andern Peripatetikern angenommen wurde. (*Krug.*)

DIKANOS, ein Sohn des Briareus und Bruder des Ätna (Schol. Theocr. I, 65). (*Richter.*)

DIKÄOS, *Δίκαιος*, d. h. der Gerechte; 1) ein Sohn Neptuns, von dem die Stadt Dikäa in Thrakien den Namen haben ſoll (*Steph. Byz.* h. v.). Er war ſo gut und gerecht, als ſein Bruder Sileus (ſ. d.) das Gegentheil, darum wohnte Herkules bei jenem und tödtete dieſen (*Con.* Narrat. 17); 2) ein Beiname Apollo's, unter dem dieſem Gott ein Thebaner einen Tempel erbaute, weil er bei Eroberung Thebens durch Alexander ſein Vermögen in Apollo's Schooße ſicher verborgen hatte (*Plin.* H. N. XXXIV, 8). (*Richter.*)

DIKE, *Δίκη*, die Gerechtigkeit, eine der drei Horen, Tochter Jupiters und der Themis (*Hes.* Theog. 902). Heſiodos (*ἔργ᾽ καὶ ἡμ.* 254) ſingt von ihr: „Des Zeus jungfräuliche Tochter iſt Dike, vor allen den Göttern heilig und ehrwürdig. Verletzt ſie jemand, ſo ſetzt ſie ſich ſchnell zum Vater Zeus und klagt ihm das Unrecht. Und alles Volk muß büßen für die Sünden der Könige, wenn ſie boshaft das Recht gebeugt haben durch verdreheten Ausſpruch. (Vergl. *Pind.* Ol. XIII, 6 ꝛc. *Orph.* H. 61 und andre Stellen der Gnomiker bei *Brunk* Analect. T. I. p. 65 cfr. T. III. p. 27.) Städte, wo Ungerechtigkeiten herrſchen, ſtraft ſie mit Aufruhr, ahndet alles Unrecht unter den Menſchen und wägt mit gleicher Wage (d. h. ohne Anſehen der Perſon) Strafen und Belohnungen ab. Dagegen liebt ſie den Gerechten und Billigen; frohe Zuſammenkünfte (wo alſo kein Hader die Freude trübt), Eintracht und Gleichmaß ſind ihr angenehm. Nach Pindar (*Pyth.* VIII, 1) iſt Heſychia, die Ruhe, ihre Tochter, denn dieſe entſteht eben durch unverletzliche Beobachtung des Rechts. Darum iſt auch Dike eine Tochter der Themis, d. h. der geſetzlichen Ordnung, und des Jupiter, des geregelten Zeitlaufs, und eben daher auch eine der Horen, d. h. der Jahreszeiten, denn dieſe ſind die Wirkungen des geregelten Sonnenlaufes, und ihre Namen Dike, Eunomia (Wohlgeordnetheit) und Eirene, Frieden oder Ruhe, die aus dem geſetzmäßigen Zuſtand im Staate, ſowie aus dem geſetzmäßigen Verlaufe des Jahres, entſpringt, ſymboliſche Darſtellungen dieſer Regelmäßigkeit und Ordnung. Durch eine leichte Übertragung wurden dieſe aus dem Phyſiſchen geſchöpften Begriffe auf das Sittliche und Politiſche (im eigentlichen Sinne, wo es das auf Staatseinrichtung ſich Beziehende bedeutet) übergetragen und ſo wurde Dike Symbol des rechtlichen Zuſtandes der Menſchen und des rechtlichen Betragens der Einzelnen. Sie gehörte ſomit zu den Culturgöttinnen und Wohlthäterinnen der Menſchheit durch ſittliche Ordnung. In noch rohen, ſich erſt zu cultiviren anfangenden Staaten muß das Unrecht durch ſtrenge Ahndung gebändigt und unterdrückt werden; hier ward ſie alſo beſonders als Strafgöttin gedacht und war von der Nemeſis wenig verſchieden. So ſchildert ſie auch Heſiodos in der obigen Stelle der Theogonie und die älteſte Kunſtſymbolik ſtellte ſie als eine ſchöne Frau dar, die eine alte häßliche, die Adikia (Ungerechtigkeit) mit der Linken erwürgt und mit der Rechten ſchlägt, wie z. B. auf dem Kaſten des Kypſelos (*Paus.* V, 18, 1). Später erſcheint ſie aber auch als belohnende, wohlthätige Göttin. Daher heißt es in der 62. Orph. Hymne: Sie iſt die Freundin des Billigen und Gerechten, die Erſehnte, Beglückende, Allgeehrte und Selige. Mit reiner Geſinnung und unbeflecktem Gewiſſen gibt ſie jedem, was ihm gebührt, und beugt demüthigend alle, die ihr widerſtreben. Sie ſitzt neben Jupiters Thron (H. 61) und ſchaut mit allſehendem Auge vom Himmel herab auf das Leben der Menſchen, ſtrafend den Böſewicht und Freundin des Gerechten. — Bei den ſpätern Dichtern wird ſie als die Jungfrau am Himmel dargeſtellt, denn dieſes Sternbild ſteht in der Gegend, oder doch ihr nahe, wo das Zeichen der Wage Tag und Nacht gleich macht, alſo überall gleiches Maß vertheilt. Jetzt ſchildert Aratus, wie einſt im goldnen Weltalter die göttliche Jungfrau traulich unter den Sterblichen weilte und das Recht der geſelligen Verbindung ſie lehrte, wie man weder Gezänk, noch Streit, noch Aufruhr auf der glücklichen Erde kannte, und wie unzählbare Gaben die Göttin ihren Kindern, den Menſchen, ſpendete. Dann kam das ſilberne, nicht mehr ſo unſchuldige, Zeitalter. Zwar verließ ſie die Menſchen noch nicht ganz, aber ſtrafend und zürnend erſchien ſie ihnen, wann die Dämmerung hereinbrach, von den Gebirgen herabſteigend und der verſammelten Menge drohend, ſie ganz zu verlaſſen. Und als nun das noch verderbtere, eherne und eiſerne Zeitalter erſchien, als das Schwert geſchmiedet und der arbeitende Stier zur Speiſe gewürgt wurde, da verließ ſie die entartete Erde und floh gen Himmel, wo ſie nur noch in funkelnden Sternen dem Auge des Sterblichen ſichtbar bleibt. Sie heißt nun auch Aſträa, die Sternjungfrau, und iſt die Tochter des Aſträos und der Hemera (des Sternhimmels und des Tages. *Arat.* Phaen. v. 96 sq.; *Eratosth.* c. 9; *Hyg.* Astron. II, 25). Sie iſt nun auch identiſch mit Erigone, der Tochter des Ikarios, die ihren Platz im Thierkreiſe zwiſchen dem Löwen und Skorpion einnahm. Auf den alten Sterntafeln nämlich (Voß, Virg. Ldl. Ged. 3. Bd. S. 59) reichte der Skorpion durch zwei Zeichen (*Eratosth.* Cat. 7. *Ovid.* Met. II, 197), indem er das Zeichen zwiſchen ſich und der Jungfrau (das Zeichen der Wage) mit ſeinen Scheren ausfüllte. Spätre Aſtrologen, wie Theon bei Aratos 89, bezeugt (nach *Hygin.* P. A. II, 26 waren es römiſche), nannten das Zeichen der Scheren die Wage, und dieſe Wage nach Theon in den Händen der Jungfrau Dike als Sinnbild der Gerechtigkeit, nach Andern, als Symbol der Tag- und Nachtgleiche, wie z. B. auf dem Farneſiſchen Marmor, ſchwebte in den Scheren des Skorpions (ſ. Jungfrau). Meſomedes (Anthol. gr. ed. *Jacobs* III, 6) nennt die Nemeſis eine Tochter der Dike. Als Rächerin ſtellten ſie die Spätern beflügelt vor; auch ſo Eratoſthenes als Sternbild der Jungfrau (Voß myth. Br. II, 33). (*Richter.*)

Dike, ſ. Graphe.

DIKLA (דִּקְלָה), in der Völkertafel Gen. X, 27, von Joktan abgeleitet, muß einen arabiſchen Stamm bedeuten. Das Wort bedeutet in den Dialekten die Palme. Dieſe Bedeutung beſtimmt Bochart Phaleg 2. Bd. Cap. 22) Dikla für das Land der Minäer im ſüdlichen Arabien zu halten, was ebenſo unhaltbar iſt, als J. D. Michaelis' Anſicht (Spicil. T. II. p. 175), daß ein Stamm zu verſtehen ſei, der zwiſchen dem perſiſchen Meerbuſen und der Mündung des Tigris wohne, wegen der Ähnlichkeit des Namens Dikla mit Deklath, wie die Syrer den Tigris nennen. (*Tuch.*)

Dikolon, ſ. Verse.

DIKTAMNON kommt bei Ptolemäus (III, 17), wie es ſcheint, als Name einer Stadt auf der nördlichen Küſte von Kreta vor. Ptolemäus ſcheint damit denſelben Ort zu bezeichnen, den Pomponius Mela Diktynna nennt; wenigſtens ſpricht dafür die Angabe der Lage, die er dem Ort anweiſt. Es läßt ſich aber durchaus nicht zur Gewißheit bringen, ob der Ort, welcher wahrſcheinlich neben dem berühmten Tempel der Diktynna (vergl. dieſen Art.) entſtand, früher ebenfalls Diktynna, ſpäter Diktamnon hieß, oder zu derſelben Zeit bei einigen jenen, bei andern dieſen Namen führte. Denn daß Diktamnon keine Corruption aus Diktynna iſt, dafür darf Folgendes als Zeugniß gelten. Eine Pflanze Diktamnon oder Diktamon war der Inſel Kreta allein eigen (*Theophr.* hist. pl. IX, 16. *Dioscorid.* III, 37. *Virg.* Aen. I, 412; Sprengel hält ſie für Origanum Dictamnus *L.*) und wurde als ein Univerſalmittel, beſonders aber bei Schwangerſchaften, entweder die Geburt zu erleichtern oder die Wehen zu ſtillen, angewandt. Es wurde daher das Bild der Artemis mit dieſem Kraute bekränzt (Schol. *Eurip.* Hippolyt. 58). Es iſt alſo gewiß, daß es mit dem Dienſte der Artemis Diktynna verwebt und dieſer Göttin geweiht war. So mochte denn auch der Name der Pflanze auf den Ort übergetragen werden. (*L. Zander.*)

DIKTÄUS, *Δικταῖος*, Beiname des Jupiter vom Berge Dikte in Kreta, wo er erzogen worden und einen berühmten Tempel hatte (*Strab.* X. p. 475). (*Richter.*)

DIKTE, *Δίκτη* (*Strab.* X, 479, auch *Δίκτος* und *Δίκταιον ὄρος* Etymol. magn., Aratos v. 33), wurde ein Gebirge auf Kreta genannt. Die Alten unterſchieden nämlich auf dieſer Inſel drei Gebirge, im Weſten das weiße Gebirge, *τὰ λευκὰ ὄρη*, in der Mitte den Berg Ida und im Oſten das Gebirge Dikte. Aratos (phaen. 33) ſagt daher, der Berg Dikte liege in der Nähe des Ida. Dagegen erhebt ſich Strabon und ſetzt hinzu, der Berg Dikte liege 1000 Stadien vom Ida und 100 Stadien vom Vorgebirge Samonion, dem öſtlichſten der Inſel. Ptolemäus (III, 17) ſcheint ihm zu folgen. Aber Strabon widerſpricht ſich ſelbſt in derſelben Stelle, wo er dem Aratos widerſpricht, denn er ſagt, in der Stadt Präſos iſt der Tempel des diktäiſchen Zeus und nahe bei derſelben der Berg Dikte, aber nicht, wie Aratos ſpricht, nahe dem idäiſchen Berge. Nun aber gibt er ſelbſt wiederum an, daß Präſos nur 180 Stadien von Gordina liege und den Lebeniern benachbart ſei. Die Lage von Präſos iſt damit genau genug bezeichnet und alſo der Anfang des Gebirges Dikte damit beſtimmt. Dort ſollte auch der diktäiſche Gott ſelbſt eine Stadt gegründet haben (*Diodor.* V, 70). Das Gebirge iſt alſo als eine Fortſetzung des Ida anzuſehen und zieht ſich von Weſten gegen Oſten, wo denn im Südoſten eine Kuppe deſſelben vorzugsweiſe unter dieſem Namen bekannt geweſen zu ſein ſcheint. Übrigens iſt der Dikte niedriger als die andern Gebirge der Inſel und ſeine Gipfel ſind nach Oliviers Verſicherung nicht mit Schnee bedeckt. Seine Abhänge ſind mit Bäumen bewachſen, beſonders mit dem Johannisbrodbaume; die Thäler ſind ſehr fruchtbar, hauptſächlich das im weſtlichen Theil am Fuße des Argäos, oder, wie man geändert hat, Ägäos (*Hesiod.* Theog. 484), gelegne, welches ungefähr eine □Meile Flächenraum enthält. Dieſes Thal iſt das fette Gefilde von Lyktos (*Hesiod.* Theog. 477). Heutzutage heißt das Gebirge Laſſiti oder Laſthi. (*L. Zander.*)

Dikte, Diktynna, ſ. Britomartis und Diktynnäa.

DIKTYNNA (*Mela* II, 7, *Δίκταμνον Ptolem.* III, 17, *Δικτύνιον* Stadiasm. mar. mag. p. 498 ed. Gail), war eine Stadt an der Oſtſeite einer nordweſtlichen Landſpitze von Kreta. Dieſe Landſpitze wird gebildet durch einen von dem weißen Gebirge im weſtlichen Theile Kreta's nördlich auslaufenden Arm, welcher Kadiſtos (*Plin.* IV, 20, 23) hieß und mit dem Vorgebirge Pſakon, *Ψάκον ἄκρον* (*Ptol.* III, 17), jetzt Cap Spada, ausläuft. An der Oſtſeite dieſer Landzunge lag die Stadt Diktynna, und von ihr entlehnt ward auch dieſem Gebirgsarme der Name diktynnäiſches Gebirge, *ὄρος Δικτυνναῖον*, beigelegt, und das Vorgebirge Pſakon hieß daher zuweilen *Δικτυνναῖον ἀκροτηρίον* (*Strab.* X, 484). Bei der Stadt befand ſich ein Tempel (*Skylax* p. 265 ed. Gail), berühmt durch den Dienſt der Artemis mit dem Beinamen Diktynna, welche ohne Zweifel dieſelbe Gottheit war, mit der im mittlern Kreta verehrten Artemis Britomartis. Kallimachos (hymn. in Artem.). hat uns den Mythos erhalten, nach welchem Britomartis eine gortyniſche Nymphe und der Artemis beſonders lieb war. In dieſe Nymphe nun entbrannte Minos vor Liebe und neun Monate verfolgte er ſie, bis dieſe endlich, um ihm zu entweichen, vom Felſen ins Meer ſprang. Fiſchernetze (*δίκτυα*) fingen ſie aber auf und ſie wurde nun als Diktynna verehrt. Der Felſen, von welchem ſie ins Meer ſprang, wurde der diktynnäiſche genannt. Demnach iſt alſo der Unterſchied zwiſchen diktäiſches und diktynnäiſches Gebirge wol zu beachten (vergl. Dikte), und Kallimachos hat ein Verſehen begangen, wenn er, V. 199, die Nymphe vom diktäiſchen Gebirge herabſpringen läßt. Pococke fand an der bezeichneten Stelle der Stadt Diktynna noch Trümmer einer Stadt und, wie es ſcheint, auch eines Tempels, bei dem Volke der Gegend aber noch Sagen, welche denen des Alterthums ähnlich waren. (*L. Zander.*)

DIKTYNNÄA, auch **DIKTYNNA**, ein Beiname der Artemis. Unter der erſtern Form hatte ſie einen Tempel unweit Ambriſos in Phokis (*Paus.* X, 36). Diktynna hieß in Kreta vorzüglich die Britomartis, welche aber im Weſen einerlei mit Artemis iſt, vom dikynnäiſchen Berg auf der Weſtſeite der Inſel. Minos hatte ſie mit ſeiner Liebe verfolgt, ſie aber durch einen Sprung vom Berg in die Fluthen des Meeres ſich zu retten geſucht, wo ſie von Fiſchernetzen (*δίκτυα*) aufgefangen worden ſein ſoll. Diana ſtrafte nun die Kreter durch eine Peſt, und um die Göttin zu ſühnen, baute man ihr unter dem Namen Diktynna einen Tempel (*Diod.* V, 76; *Luctat.* ad Stat. Theb. IX, 632). Nach *Paus.* III, 24 (cfr. *Spanh.* ad *Callim.* in Dian. 205) hieß die Göttin Diktynna von einem Vorgebirge in Lakonien, wo man ihr jährlich ein Feſt feierte. Einige leiteten den Namen vom Stralenwerfen des Mondes ab, weil nämlich Artemis eigentlich der Mond war. Cornulus (de N. D. p. 230. ed. Gal.) ſagt nämlich: *Δίκτυναν δ'αυτην λέγουσι διὰ τὸ βάλλειν δεῦρο τὰς ἀκτῖνας· δίκειν γὰρ τὸ βάλλειν.* Oder man dachte auch bei dem Namen an die alles durchdringende Kraft des Mondes (*δϊκεῖσθαι* [S. *Spanh.* ad *Call.* H. in Dian. 205]). (*Richter.*)

DIKTYS, 1) Sohn des Periſthenes (Schol. Apollon. IV, 1091), oder des Magnetes und einer Najade (*Apollod.* I, 9, 6), Bruder des Polydektes, des Beherrſchers der Inſel Seriphus. Hier fing er mit ſeinem Netze (der Name bedeutet den Fiſcher, den Mann mit dem Netze, von *δικτυεὺς*, der Netzfiſcher) den Kaſten auf, in welchem Danae mit ihrem Sohne Perſeus an das Ufer der Inſel ſchwamm, und erzog den jungen Helden, ſchützte auch die Danae gegen die Anmaßungen ſeines Bruders, wofür Perſeus nach Beſtrafung des letztern ihn zum Könige der Inſel machte (*Apollod.* I, 9, 6; II, 4, 1—3). Euripides bearbeitete dieſe Fabel in der Tragödie Diktys, Äſchylos im Polydektes (*Heyn.* ad *Apollod.* p. 59, 117). Über das Symboliſche in derſelben ſehe man **Danae** und **Perseus**. — 2) Einer von den tyrrheniſchen Seeräubern, welche Bakchos in Delphine verwandelte (*Ovid.* Met. III, 613). — 3) Ein Kentaur, der auf der Flucht von des Pirithoos Hochzeit von einem Felſen ſtürzte und ſo das Leben verlor (*Ovid.* Met. XII, 337). (*Richter.*)

Dilatio und **Dilatorium**, ſ. **Frist.**

DILATRIS. Eine von Bergius (Descr. pl. ex Cap Bon. *Sp.* p. 9. t. 3. f. 5) ſogenannte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der dritten Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Hämodoreen. Char. Der corolliniſche Kelch beſteht aus ſechs regelmäßigen Blättchen, welche außen ſteifbehaart ſind. Sechs Staubfäden im Grunde des Kelches eingefügt; drei kürzere ſind unfruchtbar, die drei längern fruchtbaren in die ihnen entſprechenden Kelchblättchen eingewickelt; die Antheren zweigefurcht, eine größer als die beiden andern. Der Griffel iſt fadenförmig, mit einfacher Narbe. Die Fruchtkapſel dreifächerig, mit ſcharf dreikantigem, freiem Mutterkuchen und drei oder ſechs ſchildförmigen Samen. Die drei bekannten Arten: 1) **D. umbellata Thunberg** (*Linn.* fil. suppl. p. 101, **D. corymbosa** *Berg.* l. c., *Smith* exot. bot. I. p. 29. t. 16, **D. ixioides** *Lamarck* enc., **Wachendorfia umbellata** *L.* syst., **Ixia hirsuta** *L.* mant., **Ix. umbellata** *Burmann.*), 2) **D. viscosa** *Thunb.* (l. c., *Lamarck* ill. t. 34. n. 2), und 3) **D. paniculata** *Thunb.* (l. c.) ſind perennirende, ſteifbehaarte Gewächſe des Vorgebirges der guten Hoffnung mit ſchmalen Blättern und purpurröthlichen Blumen, welche in Doldentrauben oder Riſpen beiſammenſtehen. **Dil. tinctoria** *Pursh* bildet die nahe verwandte Gattung **Lachnanthes** *Elliott;* dagegen gehört **Dil. hexandra** *Lamarck.* enc. in die ſechste Claſſe und gibt den Typus der Gattung **Lanaria** *Aiton.* (*A. Sprengel.*)

DILEAN (דִּלְעָן), Name einer ſonſt unbekannten Stadt im Stamme Juda (Jos. 15, 38). — Das Wort heißt wahrſcheinlich das Kürbisfeld. (*Tuch.*)

DILEM, auch **RUDBAR**, eine Beglerbegſchaft, welche den gebirgigen Theil der perſiſchen Provinz Ghilan umfaßt. Ebn Haukal[1]) nennt dieſen Strich Deilan. Der provinzielle Name des Bergſaumes iſt Taliſchin, ſoweit er die Grenze gegen Adſerbidſchan macht; öſtlicher wird er von dem Strome Sefidrud in dem berühmten Paſſe von Rudbar durchbrochen und heißt von da Demawend, von dem in der Mitte emporragenden Hochgipfel. Steil erhebt ſich das Gebirge über das tiefe, feuchte Küſtenland des kaſpiſchen Sees, und ſtreicht in einer Richtung von N. W. nach S. O., oder, nach Strabo's Ausdruck, in die Biegung des Halbmondes hin. Die Breite, wo ſie am größten iſt, beträgt höchſtens 14 Meilen. Viele[2]) ſeiner Spitzen tragen ewigen Schnee, und erſcheinen ſelbſt von der ſüdlichen Hochebene in bedeutender Erhebung; andre ſind nackt und nur ſtrichweiſe mit Waldung, meiſtens Nadelholz, bewachſen; faſt alle ſteil und unzugängliche Felſen. Auf einem ſolchen ſtand im Mittelalter die Hauptfeſtung des Alten vom Berge; noch jetzt iſt derſelbe Felſen ſtark befeſtigt und Sitz des Beglerbegs; unten liegt die Stadt Rudbar, am Sefidrud. (*Palmblad.*)

DILEMMA (*Δίλημμα*), Doppelſatz, wird in der Dialektik ein Satz genannt, welcher eine Vorausſetzung enthält (hypothetiſch iſt: Wenn — ſo) und zugleich zwei entgegengeſetzte Glieder (disjunctiv iſt: Entweder — oder); mit drei Entgegenſetzungen iſt es Trilemma, mit vielen Polylemma. Ein Dilemma iſt der Satz: Wenn einer den Menſchen wohl thut, ſo thut er es entweder aus Pflicht, oder aus Neigung. Man ſieht, daß dieſer Satz ganz unverfänglich iſt; das Dilemma kann aber ſehr verfänglich werden, und iſt häufig von Rednern gebraucht worden, um mit ſophiſtiſcher Kunſt den Gegner zu verwirren. Cicero überſetzte Dilemma (oder *διλήμματον*) durch **complexio** (Verflechtung), und ſagt, daß bei dieſer, man möge die eine oder die andre Entgegenſetzung zugeben, jede verworfen werde (de invent. 28

---

[1]) Oriental Geogr. by *Onsely*, p. 174. [2]) Ritter, Erdkunde II, 54.

und 45). Man hat daher bei einem ſolchen Satze darauf zu ſehen, daß er überhaupt folgerichtig, die angenommene Vorausſetzung an ſich gegründet ſei, und daß das disjunctive Hinterglied keine blos ſcheinbaren, ſondern wahre Entgegenſetzungen enthalte, und die auch im wirklichen Sachverhältniſſe zu dem Vorausgeſetzten ſtehen, und wobei kein Mittelglied in dem Entgegengeſetzten mehr ſtattfindet. S. übrigens Syllogismus. (*H.*)

Dileptium *Rafin.*, ſ. Lepidium.

Dilepyrum *Michx.*, ſ. Mühlenbergia.

DILHERR (Johann Michael), geb. zu Themar, in der ehemaligen Grafſchaft Henneberg, den 14. Oct. 1604. Da ſeine Ältern um ihr Vermögen gekommen waren, mußte er, noch ſehr jung, ſich ſelbſt forthelfen und erwarb ſich ſeinen Unterhalt zu Leipzig erſt durch niedre Dienſtleiſtungen, dann durch Corrigiren. Fleiß und gute Aufführung erwarben ihm dennoch die Mittel, zu Wittenberg, Altorf und Jena Theologie zu ſtudiren. Zu Jena wurde er 1631 Profeſſor der Beredſamkeit, 1634 Profeſſor der Geſchichte und der Dichtkunſt, und 1640 außerordentlicher Profeſſor der Theologie. Im J. 1642 ging er als Profeſſor der Theologie und Philoſophie nach Nürnberg, wurde hier 1646 Oberprediger an der Sebaldskirche, Director des Gymnaſiums, Aufſeher der Bibliothek und der Alumnen, und ſtarb den 8. April 1669. Seine zahlreichen Schriften ſind aufgeführt bei Jöcher, Fabricius u. A. Sie verbreiten ſich meiſt über Gegenſtände der heiligen Philologie, oder ſind erbaulichen Inhalts. Die letztern, unter denen ſich auch einige geiſtliche Lieder und eine Evangelienpoſtille (Nürnberg 1663, Fol.) befinden, ſind völlig veraltet; unter den erſtern haben einige auch jetzt noch mehr, als literarhiſtoriſchen Werth. Wir führen an: Gnomologia ethica (Norimb. 1660, 12.); Atrium linguae sanctae (ibid. 1660); eine hebräiſche Grammatik, von welcher noch in demſelben Jahre der zweite Theil unter dem Titel Peristylium erſchien; (Electorum lib. III. (Die beiden erſten 1633 in Jena, das dritte 1644 in Nürnberg, 12. Eine ohne Plan und Ordnung angelegte Sammlung philologiſcher Bemerkungen, welche Licht über viele dunkle Stellen der profanen und bibliſchen Archäologie verbreiten, und eine zu jener Zeit ſeltne Kenntniß des Hebräiſchen und Griechiſchen verrathen. Vier Indices erleichtern den Gebrauch dieſes auch jetzt noch nützlichen Buches.); Dialogi philologici (Norimb. 1661, 12.); Eclogae sacrae novi Testamenti syriacae, graecae, latinae, adhibitis grammaticae syriacae rudimentis et Manuali lexici syriaci (Jenae 1638; ib. 1662, 12.); Disputationes theologico-philologicae (Norimb. 1652.) lib. II, 4. (*Franke.*)

DILICH oder **DILLICH**, Wilhelm, Schäfer oder Scheffer genannt, ein teutſcher Mathematiker und Geſchichtſchreiber, war Geograph und Hiſtoriker eines Landgrafen Wilhelm von Heſſen. Er gab heraus: Urbis Bremae et praefecturarum, quas habet typum et chronicon; eine ungariſche Chronik; eine heſſiſche Chronik ꝛc. (Vergl. *Joh. Phil. Kuchenbeckeri* analecta hassiaca und *Jöcher.*) (*Franke.*)

DILIVARIA. Unter dieſem Namen, welcher, nach Kamels (Camellius) Angabe aus der Sprache der Bewohner von Manila abgeleitet iſt, trennte A. L. de Juſſieu (Gen. pl. p. 103) eine Pflanzengattung von Acanthus (ſ. d. Art.) wegen der abgerundeten Kelchlappen und Stützblättchen (während bei Ac. die Kelchfetzen ablang und ſpitz ſind), wegen der Schüppchen, welche die Corollenröhre verſchließen (bei Ac. finden ſich ſtatt derſelben zottige Haare) und wegen der einfachen Narbe (bei Ac. geſpalten). Da dieſe Unterſchiede zu geringfügig erſcheinen, ſo vereinigten neuere Schriftſteller beide Gattungen wiederum, während ſie die dritte Gattung, welche Juſſieu von Ac. abſonderte, Blepharis, anerkannten. Zu der Untergattung Dilivaria gehören zwei Arten, 1) Acanthus ilicifolius *L.* (*Sp.* pl., Ac. malabaricus etc. Petiver Gazoph. t. 94. f. 15. Diliv. ilicifolia *Pers.* syn.) und 2) Ac. ebracteatus *Vahl* (Symb. II. p. 75. t. 40, Ac. ilicifolius *Loureiro* coch., ? Aquifolium indicum *Rumphius* amb. VI. p. 163. t. 71. f. 1, Diliv. ilicifolia *Persoon.*), welche als Sträucher, n. 1. ſtachlicht, n. 2. unbewehrt, in Oſtindien, Cochinchina, auf den Philippinen und im tropiſchen Neuholland einheimiſch ſind. Eine dritte, zweifelhafte Art, Ac. longifolius (Dilifaria *Poir.*) rechnete Poiret (Suppl. enc. I. p. 88) nach trocknen Exemplaren, welche Labillardière in Oſtindien geſammelt hatte, hierher. (*A. Sprengel.*)

DILL, Dille, Anethum graveolens *L.* (ſ. Pastinaca), eine einjährige Schirm- und Würzpflanze, die wild im Orient und ſüdlichen Europa wächſt und häufig bei uns gebaut wird. Sie iſt wol drei Fuß hoch, trägt an ihrem glatten, geſtreiften, äſtigen, rundlichen Stengel gefiederte äſtige Blätter mit haarförmigen Blättchen und großen gelbblühenden Schirmen von ſtarkem eignem Geruch und durchdringend aromatiſchem Geſchmacke. Der Gartendill iſt vorzüglicher, als der Acker- oder Bärendill. Das junge Dillkraut, beſonders die Blumendolden nebſt den reifen Samen, dienen in der Hauswirthſchaft als heimiſches Gewürz zum Einlegen der Gurken, des weißen Kohls, Komſtkrautes, zu Wurſt- und Käſebereitung ꝛc.

Die eiförmigen, linienlangen, zuſammengedrückten, auf der einen Seite etwas erhabenen mit fünf Streifen, auf der andern flachen, gefurchten fahlbräunlichen Samen von eignem, ſtark balſamiſchem, nicht ſehr angenehmem Geruch und durchdringendem brennendem Geſchmacke, benutzt man arzneilich, im weinigen, oder weingeiſtigen Aufguſſe, bei Blähungsbeſchwerden, Erbrechen u. a. Folgen fehlerhafter Verdauung, mehr aber als Küchengewürz. Auch ſollen ſie die Milchabſonderung vermehren. Aqua seminum Anethi Edinb. iſt ſehr entbehrlich, wenn auch nicht kraftlos. (*Th. Schreger.*)

DILLE, ein dem Herzogthume Naſſau angehöriger Fluß, der, auf dem Rothhaargebirge im Weſterwalde entſpringend, ſüdlich ſeinen Lauf nach Dillenburg nimmt (das von ihm, ſowie mehre andre Örter, den Namen hat), und bei Wetzlar in die Lahn fällt. (*H.*)

DILLENBURG, Stadt im Herzogthume Naſſau an der Dille und an der Hauptſtraße aus Weſtfalen nach Frankfurt, ungefähr in der Mitte zwiſchen Siegen und

Wetzlar, hat 304 Häuſer und über 2300 Einwohner. Ihre Entſtehung verdankt ſie der um das J. 1240 von Graf Heinrich dem Reichen zu Naſſau auf einem hohen Felſen über der jetzigen Stadt errichteten Bergfeſte, ſowie ihre Erweiterung und Verſchönerung der ſpätern Zerſtörung der alten ehrwürdigen Burg. Dieſe hatte von ihrer Entſtehung an den ältern Grafen der Otto'ſchen Linie zum gewöhnlichſten und ſicherſten Aufenthalte gedient. Im Laufe von fünf Jahrhunderten war ſie in ein geräumiges Schloß umgewandelt worden, und die ſtändige Reſidenz der Grafen und nachherigen Fürſten der beſondern naſſau-dillenburgiſchen Linie bis zu deren Erlöſchen geblieben. Der niederländiſche Vauban, der berühmte General Coehorn, hatte das Schloß noch mit ſtarken Feſtungswerken verſehen. Die Stadt dagegen, in alten Zeiten auch das Thal genannt, war ſeit ihrer Entſtehung unregelmäßig und ſchlecht bebaut geblieben, und obwol König Ludwig der Baier dem Orte bereits 1344 Stadtrechte gegeben hatte, gelangte ſie doch erſt anderthalb Jahrhunderte ſpäter (1491) zu einer eignen Pfarrkirche, und ſtand nach einem zweimaligen großen Brande, zuletzt noch in der erſten Hälfte des 18. Jahrh. immer wieder in der urſprünglichen Geſtalt aus der Aſche auf. — Als der ganze Landestheil des Otto'ſchen Stamms, die Fürſtenthümer Dillenburg, Siegen, Dietz und Hadamar, von der allein übriggebliebenen dietziſchen oder oraniſchen Linie wieder vereinigt wurden, erhielt zwar Dillenburg im J. 1742 den Vorzug, zum Hauptorte des Landes und zum Sitze der ſämmtlichen obern Verwaltungs- und Gerichtsbehörden beſtimmt zu werden. Hierdurch hob ſich auch der Nahrungsſtand der Einwohner bedeutend. An Erweiterung und an Verſchönerung der Gebäude ward aber erſt gedacht, nachdem im ſiebenjährigen Kriege (1760) das von Hanoveranern beſetzte ſchöne Schloß nach zweimaliger vergeblicher Belagerung durch franzöſiſches Geſchütz in Brand geſchoſſen und nach erfolgtem Frieden mit den Feſtungswerken ganz abgetragen und geſchleift worden war. Seitdem entſtanden nach und nach zwei neue Straßen, welche nun den ſchönſten Theil der Stadt ausmachen. Auch war früher bereits (1764) zur Aufbewahrung des Landesarchivs und der öffentlichen Bibliothek, die in der neueſten Zeit auf mehr als 40,000 Bände anwuchs, auf einem ganz freien Platz ein ſchönes feuerfeſtes Gebäude errichtet worden, welches der Stadt zugleich zur Zierde gereicht. — Die Zeitereigniſſe, ſeit dem Ausbruche des erſten Revolutionskrieges, haben aber auf die eben erſt aufblühende Stadt einen ſehr verderblichen Einfluß gehabt. Während der gewaltſamen Vereinigung der oraniſchen Länder mit dem Napoleoniſchen Großherzogthume Berg genoß ſie zwar noch den Vortheil, der Hauptort des Siegdepartements und Sitz einer Präfectur zu ſein. Dagegen konnte ſie der Wiederkehr der alten Herrſchaft und der ihren Wohlſtand befördernden frühern Einrichtung nach dem pariſer Frieden 1814 ſich kaum anderthalb Jahre erfreuen. Die Zerſtücklung der oraniſchen Erbländer hatte die zum Theil unvermeidliche Folge, daß die in Dillenburg beſtehenden oberſten Landescollegien theils aufgelöſt, theils nach Wiesbaden, als der Hauptſtadt des Herzogthums Naſſau, verſetzt wurden, womit die beſten Nahrungsquellen der Bürger Dillenburgs verſiegten. Diplomatiker und vaterländiſche Geſchichtsfreunde betrauern zugleich die Zerſtücklung des reichen und wohlgeordneten Archivs, Gelehrte der Stadt und der Umgegend die Auswandrung des trefflichen Bücherſchatzes nach den Niederlanden. — Dillenburg iſt jetzt nur noch der Sitz des Hof- oder Obergerichts, und eines herzoglichen Amtes. Durch die neue Organiſation iſt aber das nunmehrige

Amt Dillenburg ſehr vergrößert worden. Deſſen Bezirk enthält ſeitdem, außer den Städten Dillenburg und Haiger, 30 Dörfer und 34 einzelne Höfe und Mühlen, welche in ſechs Pfarreien oder Kirchſpiele vertheilt ſind, und von 13,627 Menſchen bewohnt werden, wovon nur 143 zur katholiſchen, die übrigen alle zur evangeliſchen Kirche ſich bekennen. In dem Amte werden ſieben Eiſenhütten und Hämmer, nebſt einer Kupferhütte betrieben. — Das ehemalige Fürſtenthum Dillenburg, welches einer eignen Linie des Naſſau-Otto'ſchen Stammes im 17. und in den vier erſten Decennien des 18. Jahrh. den Namen gab, deſſen Fürſten auch davon eine Stimme auf dem Reichstage führten, behielt bei der Landesvereinigung ſeinen Namen und ſeine frühere Verfaſſung. Im J. 1815 fiel aber davon das Amt Burbach an Preußen; die Ämter Dillenburg, Herborn, Drindorf, Haiger, Ebersbach und Dringenſtein wurden bei der neuen Eintheilung des Herzogthums Naſſau theils unter ſich, theils mit andern Ämtern und Orten vereinigt. Der Name eines Fürſtenthums Dillenburg gehört alſo jetzt nur noch in die Geographie der Vorzeit. *(v. Arnoldi.)*

DILLENDORF, katholiſches Pfarrdorf mit den Ruinen des gleichnamigen Bergſchloſſes im Schwarzwald, im großherzoglichen badiſchen Bezirksamte Bonndorf, ¾ t. M. ſüdöſtlich von ſeinem Amtsſitze; der uralte, in dem Alamannengaue gelegne Ort Tillindorf, in welchem das Kloſter San-Gallen ſchon mit dem Ende des achten Jahrh. Beſitzungen hatte, die ihm ein gewiſſer Liutpert kraft eines am 24. April 797 zu Etibediga gefertigten Briefes ſchenkte*). In der Folge hatte es, wie San-Blaſianiſche und San-Georgianiſche Urkunden des 12. Jahrh. zeugen, ſeine eignen von Tillindorf genannten Edeln, von denen es an die Edeln von Oſtringen kam. Johann von Oſtringen verkaufte den Ort im J. 1424 an Diethelm von Tannegg und dieſer 1448 an Thüring von Hallwyl, der aber mit dem Kaufſchillinge nicht aufkommen konnte, und daher das Schloß Dillendorf an das Gotteshaus San-Blaſien abtrat. Indeſſen waren noch in den Jahren 1468 und 1498 die Herren von Erzingen im Beſitze des Zehnten und Patronatrechtes, und auch die Truchſeſſen von Rheinfelden hatten ein Recht an das Schloß, welches ihnen endlich Abt Georg von San-Blaſien, um des Streites ledig zu werden, für 220 Gulden abkaufte, die er im J. 1507 an Sebaſtian Truchſeß von Rheinfelden und ſeinen Bruder Adelbert auszahlte. San-Blaſien beſaß hierauf Schloß und Dorf Dillendorf als ein Reichslehen und als einen Beſtandtheil ſeiner Herrſchaft Blumeck, mit der es endlich durch die bekannten Staatsveränderungen unſrer Zeit an Baden kam. — Dillendorf liegt in einem Thale, hat wenig fruchtbaren, ſteinigen Boden, und für die Cultur deſſelben zu jähe Halden; doch wird noch Obſt gepflanzt. Seine Bevölkerung hat ſeit 30 Jahren von 335 bis 263 Einwohner abgenommen. (*Thms. Alfr. Leger.*)

---

*) Codicis Alemann. et Burgund. Transj. carta CXXVII.

DILLENIA. Dieſe Pflanzengattung, welche Linné ſo genannt hat zu Ehren des hochverdienten Pflanzenforſchers J. J. Dillenius (ſ. d. Art.), gehört zu der letzten Ordnung der 13. Linné'ſchen Claſſe, und bildet mit einigen andern Gattungen eine eigne natürliche Familie, **Dillenieae** (ſ. d. folg. Art.). Char. Der Kelch fünfblättrig, lederartig (bisweilen fleiſchig), ſtehenbleibend; fünf faſt lederartige, ſtehenbleibende Corollenblättchen; ſehr zahlreiche Staubfäden (bald gleich lang, bald die äußern, bald die innern kürzer) auf dem Fruchtboden eingefügt; die Antheren ablang und aufrecht; 10 bis 20 ungeſtielte, flache, ſtehenbleibende Narben ſind kreisförmig zuſammengeſtellt; die Frucht iſt eine vielfächerige, mehrſamige Beere. Die ſieben bekannten Arten dieſer Gattung: 1) **D. speciosa** *Thunb.* (*Linn.* **transact.** *Smith* **ex. bot. I. t. 2, 3.**, **D. indica** *Linn.*, **Syalita** *Rheede* **hort. malab. III. p. 39. t. 38, 39**) in Malabar, Java und Ceylon; 2) **D. aurea** *Smith* (**Exot. bot. II. p. 65. t. 92, 93**) in Oſtindien; 3) **D. ornata** *Wallich* (**Pl. as. rar. I. p. 21. t. 23**) in Martaban; 4) **D. elliptica** *Thunb.* (**l. c., Songium** *Rumph.* **herb. amb. II. p. 140. t. 45**) auf Celebes; 5) **D. serrata** *Thunb.* (**l. c., Sangius** *Rumph.* **l. c. p. 142. t. 46**) auf Java und Ceylon; 6) **D. retusa** *Thunb.* (**l. c. t. 19,** *Lamarck* **illustr. t. 492. f. 2**) auf Ceylon, und 7) die zweifelhafte **D. integra** *Thunb.* (**l. c. t. 18**) ebenda, ſind hohe oſtindiſche Waldbäume mit einfachen, lederartigen, geſtielten, nervig-geaderten Blättern, ein- bis dreiblumigen Blüthenſtielen und großen, wohlriechenden, gelben oder weißen Blumen. Die Früchte, von Geſtalt und Farbe der Pomeranzen, werden in Oſtindien wegen ihres ſäuerlichen Saftes zu Speiſen und in der Heilkunde, unter dem Namen Roſenäpfel, nach Art der Orangen angewendet. — Andre Arten, welche man früher hieher rechnete, gehören zu den Gattungen **Wormia** *Rottböll* und **Hibbertia** *Andrews*.

Nahe mit D. verwandt iſt die Gattung **Capellia**, welche Blume (**Bydr. tot de Fl. van Nederl. Ind. p. 5**) nach dem General-Gouverneur der niederländiſchen Colonien in Oſtindien, van der Capellen, ſo genannt hat. Sie unterſcheidet ſich von **Dill.** durch hinfällige Corollenblättchen und durch die Frucht, welche aus mehren häutigen, nach Innen aufſpringenden, vielſamigen Bälgen beſteht. Die einzige Art, **C. multiflora** *Blum*, iſt als ein hoher Baum mit ablangen, feingeſägten, glatten Blättern, vielblumigen Blüthenſtielen und ſchönen, großen Blumen auf der Inſel Nuſa Kambang bei Java einheimiſch. (*A. Sprengel.*)

DILLENIEAE. Unter dieſem Namen ſtellte zuerſt Salisbury (**Paradis. londin. p. 73**) die Gattungen **Dillenia, Wormia** und **Hibbertia** als eigenthümliche Pflanzenfamilie auf. A. L. de Juſſieu, welcher früher (**gen. pl. p. 281**) die Gattung **Dillenia** als Anhang zu den Magnolieen gezählt hatte, beſtätigte dieſe Anſicht Salisbury's, indem er zu den genannten Gattungen **Tetracera** und **Curatella** hinzufügte (**Annal. du Mus. XIV. p 129**). Hierzu geſellte R. Brown (**Gener. rem. p. 9**) noch **Pleurandra** und **Hemistemma**. Endlich charakteriſirte Candolle die Familie in ihrem jetzigen Umfange (**Syst. nat. I. p. 395, Prodr. I. p. 67**), nachdem er ſie früher auf die drei urſprünglichen Gattungen beſchränkt hatte (**Ann. du Mus. XVII. p. 400**).

Die Dillenieen ſind Bäume oder Sträucher (bisweilen kletternde), ſelten Staudengewächſe, mit blattreichen drehrunden, oder (ſeltner) blattloſen zuſammengedrückten Zweigen. Die Blätter ſtehen zerſtreut, ſelten gegenüber, ſind einfach, nervig-geadert, ganzrandig oder gezähnt, oft lederartig und immer grün, geſtielt oder ungeſtielt. Afterblättchen ſind nur ausnahmsweiſe vorhanden. Die Blüthen ſind meiſt zwitterig, regelmäßig und gewöhnlich gelb. Der Kelch iſt frei, ſtehenbleibend, fünfblättrig, in der Knoſpe dachziegelförmig. Die fünf unter dem Fruchtknoten eingefügten, mit den Kelchblättchen abwechſelnden Corollenblättchen ſind meiſt hinfällig, kurz, nagelförmig, in der Knoſpe dachziegelförmig. Zahlreiche Staubfäden ſind frei oder an der Baſis mit einander verbunden, und tragen angewachſene, zweifächerige Antheren, die ſich in Längsritzen nach Innen oder ſeitlich öffnen. Die Fruchtknoten ſind von beſtimmter Zahl, entweder fünf oder doppelt und mehrmal ſoviel, oder weniger, ſelten durch Fehlſchlagen einfach. Der Griffel fehlt zuweilen, die Narbe iſt ungetheilt. Die Früchte ſind häutige Bälge, oder zweiklappige Kapſeln, oder Beeren, gewöhnlich mit dem ſtehenbleibenden Griffel gekrönt und mehrſamig. Die Samen, meiſt in doppelter Reihe auf der Naht befeſtigt, ſind nackt oder mit einer Ausbreitung des Keimganges (**arillus**) bedeckt. Der kleine Embryo ſteht aufrecht in der Baſis des fleiſchigen Eiweißkörpers. — Die zunächſt verwandten Magnolieen unterſcheiden ſich durch die regelmäßig vorhandnen Afterblättchen, die Hinfälligkeit des Kelches und das Vorherrſchen der Dreizahl in den Befruchtungstheilen.

Die Dillenieen ſind in den tropiſchen Ländern und in Auſtralien einheimiſch. Sie ſcheinen faſt alle, wie auch die Magnolieen, in der Rinde und in den Blättern kräftig adſtringirend zu wirken. So werden in Braſilien nach Aug. de St. Hilaire, Abkochungen von **Davilla rugosa** und **elliptica** und **Curatella Çambaïba** als Wundmittel und gegen ödematöſe Geſchwülſte gebraucht. Ein Aufguß der Blätter und Zweige von **Tetracera Tigarea** gilt in Guyana als antiſyphilitiſches Mittel. Die beerenartigen Früchte mehrer Gattungen enthalten eine angenehme Säure, welche ſie zu Limonade u. dergl. empfiehlt. Dieſe Säure zeigt ſich auch in den fleiſchigen Kelchen von **Dillenia speciosa** und **Wormia scabrella**, welche man nach Wallichs Zeugniſſe in Oſtindien einmacht. Die Gruppe der Delimaceen zeichnet ſich durch ſehr rauhe Blätter aus, deren man ſich im Vaterlande dieſer Gewächſe zum Poliren hölzerner und andrer Geräthe, wie bei uns des Schachtelhalms, bedient. Candolle (a. a. O.) theilt dieſe Familie in zwei Gruppen:

I. **Delimaceae.** Die Staubfäden fadenförmig, an der Spitze breit, auf jeder Seite unterhalb derſelben ein rundliches Antherenfach tragend. Hierher gehören die Gattungen: **Delima** *Linn.*, **Curatella** *Linn.*, **Doliocarpus** *Rolander*, **Davilla** *Vandelli* und **Tetracera** *Linn.*

II. **Dilleniaceae.** Die Staubfäden an der Spitze nicht breit, mit langgeſtreckten Antheren (die Blüthen oft ſtark riechend). Folgende Gattungen ſind zu dieſer Gruppe zu rechnen: **Dillenia** *Linn.*, **Capellia** *Blum.*, **Wormia** *Rottb.* (**Colbertia** *Salisb.*), **Hibbertia** *Andr.* (**Burtonia** *Salisb.*), **Adrastea** *Cand.*, **Candollea** *Labillardière*, **Pleurandra** *Labill.*, **Hemistemma** *Juss.*, **Pachynema** *R. Br.* und **Othlis** *Schott.* — Zweifelhaft ſind die Gattungen: **Empedoclea** *St. Hilaire*, **Recchia** und **Trachytella** *Cand.*, **Dasynema** *Schott* und **Acrotrema** *Jack.*

Über die Gattung **Adrastea** *Cand.* (Syst. I. p. 424), welche im erſten Theile dieſer Allg. Encykl. fehlt, folgt hier das Nöthige. Candolle beſtimmte ſie nach trocknen Exemplaren der Lambertſchen Sammlung und wählte den Namen, nach Linné's oft befolgtem Beiſpiel, aus der griechiſchen Mythologie. Char. Fünf ſtehenbleibende, langzugeſpitzte Kelchblättchen; fünf elliptiſche Corollenblättchen, welche kürzer als der Kelch ſind; die flachen Staubfäden ſind an der Spitze etwas ausgerandet; zwei kugelige Fruchtknoten tragen jeder einen geraden, unten kegelförmigen, oben pfriemenförmigen Griffel. Die Früchte ſcheinen häutige, einſamige Bälge zu ſein. Die Gattung gehört zu der erſten Ordnung der zehnten Linné'ſchen Claſſe und zählt nur eine Art, **A. salicifolia** *Cand.*, welche, als ein Strauch mit linienförmigen, an der Spitze ſchwielig-gezähnten Blättern und zwei bis drei Blüthen am Ende der Zweige, in den Sümpfen um Botany-Bay in Neuholland gefunden worden iſt. (*A. Sprengel.*)

DILLENIUS (**Johann Jakob**)*), einer der ausgezeichnetſten Botaniker des vorigen Jahrhunderts, wurde im J. 1687 (in einem Jahre mit Pontedera) zu Darmſtadt geboren. Nachdem er in Gießen die Heilkunde ſtudirt hatte, wurde er ſehr jung Mitglied der kaiſerlichen Akademie der Naturforſcher, bald auch öffentlicher Lehrer in Gießen. In den Schriften dieſer Akademie ſind auch die erſten Proben ſeines Eifers für die Naturgeſchichte, ſeiner Gelehrſamkeit und ſeines Scharfſinns niedergelegt. Als beſonders wichtig unter dieſen Abhandlungen ſind aber die Unterſuchungen über Farrnkräuter, Mooſe und Pilze zu bezeichnen, welche im J. 1717 erſchienen (Ephemerid. nat. cur. cent. V, VI app. p. 5 sqq). Sie waren höchſt wichtig für die Wiſſenſchaft, weil ſie die Bahn zu genauerer Beobachtung und beſſerer Anordnung der niedrigſten Gewächſe brachen, welche dann Micheli und Linné verfolgten; wichtig für D. ſelbſt, weil ſie zunächſt die Aufmerkſamkeit des reichen und großmüthigen Engländers Will. Sherard auf den jungen teutſchen Gelehrten lenkten.

Schon im folgenden Jahr erſchien D.'s Flora von Gießen (**Catalogus plantarum circa Gissam nascentium etc.** (Francof. ad M. 1718, 19.), eine Muſterarbeit für die damalige Zeit, ſowol wegen ihrer Reichhaltigkeit und wegen der genauen Beſtimmung der aufgeführten Gewächſe, als wegen der trefflichen, von D. ſelbſt gezeichneten und geätzten Abbildungen. Er folgte in dieſem Werke mit einigen Modificationen der Ray'ſchen Methode, indem er, zwar meiſt auf triftige Gründe geſtützt, aber im Ganzen zu rückſichtslos, Rivins Syſtem verwarf. Die Flora von Gießen enthält 980 vollkommenere Pflanzenarten, mehr als 200 Moosarten und 160 Pilzarten, welche letztre (Mooſe und Pilze) hier zuerſt nach Gattungen unterſchieden ſind.

Die Bekanntſchaft, welche W. Sherard ſchon vor einigen Jahren brieflich mit D. angeknüpft hatte, wurde zu einer perſönlichen, als Sherard im J. 1721 durch Gießen reiſte. Beide Männer fanden ſo großes Wohlgefallen aneinander, daß D. dem Engländer nach deſſen Vaterlande, welches nun auch das ſeinige ward, folgte. Die erſte Arbeit, welche er hier mit Hülfe der Gebrüder Sherard und Andrer unternahm, war eine neue Ausgabe der Ray'ſchen Überſicht der britiſchen Gewächſe (*Raji* **Synopsis stirpium britannicarum, ed. 3.** [**Lond.** 1724.] mit 24 von D. gezeichneten und wahrſcheinlich auch geſtochnen Kupfertafeln), worin gegen 2200 Arten britiſcher Gewächſe charakteriſirt ſind.

Während D. dieſen neuen Beweis ſeines Fleißes und ſeiner Geſchicklichkeit gab, lebte er bald in dem herrlichen Garten des jüngern (Jakob) Sherard zu Eltham in der Grafſchaft Kent, bald im Hauſe ſeines ältern Gönners W. Sherard in London, half dem letztern bei Anfertigung ſeines großen botaniſchen Nomenclators, einer leider nicht vollendeten Fortſetzung des Bauhinſchen Pinax, und arbeitete unabläſſig an ſeinen beiden größten unſterblichen Werken. Wie ſehr dieſes nahe Beiſammenleben die Achtung ſteigerte, welche W. Sherard gegen D. empfand, davon zeugt Sherards Teſtament, in welchem er die Univerſität Oxford reich beſchenkte, mit der Bedingung, daß D. als erſter Sherardſcher Profeſſor der Botanik zu Oxford die Einkünfte dieſes Vermächtniſſes genießen ſolle. So befand ſich denn Dillenius endlich (1728) in einer ſeinen Fähigkeiten und Verdienſten entſprechenden Stellung, in welcher er auf das Eifrigſte der Wiſſenſchaft zu dienen fortfuhr, die ihn am meiſten anzog. Im J. 1732 gab er die ſeltnern Pflanzen des Sherardſchen Gartens heraus (**Hortus elthamensis.**

---

*) Sein Familienname war, wie er ſelbſt in einem Brief erzählt, urſprünglich Dill, aber nach der Sitte der Zeit latiniſirten ihn ſeine Ahnen und die Enkel behielten die fremde Endung bei. Verwandte unſers D. waren höchſt wahrſcheinlich Juſtus Friedrich D., Prof. der Medicin in Gießen († 1720), und Phil. Eberhard D., Stadtarzt ebenda, beide Mitglieder der teutſchen Akademie der Naturforſcher. Endlich auch Joh. Bapt. Joſ. D., welcher eine Diſſertation über den Lichen pyxidatus im J. 1785 zu Mainz herausgab.

Lond. fol.), ein Prachtwerk, deſſen 324 Kupfertafeln er ſelbſt gezeichnet und geſtochen hatte, und von welchem Linné ſagt: **Est opus botanicum, quo absolutius mundus non vidit.** Es ſind darin 417 meiſt exotiſche Pflanzenarten nach alphabetiſcher Ordnung auf das Genaueſte beſchrieben. Endlich erſchien das Buch, welches ſeit 20 Jahren ſeine angeſtrengteſte Thätigkeit vorzüglich in Anſpruch genommen hatte, ſeine Moosgeſchichte (**Historia muscorum. Oxon. 1741. 4.** in einer Auflage von nur 250 Exemplaren). In dieſem Werke, welches als die Grundlage der Mooskunde zu betrachten iſt, ſind die Laub- und Lebermooſe nebſt einigen Algen und Flechten nach dem Habitus und nach den Fruchtkapſeln (welche D. für Antheren hielt) ſyſtematiſch geordnet, unterſchieden in Gattungen und Arten (gegen 600) mit Angabe der Fundorte, der Synonymie und des Nutzens, und viele derſelben auf 85 von D. ſelbſt gezeichneten und geſtochnen Kupfertafeln unübertrefflich dargeſtellt. Bei allen dieſen bewundrungswürdigen Arbeiten, welche Lyonets anatomiſche Unterſuchungen des Weidenbohrers in Hinſicht der fleißigen Ausführung faſt übertreffen, fand D. doch noch Muße zu einem ausgebreiteten Briefwechſel, unter andern auch mit ſeinen großen Zeitgenoſſen Haller und Linné, von denen jener, obwol bedeutend jünger als D., in der Vorliebe für die Ray'ſche Methode und in der Verwerfung des Sexualſyſtems und der Linné'ſchen Nomenclatur mit D. vollkommen übereinſtimmte.

Dillenius war, nach dem Zeugniſſe ſeiner nähern Bekannten, ein einfacher, mäßiger und ſanfter Mann. Die Kälte und Zurückhaltung, welche Beſuchende, namentlich auch Linné (im J. 1736), an ihm beobachteten, war ohne Zweifel eine Folge ſeines eheloſen und überaus fleißigen Lebens.

Dillenius ſtarb am 2. April 1747 in Folge eines Anfalls vom Schlage. Seinen Nachlaß an Zeichnungen, getrockneten Pflanzen, Büchern und Handſchriften kaufte in der Folge ſein ſpätrer Nachfolger J. Sibthorp; die Originalzeichnungen zu der Moosgeſchichte finden ſich in Sir Joſ. Banks Bibliothek. (*A. Sprengel.*)

DILLINGEN, **Dilingen**, eine Stadt am linken Donauufer und an der Straße von Donauwörth nach Ulm, in einer ſchönen, freundlichen Gegend des Landgerichts Dillingen im bairiſchen Oberdonaukreiſe, 5 Stunden von Günzburg entfernt. Die Stadt umfaßt eine Vorſtadt, 460 Häuſer mit 3256 Einwohnern, ein königl. Schloß, die Sitze des gleichnamigen königl. Landgerichts, Rent- und Forſtamtes, eine Poſtverwaltung, einen Pfarramts- und einen Dekanatsſitz im Biſthum Augsburg, ein Lyceum, ein Gymnaſium, lateiniſche Schulen, ein Klerikal-Seminar zum h. Hieronymus, ein Prieſterhaus, ein Capucinerkloſter, ein Waiſenhaus, zwei Spitäler, eine Caſerne und eine Papiermühle; hat Schiffsbau, lebhafte Schiffahrt, guten Obſt- und Hopfenbau, und eine Brücke über die Donau. — Dillingen war ehemals die gewöhnliche Reſidenz der Fürſtbiſchöfe von Augsburg, und hatte eine vom Biſchof Otto von Augsburg im J. 1552 geſtiftete Univerſität, welche aber im J. 1802, wo die Stadt mit dem Hochſtift Augsburg zu den kurpfalzbairiſchen Beſitzungen gekommen iſt, aufgehoben wurde. — Es gab ehemals ein Grafengeſchlecht von Dillingen, von welchem ein Zweig ſpäter den Namen von Kirburg angenommen hat. Der heil. Biſchof Ulrich von Augsburg (geſt. 973) war ein Sohn des Hupald, des älteſten Ahnen, den man aus der Geſchichte der Dillingſchen Gaugrafen im Brenzgaue kennt. Ein Urbar von 1316 (ſ. v. Raiſer, Zeitſchrift für Baiern. II. 154) rechnet zur Grafſchaft Dillingen: Dillingen die Burg, Dillingen auf dem Berge, Dillingen im Thale, die alte und die neue Stadt, Oberdillingen, Witteslingen, Eichmühle, Altheim, Hauſen, Schabringen, Schrözheim, Mörslingen, Deiſſenhofen, Luzingen, Mittelnheim, Reistingen, Germheim, Riedlingen; die Klöſter Neresheim, Oberſchönefeld, das Dominikaner-Nonnenkloſter Medingen. Biſchof Hartmann von Augsburg ſchenkte bereits bei Lebzeiten (am 29. Febr. 1258) ſeinem Hochſtift Augsburg die Stadt und das Schloß Dillingen, mit dem Kirchenpatronat, alle Beſitzungen und Rechte zwiſchen der Donau und den Rieshalten (d. i. den Bergabhängen ſüdlich gegen die Donau, nördlich gegen das Ries hin), ſowie zwiſchen Nau (Langenau) und Blindheim, die Advocatie über Kloſter Neresheim, ſein Gut Nordfelden und ſeine ſämmtlichen Miniſterialen, alles jedoch mit vorbehaltner Nutzung auf ſeine Lebenszeit. Mit dem Tode dieſes Biſchofs (am 5. Jul. 1286) und dem Ausſterben dieſes gräflichen Geſchlechts ging dieſe Schenkung ans Hochſtift in Erfüllung. Das Landgericht Dillingen, im Oberdonaukreiſe, begreift auf vier □Meilen 12,179 Menſchen in 3202 Familien. (*Eisenmann.*)

DILLINGER (**Georg Adam**), geb. zu Nürnberg 1746, erſt Pfarrer zu Heroldsberg im Nürnbergiſchen, ſeit 1782 Diakonus zu St. Sebald in Nürnberg, iſt Verfaſſer mehrer Erbauungs- und Jugendſchriften, die für ihre Zeit gut waren. Er gab außerdem heraus: d'Anville, Handbuch der mittlern Erdbeſchreibung, oder von den europäiſchen Staaten, die nach dem Untergange des römiſchen Reichs entſtanden ſind; aus dem Franzöſ. Nebſt einer Landkarte von der mittlern Geographie. (Nürnb. 1782.) Auch ſetzte er fort: die Bibliothek der neueſten Reiſebeſchreibungen, 1—8. Bd. (Nürnberg 1784—86.) — S. Das gelehrte Teutſchland. 1. Bd. und die Nachträge. (*Franke.*)

DILLN, **Bela Bánya**, ſlaw. **Bělá** (d. h. die Weiße), ehemals ungariſch auch **Fejér Bánya** (weißes Bergwerk) genannt, vormals eine der ſieben Bergſtädte Niederungarns, gegenwärtig aber als eine Vorſtadt mit der königlichen Berg- und Freiſtadt Schemnitz in der honter Geſpanſchaft in Niederungarn diesſeit der Donau, von der ſie nur eine Viertelſtunde entfernt iſt, vereinigt, unter 48° 28′ 45″ nördl. Breite, an der neuſohler Straße, mit einer katholiſchen Pfarrei und Kirche, von welcher der ſtädtiſche Magiſtrat zu Schemnitz das Patronatsrecht hat. Die meiſten Einwohner ſind katholiſche Slawen; die evangeliſch-lutheriſchen teutſchen und ſlawiſchen Einwohner ſind nach Schemnitz eingepfarrt. Zahl der Einwohner: 860 Katholiken, 330 Proteſtanten A. C. Die Einwohner nähren ſich größtentheils vom Feldbaue, denn der Bergbau iſt hier beinahe ganz eingegangen. Es gibt hier einige Stampfmühlen und Schmelzöfen. Unter Bela III. war Dilln in Flor. Es gehörte ſchon ehedem (noch im 15. Jahrh.) zu Schemnitz. Im J. 1572 wurde es vom Könige Rudolf zu einer freien Stadt erhoben. Das Stadtwappen iſt ein über das Kreuz geſtellter Hammer und Schlägel, nebſt vier goldnen Kugeln im ſchwarzen Felde. An jährlicher Contribution zahlt Dilln 1370 Gulden *). (*Gamauf.*)

DILLÖL (**oleum Anethi destillatum**), iſt ein faſt weißes, ins Gelbe ſpielendes, in der Kälte gerinnendes Ätheröl von ſehr durchdringendem, dem des Samens gleichen, ja noch ſtärkerm und unangenehmerm Geruch, und zuletzt brennendem Geſchmacke; vom ſpecif. Gew. 0,881. Zehn Tropfen abſol. Schwefeläther löſen einen Tropfen davon, nach Tietzmann (in Tromsdorffs Taſchenb. 1821. 45), leicht auf, gleichwie abſoluter Alkohol. Ein Tropfen Öl löſt ſich in 3 Waſſer durch Umſchütteln vollkommen auf. Sehr wirkſam iſt daſſelbe zu zwei bis vier Tropfen, mit Zucker abgerieben, und mit einem aromat. Thee genommen, bei hyſteriſchen Leiden, Koliken und Schlucken. Noch mehr leiſtet es äußerlich bei den obigen Beſchwerden, ſowie bei Krämpfen, Durchfällen, Flatulenzen, Wurmzufällen ꝛc., und verdiente auch ſchon ſeiner Wohlfeilheit wegen öfter angewandt zu werden. (*Th. Schreger.*)

Dillstein ſ. **Weisenstein.**

DILLWYNIA. Dieſe Pflanzengattung, aus der erſten Ordnung der zehnten Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Sophoreen der natürlichen Familie der Leguminoſen, hat Smith (**Annals of bot. I. p. 510**) ſo genannt nach ſeinem Freund und Landsmanne Lewis Weſton Dillwyn, dem Verfaſſer eines botaniſchen Prachtwerks (**Synopsis of the british Confervae. Fasc.** 1—20. **Lond.** 1802. **fol.** — Teutſch: Großbritanniens Conferven, bearb. von Fr. Weber und D. M. H. Mohr. 1.—4. Heft. Göttingen 1803—5.) Char. Der Kelch zweilippig, fünfſpaltig; der Corollenwimpel breit, zweilappig, die Lappen von einander abſtehend; die Staubfäden mit den Corollenblättchen in der Mitte des Kelches eingefügt; der Griffel hakenförmig; die Hülſenfrucht bauchig, zweiſamig; die Saamen mit Kinnwarzen verſehen. Die neun bekannten Arten ſind neuholländiſche, kleine, zierliche Sträucher mit einfachen, ſchmalen Blättern, keinen oder ſehr kleinen hinfälligen Afterblättchen und gelben, kurzgeſtielten Blumen, welche meiſt in Doldentrauben beiſammenſtehen. 1) **D. floribunda** *Sm.* (**l. c., ex. bot I. t. 26, D. ericifolia** *Sims* **bot. mag. t. 1545**); 2) **D. ericifolia** *Sm.* (**l. c., ex. bot. t. 25, Pultenaea retorta** *Wendland* **hort. herrenh. II. p. 13. t. 9, ? D. juniperina** *Loddiges* **bot. cab. t. 401**); 3) **D. glaberrima** *Sm.* (**l. c., bot. mag. t. 944, bot. cab. t. 582,** *Labillardière* **nov. holl. I. t. 139**); 4) **D. parvifolia** *R. Brown* (**Bot. mag. t. 1527, bot. cab. t. 559, D. microphylla** *Sieber* **herb. nov. holl.**); 5) **D. acicularis** *Sieb.* **l. c.**; 6) **D. rudis** *Sieb.* (**l. c., D. brevifolia, teretifolia** und **hispidula** *Sieb.* **l. c.**); 7) **D. tenuifolia** *Sieb.* **l. c.**; 8) **D. cinerascens** *R. Br.* (**Bot. mag. t. 2247, bot. cab. t. 527, D. juniperina** *Sieb.* **l. c.**) und 9) die abweichende **D. glycinifolia** *Sm.* (*Linn.* **transact. IX. p. 264**). — **D. myrtifolia** *Sm.* bildet eine eigne, nahe verwandte Gattung, **Eutaxia** *R. Br.* — **Dillwynia** *Roth.*, ſ. **Westonia** *Spr.* (*A. Sprengel.*)

DILLY oder **DILIL,** Stadt auf der Nordoſtküſte der Inſel Timor und Sitz eines portugieſiſchen Gouverneurs, der beinahe der einzige Weiße in ſeinem Gouvernement iſt. Die Stadt iſt groß und gut bevölkert, hat ein Fort und treibt einen ziemlichen Handel mit Makao. (*Palmblad.*)

Dilobeia *Thouars* ſ. **Daphnitis** *Spr.*

DILOCHIA. Eine von Lindley (**Gen. and sp. of Orch. pl. I. p. 38**) aufgeſtellte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 20. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Epidendreen (Malapideen Lindley's) der natürlichen Familie der Orchideen. Char. Die Kelchblättchen zuſammenſtoßend, frei, gefärbt; das Lippchen mönchskappenförmig, dreilappig, an der Baſis ſackförmig; das Säulchen keulenförmig, geflügelt, an der Spitze gewölbt, gezähnt; die Anthere vierfächerig, eiförmig, mit einem Kamme verſehen; die vier Pollenmaſſen wachsartig. Die einzige Art, welche Wallich in der Gegend von Singapur gefunden hat, **D. Wallichii** *Lindl.*, iſt ein paraſitiſches Kraut mit lederartigen, ſpitzen, gerippten, zweizeiligen Blättern (davon hat die Gattung den Namen *λόχος*, Ordnung, Reihe; *δὶς*, *δι*, doppelt). Die großen, prachtvollen Blumen bilden am Ende des Stengels eine Traube und ſind mit Stützblättchen verſehen. (*A. Sprengel.*)

DILOGIE, oder Doppelſinn, heißt diejenige Art des Ausdrucks, vermöge welcher man die Worte alſo wählt, daß ſie noch etwas Andres andeuten, als ſie ausdrücklich beſagen. Sie unterſcheidet ſich einerſeits von der fehlerhaften Amphibolie oder Zweideutigkeit des Ausdrucks dadurch, daß das, was ſie ſagt, in der Verbindung, in welcher es geſagt wird, nur Einen beſtimmten Sinn zuläßt, der zum Verſtändniſſe des Geſagten vollkommen genügt, wenn man auch dasjenige nicht weiß, worauf außerdem noch angeſpielt wird. So konnte Octavianus, ſofern er den Cicero deſſen beſchuldigte, was Salluſtius **Catil.** 6. **aliud clausum in pectore, aliud in lingua promptum habere** nennt, **cum aliud diceret, aliud intelligi vellet,** *Vellej.* **II,** 62 in den Worten Cicero's **ad Div. XI,** 20 **laudandum adolescentem, ornandum, tollendum,** einen Doppelſinn finden, und ſagen, **se non esse commissurum, ut tolli possit,** ſowie er nach Ap-

---

*) In Dilln wird von Seiten der königl. Bergkammer im Hirſchergrunde der Georgi-Maria-Empfängniß-Stollen, im Dillnergrund aber der Mariahilf-Stollen, und der von der königl. Bergkammer als unbauwürdig aufgelaſſene Nikolai- und goldne Sonnen-, ſowie der Wilhelmsſchacht durch Privat-Gewerkſchaften im Bau erhalten. Die Gefälle des Mariahilf-Stollens ſcheinen von wichtigem Belange zu werden, nachdem die Waſſer, unter welchen die Erzanbrüche ſeit ſo vielen Jahren lagen, wieder gehoben worden ſind. (*Zipser.*)

piani Bericht dem Cicero, als er ihm ſeine Dienſte anbot, eine gleich doppelſinnige Antwort gab, ὅτι τῶν φίλων αὐτῷ τελευταῖος ἐντυγχάνοι; aber zweideutig waren die meiſten auf Schrauben geſtellten Ausſprüche des delphiſchen Orakels, ſofern ſie einen zwiefachen Sinn der Art zuließen, daß ſich deren Untrüglichkeit vertheidigen ließ, wie auch der Ausgang ihrer Befolgung ausfiel. *Cic.* de div. II, 56. cf. ad Herenn. II, 11. Andrerſeits unterſcheidet ſich die Dilogie aber auch von der dichteriſchen Allegorie oder bildlichen Redeweiſe, ſofern dieſe nur auf einerlei Weiſe verſtanden ſein will, aber von ihrem Gegenſtande nur in ſolchen bildlichen Ausdrücken ſpricht, daß man ſie als eine fortgeſetzte Metapher betrachten kann. So findet Quintilian Inst. Or. VIII, 6, 44 in Horazens 14. Ode des erſten Buches, worin nach einer von Mäcenas ſelbſt gebrauchten Metapher Dio C. LII, 16 der Staat unter dem Bild eines Schiffes dargeſtellt wird, wie dieſes auch nach Heraklides Ponticus de alleg. Hom. p. 13. ed. Schov. Horazens Vorbild Alkaios ſo häufig that, mit Recht eine ſchöne Allegorie. Wenn aber derſelbe Schriftſteller in dem Namen Menalcas *Virg.* Ecl. IX, 10 mit welchem ſich Virgil als Lobſänger des Julius Cäſar in der fünften Idylle ſelbſt blos anſpielend bezeichnete, eine Allegorie ſucht, hat er mit dieſer die Dilogie verwechſelt, welche auf etwas Andres nur anſpielt, ohne es ausdrücklich zu nennen.

Die Zweideutigkeit oder Amphibolie iſt immer ein Fehler, ſie ſei blos zufällig oder abſichtlich gewählt, ſofern ſie im erſten Falle den Zweck der Rede verfehlt, allgemein verſtändlich zu ſein, im letzten Fall aber ſtatt der erwarteten Aufklärung in vernunftwidrigen Irrthum verleitet. Die Allegorie aber, welche ſelbſt die alltägliche Umgangsſprache nicht verſchmäht, wird nur dann fehlerhaft, wenn der bildliche Ausdruck in der Sprache ſo neu und ungewöhnlich iſt, daß er ohne die weggelaſſene Vergleichung nicht verſtanden wird, oder wenn der allegoriſirende Schriftſteller verſchiedenartige Bilder unter einander wirrt, ohne bei dem einmal gewählten Bilde zu bleiben. So ſehr gewöhnlich in allen Sprachen bildliche Ausdrücke ſind, und ſo ſehr daher eine gut durchgeführte Allegorie in jeder Art von Rede gefällt; ſo fehlerhaft würde die Dilogie in ernſtlicher Dichtung ſein, da ſie nur für Scherz und Spott ſich eignet, wofern man nicht aus Beſcheidenheit oder aus einem ähnlichen Grunde, wie Virgil in der obenangeführten Stelle, von ſich ſelbſt oder Andern unter fremdem Namen ſpricht. Die ſcherzende Dilogie ſoll blos durch treffenden Witz erheitern, die ſpottende Dilogie gefällt aber deſto mehr, je beißender der Witz erſcheint, wenn man den verſchwiegnen Doppelſinn bemerkt. Hieraus erklärt es ſich, warum Baxters Streben, überall doppelſinnige Anſpielungen im Horaz zu finden, wo ſie nicht an ihrem Platze waren, faſt jeder Dilogie den Stab gebrochen hat, ſodaß ſich Buttmann in ſeiner den 30. Juni 1808 in der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin vorgeleſenen und am Ende des erſten Bandes ſeines Mythologus abgedruckten Abhandlung über das Geſchichtliche und die Anſpielungen im Horaz bewogen fand, die verrufene Sache wieder zu ſolcher Ehre zu bringen, daß man nicht das Kind mit dem Bad ausſchütten möchte. Aber auch Buttmann hat das Spiel zu weit getrieben, ſofern er als Dilogie erklärt, was keine iſt, oder Dilogien ſelbſt da zuläßt, wo ſie fehlerhaft angebracht ſein würden. Je weniger wir nun Grund haben, alle Dilogien zu verwerfen, und je gröber der entgegengeſetzte Fehler iſt, einem Schriftſteller Dilogien anzudichten, an welche er ſelbſt nicht gedacht hat, deſto nothwendiger iſt es, den verſchiednen Gebrauch der Dilogie ſich ebenſo klar vor Augen zu ſtellen, als die mannigfaltige Art ihrer Anwendung.

Die Dilogie muß immer abſichtlich von demjenigen gewählt ſein, welcher Gebrauch von ihr macht, da jede zufällige Dilogie dem Begriffe der Anſpielung widerſpricht, und nur als witzige Deutung eines Andern gefallen kann, wie wenn Lichtenberg von denjenigen, welche ihren Horaz zu leſen verſichern, ſagt: Ja wol leſen ſie ihren Horaz. Die Abſicht nun, in welcher man ſich doppelſinnig ausdrückt, kann entweder eine ernſte oder ſcherzhafte ſein, und muß vom Ausleger immer nachgewieſen werden können, wenn er irgend einen Ausdruck für doppelſinnig erklärt, da ohne eine ſolche Nachweiſung der Ausdruck nur eine zufällige Zweideutigkeit ſein könnte. Die ernſte Abſicht eines doppelſinnigen Ausdrucks hat immer, ſie mag Beſcheidenheit, Achtung oder Furcht ſein, als vom Zwange herbeigeführt, weit weniger Gefälliges, als die ſcherz- und ſpotthafte, in welcher nur der Witz vorherrſcht. Dieſe äußert ſich in ſo mannichfaltiger Form, als der Witz ſich äußert, und jede Sprache bietet dazu beſondre Mittel dar. So eignet ſich die franzöſiſche Sprache beſonders für ſogenannte Calembourgs, deren Doppelſinn ſich meiſt auf eine veränderte Sylbenſcheidung oder Ausſprache gründet, wie wenn des Craſſus Krieger *Cic.* de div. II, 40 den Ausruf eines Händlers mit cariſchen Feigen Cauneas, als cave ne eas deutete, oder Nero *Sueton.* Ner. 33. von Claudius ſpottend ſprach: Morari eum inter homines desisse. Zu ſolchen Calembourgs iſt nicht jede Sprache gleich geſchickt, da, je vielſylbiger die Wörter zu ſein pflegen, deſto weniger Doppelſinn in dieſelbe gelegt werden kann, während ſie in einſylbigen Sprachen, welche gleich der ſineſiſchen den Sinn der Wörter nach ihrer verſchiedenartigen Betonung beſtimmen, in der Schrift kaum zu vermeiden wären, wenn dieſe nicht Wortſchrift, ſondern Lautſchrift wäre. Dagegen iſt jede Sprache auf irgend eine andre Weiſe zu räthſelhaften Ausdrücken fähig, weshalb in ſcherzhaften Räthſeln meiſtens eine Dilogie vorherrſcht, wie in dem Räthſel Virgils Ecl. III, 104 sq.

> Dii, quibus in terris, et eris mihi magnus Apollo,
> Tres pateat coeli spatium non amplius ulnas;

welches Quintilian Inst. orat. VIII, 6, 52 fälſchlich unter die Allegorien zählt, da andre Grammatiker darin eine doppelſinnige Anſpielung auf einen Mantuaner Cölius finden.

Sowie die Römer ſich durch die ſonderbare Gewohnheit auszeichneten, größtentheils urſprüngliche Spottnamen zu führen; ſo übten ſie ihren Witz vorzüglich auch in allerlei Namenſpielen, deren ſich, ſo unverſtändlich ſie auch für Viele waren, nach Quintilians Inst.

Or. VIII, 6, 53 Verſicherung, ſelbſt die Redner nicht enthielten, wie wenn Cölius die Clodia quadrantariam Clytemnestram, et in triclinio Coam, in cubiculo Nolam nannte. Wenn Cicero in ſeinem Buch über den Redner II, 58 sqq. dem Julius Cäſar ſeine Ideen vom Witz in den Mund legt, vergißt er cap. 63 sq. nicht, auch dieſe Art der Dilogie zu berühren, und wie Cicero, welcher das Spiel mit dem Namen Rex, ad Att. I, 16, 5, das dem Horaz den Stoff zu ſeinem erſten Dichterverſuche Serm. I, 7 lieferte, ſelbſt im Senate nicht verſchmähte, in ſeinem Briefwechſel mit Atticus dergleichen Dilogien benutzte, um diejenigen Perſonen zu charakteriſiren, die er nicht nennen wollte, iſt jedem Leſer jener Briefe bekannt. Ein großer Theil der griechiſchen Mythologie iſt auf Namenſpiel gebaut, daher nicht nur in der Odyſſee XIX, 563 sqq. die Wortſpiele mit ἐλέφας und ἐλεφαίρομαι, κέρας und κραίνω, vorkommen, ſondern auch die größten Tragiker der Griechen deren Gebrauch nicht ſcheuen, wie Äſchylos in ſeinem Agamemnon V. 689 die Helena ἑλένας, ἕλανδρος, ἑλέπτολις nennt, und Sophokles den Aias V. 430 mit ſeinem eignen Namen ſpielen läßt. Ebendeshalb deutet auch das Räthſel von der Blume mit den Klagen des Aias und Hyakinthos bei Virgil Ecl. III, 106 sq. genugſam an, daß coeli spatium in dem vorhergehenden Räthſel ein ähnliches Namenſpiel ſei. Aber grade der vielfache Gebrauch, welchen Griechen und Römer und andre Völker, wie die Hebräer, von der Antonomaſie machte, lehrt, daß nicht jedes Namenſpiel eine Dilogie zu nennen ſei, wie auch nicht jeder Calembourg und nicht jedes Räthſel darum eine Dilogie genannt werden kann, weil ſie zu derſelben vorzüglich benutzt werden. Zur Dilogie wird immer erfodert, daß auf etwas Andres alſo angeſpielt werde, daß, wenn man es auch nicht bemerkt, der Sinn des Geſagten für ſich vollſtändig klar iſt. Selbſt die Gewohnheit der römiſchen Elegiker, ihren Geliebten einen griechiſchen Namen von gleichem Rhythmus zu geben, verdient den Namen der Dilogie inſofern nicht, als ihr der Charakter einer ſcherzenden Anſpielung abgeht. Ganz anders verhält es ſich, wenn Nero vom ſpottenden Perſius S. I, 121 Mida rex, oder Gratidia von Horaz Canidia, und Salvidienus Nasidienus genannt wird.

Alle die verſchiednen Formen aufzuzählen, in welchen der Witz des Doppelſinnes ſich zeigen kann, würde eine unnütze, und doch nicht erſchöpfende, Weitſchweifigkeit ſein, ſofern eine jede Sprache beſondre Mittel dazu darbietet. Es leuchtet aber ſchon aus dem Wenigen, was eben bemerkt worden, hervor, daß die wenigſten Dilogien aus einer Sprache in die andre überſetzbar ſind, wofern ſie nicht auf ſolchen bildlichen Ausdrücken beruhen, die wegen des Treffenden, das in ihrer Vergleichung liegt, in mehren Sprachen üblich geworden ſind. Sofern die Dilogie ein Spiel des Witzes iſt, liebt ſie nicht nur ein Volk, ſondern auch ein Schriftſteller vor dem andern; und wenngleich alle witzige Schriftſteller, welche Wieland überſetzt hat, Lukianos, Horatius und Cicero, reich an Dilogien ſind, ſo haben ſie doch die Römer als Schöpfer der Satyre, für welche ſie ſich vorzüglich eignen, im weiteſten Umfange geübt. Daß die altitaliſchen Feſcennien und Atellanen am meiſten in Dilogien witzelten, ſagt nicht nur Quintilian Inst. or. VI, 3, 47, wo man auch ähnliche Beiſpiele von Cicero und Andern angeführt findet, ausdrücklich, ſondern wird auch durch das von Sueton Calig. 27 erzählte Beiſpiel beſtätigt, daß Caligula den Verfaſſer einer Atellane eines doppelſinnigen Scherzes wegen mitten im Amphitheater verbrennen ließ, wie denn auch der Doppelſinn in einigen der Bruchſtücke, welche Schober in ſeinem Verſuch über die atellaniſchen Schauſpiele der Römer aus den Atellanen geſammelt hat, unverkennbar hervorleuchtet. Ebendieſes deuten die Schwänke an, welche Horatius Serm. I, 7. I, 5, 51 sqq. den Feſcennien nachbildete, und daher waren die Dilogien nicht nur bei Komikern und Mimendichtern, wie wir ſie bei Plautus leſen und von Laberius wiſſen, ſondern auch bei allen Satyrikern ſo gewöhnlich, daß man dieſen dergleichen auch wol zumuthete, wo ſie nicht daran dachten, ſowie Juvenal, dem Verfaſſer ſeines Lebens zufolge, um des Verdachtes einer Dilogie willen, noch in ſeinem 80. Jahr aus der Stadt entfernt wurde. Der häufige Gebrauch der Dilogien zu obſcönen Begriffen veranlaßt zwar, daß man ſelbſt im gemeinen Leben gewiſſe Wortverbindungen, wie cum nobis für nobiscum, vermied, und Cicero ſowol, Orat. 45, ob er gleich im Brief an Pätus ad Div. IX, 22 ſich anders äußert, als Quintilian Inst. or. VIII, 3, 45 davor warnt, auf cum die Sylbe no folgen zu laſſen, weil m vor n im Munde des Römers faſt wie n lautete. Dennoch ſcheute ſich Cicero, der gern in Dilogien witzelte, als Conſular vor ſolchen obſcönen Wortſpielen nicht, ad Att. II, 1 extr.

Bei dieſer außerordentlichen Hinneigung der Römer zu doppelſinnigen Äußerungen iſt es nicht zu verwundern, wenn wir ſie nicht nur in Virgils Katalekten, wie in dem bekannten Gedicht auf den Rhetor C. Annius Cimber, ſondern auch in ſeinen Eklogen finden. So wenig dergleichen aber in ſeinem landwirthſchaftlichen Gedicht und in der Äneide zu entſchuldigen wären; ſo wenig dürfen wir ſie dem Horatius in Oden andichten, deren Würde den Gebrauch derſelben nicht geſtattet, wenngleich deſſen Sermonen voll von Dilogien ſind. Beurtheilt man nun hiernach, was Buttmann in der obenerwähnten Abhandlung von den Dilogien des Horatius ſchreibt; ſo kann man nicht umhin, zu geſtehen, daß er, noch allzuſehr in Barters Fehler fallend, Dilogien findet, wo ſie nicht zuläſſig ſind. Wer möchte die für den Zuſammenhang, in welchem ſie vorkommen, ſo ſehr bezeichnenden Ausdrücke, wie apex C. I, 34, 14 und mascula Sappho Epist. I, 19, 28, zu witzelnden Dilogien herabwürdigen? oder Serm. II, 5, 59 sq. um der Äußerung des Scholiaſten willen, daß Horatius über Apollo ſcherze, in des Tireſias Worte etwas legen, was gegen den Zweck des Dichters ſein würde? Selbſt nach der gewöhnlichen Interpunction mußte man deſſen Worte durch die Ergänzung prout dicam daſelbſt ebenſo ernſtlich nehmen, wie V. 23: dixi equidem et dico; aber wer wehrt uns, alſo zu interpungiren: Quidquid dicam, aut erit, aut non divinare (etenim magnus) mihi donat Apollo, da auch Epod. XIV, 6: Deus nam auf eine ähnliche Weiſe als Parentheſe gedacht werden muß. Der bildliche Ausdruck prostare Epist. I, 20, 2 erſcheint als Dilogie ebenſo zweckwidrig, wie die Anſpielung auf den Hauptſchmuck perſiſcher Könige C. I, 34, 14. Ganz anders verhält ſich die Sache, wenn Cicero ad Att. X, 15 mit Anſpielung auf die pala des Gyges Off. III. 9 ſchreibt: quod suades, ut palam (scil. ad palmam convertam), prorsus assentior, damit der Auffänger des Briefes das Gegentheil verſtehe. Daß nicht jede Antonomaſie, wie Licymnia C. II, 12, 23 für Terentia, den Namen einer Dilogie verdiene, wie wenn Horatius Serm. II, 5, 41 den Namen des beſpöttelten Furius Bibaculus an die Stelle des Jupiter ſetzt, iſt oben ſchon bemerkt. Daß die zweite Satyre des erſten Buches viele Dilogien in den angeführten Namen enthielt, wird aus des Dichters Vertheidigung in der vierten Satyre wahrſcheinlich; aber deshalb anzunehmen, daß Serm. I, 2, 25 unter Malthinus Mäcenas gemeint ſei, heißt doch, wenngleich auch Seneca in ſeinem 114. Briefe darauf hindeutet, in denſelben Fehler verfallen, gegen welchen ſich der Dichter in der vierten Satyre V. 91 verwahrt. Der kaum erſt bei Mäcenas warm gewordne Dichter ſollte ſo ſchalkhaft geweſen ſein, ihn unter einer verſteckten Dilogie dem Spotte bloszuſtellen? und ſogar auch Agrippa als deſſen Gegenſatz? Mäcenas ſpottete ja des Dichters ſelbſt epist. I, 1, 44 sqq. in einem ganz andern Sinn, als Malthinus erſcheint; und wie wenig man der Deutung Seneca's trauen dürfe, darüber findet man mehrfache Gründe geſammelt in den Maecenatianis von Lion S. 20 f. Am unglücklichſten von allen ſind aber die Dilogien, welche Buttmann in der allegoriſchen Ode C. I, 14 findet, weil er ſie ſchon in einer Zeit dichten läßt, da Horatius kaum ſeine Epoden zu dichten begann. (*G. F. Grotefend.*)

Dilophus *Viellot* ſ. **Pastor**.

DILOPHUS, *Meigen* (Insecta) Strahlenmücke. Eine Gattung Zweiflügler aus der Familie **Tipulariae** und der Abtheilung **muscaeformes**; der Gattung **Bibis** ſo ähnlich, daß ſie leicht damit verwechſelt werden kann, indeſſen unterſchieden durch folgende Kennzeichen: Fühler (**Antennae**) vorgeſtreckt, walzenförmig, durchblättert, elfgliedrig, Taſter (**Palpi**) vorſtehend, eingekrümmt, fünfgliedrig, das dritte Glied an der Spitze erweitert; Vorderſchienen an der Spitze geſtrahlt (mit einem Dornenkranz umgeben). — Am Männchen iſt der Kopf flachkugelig, ſo breit als der Mittelleib (**thorax**) mit oben zuſammenſtoßenden Netzaugen, bei dem Weibchen viel kleiner. Das Rückenſchild iſt länglichrund, dicht an der Wurzel ſtehen zwei Reihen aufrechter Kammzähne in einem Bogenabſchnitte, die vorderſte Reihe iſt länger, jede hat 12 bis 14 Zähne. Hinterleib ſchlank, achtringelig, Schwingen (Schwingkölbchen) unbedeckt, Flügel im Ruheſtande flach aufliegend. — Die Fliegen finden ſich im Frühling und Sommer oft in ungeheurer Menge auf Hecken, Wieſen, Blüthen, beſonders auf Schirmblumen. Die Larven ſcheinen in der Erde zu leben, wenigſtens berichtet Paſtor Büttner in Kurland (Germars Magazin IV, 44), daß die der Art **D. femoratus** ihm ein ganzes Roggenfeld vernichtet hätten. — Typus iſt **D. vulgaris** *Meigen* (Syſtematiſche Beſchreibung der europäiſchen zweiflügeligen Inſekten I, 306 — **Tipular febrilis** *Linné*. Glänzend ſchwarz, Flügel beim Männchen glashell, beim Weibchen braungeſtreift. 2½ Linien lang. (D. *Thon.*)

DILSBERG, ehemalige Grafſchaft, nun altes Bergſchloß und Burgflecken oder Städtchen im großh. badiſchen Bezirksamte Neckargemünd, durch Natur, Alterthümer und Geſchichte merkwürdig, erhebt ſich auf einem ſehr hohen kegelförmigen Berg am linken Ufer des Neckars über ¼ t. M. öſtlich von ſeiner Amtsſtadt und über 1¼ M. faſt in derſelben Richtung von Heidelberg; hat 460 Einwohner, deren etwa 350 katholiſch ſind, zwei Kirchen, wovon jetzt nur noch die katholiſche eine Pfarre, die evangeliſche aber zur Pfarrei Neckargemünd gezogen iſt, und zwei Schulhäuſer. Das Städtchen hat ſehr unebene Straßen und nur geringe Häuſer, aber etwas höher, auf dem höchſten Gipfel des Kegels, wird es von den gewaltigen Mauern der kreisrunden Burg begrenzt, von deren Höhe man eine ungemein reizende Ausſicht einerſeits in das romantiſche Neckarthal, andererſeits über den ganzen Elſenzgau bis in den Kraichgau hinein genießt. Im Innern der feſten Burg iſt noch das ſogenannte Fürſtengebäude, der Marſtall und die Caſerne erhalten, und unter den verfallenen Gebäuden ſieht man noch die Trümmer der alten Schloßkapelle. Die Wehrmauer des höchſten Burgganges iſt von feinblaſiger Lava erbaut, und Naturforſcher glauben Zeichen zu haben, daß der kegelförmige Dilsberg unter ſeiner Sandſteindecke ein erloſchner Vulkan iſt, deſſen Krater der 400 Fuß tiefe Brunnen im Burghofe geweſen ſei. Aus der unterſten Tiefe dieſes Brunnens ſoll ſich ein unterirdiſcher Gang ¼ M. Wegs weit bis zunächſt an das Ufer des Neckars hinziehen.

Die Burg Dilsberg war in alten Zeiten der Sitz der Gaugrafen des Elſenzgaues. Doch wann und von wem ſie zuerſt erbaut wurde, iſt uns bis jetzt noch aus keinem alten Denkmale bekannt geworden. Die Grafſchaft des Elſenzgaues wurde mit den Grafſchaften der Kraich-, Enz- und Gartach-Gaue als ein von den Herzogen der Rheinfranken herkommendes Erbe des ſaliſch-fränkiſchen Kaiſerhauſes durch Kaiſer Heinrichs III., des Schwarzen, Tochter Adelheid ihrem Gemahle, dem Gaugrafen Wolfram, zugebracht, der ſie ſeinem Sohne, dem Gaugrafen Zeizolf, hinterließ. Durch des letztern Tochter, ebenfalls eine Adelheid, kamen geſammte Grafſchaften an deren Gemahl, den Grafen Arnold von Lauffen, und ihre mit ihm erzeugten Söhne, Bruno und Poppo 1). Von nun an erſcheinen dieſe Grafen als die mächtigſten und begütertſten Herren dieſer Gegend. Bruno wird im J. 1100 als Graf der bezeichneten Gauen urkundlich erblickt, beſteigt bald darauf den erzbiſchöflichen Stuhl von Trier, berühmt als einer der gelehrteſten und klügſten

---

1) Anzeige der Beweisſtellen in meinem Art. Odenheim in der Allg. Encykl. 3. Sect. I. Bd. S. 340, Not. 1.

Fürſten ſeiner Zeit[2]), und ſtiftet im J. 1122 mit Einwilligung ſeines Bruders Poppo, der ihm in den Erbgrafſchaften ſuccedirt war, die berühmte Abtei Odenheim im Kraichgauf, aus Stücken von ſeinen und ſeines Bruders Stammgütern. Graf Poppo erſcheint noch im J. 1142 in des heil. Burchards, Biſchofs von Worms, Stiftungsbriefe der Abtei Schönau[3]). Nach ihm ſehen wir Grafen Heinrich im J. 1174[4]), Grafen Konrad 1184[5]), und deſſen Bruder Poppo von 1184 bis 122‥[6]), alle Grafen von Lauffen. Sie hatten auf der Burg Dilsberg, die damals Dilghesberg geſchrieben wurde, ihren Sitz, wie eben dieſes Grafen Poppo daſelbſt im J. 1208 für die Abtei Schönau vorgenommene öffentliche Handlung wahrnehmen läßt, wo auch zum erſten Male der Name unſers Dilsbergs geleſen wird[7]). Mit dieſem Poppo erloſch der Mannsſtamm dieſes alten Dynaſtenhauſes, und die Grafſchaft Dilsberg oder des Elſenzgaues kam durch ſeine hinterlaſſene Tochter Mechtilde, Gemahlin Konrads I. von Düren, an deren Sohn Poppo I. von Düren, der ſich anfänglich von ſeiner Burg Forchtenberg, hernach aber Graf von Tiligesberg nannte[8]) und ebendieſen Titel in ſeinem Siegel führte[9]). Auch in den noch vorhandnen Siegelabdrücken ſeiner Söhne Poppo's II. des Jüngern, und Ludwigs[10]), ſowie ſeines Bruders Ruprechts III. und Brudersſohnes Ruprechts IV. des letzten ſeines Geſchlechts, wird die Umſchrift „Graf von Tiligisberg" geleſen[11]). Übrigens ging dieſe Grafſchaft von den Pfalzgrafen bei Rhein zu Lehen. Denn im J. 1262 bekannte „Poppo von Dürn, Graf von Dilnsperg," daß er des Pfalzgrafen Ludwigs (des II. des Strengen) Burgmann ſei, und ſeine Lehen Dilsberg in der Burg Heidelberg vermannen wolle[12]); und dieſes war eine Wirkung der Gewalt, welche den Pfalzgrafen bei Rhein als Herzogen der Rheinfranken zuſtand[13]). Bei Erlöſchung des Dynaſtengeſchlechts von Düren, im erſten Viertel des XIV. Jahrh., wurde das Lehen als heimgefallen von Kurpfalz eingezogen[14]), und ſo kam das volle Eigenthum aller Orte, welche zu dieſer alten Grafſchaft gehörten, an die Pfalzgrafen, die bald auch die von den Kaiſern vorbehaltne Cent oder fraiſliche Obrigkeit an ſich zu bringen Gelegenheit fanden. Dieſes geſchah theils unter Kaiſer Karl IV. um die Mitte des XIV. Jahrh., theils unter Kaiſer Wenzel dem Faulen im oder bald nach dem Jahre 1378[15]).

Die alte Grafſchaft Dilsberg oder die Verfaſſung des Elſenzgaues beſtand noch bis zu den großen Staatsveränderungen unſrer neuen Zeit als ein ehrwürdiges Denkmal des alten Germaniens. Denn unter Kurpfalz ſtellte ſich dieſelbe in dem Amte Dilsberg dar, welche die zur Burg Dilsberg gehörige hohe Gerichtsbarkeit noch über zwei der alten Centen, die meckesheimer und die ſtüber Cent, ausſtreckte. Dem Amte war ein Amtmann vorgeſetzt, der auf der Burg Dilsberg ſeinen Wohnſitz hatte, und der alten Voigtei oder dem ehemaligen kurpfälziſchen Oberamte Heidelberg, welches der Pfalzgrafen oberherrliche Gewalt zu vertreten hatte, unmittelbar untergeben war. Jeder Cent ſtand ein Centgraf vor, der gewöhnlich im Orte des Gerichts wohnte. Die Centſchöffen wurden aus der Gemeinde jedes Centortes nach Erfoderniß gewählt, und das Centgericht erſtreckte ſeine Gerichtsbarkeit nicht nur über die im Umfange der Cent gelegnen, Kurpfalz mit vollem Eigenthume zuſtändigen, ſondern auch über jene Ortſchaften, welche verſchiedne adelige Geſchlechter ſammt der Voigtei in denſelben beſaßen. Die meckesheimer Cent umfaßte den untern oder nördlichen Theil des alten Elſenzgaues, und erſtreckte ſich gegen zwei t. M. in die Länge und ebenſo weit in die Breite. Zu ihr gehörte die Stadt Neckargemünd nebſt 19 Dörfern und vier beträchtlichen Höfen, und das Centgericht wurde in alten Zeiten in Neckergemünd, dann in Meckesheim, in neuern Zeiten aber wieder in Neckargemünd gehalten. Die ſtüber Cent war der mittlere Theil des Elſenzgaues. Sie erſtreckte ſich ebenfalls zwei Meilen in die Länge und Breite, begriff 19 Dörfer und fünf Höfe, und hatte ihren Namen von der Stube, worin vor Alters das Centgericht gehalten wurde, die aber nichts andres war, als das obere Zimmer im Rathhauſe zu Reichardshauſen. Der obere Theil des Elſenzgaues gehörte nicht mehr zur Grafſchaft Dilsberg, ſondern ſchon von alten Zeiten her zur Burg Steinsberg, und ſein größter Theil machte unter Kurpfalz die dem Oberamte Heidelberg untergebene Kellerei Hilsbach aus. (S. die Art. **Hilsbach** und **Steinsberg**.)

Im 15. und 16. Jahrh. hielten ſich die Kurfürſten und Pfalzgrafen nicht ſelten auf der Burg Dilsberg des Reigerfanges wegen auf, der in den benachbarten Waldungen ſehr ergiebig war. Aber im 17. Jahrh. trat der Dilsberg in ſeinen gewaltigen Dienſt, angeſehen als die Hauptfeſtung des ganzen Kraichgaues, zu welchem man damals auch den Elſenzgau und andre rechnete. Im Anfange des 30jährigen Krieges befehligte ihn Bartholomäus Schmid von Sedan und machte ihn dem öſterreichiſch-bairiſchen Heere durch ſeine Ausfälle furchtbar. Tilly belagerte ihn daher vom 6. April 1622 an acht Tage lang mit der größten Anſtrengung, konnte aber trotz der wüthenden Stürme, mit denen er ihm zuſetzte, nichts ausrichten, ſondern mußte am 14. April unverrichteter Dinge mit Zurücklaſſung vieler Belagerungsgeräthſchaften wieder abziehen; allein nach dem Falle von Heidelberg noch in ebendemſelben Jahre wurde auch die Feſte Dilsberg von den Pfälzern aufgegeben und fiel in die Hände der Baiern. Zehn Jahre hernach, am 22. Juni 1633, wurde das Städtchen Dilsberg von dem ſchwediſchen Obriſten Ludwig Schmidberg erſtiegen, das Schloß belagert, und am 29. durch Accord genommen. Im J. 1635 rückte ein kaiſerlicher Heereshaufen unter dem Obriſten Philipps Friedrich Preuner, Freiherrn zu Stubingen, vor die Feſte Dilsberg und das Schloß Heidelberg zugleich, belagerte ſie und ſchnitt ihnen alle Zufuhr ab. Der ſchwediſche Obriſt Abel Moda, der über beide feſte Plätze den Oberbefehl führte, mußte ſie ſofort aus Mangel an Kriegs- und Mundvorrath, doch mit einem unterm 24. Juli bedingten ehrenvollen Abzug, am 27. deſſelben Monats den Kaiſerlichen übergeben.

---

[2] Seine kurze Lebensbeſchreibung und gelungne Charakterſchilderung aus gleichzeitigen Quellen von Karl Lang. [3] Codicis Schönaugiensis diplomatici Carta I. [4] Codicis ejusd. Carta XII. [5] Codicis ejusd. Carta XIII. [6] Codicis ejusd. Cartae XIII, XVI ad XX, XXIII, XXVI, XXIX et XLIX. [7] Codicis Schönaug. Carta XXIX. [8] Ejusd. Codicis Carta CXXIV, anni 1261; Codicis diplomat. Palatini Tolner. Carta CXVI, anni 1262; Codicis diplomat. Moguntini Guden. T. III. Carta 425. anni 1270. [9] Sigilli ectypon in ejusd. Cod. T. III, Fig. 4. ad Cartas 418, anni 1258, et 425, anni 1270. [10] Sigilli ectypon in laudat. T. III. Fig. IX. ad Cartas 425, anni 1270, 438, anni 1277 et ad 445, anni 1282. [11] Sigillum adpensum ejusd. Codicis Cartae 467, anni 1297. Von der alten Dynaſtenfamilie von Dürne oder von Düren ſ. d. Art. **Walldürn**. [12] Codicis diplomat. Palatini Carta CXVI, anni 1262. [13] S. d. Art. **Pfalz am Rheine**. [14] Vergl. Tolnerum in Histor. Palatin. p. 83.

[15] Widder in hiſtor. geograph. Beſchreib. der Pfalz am Rheine. 1. Thl. S. 354 und 406.

Im 18. Jahrhunderte ließ Kurpfalz einen Theil des Schloſſes zu Fruchtſpeichern und einen andern zu wohlverwahrten Gefängniſſen einrichten. In dieſem Zuſtande wurde es als Gefängniß für Staatsdiener, beſonders für Officiere, die große Dienſtfehler gemacht hatten, größtentheils aber einen angenehmen Aufenthalt daſelbſt genoſſen, daher auch zum Theil ihre Familien zu ſich kommen ließen, bis in die neueſten Zeiten, und noch unter badiſcher Herrſchaft benutzt, und blieb immer mit einer Beſatzung von etwa 80 Mann verwahrt. Nach ſeinem Übergang an Baden gab es in dem neuen Kurfürſtenthume der Landvoigtei Dilsberg den Namen, welche die damaligen Ämter Wißloch, Oberheidelberg, Neckargemünde und Neckarſchwarzach mit einer Bevölkerung von 34,600 Einw. umfaßte, deren Landvoigt aber in Heidelberg ſeinen Sitz hatte. Bei der Landeseintheilung des Großherzogthums vom J. 1809 fiel es dem Bezirksamte Neckargemünd zu, und im J. 1818 wurde auch das Staatsgefängniß von Dilsberg nach dem Schloſſe Kißlau im Bruhrain, 1½ t. M. nördlich von Bruchſal, verlegt. (*Thomas Alfried Leger.*)

DILSSIS heißen, nach v. Hammer, in der Türkei die Stummen, welche den ſechs verſchiednen Kammern der Hofbedienten des Serai's zugetheilt ſind. Sie werden oft zu Hinrichtungen, welche die größte Verſchwiegenheit erfodern, gebraucht. Sie haben eine unter ſich verſtändliche Zeichenſprache. (*H.*)

DILTHEY, 1) **Leopold Friedrich August**, geb. zu Köthen um 1725, war in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts Adjunct des reformirten Predigers zu Nürnberg, wurde 1752 Prediger der franzöſiſchen Gemeinde zu Schwabach; 1760 Paſtor der teutſchen, franzöſiſchen und holländiſchen reformirten Gemeinde und ruſſiſch. kaiſerl. Conſiſtorialrath zu St. Petersburg, und ſtarb daſelbſt den 8. April 1707. Seine Schriften, meiſt erbaulichen Inhalts haben Jöcher, Adelung und Meuſel verzeichnet. Er überſetzte aus dem Franzöſiſchen: J. H. Meiſters oder *le Maître* Unterricht von der leichteſten Art zu predigen. Halle, 1746; 8. vergl. Will und Nopitſch Nürnb. Gel. Lexikon. Thl. I. S. 277. Thl. V. S. 230. ꝛc. Büſching, Beiträge zu der Lebensgeſchichte denkwürdiger Perſonen. Thl. VI.

2) **Polyxene Christiane Auguste**, geb. zu Köthen den 11. Dec. 1728, Schweſter des Vorgenannten und erſte Gattin des königl. preuß. Oberconſiſtorialraths D. Anton Friedrich Büſching, ſeit 1755 kaiſerliche gekrönte Dichterin, auch Ehrenmitglied der königl. teutſchen Geſellſchaft zu Göttingen, ſtarb den 22. April 1777. Sie gab heraus: Proben poetiſcher Übungen eines Frauenzimmers P. C. A. D. Altona 1751. Übungen in der Dichtkunſt. Halle, 1752. Vergl. ſein Gedächtniß der Frau Pol. Chriſt. Aug. Büſching, geb. Dilthey, von ihrem Freund und Ehemanne A. F. Büſching. Berlin 1777. gr. 8. nebſt ihrem Bildniſſe von Schlemmer (1765) 2. Aufl. ebend. 1777.

3) **Isaac Daniel**, Sohn des Erſtgenannten, geb. zu Nürnberg den 24. April 1752, wurde 1778 Lehrer am Kormeſſerſchen Waiſenhauſe zu Berlin, 1779 Rector der Simultanſchule und Lehrer des reformirten Waiſenhauſes zu Oranienburg, 1782 reformirter Prediger zu Friedrichswalde in der Ukermark, und ſtarb daſelbſt den 3. Mai 1793. — Er war ein beliebter Dichter und gab heraus: Oden und geiſtliche Lieder. Berlin 1776; Ode an Schleſien, (ebendaſ. 1776. 4.); Werther an ſeinen Freund Wilhelm aus dem Reiche der Todten. (Berlin 1775). Vergl. Meuſel und Wills nürnberg. Gel. Lexicon, fortgeſ. von Nopitſch. Thl. V. S. 231—33.

4) **Philipp Heinrich**, Doctor d. Rechte u. geſchworner Advocat des paſſauiſchen Conſiſtoriums zu Wien, wurde 1756 Profeſſor der Rechte und der Geſchichte auf der Univerſität zu Moskau und ſtarb daſelbſt 1781. Ort und Zeit ſeiner Geburt ſind unbekannt. Unter ſeinen juriſtiſchen Programmen iſt merkwürdig: **Diss. jur. publ. de eligendo Roman. rege**, 1756. 4. bei dem Antritte ſeiner Profeſſur in Moskau, weil es die erſte lateiniſche Schrift iſt, die zu Moskau gedruckt wurde. Seine ſpätern Schriften, in franzöſiſcher oder lateiniſcher Sprache verfaßt, kamen faſt alle mit einer ruſſiſchen Überſetzung heraus. Sie ſind meiſt geſchichtlichen oder geographiſchen Inhalts und waren beſtimmt, dem großen Mangel an paſſenden Schulbüchern über dieſe Diſciplinen in Rußland abzuhelfen. Von Werth für unſre Zeit iſt noch: Geographiſche und ſtatiſtiſche Nachrichten von der Statthalterſchaft Tula. Ruſſiſch und franzöſiſch. (St. Petersburg 1781). Vergl. Meuſels Lexikon der verſtorb. Schriftſteller Bd. I. S. 368—70. Büſching, Beiträge zur Lebensgeſchichte denkwürdiger Perſonen. Thl. 3. S. 56 ff. (*Franke.*)

DILUENDO, verlöſchend, zeigt an, daß der Ton im Fortgange des rhythmiſchen Satzes immer mehr abnehmen und nach und nach bis zum leiſeſten Hauche verſchwinden ſoll. (*G. W. Fink.*)

Diluentia ſ. **Auflösungs-** und **Verdünnungsmittel.**

DIMA, *Ziegler* (**Insecta**). Eine von Dejean (**Catalogue de Coléoptères p. 34**) erwähnte Käfergattung, von der zwei Arten namhaft gemacht ſind. Latreille (*Cuvier* **règne animal ed. II. IV.**) will ſie von **Elater** nicht getrennt wiſſen. Eine genaue Beſchreibung der **D. elateroides**, welche Typus der Gattung, hat Charpentier (**Horae entomolog. p. 191. t. 6. f. 8.**) wie folgt gegeben. Ungefähr fünf Linien lang, der Form nach dem **Elator germanus** nicht unähnlich, doch viel höher oder kugeliger. Der Kopf klein, etwas eingezogen, mit einer abſchüſſigen, vorn breiten graden, an den Augen ungleich höckerigen, roſtbraunen, mit eingedrückten Punkten beſetzten Stirne, die Augen klein, ſchwarz, glänzend. Die Fühler ſchnurförmig an der untern Seite des Kopfſchildes unter den Augen eingefügt; das Wurzelglied derſelben größer, als die übrigen, cylindriſch, das Endglied ſpitzig, das 4., 5. und 6. Glied etwas größer, als die übrigen; alle roſtgelblich. Thorax faſt viereckig, ſtark erhaben, vorn an den Seiten zugerundet verſchmälert, zur Aufnahme des Kopfes mäßig ausgeſchnitten, die Seiten gerandet, zugerundet, der Hinterrand zur Aufnahme des Schildchens viereckig ausgeſchnitten, beiderſeits kaum ausgebuchtet mit ſpitzigen Ecken. Das Schildchen quer rundlich, glatt, mit eingedrückter Längslinie. Flügeldecken dreimal länger als der Thorax, rothbraun, erhaben glatt, (der ganze Rand aufgebogen) mit wenigen eingedrückten, ſtark verloſchnen Längslinien. Der Kopf unten ohne vortretende Kinnverlängerung, wie ſie die Elateren haben; der vordre Theil der Bruſt in der Mitte etwas vortretend. Die Farbe des Kopfs, wie die der Füße (von gewöhnlichem Baue), nur heller. Der Leib mit fünf Segmenten, dicht mit ſeidenartigen Haaren bedeckt und mit wenigen eingedrückten Punkten. — Vaterland die ſteyermärkiſchen Alpen. (D. *Thon.*)

Dimacria *Sweet* ſ. **Pelargonium** *Herit.*

DIMALLUM (*Liv.* **XXIX**, 12), *Δίμαλος* (*Polyb.* **III**, 18), *Διμάλλη* (*Polyb.* **VII**, 9, 13), wird in dieſen drei Stellen als eine ſehr feſte und wichtige Stadt in Illyris bezeichnet. Die Lage der Stadt läßt ſich freilich nicht mit Genauigkeit beſtimmen, aber ſoviel ſcheint gewiß zu ſein, daß der Ort nicht auf der Stelle des jetzigen Depedelen, wie Reichard will, gelegen haben könne, ſondern daß er viel nördlicher geſucht werden muß. Denn der Conſul Ämilius eroberte die Stadt im zweiten illyriſchen Krieg im J. 535 der St. R., unterwarf ſich darauf die durch den Fall von Dimallum geſchreckten illyriſchen Städte ſchnell, landete ſogleich auf der Inſel Pharos und nahm auch dieſe weg. Alle dieſe Ereigniſſe drängen ſich aber ſo ſehr, daß man den geringen Raum, auf welchem ſie vorgefallen ſein müſſen, daraus erkennt. Ferner wird in dem Bündniſſe, welches Hannibal und der König Philippos von Macedonien im J. 539 der St. R. gegen die Römer abſchloſſen, beſtimmt ausgeſprochen, den Römern den Beſitz von Dyrrhachium, Pharos, Dimallum und der Parthiner zu wehren. Dadurch ſcheint wieder derſelbe Bezirk bezeichnet zu werden. Dem Könige von Macedonien mußte wol daran liegen, daß die Römer nicht an der illyriſchen Küſte feſten Fuß faßten und Herren der großen Straße (ſpäter **via Egnatia**) wurden. Auch die Parthiner, mit welchen Dimallum zuſammen genannt wird, müſſen in der Gegend von Dyrrhachium und nicht ſüdlicher geſeſſen haben, wie aus *Dio Cass.* **XLI**, 49 und *Livius* **XXXIII**, 34 erhellt. Ebenſo werden die Parthiner und Dimallum in dem darauf folgenden Kampf und Frieden der Römer mit Philippos im J. 547 der St. R. von Livius (**XXIX**, 12) wieder zuſammen genannt. Daraus dürfte hergenommen werden, daß Dimallum nördlich oder nordöſtlich von Dyrrhachium gelegen habe. (*L. Zander.*)

DIMASTOS wird von Plinius (**H. N. IV**, 22.) ein Berg auf der kleinen cykladiſchen Inſel Mikonos genannt. Nach Gaultiers aſtronomiſch-trigonometriſcher Beſtimmung im J. 1818 liegt er unter 37° 29′ n. Breite und 13° 1′ der Länge, alſo auf der nordöſtlichen Seite der Inſel. — Unter demſelben Namen führt Plinius (**H. N. V**, 36) auch eine kleine Inſel in der Nähe von Rhodos an, deren Lage aber bei der großen Anzahl der dort herumliegenden Inſelchen nicht mehr zu beſtimmen iſt. (*L. Zander.*)

DIMATIS iſt von den ältern Logikern in der vierten Schlußfigur, in welcher beide Prämiſſen ſtatt der regelmäßigen Stellung der erſten Figur umgekehrt erſcheinen, diejenige Schlußform genannt worden, welche ihren Anfangsbuchſtaben zufolge auf die Form **Darii** ſich zurückführen läßt. Das **t** dient nur zur Bildung eines Wortes, das **s** deutet aber auf eine einfache Umkehrung des Schlußſatzes, wie das **m** auf eine Metatheſis, oder gegenſeitige Verſetzung der Prämiſſen, damit die durch **i** und **a** bezeichneten beſonders und allgemein bejahenden Urtheile diejenige Stellung erhalten, welche die Regel in der Form **Darii** fodert. Auf dieſe Weiſe erhält der Vernunftſchluß:

Einige Thiere ſind Menſchen;
Alle Menſchen ſind vernünftige Weſen;
Folglich ſind einige vernünftige Weſen Thiere,

folgende Geſtalt in der Form **Darii**:

Alle Menſchen ſind vernünftige Weſen;
Einige Thiere ſind Menſchen;
Folglich ſind einige Thiere vernünftige Weſen.

(*Grotefend.*)

Dimator ſ. **Dimetor.**

DIMELFLUSS. Die Dimel entſpringt oberhalb des waldeckiſchen Pfarrdorfes Uſſeln, fließt durch dieſes Dorf und das Kirchſpiel Eimelroden, dann weiter durch das Amt Eiſenberg und die Herrſchaft Padberg, bei Stadtberg her in das Fürſtenthum Paderborn, wo ſie großentheils die Grenze zwiſchen dem Paderborniſchen und Waldeckiſchen macht; dann bei Warburg vorbei nach Niederheſſen, wo ſie das Städtchen Liebenau wie eine Inſel umſchließt, durch das Amt Trendelburg und bei der Stadt Helmarshauſen vorbeifließt, und zu Karlshafen in die Weſer fällt. (*Horst.*)

DIMENSION. Über die geometriſche Bedeutung dieſes Wortes hat ein andrer Mitarbeiter unter dem gleichbedeutenden Wort **Abmessung** ausführlich geſprochen; über die arithmetiſche Bedeutung deſſelben Worts möge aber hier nachträglich Folgendes bemerkt werden. Nimmt man irgend eine gerade Linie von beſtimmter Länge als Einheit an, ſo kann jede Zahl **a** ebenfalls durch eine gerade Linie ausgedrückt gedacht werden, deren Länge dann durch das Verhältniß **a : 1** beſtimmt iſt. Jedes Product aus zwei Factoren kann man ſich dann durch ein Rectangel geometriſch dargeſtellt denken, indem man erſt jeden der beiden Factoren als gerade Linie ausdrückt und dann unter dieſen beiden Seiten das Rectangel beſchreibt. Jedes Product aus drei Factoren läßt ſich ferner durch ein rechtwinkeliges Parallelepipedon geometriſch conſtruiren, indem man erſt wieder jeden der drei Factoren als gerade Linie ausdrückt und dann das Parallelepipedon unter dieſen drei gegebenen Seiten beſchreibt. Die alten griechiſchen Mathematiker, welche wegen der Unbehülflichkeit ihrer Zahlenbezeichnung und der daraus entſpringenden Beſchwerlichkeit des Rechnens mit ſolchen Zeichen es liebten, arithmetiſche Sätze durch geometriſche Conſtructionen zu verſinnlichen und zu beweiſen, nannten darum ein Product aus zwei Factoren eine Flächenzahl (*ἀριθμὸς ἐπίπεδος*), ein Product aus drei Factoren eine Körperzahl (*ἀριθμὸς στερεὸς*), und die Factoren ſelbſt die Seiten (*πλευραὶ*) dieſer Zahl. Da hiernach ein Product aus zwei gleichen Factoren durch ein Quadrat, ein Product aus drei gleichen Factoren durch einen Würfel ſich darſtellte, ſo wurden deshalb auch die Namen Quadrat und Würfel von dergleichen Producten gebraucht. (Vergl. die Erklärungen vor **Euclid. Elem. lib VII.**)

Obgleich es nun nicht möglich iſt, ein Product aus mehr als drei Factoren auf ähnliche Art geometriſch darzuſtellen, da eine Raumgröße nicht mehr als höchſtens drei Abmeſſungen (ſ. die geometriſche Bedeutung des Worts) haben kann, ſo pflegen doch die neuern Mathematiker, nach der Analogie des ebenerklärten Sprachgebrauches, einem Product aus vier Factoren vier Dimenſionen, einem Product aus fünf Factoren fünf Dimenſionen ꝛc., allgemein einem Product aus n Factoren n Dimenſionen zuzuſchreiben, ja ſie dehnen dies ſogar auf Potenzen mit gebrochenen Exponenten aus und nennen z. B. $a^{\frac{m}{n}}$ eine Potenz von $\frac{m}{n}$ Abmeſſungen. Gemeine Zahlen, welche in einem Product als Factoren vorkommen, rechnet man bei Beſtimmung der Dimenſionen des Products nicht mit, ſodaß z. B. $5\,r^2x$ für ein Product von drei Dimenſionen gilt. Die Dimenſionen eines Bruchs beſtimmt man, indem man die Anzahl der Abmeſſungen des Nenners von der Anzahl der Abmeſſungen des Zählers abzieht, daher iſt $\frac{abc}{d}$ eine Größe von zwei, $\frac{ab}{cd}$ eine Größe von 0 Abmeſſungen.
(*Gartz.*)

DIMENSIONSZEICHEN, nennt E. G. Fiſcher in ſeinem 1792 erſchienenen Werke: Theorie der Dimenſionszeichen nebſt ihrer Anwendung auf verſchiedne Materien aus der Analyſis endlicher Größen (Halle, 2 Thle. 4.), gewiſſe von ihm gebrauchte Zeichen für die Coefficienten in einer Reihe und in den Potenzen dieſer Reihe. Die Anwendung dieſer Zeichen ſoll dazu dienen, das Geſetz leicht erkennbar zu machen, nach welchem die Coefficienten andrer Reihen zuſammengeſetzt ſind, die aus der erſtgedachten Reihe entſtehen. Iſt z. B.

$$y = \log.\sin.x = \log.\left(x - \frac{x^3}{1.2.3} + \frac{x^5}{1\ldots5} - \frac{x^7}{1\ldots7} + \text{etc.}\right)$$

$$= \log.x + \log.\left(1 - \frac{x^2}{1.2.3} + \frac{x^4}{1\ldots5} - \frac{x^6}{1\ldots7} + \text{etc.}\right)$$

und ſetzt man $z = -\frac{x^2}{1.2.3} + \frac{x^4}{1..5} - \frac{x^6}{1\ldots7} + \text{etc.}$ alſo $y = \log.x + \log.(1+z) = \log.x + z - \frac{1}{2}z^2 + \frac{1}{3}z^3 - \frac{1}{4}z^4 + \text{etc.}$ ſo erhält man, indem man für z, z^2, z^3 u. ſ. w. die aus der vorhergehenden Gleichung für z herzuleitenden Werthe ſubſtituirt, die Function y ausgedrückt durch $\log.x$ und eine nach Potenzen von x fortſchreitende Reihe. Um nun die Zuſammenſetzung der Coefficienten in letztgedachter Reihe anſchaulich zu machen, ſetzt Fiſcher

$$z = \overset{2}{\mathfrak{A}}x^2 + \overset{3}{\mathfrak{A}}x^4 + \overset{4}{\mathfrak{A}}x^6 + \overset{5}{\mathfrak{A}}x^8 \text{ etc.}$$

$$z^2 = \overset{4}{\mathfrak{B}}x^4 + \overset{5}{\mathfrak{B}}x^6 + \overset{6}{\mathfrak{B}}x^8 + \overset{7}{\mathfrak{B}}x^{10} \text{ etc.}$$

$$z^3 = \overset{6}{\mathfrak{C}}x^6 + \overset{7}{\mathfrak{C}}x^8 + \overset{8}{\mathfrak{C}}x^{10} + \overset{9}{\mathfrak{C}}x^{12} \text{ etc.}$$

u. ſ. w.,

wo das Symbol $\mathfrak{B}$ andeutet, daß jeder Coefficient der zweiten Reihe aus Producten je zweier Coefficienten der erſten Reihe das Symbol $\mathfrak{C}$, daß jeder Coefficient der dritten Reihe aus Producten von je drei Coefficienten der erſten Reihe, zuſammengeſetzt ſei u. ſ. w. Die übergeſchriebenen Indices oder Marken zeigen an, aus welchen Coefficienten der erſten Reihe die Producte zu bilden ſind, um die Coefficienten der folgenden Reihen zu erhalten, z. B. $\overset{6}{\mathfrak{B}} = \overset{2}{\mathfrak{A}}.\overset{4}{\mathfrak{A}} + \overset{3}{\mathfrak{A}}\overset{3}{\mathfrak{A}}$.

Es iſt hienach $\log.x = \log.x$

$$\begin{aligned} +\ z &= \overset{2}{\mathfrak{A}}x^2 + \overset{3}{\mathfrak{A}}x^4 + \overset{4}{\mathfrak{A}}x^6 + \overset{5}{\mathfrak{A}}x^8 + \text{etc.} \\ -\tfrac{1}{2}z^2 &= \qquad\quad -\tfrac{1}{2}\overset{4}{\mathfrak{B}}x^4 - \tfrac{1}{2}\overset{5}{\mathfrak{B}}x^6 - \tfrac{1}{2}\overset{6}{\mathfrak{B}}x^8 - \text{etc.} \\ +\tfrac{1}{3}z^3 &= \qquad\qquad\qquad\quad +\tfrac{1}{3}\overset{6}{\mathfrak{C}}x^6 + \tfrac{1}{3}\overset{7}{\mathfrak{C}}x^8 + \text{etc.} \\ -\tfrac{1}{4}z^4 &= \qquad\qquad\qquad\qquad\qquad\qquad -\tfrac{1}{4}\overset{8}{\mathfrak{D}}x^8 - \text{etc.} \end{aligned}$$

$$\text{alſo } y = \log.x + \overset{2}{\mathfrak{A}}x^2 + (\overset{3}{\mathfrak{A}} - \tfrac{1}{2}\overset{4}{\mathfrak{B}})x^4 + (\overset{4}{\mathfrak{A}} - \tfrac{1}{2}\overset{5}{\mathfrak{B}} + \tfrac{1}{3}\overset{6}{\mathfrak{C}})x^6$$

u. ſ. w.

Es leuchtet ein, daß dieſe Theorie der Dimenſionszeichen große Ähnlichkeit mit Hindenburgs combinatoriſcher Analytik hat. Dies gab dann auch die Veranlaſſung, daß ein Schüler Hindenburgs, H. A. Töpfer, dieſelbe gradezu für ein an Hindenburg begangnes Plagiat erklärte[1]), wogegen ſich aber Fiſcher genügend rechtfertigte[2]), ſowie auch Pfaff jenen Vorwurf von ihm abwälzte[3]).
(*Gartz.*)

DIMERA (Insecta). Eine Ordnung der Käfer, ſo nach zwei Tarſengliedern genannt. Da indeſſen neuere genauere Unterſuchungen bewieſen haben, daß die hierher gezählten Gattungen, z. B. **Coccinella**, drei Glieder beſitzen, ſo fällt ſie nun hinweg. (D. *Thon.*)

Dimera *Fries.*, ſ. **Trichothecium** *Link.*

Dimereza *Labill.*, ſ. **Diplopetalon** *Spr.*

DIMERIA. Eine von R. Brown (Prodr. Fl. nov. holl. p. 204) aufgeſtellte Pflanzengattung aus der zwei-

---

1) Combinatoriſche Analytik und Theorie der Dimenſionszeichen in Parallele geſtellt von H. A. Töpfer. (Leipzig 1793.) 2) über den Urſprung der Theorie der Dimenſionszeichen und ihr Verhältniß gegen die combinatoriſche Analytik des Herrn Prof. Hindenburg. (Halle 1794.) 3) Intelligenzblatt der Allg. Lit.-Zeitung 1802. Nr. 169. Vergl. Bemerk. von Hindenburg. Ebend. Nr. 192.

ten Ordnung der dritten Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Saccharinen der natürlichen Familie der Gräſer. Char. Die Blüthen ährenförmig; der Kelch faſt lederartig, an der Baſis bärtig, zweiſpelzig. Die Spelzen kahnförmig, unbewehrt, die innere ſchmaler; die beiden Corollen im Kelch eingeſchloſſen, durchſichtig; die äußere geſchlechtslos, einſpelzig, unbewehrt; die innere Zwittercorolle zweiſpelzig. Die äußere Spelze geſpalten, mit einer langen, gewundnen Granne in der Spalte, die innere Spelze ſehr klein; zwei Schüppchen unter dem Fruchtknoten; die Karyopſe cylindriſch, in die äußere Kelchſpelze eingeſchloſſen. Die zweifelhafte Gattung **Arthraxon** (**Arthr. ciliare** *Palisot* de *Beauvois* **agrost. p. 111. t. XI. f.** 6) unterſcheidet ſich nur dadurch, daß die Blüthen eine Riſpe bilden und daß die Granne des Zwitterblümchens auf dem Rücken und an der Baſis der geſpaltnen Spelze eingefügt iſt. **Saccharum** weicht darin ab, daß die Ähren Riſpen bilden und daß das je zweite Blümchen immer geſtielt iſt. Die beiden Arten von **Dim., D. acinaciformis** *R. Br.* (**l. c., Saccharum acinaciforme** *Spreng.* **syst. veg. I. p.** 282) im tropiſchen Neuholland, und **D. ornithopoda** *Trinius* (**Fundam. agrost. p. 167. f. 14**, abweichend durch den Mangel des geſchlechtloſen Blümchens und durch zwei Staubfäden) in Oſtindien, ſind ſchlanke, einjährige Gräſer, vom Anſehen einer **Chloris**, mit kurzen behaarten Blättern und mit doppelter (zuweilen bei der zweiten Art dreifacher) Ähre (daher der Gattungsname: *διμερῆς*, zweitheilig), an welcher die Blümchen abwechſelnd nach zwei Seiten ſtehen. (*A. Sprengel.*)

DIMERIDES, *Dumeril* (**Pisces**). Eine Abtheilung Knochenfiſche, Bauchfloſſer, mit vollſtändigen Kiemen, koniſchem Körper, die Bruſtfloſſen mit mehren einzelnſtehenden Strahlen. Hierher **Cirrhites, Cheilodochylus, Polynemus** und **Polydactylus** (Analyt. Zoolog. überſ. v. Froriep. S. 142). (**D.** *Thon.*)

DIMEROSTEMMA. Eine von Caſſini (**Bullet. de la soc. philom. 1817. p. 11, Dict. des sc. nat. XIII. p.** 253) geſtiftete Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Eupatorinen (Heliantheen Caſſini's) der natürlichen Familie der **Compositae**. Char. Der kugelige gemeinſchaftliche Kelch beſteht aus vielen ungleichen Blättchen, von denen die äußern größer, oval und gezähnelt, die innern ſchuppenförmig, ablang und ganzrandig ſind; der Fruchtboden iſt mit Spreublättchen beſetzt, eben; die Samenkrone beſteht aus zwei großen, ungleichen, an der Baſis mit einander verbundnen, oben uneben abgeſtutzten Spreublättchen (daher der Gattungsname: *στέμμα*, Kranz, Krone, *διμερῆς*, zweitheilig). Den einzigen, wol zu leichten, Unterſchied von **Marshallia** *Schreber* gibt die Samenkrone, welche bei letztgenannter Gattung aus fünf eiförmigen, lang zugeſpitzten Spreublättchen beſteht. Die einzige Art, **D. brasilianum** *Cass.* (**Bull. 1818. p.** 58), iſt ein dichtbehaartes, braſiliſches Kraut, mit kurzgeſtielten, abwechſelnden, elliptiſchen, gekerbt-gezähnten Blättern und einzeln am Ende der Zweige ſtehenden, gelben Blüthen. (*A. Sprengel.*)

DIMESSEN, d. i. die Ehrbaren, Sittſamen, ſind von Dianira Valmarana, Tochter des Alvis Valmarana und der Iſabella Nogarola von Verona, geſtiftet worden. Sie wurde 1549 zu Vicenza geboren, vermählte ſich an einen dortigen Juriſten, Agrippa Priſtrato, welcher 1572 ſtarb. Bald darauf nahm ihr der Tod auch ihren einzigen Sohn. Von jetzt an zog ſich die Trauernde ganz von der Welt zurück und weihete ſich mit vier andern armen Frauen in ihrem eignen Hauſe den Übungen chriſtlicher Andacht unter der Leitung ihres Beichtvaters, eines Franciskaners von der Obſervanz, weshalb auch dieſe Frauen die Tracht des dritten Franciskanerordens annahmen. Neben dieſem Hauſe kaufte eine ihrer Anverwandten, Angela Valmarana, ein andres zu gleichem Zwecke. Der ſie unterſtützende Franciskanermönch, P. Anton Pagani, ſchrieb ihnen nun Verordnungen, welche vom daſigen Biſchof und vom Cardinal Auguſtin Valierio, Biſchofe zu Verona und Viſitator dieſer Diöces, 1584 gebilligt wurden. Zu dieſen zwei Häuſern geſellten ſich bald zwei andre, die ihre Regeln annahmen. Alle vier wählten jetzt die Stifterin zu ihrer gemeinſchaftlichen Generalſuperiorin, welches Amt ſie 24 Jahre lang, bis an ihren Tod, der 1603 erfolgte, verwaltete. In ihre Geſellſchaft wurden nur Jungfrauen und ſolche Witwen aufgenommen, die nicht mehr für ihre Kinder zu ſorgen hatten. Die Novizenzeit dauerte drei Jahre, und die erſten beiden Jahre nach der Aufnahme konnten ſie auch noch von der Geſellſchaft entlaſſen werden, wenn ſie die Proben nicht zur Zufriedenheit Aller beſtanden. Jedes ihrer Häuſer hatte nicht mehr als acht bis neun Mitglieder, außer den Dienſtmädchen. Zwei Häuſer ihres Vereins ſollten in der Regel neben einander ſtehen, oder ſich doch mindeſtens nahe genug liegen, damit die noch jungen Schweſtern beim Ausgehen immer von alten ohne Störung begleitet werden könnten. Zwei oder höchſtens vier Häuſer wählen jährlich eine Superiorin, die nicht unter 30 Jahren ſein darf und wenigſtens fünf Jahre unter ihnen gelebt haben muß. Ihr zur Seite ſtehen zwei Majorinnen oder Adjutantinnen für jedes Haus, welche auch den Namen Conſultrices (Rathgeberinnen) führen.

Der chriſtlichen Demuth wegen, der ſie ſich vorzüglich befleißigen ſollten, gaben ſie ſich nicht den Ehrennamen Signora, ſondern Madonna. Ihre Hauptverpflichtungen waren: das weibliche Geſchlecht im Katechismus zu unterrichten, die Kirche fleißig zu beſuchen, oft zum heil. Abendmahle zu gehen und ſich viel in Hoſpitäler zu begeben, um dort allerlei Handreichung zu thun. Männer wurden gar nicht in ihre Häuſer gelaſſen. Dennoch band ſie kein feierliches Gelübde für immer; jeder ſtand es frei, die Verbindung aufzugeben, wenn ſie wollte; ſelbſt verheirathen durften ſie ſich nach ihrem Rücktritte. Sie kleideten ſich in Wolle von ſchwarzer oder brauner Farbe, nach eigner Wahl. Der Rock war mit einer Falbel geſchmückt; Halstuch und Schürze waren weiß. Die Kleidung der Dienſtmädchen war dieſelbe, nur kürzer. Außerdem unterſchieden ſich die letzten beim Ausgehen durch einen weißen Schleier von den Dimeſſen, die dann eine große ſchwarze Kappe oder einen Taffetmantel tragen. Ihre Congregation hat ſich nur im Venetianiſchen verbreitet. Außer den genannten Orten haben ſie Häuſer in Udino, Padua und Venedig. (S. Helyot 8. Bd. S. 12 und *Phil. Bonanni* **Catalog. Ord. Relig.** 2. Th.) (*G. W. Fink.*)

DIMETER, haben die Griechen jeden zweitaktigen Vers genannt, dergleichen es in allen Grundarten des Rhythmus gibt, obwol nicht in allen Dichtungsarten auf gleiche Weiſe, und in der epiſchen Dichtung, für welche man nur den Hexameter geſchaffen glaubte, gar nicht. Daktyliſche Dimeter würde es auch nicht geben, oder ſie würden wenigſtens nur unter andern Verſen zerſtreut vorkommen, wenn man nicht je zwei Daktyle zu einem Takte verbände, ſodaß ebenſo wol vier Daktyle, als vier Anapäſte, Jamben und Trochäen, nur einen Dimeter ausmachen. In dieſer Versart hat Alkäon ganze Oden geſchrieben, weshalb auch der aus vier Daktylen beſtehende Vers, den ſelbſt die Römer nicht unverſucht gelaſſen haben, der Alkäoniſche heißt. Die durch Verlängerung eines Choriambus erwachſenen Adoniſchen Verſe am Schluß einer Sapphiſchen Strophe werden nur mit Unrecht verkürzte Dimeter genannt; doch ſeitdem Boethius ein Gedicht aus lauter Adoniſchen Verſen zuſammengeſetzt hat, haben die neuern Dichter ſie auch wie daktyliſche Dimeter behandelt, und Strophen gebildet, wie folgende:

a) Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht;
Pflücket die Roſe,
Eh' ſie verblüht.

b) Dort, wo in luftigen
Höhen die duftigen
Lilien blühen,
Hoch an den mooſigen
Zweigen die roſigen
Blumen erglühen.

Am bekannteſten von allen ſind die anapäſtiſchen Dimeter, obwol ſie wegen ihrer Heftigkeit nur von den dramatiſchen Dichtern gebraucht und zu Syſtemen ausgebildet ſind, die zuweilen auch antiſtrophiſch, wenn auch nicht immer mit gleicher Verſezahl, wiederkehren. Dergleichen Syſteme ließen auch, beſonders zu Anfange oder gegen das Ende derſelben, einzelne Monometer zu, und ſchloſſen mit einem abgekürzten Dimeter, welche den beſondern Namen des Parömiokos führt. Die Stelle des Anapäſtus konnte auch ein Spondeus oder Daktylus vertreten, doch vermied man die Zuſammenkunft vier kurzer Sylben, und gab den Dimetern in der Mitte einen männlichen, ſelten einen weiblichen Einſchnitt. Solche anapäſtiſche Syſteme bildete im teutſchen Drama zuerſt Schlegel im Ion nach, wie folgt:

Wie ein Meer wild brauſt, ſo umdrängte mich bald
Träumende Wehmuth, hinſchmachtender Gram,
Die erröthende Scham und erblaſſende Angſt.
Der Verwaiſten gebrach weiblicher Zuſpruch:
Still trug ich allein des Geheimniſſes Laſt,
Und des Lebens, das Tod mir zu drohn ſchien.

Die freier gereimten Verſe Schillers und andrer neuerer Tragiker ſind flüchtige Daktyle oder Trochäen mit anapäſtiſchem, zuweilen auch jambiſchem Auftakte, welche ſich nicht in die Regel anapäſtiſcher Syſteme fügen. Es bildeten aber auch ſchon die griechiſchen Lyriker und Komiker jambiſche und trochäiſche Syſteme dem anapäſtiſchen ähnlich, in welchen die Komiker überall auch, mit Ausnahme der Schlußverſe, Anapäſte ſtatt der Jamben zuließen. Wenn die Tragiker von jambiſchen oder trochäiſchen Dimetern Gebrauch machten, ſchloſſen ſie das Syſtem gewöhnlich nicht mit dem kürzern Jambus, ſondern mit irgend einer andern Versart, welche ſich bequem anreihte. Horatius hat nach des Archilochos Muſter die jambiſchen Dimeter mit Trimetern oder heroiſchen Hexametern zu epodiſchen Gedichten verbunden, und im erſtern Falle auch dem jambiſchen Dimeter einen archilochiſchen Vers vor-, in letztern nachgeſetzt, z. B.:

a) Nein, nicht wie vormals ſtrömet mir, mein Pettius,
Fröhlicher Lieder Geſang; von Amor ward ich ſcharf gefaßt.

b) Dort dem jegliches Leid mit Geſang und Weine verbannet:
Die abgehärmter Grämlichkeit liebliche Tröſtungen ſind.

(*Grotefend.*)

DIMETOPIA. Dieſe Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Hydrocotylinen der natürlichen Familie der Doldengewächſe, hat Candolle (**Prodr. IV. p. 71**) ſo genannt nach der beſondern Bildung der Früchte (*διμέτωπος* mit doppelter Stirn, von zwiefachem Anſehen). Char. Die Kelchzähne unſcheinbar; die Corollenblättchen ovalablang, ganzrandig; die Griffel kurz; die Frucht beſteht aus zwei kugeligen Achenien von ungleicher Oberfläche; das eine Achenium iſt nämlich mit ſtumpfen, das andre mit ſtachlichten Höckern beſetzt. Die Gattung hält, nach Habitus, Form der Corollenblättchen und Bildung der Frucht, die Mitte zwiſchen **Erigenia, Hydrocotyle** und **Sanicula**. Die einzige bekannte Art, **D. pusilla** *Cand.*, ein einjähriges, kaum fingerlanges, äſtiges, einzeln behaartes Kraut mit dreitheiligen Blättern, Blüthenſtielen, welche den Blättern gegenüberſtehen und länger ſind als dieſe, mit einfacher, meiſt fünfblumiger Dolde, fünfblättriger Doldenhülle, deren lanzettförmige Blättchen den Blüthen an Länge gleichen und mit weißen Corollen, haben d'Urville und Leſſon an der Weſtküſte Neuhollands gefunden. (*A. Sprengel.*)

DIMETOR, **Dimator**, *Διμήτωρ*, bei den Römern **Bimater**, der zweimüttrige Beiname des Bakchos, weil ihm bald Semele, bald Perſephone zur Mutter gegeben wurde (*Orph*. **H. 49, 1.** *Ovid*. **Met. IV**, 2), oder auch, weil ihn Zeus zum zweiten Male gebar, alſo ſeine zweite Mutter ward. Außerdem hatte man auch eine allegoriſche Erklärung. Der Wein heißt der zweimüttrige, weil ſeine erſte Mutter die Erde iſt, aus der die eingeſetzte Pflanze emporwächſt, die zweite aber die Rebe ſelbſt, aus der die Traube hervorbricht. (*Richter.*)

DIMIA. Eine von R. Brown (**Memoirs of the Wern. soc. I. p. 39**) gegründete Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Aſklepiadeen der natürlichen Familie der **Contortae**. Char. Die Corolle faſt radförmig; die Krone doppelt; die äußere ſchmal, fünftheilig, mit dazwiſchenſtehenden Zähnchen, die innere, aufrechte, iſt fünfblättrig, mit an der Spitze geflügelten Blättchen; die Fruchtbälge ſind hackrig und öffnen ſich in Klappen. Der Name iſt aus dem Arabiſchen nach Forsåkls Angabe abgeleitet; die Schreibarten Daemia und Doemia ſind unrichtig. Die beiden bekannten Arten ſind ſtrauchartige Schlingpflanzen, ſtrotzend von Milchſaft, mit herzförmigen Blättern und ſchmutzig grünen, wohlriechenden Blumen, welche in Dolden beiſammenſtehen. 1) D. cordata *R. Br.* (l. c., der Trivialname D. tomentosa iſt vorzuziehen, da beide Arten herzförmige Blätter haben; Asclepias cordata Forskål Fl. aeg. ar. p. 49. Pergularia tomentosa *Linn.*) mit filzigen Blättern, in den ägyptiſchen und arabiſchen Wüſten; 2) D. extensa *R. Br.* (l. c., Cynanchum cordifolium *Retzius* obs., C. extensum *Jacquin* misc. II. p. 353. ic. rar. I. t. 54; wahrſcheinlich gehören auch hierher Asclepias scandens *Palisot* de *Beauvois* Fl. d'Owar. et de Bén. I. p. 92. t. 56, und Cynanchum bicolor *Andrews* repos. t. 562) mit glatten Blättern, in Oſtindien (und Guinea?). (*A. Sprengel.*)

DIMINUENDO (abgekürzt Dim.), vermindernd, iſt ein Zeichen des Ausdrucks in der Muſik, das den Ton immer ſchwächer erklingen heißt, ſo lange es gilt. Man pflegt das Wort ausgedehnt zu ſchreiben, wenn dieſer Ausdruck auf längere Dauer ſich bezieht, oder man ſetzt das Zeichen >. Das Gegentheil hat das Zeichen umgekehrt <. Oft ſtoßen beide zuſammen <>. (*G. W. Fink.*)

DIMISSORIALBRIEFE (Literae dimissoriae s. dimissoriales). Dieſe Briefe oder Schreiben kommen ſowol im Proceßrecht als im kirchlichen Verwaltungsrechte vor. Im Allgemeinen ſind, wie die Ableitung der Wörter dimissorius, dimissorialis, von dimittere bezeugt [1]), darunter Briefe zu verſtehen, wodurch eine Perſon oder Sache von demjenigen, der bisher ein Recht darauf hatte, entlaſſen wird. Der Juriſt nimmt ſie jedoch in einer ſehr ſpeciellen Bedeutung, in welcher ſie ihm aber dafür auch ſtreng techniſche Ausdrücke ſind; und zwar verſteht 1) der Proceſſualiſt dasjenige Schreiben darunter, welches er ſonſt auch mit Apoſtel (apostoli) zu bezeichnen gewohnt iſt, nämlich dasjenige Schreiben, worin der Unterrichter dem Oberrichter amtlich meldet, daß gegen das von ihm gefällte Erkenntniß Appellation eingelegt worden, daß die Nothfriſten beobachtet ſeien, und daß die Appellation ihm nicht grundlos erſcheine, der Appellant vielmehr Urſache habe, ſich durch das angefochtne Urtheil beſchwert zu finden [2]). Dieſe Schreiben ſind ſchon dem römiſchen Rechte bekannt, und es handelt ſogar ein eigner Pandektentitel, der ſechste des 49. Buches, welcher aus dem zweiten Buche des Werkes von Marcian de appellationibus entlehnt iſt, über die Libelli dimissorii, qui apostoli dicuntur [3]). Nachdem hier Marcian zuvörderſt den allgemeinen Satz aufgeſtellt hat: „Post appellationem interpositam literae dandae sunt ab eo, a quo appellatum est, ad eum, qui de appellatione cogniturus est, — quas literas dimissorias sive apostolos appellant“, fährt er fort: „Sensus autem literarum talis est: appellasse, puta, Lucium Titium, a sententia illius, quae inter illos dicta est. Sufficit autem, petiisse intra tempus dimissorias instanter et saepius, ut, etsi non accipiat, id ipsum contestetur; nam instantiam repetentis dimissorias Constitutiones desiderant. Aequum est igitur, si per eum steterit, qui debebat dare literas, quo minus det, ne hoc accipienti noceat.“ Hiernach muß alſo der Appellant innerhalb der geſetzlichen (dreißigtägigen) Nothfriſt [4]) den Richter um die Dimiſſorialbriefe oder Apoſtel geziemend bitten. Zu Folge verſchiedner kaiſerlicher Conſtitutionen ſollen indeſſen die Dimiſſorialſchreiben dem Appellanten, auch ohne beſondre Bitte, ertheilt [5]), die vollſtändigen Acten ſogar binnen 30 Tagen ausgeantwortet und dem Richter höherer Inſtanz eingereicht werden [6]). Das kanoniſche Recht ſchreibt aber wieder vor, daß der Appellant um Dimiſſorialbriefe nachſuchen müſſe [7]) widrigenfalls angenommen werde, daß er auf das Rechtsmittel der Appellation verzichtet habe [8]).

2) Der Kirchenrechtslehrer verſteht dagegen unter Dimiſſorialbriefen die von einem Geiſtlichen ausgeſtellte Urkunde, worin derſelbe auf gewiſſe, in Bezug auf ein beſtimmtes Individuum zu vollziehende Amtsverrichtungen zu Gunſten eines andern Geiſtlichen verzichtet. So z. B. verordnet das Allgemeine Preußiſche Landrecht: „Kein Geiſtlicher darf Handlungen, die einer andern Parochie zukommen, ohne ausdrückliche (ſchriftlich zu ertheilende) Bewilligung des gehörigen Pfarrers, vornehmen. Eine ſolche Einwilligung berechtigt jeden zu dergleichen Handlungen überhaupt befugten Geiſtlichen, die Handlung vorzunehmen" [9]). Dieſe Grundſätze gelten nun auch gemeinrechtlich, nicht blos bei den Proteſtanten [10]), ſondern auch bei den Katholiken [11]), für welche letztre durch das tridentiniſche Concilium, in ſpecieller Beziehung auf die Trauung, verordnet iſt, daß kein Geiſtlicher, bei Strafe der

---

1) Der römiſche Juriſt Modeſtin ſagt ausdrücklich, dieſe Schreiben ſeien deshalb dimissoriae genannt, quod causa ad eum, qui appellatus est, *dimittitur*. L. 106. D. de verbor. significat. (50, 16.)

2) Vergl. z. B. Klaproth, Einleitung in den ordentlichen bürgerlichen Proceß. Hptſt. XXIII. Tit. 1.

3) Auch in den Sententiis receptis des Julius Paulus (Lib. V. Tit. 39) handelt ein eigner Titel de dimissoriis literis.

4) Bei Paulus a. a. O. heißt es: (Apostolorum) postulatio et acceptio *intra quintum diem* ex officio facienda est. Dieſe Zeitfriſt des ältern Rechts iſt indeſſen durch ſpätre Vorſchrift bis auf 30 Tage ausgedehnt worden, und zwar ſo, daß die Friſt vom Tage des gefällten Urtheils an zu laufen beginnt. L. 24. C. de appellationibus. (7, 62.)

5) L. 6. §. 5. L. 32. §. 2. C. eod.

6) L. 24. eodem. Novella 126. cap. 3.

7) Cap. 1. 4. 5. de appellationibus in 6. (2, 15) Cap. 2. eodem in Clement. (2, 12.)

8) Im Cap. 6. de appellat. in 6. heißt es: Ab eo, qui appellat, intra triginta dies instanter apostoli peti debent, et intra dictum tempus a judice exhiberi, alias praesumitur appellationi suae renunciare appellans.

9) Preuß. Landrecht. Thl. II. Tit. 11. §. 427 ff.

10) *G. L. Boehmer*, Princip. jur. canonici. §. 193. Schnauber, Grundſ. des Kirchenr. §. 88 fg.

11) Brendel, Handb. des Kirchenrechts, S. 272. (2. Aufl.) Walter, Lehrb. d. Kirchenrechts §. 155.

Amtsentſetzung, es wagen ſolle, ohne Erlaubniß des zuſtändigen Pfarrers, eine Copulation zu bewirken. Die bezüglichen Worte dieſes Geſetzes lauten alſo: „Quodsi quis parochus, vel alius sacerdos, sive regularis sive saecularis sit, etiamsi id sibi ex privilegio, vel immemorabili consuetudine licere contendat, alterius parochiae sponsos *sine illorum parochi licentia* matrimonio conjungere, aut benedicere ausus fuerit, *ipso jure* tamdiu suspensus maneat, quamdiu ab ordinario ejus parochi, qui matrimonio interesse debebat, seu a quo benedictio suscipienda erat, absolvatur“[12]). Ebenſo ſind Dimiſſorialien dann erfoderlich, wenn der Geiſtliche die Trauung als ſolche zwar vorzunehmen berechtigt, jedoch Einer der Verlobten bei einem dritten Geiſtlichen eingepfarrt iſt. In dieſem Falle muß der dritte ihn ebenfalls erſt durch ein Schreiben in amtliche Kenntniß darüber ſetzen, daß das erfoderliche Aufgebot erfolgt, und entweder kein Ehehinderniß bekannt geworden, oder das zur Sprache gekommene gehoben ſei, auch er (der Ausſteller des Zeugniſſes) denjenigen Verlobten, welcher ſeiner Parochie angehöre, von dem Parochialverband inſoweit entbinde, als es die Trauung verlange. Wie der Trauung wegen ſind namentlich auch in Betreff der Taufe und Beerdigung Dimiſſorialien erfoderlich[13]). Der Hauptfall der Dimiſſorialien iſt bei den Katholiken die Erlaſſung eines ſolchen Schreibens für den Fall der Ordination[14]). Bekanntlich kann dieſe nur vom competenten Biſchof ertheilt werden, d. h. demjenigen, in deſſen Sprengel der zu ordinirende Candidat entweder geboren, oder wohnhaft, oder bereits bepfründet iſt, oder mit welchem der Biſchof ſchon drei Jahre lang näher bekannt geweſen[15]). Ein andrer Biſchof iſt zur Ordination nur befugt, nachdem er die Erlaubniß dazu von dem competenten Kirchenobern durch Dimiſſorialien erhalten. Insbeſondre iſt hierüber im tridentiniſchen Concilium beſtimmt: „Unusquisque autem a *proprio episcopo* ordinetur. Quodsi quis ab alio promoveri petat, nullatenus id ei, etiam cujusvis generalis, aut specialis rescripti, vel privilegii praetextu, etiam statutis temporibus permittatur; nisi ejus probitas ac mores *ordinarii sui testimonio* commendentur. Si secus fiat, ordinans a collatione ordinum per annum, et ordinatus a susceptorum ordinum executione, quamdiu proprio ordinario videbitur expedire, sit suspensus“[16]). Am häufigſten kommen ſolche Literae dimissoriales s. commendatitiae vor: wenn der Episcopus proprius noch nicht conſecrirt iſt[17]) (denn bekanntlich hat nur der bereits geweihte Biſchof das Recht der Ordination); wenn der Biſchofsſitz vacant iſt (dann kann das Capitel, jedoch nicht infra annum a die vacationis[18]), Dimiſſorialien erlaſſen); wenn der competente Biſchof „ultra duas diaetas“, wie die Gloſſe ſich ausdrückt, von dem Sitze ſeiner Kathedrale entfernt iſt[19]) (dann hat der biſchöfliche Vicar das Recht, Dimiſſorialien zu ertheilen). Neben dieſen auf Ertheilung der Weihen abzweckenden Dimiſſorialbriefen (literae dimissoriales ad suscipiendos ordines) ſind übrigens noch ſolche gebräuchlich, wodurch ein bereits ordinirter Geiſtlicher vom Biſchofe aus der Diöces entweder für immer (dimissoriales perpetuae) oder auf einige Zeit (dimissoriales temporales) entlaſſen wird[20]). Dergleichen Urkunden kommen ebenſo, wie die Literae dimissoriales ad suscipiendos ordines[21]), ſchon in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung vor[22]). Leicht erklärt ſich dies in Bezug auf die Dimissoriales perpetuae und temporales (denn bei den übrigen Dimiſſorialbriefen iſt die Sache an ſich klar) aus der Menge der ſogenannten Clerici acephali s. vagantes, d. h. derjenigen Geiſtlichen, welche bereits in den erſten chriſtlichen Zeiten im Lande umherſchweiften, ohne an einer beſtimmten Kirche ihrem Berufe zu leben[23]). Gegen dieſes zum großen Nachtheile der Kirche gereichende Unweſen ſuchten nun ſowol die Kirchenobern[24]), als die weltlichen Geſetzgeber[25]) dadurch zu wirken, daß ſie die ſogenannten abſoluten Ordinationen verboten und vorſchrieben, wer ordinirt werde, ſolle die Weihe immer nur in Bezug auf das geiſtliche Amt einer beſtimmten Kirche erhalten, welche er ohne höhere Erlaubniß nicht verlaſſen dürfe. Wollte daher ein Geiſtlicher ſeine Kirche entweder einſtweilen, oder für immer verlaſſen, ſo bedurfte er dazu einer (ſchriftlichen) Erlaubniß ſeines Biſchofes, d. h. eines Dimiſſorialbriefes; und, was hieraus von ſelbſt folgte, kein Biſchof durfte fremde Diöceſanen ohne Erlaubniß ihres Kirchenobern dulden. Dieſe Grundſätze gelten noch jetzt, nur daß heutiges Tages, nachdem die ehemalige Unabhängigkeit der Geiſtlichkeit von der weltlichen Regierung aufgehört hat, auch noch die Staatsgewalt ihre Einwilligung dazu gibt. Entlaſſen daher einheimiſche Biſchöfe einen Geiſtlichen ſeines Amts, ſo haben ſie dabei neben den Kirchengeſetzen noch die vorhandnen Landesgeſetze zu berückſichtigen[26]) *).

(*Dieck.*)

---

12) Concil. Trident. sess. 24. cap. 1. de reformat. matrimon. 13) Preuß. Landr. a. a. O. §. 422. 14) *van Espen*, Jus ecclesiast. univers. P. II. Tit. 9. cap. 3. 15) Cap. 1. 2. 3. de tempor. ordinat. in 6. (1, 9.) Concil. Trident. sess. 23. cap 9. de reform. 16) Concil. Trident. sess. 23. cap. 8. de reform. Vgl. auch Eodem sess. 14. cap. 2. de reform. 17) Cap. 3. de temporib. ordinat. in 6. (1, 9.)

18) Concil. Trident. sess. 7. cap. 10 de reform. 19) Cap. 3. cit. Glossa ad hoc cap. verb. remotis. 20) Brendel a. a. O. S. 397. 21) Can. 8. D. 71. (Dieſe Stelle iſt vom Jahre 392.) 22) Can. 9. D. 71. (Dieſe Stelle iſt vom Jahre 341.) 23) Alex. Müller, Encyklopädiſches Handbuch des Kirchenrechts; unter dem Worte: Clerici acephali. 24) Can. 1. D. 70. Vgl. die Bemerkung der Correctores Romani zu dieſem Kanon. 25) L. 43. C. de episcop. et clericis. (1. 3.) 26) Brendel a. a. O. S. 397.

*) Die proteſtantiſche Kirche ſtellt in folgenden Fällen Dimiſſorialien aus. Das Conſiſtorium, als erſte geiſtliche Landesbehörde, erläßt Dimiſſorialien an den Superintendenten zur Weihe und Einführung berufener und geprüfter angehender Geiſtlichen, auch bei erledigter Superintendentur an Geiſtliche des Landes. Der Geiſtliche gibt Verlobten, deren Copulation ihm zukommt, nach Entrichtung der Stolgebühren, Dimiſſorialien, damit ſie ihre Ehe in einer andern Parochie einſegnen laſſen können. Derſelbe iſt auch verpflichtet, einem mit ihm in öffentlichem Streite lebenden Gemeinegliede, welches auswärtig communiciren will, auf deſſen Nach-

DIMNA (דִּמְנָה), unbekannte Stadt im Stamm Sebulon (Jos. XXI, 35). Die Bedeutung des Namens: Düngerhaufe, ſcheint auf Ackerbau der Bewohner zu deuten. (*Tuch.*)

Dimocarpus *Loureiro*, ſ. **Euphoria** *Commers.*

Dimorpha, ſ. **Astata** und **Parivora** *Aubl.*

DIMORPHANDRA. Dieſe von dem jüngern Schott (in *Spr.* **cur. post. app. p. 404**) aufgeſtellte Pflanzengattung aus der Gruppe der Mimoſeen der natürlichen Familie der Leguminoſen und aus der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe iſt ſo genannt worden wegen der verſchiednen Bildung der fruchtbaren und unfruchtbaren Staubfäden (*ἀνὴρ* Staubfaden, *δίμορφος* von zwiefacher Geſtalt). Char. Der Kelch krugförmig, fünfſpaltig; fünf weit offenſtehende Corollenblättchen; zehn Staubfäden, von denen fünf fruchtbare an der Baſis der Corollenblättchen eingefügt ſind; dazwiſchen ſtehen fünf unfruchtbare, blumenblattartige, ſpathelförmige; die holzige Gliederhülſe enthält viele Samen in einer balſamiſchen Flüſſigkeit. Die einzige Art, welche H. Schott in Braſilien entdeckt hat, **D. exaltata** *Schott* **l. c.**, iſt ein hoher Baum mit doppelt gefiederten Blättern, ablangen, oben glänzenden, unten ſteifhaarigen, ablangen Blättchen, am Ende der Zweige in Riſpen beiſammenſtehenden Blüthenähren und gelben Blumen. (*A. Sprengel.*)

DIMORPHANTHES. Unter dieſem Namen (abgeleitet von *ἄνθος* Blume und *δίμορφος* doppeltgeſtaltet: wegen der verſchiednen Bildung der Blümchen des Strahls und der Scheibe) begreift Caſſini (**Bullet. de la soc. phil. 1818. p. 30, Dict. des sc. nat. XIII. p. 254**) eine Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Radiaten der natürlichen Familie der **Compositae**. Caſſini rechnet hierher mehre Arten von **Conyza** (**C. sicula** und **Gouani** *Willdenow.*, **C. aegyptiaca** *Aiton.* und **C. chinensis** *L.*, dazu eine neue Art von der Inſel Bourbon: **Dim. bidentata** *Cass.*), die er nur deshalb abſondern zu müſſen glaubt, weil der Griffel eine geringe Abweichung darbietet. Bei **Conyza** ſind nämlich die beiden Schenkel des Griffels an ihren ſtigmatiſchen Spitzen ſtumpf, von einander abſtehend, zuletzt zurückgeſchlagen; deshalb rechnet Caſſini dieſe Gattung zu ſeiner Gruppe der Inuleen (die ſich doch durch die Anhänge der Antheren und durch zungenförmige Strahlenblümchen ſo ſehr unterſcheiden). Dagegen ſind die Griffelſchenkel bei **Dimorphanthes** (wie bei der Gruppe der Aſtereen Caſſ.) an ihren ſtigmatiſchen Enden zugeſpitzt und zangenförmig nach Innen gebogen (ſpäterhin, gegen das Ende der Befruchtung, ſchlagen ſie ſich aber auch hier nach Außen). (*A. Sprengel.*)

DIMORPHINA, *d'Orbigny* (**Mollusca**). Eine in der Familie **Enallostegea** der Cephalopoden aufgeſtellte Gattung (**Annales des sc. natur. VIII, 264**), welche vielleicht auf allzugeringen Abweichungen beruhend eingezogen werden muß. Die Kennzeichen ſind: Schneckenſchale grade, die einzelnen Fächer nur in der Jugend abwechſelnd ſtehend, bei der ältern Schale auf einer Achſe ſtehend, die Mündung rund, am Ende der Achſe. Nur eine Art, welche ſich in dem lebenden italieniſchen (Mittelmeer) Muſchelſande findet. Die Schale derſelben lang, hinten ſtumpf, vorn etwas ſpitzig, die Fächer kugelig, glatt, die hintern abwechſelnd ſtehend, entgegengeſetzt, die vordern einfach, blaſig. Klein, mikroſkopiſch. (**D.** *Thon.*)

DIMORPHOTHECA. Unter dieſem Namen (*θήκη* Behältniß, hier Samen und *δίμορφος* doppeltgeſtaltet), der ſich ſchon bei Vaillant für **Calendula pluvialis** *Linn.* findet, den Adanſon mit dem noch ältern **Caltha** (**Cardiospermum**), Necker und Caſſini mit **Lestibodea** und **Meteorina** vertauſchten, und welchen Mönch wieder hervorſuchte, trennt Leſſing (**Synops. compos. p. 256**) mehre Arten von **Calendula** (ſ. d. Art.), nicht blos von dieſer Gattung, ſondern auch von der Untergruppe der Calenduleen, indem er ſie zu den Chryſanthemeen rechnet. **Dim.** hat folgenden Charakter: Die Zwittercorolle der Scheibe iſt fünfzähnig; die weibliche des Strahls zungenförmig; der Griffel zweiſchenkelig; die Samen des Strahls umgekehrt kegelförmig, dreikantig, höckerig; die der Scheibe flachgedrückt, herzförmig, zweiflügelig: die Flügel mit dickem Rande. Dagegen ſind bei **Calendula** die Scheibenblümchen blos männlich (alſo gehört **Cal.** zu der vierten, **Dim.** zu der zweiten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe, beide aber zu der Gruppe der Radiaten der natürlichen Familie der **Compositae**); der Griffel an der Spitze kaum geſpalten; die Samen fehlen natürlich in der Scheibe, die des Strahls ſind auch von verſchiedner Bildung, gewöhnlich kahnförmig, auf dem Rücken ſtachelicht (ſ. Schkuhr's Handb. Taf. 264, 265). Leſſing (a. a. O.) rechnet zwei Arten, beide vom Vorgebirge der guten Hoffnung, hierher: 1) **Dim. perennis** *Less.* (**Calend. graminifolia** und **nudicaulis** *Linn.*) und 2) **D. annua** *Less.* (**Cal. pluvialis** und **hybrida** *Linn.*). Vielleicht gehören auch **Cal. fruticosa** *Thunberg* (**Blaxium decumbens** *Cassin.*) und **Cal. cuneata** *Thunb.* dazu. (*A. Sprengel.*)

DIMSDALE (Thomas), geb. **1711** oder **12** in der Grafſchaft Eſſex, ſtammte aus einer Quäkerfamilie, und ſein Großvater war mit Wilhelm Penn einer der Gründer des Staates von Penſylvanien. Der Enkel widmete ſich der Heilkunde, war unter dem Heere des Herzogs von Cumberland in Teutſchland Militairchirurg, und nach dem Krieg Arzt zu Herford. Er war einer der eifrigſten Beförderer der Pockenimpfung, und erhielt dadurch einen ſo großen Ruf, daß er 1768 nach Rußland berufen wurde, um die Kaiſerin Katharina und den Großfürſten Paul zu impfen. Die Kaiſerin ernannte ihn zum Baron, Staatsrath und erſten Leibarzt, und belohnte ihn auch ſonſt kaiſerlich. Im J. 1781 wurde er zum zweiten Male nach Rußland berufen, um die damaligen Großfürſten Alexander und Conſtantin zu impfen. Die

---

ſuchen ein Dimiſſoriale zu geben, weil keine geſetzliche Vorſchrift die Abendmahlshandlung dem Pfarrzwang unterwirft, und jede mit der kirchlichen Ordnung verträgliche Freiheit, dem Gewiſſen und innern Bedürfniſſe zu folgen, den Parochianen geſtattet werden muß. Ohne Dimiſſoriale des Geiſtlichen, in deſſen Parochie ein Kind gehört, darf ein andrer es nicht confirmiren. (*Schincke.*)

königliche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London ernannte ihn zu ihrem Mitglied, und zweimal wurde er zum Mitgliede des Parlaments erwählt. Im J. 1784 verlor er den Gebrauch ſeiner Augen, wurde zwar nachher glücklich operirt, ſetzte aber ſeine Praxis dann nicht weiter fort. Am 30. Dec. 1800 ſtarb er zu Herford. Auch als Schriftſteller hat er für die Pockenimpfung thätig gewirkt. Seine Schriften über dieſen Gegenſtand (ſ. Reuß gel. England, Nachtrag I. 292) ſind in mehre Sprachen, einige auch in die teutſche, überſetzt. (*H.*)

DIMYA, *Menke* (**Mollusca**). Dieſelbe Abtheilung der Acephalen, welche Lamarck und andre Franzoſen **Dimyaires** nennen, ſo genannt von den zwei Muskeleindrücken, welche man an der Schale bemerkt. Die Abtheilung ſcheint nicht ganz naturgemäß, da der eine Muskeleindruck oft wenig ſichtbar. Nach Menke (**Synopsis methodica molluscorum p. 101**) gehören folgende Familien und Gattungen in dieſe Unterordnung: **Fam. Aviculacea**, Gattung: **Gervillia, Palvinites, Crenotula, Avicula, Meleagrina, Pinna. F. Arcacea**, Gattung: **Cucullaea, Arva, Pectunculus, Nucula, Trigonia.** (**D.** *Thon.*)

DIN, in der perſiſchen Religion ein Ized, von dem der zehnte Monat den Namen hatte. (*Richter.*)

DINA, *ἡ Δεινή*, wird von Pauſanias (**VIII**, 7) ein See genannt, in der Landſchaft Argolis bei dem Städtchen Genethlion. Er hatte ſüßes Waſſer, obgleich er mit dem Meer in Verbindung ſtand. Pauſanias behauptet aber zugleich, daß das Waſſer, welches ſich in der Ebene Argon, welche im Gebiete von Mantineia lag, ſammelte und durch einen Erdſchlund abfloß, in dieſem See wieder zum Vorſcheine komme. War dies wirklich der Fall, ſo iſt es erklärlich, wie er ſüßes Waſſer haben konnte. Der See ſtand indeß bei den Argivern in hoher Achtung, denn ſie opferten bei demſelben dem Poſeidon Pferde, und warfen ſie aufgezäumt in denſelben. (*L. Zander.*)

DINADSCHPUR (engl. **Dinagepoor**), Diſtrict und Stadt in Bengalen. Jenes*), in Geſtalt triangelförmig, hält in der Länge 105, in ſeiner größten Breite 85, im Umfange 5374 engliſche □Meilen. Die Hauptſtröme ſind Mahananda, Jamuna, Korotoya und Teeſta (**Tista**). Die Oberfläche iſt wellenartig, indem kleine Thäler mit Höhenzügen häufig abwechſeln. In der Regenzeit (Mitte Juni bis Mitte Oct.) ſchwellen die Flüßchen zu wahren Seen an und füllen die Thäler ganz aus. Dieſe tiefern Gegenden werden von Hindus bewohnt, die Höhen aber von Muhammedanern. Das Hauptproduct iſt Reis, danächſt Indigo, wiewol das Klima ſich wenig gut für den Bau dieſer Pflanze eignet. Auch wird Zucker und Hanf cultivirt; die Blüthen und jungen Sproſſen des letztern werden getrocknet und ſodann unter dem Namen Gaja wie Tabak geraucht, der ſehr berauſchend iſt; weniger narkotiſch iſt eine Infuſion, die aus den Blättern, mit Waſſer benetzt und in einem Mörſer geſtoßen, bereitet wird. Die Zahl der Bewohner war im J. 1808 etwa 3,000,000, wovon 2,100,000 Muhammedaner. Die Hauptſtadt, Dinadſchpur (aus vier verſchiednen Theilen beſtehend), zählte in demſelben Jahre 5000 Häuſer und 30,000 Einw.; unter den Gebäuden zeichnete ſich der Palaſt des vormaligen Radſhjas aus, als ſehr groß, aber ſchon damals ſeinem Untergange ſich nähernd. Lage: 25° 37′ nördl. Br., 88° 43′ öſtl. Länge von Greenwich. (*Palmblad.*)

DINÄER (chald. דִּינָיֵא), wahrſcheinlich aſſyriſcher Abkunft, gehören zu denjenigen Völkern, welche nach der Wegführung der zehn Stämme ihre Wohnſitze in Samaria angewieſen erhielten (2 **Reg.** 17, 24). Später erſcheinen ſie zur Zeit des Esra mit den übrigen Bewohnern des nördlichen Paläſtina im Bund, um den Bau des zweiten Tempels in Jeruſalem zu hintertreiben (Esra 4, 9. 10). (*Tuch.*)

DINAN, das Städtchen in dem Departement des Côtes-du-Nord, ſo bekannt wegen der häufig hier abgehaltnen Landtage der Bretagne, war auch das Stammhaus eines davon benannten Edelgeſchlechts, das, wie man glaubt, von den alten Vicomtes von Dinan abſtammt. Peter von Dinan, Archidiakonus von Weſtriding, in dem Erzbisthum York und Kanzler von Bretagne, Rolands, auf Montafilant, Sohn, wurde zum Biſchofe von Rennes erwählt 1199, und ſtarb 1209. Roland V. von Dinan, auf Montafilant, kämpfte und fiel für Karl von Blois, bei Auray, 1364. Sein Sohn Karl, gleichfalls ein berühmter Krieger, beſaß Beaumanoir, Chateaubriant, Montcontour, Huguetieres und Chantoceaux, und ſtarb den 19. Sept. 1418, mit Hinterlaſſung von vier Söhnen, deren jüngſter, Jakob, das ganze Beſitzthum des Hauſes wieder zuſammenbrachte, und im April 1427 als Groß-Mundſchenk von Frankreich vorkommt. Im December 1432 hatte er einen ſchweren Proceß mit dem Herzoge von Alençon, in Betreff eines engliſchen Ritters, den ein Schildknappe von Jakobs Compagnie zum Gefangnen gemacht hatte; gleichwol wurde der Herr von D. am 12. Jun. 1436 verurtheilt, den Gefangnen, falls er noch am Leben, auszuliefern, oder aber eine eidlich zu beſtimmende Summe zu erlegen. Dieſe Summe wurde wirklich den 23. Jul. n. J. zu 30,000 Thlrn. feſtgeſtellt. Jakob ſtarb den 30. April 1444, aus ſeiner Ehe mit Katharina von Rohan eine einzige Tochter hinterlaſſend. Dieſe, Franciska von D. Frau auf Châteaubriant, Montafilant, Beaumanoir, Guilledo, la Hardouinaye, Candé, Vioreau ꝛc., war den 20. Dec. 1436 geboren, und vermählte ſich: 1) mit Ägidius, dem Herrn von Chantocé, den ſein Bruder, der Herzog Franz von Bretagne, auf der Burg la Hardouinaye feſtnehmen und am 24. April 1450 erdroſſeln ließ; 2) mit dem Grafen Guido **XIII.** (**XIV.**) von Laval, † 2. Sept. 1486; 3) mit Johann Proiſy, einem picardiſchen Ritter, den ſie auch in ihrem Teſtamente mit mehren Legaten bedachte. Sie ſtarb den 3. Jan. 1499, und ihre ausgedehnten reichen Beſitzungen, um deretwillen ſie ſchon in dem Alter von 10 Jahren der Mutter entführt worden, und lange des Herzogs von Bretagne Gefangne geweſen war, vererbten ſich auf die Kinder der zweiten Ehe, die Herren von Laval. (*v. Stramberg.*)

---

*) *Fr. Buchanan* in Walter Buchanan East India Gazetteer. T. I. p. 512 sqq.

DINANT, Hauptſtadt eines gleichnamigen Bezirks in der belgiſchen Provinz Namur, unter 50° 15′ nördl. Breite, 22° 34′ Länge an dem rechten Ufer der Maas, über welche eine Brücke führt, am Fuß eines ſteilen Felſens gelegen, mit 4000 Einw., welche anſehnliche Gerbereien unterhalten und mit Kupferſchmiedearbeiten, Eiſen und den in der Nähe gegrabenen Bauſteinen und Marmor Verkehr treiben. (*H.*)

DINAPOOR (Dinapur), Stadt in der Provinz Bahar, 10 engl. Meilen von Patna, mit (1811) 3236 Häuſern. Der Ort iſt berühmt als eine der größten britiſchen Militairſtationen in Indien; die Baraken *) ſind ſogar netter und bequemer als irgendwo in England. (*Palmblad.*)

DINAR. Der Name der Goldmünzen bei den Arabern, ohne Zweifel aus dem lat. Denarius gebildet. Dieſer war zwar eine Silbermünze, und hat davon den Namen, daß er urſprünglich 10 As (Kupfer) galt, welchen er auch ſpäter, bei verändertem Verhältniſſe, behielt. Allein man findet auch Denar von Goldmünzen gebraucht, auch im Talmud, doch meiſt mit dem Zuſatze: Gold-Denar. Bei den Arabern war Dinar Anfangs ein Gewicht, weil man Gold und Silber im Handel darwog (*Macrizi* des monn. musulm. p. 7—9). Da nun zehn Dirhems (vermuthlich perſiſche) auf einen Dinar gingen, dem Werthe nach, ſo nannte man die Goldmünzen um ſo mehr Denare. Als Abdolmelik Münzen zu prägen anfing, um 693, ward das Gewicht eines Dinars zu einem Mithkal = acht Danek, beſtimmt, = $67\frac{1}{5}$ Habba (nach andern Angaben 24 Kirat = 72 Habba) und die Silbermünzen (Dirhem) ſo ausgeprägt, daß zehn derſelben = ſieben Mithkal wogen. Da nun Gold gegen Silber wie zehn zu eins im Werthe ſtand, ſo hatte ein Dinar den Werth von $14\frac{2}{7}$ oder wol 15 Dirhem. Dieſer Werth fiel oder ſtieg in der Folge nach dem ſchlechtern Gehalte der Goldmünzen oder dem Preiſe des Goldes; daher man 13, 20, 25 Dirhem auf einen Dinar gerechnet findet. Ein Dinar wiegt 68 Gran cölniſch, woraus ein Werth von etwa $3\frac{1}{2}$ Thlr. unſers Geldes, nach jetzigem Verhältniſſe des Goldes hervorgeht. Die Dinare ſind von Größe eines Dukatens, aber dicker, und haben auf beiden Seiten Schrift und Randſchrift. Sie ſind aus den Zeiten des Khalifats ſelten, und unter den Dynaſtien noch ſeltner, wo man faſt nur von Moraviden und Fatmiden Goldmünzen kennt. (*Tychsen.*)

DINARCHUS, Deinarchos. Unter den zehn Rednern, welche Athen in ununterbrochner Folge in ſeinem Schooß emporblühen ſah, war Deinarchos der jüngſte. Die Ehre, mit Demoſthenes zuſammen unter den Meiſtern der Beredſamkeit genannt zu werden, welche nur wenige ihm nicht zugeſtanden[1], wurde ihm aber dadurch einigermaßen verkümmert, daß die ſpätern Bewundrer der attiſchen Kunſt allzuſehr auf des vornehmſten Redners Werke und Leben gerichtet waren, als daß ſie auch ihm ihre ganze Aufmerkſamkeit hätten ſchenken können, wodurch er ſchon in früher Zeit ziemlich in Vergeſſenheit gerieth[2]. Dennoch iſt er keineswegs ganz unbeachtet geblieben. Denn wenngleich Kallimachos und die pergameniſchen Grammatiker, die erſten Begründer der Studien über die attiſchen Redner, ihm nur geringe Sorgfalt gewidmet hatten; wenngleich auch Demetrios, der Magneſier, welcher zunächſt über ihn ſchrieb und die verſchiednen Schriftſteller dieſes Namens unterſchied, über ſein Leben ebenfalls nichts überlieferte, ſo hat doch grade durch dieſen Mangel an ſichrer Kunde in ſeiner Zeit aufgefodert Dionyſios von Halikarnaß, deſſen Studien wir ſo viele wichtige Nachrichten über die attiſchen Redner verdanken, ihn zum Gegenſtand einer eignen Abhandlung[3] gemacht, welche als ein ſelbſtändiger Anhang zu ſeiner Schrift über die alten Redner zu betrachten iſt[4]. Leider aber iſt dieſe Hauptquelle in verſtümmeltem Zuſtand auf unſre Zeit gekommen[5]. Dionyſios tritt, wie im Tadel ſeiner Vorgänger, ſo in ſeinen eignen Behauptungen mit großer Entſchiedenheit auf, wie er auch ſonſt zu thun pflegt, ohne doch die vorhandnen Schwierigkeiten vollſtändig und genügend zu löſen, ja ohne etwas andres als mangelhafte uud lückenvolle Nachrichten mittheilen zu können; denn unter den hinterlaſſenen Reden des Mannes fand ſich nur eine einzige, welche über ſein Leben und ſeine Studien einige Auskunft gab, und alle übrigen waren in fremden Angelegenheiten für andre geſchrieben. Dieſe Rede zur Aufhellung der Dunkelheiten in Deinarchos' Leben und Schriften benutzt zu haben, dies allein iſt das Verdienſt des Dionyſios, für welches wir ihm in der That zu großem Danke verpflichtet ſind. Hätte er daneben, ſeinem hart getadelten Vorgänger Demetrios folgend, der hier wenigſtens ein gutes Beiſpiel gegeben hatte[6], nur einige Worte über die Verſchiedenheit andrer Deinarche hinzugefügt, ſo wäre für uns jedes Hinderniß gehoben geweſen. Was der Verfaſſer des Lebens der zehn Redner[7], und aus ihm Photios[8] gegeben haben, folgt größtentheils dem Dionyſios; nur Suidas'[9] kleine Biographie enthält Nachrichten, welche dem, was Dionyſios aus jener Rede vortrug, widerſprechen und auf einer Verwechslung beruhen. Um nun einen Weg einzuſchlagen, welcher uns leicht über die Möglichkeit einer ähnlichen Verwechslung hinweghebt, wollen wir von einem Zeitgenoſſen unſers

---

*) *Heber*, Travels I, 321.

[1] Der Criſlinianiſche Grammatiker hat ſeinen Namen denen der zehn Redner nicht beigefügt, S. 597. Auch Quinctilian übergeht ihn in ſeiner bekannten Charakteriſtik.

[2] Dies verſichert Demetrios der Magneſier, von welchem ſpäter wieder die Rede ſein wird.

[3] S. deſſen De Dinarcho judicium in ſeinen rhetoriſchen Schriften bei *Reiske*, Tom V. p. 629—668, wiedergedruckt in *Reiske*, Orr. Gr. Tom. VIII. p. 407 sqq.

[4] Es war ein unzuläſſiger Gedanke Reiske's, dieſe Schrift durch ein angehängtes ἐ mit den Biographien des Iſokrates, Lyſias und Iſaios zu vereinigen, l. l. p. 707. Denn am Schluſſe des Iſaios wird der Übergang zu der zweiten Abtheilung der Schrift über die Redner mit klaren Worten bemerkt, welche vorzüglich dem Demoſthenes gewidmet war, und im Anfange des Deinarchos erſcheint jene ganze Schrift als vollendet.

[5] Theils iſt ſie nämlich an vielen Stellen ſehr verderbt, theils fehlt Einiges, wenn auch nur Weniges, am Schluſſe.

[6] S. *Dion.* Din. c. 1.

[7] *Plut.* X. Orr. p. 850, bei *Westermann*, p. 88 sq.

[8] Bibl. cod. 267. p. 496 *Bekk.*

[9] s. v. *Δείναρχος*.

Redners, der als Staatsmann hervortrat, die Forſchung beginnen.

Der Athener Phokion[10]), mit Antipater befreundet, war der Partei deſſelben immer und aus Grundſatz ergeben geweſen, als dieſer 318 v. Chr. (Ol. 115, 2), ſtarb und ſterbend nicht ſeinem Sohne Kaſſander, ſondern ſeinem tapfern Unterfeldherrn Polyſperchon die Vormundſchaft über die Könige Makedoniens übertrug. Hieraus entſtand in der Mitte der Makedonier ſelbſt und ihrer Partei ein drohender Zwieſpalt. Kaſſander gedachte zu behaupten, was der Vater ihm verweigert hatte, und gewann für ſich die Befehlshaber der Beſatzungen, welche in den griechiſchen Städten lagen; in Athen namentlich den Nikanor. Polyſperchon dagegen wollte ſein Anſehen bewahren, jene Städte in ſeinen Beſitz bringen, und verſprach, um die Griechen für ſich zu gewinnen, dieſen die Freiheit von dem Joche, welches ſie bisher getragen. Dieſer Ruf zur Freiheit wirkte zwar in ganz Griechenland zu ſeinen Gunſten, vorzugsweiſe aber in Athen, wo man alsbald ſich entſchloß, gegen Nikanor die Waffen zu ergreifen, und den Phokion zum Feldherrn ernannte, welcher aber gegen jenen die Maßregeln, die man von ihm erwartete, nicht ergriff, und darum ſeiner Stelle entſetzt und zur Flucht aus Athen gezwungen wurde. Er ging zu Polyſperchon. Auf dieſem Wege begleitete ihn, weil er ihm von Nutzen ſein zu können glaubte, Deinarchos, der Korinthier, der mit Polyſperchon in enger Verbindung zu ſtehen ſich rühmen konnte; aber unterwegs erkrankte er und hielt auch Phokion und deſſen Begleiter einige Tage auf, und als ſie endlich bei Polyſperchon ankamen, wurde Deinarchos auf den Befehl deſſelben ergriffen und getödtet[11]), während alle übrige erſt zur Vertheidigung zugelaſſen, dann aber größtentheils nach Athen abgeführt, und dort vom Volke hingerichtet wurden.

Plutarch ſagt kein Wort über dieſen Deinarchos weiter, und löſt uns das Räthſel nicht, welches in den Hoffnungen des Deinarchos und der Handlungsweiſe des Polyſperchon liegt. Eine Vermuthung liegt nicht ſehr fern. Nicht lange vor Polyſperchons Erſcheinen war Demedes nebſt ſeinem Sohne Demeas auf eine ſeines frühern Lebens vielleicht nicht unwürdige, aber doch grauſame Weiſe ermordet worden, weil er in einem Schreiben an Prodikkas über Antipater geſpottet hatte[12]). Nun erzählt Arrianos, was Plutarchos verſchweigt, Demedes' Ankläger bei Kaſſander ſei Deinarchos, der Korinthier, geweſen; vielleicht alſo, daß er dafür von Polyſperchon beſtraft wurde. Doch bleibt der bedeutende Zweifel übrig, ob Arrianos von demſelben Deinarchos oder nicht vielmehr vom Redner ſpreche, was ſich nicht mit Sicherheit ausmitteln laſſen möchte. Die Vermuthung aber, daß es dieſer Deinarchos ſei, iſt z. B. ſchon von Weſtermann[13]) ausgeſprochen worden.

Weiter als dies führt uns eine Nachricht des Suidas, daß der durch Polyſperchon getödtete Deinarchos als Epimelet des Peloponneſos durch Antipater eingeſetzt geweſen ſei[14]), was einmal die That des Polyſperchon erklären kann, andrerſeits aber weitern Aufſchluß über den Mann ſelbſt gibt. Man ſieht nämlich daraus, daß ſein Wirkungskreis nicht Athen, von wo aus er den Phokion begleitete, ſondern der Peloponnes und Korinth war. Demoſthenes aber gedenkt in der Rede von der Krone[15]), wo er die Verräther von ganz Hellas zuſammenſtellt, auch der korinthiſchen, und nennt, außer Demaratos, nur Deinarchos. Jene Rede iſt aber bekanntlich (Ol. 112, 3) 330 v. Chr. gehalten. Im ſechsten Brief[16]) aber erwähnt er denſelben Mann, und erzählt von einem Briefe, der von Antipater an ihn gekommen ſei. Ich glaube daher nicht zu irren, wenn ich dieſe Nachrichten, die mit den vorigen gut zuſammenpaſſen, auf denſelben Staatsmann beziehe. Ja vielleicht darf man noch weiter gehen. Die Korinthier Demaratos und Deinarchos, welche Demoſthenes als Verräther, d. h. als Anhänger und Freunde der makedoniſchen Herrſcher, zuſammenſtellt, kommen zuſammen auch in der Geſchichte Timoleons vor[17]), wo ſie beide dieſem Feldherrn neue Truppen nach Sikelien zuführen. Da nun die Eroberung von Syrakus durch Timoleon 343 v. Chr. (Ol. 109, 2) geſchah, ſo paßt auch dies ganz vortrefflich zuſammen, und es müßte Alles täuſchen, wenn wir nicht denſelben Deinarchos als Feldherrn kennen lernten. Dies iſt Alles, was ich über dieſen Deinarchos gefunden habe, nach deſſen Darſtellung wir zu dem Redner dieſes Namens übergehen können.

Auch der Redner Deinarchos war aus Korinth gebürtig, lebte aber ſchon ſeit dem Jünglingsalter als Fremder in Athen. Wenn einige der Alten[18]) ihn einen Athener nannten, ſo mochten ſie durch ſeinen Aufenthaltsort und durch ſeine Aufnahme in die attiſche Rednerdekade leicht verführt worden ſein. Sein Vater hieß Soſtratos nach Dionyſios; nach Plutarchos nannten ihn einige auch Sokrates; eine Verſchiedenheit der Annahme, welche wahrſcheinlich auf einer verſchiednen Auslegung einer Abkürzung beruht. Suidas' Äußerung, man wiſſe nicht, wer ſein Vater geweſen, iſt vermuthlich auf den gleichnamigen Zeitgenoſſen zu beziehen.

Begierig nach Ruhm und Anſehen[19]) gab er ſich in Athen eifrig dem Studium der Beredſamkeit hin, welches einem Fremden dort am meiſten emporhelfen konnte, und wagte es, dem Höchſten, was dieſe Kunſt in Athen hervorgebracht hatte, dem Demoſthenes ſelbſt nachzuringen. Die Zeit begünſtigte ſeine Bemühungen; neben den größten Rednern ward Theophraſt, der Philoſoph, ſein Lehrer; Demetrios, der Phalereer, ſein Freund. Da er arm war und als Fremder nicht ſelbſt öffentlich auftreten konnte, ſchrieb er um Geld Reden für Andre. Doch blieb er den atheniſchen Angelegenheiten nicht ganz fremd. In ſeiner Jugend trug er die Waffen für den Staat. Bei den verſchiednen Parteiungen, welche in Athen Eingang gefunden hatten, war er den Makedoniern, namentlich dem Antipater und Kaſſander, zugethan. In dem Intereſſe derſelben hat er viele Reden geſchrieben, wenngleich bisweilen vielleicht das Intereſſe ſeines Erwerbes auch ein Gewicht in die Wagſchale gelegt haben könnte, für welches es z. B. ihm wichtig ſein mußte, die vorhandnen ausgezeichneten Redner verbannt zu ſehen, um, wie wirklich geſchah, nach Entfernung derſelben deſto mehr Geltung zu erlangen. Alle Reden im Harpaliſchen Proceſſe, durch welche er vorzüglich ſeine Geltung begründet haben wird, verfochten makedoniſches Intereſſe. Die Reden gegen Polyeuktos, Lykurgos, für Äſchines, gegen Himeraros, Kalliſthenes gaben von ſeiner Geſinnung daſſelbe Zeugniß. Daher wurde er auch in die Schickſale dieſer Partei verwickelt.

---

[10] *Plut.* Phoc. c. 30 sq.

[11] Wachsmuths Vermuthung, Hell. Alt. I, 2. S. 412, Plutarch habe ſich geirrt und das Ende des Hyperides im Sinne gehabt, iſt an ſich ſchon ſehr gewagt, und wird durch Suidas widerlegt, der außer Plutarch auch von dem Tode des Deinarchos durch Polyſperchons Nachſtellungen redet.

[12] *Plut.* Phoc. 31. *Arrian.* ap. *Phot.* bibl. cod. 92.

[13] Zu X. Or. p. 88. No. 1. und Geſch. d. Beredſ. §. 72, 9.

[14] *ἐτελεύτησε δὲ οὗτος ἐπιμελητὴς Πελοποννήσου καταστὰς ὑπὸ Ἀντιπάτρου μετὰ τὸ τελευτῆσαι Ἀντίπατρον, Πολυσπέρχοντος αὐτῷ ἐπιβουλεύσαντος.*

[15] p. 324, 14.

[16] p. 1491.

[17] *Plut.* Timol. 21. Die Verſchiedenheit in der Schreibung des Namens Demaratos und Demaretos findet bei Demoſthenes und Plutarchos ſtatt.

[18] Wie Plutarch und Photios erzählen.

[19] S. für das Folgende das Fragment aus der Rede des Deinarchos gegen Proxenos, was Rutilius Lupus erhalten hat. II, 16 nach Ruhnkens Vermuthung, p. 126 oder p. 334 *Friedem.*; und *Dionys.* Din. c. 2 seq.

Polyſperchon[20]) erreichte ſeinen Zweck, den Sohn des Antipater, Kaſſander, aus Athen zu verdrängen, keineswegs. Trotz des vergoſſenen Blutes behielt Nikanor in Munychia die Oberhand; und bald erſchien Kaſſander ſelbſt und behauptete ſich; der Phalereer Demetrios war ihm ergeben und leitete nach ſeinem Willen die Angelegenheiten der Stadt. Dies war die Hauptperiode der Wirkſamkeit des Deinarchos in Athen, wo er an Geltung und Anſehen, wie an Vermögen, immer zunahm. Allein das Erſcheinen des Demetrios, des Städteeroberers, welcher den Griechen und vorzüglich der Stadt Athen die Freiheit wiedergab, brach des Phalereers Macht, und zwang dieſen, wie ſeinen Freund Deinarchos, zur Flucht aus Athen, wo er verbannt wurde. Deinarchos hatte aber bei Zeiten die Gefahr erkannt, ſein Vermögen zu Gelde gemacht, und ſo glücklich die Stadt verlaſſen, von wo er ſich nach Chalkis in Euböa begab. Dies geſchah im Monate Thargelion (Ol. 118, 2), 307 v. Chr. Funfzehn Jahre blieb er in der Verbannung. Seine Rückkehr nach Athen, welche für alle Verbannte 292 v. Chr. (Ol. 122, 1) erfolgte, und bei ihm durch Theophraſtos vermittelt worden war, brachte ihm aber größeres Unheil, als ſeine Flucht ihm gebracht hatte. Da er nämlich in der Wohnung eines Freundes, Proxenos, auf dem Land eingekehrt war, kam er um ſeinen wohlerworbenen Reichthum, ohne daß Proxenos zur Rettung des Verlornen etwas thun wollte. Jetzt ſah er ſich gezwungen, als ein augenſchwacher Greis, zum erſten Male vor Gericht zu erſcheinen und klagte gegen Proxenos, weil er durch ſeine Saumſeligkeit ſich ſelbſt eines Diebſtahls verdächtig gemacht hatte, auf zwei Talente Schadenerſatz. Über den Ausgang des Proceſſes aber und ſeine weitern Schickſale iſt nichts weiter bekannt geworden.

So ſcheiden ſich jene beiden Zeitgenoſſen auf das Genaueſte; der eine iſt Staatsmann und Feldherr, der andre Redenſchreiber in Athen; beide in Kaſſanders Partei verwickelt, der eine aber durch Polyſperchon getödtet, der andre durch Demetrios, den Städteeroberer, vertrieben. So hat der Redner Deinarchos, der jüngſte in der Reihe der zehn Redner, viel Ähnliches mit Antiphon, der ſie beginnt. Beide wirkten im Stillen durch die Kraft der Rede; beide betrachteten ihre Kunſt als einen Erwerbszweig, der ihnen ihren Lebensunterhalt verſchaffte; Beide traten nur einmal in eigner Angelegenheit vor Gericht auf.

Über das Leben des Redners ſind unter den Neuern zu vergleichen: *Fabr.* bibl. gr. II, p. 862 sq.; *Morhof.* Polyh. II, p. 263; *Corsini* F. A. IV, p. 75; *Ruhnken* bei *Friedemann*, p. 334 sq.; *Belin de Ballu* hist. crit. I, p. 320—325; **Wachsmuth**, Hellen. Alt. I, 2. S. 412; **Weſtermann**, Geſch. d. Beredſ. I, S. 157 fg.

Über den Geiſt ſeiner Beredſamkeit, über welche die Alten im Ganzen nicht ſehr verſchiedner Anſicht waren, können wir, denen nur ſehr wenige Reden übriggeblieben ſind, nicht mit voller Sicherheit urtheilen. Günſtig waren die Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen, die ihm das größte Vertrauen ſchenkten, wie aus der großen Zahl ſeiner Reden hervorgeht; günſtig die Urtheile derer, welche ihn in die Zahl der zehn Redner aufnahmen. Gewiß rühren auch die Benennungen des Mannes: *Δημοσθένης ὁ ἄγροικος*, oder *ὁ κρίθινος* von Zeitgenoſſen her[21]), welche ſo treffend ſind, daß auch die ſpätern Kritiker immer auf ſie zurückweiſen. Beide Namen deuten darauf hin, daß Deinarchos dem Demoſthenes nacheiferte, aber ſich zu dieſer Höhe nicht emporſchwang[22]). Demetrios, der Magneſier[23]), ſetzt ihn an Anmuth dem Hyperides zur Seite; ja er meint, daß er dieſen zuweilen übertroffen habe; er rühmt ihn vorzüglich ſeiner überzeugenden Kraft wegen, welche zwingend auf ſeiner Seite ziehe, und ſetzt ihn in dieſer Rückſicht neben Demoſthenes, dem er nichts nachgebe. Gründlicher beurtheilt ihn Dionyſios: Deinarchos habe weder eine eigne Gattung der Beredſamkeit erfunden, noch auf eine eigenthümliche Weiſe ausgebildet[24]); er habe überhaupt gar keinen feſten Charakter; ſeine Reden ſeien bald denen des Lyſias, bald des Hyperides, bald endlich des Demoſthenes ähnlich[25]), vorzüglich denen der letzten beiden Redner. Demoſthenes aber

---

20) S. **Flathe**, Geſch. v. Maced. I. S. 411.

21) So richtig *Ballu*, p. 324: ses contemporains l'appeloient le Démosthène d'orge. 22) Den erſten Ausdruck erklärt ſchön *Dionys.* Din. c. 8: *κατὰ τὸ ἐλλειπὲς τῆς οἰκονομίας· — τὸ γὰρ ἄγροικον τοῦ πολιτικοῦ σώματος οἱ μορφῇ, κατασκευῇ δὲ καὶ διαθέσει τινὶ τῆς μορφῆς διήνεγκεν*, den zweiten Maximus Planudes in *Walz*, Rhett. Gr. *τουτέστι νόθον, οὐ σίτινον· οὐ γὰρ δεόντως χρῆται τῇ μίξει· κατὰ δὲ τὸ παρατυχὸν μᾶλλον· διὸ δὴ καὶ ἐπιπόλαιον μόνον ἔχει τὴν Δημοσθενικὴν ἀρετὴν καὶ οὐκ ἐφικνουμένην τοῦ βάθους.* 23) Bei *Dionys.* Din. c. 1. 24) Ebendaſ. im Anfange. 25) c. 5.

ahme er am meiſten nach; wie in der ganzen Rede, ſo namentlich in den Proömien. Daher ſei die Beſtimmung der Echtheit oder Unechtheit der ihm zugeſchriebenen Reden ſehr erſchwert; ihr Hauptmerkmal aber, die Ungleichheit des Charakters, und daß alle den nachgeahmten Reden in den Haupteigenthümlichkeiten derſelben[26]), namentlich in der Natürlichkeit, nachſtehen. Doch ſei er unter allen Nachahmern des Demoſthenes der beſte[27]).. Reden alſo, welche wäſſerig und kalt, ohne Kraft und Leben, und mit Geſchwätz und Sophismen angefüllt ſeien, verwirft er allemal ohne Weitres als unecht[28]). Außerdem beſitzen wir noch ein ausführliches Urtheil des Hermogenes[29]), welches ihm ebenfalls in hohem Grade günſtig iſt. Vorzugsweiſe wird darin Klarheit und überzeugende Kraft, Demoſtheniſche Heftigkeit und Gewalt und eine gewiſſe Rauhheit als Eigenthümlichkeit des Redners hervorgehoben. Plutarchos und Photios[30]) verſichern ebenfalls, daß er Hyperides und Demoſthenes, und zwar den Letztern in ſeinen Figuren, und dem Heftigen und Gewaltſamen, was ſeine Reden auszeichne, nachgeahmt habe. Man ſieht, daß in den wichtigſten Punkten alle dieſe Urtheile übereinſtimmen. Die Nachahmung des Demoſthenes war ſo deutlich, daß Porphyrios[31]) ihm gradehin Abſchreiben des Demoſthenes vorwarf, und dies durch das Beiſpiel der Rede gegen Kleomedon, welche der gegen Konon nachgebildet ſei, belegte. Harpokration[32]) endlich wirft dem Deinarchos den Gebrauch fremder Wörter vor.

Heutzutage läßt ſich die Beredſamkeit des Deinarchos aus drei vorhandnen und ihm mit Sicherheit zugeſchriebnen Reden einigermaßen beurtheilen, aus denen ſich im Ganzen die gegebenen Urtheile der Alten beſtätigen. Es ſind nämlich drei Reden aus dem Harpaliſchen Proceſſe, durch welche Deinarchos zum Theil ſein Anſehen in Athen begründete. Nur eine von ihnen iſt bisweilen in den Verdacht der Unechtheit gekommen, die Rede gegen Demoſthenes. Allein weder Weiske's[33]) Verdächtigung hat einigen Grund, noch darf auf das Urtheil des Demetrios von Magneſia[34]) hingewieſen werden. Denn wenn der Letztre ſagt, die Reden des Deinarchos hätten ein ganz eigenthümliches Schickſal gehabt, indem ſie alle vergeſſen wären; nur eine wurde geleſen, die Rede gegen Demoſthenes, dieſe aber ſei unecht und trage ſeinen Charakter gar nicht an ſich; ſo zwingt uns nichts, ohne Weitres an die jetzt unter dieſem Namen vorhandne Rede zu denken; denn dieſe erklärt Dionyſios für echt[35]), und obwol er im Allgemeinen den Demetrios tadelt, ſagt er doch nichts gegen ſein Urtheil über die genannte Rede. Dagegen gedenkt auch er einer Rede gegen Demoſthenes, welche er unter die unechten ſetzt[36]), und ſagt von ihr, in den pergameniſchen Tafeln gehe ſie unter Kallikrates' Namen, worüber er ſich kein Urtheil erlauben könne, da er ſonſt keine Rede von Kallikrates geſehen habe; das wiſſe er aber, daß ſie nicht Deinarchiſch ſei, da ſie den Charakter dieſes Redners gar nicht an ſich trage, ſondern nichts enthalte als leeres Gewäſch. Ich vermuthe daher, daß Demetrios von dieſer Rede geſprochen habe, mit um ſo mehr Sicherheit, da auch ſonſt trotz des Tadels des Dionyſios das Urtheil beider Männer ganz wohl übereinſtimmt.

Der chronologiſchen Ordnung nach iſt die Rede gegen Philokles zuerſt gehalten worden, da aus ihr ſelbſt hervorgeht, daß er zuerſt ſich der Beſtechung ſchuldig gemacht, und ebendarum auch zuerſt vor Gericht gefodert wurde[37]). Eine Beweisführung, daß Philokles Geld genommen, wird nicht gegeben, indem dem Redner die Berufung auf das Urtheil des Areopagos genügt. Auch in den beiden folgenden Reden findet eine ſolche Beweisführung nicht Statt. Von der zweiten Rede, welche gegen Demoſthenes gehalten iſt, bemerkte ſchon Hier. Wolf[38]), daß ſie „magis exaggerando, quam probando crimine occupata“ ſei. Dieſe iſt ein Wiederhall früherer Vorwürfe, beſonders derer des Äſchines, und ſucht dem Demoſthenes gradehin alles Verdienſt abzuſprechen, während doch ſchon in der Rede gegen Ariſtogiton wieder an das erinnert wird, was er zum Heile des Staates ausgeführt habe[39]). Übrigens verräth die Rede großes Talent, und iſt in der That dieſes Gegners gar nicht unwürdig. Der Widerſpruch, in welchem Demoſthenes mit ſich ſelbſt durch ſeine frühere Empfehlung, und ſein jetziges Bekämpfen des Areopag; die Entwicklung der Verdienſte des Areopag dem Unglücke des Demoſthenes gegenüber; der Umſtand, daß Demoſthenes, der Eiferer gegen Makedonien, jetzt ſelbſt von einem Makedonier Geld genommen habe und vieles Andre iſt nicht ohne Geſchick benutzt. Vorzüglich wird durchgeführt, daß man unmöglich das Anſehen des Areopagos den Schmähungen des Demoſthenes gegenüber ſinken laſſen, und daß ſeine etwanigen Verdienſte um den Staat nicht der Art wären, daß man ihn deswegen losſprechen könne, jetzt, da er ein Verbrechen gegen den Staat begangen habe. Demoſtheniſch iſt der dem Areopag gemachte Vorwurf, daß er jetzt für ſeine eigne Schuld zu büßen habe, da er bei einer frühern Gelegenheit ihn ohne Strafe habe davonkommen laſſen. Darum ertrage er jetzt mit Recht die Schmähungen des Redners gegen ſich.

Die dritte Rede, in welcher er ſich auf das Urtheil über Demoſthenes ſchon berufen konnte, iſt gegen Ariſtogiton, und konnte um ſo kürzer abgefaßt werden, je mehr dieſer bereits Allen als ein verworfner Bürger bekannt war. Alle drei Reden ſind ſehr declamatoriſch, was hier, wo kein Beweis nöthig war, um ſo zweckmäßiger erſcheint. Überall iſt Kraft und Klarheit der Rede ſichtbar. Die Perioden ſind nicht ſelten lang, immer aber ſehr leicht überſehbar und ſchön gebildet. Der Ausdruck iſt im Ganzen edel, ſentenzenreich, rhythmiſch. Eine Geſinnung aber, wie die des Demoſthenes, iſt nirgends ſichtbar.

---

26) c. 6 und 7. 27) c. 8. 28) p. 659 und 660 R. 29) *Hermog.* de f. or. II, 11. p 495, mitgetheilt und gebilligt von *Wurm*, Praef. p. V. Vgl. *Longin*, Fr. I. 30) a. a. O. 31) Bei *Euseb.*, Praep. Evangel. X, 3. p. 466. 32) s. v. *ἐκαλινδουν*. Vgl. *Schmidt*, Praef. p. XI. 33) De hyp. P. III. p. 7. not. 34) Din. c. 1. 35) p. 654 R. 36) p. 661, 5.

37) §. 14, 7 u. 16. 38) T. I. p. 92. 39) Aristogit. §. 10.

Die Hinweiſungen auf atheniſche Geſchichte ſind nicht ſelten, kehren aber wieder, und ſind meiſtens aus Demoſthenes entlehnt.

Außer den drei genannten Reden hat man nicht ſelten die Rede gegen Theokrines[40]) dem Deinarchos zugeſchrieben, welche ſich offenbar mit Unrecht unter den Demoſtheniſchen findet. Unſer Urtheil iſt dadurch ſehr erſchwert, daß dieſe Rede einer ganz andern Gattung, als die vorhandnen echten Reden, angehört. Es wird daher am Ende keine andre Entſcheidung der Frage übrig bleiben, als das Urtheil der Alten, zumal des Dionyſios, zu hören, und dieſes zu beachten.

Die Zahl der Reden des Deinarchos iſt ſehr groß geweſen; 160 gibt Demetrios der Magneſier an; Dionyſios von Halikarnaß 98, von denen er 61 für echt erklärt; Plutarchos und Photios geben 64 echte Reden an. Die Titel aller von Dionyſios und andern erwähnten Reden hat mit gewohnter Sorgſamkeit und mit ausgezeichnetem Fleiße Weſtermann zuſammengeſtellt. Die Scheidung der echten und unechten bei Dionyſios iſt nicht frei von Bedenklichkeiten aller Art, nicht frei von Willkür. Die chronologiſche Vermuthung, daß Deinarchos, als er die Rede gegen Proxenos hielt, 70 Jahre alt geweſen ſei, woraus er das Reſultat zieht, daß er (Ol. 104, 4) v. Chr. 361 geboren, und ſeit (Ol. 101, 1) 336 Reden geſchrieben habe, iſt eine ganz gewiß unſichre Baſis, und dennoch mit der größten Conſequenz, als ob ſie unzweifelhaft wäre, von ihm durchgeführt worden. Da er ſelbſt einmal bemerkt, daß andrer Deinarche Schriften unter die des Redners gemiſcht ſind, warum hat er nicht weiter den Urſachen ſolcher Irrthümer nachgeſpürt?

Alte Commentatoren der Reden des Deinarchos waren Didymos aus Alexandria, ſ. Harpokr. s. v. *ματρυλεῖον* und Heron aus Athen, Suid. s. v. *Ἥρων*. Herausgegeben ſind die drei Reden in den Sammlungen von Aldus, Stephanus, Gruter, Taylor, Bekker, Dukas, Dobſon; beſonders von C. E. A. Schmidt (Leipzig 1826), commentirt von Wurm (Nürnberg 1828), latein. überſetzt von Hier. Wolf, und Balduinus Iſchamus; franz. von Auger, teutſch von Goldhagen. Einzelne Bemerkungen in *Dobree* Advers. I, p. 312.

Außer den hier behandelten Männern dieſes Namens ſind noch bekannt: 1) ein Dichter Deinarchos, aus Delos gebürtig, und älter als die Redner, welcher über Delos und Dionyſios ſchrieb, vergl. *Dion.* Din. p. 631 und 661, *Euseb.* chron. in *Scaligers* Thes. temp. p. 254; 2) ein Schriftſteller, welcher kretiſche Sagen ſchrieb, *Dion.* Din. p. 631; 3) einer, welcher über Homer ſchrieb; 4) ein Pythagoreer; cfr. *Fabric.* bibl. gr. II. p. 862. (*F. Ranke.*)

DINARETON, wird von Plinius (H. N. V, 35) das nordöſtlichſte Vorgebirge der Inſel Kypros genannt, welches daraus hervorgeht, daß er die Länge der Inſel zwiſchen den beiden Vorgebirgen Akamas und Dinareton nach Millien beſtimmt, dabei aber zur Erläuterung hinzuſetzt, das erſtre liege im Weſten der Inſel. Woher Plinius dieſen Namen entlehnt habe, bleibt ungewiß, da derſelbe weiter nicht vorkommt. Nach Herodotos (V, 108) und Heſychios hieß dieſes Vorgebirge aber Kleides. Jedoch muß man beim Heſychios die Emendation des Meurſius, welche vortrefflich iſt, befolgen und anſtatt *Κλεῖδες ἀκρατεῖς Κύπριοι* leſen: *Κλεῖδες ἄκρα τῆς Κύπρου*. Strabon hingegen nennt (XIV, p. 682) zwei und Plinius vier kleine Inſeln an der nordöſtlichen Spitze von Kypros Kleides, woraus man freilich ſchließen könnte, daß das Vorgebirge nach den vorliegenden Inſeln benannt ſei. Eine andre Schwierigkeit findet ſich bei Ptolemäus (V, 14). In der palatiniſchen Handſchrift lieſt man an der gehörigen Stelle *Κλεῖδες ἄκρα*, in der Erasmiſchen Ausgabe aber und nach dieſer in der von Montanus und Mercator an derſelben Stelle *Οὐρὰ βοός*. Mannert glaubt zwar, daß der Abſchreiber der jener Ausgabe zu Grunde gelegten Handſchrift entweder in Kypros wohl bekannt oder ſelbſt ein Kyprier geweſen ſei, und er vermuthet daher, daß die ganze Landſpitze, welche bei den Inſeln Kleides endigt, *Οὐρα βοός*, d. h. Ochſenſchwanz, genannt ſei; allein Strabon (XIV, p. 683) hat ebenfalls ein *οὐρὰ βοός*, aber an der weſtlichen Küſte der Inſel, unweit Akamas. Will man alſo nicht bei Strabon einen entſchiednen Irrthum annehmen, ſo iſt bei der Verſchiedenheit der Lesart im Ptolemäos dort eine Verfälſchung und vielleicht eine Verſetzung des *Οὐρὰ βοός* anzunehmen, oder es müßte dann zwei Landſpitzen dieſes Namens auf der Inſel gegeben haben. (*L. Zander.*)

DINAWAR (**Dînewer**, **Dînûr**, auch **Dainawar**, **Dainewer**, **Dainûr** oder **Deinawar**, **Deinewer**, **Deinûr**, iſt der Name einer der vornehmſten Städte im ʿIrâk ʿAdſchem (perſiſch ʿIrâk) oder Dſchebâl. Sie liegt 35° 20′ nördl. Br. und 65° pariſer Länge, Weſt-Nord von Hamadân (Ecbatana der Alten), acht Farſangen davon entfernt, die Straße durch die Gebirge der Weſt und Nord aufſteigenden Berge drei Tagereiſen gerechnet, von Alters her größtentheils von Kurden, meiſt kurdiſchen Nomadenſtämmen, bewohnt, mit waſſerreichen, fruchtbaren Fluren umgeben, nach Ibn Hʼaukʼal kleiner als Hamadân, nach Andern von gleicher Größe. Ihr Gebiet oder Bezirk gleiches Namens erſtreckt ſich am weſtlichen Abhange der Elwendgebirge als ein Theil von Kurdiſtân, und iſt wahrſcheinlich die von Moſeh Chorenenſi Dambwar benannte Landſchaft in der Abtheilung K̄uſtikapch̄k. Barebräus, in der ſyriſchen Chronik, bemerkt, daß dieſe Stadt im Jahre der Flucht 398, n. Chr. 1007, durch ein ſo heftiges Erdbeben erſchüttert worden iſt, daß eine Menge Häuſer derſelben zuſammengeſtürzt ſind, aus deren Trümmern 16,000 Menſchen todt oder beſchädigt hervorgezogen wurden, und eine große Anzahl in die Tiefe der Erde verſunken waren. Ibn Kʼotaiba und mehre arabiſche und perſiſche Gelehrte ſind aus dieſer Stadt gebürtig geweſen, von denen die vorzüglichſten von dʼHerbelot (Bibl. Or. t. Deinouri) angeführt ſind. (*Wahl.*)

DINCKEL (**Johann**), war am 23. Jun. 1545 in dem erfurtiſchen Dorfe Tröchtelborn geboren, ſtudirte zu Erfurt, vornehmlich unter Matth. Dreſſer, und wurde daſelbſt 1567 Magiſter, worauf er ſich mit Unterricht der Studirenden, hauptſächlich in der hebräiſchen Sprache, beſchäftigte. Bald darauf wurde er Profeſſor am evangeliſchen Gymnaſium, und 1572 zugleich Profeſſor der hebr. Sprache bei der Univerſität zu Erfurt, ging aber 1580 nach Gotha, als Rector des Gymnaſiums, das er in große Aufnahme brachte, aber ſchon 1583 wieder verließ, um dem erhaltnen Ruf als Pfarrer und Superintendent nach Koburg zu folgen, wo er am 24. Dec. 1601 ſtarb. Als Schulmann und als Theolog ſtand er zu ſeiner Zeit in bedeutendem Anſehen; vornehmlich aber that er ſich in der hebräiſchen Sprache hervor, in welcher ſein Unterricht ſo ſehr geſchätzt wurde, daß während ſeines Aufenthalts in Gotha noch die Prediger vom Lande häufig dahinkamen, um ſeinem Unterricht in der hebräiſchen Sprache beizuwohnen. Unter ſeinen Schriften, welche größtentheils in Predigten und andern bei verſchiednen Gelegenheiten von ihm gehaltnen einzelnen Reden und in Schulbüchern beſtehen, ſind die wichtigſten: **De origine, causis, typo et ceremoniis illius ritus, qui fulgo in scholis** *Depositio* **appellatur, oratio (Erford. 1578)** und wegen der Curioſität des Inhalts einigemal wieder gedruckt; **Epitome Grammaticae Ebraeae (Witeberg. 1579); Oratio de ebraeae linguae primis instauratoribus (Goth. 1582)**; Hausknecht, oder vom Amt der Diener, d. i. wie man dieſelbigen erwählen ſoll, auch wie ſie ſich in ihrem Amte gegen ihre Herren, und wiederum die Herren gegen ihre Diener verhalten ſollen (Erf. 1583). Seine Leichenpredigten auf den durch ſeine unglücklichen Schickſale bekannten Herzog Johann Friedrich den Mittlern von Sachſen-Weimar und deſſen Gemahlin Eliſabeth ſind wegen ihrer hiſtoriſchen Beziehungen merkwürdig, aber ſelten zu finden. Die übrigen Schriften, worunter ſich auch eine Dialektik, ein **Calendarium poëticum** u. a. befinden, ſind von keiner Bedeutung. (*H. A. Erhard.*)

---

[40]) S. d. Art. Demosthenes.

DINDARI nennt Plinius (III, 26), *Δινδάριοι* Ptolemäus (II, 17) eine Völkerſchaft des alten Dalmatiens. Aber aus der bloßen Anführung des Namens läßt ſich ihr Wohnſitz nicht genauer beſtimmen. (*L. Zander.*)

Dinder, ſ. Nil.

DINDIGUL (ſanſkr. Dandigala)*), Diſtrict und Stadt in der Provinz Karnatik. Erſtrer iſt ſehr gebirgig und waldbewachſen; der Haupttheil beſteht aus einem Thale, 75 engl. Meilen lang, 20 breit, 400 Fuß über dem Meere. Das Klima wird viel gerühmt; der Thermometer ſteigt nimmer ſo hoch wie im Koinbadur oder Madura, und ſinkt im Winter ſelten unter 64° F. (18° Celſ.). Der Diſtrict wurde 1792 von Tippo Saheb an die Briten abgetreten, und zählte mit dem damit vereinigten Maduradiſtrict im Jahre 1822 601,293 Menſchen. — Die Stadt Dindigul liegt am weſtl. Ende des Thals, und iſt beſonders wegen ihrer Feſtung merkwürdig. Dieſe ſteht auf einem 400 Fuß hohen Felſen und beſteht aus einer Menge ungeheurer Granitmaſſen, und zwar ſo gebaut, daß der obere Theil der Gebäude über den untern hervorſpringt. Die Bevölkerung war 1811 ungefähr 7000 Einwohner. Lage: 10° 18′ nördl. Br.; 78° 2′ öſtl. Länge von Greenwich. (*Palmblad.*)

DINDORF (Gottlieb Immanuel), war den 10. Auguſt 1755 zu Rotta, einem Dorfe bei Wittenberg, geboren. In Freiberg, dem Geburtsorte ſeiner Mutter, wohin ſie ſich nach dem Tod ihres Gatten, eines Predigers, begab, ward Dindorf durch Hauslehrer unterrichtet und trat hierauf in das dortige Gymnaſium, wo die Rectoren Bidermann und Hecht und der Conrector Hübler für ſeine wiſſenſchaftliche Bildung ſorgten. Im Hebräiſchen machte der damals neunjährige Knabe unter der Leitung des Magiſters Wiliſch raſche Fortſchritte. Als er 1773 die Univerſität Leipzig bezog, war Cruſius ſein Hauptführer im Gebiete des philoſophiſchen Wiſſens. Späterhin beſuchte er Platners Vorleſungen. Bei Erneſti hörte Dindorf Univerſalgeſchichte; bei Böhme teutſche Reichshiſtorie, europäiſche Staaten- und ſächſiſche Geſchichte und teutſches Staatsrecht; bei Funke und Ludwig Phyſik; bei Erneſti, Clodius und beſonders bei Reiz, Archäologie und römiſche Alterthumskunde. Mit der claſſiſchen Literatur der Griechen und Römer ward er durch Morus innig befreundet. Sein Hauptſtudium aber blieb Theologie. In der Dogmatik war Erneſti ſein vorzüglichſter Lehrer. Doch hörte er dieſe theologiſche Disciplin auch bei Cruſius, benutzte aber fleißiger deſſen Vorleſungen über theologiſche Moral. Über Kirchengeſchichte, die ſymboliſchen Bücher und Exegeſe des Neuen Teſtaments hörte er Erneſti und Morus. Boſſeck unterrichtete ihn im Hebräiſchen und Rabbiniſchen; mit dem Syriſchen, Arabiſchen und den übrigen morgenländiſchen Dialekten ward er durch Dathe bekannt. Aber auch in den neuen Sprachen glaubte er nicht zurückbleiben zu dürfen, und erwarb ſich daher eine ziemliche Fertigkeit im Engliſchen und Franzöſiſchen. Als er, nach Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn, im J. 1780 zu Leipzig die Magiſterwürde erlangt hatte, vertheidigte er drei Jahre ſpäter ſeine Diſſertation: „**Maxima versionum difficultas in linguarum dissimilitudine sita est.**“ Um außer ſeinen philoſophiſchen auch theologiſche Collegien leſen zu dürfen, ward er 1785 Baccalaureus der Theologie. Das im J. 1786 ihm übertragne Lehramt eines außerordentlichen Profeſſors der Philoſophie eröffnete er 1787 mit ſeinem Programm: „**Animadversiones in Epistolam Syriacam Simeonis Beth-Arsamensis de Barsauma, Episcopo Nisibeno, deque haeresi Nestorianorum.**“ Nach Dathe's Tode (1791) ward Dindorf ordentlicher Profeſſor der hebräiſchen Sprache und ſpäterhin der morgenländiſchen Sprachen. Als er den 19. Dec. 1812 ſtarb, nachdem er bereits ſeit dem Jahre 1784 Cuſtos der leipziger Univerſitätsbibliothek geweſen war, hinterließ er den Ruhm eines vielſeitig gebildeten Theologen und beſonders eines ſcharfſinnigen Sprachforſchers und gründlichen Kenners der orientaliſchen Literatur. Als ſolchen zeigte er ſich vorzüglich durch ſein hebräiſch-chaldäiſches Lexikon, in lateiniſcher Sprache geſchrieben und in den J. 1801—1804 in zwei Octavbänden zu Leipzig gedruckt. Seine übrigen

---

*) *Hamilton*, East Ind. Gazetteer. I, 517.

Schriften, nebſt ſeinen Beiträgen zu Journalen, hat Meuſel verzeichnet*). (*Heinr. Döring.*)

DINDYME. Bei Diodor III, 58 die Gemahlin des phrygiſchen Königs Mäon und die Mutter der Kybele. (*Richter.*)

DINDYMENE, *Δινδυμήνη*, ein Beiname der Kybele vom Berge Dindymon. (S. dieſes.) (*Richter.*)

DINDYMON, *τὸ Δίνδυμον ὄρος.* Auf dieſe Weiſe benennt Strabon (XII, p. 568 u. 575) ein Gebirge in Kleinaſien und ebenſo Apollonios der Rhodier (I, 985). Es iſt alſo kein Grund vorhanden, der Schreibart Didymon, welche ſich bei Ptolemäos (V, 3) findet, den Vorzug zu geben, ſondern man muß dem Strabon, der in Kleinaſien geboren und erzogen war, größern Glauben beimeſſen. Strabon nun führt (XII, p. 575) einen Berg Dindymon bei Kyzikos in der Landſchaft Myſien an; gleicher Weiſe Plinius (H. N. 5, 40). Dagegen hat der Scholiaſt des Nikandros Didymon, und der des Apollonios iſt mit ſich ſelbſt im Widerſpruche, da er zwar den Namen Dindymon hat, aber nach dem Kyrenäer Philoſtephanos anführt, daß dem Gebirge der Name beigelegt ſei, weil es ſich in zwei Klippen (*δίδυμοι μαστοί*) erhebe. Gegen dieſe irrige Meinung ſchreibt Strabon, über der Stadt Kyzikos liege der eingipfelige Berg Dindymon und auf demſelben ein Tempel der Göttermutter Dindyma, welcher von den Argonauten erbaut ſei. Ein zweites Gebirge dieſes Namens führt Strabon (XII. p. 568) in der Landſchaft Phrygien bei der Stadt Peſſinus an, und er ſetzt hinzu, daß die Göttin Dindymene nach dieſem Gebirge benannt ſei. Dies beſtätigen Heſychios (s. v. *Δινδυμήνη*) und der Scholiaſt des Apollonios durch die Bemerkung, ganz Phrygien ſei der Göttin geheiligt. Ptolemäos ſetzt das Gebirge ſüdlich von der Stadt Peſſinus an, und es entſpringt an demſelben der Fluß Hermos. (Herod. I, 80.) Ein drittes Gebirge Dindyma (*τὰ Δίνδυμα*) nennt Stephanos von Byzantion in der Landſchaft Troas, nach welchem, wie er angibt, die Göttin Rhea Dindymene genannt ſei. (*L. Zander.*)

DINEBA. Dieſe Pflanzengattung, aus der zweiten Ordnung der dritten Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Chlorideen der natürlichen Familie der Gräſer, hat Delile (zuerſt in brieflichen Mittheilungen, aus welchen der Name in Jacquins und Paliſots Werke überging) ſo genannt, indem er das arabiſche Wort denâb, Schweif (wegen der langen, ſchlanken Ähren), aufnahm. Char. Die einſeitigen, geſtielten oder ungeſtielten Ährchen bilden eine zuſammengeſetzte Traube (Riſpe) oder eine einfache Ähre. Der Kelch iſt zwei- bis dreiblumig, zweiſpelzig, mit langzugeſpitzten Spelzen, länger als die Blümchen; die zweiſpelzige Corolle hat ausgerandete Spelzen, deren untere in einen ſehr kurzen Stachel ausläuft; die Karyopſe iſt nackt, oder in die Spelzen eingehüllt. Die beiden bekannten Arten ſind einjährige Gräſer. 1) D. aegyptiaca *Delil.* (Déscr. de l'Eg., Bot. p. 26. t. 11. f. 3., D. arabica *Jacquin* fragm. bot. t. 121. f. 1., *Palisot de Beauvois* agrost. p. 98. t. 16. f. 2., Dinebra retroflexa *Panzer* Id. p. 21. t. 12. f. 2., Dactylis paspaloides *Willdenow* Enum., Cynosurus retroflexus *Vahl* symb.) mit geſtielten Ährchen, welche eine Riſpe bilden und nackten Samen, in Ägypten, Arabien, Perſien und Oſtindien. 2) D. Lima *Pal. de Beauv.* (l. c, Cynosurus Lima *Löfl.* res., *Cavanilles* ic. I. p. 62. t. 91., Wangenheimia disticha *Mönch* meth., Wangenh. Lima *Trinius* fundam.) mit einfacher Ähre und bedeckten Samen, im ſüdlichen Spanien. Die zweite Art weicht allerdings im Habitus und in dem Saamen ſo ab, daß ſie eine eigne Gattung bilden kann. Den Namen Wangenh. gab ihr Mönch nach dem um Anpflanzung nordamerikaniſcher Holzarten verdienten preußiſchen Oberforſtmeiſter, Friedrich Adam Julius von Wangenheim, welcher ſich als Hauptmann des heſſiſchen Corps mehre Jahre in Nordamerika aufhielt und ſchätzbare forſtbotaniſche Abhandlungen in ſeiner Beſchreibung einiger nordamerikaniſchen Holz- und Buſcharten u. ſ. w. (Götting. 1781.), in ſeinem Beitrage zur teutſchen holzgerechten Forſtwiſſenſchaft (Gött. 1787. Fol.) und in den Schriften der berliner Geſellſchaft naturforſchender Freunde bekannt machte. — Die übrigen (amerikaniſchen) Arten, welche Paliſot und Kunth zu Dineba (Dinaeba, Dinebra) zogen, gehören zu Atheropogon *Mühlenberg* (Eutriana *Trinius*, Pentarrhaphis, Triaena und Polyodon *Kunth*, Butelua *Lagasca*, Triathera, Heterostega und Chondrosium *Desvaux*, Actinochloa *Wildenow*. (*A. Sprengel.*)

Dinebra *Panz.* ſ. Dineba *Delil.*

DINEMA. Eine von Lindley (Gen. and sp. of Orch. pl. I. p. 111) ſo genannte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 20. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Epidendreen der natürlichen Familie der Orchideen. Char. Die Kelchblättchen grün, offenſtehend; das Lippchen häutig, nagelförmig, ganzrandig, an der Baſis mit dem zweigehörnten, kurzen Säulchen (dies macht den einzigen Unterſchied von Epidendrum) verwachſen; die Anthere zweifächrig; die vier wachsartigen Pollenmaſſen ſind paarweiſe an zurückgeſchlagnen Fäden befeſtigt (daher der Gattungsname: Doppelfaden, *νῆμα* der Faden). Die einzige bekannte Art, D. polybolbon *Lindl.* (l. c., Epidendrum polybolbon *Swartz* Fl. ind. occ., *Hooker* exot. Fl. t. 112), iſt ein paraſitiſches Kraut, welches auf Jamaika und in Mexiko einheimiſch iſt. Aus einer zwiebelförmigen Anſchwellung treten zwei ablange, ausgerandete, glatte Blätter hervor, zwiſchen denen, mit ihnen von gleicher Länge, der ſchuppige einblumige Blüthenſchaft ſteht. Die Kelchblättchen ſind grün mit blutrothen Adern, das Säulchen iſt blutroth, das Lippchen weiß. (*A. Sprengel.*)

DINETUS (Entomologie), Name einer von

---

*) S. Deſſen gelehrtes Teutſchland (5. Ausgabe) 2. Bd. S. 63 fg. 9. Bd. S. 243. 13. Bd. S. 277. 17. Bd. S. 418. 22. Bd. erſte Lieferung, S. 630. H. G. Kreußler, Beſchreibung der Feierlichkeiten am Jubelfeſte der Univerſität Leipzig am 4. December 1809 (Leipzig 1810) S. 22 fg. (mit ſeinem Bildniſſe). Heinr. Döring, Die gelehrten Theologen Teutſchlands im 18. u. 19. Jahrh. 1. Bd. S. 331 fg.

Jurine*) errichteten Weſpengattung aus der Familie der Grabweſpen, die ſich von Larra durch das Daſein von zwei einfachen Cubitalzellen unterſcheidet. Bei dem Männchen ſind die Fühler an der Wurzel ſchnurförmig, an der Spitze fadenförmig, bei dem Weibchen ganz fadenförmig. Die einzige bis jetzt bekannte, faſt in ganz Europa einheimiſche Art iſt **Dinetus pictus** *Jur.*, **Pompilus pictus** *Fabr. Panz.* (*Germar.*)

DINEUTUS (Entomologie). Mac Leay †) trennt unter dieſem Namen die Arten der Gattung **Gyrinus**, die ſich durch ihre langen Vorderbeine auszeichnen, wie **Gyr. americanus, rufipes, australis** *Fab.* u. A. Dejean ††) belegt dieſelben nach Eſchſcholz mit dem Gattungsnamen **Cyclous**. (*Germar.*)

DING, GEDING (Teutſche Rechtsalterthümer.), iſt wegen ſeiner umfaſſenden Bedeutungen durch ein Wort unüberſetzbar, indem es Volksverſammlung, Gerichtsverſammlung, Gericht ꝛc. zugleich bedeutet. Adam von Bremen[1]) ſagt, eine Volksverſammlung (**commune populorum concilium**) werde von den Schweden Warph, von uns (den Teutſchen in engrer Bedeutung) **Thinc** genannt. Auf den Volksverſammlungen wurde Gericht gehalten, daher hat Ding auch die Bedeutung von Gerichtsverſammlung, Gericht, welche ſich am längſten erhalten hat. Die Bedeutung entſpricht dann enger oder weiter dem Begriffe Gericht, ſo z. B. enger in **Vemeding**[2]) (Fehmgericht ſ. d.), und weiter z. B. in **Holdgeding, Holtding, Holzding, Waldgeding**, welches, wenn wir es durch Holzgericht übertragen, nicht erſchöpft wird, da es nicht blos der Waldfrevel und Waldbußen wegen gehalten, ſondern die Beamteten (Amtleute und Förſter) der Waldmiethe wegen zuſammenkamen, richtige Waldmieth-Regiſter zu verfertigen, unterſchreiben und beſiegeln[3]) ꝛc., welches aber natürlich auch als gerichtliche Handlung zu betrachten iſt. Engre Bedeutung hat z. B. ferner **Dingrecht** bei Notker, Pſ. **LXXII.** V. **1.** S. **145. Pater non judicat quenquam, sed judicium omne dedit filio:** *der fater uberteilet niemannen, er gab daz dinchrecht al demo sune.* Die weitern und engern Bedeutungen, welche **Ding** hat, haben auch ſeine lateiniſche Überſetzung **placitum**, welches für uns ebenfalls unüberſetzbar iſt, wenn wir es nicht durch Ding wiedergeben; ſo ſind z. B. läßt ſich das **placitum**, welches für die Verſammlung der freien Franken und der Fürſten unter dem Vorſitze des Königs zur Zeit der Karolinger gebraucht wird, nicht wohl durch Reichsverſammlung, Reichstag oder Volksverſammlung wiedergeben, ohne ungehörige Nebenbegriffe zu erwecken, ſondern erſchöpfend nur in Ding zurücküberſetzen, ſo auch die **placita**, welche Karl der Große den Sachſen zu halten verbietet. In engrer Bedeutung, aber immer noch mehr umfaſſend, als was Gericht bedeutet, braucht z. B. Kaiſer Lothar in ſeinem Briefe von 1129, in welchem er den ſtrasburger Bürgern dieſes Recht beſtätigt, **ut nullus eorum cujuslibet conditionis placitum aliquod, quod Thinch vocatur, extra civitatem suam constitutum adeat**; da auf den Dingen nicht bloß Gericht gehalten, ſondern auch die Zinſen und andre Abgaben entrichtet wurden, ſo läßt ſich hier Ding nicht erſchöpfend durch Gericht, beſſer noch durch Gerichtsverſammlung, übertragen. Nicht ſelten z. B. **Lex Alamannorum** Tit. 36. (37. §. 1—3. bei Georgiſch S. 211—212 wird **placitum** und **mallus publicus**, und auch blos **mallus** (Malſtatt, d. h. Gerichtsſtatt) als gleichbedeutend gebraucht, wiewol eigentlich **placitum** als Überſetzung von Ding eine weitere Bedeutung hatte. Das in mehrfacher Bedeutung vorkommende **placitare** läßt ſich nicht beſſer als durch dingen zurücküberſetzen. Die Zuſammenſtellung und Betrachtung der vielfachen Bedeutungen von **Ding, Geding** und **dingen** iſt um ſo nöthiger, da der alte Sprachgebrauch ſie nicht ſtreng trennte, und was uns als verſchiedne Wörter ſcheinen, z. B. **Ding** (Sache) und **Ding** (Gericht) als ein Wort genommen ward. Wenn z. B. Notker (Pſ. **IX.** V. 5. S. 16. **Quoniam fecisti judicium meum et causam meam** überſetzt und erklärt durch **wanda du getate** *daz ting* min wesen **unde** *den dingstrit*[4]) minen wesen, ſo denkt er bei Ding, Gericht, zugleich an Ding in der Bedeutung von Weſen. Sowie überhaupt die germaniſchen Sprachen je älter ihre Denkmäler, um ſo mehr mit einander übereinſtimmen, ſo auch insbeſondre bei dieſem Worte, denn es bedeutet auch im Altnordiſchen **Thíng**[5]), angelſächſ. **Thing**, Zuſammenkunft, Unterredung, Volksverſammlung, Gericht (dän. **Ting**, Gericht, Gerichtshof, **Tingskriver**, Gerichtsſchreiber, Actuar, **Tingbisidder**, Gerichtsbeiſitzer, **Tingbog**, Gerichtsbuch, **Tingtag**, Gerichtstag, **Tinghelligt**, Gerichtsferien, **Tingsted**, Gerichtshof, **Tinghold**, Gerichtsſtätte, **Tinglag**, **Tinglaug**, Gerichtskreis, Jurisdictionsdiſtrict, **Tingsag**, Gerichtsſache, **Tingsvidne**, gerichtliches Zeugenverhör ꝛc.), altnord.

---

*) Nouvelle méthode de class. les Hymenopt. p. 207.

†) Annulosa javanica p. 30.

††) Catalogue des Coleopt. (1833) p. 58.

1) *Adamus Brem.*, De situ Daniae vel reliq. Septent. Region. cap. 229. Bei *Lindenbrog*, Script. Ausg. v. Fabricius, S. 60.

2) Z. B. Urk. bei *Pistorius*, Script. Ausg. v. Struv. 3. Thl. S. 839. Die Freiſtühle der weſtfäliſchen Gerichte wurden auch freie Dinge genannt, ſo z. B. Urk. Kaiſer Karl IV. bei *Mencke*, Script. Rer. Germ. No. 24: *sedes* suas *liberas*, quae vulgo *frye dink* nominari sunt solita.

3) Urk. bei *Häberlin*, Analecta medii Aevi p. 439 und 440. Fürſtliche Beſtallung bei Gleichenſtein, bürgelſche Chr. S. 149 u. 150. *Vogt*, Monum. ined. T. I. 571: in sylva Woldesbotle conventione facta, quae Holtim (Holt-ding) dicitur. Des Bürgermeiſters D. von Düren Denkbuch unter dem J. 1508: Darna ghingen wy under Lynden willende hegen eyn Holting der Wynmarke halven. Vgl. Haltaus, Gloſſ. unter Holzding und Brem. Niederſ. W. B. 2. Thl. S. 653, 393.

4) Causa gibt Notker auch blos durch ding: Pſ. XLII. Hebr. XLIII. S. 94: judica me Deus et discerne causam meam de gente non sancta: irteile uber mih Got, unde sceide *min ding* fone unheiligemo diete.

5) Mit vielen Zuſammenſetzungen ſo z. B. Wappnathing, Ding der Waffen und Soldaten. In Storthing (Groß-Ding) mit ſeinen Abtheilungen Lagthing (Geſetz-Ding) und Othels-thing (Ding des Grundbeſitzes, der Grundbeſitzer) ſpielt das Wort Thing in Norwegen wieder eine bedeutende Rolle.

thínga, (angelſächſ. thingan) ſich unterreden, Gericht halten, gerichtlich verhandeln (dän. tinge, ſchwed. tinga, ſich ſtreiten, ſich vergleichen, erlaubt ſein), angelſächſ. thingian, gethingian, ſchlichten, thingunge, Genugthuung, gethingian, dazwiſchen treten, thingere, Advocat, thing-raedenne, Vermittlung, thingean, ſagen, und auch in der andern Bedeutung findet ſich altnord. Thíng, (dän. Ting), angelſächſ. Thing, engl. Thing, Sache. Jene und dieſe Bedeutungen und noch mehr haben wir auch im Altteutſchen. Otfried (Bch. III. Cap. 18. V. 105) ſagt von Chriſtus, Moſes und Elias: Zelit thir iz Lucas, was iro thing thar tho was, Lucas erzählt es, was ihre Unterredung damals daſelbſt war. Im Eide Karls des Kahlen vom J. 842 heißt es: indi mit Ludheren in nohheinin thing ne geganga (und (ich) mit Ludhern zu keinen Unterredungen, Zuſammenkünften der Unterhandlung gehen will), und in Ludwigs Eid [6]): et ab Ludher nul plaid numquam prindrai; plaid iſt romaniſch gebildet aus placitum und plaid noch im franzöſiſchen Rechtsſtreit, und plaider von placitare dingen, d. h. rechten, proceſſiren, eines Andern Proceß als Advocat führen, belangen. Notker (Ps. XXI, 7.) überſetzt: verbum Dei patris, durch dinch Gotes fater. Otfried (Bch. V. Cap. 10. V. 53 ſagt: bigondon thingon untar in, begannen mit einander zu reden. Nicht minder bedeutet thingon mit einem ſich ſtreiten, (Otfried Bch. III. Cap. 18. V. 24). In Vergleichungsurkunden, Schenkungsurkunden ꝛc. wird von dem, worin man übereingekommen, häufig gebraucht ſo gethane Dinge oder alle dieſe vorgeſetzten (vorher abgehandelten) Dinge ſollen ewig bleiben; zu einer Urkunde und ewigen Feſtung dieſer Dinge, haben wir unſer Inſiegel ꝛc. (ſ. z. B. Urk., Häberlin Analecta S. 312); ſo auch in alten Überſetzungen von Urkunden wird super praedictis durch: von dieſen Dingen und testes hujus facti, durch Gezuge (Zeugen) dieſer Dinge gegeben (S. z. B. Urk. u. Überſ. bei Ludewig, Reliq. I. Msc. T. I. S. 80—82). Von Dingen ſich vergleichen, und giding, Übereinkunft, Vertrag Gloss. Mons. bei Petz S. 373, conventioni, gidingun, S. 396 convenisti, gidingotos, S. 391, condictum, gidingoti S. 396. placitum, gidingoti S. 345. gidingota, placui, hat ſich noch Leibgeding (d. h. durch Vertrag auf Lebenszeit Verliehenes) erhalten, welches das ſächſiſche Lehnrecht Cap. II S. 3 (bei Schilter zu Cod. Jur. Alam.) ſo umſchreibt: Kommt aber ein Weib in die Gewere (den Beſitz) des Gutes mit Rechte oder mit ihrer Herren Minne nach deſſen Tode, der es ihr gedinget hatte zu ihrem Leibe ꝛc. Mit Gedinge zuſammenkommen wird, (z. B. Schwabenſpiegel Cap. 91) von Eheleuten gebraucht, wenn zwiſchen ihnen Heirathsberedungen und Verſchreibungen ſtattfanden; ohne Geding blos auf Landrecht oder Stadtrecht zuſammenkommen, bedeutet das Gegentheil (ſ. Beiſpiele aus den ulmer Statuten bei Jäger, ſchwäbiſches Städteweſen des Mittelalters Bd. I. S. 333). Geding wird ferner für Leihe, Lehnung, Miethe [7]), und dingen für als Erbzinsgut verleihen gebraucht [8]). Think bedeutet in den langobardiſchen Geſetzen Schenkung, und Garathink volle Schenkung, Garathink gibt Papias durch donum und alte Gloſſ. garathink durch donatio universitatis; Thingare wird in dem Langobardiſchen für eine Schenkung machen und liberam thingare eine frei ſchenkung, d. h. durch Schenkung freimachen, gebraucht, aber Think, Garathink und thingare bedeuten mehr als bloßes Geſchenk und ſchenken, nämlich eine Schenkung, wobei ein Vertrag ſtattfindet, wie aus der Stelle zu erſehen: de donatione, quae sine thingatione, aut sine launechild (Gegengunſtgeſchenk, Dankgeſchenk) facta est, minime stare debet. Noch zwei merkwürdige Stellen müſſen hier ausgehoben werden, nämlich si quis alii oculum excusserit, pro mortuo adpretietur, qualiter in garathingi, id est secundum qualitatem personae, und wo davon die Rede, wenn ein Geſchlagner binnen Jahresfriſt geſtorben, tunc ille, qui plagaverit eum, componat, qualiter in garathingi, id est, secundum qualitatem personae [9]). Dieſes garathing hier erklärt Schilter (Glossar. 223) durch judicium seu Placitum ordinarium, solenne, principale; doch hat garathing hier wol die Bedeutung nach vollem Rechte, d. h. nach den Beſtimmungen, welche das volle Wehrgeld erheiſchen. Einem dingen bedeutet ihn vor Gericht laden; ſo im ſchwäbiſchen Lehnrechte Cap. 116. § 10. Cap. 131. § 1. In der Tatianiſchen Evangelien-Harmonie (Cap. 26, 2) wird qui irascitur fratri suo, reus erit judicio, ther sih gibelgit zi sinemo bruoder, ther ist sculdig thinges. Die Gloss. Mons. geben S. 381 causam durch Dinch, S. 393 causarum durch Dingo, S. 363 negotiis durch dingun, ſowie im Angelſächſiſchen thing die Bedeutung von negotium hat. Ding wird auch für das gebraucht, was zur amtlichen Verrichtung gehört, ſo im ſtrasburger Recht (Bch. I. Cap. 151 zu des Schenken Ding. Vielfach wird ſowie das angelſächſiſche thing z. B. ein thing, conditio aeterna, im Altteutſchen und Mittelteutſchen Ding für Sache, Bedingniß, Angelegenheit, Lage, Zuſtand, Umſtand [10]), gebraucht und auch verſtärkt Geding, ſo die Gloſſen bei Petz conditioni, gidingun. Bemerkenswerth ſind auch die niederſächſiſchen Redensarten Dhing, berichten (ſtader Statuten II, 18), ſein Haus beſtellen, Richtigkeit wegen des Nachlaſſes treffen, ein Teſtament machen; ereme dhinge unrecht don (II, 7, 18) von Kindern gebraucht, die ihre Pflichten gegen ihre Ältern nicht erfüllen, ſondern ſich ungehorſam und liederlich aufführen. Das Gegentheil davon iſt: **Ereme dhinghe recht don** (II, 7, 18). Ebendieſe Redensarten kommen II, 10 auch von den Eheweibern vor. Grothaus führt dieſe Redensarten im Glossar. zu dem von ihm herausgegebenen ſtader Statuten von 1279 unter **Ding**, Gericht, unmittelbar nach: **Dhing leggen** XI, 10: Einen Gerichtstag anſetzen, und unmittelbar vor **Dinghen**, richten, rechtſprechen; **Dhinc** oder **Thinc** VI, 2 ein Ding, ein Schloß, auf. Aber **Dhing** kann man in den obigen Redensarten auch in der Bedeutung nehmen, in welcher es im Althochteutſchen und Mittelhochteutſchen ſo häufig gebraucht wird, nämlich für Verhältniß, in welchem ſich Jemand befindet, und hier in der Rechtsſprache für Rechtsverhältniß. Ding hat alſo wol ſeine Bedeutung von Recht als ſpecielle Anwendung von Ding, Verhältniß erhalten, und Ding, Volks- und Gerichtsverſammlung, ſeine Bedeutung von **Ding** in der Bedeutung von Geſchäftsverhältniß, Geſchäft, nämlich wegen ſeiner Wichtigkeit vorzugsweiſe ſo genannt, und die ſeltner vorkommende Bedeutung von **Ding**, Geſpräch und dingen, ſprechen, wäre, wenn unſre Vermuthung begründet, nicht die urſprüngliche, ſondern die abgeleitete Bedeutung. Wenn wir jene vielfachen Anwendungen des Wortes Ding ſehen, ſo müſſen wir für ein ſehr verwandtes, nicht blos dem Klange, ſondern auch der Bedeutung nach, auch das im Altteutſchen und Mittelteutſchen ſo häufig vorkommende **Geding**, Hoffnung, Vertrauen zu Gott und auf ſich, und **thingen, dingen, gedingen**, hoffen, vorzüglich häufig in der Redensart dingen an Gott, zu Gott[11]), zu halten, nicht abgeneigt ſein. Im Lehensweſen hat Gedinge (**exspectativa**) eine ſpecielle Bedeutung, ſiehe z. B. ſächſiſch. (Cap. 5 und 7) und ſchwäbiſch. Lehnrecht S. 14. Cap. XII. von **gedinge**. Wie verwandt gedingen, hoffen, und dingen, Vertrag ſchließen, ſind, lehrt die Stelle im Rolandsliede, wo der Heide ſagt: **ih wille an thie Gote** (Götter) **gethingen** ꝛc. hier hat es, wie der Zuſammenhang lehrt, zugleich die Bedeutung von: ich hoffe zu den Göttern und gelobe ihnen, daß, wenn ich ꝛc. **Thingen, gethingen** bedeutet dann auch: wornach ſtreben, etwas ſuchen. Siehe Beiſpiele und Citate aus Otfried bei Schilter Glossar. p. 220, wo freilich eine und die andre Stelle auch durch glauben und durch den Glauben erreichen überſetzt werden kann, wobei aber eben der Dichter das vielfach bedeutungsvolle Wort ſo anwandte, daß es für uns, ohne die Redensarten zu ſchwächen, unüberſetzbar wird. In der Rechtsſprache hat dingen an Jemanden die Bedeutung von erſuchen, ſo z. B. ſchwäbiſches Lehnrecht (Cap. VI. S. 7), dinget aber einer der Mannen des Herren an ihn, daß er ſein Zeuge ſei ꝛc. **Githingen** kommt im Otfried I, 16, 38 auch ſchon als einladen, rufen vor, welches in der Rechtsſprache die Bedeutung von vorladen erhalten hat; ſo z. B. ſchwäb. Lehnrecht (Cap. CXVI. §. 10) um ſo gethane Schuld, ſo ihm her gedinget iſt, und Cap. 131. §. 1 dem zu Lehnrechte gedinget iſt, d. h. wer vor ein Lehnsgericht (in Sachen des Lehnweſens) vorgeladen iſt. So wie Ding im Altteutſchen Sache, Weſen (ſo z. B. Otfried IV. 10) und Ding Gericht bedeutet, ſo auch überſetzt Notker Ps. 28. E. **realiter** durch **dingolich** und Ps. 94, 2 und Ps. 142, 2 **judicialiter** durch **dinglicho**.

---

[6] Bei *Nithard*. Hist. Lib. III. c. 5. Bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Script. T. II. p. 665 u. 666.

[7] Urk. des Biſch. Joh. von Strasburg von 1310 bei *Schilter*, Comm. ad Constitut. Argent. vom Schauffelrechte, S. 19 und 36.

[8] Schwäbiſches Lehnrecht, Cap. 122. §. 1, 2 und Cap. 132. §. 3.

[9] *Rotharis* Leges, cap. 48. Bei Georgiſch, S. 953. Cap. 74, S. 958. Cap. 168. Cap. 170, S. 971. Cap. 171—174, S. 971 u. 972. Cap. 228, S. 985. *Luitprandi* Leg. Lib. VI. cap. 17. p. 1063.

[10] Otfried an König Ludwig, V. 24. S. 2 und Bch. IV, 13. 71. *Notker*, Ps. XIII. LXX, 19. XLIII, 1. Nachweiſungen für das Mittelhochteutſche ſ. in Benke, Gloſſar zum Wigalois, S. 549. Arndt, Gloſſ. zum Nibelungenliede, S. 11. Michaeler, Gloſſ. zum Iwain, S. 544.

Die Zuſammenſetzung **Dagading**, mit dem Umlaute Tegeding, zuſammengezogen Taiding, Täding, Teding bedeutet zwar, wie Schilter Glossar. p. 223. bemerkt, ſoviel als Ding, enthält aber urſprünglich zugleich die Bedeutung von einem Ding, auf dem zu erſcheinen man jemandem einen Tag geſetzt. Otfried (V. 19. S. 360) ſagt von Chriſtus in Beziehung auf das jüngſte Gericht: **Thes habet er uber worolt ring gimeinit einaz dagathing; thing filu hebigaz und n'ist niheinig siner drut, ni er queme zi themo thinge,** darum hat er über den Weltkreis geſetzt ein Tageding, ein ſehr ſchweres Ding; es iſt keiner ſeiner Trauten, er komme denn zu dem Dinge. In dem öſterreichiſchen Landrechte heißt es §. 3: „kommt er dann nicht vor an dem vierten Taiding, ſo ſoll er alles deſſen ſchuldig ſein“ — und gleich darauf: „daß er dem, der zu Recht habe gebracht, zu Rechte ſtehe drei Taiding nach einander,“ und darauf: und ſoll er zu Acht ſtehen im nächſten Landthaiding[12]). Auch der Schwabenſpiegel hat **Landtaeding**, ſo z. B. Cap. 119. S. 74: **Wie man Landtaeding haben sol. Tegedingen** (Umlaut aus **tagedingen**) zuſammengezogen **teidingen, tedingen**, Tegeding (Tageding) geben, bedeutet ſoviel als tagen, Tag geben, d. h. hier jemandem einen Tag anſetzen, wo der

---

[11]) Zahlreiche unzweifelhafte Belege von Gedinge, Hoffnung, Vertrauen, und gedingen, dingen, hoffen, ſ. bei *Schilter*, Glossar. p. 219. Bei andern Stellen kann Zweifel entſtehen, ob Gedinge durch Hoffnung oder Gericht zu übertragen iſt, ſo z. B. der Beurtheiler des zweiten Bandes des Liederſaales im 57. Ergänzungsblatte der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Mai 1825, macht bei dem:

Er iſt nit ze vollen karck
Der nimpt die pfennig für die marck
Hett der wolff pfennig
Er funde gut geding
Man ließ wolff und Diebe leben
Mochten ſie gut mit vollen geben,
Wer den pfennig lieb hat
Zu recht daz iſt miſſethat
Doch nimmt man nu den pfennig
Für alle weltlich ding
Pfening halb wunder tut
Sie weichent mangen herten mut

zu gedinge die Anmerkung: „Hier wol ſoviel als Glauben, Vertrauen, gute Ausſicht u. ſ. w.; aber geding iſt an dieſer Stelle wol weiter nichts als die Verſtärkung von Ding, Gericht, wie in holz-geding, vogd-geding u. ſ. w., und der Sinn iſt, der Wolf käme gut vor Gericht durch; und zu:

Wer den pfennig lieb hat
Zu recht *) daz iſt miſſethat:

ſetzt der Beurtheiler unter den Rand: „*) — daz — da ſoviel als: Wer den Pfennig lieb hat, bei dem gilt Miſſethat ſoviel als Recht.“ Es ſoll aber wol nichts andres heißen, als: „Wer als Richter oder wenn er zu Gericht ſitzt, ſich beſtechen läßt, das iſt Miſſethat.“

[12]) Die Recht nach Gewohnheit des Landts, bey Herzog Leopolden von Öſterreich, bei *Ludewig*, Reliq. T. IV. p. 4 u. 5. S. auch §. 12. S. 7 und anderwärts.

Tag Gebende und der, dem der Tag geſetzt worden, vor Gericht erſcheinen ſolle. So heißt es z. B. im ſächſiſch. Lehnrecht, um jegliche Schuld müſſe der Herr ſeinem Manne **tegedingen** ꝛc., vor Mittage müſſe der Herr ſeines Tegedinges beginnen; wenn der Herr Tegedinges beginnen wolle, ſo ſolle er einen ſeiner Mannen fragen, ob er einem ſeiner Mannen tegedingen müſſe ꝛc.; ſei der Mann nicht gegenwärtig, wenn man ihm tegedinge, ſolle der ihm den Tag kündigen ꝛc., man ſolle das Tegeding kündigen, zum Tage, da ihm getegedinget iſt ꝛc. Im Particip wird hier zwar auch noch und wiederholt **getegedinget**, doch der leichtern Ausſprache wegen **geteidinget** gebraucht [13]). Das ſchwäbiſche Lehnrecht hat nur in der Capitelüberſchrift das Zeitwort **tegedingen**, nämlich, von **tegetingen**, und für Tegeding im Texte **Teding**. Es braucht für **tegedingen**, **Teding geben (do ime sine Herre teding git)** und meiſtens wo an den entſprechenden Stellen das ſächſiſche Lehnrecht Tegeding hat, blos Tag, z. B. den Tag künden, auch her (nämlich in Beziehung auf das Gericht) gedinget für getegedinget oder geteidinget, und andre Wendungen. Aus tegedingen, teitingen, wurden vielerlei beliebte Redensarten und Zuſammenſetzungen gebildet und gebraucht, ſo z. B. mit einander zu teitingen gewinnen (mit einander in Rechtsſtreit gerathen), mit Jemandem bereden und betheidingen (mit Jemandem unterhandeln und übereinkommen), anteidingen, anbeteidingen [14]) (Jemanden auf Wege des Rechtens angehen). Mit dem Hochteutſchen tegendingen, teitingen vergl. das niederteutſche **dag thinghen, dagdingen**, verklagen, vor Gericht fodern, einen Tag von Gerichtswegen und zum Gericht anſetzen [15]), mit dem Umlaute **degedingen**, vor Gericht laden, ſich gerichtlich vergleichen, **Degedingermann**, Schiedsmann, **Dag-Ding**, die angeſetzte Zeit, vor Gerichte zu erſcheinen, mit dem Umlaut und zuſammengezogen **Deding**, von gleicher Bedeutung, aber häufiger gebraucht, daher auch von vielfachrer Anwendung, nämlich für **actio civilis instituta**, ferner für Unterredung, und für eine außergerichtlich beſtimmte Zeit, einen Vergleich zu bewirken, eine Unterhandlung, Capitulation einer Feſtung ꝛc., **af-degedingen**, durch Recht abgewinnen, auch gerichtlich erpreſſen, **bedegedingen, bededingen**, durchs Recht, oder durch einen Vertrag zuerkennen, in den Vertrag mit einſchließen, auch vor Gericht fodern, verklagen, **verdegedingen**, zu Rechte vertheidigen [16]). **Buwetaedingen, buwetedingen,** (im augsburger Rechte **butedingen**), von **Buwe, Bu,** Bau, d. h. eine Bau Landes, ſoviel Land als zu einem Meierhof erfoderlich, und **tedingen**, heißt mit Jemandem wegen Verleihung einer Bau, oder einer verliehenen Bau verhandeln und abſchließen oder aufkündigen, wie erhellt aus dem Schwabenſpiegel (Cap. 397. S. 229), zu welchen Zeiten der Herr mit ſeinen Leuten **buwetedingen** ſoll. Wer Gut hat, das er um **Gelt** (Zins) hinläßt, daß man es baue (**buwe**) und will er den verkehren, der es bauet, ſo ſoll er mit ihm **buwetaetingen** zwiſchen der Lichtmeſſe und dem weißen Sonntage (**Dominica Invocavit** [17])). Wehading wird im bairiſchen Geſetze, wo vom gerichtlichen Zweikampfe die Rede, dieſer genannt [18]). Velſerus fragt vermuthungsweiſe, ob vielleicht **Wehrding** dafür zu leſen [19]), und Schottelius will dieſes gegen das Zeugniß dafür einſchieben [20]). Schilter erklärt **Wehading** durch Weihe-Ding, weil die Kämpfer vor dem Kampf eingeweiht worden [21]), doch würde es dann **Wihading** heißen; Spelmann durch Pfand-Ding (ein durch Pfandgebung gelobtes Ding) von **wead**, Pfand, wodurch wir alſo **Wedading** erhielten; Joh. Ge. Wachter (**Glossar.** S. 289. 1901) durch Kampf-Ding, nämlich vom gothiſchen und fränkiſchen **wigan**, angelſächſ. **wigian, vegan, vaegan,** altnord. **(at) vega**, kämpfen. Wenn wir das angelſächſiſche Schwanken zwiſchen **wigian** und **wegan** betrachten, ſo könnte auch leicht der Baier bei **wich** (Kampf) und **wigan** (kämpfen) zwiſchen **i** und **e** geſchwankt haben, und **Wehading**, oder wenn wir das **h** aus der alten in unſre Ausſprache umſetzen, **Wechading**, Kampf-Ding, bedeuten. Vergleiche mit **Wehading** die dichteriſchen Ausdrücke angelſächſiſch **Heorthing**, isländ. **Hiörthing** [22]), (Schwert-Ding) für Kampf, Schlacht, **Alm-thing** [23]), Ulmending, d. h. Ding der aus Ulmenholz gefertigten Bogen oder Geſchoſſe. Das angelſächſiſche **Beado-gething** (von **Beado**, Unheil, Krieg) in derſelben Bedeutung, und **holma-ge-**

---

[13]) Sächſiſch Lehnrecht bei Schilter zu Cod. Jur. Alam. cap. 65—67. p. 35—40 enthält die zahlreichſten Stellen, wo Tegeding und tegeding unabläſſig vorkommt. Vgl. das ſchwäbiſche Lehnrecht, Cap. 116 (117). S. 144. In beiden finden ſich auch Beiſpiele wie tagen und Tag geben, gleichbedeutend mit tegedingen. Tag geben (Dag gheven) hat aber auch die Bedeutung von Friſt geben, Friſt verſtatten; ſ. Beiſpiele aus den bremer Statuten im brem. niederſächſ. Wörterbuche I. S. 179 und aus den ſtader Statuten im Glossar. zu den von Grothaus herausgegebenen Stat. Stad.

[14]) Z. B. in der Urk. Herz. Friedrichs von Sachſen 1423 (bei Horn, Friedrich d. Streitbare. Nr. 277. S. 876—878), welche wir bei der Maſſe von Beiſpielen, die ſich beibringen ließen, darum anführen, weil ſich in ihr die vier angeführten Redensarten und Zuſammenſetzungen alle zuſammenfinden. In Narrentheiding, Narrentheidinge, hat ſich das Wort noch in jetziger Sprache erhalten, aber das Bewußtſein ſeiner Abſtammung bei vielen verloren, da man auch Narrentheidung geſchrieben findet.

[15]) Statuta Stad I, 5. p. 47.

[16]) Stellen, wo die genannten niederſächſiſchen Wörter vorkommen, ſ. bei Tiling, Verſuch eines bremiſch-niederſächſiſchen Wörterbuchs. 1. Thl. S. 210—213, und bei Ölrichs, Dat Rigische Recht, Glossar. p. 255, 272. *Kilian*, Etymologicum Teutonicae linguae hat *Dedinghe*, lis, litigium, et foedus, pactum, pactio, *dedinghen*, *daedighen*, *dedighen*, litigare, disceptare, et componere, pacisci, transigere. *Dedings-lieden*, arbitri, disceptatores. *Dedingsman*, i e. *Scheydman*, arbiter.

[17]) *Haltaus*, Calendarium medii aevi, p. 63 u. 64 gegen Kilians und Scherzens und Andrer Erklärung, durch Dominica in Albis, jetzt Quasimodogeniti genannt.

[18]) *Lex Baiwariorum*, Tit. VI. cap. 5. p. 300: spondeant invicem *wehading*, quod dicimus e. c. *Decretum* Thassilonis de popularibus legibus, §. V.: De pugna duorum, quod *wehading* vocamus e. c. §. VI.: Qui supra praedictae pugnae, quod *Camfwic* dicimus, peracto judicio e. c. Herold lieſt Welading.

[19]) *Velserus*, Rer. Boicar. Lib. V. p. 163.

[20]) *Schottelius*, Lib. I. De Jur. sing. Germ. c. 28. §. 13.

[21]) *Schilter*, Glossar. p. 224.

[22]) Z. B. Hudrunar-Hvaut VI. gr. Ausg. d. Edd. Säm. S. 528.

[23]) Z. B. Lied im Landnámobók, p. 178.

thing 24), Ding auf dem Holme, weil die Zweikämpfe auf den Holmen gehalten wurden, weshalb im Altnordiſchen **Hólmgángr** (Holmgang) für Zweikampf der gewöhnliche Ausdruck iſt, ſo z. B. in Island, **Landnámabók**.

Witziggedinghe, welches zum J. 1169 vorkommt 25), hat man erklärt als ein Gericht zuſammengeſetzt aus den **Witthigesten** (Witzigſten, d. h. Weiſeſten), ſowie die Rathsglieder zu Stade **dhe Witthigesten** betitelt wurden 26). Aber man ſuchte ja alle Gerichte aus den Weiſeſten zuſammenzuſetzen. Auch läßt uns die altteutſche Sprache um eine gute Erklärung nicht in Verlegenheit, denn wir finden hier **Wizze**, Strafe, Folterqual, **wizlich, poenalis, getwizzinot**, geſtraft, hingerichtet, **ungawizinot**, ungeſtraft, **Wizanara, lictores** 27) ꝛc. In **witziggedinghe** iſt alſo das **witzig** eine beiwörtliche Bildung von **Wizze**, und **gedinghe** die übliche Verſtärkung durch **ge** für **Dingh**, und es bedeutet wörtlich **Sträfig-Gericht**, d. h. Strafgericht. Den innigen Zuſammenhang des Religions- und Dingweſens bei den alten Teutſchen, welche ſich nur durch den Ausſpruch der Götter regieren ließen, deutet Tacitus nur an, wenn er ſagt, Stillſchweigen gebiete auf den Volksverſammlungen der Prieſter (altnordiſch **Godi**), und habe da auch das Recht zu ſtrafen, und weiter nun anknüpft, auf der Volksverſammlung ſei auch erlaubt, auf Leben und Tod anzuklagen, und hierauf die verſchiednen Strafarten angibt, unter denen z. B. eine die Verſenkung in Sumpf iſt. Die Bedeutung des von Tacitus Erzählten iſt ihm, der bei den teutſchen Dingen an die Volksverſammlungen der Römer und bei dem Gerichtsweſen der Germanen an das ſeiner Landsleute dachte, nicht klar geworden, oder, ſpricht ſie nicht aus. Seine Berichte ſind nur in Anſehung des Thatſächlichen, was er berichtet, nicht in Anſehung ſeiner Urtheile und Anſichten darüber, zu brauchen; denn dieſe ſind nicht teutſch, ſondern römiſch, und ſeine Angaben erhalten ihren vollen Werth nur durch Vergleichung mit den germaniſchen Quellen. An dieſe müſſen wir uns auch wenden, um das Dingweſen der Germanen in der Heidenzeit zu erfaſſen. Dieſes war ganz auf die Religion gegründet, wie z. B. die Betrachtung des Dingweſens bei den Nordmannen zeigt, welches ſie mit nach Island brachten. Thorſtein, Sohn des erſten Beſitznehmers Islands, Ingolfs, ließ zuerſt mit Rath Helgi Biola's, Orlygs von Eſiuberg und andrer weiſen Männer ein Männer- (Menſchen-) Ding (**manna thing**) auf Kialarnes, ehe ein Allding geſetzt war, und deshalb folgte dieſer Prieſter- und Richterbezirk (**godorde**) den heiligen Alldingsgebräuchen (**althingishelgun**) auch nachher noch, als er die Stelle eines Alldings nicht mehr vertrat. In der Nähe des Dings war ein dem Thor geweihter Haupttempel, bei welchem ein Sumpf ſich befand, in welchen die geopferten (d. h. die im Namen der Gottheit hingerichteten) Menſchen geſtürzt wurden. Auf dem Altare des Tempels lag ein großer ſilberner Ring, welchen der **Godi** (d. h. Opferhäuptling und Richter) auf dem Dinge tragen und bei welchem man ſchwören mußte 28). Näheres über den Gebrauch ſolcher Ringe auf dem Dinge lernen wir aus den heidniſchen Geſetzen kennen, welche Ulfliots Geſetze heißen. Dieſer war nämlich nach Norwegen gereiſt, hatte ſich drei Winter (Jahre) hier aufgehalten, und mit ſeinem Mutterbruder Thorleif dem Weiſen die Geſetze geſetzt, welche ſeitdem Ulfliots Geſetze (**Ulfliots-lög**) genannt wurden. Als er wieder nach Island kam, ward ein Allding (**althing**) geſetzt, und die Isländer hatten ſeitdem ein Geſetz. Der zweite Satz des Anfanges dieſes war, daß in jedem Haupttempel auf dem Altar ein Ring von zwei Unzen, oder mehr liegen ſollte. Dieſen Ring mußte jeder **Godi** (Prieſterrichter) zu allen **Lögthingen** (von dieſen unten mehr), welche er ſelbſt halten mußte, an ſeiner Hand haben, und zuvor mit dem Blute des Rindes röthen, das er ſelbſt dazu geopfert hatte. Jedermann, dem eine gerichtliche Handlung zu verrichten oblag, mußte zuvor auf den Ring ſchwören und ſeine Eideshelfer (**vatta**, Wiſſer, d. h. Zeugen) zwei oder mehr nennen: „Ich nenne dieſen Eideshelfer (**that vaetti**), mußte er ſagen, daß ich leiſte Eid auf den Ring, echten Eid (**Cögeid**, Geſetzes-Eid, geſetzmäßigen Eid), helfe mir ſo Freyr und **Niördr** und der allmächtige Aſe, wie ich dieſe Sache ſuche (oder vertheidige, oder Zeugniß ablege, Zeugen anrufe, oder Urtheil fälle), wie ich weiß auf das rechteſte und wahrſte und gänzlichſte nach den Geſetzen, und alle geſetzmäßige Handlungen von der Hand löſe (d. h. verrichte), die unter mich kommen, ſo lange ich auf dieſem Dinge bin. Mit dieſen Worten und Dingformeln (**thingmörkum**, Dingmarken) heiligten namentlich die Vorfahren Dormods, der in Island **Allsheriargodi** (allgemeiner Richter) war, und dieſes ausſagte, die Alldinge. Damals, als die von Ulfliot in Norwegen geſammelten Geſetze in Island eingeführt und das Allding errichtet wurde, ward das Land in Viertel getheilt, und beſtimmt, daß drei Haupttempel (**höfuthof**) in jedem Dingſprengel (**thingsókn**) ſein ſollten, Männer wurden zur Bewahrung der Tempel nach Weisheit und Gerechtigkeit gewählt. Sie mußten auf den Dingen Gerichte ernennen, und den Sachgang (**sakferli**, Sachfahrt, Proceß) leiten. Des-

---

24) De Danorum Rebus Gestis Sec. III. et IV. poëma Danicum dialecto Anglosaxonica ed. Thorkelin, p. 55, 159, 292, 274, 275. Auch wird hier S. 33 blos thing für Kampf gebraucht: me weard grendles thing, mir ward Grendels Ding, d. h. ich hatte einen Kampf mit Grendel. 25) Urk. von 1169 bei *Grupe*, Origines et Antiquitat. Hanoveriens. p. 227. 26) So leitet *Gerh. Ern. Hamm*, Dissert. historica de Republica Vbio-Agrippensi, §. 56, Witziggedinghe ab, welche Ableitung *Haltaus*, Glossar. p. 2126 mit Recht beſtreitet. Grothaus (Statuta Stadensia) nimmt Praefat. p. 14 Hamms Erklärung an, verwirft ſie aber Addenda p. 114 wieder. 27) Reichliche Nachweiſungen über Wizze, Strafe, und die von ihm gebildeten Wörter ſ. aus Kero, Otfried, Notker, dem Gloss. Mons. und andern hochteutſchen Quellen bei *Schilter*, Gloss. p. 880 u. 881, und bei *Eccardus*, Catechesis Theotisca, p. 135 u. 136. Vgl. das altnordiſche viti, Schuld, Verbrecher, Strafe, das däniſche vide, das angelſächſ. Vite, das niederteutſche Wite, Vorwurf, Tadel, Anklage, Strafe, das altnord. vita, angelſächſ. vitan, engl. wite, niedert. witen, Schuld geben, verweiſen.

28) Islands Landnámabók. P. I. cap. 9. p. 19. P. IV. cap. 7. p. 300. Kjalnesinga Saga, cap. 2.

halb hießen ſie **Godar.** Jedermann mußte Zoll (**toll,** d. h. Steuer) an den Tempel geben, wie ſpäter an die Kirche Zehnten. Für den innigen Zuſammenhang des Dingweſens und der Religion iſt auch die Geſchichte des großen Opferers und Thorgläubigen Thorolf Moſtrarſkegg's beſonders bemerkenswerth. Als er auf ſeiner Auswanderung aus Norwegen nach Island weſtlich vor den Breidafiörd kam, warf er ſeine Hochſitzſäulen über Bord, an welchen Thor eingegraben war, und betete dazu, daß Thor da an das Land kommen möchte, wo er wollte, daß er wohnte, und gelobte, dem Thor alle ſeine Landnahme zu heiligen, und nach ihm zu benennen. Thorolf ſegelte in den Breidafiörd hinein, und gab dem Meerbuſen dieſen Namen. Hier fand er den Thor auf einer Landzunge (**á nesi eino**) ausgeworfen, welche nun **Thórnes** heißt. Sie landeten innerhalb in dem Meereinſchnitte (**vog**), den Thorolf **Hofsvog** (Tempel-Meereinſchnitt) nannte. Hier errichtete er ſein Gehöf (**bae**), und baute einen großen Tempel (**hof**), und heiligte ihn dem Thor, da, wo es nun **Hofstater** (Tempelſtätten) heißt. Der Meerbuſen war damals faſt noch ganz unbewohnt. Thorolf nahm Land von der Staſſá bis zur Thorſá (Thorsfluß) und nannte alles **Thorsnes** (Thors Vorgebirge, Erdzunge). Er hatte ſo großen Glauben an den Berg, der auf der Landzunge war, und den er **Helgafell** (Heiligenberg) nannte, daß Niemand ungewaſchen dahin blicken ſollte, und ſo große Friedheiligung (**friedhelgi**) war daſelbſt, daß dort weder Vieh noch Menſchen verletzt werden ſollten, ſie kamen denn von ſelbſt um. Das war Thorolfs und ſeiner Blutsfreunde Glaube, daß ſie nach ihrem Tod alle in den Hügel eingehen würden. Da auf der Landzunge, wo Thor ans Land kam, hielt Thorolf alle Gerichte, und ſetzte dahin das Landſchaftsding (**heradsthing**) mit Rath aller Landſchaftsgenoſſen (**sveitarmanna**). Wenn die Männer da auf dem Dinge waren, ſo ſollten ſie nicht Alfenverſcheuchung (**álfreki,** d. h. Leibesentleerung, weil man hierdurch die Alfen (Landgeiſter) zu verſcheuchen glaubte) am Lande haben, denn ſie wollten ein ſo heiliges Gefild nicht beſchmutzen, und eine Schere war dazu angewieſen, welche ſie deshalb **Dritsker** (**scopulus excrementorum**) nannten. Aber als Thorolf todt und Thorſtein, ſein Sohn, noch jung war, da wollten Thorgrim, Kiarlaks Sohn, und ſein Schwager Aſgeir nicht auf die Schere gehen. Die Thorneſinger duldeten das nicht, daß ſie ein ſo heiliges Gefild beſchmutzen wollten. Deshalb ſchlugen ſich Thórſtein, Thórkabitr, Thórgeir Keingr und die Ihrigen mit Thorgrim und Asgeir und den Ihrigen hier auf dem Ding um die Schere, und fielen da einige Männer, viele aber wurden verwundet, ehe ſie geſchieden wurden. Thórdr Geller verſöhnte ſie. Das Gefild war unheilig von dem Racheblute. Da ward das Ding von dannen hinweg und in das Innere der Erdzunge verlegt. Da war hier eine große heilige Stätte, und ſtand hier der **Thorsstein** (Thors Stein), auf welchem ſie die Menſchen zerbrachen, welche ſie opferten, und war hier der Gerichtsring (**dómhringr**), in welchem ſie die Menſchen zum Opfertode verurtheilten. Hierher ſetzte Thórdr Geller ein **Fiórdungsthing** (Viertels-Ding) mit Rathe aller zum Viertel gehörenden Männer[29]). Der ſnäſjäler Diſtrict wird noch heute bisweilen **Thórness-thing** genannt[30]). Zur Erklärung der obenerwähnten Lögthinge müſſen wir noch dieſes bemerken: **Lögthinge** vom altnordiſchen **Lag,** Geſetz (Mehrzahl **Laug, Lög**) ſchwed **Lag, Lagh,** dän. **Logh, Lov,** angelſächſ. **Lag,** engl. **Law,** hießen ſowol die höchſten Dinge, die Alldinge, als auch die unter ihnen ſtehenden geringern. So machte der ſchottländiſche Lagmann (Lowman), der Vorſteher des Alldings, in der Ausübung ſeines Oberrichteramts eine jährliche Umreiſe durch das Hauptland (Mainland), um den geringern **Lagthingen** jedes beſondern Bezirks vorzuſitzen. Auf dieſer Umreiſe war er von einem großen Gefolge begleitet, welches aus Rodmen und andern Gliedern ſeines Gerichts beſtand. Bei dieſen Sitzungen empfing er die Berufungen von den Untergerichten der Bezirksvoigte; er hob ungerechte Urtheile auf, und ſaß wegen aller Sachen zu Gericht, diejenigen ausgenommen, wovon das Leben oder der Tod des Angeklagten abhing. Hierbei durfte dieſer eine Berufung an das Allding der Odaler machen, welche verſammelt wurden, an den Entſcheidungen Theil zu nehmen. Die Bezirksvoigte, jeder in ſeinen Bezirken, deren es früher fünf, ſpäter als Shetland an Schottland gekommen, zehn gab, beriefen alljährlich zwei Dinge (Gerichtsverſammlungen), wobei alle achtbare Hausmänner des Bezirks anweſend ſein mußten. Hier verlas man erſtlich die Geſetze oder das Landrecht, welche des Voigts Beſchlüſſe leiteten; darauf ſchritt man zur Unterſuchung der vorgebrachten Sachen. Aber blos kleine Dinge, welche gute Nachbarſchaft und Bezirkspolizei angingen, durfte der Untervoigt entſcheiden, und in keiner Sache über zehn Pfd. (ſchottiſche Pfd., alſo zehn Thaler) Werth ſprechen. So auch hatte der Lagmann auf dem alten orkney'ſchen Lagthing mehre Untervoigte unter ſich[31]). Von ſeinem Vorſitzer ward das **Lagthing** auch **Lagmansthing** genannt. Ein **Lagmann** (Geſetzmann) oder **Lögsögumadr** (Geſetzſagemann), auch **Allsheriargodi** (allgemeiner Richter) genannt, ſtand auch dem Alldinge der Isländer vor, welches alljährlich gehalten ward und 16 Tage währte. Hier wurden mit gemeinſamer Zuſtimmung die Geſetze des Freiſtaates gegeben und die Entſcheidung über Händel[32]) gefällt. Der vom Volk erwählte Lögſögumadr behielt ſein Amt eine gewiſſe Reihe Jahre, manchmal bis ans Ende ſeines Lebens. Der berühmte Snorri Sturleſon ward zweimal dazu gewählt. Dem Lögſögumadr kam die Deutung,

---

[29]) Islands Landnámabók. P. II. cap. 12. p. 93 u. 94. P. IV. cap. 7. p. 299 — 301. über dómhringr vgl. Eigils-Saga, cap. 35.

[30]) *Finn-Magnusen*, Lex. Mytholog. p. 929.

[31]) *Barry*, History of the Orkney Islands. Sec. Edit. p. 184. *Hibbert*, Description of the Shetland Islands, p. 184, und hierzu Arndts Erläuterungen in den Nebenſtunden, S. 349 — 361, 434 — 453.

[32]) S. z. B. Islands Landnámabók p. 172, wo Midfeardar-Skegge Helgi'n und die Seinen wegen muthmaßlichen Roßdiebſtahls vor das Allding ſchriftlich ladet: oc stefudi Midfeardar-Skegge theim um stuld til althingis (und ſtabte Midfeardar-Skegge ſie um Diebſtahl zu dem Allding).

Erklärung und Aufbewahrung der Geſetze zu, und die in ſeinem Verwahrſam befindliche Abſchrift galt als Norm. Sein vom Volke beſtätigtes Urtheil ward in allen Fällen als entſcheidend betrachtet. Er hatte die Macht, von den untern Goden (prieſterlichen Richtern) gefällte Urtheile in Unterſuchung zu ziehen und umzuſtoßen, und ſogar ſie zu ſtrafen, wenn bewieſen ward, daß ſie wider den Geiſt des Geſetzes oder ihres Amtes gehandelt hatten[33]. Sowie die Isländer ihre Geſetze aus der Heimath ihrer Väter, Norwegen, geholt, ſo verwaltete auch der Lagmann von Shetland in ältrer Zeit die Gerechtigkeit nach den Regeln eines aus Skandinavien herſtammenden Geſetzbuches, und ſuchte auch bei ſchwierigen Fällen Rath in Norwegen, ſo z. B. geht aus einer Urkunde hervor, daß bei einem dunkeln und ſchwierigen Erbſchaftsſtreite der Lagmann und ein Lagrettmann (**Lowrettman**, Gerichtsbeiſitzer) aus Shetland nach Bergen übergefahren waren, um ſich dort des Rechts zu erholen, und ſie beide nebſt dem Lagman von Gulathing und einigen Beiſitzern deſſelben in Bergen ein ſogenanntes zuſammengeſetztes Gericht gebildet[34]. Das Gulathing, dieſes norwegiſche Allding, hatte ſeinen Namen von ſeiner Dingſtelle auf der kleinen Inſel Guley. Zu Mittfaſending mußten die königlichen Oberbeamten oder die geſetzlichen Stellvertreter derſelben aus allen zu dieſem Lagmansſprengel gehörenden Fylken (Landſchaften), aus jedem Fylke nach der Volkszahl deſſelben nicht weniger als 238 Männer ernennen. Dieſe Ernannten mußten alle das Allding beſuchen, und erhielten Tage- und Reiſegelder und aus ihnen wurde die Wahl der zwölfter Männer vorgenommen. Die königlichen Oberbeamten mußten, wenn ſie die 238 Männer ernannt hatten, den erſten Sonntag nach ihrer Ankunft zum Gulathing dieſen Eid leiſten: dazu legt er die Hand auf das heilige Buch, und das betheuert er vor Gott, daß er diejenigen Männer zum **Gula-thing** ernannt habe, die ihm nach ſeinem Gewiſſen die beſten gedeucht haben, und daß er keine Gabe dafür genommen[35]. Von dem Wirkungskreiſe des **Haeradsthing, Heradsthing** (Landſchafts-Ding) führen wir aus dem isländiſchen Geſetzbuche dieſes Beiſpiel an: Fand Jemand zugelaufenes Vieh unter dem ſeinigen, namentlich Widder, deren Eigner und Marke er nicht kannte, ſo mußte er ſie alle zwei Monate im Sommer bei ſeiner Kirche abkündigen, und einmal den nächſten Sommer auf dem Häratsthing; auch auf dem zweiten und dritten, fand ſich dann der Eigner, ſo mußte dieſer ihm ihren Werth bezahlen, außerdem behielt er ſie den dritten Herbſt, nachdem er ſie geſetzmäßig abgekündigt hatte[36].

Die Sachſen hatten ihr jährliches Allding (**generale concilium**) mitten in Sachſen an (**secus**) der Weſer und bei dem Orte Marklo (nach Grupen das wüſte Dorf Marsle bei Leeſe an der Weſer, nach Pertz Markenah in der Grafſchaft Hoya, da die Ausdrücke **juxta, secus, prope** nicht ſelten einen Zwiſchenraum ſelbſt von 15,000 Schritten anzeigen; außer der doch etwas zu großen Entfernung paßt freilich das ganz in Markenahs Nähe gelegne **Heiligen-loh**, heiliger Wald, zu der Dingſtätte). Auf dieſes Allding kamen jährlich einmal aus jedem Gau und jedem der drei Stände (Edelinge, Freilinge, Laſſen) je 12 Abgeordnete zuſammen, und berathſchlagten über das allgemeine Beſte[37]. Den unterjochten Sachſen verbot Karl der Große Alldinge zu halten, außer wenn ſie der königliche Bote auf des Königs Gebot verſammelte, ſondern jeder Graf ſollte in ſeinem Dienſtbezirke Dinge halten und Gerechtigkeit ſchaffen, und die Pfaffen ſollten darauf ſehen, daß es nicht anders geſchehe. An den Tagen des Herrn (Sonntagen) ſollten keine Dinge gehalten werden, wenn nicht etwa große Noth oder feindliche Einfälle dazu zwängen[38]. Wenn auch den Franken und Langobarden wiederholt eingeſchärft werden mußte, am Sonntage keine Dinge anzuſtellen, Niemanden zum Tode zu verurtheilen und keinen Markt zu halten[39], ſo hatten ſie wol darum den Sonntag am liebſten dazu gewählt, weil ſie auf ihn ihre Begriffe von Opferfeſten übertrugen, an welchen die mit Märkten verbundnen Dinge, auf welchen auch die Verbrecher geopfert wurden, in der Heidenzeit gehalten wurden. In den fränkiſchen Capitularien finden wir folgende Dinge, des Königs Ding, des Grafen Ding, des Boten (**missi**) Ding, des Vicars Ding, des Centenars Ding. — Zuerſt von des Königs Ding. Karl der Große verordnete um das Jahr 769: an das Mal (die Malſtatt, Gerichtsſtatt) zu kommen, ſollte Niemand zögern, zum erſten Mal um den Sommer, das zweite Mal um den Herbſt; zu den andern Dingen aber, wenn Nothwendigkeit vorhanden, oder des Königs Gebot dränge, ſolle geladen Niemand zu kommen zögern[40]. Im J. 803 gab er eine Beſtimmung über die Biſchöfe, Äbte, Grafen, welche auf ſeinem Dinge nicht geweſen. Ferner ſetzte er feſt, daß er ſein Allding (**generale placitum**), wenn nicht andre Dinge zufällig dazwiſchengekommen, den 24. Juli, das heiße, zur Meſſe des heiligen Johanns des Täufers zu Mainz oder Cabillon (Chalons sur Saone) halten wollte[41]. Daß hier des Maifeldes, welches doch nichts andres war, als ein Allding, welches der König hielt, da alle Franken unter dem Vorſitze des Königs Verſammlung zur Berathung des Beſten des Reichs hielten, hier nicht gedacht wird, kommt wol daher, weil dieſes einen beſondern Namen und ſchon feſte Zeitbeſtimmung hatte, oder wahrſcheinlicher, Karl der Große, der ſo viele Neuerungen traf, verſteht hier unter ſeinem Allding das Maifeld. Früher ward dieſes Allding nach alter Gewohnheit der Franken den 1. März gehalten, und hieß Märzfeld, bis es im J. 755 in den Mai verlegt ward. Nun hieß es eine Zeit lang Märzfeld im Mai, bis es den Namen Maifeld erhielt. Von Chlodowig wiſſen wir, daß er ſein Heer auf dem Märzfelde muſterte. Auf dem Märzfeld erhielten die fränkiſchen Könige auf dem Stuhle ſitzend die Geſchenke vom Volke nach alter Gewohnheit bis zum letzten Merowinger, den ſein Hausmeier Pippin verdrängte, und verordnete, was von den Franken beſchloſſen war[42]. König Pippin hielt nach den metziſchen Jahrbüchern im J. 754 ſein Ding (placitum suum), oder nach dem Ausdrucke der Fortſetzung der Chronik des Fredegar verſammelte er alle Franken in der Pfalz (publica villa) Brennak den 1. März, wie Gewohnheit der Franken war, faßte mit ſeinen Großen den Rathſchluß, zur Zeit, wenn die Könige in den Krieg zu ziehen pflegen, unternahm eine Heerfahrt in die Lombardei ꝛc. Im J. 755 kam nach den Petavianiſchen Jahrbüchern Thaſſilo zu dem Märzfeld, und ſie veränderten das Märzfeld in den Mai, die metziſchen Jahrbücher erzählen zum Jahre 757: König Pippin hielt ſein Ding zu Compiegne in der Pfalz (villa publica), wo auch Thaſſilo, Herzog der Baiern, war, den König Pippin Treue ſchwören ließ. Im J. 761 hielt König Pippin das Ding der Franken (conventum Francorum) zu Düren, der Pfalz (villa publica), und berathſchlagte über das Beſte des Reichs. Im J. 763 hielt Pippin das Allding der Franken (placitum generale Francorum) zu Vevers, von wo aus er gegen Waifar nach Aquitanien zog, im J. 764 zu Worms, im J. 765 zu Attigny, und führte in dieſem Jahre keine Heerfahrt irgend wohin, wiewol ſeine Grafen gegen die Aquitaner und Wasken kämpften. Die Alldinge der Franken hatte man alſo im März gehalten, und Pippin zuerſt, wie der Fortſetzer des Fredegar ſagt, zum Nutzen des Reiches aus dem Märzfeld ein Maifeld gemacht, weil ihr Hauptzweck die Berathung über Krieg und Frieden war, und der Frühling die Zeit war, wo man die Heerfahrten am gewöhnlichſten unternahm. (Vgl. mit dieſem Allding der Franken das nordiſche Opferfeſt entgegen dem Sommer, wo die Könige um Sieg opferten, im Artikel Opferfeste bei den Germanen.) War der Krieg ſchon ausgebrochen, ſo hielt man auf der Heerfahrt ſelbſt das Maifeld, ſowie die Fortſetzung des Fredegar bei Gelegenheit des Krieges gegen Waifar erzählt: König Pippin zog mit dem ganzen Heere der Franken durch Troyes, von da nach Auxerre, kam bis zu der Stadt Auverne, hielt daſelbſt mit ſeinen Franken und den Großen ſein Ding des Maifeldes, ſetzte über die Loire ꝛc. Als Pippin das Jahr darauf mit dem ganzen Heere der Franken nach Orleans kam, und ſein Ding des Maifeldes hielt, ward er von den Franken und ſeinen Großen durch viele Geſchenke bereichert. Im J. 767 zog er wieder nach Aquitanien, kam nach Bourges, und hielt daſelbſt, wie Sitte war, nach dem Ausdrucke der Fortſetzung des Fredegar, das Maifeld, nach dem beſtimmtern Ausdrucke der metziſchen Jahrbücher das Ding der Franken (Conventum Francorum) auf dem Maifelde[43]. Das Maifeld hielt Karl der Große im J. 773, als er in die Lombardei zog, bei Genf, im J. 775 und 779 bei Düren, 776 und 781 bei Worms, und im J. 777 bei Paderborn, wobei zahlreiche Sachſen die Taufe annehmen mußten[44]. Zum Jahre 790 berichten die lauriſheimer Jahrbücher (bei Pertz S. 34) und das Chronicon Moissacense (S. 299), Karl der Große habe das Ding (conventum) zu Worms, doch nicht Maifeld gehalten, und das Bruchſtück der Annalium Chesnii (bei Pertz S. 34) ſagt zu demſelben Jahr: er habe ſein Ding (suum conventum) zu Worms gehalten. Durch Vergleichung beider geht deutlich hervor, daß der neuerungsbefliſſene Karl der Große, das Allding, welches früher Märzfeld, dann Maifeld hieß, in der letztern Hälfte ſeiner Regierungsjahre zu ihm beliebiger Zeit gehalten, bis er 803 die obenerwähnte Beſtimmung traf. Es müßte denn der Zuſatz in den lauriſheimer Jahrbüchern und im Chron. Moiss.: und das Jahr blieb ohne Heerfahrt (sine hoste), das Allding, wenn es nicht Heeresmuſterung zugleich enthielt, nicht Maifeld genannt worden ſein. Aber dieſem widerſpricht, daß eben die Alldinge hauptſächlich zur Berathung über Krieg und Frieden gehalten wurden, und man alſo jenen Unterſchied nicht im Voraus machen konnte. Wol aber erklärt der Zuſatz, warum Karl im J. 790 das Allding nicht als Maifeld hielt, er hatte nämlich keine Heerfahrt zu thun, und eilte alſo mit dem Allding nicht, da er es nicht brauchte, und immer mehr ſeine Zwecke, als die des Volkes vor Augen hatte. Nach alter Gewohnheit hätte er eben das Allding im März oder Mai halten ſollen, um mit allen Franken über Krieg und Frieden zu berathen. Aber er hatte die Franken mehr zum Gehorchen als Berathen gewöhnt, und hielt, da er keine Heerfahrt wollte, alſo die Franken nicht nöthig hatte, das Allding zu beliebiger Zeit. Doch behielt er immer noch die Form der Einwilligung der fränkiſchen Großen in ſeine Beſchlüſſe möglichſt bei; ſo ſagt er in der Bewilligung der Bitte der Biſchöfe, welche dieſe dem Volke für die Biſchöfe auf dem allgemeine Dinge (in generali populi conventu) zu Worms im J. 803 in den Mund gelegt, ſie von der Theilnahme an den Heerfahrten zu befreien, daß er das, was alle gebeten, wenn er auf das allgemeine Ding (generale placitum) kommen werde, mit Zuratheziehung aller ſeiner Getreuen ſchriftlich zu beſtätigen wünſche. Nur das, was allgemein ſei (generalia) und für alle Stände paſſe, feſtzuſetzen und allen der heiligen Kirche Gottes und ſeinen Getreuen aus Liebe zum allmächtigen Gotte zu überliefern, ſei er bereit, und auf ſeinem nächſten Senat (Send) und allgemeinen Dinge (ad proximum synodalem nostrum conventum ac generale placitum), wo mehre Biſchöfe und Grafen zuſammengekommen, werde er jenes, wie ſie verlangt, beſtätigen[45]). Der Erzbiſchof Hinkmar von Rheims ſagt, daß eigentlich zwei Dinge (placita) im Jahre ſeien gehalten worden, ein allgemeines im Frühjahre, wo von den Angelegenheiten des ganzen Reichs gehandelt wurde, und wo nicht allein die Großen, ſondern auch die übrigen freien Leute, wenn ſie wollten, erſchienen, die erſten, um Verordnungen zu machen, die andern, um ſie anzunehmen. Karl der Kahle (Edict. Pist. c. 6) ſagt, ein Geſetz werde gemacht, durch die Beſtimmung des Volk und die Verordnung des Königs[46]). Aus den Königsdingen entwickelten und bildeten ſich die Reichstage, indem nach und nach blos die Reichsfürſten auf denſelben ihren Einfluß bewahrten, und zuletzt auch blos allein erſchienen. Auf den Dingen der Grafen, oder wenn dieſe ihre Schuldigkeit nicht gethan, der königlichen Boten, mußten namentlich die Rechtsfälle, welche Todesſtrafe oder Verluſt der Freiheit nach ſich zogen, oder Zurückerſtattung von unbeweglichem Vermögen oder von Sklaven betrafen, entſchieden werden. Auch durfte nur vor dem Grafen oder den königlichen Boten der Kauf und Verkauf der Menſchen ſtattfinden. Auf die Dinge der Grafen mußten die Richter und Voigte bei Strafe des Verluſtes ihrer Würde und ihres Lehens, und die königlichen Vaſallen bei gleicher Strafe die Räuber aus den Freiſtätten ſtellen. Wenn ein freier Menſch des Diebſtahls angeklagt worden und eignes Vermögen hatte, ſo mußte er ſich durch Pfandſetzung verbindlich machen, auf dem Mal vor dem Grafen zu erſcheinen; hatte er kein Vermögen, ſo mußte er Bürgen ſtellen, welche ſich durch Pfandſetzung verbindlich machten und ihn auf das Ding bringen ließen. Wie manche Grafen ihre Pflicht erfüllen mochten, lehren folgende geſetzliche Beſtimmungen: Die Grafen ſollten nicht immer die Armen unterdrücken, und wie der Zuſammenhang lehrt, namentlich nicht durch unnöthige Mahnung (Ladung) vor die Dinge, denn unmittelbar vorher wird geſagt, die Mahnung (Ladung vor Gericht) brauche man nicht zu beobachten, außer wenn Jemandes freier Stand oder Erbſchaft angegangen werde; bei dieſen Fällen ſollte der in Anſpruch Genommene nach der Vorſchrift des Geſetzes gemahnt (manniatur) werden; bei den übrigen Rechtsſachen ſolle keine Mahnung, ſondern Vorladung durch den Grafen bei Strafe ſtattfinden (rationem redditurus, non manniatur, sed per Comitem banniatur), (wir haben nämlich zum beſſern Verſtändniſſe der Stelle in Karls des Großen langobardiſchen Geſetzen Cap. 77 die entſprechende Stelle aus dem Capitulare Ludwigs des Frommen vom J. 819 Cap. 12 herzugenommen); man ſolle durch Strafgebietung des Grafen (per districtionem comitis) zu dem Male kommen, und zum Behufe der Rechtspflege ausgeforſcht werden. Kam der in Anſpruch Genommene bei der erſten und zweiten Ladung des Grafen nicht zu dem Male, wurde er Gerechtigkeit zu leiſten dadurch gezwungen, daß ſein Vermögen als Strafe eingezogen ward. Die Grafen oder (vel) Richter mußten auf den Dingen die Rechtsſachen der Witwen und Waiſen und übrigen Armen, da dieſe kein Vermögen hatten, von welchem ſie ſich erhalten konnten, bis ſie Gerechtigkeit erlangten, und deshalb ihr Geſchrei des Königs Ohr beſtürmte, zuerſt (Vormittags) hören und entſcheiden, Nachmittags die Sachen des Königs und mächtiger Menſchen. Bei den Rechtsſachen der Kirche war die Geſetzgebung, da der Einfluß der

---

[33] Mehres über die verſchiednen isländiſchen Gerichte ſ. im Art. Hrepp, wo namentlich von den Hreppstiorathing gehandelt wird; vgl. *Henderson*, Iceland, Sec. edit. p. 12. Rühs, die Edda, S. 46.

[34] Hibbert ſucht aus dieſer, S. 314 von ihm angeführten, Urkunde zu erhärten, daß das Lagthing zu Bergen in Norwegen oder das alte Gulathing vor der Verpfändung ſhetländiſcher Inſeln an Schottland und vielleicht noch einige Zeit nachher eine Art Gericht letzter Ziehung oder das geweſen ſei, was man jetzt wol einen Reviſionshof nennt. Arndt, S. 351—352, zeigt, daß man aus der Urkunde nicht erſehe, daß ein letzter Zug von dem ſhetländiſchen Lagmansthing an das Gulathing oder gar an den Hof von Norwegen gebracht ſei, obgleich das bei der zerfallenden Macht der Jarle (Grafen) im 14. und 15. Jahrh. wol zuweilen geſchehen ſein möge.

[35] Gulathings Laug. Kopenhagen 1817. Thingfarar Bolkr, Cap. 1—3.

[36] Den Islandsk Low Jonsbogen, överſat paa Egill Thorhalleſen. (Kopenh. 1763.) Landsleigo Balk, cap. 49 und 50.

[37] Vita S. Lebuini bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 361 u. 362.

[38] Capitulatio de Partibus Saxoniae, cap. 18. p. 581. Cap. 24. p. 584.

[39] Capitulare primum anno 813. Cap. 15. p. 772. Caroli M. Leg. Langobard. cap. 140. p. 1169. Capitularium Lib. II. cap. 7. p. 1328. Lib. IV. cap. 57. p. 1384. Lib. V. cap. 293. p. 1479.

[40] Caroli Magni Capitulare primum, datum, ut videtur, sub ejus regni exordio, an. Christi 769, cap. 12. p. 589.

---

[41] Capitulare tertium an. 803. Cap. 14. Cap. 29. p. 666—668.

[42] *Gregorius Turonensis*, Hist. Lib. II. cap. 27, bei *Freher*, Corp. Hist. Franc. p. 43. Gesta Abbatum Fontanellensium, cap. I. bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 275. *Einhardi* Annal. Fuldenses l. c. T. I. p. 346. *Einhardi* Vita Caroli M. cap. I. l. c. T. II. p. 444. Annales Laurissenses minores l. c. T. I. p. 116.

[43] Cont. Chronici Fredegarii bei *Freher*, p. 161.—165. Annales Metenses bei *Pertz*, Mon. Germ. Hist. Scriptt. T. I. p. 320, 333—335. Annalium Petavianorum Continuatio, p. 11.

[44] Ann. Laurishamenses, Ann. Alamannici bei *Pertz*, T. I. p. 28. Annales Nazarini p. 29. Annalium Laureshamensium Pars altera p 31: conventus Francorum, id est, Magii campus. Annal. Alamann. Cont. Annal. Guelferbyt. Cont. p. 40 Chronicon Moissacence p 296: conventus maximus Francorum, id est, Magii campus. p. 297: magnus Francorum conventus, id est, Magii campus.

---

45) Capitulare octavum ann. 803. p. 678 — 684. Capitularium Lib. VI. cap. 371. p. 1591. In Beziehung auf des Königs Ding iſt noch zu bemerken, daß Capitularium Additio quarta cap. 95. p. 1822 eines beſondern Falles gedacht wird, nämlich wenn welche ohne Einwilligung des Biſchofes Presbyter in ihre Kirche ſetzen, oder aus den Kirchen vertrieben, und vom Biſchof oder von jedem andern herrſchaftlichen Boten (dominico Misso) ermahnt, nicht gehorchen wollten, ſo ſollten ſie genöthigt werden, wegen des Königs Strafe Pfand zu ſetzen (bannum nostrum rewadiare) und Bürgen ſtellen, die ihn zu des Königs Ding (placitum nostrum) bringen müßten; und dann wolle der König entſcheiden, ob ſie die Strafe zahlen oder eine andre Pein (harmiscaram) dulden ſollten. Aber in dem Capitulare Wormatiense ann. 829. cap. I p. 898, aus welchem dieſe Stelle genommen, und Capitularium Lib. V. cap. 98 ſteht: palatium nostrum für placitum nostrum. Um ſo leichter konnte dieſes für jenes geſetzt werden, da des Königs Dinge gewöhnlich an Orten gehalten wurden, wo königliche Pfalzen (palatia regia) waren. Weshalb Jäger, Schwäbiſches Städteweſen, 1. Bd. S. 15 u. 16 ſagt, daß Ulm als Pfalz zum erſten Mal im J. 854 abwechſelnd unter dem Namen Palitium, Placitum villa, curtis regia oder imperialis uns entgegentrete, aber unter dem Namen placitum kommt es natürlich nicht vor, denn Ratpert (Casus S. Galli bei *Pertz*, Monum. Germ. Hist. Scriptt. T. II. p. 69) ſagt nur, König Ludwig habe im J. 854 öffentlich ſein Ding (publice placitum suum) zu Ulm (in villa, quae dicitur Vlma) in Gegenwart ſeiner Söhne und andrer Fürſten ſeines Reichs gehalten. Auf dieſem Dinge wurden die Streitigkeiten zwiſchen dem Biſchofe von Conſtanz und dem Kloſter St. Gallen verglichen, und der König ließ eine Urkunde ausſtellen, welche das Datum trägt: Hulma palatio regio XI. Kal. Aug. etc. Hieraus aber, daß die Urkunde auf dem placito in dem palatio regio ausgeſtellt worden, darf man nicht ſchließen, das palatium regium habe auch placitum geheißen, ſondern es war nur locus placiti, die Dingſtätte.

46) Vgl. Schmidt, Geſch. d. Teutſchen. 1. Thl. 3. Bch. 10. Cap. ulmer Ausg. v. 1784, S. 532, 533.

Biſchöfe und die Billigkeit mit einander kämpften, mit ſich ſelbſt nicht einig, denn man findet bald die Beſtimmung, daß die Sachen der Kirche gleich nach denen der Witwen und Waiſen Vormittags, bald daß ſie nach den Sachen des Königs Nachmittags vorgenommen werden ſollen. Die Grafen und Richter überhaupt mußten das Ding nüchtern halten, ſowie auch die Zeugen zum Dinge nüchtern kommen mußten, und nachdem ſie gegeſſen, weder Zeugniß ablegen noch Eid leiſten konnten. Die Vergnügungsluſt machte die geſetzliche Beſtimmung nöthig, daß die Grafen an dem Tage, wo ſie Ding halten ſollten, nicht ſollten auf die Jagd, noch zum Gaſtmahle gehen. Vor den Vicarien (den Stellvertretern des Grafen) durfte kein Criminalfall, ſondern nur leichtere Rechtsſachen entſchieden werden. Auf des Vicars Gericht durfte namentlich keiner Jemanden als Sklaven in Anſpruch nehmen, ſondern ſie mußten durch einen Bürgen vor den Grafen geſchickt werden [47].

Über die Dinge der königlichen Boten (Miſſi) beſtimmte Karl der Große im J. 812 dieſes: Wegen der Rechtsſachen, welche von Seiten der Grafen zurückgeblieben, ſollten die königlichen Boten (Miſſi) nur vier Monate im Jahre ihre Botſchaften üben, im Winter im Januar, im Frühling im April, im Sommer im Juli, im Herbſt im October. In den übrigen Monaten ſollte jeder Graf ſein Ding halten und Gerechtigkeit ſchaffen. Die königlichen Boten mußten viermal in jedem Monat, und an vier Orten ihre Dinge mit denjenigen Grafen haben, welche paſſend an jenem Orte zuſammenkommen konnten. Jeder königliche Bote mußte auf ſeinem Dinge den Grafen, welche zu ſeinem Botſchaftsbezirke (missaticum) gehörten, kund thun, daß ſie in den Monaten, wo er ſeine Botſchaft nicht ausübte, unter ſich zuſammenkommen und gemeinſame Dinge ſowol zur Beſtrafung der Räuber als zur Schlichtung der übrigen Rechtsſachen halten ſollten [48]. Kaiſer Ludwig der Fromme beſtimmte im J. 819, daß die königlichen Boten in dem Dienſtbezirke desjenigen Grafen, welcher die Rechtspflege gut verwaltet, ſich nicht längere Zeit aufhalten, noch die Menge verſammeln ſollten; ſondern dort ſollten ſie verweilen, wo die Gerechtigkeit nachläſſig geübt worden. Die königlichen Boten ſollten im Dienſtbezirk eines ſolchen Grafen, der vom Könige den Auftrag zur Ausführung einer Botſchaft erhalten, das Ding nicht halten, bis er ſelbſt zurückgekehrt. Die Streitſache, welche noch nicht vor dem Grafen geweſen, und der Recht Anrufende, der aus Thorheit oder Hartnäckigkeit den Grafen nicht anrufen wollen, mußte ihm wieder anbefohlen werden. Kein Biſchof, Abt und Graf durfte, wenn ihn nicht Krankheit oder des Königs Gebot hinderte, von dem Dinge der königlichen Boten hinwegbleiben, oder mußte einen ſolchen Stellvertreter (Vicar) ſchicken, der für ihn in jeder Sache Rechenſchaft geben konnte [49].

Auf dem Dinge des Centenars durfte Niemand zum Tode, zum Verluſte ſeiner Freiheit und zur Zurückgabe von Sachen und Sklaven verurtheilt werden. Über dieſes Alles mußte in Gegenwart des Grafen oder der königlichen Boten gerichtet werden. Unter den Sachen waren unbewegliche Güter zu verſtehen, wie aus dem Zuſatz in Karls des Großen langobardiſchen Geſetzen erhellt, jede Streitſache könne vor den Centenaren entſchieden werden, ausgenommen Zurückerſtattung von unbeweglichen Gütern (**rerum immobilium**) und Sklaven, welche nur vor Grafen könne entſchieden werden. Den Vicaren (Stellvertretern der Grafen) und Centenaren, welche mehr aus Habſucht, als um Gerechtigkeit zu ſchaffen, ſehr häufig Dinge hielten, mußte Ludwig der Fromme wiederholt einſchärfen, was ſein Vater Karl der Große verordnet, daß Niemand (nämlich von den Freien) zum Dinge gemahnt (geladen) werden ſolle, als wer ſeine Sache ſuche, oder wenn ein Andrer ſie ihm ſuchen (oder antworten) müſſe, ausgenommen die ſieben Schöppen, welche auf allen Dingen ſein müßten [50], und Ludwig ſelbſt im J. 819 verordnet, in Anſehung der Dinge, welche die Freien zu beſuchen ſchuldig ſeien, ſolle es ganz nach der Verordnung ſeines Vaters gehalten werden, nämlich daß ſie im Jahre nur die drei allgemeinen Dinge (**generalia placita**) zu beſuchen brauchen, und Keiner ſie weiter Dinge zu beſuchen nöthige, außer wenn etwa Jemand angeklagt, oder zu Ablegung von Zeugniß geladen worden. Zu den übrigen Dingen, welche die Centenaren halten, ſolle zu kommen Keinem geboten werden, als wer entweder ſtreite, oder urtheile, oder zeuge [51].

Die Keime der verſchiednen Dinge bei den alten Teutſchen finden wir ſchon bei Tacitus (Germ. 11—12) verzeichnet; er erwähnt nämlich der Volksverſammlungen, auf welchen die Fürſten ſich mit dem Volk über die wichtigen Angelegenheiten berietheN, und auf welchen auch auf Leben und Tod anzuklagen geſtattet war. Dieſes waren die Alldinge. Auf dieſen Dingen wurden auch Fürſten erwählt, welche in den Gauen und Dörfern Recht ſprachen. Die in den Gauen Recht ſprachen, hielten alſo Gaudinge, und die in den Dörfern (zuſammenhängende Dörfer gab es nicht, unter Dorf iſt alſo eine gewiſſe Anzahl Gehöfe zu verſtehen) Gericht hielten, ſtanden den Centdingen (Hundertdingen) vor; Letztres wird deutlich, wenn Tacitus zu: **Eliguntur in iisdem conciliis et principes, qui jura per pagos vicosque reddunt,** unmittelbar hinzufügt: **Centeni singulis ex plebe comites, consilium simul et auctoritas, adsunt.** Dieſe hundert Gehülfen ſind wol nichts andres als die hundert Dingpflichtigen[52]) aus der Hundertſchaft, denn jeder zu einer Dingſtätte Gehörige war ein Dingpflichtiger und als ſolcher gehalten, dem Dinge beizuwohnen, und den Richter durch Rath zu unterſtützen. Bei den Angelſachſen hieß die, hundert Grundeigenthümer umfaſſende, der Gerichtsbarkeit wegen gemachte, Gauabtheilung **Hundred**; ſie wird Alfreden zugeſchrieben, wol aus keinem andern Grund, als weil er ſchärfere Rechtsbeſtimmungen darüber gab, als früher ſtattgefunden. Die **Hundred** war wieder in zehn **Thitingae (decimae)** eingetheilt. Doch könnten die hundert Gehülfen bei Tacitus auch auf den Gau und nicht auf das Dorf zu beziehen ſein, und dann wären ſie nicht als die Dingpflichtigen überhaupt, ſondern als die Ernannten (Ausgewählten) anzuſehen, und entſprächen der Sache, wenn auch nicht der Zahl nach den **Nemndir'n** des Nordens[53]).

---

[47] Capitula Synodi Vernensis edita a Pippino Rege et ab Episcopis ann. 755, cap. 28. p. 522. Capitulare Caroli M. tertium, ann. 789. cap. I. p. 575. Capitulare tertium ann. 803 p. 666. Capitulare primum ann. 811. cap. 14. p. 740. Capitulare primum ann. 819. cap. XII. p. 842. Capitulare secundum ann. 819. Cap. 15. p. 843. Caroli M. Leg. Langobard. cap. 36 et 37. p. 1144. Cap. 42. p. 1145. Cap. 68 et 69. p. 1151. Cap. 114. p. 1164. Capitularium Lib. II. cap. 33 et 34. p. 1340—1342. Lib. IV. cap. 29. p. 1377. Lib. V. cap. 103. p. 1329. Cap. 195. p. 1450. Cap. 280. p. 1477. Lib. VI. cap. 232. p. 1558. Capitularium Additio tertia, cap. 128. p. 1831.

[48] Capitulare tertium ann. 812. Cap. 8, 12. p. 768 et 769. Capitularium Lib. III. cap. 83, 87. p. 1863—1865.

[49] Capitulare quintum ann 819 sive capitula de instructione Missorum, cap. 28, 29. p. 860. Cap. 28. p. 862. Capitularium Lib. IV. cap. 67, 68. p. 1386. Cap. 71. p. 1387.

[50] Im Capitulare primum ann. 811. cap. 13. p. 740 und im Capitulare secundum ann. Cap. 5. p. 745 werden außer den Schöppen auch die Vaſallen des Grafen genannt, welche zum Dinge zu kommen genöthigt waren. So auch in Caroli M. Leg. Langobard. Cap. 48. p. 1147.

[51] Capitulare tertium ann. 812. Cap. IV. p. 767. Capitulare quintum ann. 819. Cap. 14. p. 858, 859. Capitula pro lege habenda, cap. 5. p. 907, 908. Caroli M. Leg. Langobard. Cap. 36, 37. p. 1144. Cap. 69. p 1152, 1153 Cap 116. p. 1164. Ludovici Leg. Langob. Cap. 41 p. 1212, 1213. Lotharii I. Leg. Langobard. Cap. 40, 41. p. 1232. Capitularium Lib. III. cap. 79. p. 1364. Lib. V. cap. 105. p. 1429. Lib. VI. cap. 238. p. 1159.

Das **Goding** (Gau-Ding) war ein Ding, welches die Bewohner eines Gaues umfaßte. Im Hunſingau hieß das **Goding** auch **Warfdag** oder **Rechte Warfdag**, und war von den **Achtergodingen** (Nach-Gau-Dingen, Dinge, die nach dem echten Gaudinge gehalten wurden), die im Weſterwalde drei Wochen nach dem Warf eintraten, und von den **Rechtdagen** (im Hunſingau **smele Warfe**, kleine Warfe genannt) verſchieden[54]). Wie oft und wann die **Godinge** im Weſterwalde gehalten wurden, ſ. im Art. **Dingzeit** und **Dingtag**. Die Gaudinge fielen in den Gauen und in den Theilen der Gaue, über welche Grafen[55]) geſetzt waren, mit den Grafendingen zuſammen, ſo wenn z B. König Heinrich **IV.** in einer Urkunde von **1064** ſagt, er habe das im Gaue **Wettereiba** (Wetterau) in der Grafſchaft des Grafen Berthold gelegne Alod **Orbaha** (Orb), von welchem ſein Voigt Udalrich auf dem Dinge des Grafen Udalrich den Bann erhalten, der Kirche zu Mainz geſchenkt[56]), ſo iſt unter dieſem Dinge kein andres, als ein Gauding zu verſtehen. Mit dem Verfalle der Gau- und Grafen-Verfaſſung verloren auch die Gau- und Grafen-Dinge ihre urſprüngliche Bedeutung, aber die Namen blieben den Überreſten noch lange, ſo z. B. dem Grafendinge zu Halle. Das bremiſch-niederſächſiſche Güding, ein öffentliches, peinliches Halsgericht, iſt nichts als eine ſchwache Erinnerung und Überbleibſel von dem Gericht, und pflegt noch jetzt, wenn der Stadtvoigt in Bremen, vor Hinausführung eines vom Rathe verurtheilten Miſſethäters unter dem zweiten Bogen am Rathhauſe, nach alter hergebrachter Weiſe ein Halsgericht hält, in der Formel gehört zu werden: Herr Voigt, hier ſteht N. N. (welches der Rathsdiener iſt) von wegen eines Erb-Rathes, und bittet, daß ihr ihm ein Güding heget (**dat gy ehne eine Güdinge hegen**)[57]).

Das Landding, Landtäding wurde von dem Landesherrn dreimal im Jahr, oder wenn Unfriede und Übelthäterei im Lande herrſchte, alle zwei Monate gehalten, und mußte von allen denen, die in ſeinem Gericht anſäſſig waren, beſucht werden. Wer von ihnen nicht erſchien, mußte Buße zahlen. Auf kein Landtäding durfte man mit Harniſchen ohne des Richters Urlaub reiten. Wer beklagt und zugegen war, mußte antworten. War er nicht da, ſo mußte man ihm in die Landtädinge dreimal vorgebieten (ihn vorladen). Der Richter und der Kläger mußten auf den, dem vorgeboten war, bis an die Vesperzeit warten. Wer dann nicht kam, der war der Buße ſchuldig, fünf Pfund an manchen Orten, an andern minder oder mehr, und der Richter erhielt ſie. War Jemand beklagt um den Todtſchlag oder um Raub, oder um Diebheit, oder um Wunden, oder um Frevel, ſo mußte ihn der Landrichter ächten, und dem Kläger auf das Gut richten (den Kläger in des Beklagten Gut einweiſen). War er um Gut, das in des Landrichters Gerichte lag, oder um eine Gülte (Schuld, **debitum**) beklagt, ſo durfte er ihn nicht ächten, ſondern mußte den Kläger in des Beklagten Gut, das in ſeinem Gerichte lag, einweiſen[58]). Über das thüringiſche Landding insbeſondre und ſeine vier Dingſtühle ſ. im Art. **Dingstuhl**. — Burgding (**Burchtinck, Burchding**) war das Ding, welches der Herr der Burg oder ſein Richter, namentlich, wenn der Herr einen Burggrafen auf die Burg geſetzt, der Burggraf hielt daher auch des Burggrafen Ding oder Burggrafding genannt. So z. B. erzählt König Konrad in einer Urkunde von **1150**: der Truchſeß des Kloſters Corvey habe ſich zum Burggrafen aufgeworfen, des Burgbannes ſich angemaßt und Burgdinge gehalten[59]). Wie das Voigtding erſcheint auch das Burgding als eine Plage der Dingpflichtigen. So z. B. befreite Graf Hermann von Orlamünda im J. **1258** die Bauern und Leute des Pfarrers und Kirchſprengels zu Orlamünda von der Beſuchung und aller Laſt des Gerichtes, welches **Burch-**

---

52) Daher iſt die Meinung, daß in dem centeni (comites) die teutſche Zehn liege, und wir Zehnt-Grafen (Grafen über zehn) vor uns hätten, ganz unnöthig.

53) S. den Art. Nemndir und einſtweilen Arndt, Nebenſtunden, 1. Thl. S. 359—361, 451, 452.

54) Mone, 2. Art. S. 76.

55) Von dieſen Gaugrafen, welche Gaudinge hielten, ſind ſehr verſchieden die Dinggrafen, wie nach der Gloſſe zum Sachſenſpiegel, 3. Bch. 53. Art. Gärtnerſche Ausg. S. 438 die Bauernmeiſter (Dorfſchultheißen, ſ. z. B. 2. Bch. 45. Art. S. 286, 287) genannt werden.

56) Urk. bei Gudenus, Nr. 14. S. 24.

57) Assert. Libert. Reip. Brem. p. 697 etc. Vgl. (Tiling) Brem. Niederſächſ. W.-B. 1. Thl. S. 211.

58) Schwabenſpiegel, Cap. 119. S. 74. Cap. 348. S. 201, 202.

59) Urk. bei *Paullini*, De Advocatis Monasticis Syntagma, p. 567. Mehres über dieſe Geſchichte ſ. im Art. **Dienstmannen**, im Abſchnitte Misbräuche.

tinck hieß, mit dem Zuſatze, daß weder der Graf noch irgend einer ſeiner Richter über die Güter oder Hofſtellen des genannten Sprengels zu richten haben ſollte, außer über Verbrechen, welche Todesſtrafe erheiſchten; dann ſollten die vorgenannten vor dem Grafen oder ſeinen Richtern zu Orlamünda erſcheinen, und er, was Rechtens ſei, über ſie ausſprechen[60]. Bedeutend war des Burggrafen Ding, auch Frönigerichte (heilig, höchſt Gerichte) genannt, zu Magdeburg, weil die Magdeburger eine vorzugsweiſe bevorrechtete Burggrafſchaft, und der Burggraf der erſte und wichtigſte Beamte des Erzſtifts war. Des Burggrafen Stellvertreter war der Schultheiß, der im Namen des Burggrafen das Ding hielt, doch that dieſer es im 12. Jahrhunderte noch häufig ſelbſt. In allen die Stadt und Bürgerſchaft betreffenden Angelegenheiten hatten ſie Gerichtsſchöppen aus der Bürgerſchaft zu Beiſitzern[61]. Das Ding des Burggrafen ward noch ſpät jährlich zweimal vor den Thüren der Domkirche gehalten[62], früher dreimal, denn es heißt im Weichbilde Art. 4., daß der höchſte Richter, der Gerichte von Magdeburg, ſitze, drei Bodinge (**drei Botding**[63]), im lateiniſchen Texte **tria judicia Burggrabilia**) ſitze, d. h. halte. Der Burggraf von Magdeburg war nämlich darum der höchſte Richter, weil er zugleich die Voigteirechte übte, wie daraus erhellt, daß ſein Stellvertreter, der ſpäter **Scultetus** (Schultheiß), früher außer **subpraefectus** auch **Subadvocatus** (Untervoigt) genannt ward. Markgraf Albrecht der Bär war zwar Voigt des Kloſters Unſrer lieben Frauen; allein daß er auch als Herzog von Sachſen oder Markgraf von Brandenburg die Voigtei über das Erzſtift Magdeburg gehabt habe, oder der Burggraf ihm untergeordnet geweſen, davon findet ſich nicht die mindeſte Spur in der damaligen Geſchichte (ſ. Rathmann, Geſch. der Stadt Magdeburg I. Bd. S. 373—375). Ohne die beſondern Umſtände, welche beim magdeburger Burggrafending obwalteten, waren die Burggrafendinge anderwärts lange nicht von der Wichtigkeit, als die Voigtdinge. Der Schwabenſpiegel (Cap. 3. S. 5, und Cap. 166. S. 99) ſagt, daß ein Burggraf richten ſolle über unrechte Maße und unrechten Kauf, man gebe ihn mit der Wage, mit Ellen oder mit Metzen (zu trocknen Gegenſtänden) oder Trinkmaßen, und über Alles, was Leibnahr (Leibesnahrung) heiße.

Das **Voigtding** (**Voitding**[64]), **Voigts-Gedinge**[65]), des **Vauts Teting**[66]) wurden von den Voigten, namentlich den Stiftsvoigten (Schirmvoigten der Bisthümer und Klöſter) in Angelegenheiten der Stifte und zur Rechtspflege gehalten, indem der Voigt über den Todtſchlag, Wunden und Schwertzücken, und Haimſuchen und Alles was Frevel und Unzucht hieß, richtete (Schwabenſpiegel, Cap. 3. S. 5). Die Voigtdinge ſpielen in der Geſchichte des Mittelalters wegen der mit ihnen getriebenen Misbräuche eine traurig bedeutende Rolle. So z. B. klagt der Abt Fulrad von Leuben in ſeinem Brief an Kaiſer Heinrich, daß in den Dörfern ſeines Kloſters in manchen vier, in andern drei, in einigen auch ſieben Voigte ſeien, welche außer den drei allgemeinen Dingen (**praeter tres generales placitos**), wenn ſie immer wollten, daſelbſt einzeln dingten (**placitant**, d. h. Dinge hielten). Welchen Misbrauch nicht ſelten die Voigte mit den Dingen trieben, kann man auch aus den Verwahrungen erſehen, welche ſich vorzüglich in Urkunden aus der letzten Hälfte des 12. und in der erſten Hälfte des 13. Jahrh. finden, indem man genau beſtimmte, was eigentlich der Voigt bei jedem Dinge zu fodern, und wie viel er Dinge im Jahre zu halten hätte. Daraus Folgendes: Der zum Voigte Erwählte ſollte, wenn er auf Bitten des Königs den geſetzmäßigen Bann (**bannum legitimum**, Gerichtsbarkeit) empfangen, dreimal des Jahres oder wenn er immer von dem Abt eingeladen wurde, dort rechtes (echtes) Ding (**placitum justum**) für die Angelegenheiten und Rechtsſachen des Kloſters (auch der Leute des Kloſters) halten, aber wiſſen, daß ihm hierdurch kein andrer Dienſt (**servitium**, Leiſtung an ihn), Recht oder Lehen eingeräumt werde, als der dritte Bann (der dritte Theil der Strafgelder[67]), während die Zweitel [d. h. die beiden andern Drittel] dem Stifte gehörten) und die herkömmliche Rechtsſtrafe (**consuetudinariam justitiam**) wegen Diebſtahls, Frevels und des Übrigen dergleichen. Auf jedem der drei Dingtage erhielt der Voigt vom Abte zu ſeiner Verpflegung gewöhnlich einen Malter Frucht (Getreide zu Brode), einen Friſchling[68]), einen Eimer Wein, und andre zu ſeiner Beköſtigung gehörige Dinge. Gegen zu großes Gefolge an Mannſchaft und Roſſen mußte man ſich auch verwahren; daher ſuchte z. B. das Kloſter Lindau die Beſtimmung geltend zu machen, der Voigt ſolle zweimal im Jahr, einmal im Sommer, einmal im Winter, Ding halten, aber nicht über 12 Pferde mitbringen, und dann anſtändig bewirthet werden, würde er über dieſe Feſtſetzung irgendwo Ding halten, wenn er nicht von der Äbtiſſin eingeladen worden, müßte er ſich ſelbſt von dem ihm zukommenden dritten Theile der Strafgelder beköſtigen[69]. Ausnahmsweiſe erhielt der Voigt, wenn er es als Stifter des Kloſters, z. B. Graf Ludwig der Salier als Stifter des Kloſters Reinhar, eingegangen, zur Verpflegung nichts. Drei ordentliche Voigtdinge des Jahres war das gewöhnliche, ſo z. B. bei den Klöſtern Mure, Hirſau, Gottesau, Reinhardsbrunn ꝛc. Doch findet man auch nur eins, ſo war es dem Voigte des Kloſters Kamberg überlaſſen, wenn er wollte, immer den Montag nach der Pfingſtwoche im Dorfe Dungetal Ding zu halten, aber im Jahre nicht öfter, als einmal, außer wenn er vom Abt eingeladen werde. Wiederkehrend iſt in den Urkunden, wo drei ordentliche Voigtdinge bewilligt werden, die Beſtimmung, daß außerdem der Voigt, wenn der Abt nicht wollte und ihn nicht riefe, die Güter und Örter des Kloſters durch verwegne Beſuche und ohne Grund nicht berühren, noch anmaßungsvoll irgendwo in ihnen ein Ding halten oder übernachten durfte. Auch wurde ihm nicht geſtattet, ſtatt ſeiner Jemanden zum Untervoigte zu machen[70]. Die Dingpflichtigen mußten gewöhnlich Haber (Voigthaber)[71] und andres geben, z. B. Zins für Voigtlämmer, welchen man zu Oſtern entrichten mußte[72]. Dieſe nicht allemal genau beſtimmten Lieferungen und Abgaben und der Antheil des Richters an den Strafgeldern machten das Voigtding für die Unterdrückten, denen es hätte zum Troſte gereichen ſollen, für alle Dingpflichtige um ſo mehr zum Schrecken, da auf dieſen Dingen auch die Abgaben für die Herrſchaft eingetrieben wurden und der Voigt einen Antheil bekam, ſo z. B. die Urkunde Kaiſer Heinrichs III. vom J. 1056 für das Kloſter des heil. Maximin zu Trier (bei Nicol. Zyllesius), von den Gütern, welche auf der Voigte Dingen eingezogen (publicata) würden, ſolle der Abt zwei Theile erhalten, hingegen der dritte Theil von den Sachen und Früchten den Voigten im Jahre nur einmal gehören. Daher ſuchten die Äbte auch ohne den Voigt die Abgaben einzunehmen, ſo z. B. beſtimmt die Urkunde König Konrads III. für das Marſenkloſter von 1023: auf den allgemeinen Dingen (placitis generalibus) ſolle der Voigt den beſtimmten Dienſt (d. h. die Lieferungen zu ſeiner Verpflegung) erhalten, und den dritten Theil des auf den drei allgemeinen Dingen erworbenen Geldes; von wegen der Einkünfte des heiligen Remigius aber werde der Propſt ohne den Voigt durch den Meier und Schöppen dingen (placitare, das Ding halten laſſen); wenn aber Blutvergießen oder Brechung des Bannes oder Raub innerhalb des Alodes vorgefallen, ſolle der Propſt nicht ohne den Voigt dingen können, und der Voigt davon den dritten Theil erhalten. Biſchof Eberhard von Bamberg beſtimmt, der Voigt ſolle keinen Einfodrer (exactorem) haben, ſondern die Meier und Schergen des Biſchofs und der Brüder ihm ſein Recht einfodern und das Ding richten[73]. Wegen der obenangeführten Umſtände galt die Befreiung von der Dingpflichtigkeit zu den Voigtdingen als eine große Wohlthat. So gab z. B. König Konrad III. im J. 1140 den Brüdern des Kloſters des heil. Johannes das Recht, daß die, welche ihre Eigengüter dem Kloſter ſchenkten, keines Voigtes, keines Meiers Dinge etwas ſchuldig ſein ſollten, noch es zu beſuchen brauchten; ſondern ſie ſollten jährlich einmal oder zweimal ihr Einkommen nach Beſchaffenheit ihrer Güter zahlen und die übrige Zeit ohne Plage ruhig beſitzen[74]. Erzbiſchof Adelbert von Mainz gab im J. 1135 die Freiheit, daß alle die, welche binnen der Mauer zu Mainz wohnten, und auch darin verbleiben wollten, keines Voigtes Dinge und Einfoderungen (nullius advocati placita vel exactiones) außerhalb der Mauer ſuchen, ſondern innerhalb nach ihrem angebornen Rechte (nämlich Paſſiv-Rechte) Zins und Schatzung ohne Gewaltthätigkeit des Einfodrers, indem ſie Niemand einfoderte und ſie für die Einfoderung nichts zu zahlen brauchten, entrichten ſollten[75].

---

[60] Urk. bei *Löber*, Dissertatio de Burggraviis Orlamundanis, Bl. 104. S. 1 u. 2. Vgl. Bl. 53.

[61] S. *Leukfeld*, Antiq. Praemonstr. de S. Mar. mon. Magdeb. p. 64, 78, 79, 95, 103, 105, 111. Urk. 2, 11, 36.

[62] *Torquatus*, Annal. Magdeburg. Dioec. Lib. III. Bei *Boysen*, Mon. Germ. p. 204.

[63] So verbeſſert Schilter, Glossar. p. 143 aus ſeiner Handſchrift die verdorbene Lesart Voigtding, da nicht vom Voigte, ſondern von dem Burggrafen die Rede iſt.

[64] Urk. Heinrichs des Erlauchten von 1256, placitum, quod *Voitding* dicitur (ſo nach der Urſchrift, bei Liebe Nachleſe, ſteht fälſchlich Voitdine. Urkundenauszug in Thuring. sacr. Bl. 446: das Voyhts-Ding.

[65] Welch Mann ein Bürger anklagen will, es ſei vor dem Voigts-Gedinge oder Stadtgerichte, Altes Stadtrecht, Art. V. bei *Löber*, Diss. de Burggr. Orlamund. Bl. 53. Sagittarius, Gleich. Hiſt. S. 82: Voigtgeding.

[66] Urk. von 1135 und alte Überſetzung (bei *Gudenus*, Cod. Diplom. T. I. p. 119) Advocati placita, Vauts Teting.

[67] Schon Karl der Große beſtimmte dem Voigte den dritten Theil des durch das Dingen Erworbenen. Urk. für das Kloſter Reichenau, bei *Nunclerus*, Generat. 27.

[68] friskingum, frinthschingum in den verſchiednen Urkunden, wie aber darunter nicht blos ein junges Schwein zu verſtehen, lehrt die Urkunde des Erzbiſchofs Ruthard von Mainz über die Stiftung des Kloſters Kamberg vom J. 1090, bei *Gudenus*, l. c. No. 16. p. 28: *frinsungum* unum porcinum et duos ovinos (alſo hier ein junges Schwein und zwei Lämmer. Die Urk. Kaiſer Heinrichs III. für das Kloſter des heil. Maximin zu Trier vom J. 1056 (bei Nic. Zylleſius) beſtimmt, daß der Voigt dem Abte den Dienſt geben ſolle, nämlich zwei Scheffel Brod, vier Lämmer (Frinskingos 4 ovinos), und einen Ohm Wein; wenn er mehr haben wolle, müſſe er es vom Dinge nehmen, nämlich von dem Drittel des durch das Dingen (placitando) Erworbenen, während die Zweitel dem Abte gehörten. Biſchof Eberhard von Bamberg beſtimmte aus größerm Wohlwollen, daß der Voigt auf ſeinen Dingtagen zu Öſterhoven außer der Gerechtſame (den Strafgeldern, justitia) zum Dienſt erhalten ſollte zwei Scheffel Weizen, oder 200 Brode, zwei Schweine, wovon das eine 20, das andre 25 Pfennige (nummos) werth, zehn Hüh-

Ungeboten Ding war das ordentliche dreimal im Jahre zu feſtgeſetzter Zeit gehaltne Ding (Gericht), und bildete den Gegenſatz zu den gebotnen, d. h. außerordentlichen Dingen, welche nicht von der Wichtigkeit wie jene waren. Merkwürdig für die Kunde von den ungebotnen Dingen iſt die Urkunde des Abtes Adalrich von Laureshein vom J. 1071, in welcher er dem Kloſter Altenmünſter ſeinen Hof zu Kleinſachſenheim ſchenkt, und das Geſinde dieſes Hofes von der Verbindlichkeit befreit, die drei ungebotnen Dinge, zu welchen es jährlich an den Hof Luitereshuſen gemahnt wurde, zu beſuchen[76]. Das Geſindegeſetz des Biſchofs Burkhard von Worms beſtimmt, wolle der Biſchof einen fiscaliſchen

---

ner, zehn Käſe, zehn Eier, zwei Urnen Wein, vier Urnen Bier, ſechs Scheffel Futter. Urkunde bei *Hund*, Metrop. Salisburg. T. III. p. 50.

[69] Urk. bei *Conring*, Censura diplomatis Ludoviciani, cap. 2. p. 9 iſt unecht und unbrauchbar für die Geſchichte des neunten Jahrhunderts, in welches ſie geſetzt wird, wird aber für die ſpätre Zeit, für welche ſie verfaßt iſt, brauchbar.

[70] Urk. Kaiſer Heinrichs IV. zur Beſtätigung der Stiftung des Kloſters Reinhardsbrunn vom J. 1089 bei Falkenſtein, Thür. Chr. 2. Th. S. 1284, 1285. Urk. Kaiſer Heinrichs V. in Betreff des Kloſters Mure im Argau vom J. 1114 bei *Ludewig*, Scriptt. p. 417. Urk. im Betreff des vom Grafen Berthold (muthmaßlich von Henneburg) geſtifteten Kloſters Gottesau bei Durlach vom J. 1110 bei Wenk, Heſſ. Landeshiſtor. Urk.-Bch. S. 283. Urk. des Grafen Adelbert von Kalw im Betreff des Kloſters Hirſau vom J. 1113 bei *Paullini*, De Advocatis Monasticis, p. 542. Urk. Kaiſer Otto's III. von 990 für das Kloſter des heil. Maximin zu Trier (bei Nicol. Zylleſius). Urk. des Pfalzgrafen Heinrich bei Rhein, von 1093 (bei *Miraeus*, Diplom. Belg. Lib. II. cap. 35): advocatus — nunquam ad *publicum placitum* (offnes Ding) considebit, nisi a fratribus, si res poposcerit, invitatus e. c. Urk. des Biſch. Adelbero von Metz vom J. 1065 (bei demſ. Cod. Donat. Piar. c. 54): tertia pars pecuniae in generalibus placitis acquisitae etc.

[71] S. *Besold*, Thesaur. Pract. unter Voghabern.

[72] Schwabenſpiegel, Cap. 397. §. 2.

[73] Urk. bei *Hund*, Metrop. Salisburg. Tom. III. p. 50.

[74] Urk. bei Gudenus, Nr. 46. S. 122.

[75] Urk. bei demſ. Nr. 45. S. 119.

[76] Urk. in dem Chron. Laurishamense bei

Menſchen zu ſeinem Dienſtmann annehmen, und wolle dieſer nicht, ſolle er vier Pfenn. zum königlichen Dienſt und fünf zur Heerfahrt bezahlen, und die drei ungebotnen Dinge (**tria injussa placita**) im Jahre ſuchen, und dürfe dienen, wem er wolle[77]), d. h. mit andern Worten, wenn er auch einem Andern diene, ſolle doch ſeine Dingpflichtigkeit nicht aufhören. Bei den ungebotnen Dingen mußten alle Dingpflichtigen, wenn ſie auch keinen Rechtshandel hatten, erſcheinen, bei den gebotnen brauchten es nur die, welche einen ſolchen hatten, oder ſich etwas zu Schulden kommen laſſen, oder Recht ſprechen oder zeugen mußten. Die gebotnen Dinge wurden in gewiſſen Friſten nach den ungebotnen gehalten, und hießen auch der Botſchaft Ding. Beiſpiele von Botſchaft-Dingen ſ. im Art. **Dinghof**. Die ungebotnen Dinge wurden als die hauptſächlichen auch ſchlechthin die Dinge genannt. Bei den ungebotnen Dingen muß aber, um Verwirrung zu verhüten, vorzüglich hervorgehoben werden, daß auch ſie geboten, d. h. angekündigt wurden[78]), und daß, wo von Gebietung der Dinge die Rede iſt, deshalb noch nicht von einem gebotnen Ding, im Gegenſatze zu einem ungebotnen, die Rede, ſo z. B. wenn es im Schwabenſpiegel (Cap. 3, S. 5) heißt: Wo ein Gericht iſt, da ſoll ein Büttel ſein, oder mehr denn einer, der ſoll das Vogtding (**vogtdink**) gebieten; etswa (an manchen Orten) iſt Gewohnheit, daß man das Vogtding dreimal im Jahre gebietet, etswa (an manchen Orten) über ſechs (d. h. je nach ſechs) Wochen. Hier iſt von ungebotnen Dingen in eigenthümlicher Bedeutung die Rede, ungeachtet ſie geboten (d. h. bei Strafe angekündigt) wurden. Ebenſo auch im Cap. 75, S. 51: Wie die Richter eheliche Dinge (**elichu dink, placita legitima**) gebieten ſollen. Es kann kein Richter eheliche Dinge gebieten ohne ſeine Büttel, die das Ding gebieten ſollen. Da ſoll man den Büttel zuerſt fragen um Urtheil, ob er das Ding alſo geboten habe, als recht ſei, und ſoll fragen, ob er mit Recht verbieten ſolle Überbracht (Überſchallen)[79]) und alle Unzucht ꝛc. Nicht minder Cap. 109, S. 74: Wie man Landtäding (**Lanttaeding**) haben ſoll. Über 18 Wochen ſoll ein jeglicher Fürſt und ein jeglicher Herr, der Gericht von dem König empfangen hat, ſein Landtäding haben. Kein Herr ſoll ſein Landtäding gebieten auf einen Feiertag; ein jeglicher Mann wird mit Recht wohl überig (überhoben), daß es nicht ſuchet, und Cap. 348, S. 201: Wir gebieten bei unſrer Gewalt allen den Herren, die Landtäding gebieten ſollen, daß ſie es dreimal im Jahre haben ſollen, und ſteht das Land als unfriedlich und als übel, ſo kann man es gebieten wol mit Recht über zwei Monate allen den, die in ſeinem Gerichte ſitzen. Die ſollen ſein Landtäding ſuchen, die Gut in ſeinem Gerichte haben, oder mit Hauſe in ſeinem Gerichte ſitzen, wenn ſie zu ihren Tagen gekommen ſind, zu 22 Jahren. Wenn ein Herr ſein erſtes Landtäding gebietet, ſo ſoll er zuvor ſeinen Boten in ſeine Märkte und in ſeine Dörfer und auf ſeine Burgen ſenden, und ſoll da verkünden heißen, auf welchen Tag und an welcher Statt (Stätte) er ſein Landtäding geboten habe. Wenn er dann dahin kommt, ſo ſoll er ſeinen Büttel fragen, ob er ſein Landtäding ſo geboten habe, wie er ihm hieß. Das ſoll er bei ſeinem Eide ſagen, den er ihm geſchworen hat, daß er es berufen habe, als er ihm hieß; und wer unter den Leuten, die hiervor genannt ſind, nicht dahin kommt, die ſind der Buße ſchuldig. Hier haben wir zugleich den Schlüſſel zu dem **Bodding**, **Botding**, **Bötding**, welches nach der einen Erklärung ſoviel als geboten Ding[80]) iſt, nach der andern ſoviel als Buß-Ding, nämlich von **Bote**, Strafe, weil der, welcher nicht erſchien, **Bote** (Strafe) zahlen mußte[81]). Letztre Erklärung erſcheint als die vorzüglichere, wenn wir betrachten, was wir in den Quellen finden. Kaiſer Heinrich **III.** ſagt in der Urkunde[82]) für das Kloſter des heil. Maximin vom J. 1056: Wenn Jemandes Güter auf den **Budingen** des Abtes (**in placitis Abbatis, id est Budingum** (Dativ Pluralis), wegen einer Schuld an die Herrſchaft gezogen worden, ſollten ſie alle dem Abte gehören ꝛc. Hier iſt doch wahrſcheinlicher von den Hauptdingen, ordentlichen Dingen, den ungebotnen Dingen, als von gebotnen, den außerordentlichen, die Rede. Dieſes Buding wird z. B. von Schilter mit **Botding** gleichbedeutend genommen, und wir haben es hier in dieſer Beziehung betrachtet. Wahrſcheinlicher iſt aber **Buding** ſoviel als **Bu-ding**, d. h. Bauding (ein mit den zinspflichtigen Bauern gehaltnes Ding). Wir kehren nun zur Betrachtung von **Botding** zurück. Das magdeburger Weichbild Art. **44** ſagt, daß der höchſte Richter, der da Gerichte von Magdeburg ſitze, drei Botdinge (**drey botding**) in dem Jahre ſitze. Auch hier iſt doch wol von den Hauptdingen, den ungebotnen, die Rede. Nach Heinrichs des Stolzen Tode wähnte Markgraf Albrecht das Herzogthum Sachſen ungehindert zu behaupten, und begab ſich am Feſt aller Heiligen nach der Dingſtätte zu Bremen, um hier das Botding zu ſitzen[83]),

---

Freher, Scriptt. T. I. p. 79: Et ut familiam ejusdem curiae ab omni gravedine et molestia immunem redderemus, *a tribus principalibus mallis, qui vulgo Vngebodending vocantur, quibus ad curtim Luitereshusen annuatim manniebatur*, utrorumque consensu eam omnimodis absolvimus, soli praeposito in Aldenmunster, suisque fratribus, omni subjectione, omni functione perpetuo servituram.

[77]) Lex Familiae bei *Schannat*, Hist. Wormat. Probat. p. 47. [78]) So z. B. heißt es in der Urkunde des Erzbiſchofs Adelbero von Bremen von 1143, in Beziehung auf die von ihm zur Bebauung des Oſtmoors zu Sandau ꝛc. geſetzten zinspflichtigen Bauern: in placitis vero secularibus eum, quem sibi praefecimus, audiant etc. —— Tribus etiam annuatim diebus ad placita sui advocat: *ex condicto* veniant, et bannum pro quolibet suo commisso, tantum quatuor solidis redimant. *Privileg.* Archiepiscoporum Hamburg. No. 48 bei *Lindenbrog*, Scriptt. p. 153. [79]) Vor Gerichte gemachtes Geräuſch hieß Dinges Vnlust.

[80]) *Schilter*, Glossar. p. 142. [81]) *C. C. Oelrichs*, De Botding et Lodding Traj. ad Viadr. 1750. (Tiling) Brem. niederſächſ. W. 1. B. S. 125. [82]) Urk. bei Nic. Zylleſius und daraus bei *Du Fresne*, Glossar. unter Budingum. [83]) Der Annalista Saxo zum Jahre 1139 (bei *Eccard*, Corp. Hist. Med. Aev. p. 682) ſagt: Tunc Adebertus, aestimans se amodo Ducutu libere potiturum, forum apud Bremam in festo omnium Sanctorum adiit, locum compententi placitum habiturus etc. Des Ungenannten Historia Imperatorum (bei *Mencke*, Scriptt. T. III. p. 106): Tunc Marchio Albertus volens ire ad *Bolas* et in judicio, quod *Botding* dicitur, praesidere voluit,

wurde aber von Richenza's Anhängern vertrieben. Auch hier iſt wahrſcheinlicher, daß Albrecht, um ſich als Herzog zu zeigen, ein ordentliches, als daß er ein außerordentliches Ding halten wollte. Die Formel und die Art und Weiſe, wie das bremer Botding, welches der Erzbiſchof, oder deſſen Voigt, oder Schulze zu gewiſſen Zeiten hegte, gehalten ward, beſchreibt der Erzbiſchof Johann Rode[84]). Bei dieſem Dinge mußten alle und jede Eingeſeſſene erſcheinen, und ungeachtet ſie weder Klage führten, noch wider ſich hatten, dennoch Caution leiſten. Wer nicht erſchien, der hatte den Bann oder die Strafe verwirkt, bei welchen es angeſagt war. Man vergleiche hiermit, was wir im Art. **Dingpflichtigkeit** nach dem Sachſenſpiegel ſagen, und es wird noch deutlicher werden, daß auch bei dieſem bremer Botding, nicht von einem gebotnen (außerordentlichen), ſondern von einem ungebotnen (ordentlichen) Hauptdinge die Rede iſt, welche ungebotne Dinge aber auch, da ſie zwar zu beſtimmten Zeiten, aber wegen der Irrungen durch die Feſttage nicht jedes Jahr ganz gleichmäßig an denſelben Tagen gehalten werden konnten, angekündigt wurden. Daher **Baden-Botding** ein öffentliches, vom Landesherrn angeſetztes und von der Kanzel angekündigtes Botding[85]). **Badenbotding** heißt gebotnes Botding, aber geboten hat hier nicht die eigenthümliche Bedeutung von geboten Ding (Botſchaft Ding, d. h. außerordentlich Ding, welches nach dem Hauptdinge, dem ungebotnen Dinge, gehalten ward), ſondern bedeutet ein angekündigtes ordentliches Ding, Hauptding. Auch bei **Badenbotding** zeigt ſich die Erklärung von **Botding** durch Buß-Ding (Ding, welches man bei Strafe beſuchen muß, auch wenn man keine Angelegenheit daſelbſt hat) beſſer, als die, daß es verderbt aus geboten Ding ſei, denn wir erhalten bei letztrer Erklärung in **Baden-Botding** ein gebotnes geboten Ding, bei welchem das erſtre geboten in andrer Bedeutung als das letztre geboten zu nehmen.

Echte Dinge, ehliche (von Ehe, Geſetz) Dinge, Ehedinge, Ehegedinge, rechte Dinge, im Lateiniſchen **placita legitima**[86]), **jure debita**[87]), **placita justa**, d. h. geſetzliche Dinge, hießen die Hauptdinge als vom Geſetze vorgeſchriebene Dinge, zu denen alle Dingpflichtige kommen mußten, im Gegenſatze zu den Nachdingen, den außerordentlichen Dingen, und ſind der Sache nach mit den ungebotnen Dingen ganz gleich. Die beliebte Meinung, daß ein echtes Ding ſich von andern Dingen oder Gerichten, insbeſondre von dem **Bot-ding** dadurch unterſcheide, daß es 1) jährlich, 2) zu feſtgeſetzten und beſtimmten Zeiten, 3) ohne vorgängige richterliche Vorladung, gehegt worden[88]), bedarf ſehr der Berichtigung, da ja auch die Botdinge jährlich gehalten wurden, und auch die echten geboten, d. h. angekündigt wurden; denn es heißt im Schwabenſpiegel Cap. 75, S. 51: Wie die Richter eheliche Dinge (**elichiu dink**) gebieten ſollen. Es kann kein Richter ehlich Ding gebieten ohne ſeine Büttel, die das Ding gebieten ſollen ꝛc. Wie ein Ding ein echtes zum Unterſchiede von den außerordentlichen oder Nachdingen genannt ward, lehrt der Sachſenſpiegel (I. Bd. 2. Art. S. 18), wo er von der Dingpflichtigkeit handelt: Leget man aber ein Ding aus (ſetzt es an) um Ungerichte (Unthaten) von dem echten Dinge über 14 Nächte ꝛc. Wie dieſe Stelle, deren Inhalt wir im Art. **Dingpflichtig** mittheilen, lehrt, mußten zu den echten Dingen alle Dingpflichtige kommen, zu den Nachdingen nur die Betheiligten. Echtes Ding unterſcheidet ſich alſo ſo wenig von Botding, daß beide der Sache nach eins ſind und nur durch verſchiedne Benennungen bezeichnet werden. Da die echten Dinge mit den ungebotnen und Botdingen (Bußdingen) ein und dieſelben waren, ſo findet man ſie auch wie dieſe der Regel nach dreimal des Jahres vorgeſchrieben, ſo z. B. in dem Vergleiche des Erzbiſchofs Hillebold mit der Stadt Bremen vom Jahre 1259: Der Voigt ſolle alle Jahre drei echte Dinge (dri **Echteding**) hegen, und in den alten bremer Statuten Ord. 31: drei ſollen ſein in einem Jahr echte Dinge; des andern Montags nach dem heiligen Dage zu Oſtern, des nächſten Montags nach St. Michaels Tage, und des nächſten Montags nach dem zwölften[89]), (d. h. nach dem hohen neuen Jahre). Beiſpiele von Haltung echter Dinge ſ. im Art. **Dingstuhl**. Zur Kenntniß der echten Dinge iſt ſehr dienlich auch, was wir oben von dem **Goding** im Huſingau, welches auch der rechte Warfdag hieß, und von den Achtergodingen angeführt haben.

Dinghaus iſt das Haus, wo das Ding (Verſammlung, vorzüglich Gerichtsverſammlung, gehalten wird, ſo erklären die altteutſchen Gloſſen (**Gloss. Mons.** bei Petz) S. 367 **auditorium**, S. 392 **consistorium**, S. 366 **Synagoga** durch **Dinchus**, und in der Tatianiſchen Evangelien-Harmonie (Cap. 195. 1, S. 80) iſt, **introiit ergo iterum in praetorium Pilatus: ingieng tho abur in**

---

das lüneburger Zeitbuch (bei *Eccard*, T. I. p. 1378) Marcgreve Albrecht wande, dat he dat Hertocdom vrilike behalden solde, und wolde varen to den Boten, dat he dat Bot-ding dar sete. Das Bolas im lateiniſchen Text iſt offenbar verdorben, und der Überſetzer las wahrſcheinlich Botas und machte daraus to den Boten, was ſoll dieſes heißen? zu den Boten, Gebotnen, oder Bußen? wo waren dieſe, da kein Ort genannt wird, und es doch heißt *dar* sete? Mit Erklärung dieſer Stellen und dem Botding beſchäftigen ſich die Parerg. Goetting. T. I. L. III. Observ. 7. §. 3 sq.

[84] S. Pratjens Herzogth. Brem. u. Verden. 1. Samml. S. 49 fg.

[85] V. *Oelrichs*, l. l. §. 6 und Herz. Brem. u. Verd. 1. Samml. S. 48.

[86] So z. B. im Geſindegeſetze des Biſchofs Burkhard von Worms wird beſtimmt, daß wer von den Mitbürgern in der Stadt einen Erbhof habe, dieſer nicht dem Biſchofe zugeſprochen werden könne, wenn er nicht drei Jahre den Zins und die andern Gerechtſame von dieſem Hof überſeſſen (nicht gehoben); und nach dieſen drei Jahren ſolle er zu drei echten Dingen (ad tria legitima placita) geladen werden ꝛc. Lex Familiae bei *Schannat*, Hist. Wormat. Probat. p. 47.

[87] So z. B. in der Urkunde Kaiſer Heinrichs II. für das Kloſter des heiligen Maximin zu Trier (bei *Nicol. Zyllesius*): nullumque placitum praeter *tria jure debita* in Abbatia tenere praesumant (Advocati). Für echtes Ding wird auch Eddag (d. h. Ehe-Tag, d. h. durch das Geſetz feſtgeſetzter Tag) gebraucht; ſ. Beiſpiele im rigiſchen Stadtrecht. 2. Thl. Cap. 16. Bei *Oelrichs*, Dat Rigische Recht, S. 16. Vgl. S. 273.

[88] (Tiling) Brem. niederſächſ. W.B. 1. Thl. S. 288. Auch ſagt er, S. 287, daß echtes Ding in Bremen inſonderheit das Gericht des erzbiſchöflichen Voigtes zu Verfolg- und Aufbietung der Häuſer genannt worden, als wenn echtes Ding eine beſondre Unterart von Gerichten ausgemacht; man muß daher ſich ſo faſſen: Nur auf einem echten Dinge konnte die Verfolgung und Aufbietung der Häuſer vorgenommen werden.

[89] Assert. Lib. Brem. p. 761.

thas thinchus Pilatus, überſetzt. Auch z. B. im braunſchweiger Stadtrecht (2. St. 35. Cap. bei Leibnitz S. 439) kommt Dinghus als Haus vor, wo Gericht gehalten wird. Eine bedeutende Rolle in den engliſchen Rechtsalterthümern ſpielt das Husting, welches in London, wo noch jetzt das Hustings eins der vornehmſten Gerichte der Stadt in der Guildhall vor dem Lord Mayor und dem Alderman iſt, und in andern Städten Englands (Lincoln, Windham, York) und auf der Inſel Shipwey gehalten wurde[90]). Spelmann leitet Husting richtig von hus, Haus, und thing, Ding, ab, Sommer will, daß es ſoviel ſei, als hyst-thing von hyshegt, hyhsta, höchſt, alſo höchſtes Ding; der Sache nach war es dieſes allerdings, aber die Ableitung von hus, Haus, beſteht dabei auch. Man muß aber freilich dabei nicht daran denken, daß das Gericht Hausding geheißen, weil es in einem Hauſe gehalten worden ſei, ſondern Haus in ſeiner alten Bedeutung nehmen, wo es Haus des Herrn, Schloß, bedeutet. Unter Hus iſt in Husting an das Haus des Königs zu denken, da die Geſetze Eduards des Bekenners (Cap. 25.) ausdrücklich ſagen, daß in London, dem Haupte des Reiches und der Geſetze, der Hof des Königs jede Woche am Montag Hustinge halten ſollte. Das Huusting kommt auch im norwegiſchen Hofrechte vor, und wird von Dolmer S. 503 richtig aus huus, Haus, und thing erklärt, und durch praetorium übergetragen. Dingslete und Dingslütning (niedert.) bedeutet Störung, tumultuariſche Zerreißung oder Aufhebung des Gerichtes. Für Ding-ſlete will Haltaus Dings-late geſchrieben, und es von laten, laſſen herleiten, da es doch augenſcheinlich von Slete, Verſchliß, und dieſes von ſliten, (ſchliſſen, ſchleiſſen), zerreißen, aufheben, ein Ende machen, herkommt[91]). Dingspils iſt die drenthiſche Benennung der Bezirke der Gerichtsämter dieſer Landſchaft, daher die Eintheilung 1) In't Dingspil van Sygde-veldt, 2) in't Dingspil van Dieveren, 3) in't Dingspil van Beylen, 4) in't Dingspil van Rolde. 5) in't Dingspil van Noorde-veld, 6) in't Dingspil van't Ooster van't Ooster-Moor und in de Heerlickheydt Ruynen[92]).
(*Ferdinand Wachter.*)

Dingelfingen ſ. **Dingolfing.**

DINGELSTÄDT, Marktflecken an der Unſtrut, welche unweit deſſelben entſpringt, in dem Regierungsbezirk Erfurt der preuß. Provinz Sachſen, hat Mauern und drei Thore, eine katholiſche Kirche, 328 Häuſer und 1920 Einwohner, welche Wollen- und Linnenweberei und Garnſpinnerei betreiben. (*H.*)

DINGESWINDE. Mit dieſem Namen wird hin und wieder diejenige Urkunde belegt, welche ſonſt auch Kaufbrief, Wehrbrief, Feſtbrief, Lehenbrief genannt wird, alſo das den Erwerb eines Grundſtücks betreffende, vom Richter der belegenen Sache entweder ausgefertigte, oder wenigſtens beſtätigte Document[1]). Joachim Blüting ſagt daher in ſeiner Abhandlung „Von dem Landkauff nach jütiſchem Lowbuch“ Cap. IV.: „Ene Dingeswinde, das is ene beſchrewene Tügniſſe aver datjenige, wat den Dag to Dinge und Recht binnen vier Dingeſtöcken gehandelt ward, in Schriften verfatet, do na Gebrucke und jedes Hardes Gewohnheit, dörch den Dingſchriever geſchreven und dörch des Hardesvogt und zwey Sandmänne Segel beſegelt, dene Parten mitgedeelet“[2]). Das Wort ſelbſt kommt her von Ding (d. h. Gericht) und Winde (d. h. Zeugniß), ſodaß alſo Dingeswinde, dem vorſtehenden Begriff entſprechend, mit „gerichtliches Zeugniß“ gleichbedeutend iſt[3]). Die Aufnahme ſolcher Inſtrumente kommt ſchon in den fränkiſchen Zeiten vor; es hatten ſich bereits damals beſtimmte Formeln gebildet, worin die Pertinenzen der größern Güter meiſt ſo angegeben werden: „Cum terris, domibus, aedificiis, accolabus, mancipiis, vineis, silvis, campis, pratis, pascuis, aquis, aquarumve decursibus, adjacentiis, adpendiciis, vel omni merito et termino ibidem adspiciente[4]).“ Ähnlich lauten dergleichen Urkunden im ſpätern Mittelalter und folgende aus dem Jahre 1180 mag davon ein Beiſpiel liefern: „Nos (Fridericus imp.) ducatum — cum omni jure et jurisdictione, videlicet cum comitatibus, cum advocatiis, cum conductibus, cum mansis, cum curtibus, cum beneficiis, cum ministerialibus, cum mancipiis, et cum omnibus ad eundem comitatum pertinentibus ecclesiae Coloniensi — contulimus, et — archiepiscopum Philippum — solenniter investivimus[5]).“ Daß man ſich ſolcher Urkunden grade bei den Erwerbungen von Grundſtücken bediente, hat theils in der Wichtigkeit des Gegenſtandes der Veräußerung ſeinen Grund, theils in folgender Gewohnheit, die übrigens auf jenem allgemeinern Grunde zum Theil mit beruhte. Die Veräußerungen von Grundſtücken erfolgten nämlich bei den Völkern germaniſcher Abſtammung ſtets gerichtlich, und wurde in dem einen oder andern beſondern Fall eine Ausnahme gemacht, ſo geſchah es einerſeits immer nur des augenblicklichen Bedürfniſſes wegen, andrerſeits aber wurde das außergerichtlich abgeſchloſſene Geſchäft doch immer ſpäterhin von den Parteien dem Gerichte ſelbſt noch nachträglich vorgetragen, d. h. verlautbart[6]). — Dieſe Theilnahme des Gerichts an den Veräußerungen der liegenden Gründe zweckte auf möglichſte Sicherſtellung der ſämmtlichen bei einem ſolchen Geſchäfte betheiligten Perſonen

---

90) S. die Stelle aus der Urk. König Heinrichs I. von England bei *Du Fresne*, Glossar. unter Hustingus, und die von ihm angeführten Schriftſteller, namentlich Matth. Pariſ. z. J. 1196, Will. Thorn z. J. 1395, Practon, Prynneus und Fleta.

91) Erſte Samml. der Herzogth. Brem. u. Verd. S. 50. Bremiſch-niederſächſiſches Wörterbuch. 1. Thl. S. 214. 4. Thl. S. 834.

92) S. *Picardt*, Chronik der Landschap Drenth, in ſeinen Antiquiteten de Provintien en Landen gelegen tusschen de Noord-Zee, de Yssel, Emse en Lippe (t'Amsterdam 1660), welcher S. 270 u. 271 die Dörfer und die Schulzen aufführt, welche zu ſeiner Zeit zu jedem Dingspil gehörten.

1) *Brokes*, Select. observat. forens. ex omni juris parte collect. (Lubec. 1765.) Obs. 82. 2) *Westphalen*, Monument. inedit. Tom. III. p. 2158. 3) *Brokes*, loc. laud. §. 6. 4) Eichhorn, Teutſche Staats- u. Rechtsgeſchichte. §. 204. Not. 5) *Lünig*, Corp. juris feudalis. Tom. I. p. 395. 6) Capitular. a. 819. cap. 6. Vgl. hierüber Albrecht, Die Gevere. (Königsberg 1828.) S. 65. Phillips, Grundſ. des gemeinen teutſchen Privatrechts. (Berlin 1829) 1. Bd. S. 175, 176.

ab, zunächſt der Parteien ſelbſt, dann aber auch andrer Intereſſenten, namentlich der nächſten Erben. Was insbeſondre die Parteien betraf, ſo wurden deren Rechte natürlich noch in einem höhern Grade geſichert, wenn über die gerichtliche Veräußerung zugleich ein beſondrer Beſcheinigungsbrief (breve testatum) vom Richter ausgefertigt wurde[7]), und ſo wurde denn der Gebrauch der Wehrbriefe oder Dingeswinden immer allgemeiner; zumal es ohnehin, wie namentlich aus den Formeln Marculfs hervorgeht, bereits in den fränkiſchen Zeiten eine weit verbreitete Gewohnheit war, über Geſchäfte von einiger Wichtigkeit Urkunden anzufertigen[8]). Die Kaufbriefe oder Dingeswinden haben ſich demnächſt bis auf den heutigen Tag überall erhalten[9]). Doch kann deshalb noch nicht behauptet werden, daß ſie ein Inſtitut des heutigen gemeinen Rechts ſeien. Denn in der Lehre vom Erwerbe des Eigenthums gibt die römiſche Legislation ſchon ſeit Jahrhunderten für uns die gemeinrechtliche Entſcheidungsnorm ab; dem römiſchen Recht iſt aber die Einrichtung der Feſtbriefe nicht bekannt. *(Dieck.)*

DINGFLUCHT, DINGFLÜCHTIG. Dingflucht hieß, wenn Jemand, der vor Gericht angeklagt war, oder angeklagt hatte, ſich vor Gericht nicht ſtellte, und dingflüchtig, der ſich deſſen ſchuldig machte. Das ſaliſche Geſetz beſtimmt, daß, wenn Jemand geſetzmäßig vor das Mal gemahnt (vorgefodert) worden und nicht erſchienen, wenn ihn keine Sumis (von den Geſetzen anerkanntes Hinderniß) abgehalten, 15 Schillinge, welche 600 Pfennige machten, zu zahlen ſchuldig ſein ſollte. Der aber, welcher einen andern gemahnt (vorgefodert), und ſelbſt nicht erſchienen, mußte, wenn ihn keine Sumis abgehalten, auch 15 Schillinge zahlen[1]). Im Capitulare quartum anni 803 sive de lege Ripuarense[2]) Cap. 33. wird näher beſtimmt, daß die erwähnte Strafe für das Nichterſcheinen auf dem zweiten und dritten Dinge gelten ſollte; die erſte Vorladung (bannitio, Vorfoderung bei Strafe, ſollte über ſieben Nächte, die zweite über 14 Nächte, die dritte über 21 und die vierte über 42 Nächte ſtattfinden. Erſchien der Vorgefoderte auf der vierten Ladung nicht, ſo wurde ſein Beſitzthum zur Strafe eingezogen, bis er erſchien, und wegen der Sache, wegen welcher er angeſprochen worden, Gerechtigkeit leiſtete. Erſchien er binnen Jahresfriſt nicht, ſo mußte wegen des zur Strafe eingezogenen Vermögens der König befragt und nach ſeinem Spruche darüber verfügt werden. Hatte der Dingflüchtige keine Eigengüter, ſondern nur Lehen, ſo wurde auch dieſes eingezogen, bis der König befragt ward. Das Geſetz der Alemannen beſtimmt, daß ein Dingflüchtiger ſechszig Schillinge um den Frieden (d. h. weil er durch die Dingflucht den Frieden gefährdete) zu zahlen ſchuldig[3]). Als Beiſpiel nicht ſeltner Dingflucht findet man namentlich in den langobardiſchen von ſolchen angegeben, welche einen andern als ihren Knecht anſprachen, um die von ihm, z. B. wegen erlittener Verwundung, gegen ſie erhobene Klage niederzuſchlagen. Der ſeine Freiheit beweiſen wollte, mußte nämlich ſich vor Gericht verpfänden (vadium, Wette, d. h. Pfand, geben). Der des Andern Freiheit in Zweifel zog, mußte zwar auch Wette (Pfand) ſetzen, konnte aber als Reicherer das Pfand leichter miſſen, und ſuchte den Armen durch die vielen Dinge zu Grunde zu richten und zum Schweigen zu bringen. Es war daher feſtgeſetzt, daß wenn einer, um ſeine Freiheit zu beweiſen, Wette (Pfand) vor Gerichte gegeben, die Sache beim erſten und zweiten und dritten Dinge vorgenommen und entſchieden werden ſollte. Zwiſchen Ding und Ding mußten zwölf Tage, und das dritte Ding nach 15, wenn es innerhalb, und nach 20 Tagen, wenn es in einer andern Grafſchaft war. Vernachläſſigte der, welcher ſuchte, auf den drei Dingen zu erſcheinen, und hatte ihn nicht des Königs Dienſt, noch unvermeidliche Noth verhindert, und hatte der Graf das Ding gehalten, und war jener zur Erweiſung ſeiner Freiheit durch Zeugen bereit geweſen, ſo mußte der Graf die Zeugen annehmen und die Sache entſcheiden, gleich als wenn der, welcher ſuchte, zugegen geweſen wäre, und dieſer mußte künftig über des Angeſprochnen Dienſtbarkeit ſchweigen, und überdies des Königs Bann (Strafe) zahlen und volle Gerechtigkeit leiſten[4]). Dieſes als Beiſpiel der Dingflucht der Suchenden; Folgendes über die Angeklagten: Wenn man Jemanden vor Gericht in ſeiner Gegenwart anklagte, und ward er dingflüchtig, ſo war er der Klage überführt. War er um Ungericht (peinliches Verbrechen) oder um andern Frevel beklagt, ſo erheiſchte das Recht, ihn unverzüglich zu verfeſten[5]) oder verächten[6]), (d. h. proſcribiren). Bei Dingflucht um Schuldſachen hatten dieſe Rechtsbeſtimmungen ſtatt: Sollte jemand eine Schuld vor Gericht zahlen, und lud man ihn deshalb vor, und gehorchte er der Vorladung nicht und ward dingflüchtig, ſo war der, der ihn vorladen laſſen, der erſte Kläger, und erhielt vor andern das, was von des Schuldners Gut aufgefunden ward. Hatte ein Dingflüchtiger Gut gekauft, oder ausgenommen von einem andern Manne, dem er es nicht bezahlt hatte, und war das Gut noch ganz bei einander, ſo erhielt es der, der es ihm gegeben, wenn er es beſchwor, wieder, und kein andrer Gläubiger hatte Recht daran. Ward jemand dingflüchtig, und kamen die Gläubiger und klagten wegen des Gutes, ſo mußte man ihnen einen Tag zur Zuſammenkunft aller beſtimmen, und dann ward nach den Ausſagen des Burggrafen und der Waibel entſchieden. Sagte der Burggraf, daß es einem verſetzt geweſen, durch Handſchlag oder Verſchreibung, bevor jener dingflüchtig geworden, ſo hatte dieſes Kraft, und von dem er ſagte, daß er der erſte ſei, dieſer ging vor. War ohne Zuziehung des Burggrafen einem etwas verſetzt worden, ſo

---

7) I. Feudor. 2, 3, 4. *Du Fresne* s. v. brevis. 8) Eichhorn a. a. O. 9) Runde, Grundſ. des gem. teutſchen Privatr. §. 259.

1) Pactus Legis Salicae. T. I. §. 1. 2. Bei Eccard, S. 11, 12. Lex Salica. T. I. p. 119. Dieſelbe bei *Schilter*, Thesaurus. T. II, p. 5. 2) Bei Georgiſch, S. 671. Vgl. Capitularium Lib. III. cap. 45. p. 1356. 3) Lex Alamannorum. Tit. 36 (37). §. 3. p. 211.

4) Lotharii I. Leg. Langobard. cap. 76, 77. p. 1219, 1241. 5) Sachſenſpiegel, 2. Bch. 46. Art. Gärtnerſche Ausg. S. 270, 271. 6) Schwabenſpiegel, Cap. 205. Von Dinkfluht bei *Schilter*, Thesaurus Ant. Teut. T. I. p. 122.

mußte er und zwei Zeugen eidlich beweiſen, daß er der erſte Kläger ſei ꝛc. Ward ein Mann dingflüchtig und kam hernach vor Gericht, und klagte einer gegen ihn, und kam einer und vertheidigte ihn und ſagte, er habe ſeinen Leib und ſein Gut in ſeiner Gewalt, ſo war Recht, daß man keine Zwangsmaßregeln gegen ihn brauchte, bis jener bezeugte, daß ſein Leib und ſein Gut in ſeiner Gewalt nicht ſei 7). Der, welcher die Dingflüchtigen fing, hieß Dingſteller, lateiniſch **stationarius** 8).

(*Ferdinand Wachter.*)

DINGFRIEDE, der öffentlich angekündigte Friede, welcher gewiſſe Zeit vor, unter und nach dem zu hegenden Gerichte, bei gewiſſer Strafe gehalten werden mußte, ſo z. B. heißt es im oſtfrieſiſchen Landrechte Bch. I. Cap. 55., daß man Kirchfriede, Hausfriede, Romfriede (deſſen die nach Rom wallfahrenden Pilgrime genoſſen), und Dingfriede (**Ding-vrede**) halten ſolle. Der Dingfriede, namentlich im Hinſingow, dauerte von einem Aufgang der Sonne bis zum andern 1). Die Geſetze der Karolinger ſetzten feſt, Niemand ſolle mit Scharen oder Schilden zu des Grafen Ding zu kommen wagen 2), oder mit anderm Ausdrucke, daß Niemand Waffen, das heiße Schild und Speer, innerhalb des Landes zum Dinge bringe 3), ſowie auch im Allgemeinen feſtgeſetzt war, daß innerhalb des Landes Niemand Waffen, Schilde, Speere und Panzer tragen ſollte 4). Der Schwabenſpiegel ſagt, man ſolle auf kein Landtäding mit Harniſch ohne des Richters Erlaubniß reiten 5). Auf den Dingfrieden nimmt ohne Zweifel die Erzählung von des Landgrafen Friedrichs des Freudigen und der Erfurter Mishelligkeiten Beziehung, wenn ſie ſagt, der Landgraf habe, als er die Erfurter zum zweiten Male vor das Landding zu Mittelhauſen geladen, und ſie freudig ausgezogen, um ihn abermals zu vertreiben, ſeinen Grafen und Mannen bei dem Halſe verboten, die Schwerter gegen die Erfurter zu ziehen, und geheißen, ſie mit Zaunſtecken zu ſchlagen. Wenn Tacitus von den alten Teutſchen berichtet, daß ſie ſich bewaffnet zum Dinge geſetzt, und durch Zuſammenſchlagung der Framen (Spieße) ihren Beifall den Vortragenden zu erkennen gegeben, und da nur Wenige Schwerter hatten 6), ſo vertraten bei ihnen die Framen die Schwerter, von welchen ſich auch die ſpätern Teutſchen auf den Dingen nicht trennten, und auch die alten Teutſchen hatten vielleicht, da ſie die Schilde, von welchen ſie doch bei den Schlachtgeſängen einen ſo gewaltigen Gebrauch machten, auf dem Dinge, weder bei Gebung des Zeichens des Misfallens noch des Zeichens des Beifalles in Mitanwendung brachten, in Folge des Dingfriedens abgelegt.

(*Ferdinand Wachter.*)

DINGGUT, das zu einem Dinghofe (ſ. d.) gehörige Erbzinsgut; der mit ihm Belehnte hieß Hofmann, und bei ſeinem Tode mußte der folgende Beſitzer des ſeligen Hofmanns beſtes Pferd als Beſthaupt an den Herrn des Dinghofes, zu dem das Dinggut gehörte, entrichten *).

(*Ferdinand Wachter.*)

DINGHOF, Hof des Dinges, nämlich des Dinges, welches die zu dem Gute gehörigen Huber (Hüfner), um in ihren Angelegenheiten Recht zu ſprechen, hier hatten, und wohin ſie ihre Leiſtungen brachten 1). In einem alten Lehnsregiſter heißt es: **Item Domina Johanna Comitissa Montisbilgardi habet in feodo Curiam Placiti ibidem, vulgariter Dinghof.** In demſelben Regiſter wird **Dinghof** auch durch **Curia judicialis** gegeben. Im Dinghof oder Salbuch des Kloſters Ebersheimmünſter vom J. 1320 iſt der Huber Eid dieſes Inhalts: Ich N. gelobe und ſchwöre meinem Herrn, dem Abte zu Ebersheimmünſter, und ſeinem Gotteshauſe treu und hold zu ſein; ihren Schaden zu wenden und warnen, Frommen und Nutz zu werben; dazu zu fördern dieſen Dinghof, wie von altem Herkommen, helfen, halten und handhaben ꝛc. Was man für Sachen und Urtheile in den Dinghöfen, die zu dem Kloſter gehörten, nicht finden konnte, die mußte man auf die Pfalz zu Ebersheimmünſter vor den Abt und den Voigt und die zu dem Gotteshauſe gehörenden Meier bringen. In dieſer Pfalz ſaßen der Abt und Voigt am erſten Tage nach St. Mauritien-Tage mit dem Schultheißen von der Stadt und dem Schultheißen von Hilzheim zu Dinge. Keiner der Gotteshausleute konnte ſein Eigen oder ſein Erbe verlieren, noch ſollte er keiner Nothrede ſtehen, als in dieſem offnen Dinge. In dem offnen Dinge klagte der Abt dem Voigte, wenn ein Gotteshausmann außer ſeiner Genoſſin gegriffen (d. h. eine Frau genommen, welche nicht zu der Geſindeſchaft des Gotteshauſes gehörte), und von ihr ein Kind gewonnen, da dieſes Kind kein Recht auf das zu dem Gotteshauſe gehörende Erbe hatte, ſondern man dieſes ſeinen nächſten Erben leihen mußte, und das Kind in dem offnen Dinge alles in des Abtes und Voigtes Hand ausliefern mußte. In den Dörfern, wo der Abt Zwing und Bann, Stock und Stein (Staffelſtein ſ. d.) hatte, mußte er durch einen Schultheißen und Büttel des Gerichts pflegen laſſen. Von den Freveln (Strafgeldern wegen Frevel) erhielt der

---

7) Schwabenſpiegel, Cap. 22. Der von gelt (Schuld) dinkflühtig wirt, p. 132. Viel über die Dingflüchtigen enthält das augsburger Stadtrecht (Cod. Ms. f. 70). über dinckfluchtig ſ. auch Urk. von 1358 bei *Ludewig*, Reliq. Manuscriptt. T. IX. p. 686 und die bremer Stat. 43 Bei Ölrich, Samml. d. Geſetzbücher der Stadt Bremen. 8) Notker, Ps. 93. v. 4. Bei Schilter, I. S. 186.

1) Keranthera Ebbetena fon Hunegena Londe. §. 3. p. 57. 2) Lotharii Leg. Langob. cap. V. Bei Georgiſch, S. 1217. *Pippini* Italiae Regis Leges cap. XLII. p. 1186. 3) Historia de Landgr. Thuring. cap. 84 bei Piſtorius, Struve'ſche Ausg. S. 1339. Rothe, Thür. Chr. bei Mencke, 2. Thl. S. 1774. 4) Capitularium Lib. III. cap. IV. p. 1345. 5) Schwabenſpiegel, Cap. 348. §. 14. S. 202. 6) *Tacitus*, Germ. VI. und XI.

*) Mehre Rechtsfälle über Dinggüter hat *Schilter*, Glossar. Teut. p. 225, 226 und De curiis dominicalibus vulgo Von Dinckhöffen zum Cod. Jur. Alem. Feudal. p. 610. Vgl. S. 552, 565.

1) *Schilter*, De Curiis dominicalibus, vulgo Von Dinckhöffen in den Comment. zum Cod. Jur. Al. Feudal. p. 548—574 beſchäftigt ſich vorzüglich mit der Diſputation des Vlricus Durrius zu Strasburg über denſelben Gegenſtand, gibt aber S. 574—613 ſehr ſchätzbare Urkunden, Rechtsbücher und Actenſtücke. Vgl. denſelben im Glossar. p. 179, 180.

Abt zwei Theile, und der Voigt ein Drittel, und was in den Dinghöfen von Beſſerung (Buße) fiel, war dem Abt allein[2]. Aus dem Oben angeführten erhellt deutlich, daß zu den Dinghöfen als ſolchen die peinliche Gerichtsbarkeit nicht gehörte, und wenn es z. B. in der Urkunde des Königs Ferdinand vom J. 1529, in welcher er den Truchſeß mit Niederſteinbrunn im Sundgaue belehnt, heißt: die Dinghöfe mitſamt dem Gerichte (verſtehe peinliches Gericht) daſelbſt: ſo iſt dieſes nicht eine zu einem Dinghof ordentlicher Weiſe gehörige, ſondern eine außerordentliche Zubehör. Schilter, welcher (Glossar. S. 179—180) des Kaiſers Friedrich Beſtätigungsurkunde über alle die Güter der Kirche des heil. Thomas zu Strasburg vom J. 1178, in welcher die verſchiednen curiae theils cum banno, agris etc. oder cum banno et mansis, theils blos cum agris etc. oder cum mansis oder cum vineis ohne Bann aufgezählt werden, mittheilt, bemerkt zu der Stelle in Eggeboldesheim curiam et alias curtes cum banno, mansis etc., daß curia und curtes von einander verſchieden ſeien wie Dinghof und ſchlechte Höfe. Aber dieſer Unterſchied zwiſchen curia und curtis iſt nicht gegründet, denn in der Urkunde des Abtes Udalrich von Lauresheim, in welcher er ſeinen Hof zu Kleinſachſenheim dem Kloſter Altenmünſter ſchenkt und das Geſinde dieſes Hofes von der Pflichtigkeit befreit, die drei ungebotnen Dinge, zu welchen es jährlich an den Hof Luitereshuſen gemahnt ward, zu beſuchen, wird dieſer Dinghof nicht curia, ſondern curtis genannt[3]. Wir wollen nun die bemerkenswertheſten Beſtimmungen in den verſchiednen Dinghofrechten, die theils mehr oder minder mit einander übereinſtimmen oder abweichen, kürzlich berühren, und zwar aus dem Rechte des Hofes zu Grußenheim dieſes: Der Abt von Ebersheimmünſter hatte hier Zwing und Bann, Stock und Stein, und einen freien Hof, nämlich gefreiet von Königen und Kaiſern, ſodaß, wer auswendig etwas verbrochen, kam er in den Hof, Frieden hatte, und der, welcher ihm in den Hof nachfolgte, dem Kaiſer 40 Pfund in ſeine Kammer zahlen mußte. Die auf dem Hofe geſeſſen waren, hatte Niemand zu zwingen, als in einem offnen Gericht und durfte ſie Niemand auf dem Hof um keine Schuld angreifen, als der Abt um ſeine Gulte und ſeine Schulde und ſeine Zinſe. Während dieſes die Verhältniſſe waren, welche den Hof zu einem freien Hofe machten, ſo machte ihn Folgendes zu einem Dinghof[4]. In den Hof gehörten 17 Hufen, welche dem Abte zinſten. Der Hof hatte drei Gedinge, eins zu Mittel-Hornung, eins zu Mittel-Mai und eins zu After-Halme und Heue (d. h. zu Herbſte). Zu den drei Dingen mußten Huber und Gotteshausleute und Bannleute ſein, und zu des Dinges Botſchaft nur Huber und Gottesleute, wenn man ihrer bedurfte. Wer nicht zu dem Dinge kam, ſo es geboten ward, ehe man das Recht las, der beſſerte dem Abt oder ſeinem Boten zwei ſtrasburger Pfennige. Wer ſich an ſeinen Zinſen und andern Hofesrechten ſäumte, dem tagte man auf ſein Gut. Überſaß er Jahr und Tag, daß dem Gute zu dreien Dingen ausgetagt ward, ſo zog der Meier das Gut in des Abtes Gewalt. Wer ſeine Zinſe nicht auf den Tag gab, ſo ein Abt Gedinge hatte und ſeine Zinſe foderte, der mußte ſie über acht Tage geben mit der Beſſerung (Buße). Wer freveliche von dem Dinge ging aus dem Hofe, der frevelte 30 Schillinge. Von den Freveln (Strafgeldern für Frevel), welche das Jahr hindurch in dem Hofe fielen, gehörten die Zweitel dem Abt, ein Drittel dem Voigte ꝛc. Auf die Betrachtung des Rechtes des Hofes zu Grußenheim laſſen wir zur Vergleichung einiges aus der Dingrotul zu Capelle folgen, wo der Biſchof von Strasburg einen Selehof (Sedelhof, d. h. Hof des Sitzes) hatte, zu dem das Gut zu Capelle und die Huber gehörten. Drei Dinge waren in dem Hof, eins zu Hornunge, eins zu Maien und eins zu Herbſte. Dieſe drei Dinge beſaß

---

2) Dinghoff oder Salbuch des Kloſters Ebersheimmünſter bei Schilter, S. 580, 583, 585, 587. Zu der Stelle, wo davon die Rede, daß, wenn ein Gotteshausmann außer ſeiner Genoſſin greife, und dieſe ein Kind gewinne, das Kind kein Recht an dem zu dem Gotteshauſe gehörenden Erbe habe, ſondern man das ſeinen nächſten Erben leihen müſſe, macht Schilter, S. 583 die Bemerkung, daß dieſes Strafe wegen Ehebruches ſei, aber in dem: swa ein Gotshusman usser siner genössinne grifet: iſt unter Genoſſin nicht Ehefrau, ſondern eine Perſon derſelben Geſindeſchaft zu verſtehen. Der obigen Redensart dem Sinne nach ganz entſprechend iſt im Dinghofsrechte zu Grußenheim: und wer das ein Gotzhusman sin *Vngenussin* neme, und wäre (es), daß ein Gotteshausmann ſeine Ungenoſſin nähme. Verſchiedne Herrſchaften pflegten unter ſich Verträge zu ſchließen, durch welche Wechſelheirathen der Glieder der einen Geſindeſchaft mit der der andern geſtattet, und beſtimmt ward, wie es mit Theilung der Kinder und ihrem Erbrechte gehalten werden ſollte. Dieſes bildete ſich nach und nach zu einem Gewohnheitsrecht aus, welches man Kindgeding (Kinderrecht, d. h. das Recht, die Kinder zu theilen) nannte, während wenn kein Kindgeding ſtattfand, die Kinder der Mutter folgten. S. Sämiſche Urk. bei Lünig, S. 984. Spic. Secul. T. II.

3) Urk. im Chron. Laurisham. bei *Freher*, Scriptt. T. I. p. 79. Auch werden in Karls des Großen Capitulare de Villis et Curt. Imperatoris curtes Dominicae mansionaticae und von Adam von Bremen (Cap. 161.) und von Lambert von Heersfeld zum J. 1073 cortes dominicae erwähnt.

4) Des Hofes Recht zu Grußenheim bei *Schilter*, De Cur. Dom. p. 591—593. Mit dem Rechte dieſes Dinghofes vgl. was die Urkunde Kaiſer Ludwigs des Frommen vom J. 824, in welcher die Beſitzungen des Kloſters Ebersheimmünſter beſtätigt werden, über die Rechte des Kloſters überhaupt enthält (bei Schilter, S. 577—580), namentlich die Stellen: Quicquid igitur forensis vel civilis querimoniae infra ipsum locum (nämlich Ebersheimmunster) vel enterius in villis ad locum ipsum pertinentibus, notum fuerit, ad solum Abbatem vel *ad villicos ab eo* constitutos *judicii* causa pertineat. De furtis vero vel latrociniis sive *frevelis* extra septa monasterii perpetratis, tertia pars Advocatum Ecclesiae a nobis constitutum pertineat; nun folgt, was ſowol die Glieder des Geſindes des Gotteshauſes als die Auswärtigen, wenn ſie ſich Frevel zu Schulden kommen ließen, zahlen mußten. Weiter unten kommt die Urkunde auf die Entrichtung des Beſthauptes: Si quis autem de *familia Ecclesiae* obierit sive intus sive extra, optimum, quod in pecudibus, vel qualibet supellectili possederat, *in proximam dominicam curtim* accipiatur, et junior filius ipsius, si de familia ecclesiae fuerit, cum matre infeodetur; hieraus erhellt deutlich, daß außer der Rechtspflege ſchon damals die Hauptbeſtimmung der Dinghöfe die Einnahme der Gefälle war.

der Voigt, und der Meier gab ihm die Koſt. Die Huber mußten dieſe drei Dinge ſuchen, und wer zu einem derſelben nicht kam, der wettete (gab Strafe) in dem nächſten Dinge darnach zwei Schillinge ſtrasburger Pfennige, welche den Hubern zu ihrer Koſt wurden. Was anders gewettet oder gebeſſert ward, das war dem Biſchof, ohne die Frevel und Diebſtähle (**Dube**), die dem Voigt angehörten. Jeglicher Huber war dem Voigt auch jährlich ſchuldig ein Vaſtnachthuhn und ein Jan voll Haber, und dem Meier zwei Dingpfennige [5]). Auch **Dingheller**, **Dinghofheller**, kommen als jährliche Abgabe der Erbzinsleute im Amte Caſtelhun in der Grafſchaft Sponheim vor [6]). Des Dinghofes Rechte zu Niederhausbergen, welche ſich hauptſächlich mit genauer Aufzählung deſſen, was jede Hube für Zinſe dem Stifte zu St. Thoman zu Strasburg geben mußte, beſchäftigen, enthalten außerdem von dem für uns Bemerkenswerthen dieſes: Im Dinghofe war zweimal in dem Jahre Ding, das erſte Ding nach dem nächſten Montage nach dem heiligen 12ten Tage nach Weihnachten, das andre Ding nach dem nächſten Montage nach dem Maientage, mochte der Montag ein Feiertag oder Werktag ſein, ſo wie es die Huber geordnet hatten. Wer von den Zinsleuten oder ihren Hubern oder Stuhlgenoſſen zum erſten oder zum andern Dinge zwiſchen den zwei Hornblaſen in den Dinghof nicht kam, der beſſerte zu Wette zwei Schilling Pfennige, die dem Stifte waren. Denen, welche zu den zwei Dingen nicht erſchienen, mußte man rufen oder verkünden, daß ſie über 14 Tagen nach jedem vorgenannten Dinge daſein ſollten. Dieſes war Botſchaft-Ding. Waren ſie auch da nicht da, ſo wurden ſie zu Ausdingen (**ussdingen**) gerufen. Das war in dem achteſten Tage nach der Botſchaft Ding. Wer da nicht da war, beſſerte abermals zwei Schilling Pfennige. Welcher Huber oder Stuhlgenoß zu den vorgenannten Dingen nicht kam, oder ſeine Zinſe zu St. Martins-Nacht nicht entrichtet hatte, dem konnte der Meier ſeine Güter verbieten, daß er darauf nicht fahre, noch ſie bebaue ꝛc. Im J. 1408 kamen die (namhaft gemachten) Huber des Dinghofes zu Niederhausbergen einhellig überein, und ſprachen auch zu Rechte, daß alle Jahr an St. Martins-Tage der Herren zu St. Thoman Schaffner oder ſein Bote ſollte zu Niederhausbergen die Pfennigzinſe empfangen, die in dieſen Dinghof gehörten, und welcher Huber oder Stuhlgenoß ſeine Zinſe, die er an St. Martins-Tage geben ſollte, nicht entrichtet hatte, den ſollte der Voigt oder ſein Knecht pfänden ꝛc. [7]). Von den Rechten, die die Herren zu St. Thoman zu Strasburg in ihrem Dinghofe zu Wratzhoven hatten, bemerken wir dieſes: In ihm mußte dreimal Ding ſein, das erſte an dem nächſten Montage nach dem heiligen 12. Tage nach Weihnachten, oder wenn der 12. Tag auf den Montag fiel, an dieſem Montage, das andre Ding zu Mittelmaien, wenn man ſeiner bedurfte, das dritte Ding nach der Ernte, nach After-Heue und Halm. Zu dieſen drei Dingen mußten alle Huber, die in dieſen Hof gehörten, zugegen ſein und Recht ſprechen und halten. Welcher Huber nicht erſchien, beſſerte zu jedem Ding, ſo er nicht dawar, vier Pfennige um Wein den Hubern, die zugegen waren. Den Hubern, welche nicht gekommen, tagte man über 14 Tage nach jedem Ding, und das hieß Botſchaft-Ding. Wer dann auch nicht da war, beſſerte den Hubern abermals vier Pfennige. Hierauf tagte man denen, die nicht dageweſen, über acht Tage, kamen ſie da nicht, beſſerten ſie wieder vier Pf., darnach tagte man ihnen über vier Tage, und darnach nur über Nacht. Welcher Huber dann nicht kam, von dem klagte man dem Meier (Voigt) der mußte dann ein Ding halten, das Meier- (Voigt-), Ding hieß. Auf dieſem Meier- (Voigt-) Ding mußte der Meier (Voigt) von dem 30. Schilling Pfenn. wegen, die man im Jahre gab, ſehen, daß den Herren zu St. Thoman von den Hubern und Stuhlgenoſſen, die nicht dageweſen, oder ihre Zinſe nicht gegeben hatten, Recht geſchah. Welches Gut in dieſen Dinghof gehörte und verändert ward, mußte der, an den es kam, von dem Meier zum nächſten Dinge nach der Veränderung empfangen. Wer ſo Gut empfing und Huber oder Stuhlgenoß ward, mußte vor dem Meier oder der Herren Schaffner ſchwören, den Herren getreu zu ſein, und des Dinghofes Recht zu ſprechen und halten ꝛc. [8]).

Aus den Rechten des Hofes zu Eckheboltzheim dieſes: Die Zinſe von Holz und Äckern, welche die Herren zu St. Thoman, die Dinghofherren, wie ſie als Eigenthümer des Dinghofes genannt werden, erhielten, mußte man in den Dinghof an dem nächſten Tage nach St. Martins-Tage geben, ſo war geboten Ding. Welcher Huber auf den Tag nicht da war, beſſerte ꝛc., ſo auch, wer ſeine Zinſe und ſein Pflugrecht in den nächſten 14 Tag nach dem gebotnen Dinge nicht gab, beſſerte ꝛc. Gab jemand die in den Dinghof gehörenden Zinſen in Jahr und Tag nicht, ſo zog das Capitel das Gut ein. Den 12. Nov. 1532 vereinbarten, entſchloſſen und erkannten zu Recht der damalige Schultheiß und Meier und die mit ihm im Dinghofe verſammelten gemeinen Huber und Stuhlgenoſſen, was man bei Veränderung oder Fälligwerdung eines Gutes nach todter oder lebendiger Hand als Erſchatz und Huprecht (Hufrecht) zu geben ſchuldig ſei [9]), und daß, wenn mehre Erben vorhanden

---

5) Dingrotul zu Capell a. a. O. S. 598, 599 beſtimmt ferner genau, was die Huber für Recht im Walde hatten, und wie des Biſchofes Meier in dem Sedelhofe mit der Huber Rathe zwei Förſter ſetzte ꝛc.

6) *Schilter*, Gloss. p. 224. Von den obenerwähnten Dingpfennigen iſt zu unterſcheiden **Ding-Pfennig**: Miethpfennig, **arrha**, **arraho**, Aufgeld, Handgeld. Das große königliche Wörterbuch von Fr. Pomai, in das Teutſche überſetzt. (Cöln 1740.) S. 82.

7) Siehe das Mehre in des Dinghofes Rechten zu Niederhausbergen, a. a. O. S. 600—602. Für Stuhlgenoß ſteht aber immer **Schuldtgenoss**.

8) **Diss sint die Recht die die Herren zu Sanct Thoman zu Strassburg hant in irem Dinghoff zu Wratzhoven**, a. a. O. S. 602, 603. Außer dem von uns Berührten wird darin vorzüglich beſtimmt, was jede Hufe, die dem Dinghofe gehörte, und jeder, der in dem Dinghofe geſeſſen, zinſen mußte, und was der Meier des Dinghofes davon erhielt.

9) S. das Nähere in der **Dinckhoff-Rodell** zu Eckheboltzheim, S. 608.

wären, ſie einen Vorträger geben ſollten, welcher ſolch Gut im Dinghofe jährlich als ein Huber und Stuhlgenoß und zu Ding und Ringange verträte, wie von Alters Herkommen geweſen. Es ſollten gemeine Huber und Stuhlgenoſſen dieſen Artikel alljährlich neben andern Punkten und Dinghofsrechten zu Recht ſprechen und handhaben helfen ꝛc. Den 12. Nov., den erſten Dinghofstag, 1544 erkannten und ſprachen aus auf Anbringen des Schultheißen und Meiers gemeine Huber und Stuhlgenoſſen, was die Huber und Stuhlgenoſſen bei Setzung von Steinen im Holz erhalten ſollten[10]). Das artolzheimer Dinghofrecht, welches unter anderm beſtimmt, was jede der zwanzig an dieſen Hof gehörenden Hufen, wenn der Abt von Eberheimmünſter zu Dinge ſaß zu Hornunge, zu St. Johannes Baptiſſen-Meſſe und zu Weihnachten geben ſollte, enthält mehres Merkwürdige, welches ſich hauptſächlich auf den Zwing und Bann bezieht, welchen der Hof hatte, was aber uns als einem einfachen Dinghofe nicht gehörig zu weit abführen würde. Das Hub-Recht zu Haſelach wurde im Jahre 1336 aufgezeichnet, wo an dem dritten Zinstage zu Gedinge im Hofe zu Haſelach die hierbei namentlich aufgeführten Schöffeln (Schöppen, dreizehn an der Zahl, eigentlich hätten 14 ſein ſollen, da an jeder Seite des Voigtes ſieben ſitzen ſollten; das Schöppenthum war erblich, aber nur vaterhalb), und auch etliche andre erbare Leute aus der Gemeinde waren, und bei ihrem Eide, den ſie der Voigtei des Hofes zu H. gethan hatten, zu Rechte, ſprachen. Die Herren von Ochſenſtein hatten Recht ihr Ding zu beſitzen zu H. in dem freien Hof an dem dritten Zinstag in dem Mai, und an dem dritten Zinstage im Auguſt, und an dem dritten Zinstag in dem Hornunge. Von der dreien Zinstage jeglichem über 14 Tage und darnach über acht Tage und darnach über vierte Nacht hielt man wieder Gericht, wenn nicht Feiertage das Ding und das Gericht irrten und wendend machten. Das Gerichte durfte Niemand beſitzen als ein freier Hand (einer von freier Hand, d. h. ein Freier) von Ochſenſtein, der älteſte, der ein Laie war. Wenn das Ding ſein ſollte, mußte der Voigt den Herren von Ochſenſtein acht Tage zuvor zu dem Schreiber des Gerichts von Haſelach gehen, und ihn fragen, ob ſeines Herrn Ding recht ſei. Sprach dann der Schreiber, das Ding ſei recht, ſo mußte der Voigt gebieten den Zehen, daß ſie den Schöppen das Ding von dem Tag über acht Tage zu halten gebieten ſollten. Die Zehen mußten ſtehend einen Pfennig (für einen Pfennig) zehren, und ohne Säumen die Schöppen ſuchen und ihnen gebieten, des Hofes Recht auf denſelben Tag zu ſprechen. Ward einer der Schöppen ſäumig und kam nicht an das Gericht, ſo hatte der Herr von Ochſenſtein, der das Gericht beſaß, Gewalt, dem Schöppen ſein Haus abzubrechen bis an die Thürpfoſten ꝛc.[11]).

Aus dem Rechte des Hofes zu Sygoltzheim dieſes. Der Hof hatte vier Dinge. Zu ihnen gebot der Waibel. Das erſte Ding fing an dem erſten Donnerstage nach unſrer Frauen Meſſe der Jüngern, (d. h. nach Mariä Geburt den 8. Sept.) an. Der Herr des Dinghofes, der Abt von St. Gregorien, kam, die Reben zu beſchauen. Die Huber wurden mit Wein und Brode bewirthet und gaben ihre Zinſe. Das andre Ding war an dem erſten Donnerstage nach St. Martins-Meſſe und lag in demſelben Recht, als das vorhergehende. Zu ihm mußte aber auch der Förſter der Waldmark, der 12 neue Schüſſeln und zwölf Schenkbecher zu bringen gehalten war, kommen, und die Köhler und Zimmerleute ihre Zinſe geben. Hierauf umgingen ſie die Waldmark, und nahmen von jedem Hauſe, das in der Waldmark holzete, Zinſe. Nachdem ſie dann zu Münſterthal übernachtet, begaben ſie ſich des Morgens in den Dinghof zu Wilre und von da in den Dinghof zu Burinkheim. Das dritte Ding im Hofe zu Sygoltzheim war an dem erſten Donnerstage zu Hornunge, und der Meier richtete ſeinen Hubern, wie Recht war. Das vierte Ding war an dem erſten Donnerstag in dem Mai. Zu ihm kam der Voigt, ſaß zu Gericht, und richtete, und nahm ſeine Wette (Strafgelder) ein[12]). *(Ferdinand Wachter.)*

DINGLICHES RECHT. Schon unſre Naturrechtslehrer unterſcheiden zwiſchen dinglichen und perſönlichen Rechten, je nachdem der Gegenſtand des Rechtes eine Sache, oder eine Leiſtung iſt, wie Einige ſagen, oder dem Rechte, wie Andre ſich ausdrücken, eine allgemeine oder beſondre Verbindlichkeit entſpricht[1]). Dieſer Unterſchied beider Arten von Rechten findet ſich nun auch in dem poſitiven Rechte wieder; ſowol im römiſchen und kanoniſchen, als teutſchen. Was zuvörderſt das römiſche und kanoniſche Recht betrifft, ſo unterſcheidet jenes zwiſchen jus in re und obligatio, dieſes zwiſchen jus in re und jus ad rem. — — Unter dem römiſchen jus in re, oder jus rei[2]) iſt aber das zu verſtehen, was wir dingliches Recht zu nennen gewohnt ſind; alſo ein Recht, welchem, wie ſchon bemerkt, keine beſondre, ſondern eine allgemeine Verbindlichkeit, d. h. eine ſolche correſpondirt, die Jedem ohne Ausnahme obliegt, folglich ein Recht, welches, wie man ſagen kann, gegen die ganze Welt gerichtet iſt. Unter obligatio verſteht dagegen der Römer zwar nicht grade das, was wir perſönliches Recht nennen, ſondern das beſondre gegenſeitige Rechtsverhältniß, welches zwiſchen beſtimmten Perſonen deshalb ſtattfindet, weil die eine (der Gläubiger, creditor) von der andern (dem Schuldner, debitor) Etwas zu fodern hat; alſo nicht blos das Recht des Gläubigers, ſondern auch die dieſem Recht entſprechende Verbindlichkeit des Schuldners[3]). In verſchiednen Stellen der römiſchen Legislation wird jener Ausdruck ſogar

---

10) Die genannte „Dinckhoff-Rodell,“ S. 605—609.

11) Hubrecht zu Haſelach a. a. O. S. 595—598 iſt ſehr reichhaltig für Rechtsalterthumskunde.

12) Des Hoves Recht zu Sygoltzheim a. a. O. S. 588—595 enthält auch viele andre bemerkenswerthe Einzelnheiten.

1) Vgl. z. B. Hoffbauer, Naturrecht aus dem Begriffe des Rechts entwickelt. §. 78. Zachariä, Anfangsgründe des philoſophiſchen Privatrechts. §. 55.

2) L. 19. pr. D. de damno infecto. (39, 2.) L. 8. §. 1. C. de praescript. trigint. annor. (7, 39.)

3) §. 1. I. de duob. reis. (3, 17.)

zunächſt weniger auf das aus der Obligation entſpringende Recht, als auf die daraus erwachſende Pflicht bezogen; ſo z. B. in folgendem Texte, worin es heißt: „Obligatio est juris vinculum, quo necessitate adstringimur, alicujus solvendae rei“[4]. Wie indeſſen ſo viele Definitionen der römiſchen Juriſten ſtreng genommen nichts weniger als wahre Definitionen ſind, ſondern den Begriff bald zu weit, bald zu enge faſſen, ſo auch die vorſtehende. Denn ſelbſt in Betreff der Verbindlichkeit des Schuldners iſt ihr nicht ohne Grund der Vorwurf zu machen, daß ſie zu enge ſei, da dieſe Verbindlichkeit nicht blos auf ein „solvere rem,“ ſondern, wie es in andern Stellen ausdrücklich und mit Recht heißt, auf ein dare, facere, praestare überhaupt[5], namentlich auch auf perſönliche Dienſtleiſtungen[6], gerichtet iſt, oder gerichtet ſein kann. Trotz dem Allen gebraucht doch aber der Römer das Wort obligatio oft genug auch für das bloße Recht des Gläubigers[7], und man kann es daher in dieſem engern Sinn allerdings als ſynonym mit dem Ausdrucke „perſönliches Recht“ nehmen. — Daß der Gegenſatz der dinglichen und perſönlichen Rechte im römiſchen Rechte die obenangegebene Bedeutung habe, erhellt am beſten aus der Natur der Klagen, welche aus dieſen Rechten erwachſen. Der dinglich Berechtigte hat nämlich eine dingliche (in rem actio), der perſönlich Berechtigte eine perſönliche Klage (in personam actio); mit Bezug auf dieſe Klagen lehren aber die Geſetze unter andern: „Agit unusquisque aut cum eo, qui ei obligatus est, vel ex contractu, vel ex maleficio (quo casu proditae sunt actiones in personam, per quas intendit, adversarium ei dare, aut facere oportere) et aliis quibusdam modis: aut cum eo agit, qui nullo jure ei obligatus est, movet tamen alicui de aliqua re controversiam: quo casu proditae sunt actiones in rem: veluti si rem corporalem possideat quis, quam Titius suam esse affirmet, et possessor dominum se esse dicat: nam si Titius suam esse intendat, in rem actio est“[8]. Die perſönliche Klage wird alſo, wie es hier ausdrücklich heißt, gegen den angeſtellt, welcher dem Kläger obligirt iſt (qui ei obligatus est), welcher alſo zu ihm bereits vor der Klage, ſei es eines Contracts, oder eines Delicts wegen, in einem beſondern Rechtsverhältniſſe ſtand, d. h. ihm zu einer beſondern Verbindlichkeit verpflichtet war, die er entweder freiwillig übernommen hatte, oder welche für ihn aus ſeinen Handlungen auch gegen ſeinen Willen hervorgegangen war. Dieſer Obligationsverbindlichkeit des Beklagten oder Schuldners entſpricht nun das Obligationsrecht des Klägers oder Gläubigers, deſſen Recht daher immer nur gegen eine beſtimmte, ihm ſchon vor der Klage und vor dem die Klage unmittelbar bedingenden, der Verbindlichkeit des Beklagten zuwiderlaufenden Factum, beſonders obligirte Perſon gerichtet iſt. Es hat ſonach mit der obenaufgeſtellten Behauptung ſeine volle Richtigkeit, daß der Römer unter dem perſönlichen Rechte dasjenige verſteht, welchem eine beſondre Verbindlichkeit correſpondirt. — Nächſtdem heißt es aber in der ebenerläuterten Geſetzſtelle auch, die dingliche Klage finde gegen den ſtatt, welcher dem Kläger früher noch nicht obligirt geweſen (qui nullo jure ei obligatus est), alſo gegen eine Perſon, welche vor der Klage, und der die Klage unmittelbar bedingenden Thatſache mit dem Kläger in keinem beſondern Rechtsverhältniſſe ſtand, und welche daher zu ihm erſt durch dasjenige Factum, worauf die Klage gegen ihn zunächſt geſtützt wird, in ein beſondres Rechtsverhältniß getreten iſt; welches Rechtsverhältniß ſeinen Grund darin hat, daß ſie die Jedem ohne Ausnahme obliegende Verpflichtung verletzte, in die Rechtsſphäre ſeines Nebenmenſchen nicht einzugreifen. Dieſer ihr obliegenden, allgemeinen Bürgerpflicht entſpricht demnach das ihrem Gegner zuſtehende Recht, rückſichtlich deſſen, was in der Rechtsſphäre deſſelben liegt, von jedem Dritten die Enthaltung jedes Eingriffs in dieſe Sphäre zu verlangen, und da nun der Inhaber eines dinglichen Rechts wegen Verletzungen dieſes Rechts eine dingliche Klage anzuſtellen befugt iſt, ſo folgt daraus, daß das dingliche Recht gegen die ganze Welt gerichtet iſt, oder mit andern Worten, daß ihm zwar keine beſondre, wol aber eine allgemeine Verbindlichkeit parallel laufe, wie oben behauptet iſt. — — Daß mit dieſen über die Grundverſchiedenheit der dinglichen und perſönlichen Rechte in der römiſchen Geſetzgebung enthaltnen Sätzen die kanoniſche Legislation vollkommen übereinſtimme, bezeugen folgende beiden Decretalen von Bonifacius VIII., worin der Papſt über die von frühern Kirchenobern ertheilten Exſpectanzen auf künftig vacant werdende Präbenden handelt, und in der einen Decretale ſagt, der Anwärter habe kein „jus in praebenda“[9]; in der zweiten aber ihm zwar ebenfalls ein „jus in re“ abſpricht, jedoch ein „jus ad rem“ zugeſteht[10]. Nun iſt bekannt, daß ein bloßer Anwärter kein dingliches, ſondern nur ein perſönliches Recht hat[11]; und es iſt alſo klar, daß die kanoniſchen Ausdrücke: jus in re und jus ad rem, ebenſo, wie die römiſchen Ausdrücke: jus in re und obligatio, das bezeichnen, was wir „dingliches und perſönliches Recht nennen.

Betreffend demnächſt das teutſche Recht, ſo iſt ihm jener Unterſchied der dinglichen und perſönlichen Rechte gleichfalls bekannt. Neuerdings iſt jedoch hieran gezweifelt, und im Gegentheile behauptet worden, daß gedachter Unterſchied in Teutſchland erſt ſeit der Reception der fremden Rechte bekannt geworden, und auf die eigenthümlichen teutſchen Rechtsverhältniſſe angewendet ſei[12].

---

[4] pr. I. de obligationib. (3, 14.)

[5] L. 3. pr. D. de obligationib. et actionib. (44, 7.) §. 1. I. de actionib. (4, 6.)

[6] L. 2. D. mandati. (17, 1.)

[7] §. 2. I. de rebus corporalib. et incorporalib. (2, 2.) Inscript. Tit. I. per quas personas obligatio adquiritur. (3, 29.)

[8] §. 1. I. de actionib. (4, 6.)

[9] Cap. 40. de praebendis in 6. (3, 4.)

[10] Cap. 8. de concess. praebend. in 6. (3, 7.)

[11] Namentlich gilt dies nicht blos von dem kirchenrechtlichen, ſondern auch von dem lehnrechtlichen Anwärter. Pätz, Lehrbuch des Lehnrechts. §. 132.

[12] Phillips, Grundſätze des gemeinen teutſchen Privatrechts. 1. Thl. S. 129 fg. 2. Thl. S. 228 fg.

Indeſſen ſcheint dieſe Behauptung bedenklich, und den Quellen entgegen zu ſein, deren nähere Betrachtung aber erſt noch Folgendes vorausſetzt. Nach den Grundſätzen der römiſchen Legislation kann man den Begriff eines dinglichen oder perſönlichen Rechts, ganz wie verſchiedne Naturrechtslehrer ihn faſſen, auch ſo beſtimmen, daß unter dem Erſtern dasjenige Recht, deſſen (unmittelbarer) Gegenſtand eine Sache, unter dem Letztern dasjenige Recht zu verſtehen ſei, deſſen (unmittelbarer) Gegenſtand eine Leiſtung iſt. So z. B. iſt das Eigenthum ein dingliches Recht[13]); dieſes Eigenthum aber bezieht ſich unmittelbar und gradezu auf die Sache ſelbſt, an welcher es ſtattfindet. Der Eigenthümer kann daher, ohne der Einwilligung eines Dritten irgend zu bedürfen, über ſeine Sache nach Willkür verfügen, ſie gebrauchen[14]), vernichten[15]), veräußern[16]), von jedem Dritten zurückfodern[17]). Wer dagegen z. B. auf den Grund eines Vertrages von dem Dritten eine Sache zu fodern hat, kann auf die ihm verſprochne Sache noch nicht unmittelbar einwirken, ſondern er hat nur gegen die Perſon des andern Contrahenten das Recht auf Leiſtung derſelben[18]). Erſt nachdem die Sache ihm übergeben iſt, erwirbt er das Eigenthum nebſt dem darin enthaltnen Rechte der unmittelbaren Einwirkung auf die Sache[19]). So lange die Übergabe noch nicht geſchehen, hat er ſich nur an ſeinen Schuldner zu halten, welcher ihm dafür aber auch mit ſeiner eignen Perſon dergeſtalt haftet, daß ihn der Gläubiger nach altem Recht erfoderlichen Falls ſogar ſeiner Freiheit zu berauben befugt war[20]).

Dies vorausgeſetzt fragt es ſich nun, ob gleiche oder ähnliche Grundſätze auch im echt teutſchen Rechte vorkommen. Wäre hierauf bejahend zu antworten, ſo würde man auch behaupten müſſen, daß das teutſche Recht in der Unterſcheidung zwiſchen dinglichen und perſönlichen Rechten mit dem römiſchen und kanoniſchen übereinſtimme. — Soweit dieſe Frage die dinglichen Rechte betrifft, iſt zu erwägen, daß dasjenige, was ein German an Haus und Hof, d. h. an Grundſtücken, beſaß, für ihn einen Banndiſtrict bildete, welcher nebſt der geſammten fahrenden Habe, die ſich darauf befand, ihm dermaßen zugehörte, daß, ohne ſeine Erlaubniß, ein Dritter dieſen Bezirk weder betreten, noch (viel weniger) eigenmächtig darauf, oder auf die daſelbſt befindliche Fahrniß ſich Rechte anmaßen durfte[21]). Wer hiergegen handelte, konnte, wenn er auf friſcher That ertappt wurde, ungeſtraft ſogar getödtet werden[22]). Dagegen war derjenige, welchem jener Diſtrict gehörte, Herr darauf. Er zog die Nutzungen, erlegte das Wild[23]); konnte auch ſeine fahrende Habe frei veräußern, ebenſo ſeine Grundſtücke[24]), nur daß der nächſte Erbe die veräußerten Erb-Grundſtücke, wenn er in die Veräußerung nicht gewilligt hatte, dem Erwerber wieder abnehmen konnte[25]). Hiervon abgeſehen ſchaltete und waltete mithin der German ebenſo, wie der Römer, unmittelbar und ohne der Dazwiſchenkunft eines Dritten zu bedürfen, über das, was ſein war, und jeder mußte außerdem dieſes Recht der freien Verfügung in ſeiner Perſon anerkennen. Das Recht, welches er inſofern hatte, war alſo mit denſelben Eigenſchaften bekleidet, als das entſprechende Recht des Römers, und heißt nun dieſes letztre ein dingliches Recht, oder ein **jus in re**, ſo verdient das gleichnamige Recht des Germanen dieſe Benennung ebenfalls, ohne daß darauf etwas ankommen kann, ob es von dem Germanen wirklich auch ſo oder ähnlich bezeichnet worden ſei. Genug, daß der Sache und dem Weſen nach eine Gleichheit der Verhältniſſe ſtattfindet. — Iſt aber dem echt teutſchen (oder auch germaniſchen) Rechte der Begriff des dinglichen Rechts bekannt, ſo muß ein Gleiches auch von den perſönlichen Rechten gelten, da dingliche und perſönliche Rechte Correlate ſind, alſo das Eine ohne das Andere nicht gedacht werden kann. Zugleich folgt hieraus, daß, wenn dem teutſchen Rechte die perſönlichen Rechte bekannt ſind, man daraus auf ſeine Bekanntſchaft der dinglichen Rechte in gleicher Weiſe zurückſchließen kann. Daß nun aber das teutſche Recht die perſönlichen Rechte ebenſo, als das römiſche kennt, läßt ſich aufs Beſtimmteſte darthun. Schon die alten Volksrechte lehren unter anderm: „**Si quis debitorem habens, appellet eum semel, et bis et usque in tertio, si debitum non reddiderit, aut non composuerit, tunc debet eum pignorare**[26]). Leiſtet alſo der Schuldner nicht, wozu er verpflichtet iſt, ſo kann er gepfändet werden; ſeine Perſon ſelbſt haftet demnach für die Leiſtung unmittelbar. Was hierunter zu verſtehen ſei, darüber drücken ſich die ſpätern Rechtsbücher, namentlich der Sachſenſpiegel, ſo aus: „Swe ſo ſcult vor gerichte vordert up enen man, der he gelden nicht ne mach, noch burgen ſetten, de richtere ſal yme den man antwerden vor dat gelt; den ſal he halden gelik ſinem ingeſinde mit ſpiſe unde mit arbeide“[27]). Der zahlungsunfähige Schuldner wird hiernach dem Gläubiger, wenn dieſer es verlangt, vom Richter übergeben, und muß die Schuld dem Gläubiger abarbeiten, welchem er bis dahin dienſtbar wird, gleich dem Geſinde; er wird ihm, wie man zu ſagen pflegte, zu Hand und Halfter übergeben[28]), und haftet daher dem Gläubiger mit ſeinem Leibe; Alles, wie nach

---

13) L. 19. pr. D. de damno infect. (39, 2.) L. 8. §. 1. C. de praescript. trigint. annor. (7, 39.)

14) L. 1. §. 1. D. de Senat. Consult. Silan. (29, 2.)

15) L. 5. §. 1. 2. D. de usufruct. earum rer. (7, 5.)

16) L. 1. C. de fundo dotali (5, 23.)

17) L. 1. D. de rei vindicat. (6, 1.)

18) L. 3. pr. D. de obligat. et act. (44, 7.) §. 1. I. de actionib. (4, 6.)

19) L. 20. C. de pactis. (2, 3.) L. 13. C. de distract. pignor. (8, 28.)

20) *Gellius*, Noct. Attic. Lib. XX. cap. 1.

21) Albrecht, Die Gewere. S. 3 fg. Phillips a. a. O. 1. Thl. S. 130 fg.

22) Lex Frision. Tit. 5. Lex Ripuar. Tit. 77.

23) In unzähligen Urkunden wird daher Jagd und Fiſcherei als Pertinenz des Grundſtücks betrachtet. Riccius, Von der Jagdgerechtigkeit, S. 44 fg. (2. Aufl.)

24) Lex Anglior. et Werin. Tit. 13. Justitia Lubicens. ap. Westphalen Monument. inedit. T. III. p. 622 prope fin.

25) Lex Saxon. Tit. 15, 17. Lex Burgundion. Tit. I. cap. 1. Justitia Lubecens. l. c. in fin.

26) Leg. Long. reg. Rothar. cap. 249.

27) Sachſenſpiegel, 3. Buch, Art. 39. Vgl. auch Sächſiſches Weichbild, Art. 27.

28) *Engau*, De traditione debitoris ad manus creditoris. (Jenae 1746.)

älterm römiſchen Recht, ohne daß dieſes auf jene Rechtsſätze unſrer Vorfahren irgendwie eingewirkt hätte. Selbſt noch in den Reichsabſchieden des funfzehnten Jahrhunderts heißt es: Wer einen Andern „umb kundlich und unlogenbar Schuld“ pfänden wolle, ſolle dem Schuldner ſeine Abſicht, ihn zu pfänden, zwar zuvor ſchriftlich oder mündlich bekannt machen, darnach aber möge er „ihn und ſeine Habe pfenden und angryffen“[29]). Erſt im ſechszehnten Jahrhunderte wird dies reichsgeſetzlich verboten; ſo z. B. heißt es in der Reichskammergerichtsordnung, daß, wenn Jemand einen andern „pfänden oder fahen“ würde, auf des andern Anrufen dem Thäter, „bei namhaffter Pön“ geboten werden ſolle, „ohn Verzug, auch einige Einrede die Pfändung wiederzugeben“[30]). Durch unſer gegenwärtiges Concursverfahren hat die Strenge des alten Rechts ihre Geltung gemeinrechtlich freilich völlig verloren; doch ſind in verſchiednen Ländern, namentlich in dem ſogenannten Schuldthurmsproceſſe[31]), deutliche Spuren bis zur heutigen Stunde übrig geblieben[32]). Über den Schuldthurm drückt ſich unter andern ein Statut des ſechszehnten Jahrhunderts ſo aus: „Hette — der Beklagte keine ligende güter, auch kein fürſtand mit pfanden oder Pürgen, ſo ſoll er auf anhalten des glaubigers und erlaubtnus des Burgermaiſters, nach altem gebrauch, — erſtlich in die Eiſen gefürt, und nach verſcheinung dreier Tag in den Schuldthurm gelegt, und darinn biß zu völliger begabung enthalten werden[33]).“ — Dem Allen zufolge findet ſich in dem echt teutſchen, wie im römiſchen und kanoniſchen Rechte der beſtimmte Gegenſatz der dinglichen und perſönlichen Rechte; nur iſt es freilich nicht in Abrede zu ſtellen, daß dieſer Unterſchied im vaterländiſchen Rechte nicht überall ſo ſchroff, als in dem fremden hervortritt. Bei vielen teutſchen oder germaniſchen Rechtsinſtituten, wie z. B. beim Lehen, finden ſich dingliche und perſönliche Elemente in innigſter Vereinigung neben einander, und bei manchen Inſtituten des teutſchen Rechts, wie bei den Einſtandsrechten, den Reallaſten und Zwangsbannrechten, iſt es ſogar bis jetzt immer noch ſtreitig, ob ſie den perſönlichen oder dinglichen Rechten beizuzählen ſeien. Hier iſt indeſſen der Ort noch nicht, darüber nähere Erklärungen zu geben, ſondern es muß auf die bezüglichen Artikel dieſerhalb verwieſen werden. — — Schließlich iſt nur zu bemerken, daß nach römiſchem Rechte die Zahl der jura in re auf das Eigenthum, die Dienſtbarkeiten, die Emphyteuſen, die Superficies und die Pfandrechte beſchränkt bleibt. Das Eigenthum (dominium) wird jedoch der Regel nach von den juribus in re ausgeſchloſſen[34]); wo dann der Ausdruck jus in re durch aliena zu ergänzen iſt, ſodaß ihm das dominium als das jus in re propria entgegengeſetzt wird. In einigen Stellen wird indeſſen auch das dominium unter dem Worte jus in re mit begriffen[35]). *(Dieck.)*

DINGLINGEN, evangeliſches Pfarrdorf im großherzoglich-badiſchen Bezirksamte Lahr, über ¼ t. M. von der Amtsſtadt, an der Schutter, auf der Poſtſtraße nach Strasburg, mit 990 Einw., einer fruchtbaren Gemarkung und angenehmen Lage. Auf der daſigen Brücke über die Schutter wurden im J. 1642 am 24. März die beiden berühmten Feldherren Guſtav Horn und Johann von Werd gegen einander ausgewechſelt, und im J. 1677 wurde Dinglingen von den Franzoſen zerſtört. Dieſer Ort gehörte ſonſt zur naſſau-uſingiſchen Herrſchaft Lahr, und hatte mit derſelben gleiche Beſitzer.

(Thms. Alfr. Leger.)

DINGMANN, Mehrzahl Dingleute, hatte viel umfaſſende Bedeutung. Die althochteutſchen Gloss. Mons. bei Petz S. 350 und bei Docen (Miſc. I. S. 208) ſetzen zu quod graece ecclesiasten, latine concionatorem possumus dicere Dingman; hier lernen wir alſo die älteſte Bedeutung von Dingmann kennen, nämlich von Redner auf dem Ding (Volksverſammlung), Redner zum Volke. Ferner geben die Gloss. Mons. S. 378 curiales (Rathsherren) durch Dincman (Dingmannen), und auch decurio durch Dincman. Joh. G. Wachter (Glossar. p. 292) ſieht bei decurio zu ſehr auf ſeine urſprüngliche Bedeutung und ſtellt Dingman als zwei verſchiedne Worte auf, nämlich einmal von Ding (Gericht) und zweitens vom angelſächſiſchen thyn, zehn, mit angehängtem G, und bringt zu letzterm die Gloſſe decurio, dincman. Doch haben die Gloss. Mons. wahrſcheinlich bei decurio ebenfalls an Rathsherr (außer Rom) gedacht, ſodaß wir nicht zwei Worte von verſchiedner Ableitung in Dincmann erhalten. Notker (Ps. 73, [Hbr. 74] v. 22, p. 151) gibt: Exsurge, Domine, judica causam meam durch Truhtin stand uf, wis min *dingmann* (Herr ſteh auf, ſei mein Dingmann!), und in der Erklärung zu Ps. 93, (Hbr. 94) v. 4, p. 186 ſetzt er zu judicibus *dinch liuten* (Dingleuten). In weitrer Bedeutung waren alſo die Richter unter den Dingleuten begriffen, und die Bedeutung ſo umfaſſend, daß man auch ſelbſt curiales und decurio dadurch erklären zu können glaubte. In engrer Bedeutung hießen Dingleute die Männer aus der Bürgerſchaft, die bei dem Gerichte, beſonders bei dem Niedergerichte, ſaßen, und den Richtern ihre Meinung über die Sache ſelbſt, und über den zu ertheilenden Beſcheid zu eröffnen hatten[*]), und werden dem Rathe, dem Voigt und dem Richter entgegengeſetzt, ſo z. B. in den ſtadiſchen Statuten von 1279 (V. 7. S. 65): ſo wenn Männer vor Rechte kommen mit einer Klage und zwieträchtig werden, und ſie das thun an den Rath, der für Recht ſitzt, und an die Dingleute (dinclude), und ſo was die Rathmannen bekennen,

---

29) Reichsabſchied von 1442. §. 3.

30) Reichscammergerichtsordnung von 1555. Tit. 22.

31) Teucher, Der Schuldthurmsproceß im Königreiche Sachſen. (Leipzig 1822.)

32) Vgl. z. B. Preuß. Gerichtsordn. 1. Thl. Tit. 24. §. 141—146.

33) Nürnberger Reformation von 1564. Bl. 68. (Obige Stelle iſt abgedruckt in Eichhorn, Teutſche Staats- und Rechtsgeſchichte. §. 456. Not. b.)

34) Vgl. z. B. L. 30. D. de noxalib. actionib. (9, 4.) L. 19. pr. D. de damno infecto. (39, 2.) L. 13. §. 1 eodem.

35) L. 8. §. 1. C. de praescript. trigint. annor. (7, 39.)

[*]) *Grothaus*, Gloss. zu Statuta Stadensia de anno 1279. p. 102.

das ſoll ſtete ſein ꝛc. I. Stück 18, S. 52: vor deme voghede (Voigte) und vor den menen (gemeinen) dingluden vor dem dinge ꝛc. VI. St. 4, S. 73: wer den andern an die Ohren geſchlagen oder ſchlechte Worte geſprochen oder gelogen, that it hore the voghet unde raet (Rath) unde dinglude; that scal he beteren theme voghethe unde theme rade unde theme sachwolden (dem Kläger) ꝛc. In den Bergwerksgeſetzen des Rammelbergs Cap. 18 (bei Leibnitz, Scriptt. T. III., S. 537) heißt es von dem, welchem der Bergmeiſter, wenn dieſer angeſchuldigt nicht ſelbſt Richter ſein kann, das Gericht befiehlt: werde in dieſer Weiſe einer gewillkührt und geſetzt zum Richter, was man vor dem geſetzten oder gewillkührten Richter und den Dingleuten (dingluden), die darüber geweſen ſeien, an der Gerichtsſtätte ſpreche oder thue, deſſen könne er Zeuge ſein, und wolle jener es dieſem widerſprechen, daß er zu den Stücken nicht zum Richter geſetzt oder gewillkührt ſei, ſo könnten zwei an ihrem Rechte vollkommene Dingmannen (dinkmann) mit ihrem Eide das wohl beweiſen, daß ſie darüber geweſen und dazu geladen wären, daß jener zu der Sache zum Richter geſetzt, und ſie zu Dingleuten darüber geweſen ſeien; und Cap. 23: Wenn ſein Eigen angeſprochen werde, daß er im Beſitze (in den weren) habe, habe er deſſen Beweis an Briefen, daß er es mit Rechte genießen könne, oder habe er deſſen Beweis mit Richter und Dingleuten (dinghluden), wie es in ſeinen Beſitz (in syne were) gekommen ſei ꝛc. — Nicht unrichtig findet man daher im brem.-niederſächſiſchen Wörterbuche I. Bd. S. 214 Dinglüde durch Gerichtsperſonen, Beiſitzer des Gerichtes, scabini (ſ. Herzogth. Brem. u. Verd. I. Samml. S. 51) erklärt, wiewol Dingleute einen umfaſſendern Begriff als Schöppen hatte. Aus dem Protocolle des berühmten Gerichtes der mainzer Dompropſtei zu Bodenheim hat Schilter (Glossar. S. 224—225) Auszüge gegeben, welche in Beziehung auf die Dingleute bemerkenswerth ſind. H. von N. Amtmann zu V. und Junker P. von S., beide Schöppen des Gerichtes in der Dompropſtei Hofe zu Bodenheim fangen im Jahre 1509 dieſen Schöppenſtuhl, da das Gericht aus Urſachen eine Zeit lang niedergelegen, wiederum mit Dingleuten und Schöppen zu beſetzen an, um Jedermann zum Recht, zu verhelfen. Die, welche zu Dingleuten angenommen werden ſollten, mußten, ſowie die Schöppen, mit Gütern angeſeſſen ſein; ſo wird geſagt, wie N. wegen ſeines Gutes, wie ein andrer N. wegen der Herren S. Albani Gutes, ſo er inne hat, wie Konrad Ort von N. von ſeinen Erbgütern (wegen) von den Schöppen des Gerichtes zu einem Dingmann an- und aufgenommen worden. Deshalb erhalten die Schöppen von Konrad Ort fünf Viertel Weins zum höchſten Zappen und zwanzig zween Heller für zween Bädden (Bullen) für ihr Recht. Gleiches erhalten ſie auch für die Aufnahme eines N., den ihnen Abt Hermann auf St. Jakobberg bei Mainz zu einem Dingmann gegeben. Von acht Perſonen wird geſagt, daß ſie zu einem Dingmann (zu Dingleuten) für ein Beſt-Haushaupt angenommen worden, und von einem N. zu einem Dingmann, und alsbald auch zu einem Schöppen auf- und angenommen worden; es ſollen die Herren auf S. N. und ihre Nachkommen das beſte Haupt verthedigen (vertheidigen, d. h. behaupten, nehmen), ohne ſeiner, des Dingmanns, Erben Zuthun und Schaden. Dieſe Dingleute und Schöppen des Schöppenſtuhls der Dompropſtei waren alſo, wie aus der Entrichtung des Beſt-Hauptes ſicher zu ſchließen, auf weit niedrer Stufe der Freiheit, wie jene ſchöppenbaren Leute und Schöppen des Sachſenſpiegels, welche wir im Art. Dingpflichtig berühren, und von welchem im Art. Schöppen und Schöppenbar umſtändlich gehandelt werden muß, ſondern von ihnen völlig verſchieden.

(*Ferdinand Wachter.*)

DINGOLFING, DINGLFING, DINGELFINGEN, altes Städtchen auf dem rechten Ufer der Iſar und an der Straße von Eggenfelden nach Mengkofen, im bairiſchen Landgerichte Landau des Unterdonaukreiſes, vier Stunden von Landau. Es begreift 342 Häuſer mit 1536 Einw., drei Kirchen, die Sitze eines k. Rentamtes, eines Pfarramtes und Dekanates im Bisthume Regensburg und eines Magiſtrates. Ehemals beſtand hier ein Franciskanerkloſter, deſſen Kirche im J. 1679 erbaut worden iſt, und Herzog Thaſſilo II. von Baiern hielt daſelbſt im J. 772 einen Landtag. — Hier führt eine Brücke über die Iſar. (*Eisenmann.*)

DINGOLSHAUSEN, DINKELSHAUSEN, ein Pfarrdorf im bairiſchen Landgericht und Dekanate Geroldshofen, an dem Forſte Michelau und zwiſchen Oberſchwarzach und dem Schloſſe Zabelſtein, mit 115 Häuſern, 500 Einw., dem ingolheimer Hofe, drei Mühlen und einer Ziegelhütte, 1½ Stunde von Ebrach.

(*Eisenmann.*)

DINGPFLICHTIG, gehalten das Ding (Gerichtsverſammlung) zu beſuchen. Schilter (Gloss. S. 224) nimmt es blos in ſeiner engſten Bedeutung, wenn er es durch geſchworner Gerichtsſchöppe und Gerichtsdiener (juratus judicii scabinus vel minister) erklärt, und das bremiſch-niederteutſche Wörterbuch (1. Th. S. 214) denkt zu ſehr an die heutige Gerichtsverfaſſung, wenn es daſſelbe durch: unter Jemandes Gerichte ſtehend, judicio alicujus subjectus, gibt. Allerdings lag dieſer Begriff auch in dingpflichtig, aber erſchöpfte es nicht, da die Dingpflichtigkeit hauptſächlich die Mitwirkung bei dem Gerichte zum Zwecke hatte. Was die Dingpflichtigkeit war, erhellt am beſten aus Folgendem: Die Lex Alamannorum (Tit. 36 [37] §. 4, 5. S. 211) beſtimmt, daß, wenn ein Freier auf das Ding zu kommen vernachläſſigt, oder auch (vel) ſich nicht entweder dem Grafen, oder dem Centenar oder dem Boten des Grafen auf dem Dinge vorgeſtellt, in eine Strafe von 12 Schillingen verfallen. Niemand, möge es ein Vaſall des Herzogs oder Grafen ſein, ſolle vernachläſſigen zu kommen, damit auf dem Dinge die Armen ihre Sachen durch Gerüfte (Geſchrei) anbringen könnten ꝛc. Wie die Verletzung der Dingpflichtigkeit nicht mit der Dingpflicht, d. h. wenn ſich Jemand, der einen Rechtsſtreit hat, dem Ding entzieht, zu verwechſeln, lehrt der dritte Paragraph, wo als Strafe auf die Dingflucht 60 Schillinge geſetzt iſt. Die

Lex Baiwariorum (Cap. 15, S. 270) beſtimmt, daß die Dinge den erſten Monatstag, oder nach 15 Tagen, wenn es nöthig ſei, zur Unterſuchung der Sachen, damit Friede im Lande herrſche, gehalten werden, und daß alle Freien an den feſtgeſetzten Tagen, wo der Richter es angeordnet, zuſammenkommen, und Niemand ſich darüber hinausſetzen ſolle, auf dem Dinge zu erſcheinen. Die innerhalb der Grafſchaft wohnen, mögen ſie des Königs oder Grafen Vaſallen ſein, alle ſollen auf das Ding kommen, und wer es unterlaſſen, zur Zahlung von 15 Schillingen verurtheilt werden. Nach dem ſächſiſchen Landrecht war das chriſtliche Ding oder den Senet (Send) (die Synode) jährlich dreimal zu beſuchen, jeder Chriſten-Mann verbunden, der zu ſeinen Tagen gekommen (d. h. 25 Jahre alt war[1]). Dieſer geiſtliche Theil der Dingpflichtigkeit hieß Senetpflichtigkeit. Die Dingpflichtigkeit hing genau mit den verſchiednen Stufen der Freiheit zuſammen. Freiheit war dreierlei Art. Die ſchöppenbaren Leute mußten den Senet der Biſchöfe[2]), die Pfleghaften den der Dompröpſte, und die Landſaſſen den der Erzprieſter, und in Betreff der weltlichen Gerichte die Schöppen des Grafen Ding unter des Königs Bann alle 18 Wochen beſuchen. Setzte man aber ein Ding um Ungericht (Unthaten) von dem echten Dinge nach 14 Nächten aus, ſo mußten ſie auch dieſes beſuchen, damit über das Verbrechen gerichtet werde. Hierdurch hatten ſie ihr Eigen (Eigenthum) gegen den Richter verfangen, daß es von ihm alles Dinges ledig war, d. h. ſie hatten ihre Dingpflichtigkeit, welche auf dem Beſitze von Eigengütern haftete, erfüllt. Sowie hier das ſächſiſche Landrecht, beſtimmen auch ſchon die fränkiſchen Capitularien von Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen; letztrer ſetzt nämlich feſt, in Anſehung der Dinge, welche die Freien zu beſuchen ſchuldig ſeien, ſolle es ganz nach der Verordnung ſeines Vaters gehalten werden, nämlich daß ſie im Jahre nur die drei Alldinge (Landdinge, allgemeine Dinge, generalia placita) zu beſuchen brauchen, und keiner ſie weiter Dinge zu beſuchen nöthige, außer wenn etwa Jemand entweder angeklagt, oder zu Ablegung von Zeugniß geladen worden. Zu den übrigen Dingen, welche die Centenaren (Centgrafen, Grafen über Hundert) halten, ſolle zu kommen keinem andern geboten werden, als wer entweder ſtreite oder urtheile (nämlich die ſieben Schöppen), oder zeuge (Capitulare quintum Anni 819 sive Capitula de instructione Missorum. Cap. XIV. de placitis a liberis hominibus observandis. Bei Georgiſch S. 858, 908. Capitularium Lib. IV. Cap. 57, S. 1384—1385. Vgl. Caroli Magni Leg. Langobard. Cap. 49, S. 1151—1152. Ludovici Pii Leg. Lang. Cap. XLI, S. 1212). Die Pfleghaften waren wegen ihres Eigens (Eigengutes) pflichtig, des Schultheißen Ding alle ſechs Wochen zu beſuchen. Aus ihnen mußte man den Frohnboten wählen, wenn der Frohnbote geſtorben. Die Landſaſſen, welche kein Eigen im Lande hatten, mußten ihres Gaugrafen Ding alle ſechs Wochen beſuchen. Hier und in jedem Voigtdinge mußte jeder Bauermeiſter alle die rügen, welche zu Dinge nicht kamen, und zu kommen pflichtig waren. In einem auswärtigen Gericht antwortete kein ſchöppenbarer Mann Jemanden zu Kampfe (Zweikampfe). In dem Gerichte mußte er antworten, worin ſein Handmal (Gerichtſtätte, zu der er geboren) lag. Hatte er Schöppenſtuhl da, ſo war er auch da dingpflichtig. Wer den Schöppenſtuhl nicht da hatte, der mußte des höchſten Richters (des Königs) Ding beſuchen, wo er wohnhaft war. Den Stuhl vererbte der Vater auf ſeinen älteſten Sohn, hatte er aber keinen Sohn, auf ſeinen nächſten und älteſten Schwertmagen. Des Gerichtes mußten alle, die dingpflichtig waren, vom Sonnenaufgange bis Mittage warten, wenn der Richter da war[3]). Das Landtäding, welches die Landesherren dreimal im Jahr, und wenn das Land unfriedlich und übel ſtand, alle zwei Monate halten mußten, waren die zu beſuchen verbunden, welche Gut in des Landesherrn Gerichte hatten, oder mit Hauſe in ſeinem Gerichte ſaßen, wenn ſie zu ihren Tagen, zu 24 Jahren, gekommen waren[4]). Nach den Satzungen des Forſtdinges auf dem Rammelsberge war Jeder, der ſich in dem Wald und Forſt ernährte, pflichtig das Forſtding in dem Jahre dreimal zu beſuchen; that er es nicht, ſo war die Broke (Strafe) jedesmal ein Schilling Kaiſer-Pfennige, wenn ihn nicht echte Noth gehindert. Wer ein andres Gericht oder einen andern Herrn ſuchte, als wohin er dingpflichtig war, war ſeine Broke (Buße) (nämlich fünf Schillinge Kaiſer-Pfennige) und Wette (nämlich acht Schillinge Kaiſer-Pfennige). Wer die ihm zuerkannte Strafe nicht gab, war ſo lange vom Gebrauche des Waldes ausgeſchloſſen[5]). Für die Kenntniß der engſten Bedeutung von dingpflichtig, zum Rechtſprechen verbunden, iſt die wiederkehrende Formel merkwürdig: Das Urtel ſtellte ich Gaugraf an einen Dingpflichtigen des Gerichtes, der hinausging, und berieth ſich mit den Umſtehenden des Landes, der wieder hereinkam, und wies für Recht: (nun folgt das Urtel, welches der Dingpflichtige gegeben)[6]).

---

[1] Schwabenſpiegel, Cap. 128. Von chriſtlichem Dinge, S. 76.

[2] Mit dem Sachſenſpiegel, 1. Bch. 2. Art. S. 18 vgl. man des Erzbiſchofs von Köln Worte, daß die Edeln zu ſeinem (des Erzbiſchofes) Senet (Send) gehören: soli tamen Nobiles excipiantur, qui ad nostram Synodum noscuntur specialiter pertinere. Conc. German. T. III. p. 623.

[3] Sachſenſpiegel, 1. Bch. 2. Art. S. 18—20. 3. Bch. 86. Art. S. 372 fg. 61. Art. S. 458. über Handmal vergleiche 3. Bch. 29. Art. S. 378, wo geſagt wird, kein ſchöppenbarer Mann bedürfe ſein Handmal, noch ſeine vier Ahnen zu beweiſen, er ſpreche denn einen ſeiner Genoſſen kämpflich (um Zweikampf) an ꝛc., und *Schilter*, Glossar. Teut. p. 424, welcher die Stellen und Auslegungen über Handmal zuſammenſtellt und mit Recht ſeinen Beifall der teutſchen Gloſſe gibt, welche ſagt, Handmal ſei die Gerichtſtätte, zu der einer ein geborner Schöppe ſei, und woher er ſeinen Schild und ſein Wappen habe. über die Arten der Gerichte nach dem Stande der Dingpflichtigen vgl. Schmid, Geſch. der Teutſchen, 3. Bd. 6. Bch. 20. Cap. ulmer Ausg. von 1784. S. 264, 265, und Grimm, Teutſche Rechtsalterthümer, S. 828.

[4] Schwabenſpiegel, Cap. 348: Wie man Lantaeding haben sol, p. 201, 202.

[5] Statuta und Sattunge des forstdynges IV—VII. Bei Meyer, Verſuch einer Geſchichte der Bergwerksverfaſſung und der Bergrechte des Harzes im Mittelalter, S. 155, 156.

[6] S. Urkunde des Jo-

Sowie die ganze germaniſche Welt der Hauptſache nach urſprünglich ein Recht hatte, ſo hatte auch der Norden insbeſondre die Dingpflichtigkeit mit den Teutſchen in engrer Bedeutung gemein, denn alle Bönder, welche irgend Grundbeſitz hatten, mußten bei Strafe auf den Laugthingen (den allgemeinen Dingen, wo Geſetze gegeben und die Rechtspflege geübt ward) erſcheinen. Barry's (History of the Orkney-Island. Sec. Edit. S. 225) ſchiefe Anſicht von dem orkneyiſchen Laugthing, man habe dazu ſogar zuweilen vielleicht die Bauern berufen, wird von Arndt (Nebenſtunden 1. Th. S. 350—351) widerlegt, indem er die Dingpflichtigkeit aller Bönder, ſo lange die alte Verfaſſung beſtand, richtig auffaßt, und die Gründe für jene angibt, nämlich daß auf dem Laugthing, wie bei den alten teutſchen Grafendingen, nicht allein die ſchweren Verbrechen und Halsſachen unterſucht und gerichtet wurden, ſondern auch alle Streitigkeiten und Verhandlungen über Erbſchaften, Beſitz und Änderung des Beſitzes liegender Gründe hier allein ihre rechte Stelle hatten, und alſo alle angeſeſſene Männer nothwendig anweſend ſein mußten, theils als Zeugen, die man vielleicht aufrufen und befragen würde, theils als diejenigen, welche ihre eignen und die Familienvortheile wegen eines Eindranges in den Beſitz oder einer Änderung in demſelben, welche Jemand wagen oder hier anbringen könnte, zu bewachen. Auch mußte die Dingpflichtigkeit aller Angeſeſſenen die Schlichtung der Streitigkeiten wegen Sklaven und Freigelaſſenen ſehr erleichtern. Über die verſchiedne Dingpflichtigkeit der vollen Bönder und der Einwerker (einverkar), d. h. der geringern Bönder, welche keinen Knecht halten konnten, und denen ein Jüngrer als ein Funfzehnjähriger bei der Arbeit half, es mochte ihr eigner Sohn, oder der eines Andern ſein[7], bei den verſchiednen Dingen, beſtimmte das isländiſche Geſetzbuch[8] (Isl. L. Von Vormundſchaft 12. Cap.) dieſes: Alle Bönder waren pflichtig zum Dinge zu reiſen, ſobald die Botſchaft an ihr Haus gekommen war, ausgenommen die Alleinwerker. Dieſe waren ſchuldig, vier Dinge zu beſuchen: nämlich das Ding, wo Königsbriefe vorgeleſen werden ſollten, Todtſchlagsding, Mantalsding zur Ausgleichung[9], und das Ding, welches dem Hreppſtiori[10] (dem Bezirksverwalter) angehörte. Aber wenn alle andern Dinge gehalten wurden, durften Alleinwerker daheimſitzen, wenn ſie wollten.

(*Ferdinand Wachter.*)

DINGSTÄTTE, die Stätte, wo das Ding (Berathungs- und Gerichtsverſammlung) gehalten wurde, ſowie z. B. die althochteutſchen Gloss. Mons. bei Petz S. 379 zu conciliabulo, Dincsteti ſetzen. Die Dingſtätten waren unter freiem Himmel, gewöhnlich auf einer Anhöhe, wie z. B. in Thüringen auf dem Trecheberg (Treteburg) an der Unſtrut (ſ. die Nachweiſungen im Art. Dingstuhl), und in Friesland auf dem berühmten Hügel Upſtallsboom bei Aurich, wo die Abgeordneten der ſieben friſiſchen Landſchaften oder Seelande jährlich am Dinstage nach Pfingſten zuſammenkamen, um innern Frieden und Freiheit zu erhalten und gemeinſame Geſetze zu machen[1]. Gern waren die Dingſtätten unter großen Bäumen, wovon nur ein Nebengrund, daß dieſe gegen Sonne und Regen ſchützen, und der Hauptgrund war, daß man an Bäumen opferte und die heiligen Stätten und Dingſtätten zuſammenfielen, ſowie z. B. die große Dingſtätte der Semnen, wo die Abgeordneten aus ihren hundert Gauen zuſammenkamen, und Menſchenopfer, d. h. Hinrichtungen im Namen der Gottheit, ſtatthatten, in einem uralten heiligen Walde war[2]. In dem Dorfe zur hohen Eiche, unweit der Stadt Gräfenthal, pflegte nach der Gewohnheit der alten Zeiten das Gericht unter einer hohen Eiche gehalten zu werden[3]. Das Beiſpiel einer andern Dingſtätte unter einem Baume gibt die Urkunde des Grafen Siegfried von Blankenburg (auf dem Harze) vom J. 1251 (bei *Paullini*, de Advocatis Monasticis, Syntagma S. 559), in welcher Siegfried kund thut, daß er, als er auf dem allgemeinen Dinge beim hohen Baume (ad altam arborem, placitis ibidem generaliter indictis) mit den Fürſten und übrigen Edeln des Landes (welche namhaft gemacht werden) geweſen, auf das Recht auf die Voigtei über das Kloſter Huyesberg verzichtet habe. Bei einer alten Linde auf einer kleinen Anhöhe im Walde nordöſtlich von Tilkerode im Juſtizamte Harzgerode liegen die Trümmer der Kirche des Dorfes Volkmannrode, und wird wieder, ſeitdem das daſige Jagdhaus verfallen, unter freiem Himmel jährlich zweimal, im Frühjahr und Herbſt, ein frei öffentlich Klage- und Rügegericht (Rühgericht) nach einer beſtimmten alterthümlichen Formel gehegt, und vor ihm müſſen bei Strafe alle Einwohner der umliegenden Dörfer, welche im Anhaltiſchen Beſitzungen haben, Stangerode, Endorf, Ablerode, Tilkerode, erſcheinen, ihre Abgaben zahlen, und ihre Klagen anbringen und beantworten. (Mehres von dieſem Dinge ſ. bei Lindner, Geſch. und Beſchreibung des Landes Anhalt S. 509, wo auch von dem ähnlichen Dinge zu Harzgerode und dem zu Günthersberge Nachricht gegeben wird.) In dem Brief über die

---

hann Duncker, geſchwornen Gaugrafen ſeines Herrn von Cöln, zur Zeit (1473) zu Erwitte (bei *Häberlin*, Analecta Medii Aevi p. 429—435), worin ſich die Formel dreimal nebſt den von den Dingpflichtigen ertheilten Urteln findet.

[7] Gulathings Laug, Laudsleiv Bolkr cap. 55.

[8] Den Islands Lov Jonsbogen översat paa Egill Thorhallesen. (Kopenhagen 1763.)

[9] Nämlich wo über Ausgaben und Abgaben für den Staat verhandelt ward, und die Vertheilung des Anſchlags nach dem Vermögen vorgenommen werden mußte. S. Arndt, Nebenſtunden, 1. Thl. S. 450.

[10] Über das Hreppstiorathing (Ding des Hreppſtiori) haben wir im Art. Hreppstiori gehandelt.

[1] Leges Upstalsboem. §. 23. Oſtfriſ. Landrecht, 3. Bch. Cap. 100—102, und Wicht im Vorbericht S. 106 fg., der ſich über die Erklärung des Namens Upſtallsboom verbreitet. Vgl. Mone, Geſch. des Heidenthums. 2. Thl. S. 80.

[2] *Tacitus*, Germ. 39.

[3] Über das judicium ad altam arborem ſ. *Falkenstein*, Antiquit. et Memorab. Nordgaviae veteris. T. I. und Thüring. Chr. 3. Thl. S. 945. Stellen aus Urkunden Frankreichs von 1005, 1205, 1137, nach welchen Dinge unter Bäumen gehalten werden, hebt *Du Fresne*, Glossar. unter Placita sub arboribus aus.

Stiftung der Wallfahrt zu den vierzehn heiligen Nothhelfern durch Herzog Wilhelm von Sachſen ward ſanctionirt, daß an den Wallfahrtenden ſowol als den Einwohnern begangne handhafte Diebſtähle, wo man den Dieb auf der That oder Flucht ergreifen, oder Dieberei in ſeiner Gewahrſam finden würde, ſogleich auf der Stelle mit dem Kaaks (Pranger) gerichtet werden ſollten. Deswegen wurden an drei, im Dorfe (Vierzehnheiligen, zwei Stunden von Jena) befindliche, in ein Dreieck geſetzte Linden Halseiſen befeſtigt. Zwei ſolche alte Linden, an denen die Halseiſen zum Theil, und die Ketten, an denen ſie hingen, ganz eingewachſen ſind, ſtehen noch. Die dritte, vor 100 und mehren Jahren eingegangen, iſt nach alter Sitte, wodurch ſolche Stellen immer wieder zu Bäumen gelangten, mit einer jungen ohne Halseiſen erſetzt worden. Mitten zwiſchen dieſen Linden wurde an einem ſteinernen Tiſche Gericht über die Diebe gehalten. Jetzt ſteht der Tiſch an einer der alten Linden, und die Gemeinde verſammelt ſich bei ihm (ſ. Schneider, Biograph. Fragmente von der Kurfürſtin Margaretha, S. 103). Auch die däniſchen Bauern pflegen noch jetzt jede in ihrem Dorfe bei einem gewiſſen Baume zuſammenzukommen, um Beſchlüſſe über Gemeindeangelegenheiten zu faſſen[4]. Nach dem Leben auf der Erde hatte man das Leben im Himmel gebildet, und ſo begeben ſich die Aſen jeden Tag an die Eſche Yggdraſil über dem heiligen Urdarbrunnen, um an ihr Gericht zu halten[5]. Fand ſich an der Dingſtätte kein natürlicher Baum, und der Ort war außerdem, z. B. durch einen in der Gegend ſeltnen Hügel oder einen merkwürdigen Brunnen, zu einem heiligen ausgezeichnet, ſo wurde ein künſtlicher Baum errichtet, wie z. B. die **Irminsul** (ſ. d.), welche ein großer aufgerichteter Klotz war, in der Nähe des wunderbaren Bullerborns. Der Dinghügel bei Aurich hatte ſeinen Namen **Upstallsboom** aller Wahrſcheinlichkeit nach von einem künſtlich errichteten Baume. Hatte man dann auch an den Dingſtätten natürliche Bäume herangezogen, ſo blieb auch dieſen der alte auf ſie nicht, ſondern nur auf die frühern künſtlich errichteten paſſende Name, ſowie der Pfaffe Konrad (Pfälz. Hdſ. Nr. 112, Bl. 96) alte (wegen ihrer Heiligkeit nicht verletzte) Bäume **urmare stalboume** (urberühmte Stellbäume) nennt. Aus den an den Dingſtätten künſtlich errichteten Bäumen haben ſich ohne Zweifel die Rolandsſäulen (ſ. d.) in den Städten gebildet, indem die rohe einfache Säule, welche den Baum vertrat, nach und nach verziert, und dann ſelbſt auch mit einem Menſchenbild ausgeſtattet ward. Daß aber an den Rolandsſäulen öffentlich Gericht gehalten ward, lehrt z. B. die Regiſtratur von der Beſitzergreifung des Grafengedinges zu Halle durch Herzog Friedrich von Sachſen im J. 1426 am Dinstage St. Vicentiitage (bei Horn, Geſch. Friedrichs des Streitbaren, S. 917—918), wo geſagt wird, daß Herzog Friedrich ſeine Herrlichkeit und Gerechtigkeit geübt in den Richtbänken vor dem Rolande zu Halle, dadurch, daß er zwei Schöppen, die vorher nicht eingewieſen waren, einwies ꝛc. Die Dingſtätten hatten früher mit den übrigen heidniſchheiligen Orten gemein, daß ſie mit einem Steinkreis eingegrenzt waren; namentlich in Holſtein und Schleswig gab es ſpät noch ſolche durch Steine bezeichnete Dingſtätten; ſie ſind aber jetzt faſt alle verſchwunden, da ihre großen Granitblöcke in Folge der zunehmenden Einkoppelung der Äcker zu Befriedigung und zu Pflaſterſteinen verwandt worden ſind[6]. Auch die nordiſchen Dingplätze, zu welchen man gewöhnlich Anhöhen oder freiliegende Halden und ebene Anger wählte, wo das umſtehende Volk die Richter auf ihren Richterſitzen ſitzen ſehen konnte, waren innerhalb eines länglichten, mit Steinen umſetzten Kreiſes, oder das Gehäge beſtand auch aus einer Art Zaun von Haſelſtöcken, womit man auch die Kampfplätze abſteckte, oder Stangen, welche mit Wieden und Stricken zuſammengebunden waren. Dieſes Gehäge hieß Vebönd oder das heilige Band, ſowie der Platz ſelbſt **Vebiorg**, **Vegard** oder **Fiörbangsgard**, heiliger Berg, heiliger Hof oder dem Geächteten verbotner Hof (ſ. Schöning, Geſch. Norwegens 2. Th. S. 248). Eine ſolche heilige Schranke ließ nach dem **Gulathings Laug** (**Thingfarar Bolkr**, Thinfahrt-Balk Capitel 3) der Lagman auch um die Dingſtätte, wo das Gericht ſaß, machen. Nur die Ausgewählten, die 36 Beiſitzer des Großrichters, durften darin ſitzen; wer ſonſt hineindrang, mußte eine halbe Mark Silber zahlen. Auch das isländiſche Rechtsbuch **Jonsbok** genannt (**Thingfarar Bolkr** Cap. 3) ſchreibt vor, der Dingkreis ſolle ſoweit gemacht werden, daß die zum Gericht Ernannten (Ausgewählten) darin zu ſitzen Raum haben; es ſollen dies drei zwölfter Männer (d. h. 36) ſein. Sowie man zu Zweikampfplätzen, der größern Sicherheit und Ungeſtörtheit wegen, gewöhnlich Holme (kleine Inſeln) wählte, ſo war in Norwegen auch die große Dingſtelle auf dem Inſelchen **Guley** oder **Gulö** (wovon das alte norwegiſche Geſetzbuch **Gulathings Laug**, Geſetze des Dings auf **Guley**, Kopenhagen 1817, den Namen hat), ſowie auch auf Shetland die Dingſtelle auf einer kleinen Inſel auf einem See unweit **Thingwall** (Dingfeld), welches von der Dingſtätte den Namen erhalten, ſich befand. Bevor die Dingſtelle auf den Holm zu Thingwall verlegt ward, wurde nach der Überlieferung das große ſhetländiſche Ding auf der Inſel Unſt im fernſten Nordoſten Shetlands gehalten. Man findet auf Unſt drei concentriſche Steinkreiſe auf kahlen und grauen Höhen unweit Baliaſta-Kirch auf dem **Crucifield** (Kreuzfeld). Der äußerſte Ring hat 67 Fuß im Durchmeſſer, der mittlere 55, der innerſte 40. In der Mitte dieſes innerſten Ringes iſt ein kleiner Steinhügel. Eine Meile öſtlich iſt ein zweiter, doch an Umfang kleinerer Raum, gleich dem vorigen aus drei concentriſchen Steinen Ringen gebildet, in deren Mittelpunkt ein kleiner Hügel liegt. Der Durchmeſſer des äußerſten Ringes hält 55 Fuß und der des Hügelchens im Mittelpunkte 10½. In einer Entfernung von etwa 80 Fuß von dieſem zweiten Kreis iſt ein dritter, welcher in ſeiner Mitte auch einen Hügel hat, welchen nur zwei concentriſche Ringe einſchließen, deren äußerſter 22, und der innerſte 17 Fuß im Durchmeſſer hat. Bei dem innigen Zuſammenhange der Religion und des Dingweſens, welchen wir im Art. **Ding** betrachtet haben, iſt es natürlich, daß wir, wenn wir hier Dingſtellen annehmen, auf eine Dreiheit ſtoßen, da dieſe in der germaniſchen Glaubenslehre eine ſo wichtige Rolle ſpielt, z. B. bei den Schweden zur Zeit Adams von Bremen die drei Götter Wodan (Odin), Thor und Frikko. Hibbert (**Description of the Shetland Islands**) meint, daß bei den großen Gerichts- und Volksverſammlungen die concentriſchen Steinkreiſe darauf berechnet geweſen, Perſonen von größerm oder geringerm Range, welche als Prieſter oder Geſetzgeber ihres Amtes pflegten, von einander zu trennen, während die Volksmenge außerhalb der Ringe oder Kreiſe geſtanden und ſich im innerſten Ring ein heidniſcher Tempel befunden habe. Arndt (Nebenſtunden S. 360—367) verwirft den Tempel, und ſagt, daß der Mittelpunktring wahrſcheinlich für den Richter der Angeklagten und die Zeugen eingerichtet geweſen, und die äußern concentriſchen Ringe wol in einer gewiſſen Rangordnung die Gerichtsbeiſitzer der vornehmern Gutsbeſitzer und die niedrigen Claſſen der Geſellſchaft geſchieden haben. Nach unſrer Meinung bildete der Hügel den Altar, auf welchem das Rind geopfert ward, um mit dem Opferblute den Ring, auf welchem der Eid geleiſtet werden mußte, zu weihen, und der innerſte Kreis den Hof (Tempel ohne Gebäude). Im zweiten Kreiſe befanden ſich der **Godi** (prieſterliche Richter) und die Genannten (zu Beiſitzern Ausgewählten), und im dritten Kreiſe die geſammten Dingpflichtigen. Das dritte kleinere Heiligthum, welches nur aus zwei concentriſchen Ringen beſtand, deren äußerſter nur 22 Fuß im Durchmeſſer hatte, war nicht zu Dingen, ſondern einzig zum Dienſt einer Gottheit, um die Dreiheit vollſtändig zu machen, beſtimmt; der innerſte Ring bildete den Hof (Tempel ohne Gebäude) und enthielt auf dem Hügel den Altar, im äußerſten Ringe befanden ſich die, welche dem Opfer beiwohnten, ohne es ſelbſt zu vollziehen. Von den Dingſtellen getrennt, aber in ihrer Nähe, waren die Richtplätze oder in der Heidenzeit die Opferplätze. Daher finden wir auch hier die Stelle, wo die Verbrecher geopfert, d. h. im Namen der Gottheit hingerichtet wurden, von den Dingſtellen getrennt, wiewol die Sage, die frühern von den ſpätern Zeiten nicht gehörig ſcheidend, die Sache ſich nicht klar denkt. Nämlich eine der kleinen Spitzen, die ſich gleich einer künſtlichen Erhöhung jäh aus der hohen Fläche eines Hügels erhebt, wird **Hanger Heog** (Hänker-Hügel) genannt, und an ihrem Fuß iſt ein Steinhaufen, welcher den Namen Gerichtsſtelle führte. Zu dem Gipfel jener Hügelſpitze ſtieg man eine Reihe roher Stufen hinan, woſelbſt man dann einen andern Haufen erblickte, welcher der Richtplatz heißt. Es geht eine Sage, daß der Verbrecher, welcher die Stufen des Hanger Heog erſtieg, nie lebendig herunter kam, und zur Beſtätigung dieſer Sage fand man vor etwa 66 Jahren zwei Gerippe, welche man für die Reſte hingerichteter Verbrecher hielt, an dem Fuße des niedrigen Steinhügels unordentlich begraben (der niedre Steinhügel war aller Wahrſcheinlichkeit nach früher die Opferſtätte, bevor man die obere durch Einhauung der Stufen gangbar gemacht hatte). Aber wenn ein Angeklagter nach erfolgtem Spruche des **Lagmans** ſich auf die Entſcheidung des Volkes zu berufen wünſchte, ſuchte er mehr weſtlich zu einem auf einem anſtoßenden Hügel gelegnen Steinringe zu entrinnen, und wenn er jenen geheiligten Raum ohne Beſchädigung erreichen konnte, war ſein Leben erhalten, aber wenn der Zorn des Volks ſich gegen ihn erklärte, ward er auf dem Wege zum Heiligthume verfolgt, und jeder durfte ihn, ehe er es erreicht hatte, erſchlagen. (Dieſe Sage denkt ſich alſo die Dingſtätte an dem Steinhaufen des Fußes des Hänkerhügels, und von hieraus die Verfolgung des Verbrechers beginnend; nach unſrer Meinung hingegen war die Dingſtätte eine der beiden oben beſchriebenen, und von hier aus begann die Verfolgung des Verbrechers zu dem Steinring auf dem an dem Hänkerhügel anſtoßenden Hügel, und der niedre Steinhügel am Fuße des Hänkerhügels war die frühere Opferſtätte zur Hinrichtung der Verbrecher und der Steinhügel auf ihm die ſpätre.) Der Brauch, fährt die Sage fort, dauerte lange; aber bei Bekehrung des Landes zum Chriſtenthume trat an die Stelle des heidniſchen Heidenthums eine Kirche, welche der ſpäteſte Zufluchtsort war. Mehre aus der Erde gegrabene Kreuze zeigen die Stellen, wo Böſewichter bei der Verfolgung erſchlagen ſind; weshalb man dem Hügel auch den Namen Kreuzfeld gegeben hat. Als das Ding von Unſt hinweg auf den Holm zu Thingwall in das Hauptland verlegt ward, behielt man die Weiſe, wie ein Verurtheilter eine Berufung an das Volk machen konnte, immer noch bei, und Brand (**Description of Zetland** S. 122) hörte um das J. 1700 die alte Sage, welche bis dieſen Tag im Munde des Volkes umgeht, daß, wenn Jemand, gegen den auf dem Holm das Todesurtheil ausgeſprochen war, durch die um den See herumſtehende Volksmenge (die Sage denkt ſich alſo das Volk nicht auf der Dingſtätte ſelbſt, ſondern außerhalb derſelben) entkommen, und den Glockenthurm der Kirche zu Thingwall erreichen konnte, das Todesurtheil als nicht ergangen angeſehen, und dem Verurtheilten das Leben geſchenkt ward.

---

[4] Nach *Jonge Finn-Magnusen*, Lex. Myth. p. 865.

[5] Grimnis-mal 28 u. 29. S. 54, 55. Snorra-Edda, Ausg. v. Rask, S. 17, 18.

[6] A. B. Gudme, Schleswig-Holſtein; eine ſtatiſtiſch-geographiſch-topographiſche Darſtellung. 1. Abth.

Für Hägung und Bewachung der Dingſtätte gab das Volk die umliegenden Güter einem Manne (dem Dingwärter) zu lebenslänglicher Nutznießung, wie wir namentlich aus den Willküren der Brokmänner von der Dingſtätte des ganzen Gaues wiſſen, ſowie auch vom Pfleger des Dingſtuhls zu Mittelhauſen bekannt iſt, daß er dafür Beſitzer anliegenden Feldes war, wovon wir das Nähere im Artikel **Dingstuhl** ſehen. Karl der Große ordnete an, die Dingſtätten ſo gut herzuſtellen und mit einem ſolchen Dache zu verſehen, daß ſie im Winter und im Sommer zur Haltung der Dinge brauchbar wären 7). Deutlicher, als ſein Vater, der ſich zugleich auf die von ihm gegebene mündliche Anweiſung als Ergänzung beruft, verordnete Ludwig der Fromme, daß vom Grafen an der Dingſtätte ein Haus gebaut werden ſolle, damit nicht wegen Sonnenhitze und Regens das öffentliche Beſte zurückbleibe 8). Gegen Sonnenhitze und Regen hatten in der Heidenzeit an den Dingſtätten die großen heiligen Bäume geſchützt. Sie waren durch die Axt der Heidenbekehrer gefallen, und an ihrer Stelle hatten ſich die chriſtlichen Kirchen erhoben, und in ihnen und ihren Höfen wurden, als an den heiligen Stellen, die Dinge gehalten. Doch Karl der Große, der alles Heidniſche zu vertilgen ſtrebte, wenn es einen germaniſchen Urſprung hatte, weil er es da nur als Heidenthum erkennen konnte, während er das übrige Unchriſtliche im damaligen Chriſtenthum als wahres Chriſtenthum anſah, ſodaß er z. B. den unterjochten Sachſen bei Todesſtrafe verbot, in der Faſtenzeit Fleiſch zu eſſen, Karl der Große verordnete, daß keine Dinge 9), und in ſeinen langobardiſchen Geſetzen 10) beſtimmter, da die Geiſtlichkeit ihre Synoden in den Kirchen hielt, daß keine weltliche Dinge in den Kirchen und ihren Höfen, und wie ſich in ſeinen langobardiſchen Geſetzen findet, ſelbſt auch nicht auf den um die Kirche gelegnen Ländereien weder vom Grafen und den Vicaren, noch irgend einem königlichen Diener oder Richter gehalten werden durften. Ludwig der Fromme 11) und ſeine Söhne 12) beſtätigten jenes, und nennen außer den Kirchen und ihren Höfen, wo keine Dingſtätten ſein ſollen, auch die Häuſer der Kirchen 13). So wurden die Dingſtätten ihrer Heiligkeit beraubt, und der Glaube der alten Teutſchen untergraben, daß die Gerichte im Namen der Gottheit gehalten würden. Die geſetzliche Beſtimmung, daß wo von Alters her freien Stand durch Eidesleiſtung zu beweiſen, Gewohnheit geweſen, daſelbſt das Mahl gehalten, und daſelbſt die Eide geleiſtet werden ſollten, half wenig, da ſogleich darauf folgt, daß das Mahl weder in der Kirche, noch im Hofe derſelben ſein ſollte, denn an den meiſten heidniſch wichtigen Plätzen waren ja die Kirchen angelegt, und ſo konnten nur wenig alte heilige Dingſtätten übrigbleiben. Mindere Dinge durfte überdies der Graf innerhalb ſeiner Gewere (intra potestatem suam, d. h. auf ſeinem Beſitzthum) oder wo man es ihm ſonſt geſtattete, halten 14). Bei den Frieſen im Hunſingau jedoch blieben die Warfe (aufgeworfnen Hügel, Gerichtſtätten) auf den Kirchhöfen und Kirchen 15), da dieſe die Anhöhen der alten Dingſtätten und heidniſchen Altäre eingenommen hatten, und der Hunſingau ſich vom Einfluſſe der fränkiſchen Geſetzgebung freier erhielt. Auch kommen anderwärts Beiſpiele von Dingſtätten, wenn auch nicht in den Kirchen, doch neben denſelben und in den Kirchhöfen, vor 16). In das Lehnrecht ward auch die Beſtimmung aufgenommen, daß der Herr an allen Stätten außer in Kirchen und Kirchhöfen ſeines **Tegedinges** beginnen müſſe 17). — Bei den Angelſachſen heißt die Dingſtätte **Thing-stow**. Bemerkenswerth von den mit Ding zuſammengeſetzten Eigennamen von Orten ſind **Thingvöllr** (Dingfeld) auf Island 18), wo das erſt ſeit 1800 aufgehobene Allding gehalten ward, **Tingvold** in Norwegen, **Tingwall** auf Shetland, wo die alte heilige Stelle für die Berathungs- und Gerichtsverſammlung des Volkes und der Sitz des Voigtes oder Lawmans (Geſetzmannes) ſich befand, während außerdem das Land in fünf Bezirke getheilt war, welche ihre beſondern Dinge hielten 19), **Dingwall**, **Tynwald** in Schottland, und **Tynwald** auf der Inſel Man. Auch in Teutſchland kommen mit Ding zuſammengeſetzte Ortsnamen vor, z. B. in dem verdenſchen Amte Rothenburg das Dorf und Kirchſpiel Wolterding, welches man ſicher mit Recht von **Woolt** (Wald) und Ding (Gericht) ableitet, und das Dorf und Kirchſpiel Schneverding 20). So auch werden **Loding** und **Boding** in der Mark Brandenburg von Ding abgeleitet 21). Über das Botding ſiehe den Artikel **Ding**. Loding, Lotting findet durch **Loof-ding** (Glaubensgericht) als geiſtliches Gericht ſeine Erklärung 22).

(*Ferdinand Wachter.*)

DINGSTUHL, DINGSTÜHLE, namentlich thüringiſche; **Dingstuhl**, auch **Gedingstuhl**, iſt in engrer eigentlicher Bedeutung der Gerichtsſtuhl ſelbſt, in weitrer das Gericht. Doch hießen nicht alle Gerichte Dingſtühle, ſo z. B. im kaiſerlichen Lehnbrief über die Lehnſchaften des Fürſtenthums Anhalt werden aufgeführt die Dingſtühle zu Aſchersleben — — — — die Dingſtühle zu Wettersleben und Eilevorsdorf, die Grafſchaft Wörbzig, die Grafſchaft Mühlingen, die Grafſchaft, die da Hochgrafſchaft heißt, zu Wormsdorf, und alle Gerichte, die da Hochgrafſchaft heißen — — —; dazu die Voigtei über die Kirchen; die Kirchen zu Gernrode und über die Stadt Harzgerode und das Gericht auf dem Frevel vor Halberſtadt 1) ꝛc. Als Beiſpiel der Beſchaffenheit eines Dingſtuhls iſt berühmt die Beſchreibung des Dingſtuhls zu Mittelhauſen in Thüringen, wo das höchſte Landgericht (höchſte Ding) Landding, summum provinciale judicium, auch jus

---

7) Capitulare Primum Ann. 809. cap. 25. p. 742. Capitulare secundum ann. 809. Cap. XIII. p. 747. Capitularium Lib. III. cap. 57. p. 1358. 8) Capitulare primum ann. 819. Cap. 15. p. 842. Capitularium Lib. IV. cap. 28. p. 1377. 9) Capitulare primum ann. 913. Cap. 20. p. 773. 10) Caroli Magni Leges, cap. 120 p. 1165. 11) S. die Citate in Not. 4. 12) Capitularium Lib. V. cap. 156. p. 1444. Capitularium Additio Tertia. Cap. 32. p. 1769. Cap. 91. p. 1783. 13) Dieſelben, Cap. 118. S. 1789. 14) Capitularium Lib. IV. Cap. 28. p. 1377. 15) Keran thera Ebbetena fon Hunesgena Londe. §. 2.

16) S. *Du Fresne*, Glossar unter Placita ante ecclesias, wo er betreffende Stellen theils aushebt, theils anführt. 17) Sächſ Lehnrecht, Cap. 65, bei Schilter zu Cod. Jur. Alem. p. 35. 18) Islands Landnámabók p 373, 390. 19) Arndt, Nebenſtunden, S. 349. 20) Nachricht von dem Amte Rothenburg in: Altes und Neues aus den Herzogthümern Bremen und Verden. 7. Bd. S. 113—115. 118—124, 167. 21) *J. G. Wachter*, Glossar. p. 290. 22) *Picardt*, Antiquiteten van't Oude Vrieslandt p. 115. Chronijck der Landschap Drenth p. 163. Vgl *C. C. Oelrichs*, De Botding et Lodding. Traj. ad Viad. 1750.

1) Lindner, Geſchichte u. Beſchreibung des Landes Anhalt, S. 144, 145.

provinciale genannt) gehalten wurde. Dieſer Dingſtuhl war in das Rieth zu Mittelhauſen geſetzt. In der Feldmark des Dorfes Elpleben (Elpßleben, jetzt Elxleben) an der Gera waren zwei Hufen urbaren Landes, deren Beſitzer oblag, den Dingſtuhl zu den feſtgeſetzten Zeiten zu bekleiden. Hinten mußte er mit Brettern von Oben bis auf die Erde bedeckt, auf den beiden Seiten hingegen nicht höher bekleidet ſein, als daß man das Antlitz der Richter und Schöppen ſehen, und ſie hören konnte. Der gegen Oſten offne Eingang mußte mit einem Riegel verſehen ſein, damit ungezügelte Ritter nicht unverſehens Gewalt üben konnten, und von einem bewacht werden, dem es durch ein Urtheil zuerkannt ward. Der Abt des Petersberges von Erfurt mußte die Wanddecken und Teppiche zur Verzierung des Dingſtuhles geben, und hatte dafür das Dorf Mittelhauſen zugewieſen erhalten. Auf dem verzierten Dingſtuhle nahm der Landgraf die erhöhte Stelle ein. Zur Rechten ſaßen ihm ſechs Schöppen, und ebenſo viele zur Linken. Von dieſen 12 Schöppen wählte der Landgraf ſechs aus den Grafen oder Freiherren, und die gewählten ſechs wieder ſechs. Der Landgraf, wenn er zu Gerichte ſaß, hielt einen weißen Dingſtab in der Hand. Dreimal im Jahre mußte der Landgraf ſein Gericht halten, nämlich nach dem zweiten Sonntage nach Epiphan., nach dem erſten Sonntage nach Trinit., und nach dem 18. Sonntage nach Trinit. Aus dieſem höchſten Dinge zu Mittelhauſen war ein Landding wegen gemeiner Sachen und Perſonen ausgezogen. Das höchſte Ding hatte außer zu Mittelhauſen vier Dingſtühle, und deshalb war Thüringen in vier Viertel getheilt. Der Sitz des erſten Dingſtuhls war zu Gotha, und zu dieſem Viertel gehörte die Grafſchaft Gleichen, und der geiſtliche Stuhl (das Synodalgericht, Synodalbezirk zum chriſtlichen Ding), Ohrdruf, nachher nach Gotha verlegt (nämlich wol ſeit 1345, wo auf Verordnung der Landgräfin Eliſabeth die Chorherren von Ohrdruf ſich nach Gotha verſetzten)[2]. Der zweite Dingſtuhl war nach Thomasbrück geſetzt, und in dieſem Viertel lag die Grafſchaft Kirchberg und der geiſtliche Stuhl Jechaburg. Der dritte Dingſtuhl befand ſich zu Weißenſee, und in dieſem Viertel die Grafſchaft Beichlingen und der geiſtliche Stuhl Bibra; der vierte Dingſtuhl zu Bottelſtädt, und in dieſem Viertel die Grafſchaft Käfernburg und der geiſtliche Stuhl Erfurt. Dieſe vier Dingſtühle waren Voigtdinge, d. h. ihnen ſtanden Voigte vor. Ihnen lag die Obſorge für die Sicherheit des Landes oder den Landfrieden ob. Wer in einem Dingſtuhl ächtig (mit der Acht belegt ward), der war auch in den andern dreien ächtig. Wer auf dem Dinge zu Mittelhauſen vor dem Landgrafen oder den Zwölfen in Acht kam, der war vor allen Gerichten überwunden, die in dem Lande zu Thüringen waren, und durfte im Lande zu Thüringen nirgends Frieden haben. So auch die, welche den Geächteten hauſeten oder heimten, oder ihm irgend Hülfe thaten[3]. Wir müſſen nun einige Beiſpiele aufführen, wo dieſe Dingſtühle vorkommen, da die Hauptquelle über dieſelben die mit Mährchen reichlich verſehene Legende des heiligen Bonifacius iſt, nach welcher Karl der Große die Dingſtühle in Thüringen ſtiftet, und dieſes ſchon damals einen Landgrafen hat. Scheiden wir die ungegründeten geſchichtlichen Angaben über die Zeit der Entſtehung der thüringiſchen Dingſtühle aus, ſo ſind ihre übrigen Nachrichten über Einrichtung derſelben für die Zeit, in welcher ſie verfaßt ward (nämlich im J. 1513) und für die zunächſt vorhergehenden Jahrhunderte brauchbar. Für den Dingſtuhl zu Mittelhauſen mögen dieſe Belege gelten. Graf Chriſtian (II.) von Kirchberg, welcher gewiſſe Güter an den Abt Heinrich vom Petersberge zu Erfurt verkaufte, gab ſie, der Abtei zu bewahren, in die Hand des Landgrafen Heinrich auf, während dieſer dem Landding (juri provinciali) zu Mittelhauſen vorſaß, im J. 1236[4]. Graf Günther (XXI.) von Schwarzburg, Landrichter (judex generalis) und die 12 Pfleger des Friedens[5] (pacis conservatores) in Thüringen thun im J. 1341 Montag nach Quasimodogeniti kund, wie vor ihnen auf dem Ding Mittelhauſen (in Plebiscito Mittelhusin) Friedrich von Wangenheim gegen Gozzo, genannt Schindekopf, den vormaligen Hofmeiſter des Markgrafen von Meißen, eine Klage wegen einer Geldſchuld angebracht, und da der ſchuldige Schindekopf in den geſetzten Friſten nicht erſchienen, von ihnen zur Zahlung an den Kläger von Wangenheim verurtheilt worden. Eine wichtige Rolle ſpielt auch der Dingſtuhl zu Mittelhauſen in der Erzählung der Landgrafengeſchichte vom Kriege zwiſchen Landgrafen Friedrich dem Freudigen und den Erfurtern im J. 1309. Der Landgraf ſetzt ſich auf den Dingſtuhl zu Mittelhauſen, und will die Erfurter, die ſeine Beſitzungen verheert, wegen dieſer Ausſchweifungen durch einen Rechtsſpruch verurtheilen, aber die Erfurter treiben ihn aus dem Ding hinweg[6] ꝛc. Ähnliches erleidet nach der Erzählung der Landgrafengeſchichte auch Landgraf Friedrich der Hübſche, als er bei den Unruhen, welche nach des Erzbiſchofs Matthias von Mainz Tode († 1330) durch die Wahl Balduins vom Capitel und die Proviſion Heinrichs vom Papſt entſtanden, auf Befehl des Kaiſers ein Heer ſammelt, mit ihm nach Mittelhauſen kommt, und ſich auf den Dingſtuhl ſetzen und die Erfurter als öffentliche Feinde der Geiſtlichkeit und des Landes verurtheilen will[7]. Für den Dingſtuhl zu

---

[2] Hist. de Landgr. Thuring. cap. 98 bei *Pistorius*, Scriptt. Struve'ſche Ausg. T. I. p. 1345.

[3] Legenda Bonifacii cap. VIII—XIII. Bei *Mencke*, Scriptt. T. I. p. 846—850. Überſetzung derſelben S. 856—863. Es finden ſich in beiden Arbeiten auch die Grenzen des Landes zu Thüringen, für welches jene Dingſtühle galten, genau verzeichnet.

[4] Urk. des Grafen Chriſtian (II.) von Kirchberg bei Avemann, Beſchr. d. Gr. von Kirchberg, Urkdbch. Nr. 5. S. 5.

[5] Urk. d. Gr. Gunther v. Schwarzburg bei Heydenreich, Hiſtor. d. gr. H. Schwarzb. S. 87. Mehre andre Zeugniſſe über den Landfrieden zu Thüringen und die darüber Geſetzten ſind in den Erläuterungen zur Überſetzung der Leg. Bonifacii a. a. O. S. 864—866 zuſammengeſtellt.

[6] S. das Weitere in der Histor. de Landgr. Thuring. cap. 84. p. 1338, 1339. Johann Rothe, Thür. Chr. bei *Mencke*, Scriptt. T. III. p. 1774.

[7] Hist. de Landgr. cap. 93. p. 1341—1343.

Gotha dieſes: Nach dem Inhalt einer Urkunde [8]) des Landgrafen Ludwig (III.) zu ſchließen, hielt dieſer im J. 1174 ein Landding zu Siebleben bei Gotha. Eins im J. 1237 zu Gotha gehaltnen Landdinges erwähnt Rudolphi [9]). Als des Landgrafen Friedrichs Landſchultheiß in den vier Stühlen zu Gotha kommt im J. 1353 am Lucien-Tage Friedrich von der Tanne im georgenthaler Copial-Buche der brieflichen Urkunden (F. 213) vor. Vier-Stühle heißt der Dingſtuhl zu Gotha hier entweder in Beziehung auf die Redensart: im gehaegten Dinge binnen 4 baenken, oder wahrſcheinlicher Vier-Stühle in Beziehung auf die vier Dingſtühle Thüringens, die ein Gericht ausmachten. Wenn in dem Vergleiche zwiſchen den Landgrafen Friedrich, Balthaſar und Wilhelm im J. 1377 der vier Stühle gedacht wird, ſo ſind die vier Dingſtühle Thüringens gemeint, und zunächſt der Hauptdingſtuhl zu Mittelhauſen, der mit den vier Dingſtühlen zu Gotha, Thomasbrück, Weißenſee und Bottelſtädt ein Gericht bildete, deſſen Hauptſtätte zu Mittelhauſen war [10]). Auf echtem Ding [11]) (in legitimo placito) vor dem Dingſtuhle zu Bottelſtädt befeſtigte um das J. 1119 [12]) Graf Wichmann die Schenkung ſeiner Alode an den Biſchof von Halberſtadt zur Stiftung des Kloſters Kaltenborn. Ein klares Zeugniß für den Dingſtuhl zu Bottelſtädt gibt auch eine Urkunde des Landgrafen Albrecht des Entarteten [13]). Für den Dingſtuhl zu Weißenſee dieſes: Graf Günther von Salza, Hauptmann des Friedens in dem Lande zu Thüringen, an des edeln Mannes Statt, Herrn Gerlacus von Brüberg [14]), und die Zwölfe, deſſelben Friedens Pfleger, thun im J. 1296 kund, daß dem Abt in Volkolderode und ſeinem Convente an dem nächſten Dinstage nach St. Jakobus-Tage in Weißenſee vor ihnen rechtlich und beſcheidentlich geurtheilt, und gefunden worden, daß weder er noch ſein Convent um allerlei Sache nirgends antworten ſollen, als vor geiſtlichem Gerichte [15]). Die Sitze des Hauptdingſtuhls zu Mittelhauſen und der vier Dingſtühle zu Gotha, Thomasbrück, Weißenſee und Bottelſtädt hatten ſich nur nach und nach an den genannten Orten feſtgeſetzt. Früher als Mittelhauſen, welches man ſpäter, wahrſcheinlich wegen ſeiner Lage in der Mitte des Landes, vorzog, war die berühmteſte und Hauptdingſtätte Thüringens der Trecheberg, Triteburc (Treteburg, Tretenburg, wie jetzt noch der Hügel an der Unſtrut 1 Stunde Weges von Gebeſee und 1½ Stunde von Tennſtedt heißt). Da in der Heidenzeit die Ding- und Opferplätze neben einander waren, und man Hügel zu Opferplätzen am liebſten wählte, ſo gibt ſich auch hierdurch der Trecheberg als älteſter Dingplatz Thüringens kund. In einer Urkunde vom J. 1089 wird eines auf dem Trecheberg gehaltnen allgemeinen Landdings ausdrücklich gedacht; auf ihm hatte Gisla die von ihrem erſten Manne Rupert als Morgengabe erhaltnen 20 Güter zu Topfſtädt, als ihr zweiter Mann Ruthard nach Jeruſalem zu wallfahrten geſonnen, dem Kloſter Reinhardsbrunn zugeeignet [16]). Das berühmteſte und zahlreichſte Ding (Verſammlung) hielten die Thüringer an dem Orte, der Triteburc hieß, im J. 1073, gaben hier der Geſandtſchaft der um Beiſtand gegen Heinrich IV. bittenden Sachſen Gehör, und verbanden ſich mit ihnen gegen den König [17]). Ein Landding (provinciale placitum) zu Crumpe (einem der Dörfer Ober- und Niederkrumpa im Amte Freiburg) hielt Landgraf Ludwig der Heilige (zwiſchen den Jahren 1217—1224), als er den Tauſch zwiſchen dem Kloſter Laußnitz und Fr. Agathe von Ballſtädt über Güter zu Löbſchütz beſtätigte [18]). Einem Landding an dem Orte, welcher Asp hieß, ſaß im J. 1234 Landgraf Heinrich (Raspe) vor, und ihm Graf Chriſtian von Kirchberg bei; Gogo von Zummigen urtheilte und fand [19]) ꝛc. Aus dieſer Stelle findet man geſchloſſen, daß in dem frühern Zeitraume die Wahl des Dingplatzes zum Landdinge von der Willkür des Landgrafen abgehangen [20]). Doch kann ja Asp damals eine Dingſtätte geweſen ſein. Für die Kenntniß der verſchiednen Dingſtühle in Thüringen ſind noch bemerkenswerth folgende Urkunden des kevernburg-rabenswaldiſchen Grafengeſchlechts; in der von 1270 heißt es: auf dem Dinge Wolmerſtädt (in plebiscito wolmerstete), in Gegenwart unſers Landrichters ꝛc.; in der von 1276:

---

8) Urk. bei *Tentzel*, Supplem. II. hist. Goth. p. 490.
9) *Rudolphi*, Gotha Dipl. T. I. p. 114. Galletti, Geſch. Thüringens 2. Bd., wo er S. 330—333 von den Dingſtühlen handelt.
10) Extract aus der Registranda Archivorum über die gemeinen brieflichen Documente im Schloſſe Wittenberg: Wie die von Erfurt mit den Landgrafen Friedrich, Balthaſar und Wilhelm eines gütlichen Stehens auf zwei Jahre verteidinget und verſchrieben ſind; mit Ausdrückung, wie ſie ſich binnen deß mit Schützung und Vertheidigung, auch der vier Stühle halben, gegen einander verhalten ſollen, 1377.
11) Sowie auch der Sachſenſpiegel (1. Bch. 53. Art. Gärtnerſche Ausg. S. 110) ſagt: Ane erben gelob (Erben-Erlaubniß) und ane *echt Ding* en muz nieman sin eigen noch sine lute gebn.
12) Urk. des Biſchofes Reinhard von Halberſtadt vom J. 1120 (das Landding zu Bottelſtädt hatte früher ſtatt, als dieſe Ausſtellung der Urkunde zu Halberſtadt) bei *Schöttgen* und *Kreyssig*, Diplomataria T. II. p. 690.
13) Urk. des Landgr. Albrecht des Entarteten bei *Pertuch*, Chron. Portens.
14) Wie Gerlach von Brüberg zur Stelle des Hauptmannes des Friedens im Lande zu Thüringen gekommen ſ. bei F. Wachter, Thüring. Geſch. vom Anfalle Thüringens an die Markgrafen von Meißen ꝛc. 1. Thl. S. 136.
15) Die 1296 an Sente Peters Abinde, da her wart zu Rome von den Banden geledigt ausgeſtellte Urkunde bei *Schöttgen* und *Kreyssig*, Diplom. T. I. p. 777. Vgl. Urk. von 1315 bei denſ. S. 790. Urk. von 1281 bei Lünig, Reichsarchiv, Part. Spec. Cont. IV. P. II. p. 432. Urk. von 1338 bei *Buder*, De Judicio Mittelhusano p. 125. Urk. von 1341 bei *Würdtwein*, Subsid. Diplom. T. V. No. 66. p. 226. Schamelius, Hiſtor. Nachricht von den thüring. Friedensgerichten in der Samml. verm. Nachr. z. ſächſ. Geſch. 4. Thl. S. 209. Weiße, Geſch. der kurſächſ. Staaten. 1. Bd. S. 304—306. 2. Bd. S. 377, 378.
16) Urk. Heinrichs IV. vom 2. Jan. 1089 bei *Schannat*, Vindem. Litt. Lib. I. p. 108.
17) Lambert von Heersfeld (gewöhnlich von Aſchaffenburg), Annal. Krauſe'ſche Ausg. S. 102.
18) Urk. bei Avemann, Nr. 143. S. 143. Sie hat das J. 1208, da war aber Hermann Landgraf. Warum ſie zwiſchen 1217—1224 zu ſetzen, ſ. bei *Schultes*, Directorium diplomaticum. T. II. p. 527.
19) Urk. bei Joh. Ehrenfr. Böhme, Abhandlung über die Todtheilung. Nr. 4. S. 47.
20) *Rudolphi*, Gotha Dipl. P. I. p. 114. *Grasshof*, Commentar. de Originibus Muhlhusae, p. 85. Weiße, Geſchichte der kurſächſ. Staaten. 2. Bd. S. 287.

als Heindenreich von Bribra einſt dem Landding an unſrer Statt vorſaß, und nach Landesgewohnheit ein Gericht beſcheidentlich angeſtellt war; in der von 1287: auf dem Dinge Laucha (in plebiscito Luchowe) vor unſerm Voigte Hermann, der daſelbſt unſerm Gerichte vorſaß[21]) ꝛc. Wenn man aus dieſen Stellen geſchloſſen findet, daß in den Grafſchaften, welche zu Thüringen gehörten, in dem damaligen Zeitraum allgemeine Landgerichte ſtattgehabt, deren Gerichtsbarkeit ſich entweder über die ganze Grafſchaft oder wenigſtens über gewiſſe Diſtricte erſtreckt[22]), ſo darf das allgemein nur in Beziehung auf das zu der Grafſchaft gehörige Land, nicht auf das Land zu Thüringen überhaupt, bezogen werden, wie deutlich erhellt, wenn z. B. vom Grafen Günthern (XXX.) von Schwarzburg, Herrn zu Arnſtadt, geſagt wird, daß er öffentlich vor dem Landgerichte der Grafſchaft an gehegter Bank und rechter Dingſtatt, da als Richter geſeſſen Heinrich von Döringhauſen, damaliger ſchwarzburgiſcher Landvoigt, in Gegenwärtigkeit vieler Ritter und Knechte, Bürger und Bauern, ſeinen Brüdern an allen ſeines Vaters, ſeligen, Herrſchaften, Gütern ꝛc. Sonnabend vor St. Jacobstage 1379 Verzicht gethan[23]). (*Ferd. Wachter.*)

DINGWALL, Städtchen in Schottland in der Grafſchaft Roß, in einer ſehr angenehmen Gegend am weſtlichen Ende des mit kleinen Schiffen hier ſchiffbaren Meerbuſens von Cromarty, mit 800 Einwohnern. Dieſer für den Handel ſehr wohl gelegne Ort ſcheint in frühern Zeiten von weit größerm Umfange geweſen zu ſein, denn man findet auf einer bedeutenden Strecke von dem jetzigen Orte hin Straßenpflaſter und Grund von Häuſern. Neuerdings hat er wieder beträchtlich zugenommen. In der Nähe der Kirche iſt ein Obelisk auf der Begräbnißſtätte der Grafen von Cromarty, 57 Fuß hoch, aber mit einer nur ſechs Fuß breiten Baſis, errichtet. In der Nähe des Ortes ſieht man noch die Ruinen des Schloſſes der Grafen von Roß. (*H.*)

DINGZEIT (Dingtid), Dingtag und Dingnacht; die Dinge bei den alten Teutſchen wurden, wenn nicht etwas Plötzliches vorfiel, an beſtimmten Tagen, wenn entweder der Mond anfing oder voll ward, gehalten, da ſie dieſe Zeitpunkte für den Anfang von beſter Vorbedeutung bei Geſchäften und Unternehmungen hielten[1]), ſowie z. B. die Weiſſagefrauen in Arioviſts Heere verboten hatten, vor dem Neumonde zu ſchlagen[2]). Der Anfang der berühmten Meſſe **Disting** zu Upſal im Februar richtet ſich noch jetzt nach dem Eintritte des Vollmondes. Wenn von Snorri ein **Dísar-salr** (Saal der Dis, Tempel der Dis), ein **Dísa-blót** (Opfer, Opferfeſt der Diſen) und ein **Dísa-thing** (Ding der Diſen) um den Mittwinter (um die Mitte des Winters) erwähnt[3]) wird, ſo gibt ſich das jetzige **Disting** als Überbleibſel von jenen beiden kund, und von dem Opferfeſt und der Berathungs- und Gerichtsverſammlung iſt nichts übrig geblieben, als die mit ihnen vormals verbundne Meſſe[4]). Bei Einführung der künſtlichen Kalenderrechnung in Teutſchland, namentlich bei den Baiern, wurde der alte Gebrauch der neuen Einrichtung in ſoweit angepaßt, daß die Dinge entweder den erſten Monatstag (per Calendas) oder nach 15 Tagen gehalten werden mußten[5]). Nach dem Geſetze der Allemannen, welches ſagt, daß die Zuſammenkunft (das Ding) nach alter Gewohnheit in jeder Centena (Hundred) vor dem Grafen oder dem Boten (Misso), und vor dem Centenar gehalten werden ſolle, mußte das Ding jeden Samstag, oder welchen Tag der Graf wollte, je nach ſieben Nächten, wenn kleiner Friede im Lande war, war er beſſer, nach 14 Nächten in jeder Centena gehalten werden; auf dem einen Dinge mußte einer ſeine Sache mallen (d. h. anbringen, Eideshelfer und Bürgen ſtellen, und ſeine Wette [Pfand] dem Boten des Grafen, damit er nicht dingflüchtig werde), auf dem zweiten mußte er ſchwören[6]) ꝛc. Die Teutſchen des Tacitus ſchon zählten bei der Zwiſchenzeit zwiſchen den Dingen nicht nach Tagen, ſondern nach Nächten; ſo ſetzten ſie feſt, ſo ſagten ſie zu, die Nacht ſchien, nach des Tacitus (Germ. 11) Ausdruck den Tag zu führen, ſowie nach der nordiſchen Götterlehre die Nacht den Tag gebiert, und vom Allvater an den Himmel verſetzt vor ihrem Sohne, dem Tage voraus mit dem Pferde Hrimfaxi fährt[7]). Auch in den andern altteutſchen Geſetzen, als dem allemanniſchen, hat die Zählung nach Nächten ſich noch erhalten; ſo war nach dem ſaliſchen Geſetze, wenn der Herr ſeinen Knecht wegen eines von dieſem begangnen Verbrechens ſtellen ſollte, die Zahl der Nächte zwiſchen den drei Dingen 21, nämlich das erſte Ding war, auf welchem der Herr wegen des Sklaven zuerſt in Anſpruch genommen ward. Hier ward dem Herrn wieder ein Ding nach ſieben Nächten bewilligt, und wenn er hier den Sklaven nicht zur Beſtrafung ſtellte, mußte der Herr die Buße zahlen, war der Sklave abweſend, ſo erhielt der Herr noch ein Ding nach ſieben Nächten, und mußte dann, wenn er ſo auf den drei Dingen, binnen welchen eine Zahl von 21 Nächten verlaufen, den Sklaven nicht geſtellt, als wenn er ſelbſt das Verbrechen begangen, zwar nicht als Sklave durch peinliche Strafe, ſondern als Freier durch Strafgeld bußen [8]. So waren auch bei den Ripuariern, z. B. bei Eidesleiſtungen, Dingfriſten über ſieben und 14, und wenn Jemand zum Heer entboten, über 40 Nächte [9]. (Über die Dingfriſten bei Vorladungen nach dem vierten Capitulare des Jahres 803. Cap. 33 ſ. den Art. Dingflucht.) Auch bei den Frieſen wurden die Dingfriſten nach Nächten feſtgeſetzt, ſo z. B. nach den Willküren der Brokmänner ſieben und 14 Nächte; ſo auch in den alten frieſiſchen Wetten ſind ſie meiſtens nach Nächten beſtimmt, und faſt immer nach ungleichen Zahlen nämlich 3, 7, 12, 21 und 63. Wenn der Graf ſein geboten Ding halten ſollte, ſo mußte es der Prieſter zwiſchen Weihnacht und Neujahr verkünden, daß er es nach der Sommernacht und vor der Herbſtnacht halten wollte. Bei Erbvertheilung war die Frühlingsnacht (Even nacht, Eben-Nacht, 21. März) oder Benedicts-Meſſe oder Mariä Verkündigung (25. März) Dingfriſt. Zwiſchen Sommer- und Herbſtnacht (tuisscha sumeris nacht ende lettera ewa nacht, letztre ebenen Nacht) brauchten die Frieſen des Grafen und Schultheißen Bann (Vorladung bei Strafe) nicht zu folgen, ſowie nicht nach Sonnenuntergang. So die alten frieſiſchen Wetten. Nur auch vor Sonnenuntergange durfte nach den Willküren der Brokmänner, wenn die Strafe des Hausabbrechens erkannt war, dieſes vollzogen werden. Zwei Dingtage mußten die Richter jedes Viertels halten; was nicht auszumachen war, entſchied die gemeine Acht (das Allding) auf dem dritten Dingtage. Zweimal jährlich auf Peters- und Michelstag (22. Febr., 29. Sept.) mußten die fälligen Geldſtrafen aufgeſchrieben werden, zweimal im Jahre war das Kampfordale, an der Sonnen-Ebene (Sunna ewenda) vor St. Marien zweitem Tage (Frühlingsnachtgleiche vor dem 25. März), und an der Sonnen-Ebene vor St. Liudgeres Tag (Herbſtnachtgleiche vor dem 2. Oct.). Der 1. Mai, der Hanstag und die Sommernacht waren Zeitbeſtimmungen für das Pachtweſen und die Erbſchaften. In Weſterwold waren die Rechtstage an keine Zeit gebunden, aber das Goding (Gau-Ding) ward dreimal im Jahre gehalten, am Samstage nach Dreikönig, am Samstage vor dem 1. Mai und am Samstage nach Michaelis, wobei Mone mit Recht an die drei Jahreszeiten erinnert, deren Tacitus gedenkt (vgl. den Art. Ding, wo nach dem Capitulare von 769 von dem erſten Dingtag um den Sommer, und dem zweiten um den Herbſt, bei welchen beiden jeder freie Franke erſcheinen mußte, die Rede iſt, und wo nach dem Capitulare Ludwigs des Frommen vom J. 819 von den drei jährlichen allgemeinen Dingen, zu welchen alle Freie kommen mußten, gehandelt wird). In Langewolt wurden die jährlichen Richter auf Kreuzerfindung (3. Mai) beeidigt, das Amt der alten Richter dauerte bis Mittag, darauf das der neuen begann. Im Fiwelgaue wurde über Mörder und Falſchmünzer an den drei Hochzeiten (Hochfeſten) der Kirche (Weihnacht, in der Heidenzeit der durch das Jolfeſt gefeierte Jahresanfang, Oſtern, der vormaligen Zeit der Opferfeſte zum Empfange des Sommers, Michelstag, der vormaligen Zeit der Herbſtopfer) der Bann verkündet, welche Zeit mit den Warftagen (Dingtagen) übereinſtimmt. Nicht minder waren im Hunſingau drei Warfe. Auf den Donnerstag (Chriſti Himmelfahrt) wurden die Richter (Asegan, d. h. Ehe-Sagen, Geſetz-Sager, ähnlich wie der Richter auf dem isländiſchen Allding Lögsögumadr, Geſetzſagemann hieß) beeidigt, und durften bis zur heiligen Meſſe (Michaelis) keinen Warf halten [11]. In der letzten Hälfte des Mittelalters finden wir Gericht gewöhnlich am Dinstage gehalten [12], daher die Erklärung, daß Dinstage aus Dingstag, Dingestag verdorben ſei, alle Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, zumal da im Niederſächſiſchen der Dinstag wirklich Dingestag hieß und bedeutete [13]. Die Schreibart Dinxtag kommt in niederſächſiſchen Urkunden ſo häufig vor, daß er keine Beiſpiele bedarf. Nicht minder haben die Niederländer Dinghsdag [14]. Der gegen dieſe

---

[21]) Urk. bei Böhme, Nr. 10. S. 58. Nr. 14. S. 63. Nr. 16. S. 66.

[22]) Weiße, S. 287. Die von *Buder*, De judicio Thuringiae provinciali Mittelhusano in deſſen Observat. jur. publ. Obs. VII. p. 128 sq. und bei Schwabe, Geſch. der Pfalzſtadt Dornburg, Beil. Nr. IX. S. 87, 88 mitgetheilte ſich über das dornburger Landding verbreitende Urkunde von 1221 trägt ſtarke Zeichen der Unechtheit. Ferner vgl. über die Dingſtühle und Landdinge Thüringens *Ayrmann*, Prolegg. ad Syllog. Anecdotor. §. 10. Sachſe, Handbuch des großherzogl. ſächſ. Privatrechts (Weimar 1824.) S. 24 fg.

[23]) Urkundenbenutzung bei Jovius, Schwarzburg. Chron. bei *Schöttgen* und *Kreyssig*, Diplomatariae et Scriptt. T. I. p. 397. Wie die Landgerichte einzelner Diſtrikte ſeit dem 15. Jahrhunderte bisweilen unter dem Namen von Hofgerichten begriffen wurden, ſ. bei Zachariä, Von dem Urſprung und den Schickſalen des Oberhofgerichts zu Leipzig, in Weiße's Muſeum für d. ſächſ. Geſch. 1. Bd. 2. St. S. 8.

[1]) *Tac.* Germ. XI.

[2]) *Caesar* de B. G. Lib. I. cap. 50.

[3]) *Snorri*, Ynglinga-Saga, cap. 38 (Norw. Chr. S. 23—25).

[4]) *Olaus Magnus*, Lib. IV. Rer. Sept. cap. 6. *Messen.* Scond. illustr. T. I. *Joh. Loccenius*, Cap. IV. p. 30 der 2. Ausg. *Finn-Magnusen*, Lex. Mytholog. p. 318. Specimen Calendarii Gentilis p. 1060.

[5]) Lex Baiwariorum cap. XV. bei *Georgisch*, p. 270.

[6]) Lex Alamannorum, Tit. 36 (37). §. 1—3. p. 211, 212.

[7]) Snorra-Edda, Ausg. v. Rask, S. 11. Die Zählung nach Nächten war im Norden ebenſo gewöhnlich, als die Zählung der Jahre nach Wintern; ſo ſagt z. B. Helgi: Mich hat ein Fürſt gefordert aufs Eiland, nach drei Nächten ſoll ich dahinkommen (Helga-Quida Haddingia-Skata, Str. 33. gr. Ausg. d. Edd. Säm. 2. Thl. S. 101). Ferdinand Wachter, Forum der Kritik. 1. Bd. 2. Abth. S. 105.

---

8) Pactus Legis Salicae Tit. 42. §. IV—VII. und Lex. a Car. M. emend. §. 9—15 bei Georgiſch, S. 87—90.

9) Lex Ripuariorum. Tit. 66 (68). §. 1. Tit. 67 (69). §. 2, 3. p. 176, 177.

10) Mone, Geſch. des Heidenthums im nördlichen Europa, 2. Thl., welcher S. 76—79 die Dingtage und Dingfriſten der Frieſen lehrreich zuſammengeſtellt, hat, durch Ähnlichkeit des Wortklanges verführt, Sunna ewenda irrthümlich durch Sonnenwende gegeben.

11) S. die Nachweiſungen bei demſ. a. a. O.

12) Urk. von 1344 bei Falckenſtein, Thür. Chr. 2. Thl. S. 903, 904. Urk. von 1473 bei *Häberlin*, Analecta medii aevi p. 429. Urk. von 1482 bei demſ. S. 455. Urk. von 1482, S. 462. Statuta und Sattunge des Forſtdynges auf dem Rammelsberge bei Mayer, Verſuch einer Geſchichte der Bergwerksverfaſſung und der Bergrechte des Harzes im Mittelalter, 6. Cap. S. 155. 7. Cap. S. 156. 21. Cap. S. 161. 33. Cap. S. 165. 37. Cap. S. 167. 38. Cap. S. 167. 40. Cap. S. 168. 68. Cap. S. 176—178. Regiſtratur von 1426 bei Horn, Geſch. Friedrichs des Streitbaren, S. 917. Urk. von 1333 bei Lehmann, Chron. d. fr. R. St. Speyer. 4. Bch. 8. Cap. Frankf. Ausg. von 1612, S. 297, 298.

13) *Gobelinus Persona*, Cosmodromium Aet. II. cap. IV. bei *Meibom*, Scriptt. p. 88: dies Martis dicitur Dingestag. Vnde Ding in antiquo vulgari sonat prout patet in his vocubalis Holtgeding, Frigeding; et quia judicium mortis gentiles attribuebant Marti, dies Martis Dingestag apud gentiles Teutonicos dicebatur: et in signum istius judicium quoddam occultum, concernens poenam morte puniendorum in certis casibus in partibus Wesphaliae praecipue die Martis celebratur; quod quidem judicium incolae Friding appellant; die ſprachlichen Thatſachen, die Gobelina hier angibt, ſind ſehr brauchbar, nur ſeine Erklärung aus dem teutſchen Heidenthum und dem römiſchen Mars hinkt. Dingtag in ſeiner urſprünglichen Bedeutung, ohne daß dabei an den Wochentag gedacht wird, kommt vor z. B. in den ſtader Statuten vom J. 1279, 1. Stück 6. Cap. S. 47: und bietet er ihn vor Gericht, und kommt er da nicht den nächſten Dingtag (Gerichtstag, thes nagesten dhingdages) zu Gerichte ꝛc.

14) *Picardt*, Korte Bescryvinge von Antiquiteten de Provintien en Landen gelegen tuischen de Noord-Zee etc. S. 115, 163 erklärt auch richtig Dinghsdagh durch Gerichtstag. Über das niederteutſche Dingstag als Gerichtstag vgl. *Leibnitz*,

Erklärung gemachte Einwurf[15]), daß, da alle übrige Tage nach Göttern genannt ſeien, dieſer auch darnach genannt ſein müſſe, findet dadurch hinlängliche Beſeitigung, daß eben Dingstag erſt eine ſpätre Benennung dieſes Wochentages iſt, während er im Altteutſchen Tistag, Thystag, Distag (noch jetzt in der Niederlauſitz Distag und in der ältern und neuern Schweiz, namentlich bei St. Gallen, Zistag[16]) durch oberteutſche Verwandlung des T in Z), im Altnordiſchen Týrsdagr, Tírsdagr, Tísdagr (neudäniſch Tirsdag, neuſchwediſch Tisdag), im Angelſächſiſchen Tirsdaeg, Tyrsdaeg, Tivesdaeg, Tiserdaeg (engliſch Tuesday), im Frieſiſchen Tysdei, Dysendag heißt, und alſo ganz deutlich nach einer Gottheit, nach Tyr[17]), Genitiv Tyrs und Tys genannt iſt, oder auch in der Form Distag und Dysentag von Dys, Göttin, ſeinen Namen haben könnte[18]). Das Dinxtag und Dingstag findet aber in den aufgeführten Formen ſeine Erklärung nicht, iſt alſo als ein ſpäter gebildetes, von Tystag verſchiednes, Wort zu betrachten, und am angemeſſenſten ſeinem Wortſinne nach durch Tag des Dinges, welches an ihm ſtatt zu haben pflegte, zu erklären. Als im Neuhochteutſchen das Wort Ding nach und nach außer Gebrauch kam, ſo wußte man ſich bei Dingstag nichts mehr zu denken, und nun gab man die ſchwierige Ausſprache auf, und ſagte Dienstag, Dinstag. (Über die Dingtage auf den Dinghuſen ſ. im Art. Dinghof.) — Dingnacht hieß die Nacht nach dem Gerichtstage, ſo z. B. nach den ſtader Statuten von 1279, wenn ein Gläubiger ſeinen Schuldner, der keinen Bürgen hatte, in das Gefängniß hatte ſetzen laſſen, ſo mußte er ihn bei dem nächſten Rechte (Gerichtstage) vorheiſchen; that er es nicht, und ließ er ihn über Dingnacht (over Dingnacht) ſitzen, ſo mußte er vier Schillinge Strafe geben, und ließ er ihn zum zweiten Male ſitzen über Dingnacht, ebenſo viel, und ließ er ihn zum dritten Mal über Dingnacht ſitzen, wieder ſoviel erlegen[19]) ꝛc. — Dingtid (Dingzeit) Dingtiddagh (Dingzeittag) bedeutet Gerichtszeit, Gerichtstag; ſo heißt es z. B. im braunſchweiger Stadtrecht: in gheheghedeme dinge to dingthid daghes, und: vor dem Voghede to dingthid daghes in dem Dinghus dar twene Radmanne over sin[20]). Des Gerichtes mußten warten alle die, welche dingpflichtig waren, von der Zeit, da die Sonne aufgeht, bis zu Mittag, wenn der Richter da war[21]). War der Richter da, wer dann nicht kam, der nach Rechte dahin kommen ſollte, der war wetthaft (ſtraffällig). War der Richter nicht da, ſo ward Niemand wetthaft, und war Jemand dargeboten (vorgeladen), ſo war er des Vorgebotes (Vorladung) und des Tages ledig. War der Richter da, ſo mußte der Richter fragen, ob es wol an der Zeit ſei, und ob der, welcher zu dem Tädinge nicht kam, dem Richter wetten (die Strafe geben) ſolle, und der Büttel die Antwort ertheilen. War die dritte Zeit des Tages, die Terce-Zit hin, ſo war wohl Zeit, daß man Tädinger ſuchen ſollte; wer nicht ſogleich darauf kam, mußte dem Richter wetten[22]). — Dingſonntag iſt eine der alten Benennungen des Sonntags Laetare[23]).

(*Ferdinand Wachter.*)

Dinh-Cath, ſ. Digne-Cath.

Dinia ſ. Digne.

DINIAS wird mit Higiemon und Charmadas[1]) zu den älteſten Malern gezählt, deren Zeitalter ſchon Plinius zu beſtimmen nicht wagt. Sie zeichneten ſich durch Monochromen aus, d. h. ſie fingen an, die Monogrammen — Umriſſe — zu färben, und zwar fürs Erſte mit einer Farbe zu illuminiren. Der erſte Monochromenmaler war aber Dinias nicht, ſondern Kleophantos von Korinth, primus invenit colorare[2]). Auch bemerkt Plinius, daß ſie die Umriſſe mit Scherben- oder Ziegelmehl, testa, ut ferunt, trita, ausgefüllt hätten. (*Schincke.*)

DINIZ DA CRUZ (Anton), lyriſcher Dichter aus Portugal, wurde 1730 zu Caſtello de Vide in der Provinz Alemtejo geboren. Den erſten Jugendunterricht empfing er in der Jeſuiterſchule zu Evora, nachher bezog er die Univerſität Coimbra, um die Rechte zu ſtudiren. Zu gleicher Zeit beſchäftigte er ſich viel mit den ſchönen Wiſſenſchaften und machte ſich vertraut mit dem claſſiſchen Alterthume, vorzüglich mit den griechiſchen und römiſchen Dichtern, von denen Pindar endlich ſein Liebling wurde. Der Schwulſt und die Verſchrobenheit der damaligen portugieſiſchen Dichterwelt erregte in ihm den lebhaften Wunſch, einen beſſern, reinern Geſchmack bei ſeinen Landsleuten zu erwecken, wie derſelbe ſchon einmal im ſechszehnten Jahrhunderte da geweſen war. Diniz wußte dieſen Wunſch nicht weniger lebhaft bei andern talentvollen jungen Männern zu erwecken, welche nachher in Liſſabon zuſammentraten und unter dem Namen Arcadia einen Verein bildeten. Jeder erhielt den Namen eines alten arcadiſchen Hirten, z. B. Daphnis u. dergl., und alle arbeiteten nun gemeinſchaftlich dahin, durch Lehre und Beiſpiel die Grundſätze des guten Geſchmacks aufrecht zu erhalten. Unter den Gegenſtänden, die ſie beſangen, war die Religion nicht vergeſſen, und man findet in der Sammlung von Garçam, der den Namen Corydon hatte,

---

Scriptt. T. I. p. 45. *Haltaus*, Calendarium medii Aevi p. 6—8, wo auch die andern Erklärungen als von Tuiſto, als Zinstag ꝛc. zuſammengeſtellt ſind, ſowie auch *Schilter*, Gloss. Teut. p. 199. *Loccenius*, Antiq. Sueo-Goth. cap. II. p. 28, welcher aber zu weit geht, indem er auch das ſchwediſche Tissdagh aus Tingsdagh (dän. Tingdag, Gerichtstag) und aus Tidsdagh (Volkstag) ableitet.

[15] *Joh. Georg Wachter*, Glossar. p. 283, 284.

[16] Hottinger, Helvet. Kirchengeſch. 1. Thl. S. 53, wo die unbegründeten Erklärungen von Cistag (Zistag) ſich finden.

[17] *Finn-Magnusen*, Lex Mytholog. p. 757. Dagegen *Cluverus*, Lib. I. cap. 28. p. 243, und *Struv*, Corp. Hist. Germ. p. 20, wo auch Arnkiels dichtungsreiche Erklärung von Tuisto und Dingstag zugleich ausgehoben iſt, nehmen an, Mars habe bei den Germanen Thies geheißen.

[18] Worm. Mon. Dan. p. 120.

[19] Statuta Stadensia de an. 1279. V. 6. Edit. per *N. A. H. I. de Grothaus*, p. 74.

[20] Dat Brunswickſche Stadtrecht. 2. St. 35. Cap. und 4. St. 35. Cap. Bei *Leibnitz*, Scriptt. Bruns. T. III. p. 439, 443.

[21] Sachſenſpiegel, 3. Bch. 60. Art. S. 458.

[22] Schwabenſpiegel, Cap. 120. S. 74, 75. Cap. 75. S. 51.

[23] *Finn-Magnusen*, Calend. Gentil. p. 1069.

[1] *Plin.* H. N. XXXV, 34.

[2] *Plin.* H. N. XXXV, 5.

auch geiſtliche Lieder höhern Schwunges; einige von Candido Luſitano zeichnen ſich aus, aber vor allen glänzt eine ſehr ſchöne Ode auf die Empfängniß der heiligen Jungfrau von unſerm Diniz, unter dem Namen Elpino. Auf ſolche Weiſe wirkte dieſer Verein heilſam ein auf den Geſchmack ihrer Nation, der durch ihre Bemühung ſich allmälig wieder hob. Als zu Liſſabon am 3. Sept. 1759 ein vergeblicher Verſuch auf das Leben des Königs Joſeph gemacht wurde, verſammelten ſich ſogleich die Mitglieder der Arcadia, um die Erhaltung des Monarchen zu feiern, und damals erwarb ſich Diniz zuerſt den Namen des Pindar der Portugieſen durch die ſchöne Ode, welche er bei dieſer Gelegenheit dichtete. Man findet in derſelben die Formen des erhabenen Pindar und ſeinen ganzen Schwung; kurz alles, was reiche Dichtergabe mit hoher Bildung vereint nur zu leiſten vermag.

Nachdem Diniz einige Zeit am Hofe gelebt hatte, wurde er zum Kriegsauditor in Elvas ernannt. Ungeachtet ſeiner vielen Amtsgeſchäfte vernachläſſigte er die Dichtkunſt nicht. Er unternahm es jetzt, die größern Heerführer und Staatsmänner ſeines Vaterlandes zu feiern, wie Pindar ehemals die Sieger von Olympia, wobei er ſein herrliches Talent glänzend entwickelte. Außerdem ſchrieb er Liebeslieder, poetiſche Briefe, begeiſterte Trinklieder, Sonette und Idyllen unter dem Titel: Verwandlungen, die allgemein geſchätzt ſind. Ein lächerlicher Streit zwiſchen dem Biſchofe von Elvas und einem andern Geiſtlichen, der ſich einſt weigerte, demſelben das Weihwaſſer zu reichen, gab Diniz Veranlaſſung zu einem komiſch-heroiſchen Gedicht, in welchem er auf das Glücklichſte das Leſepult (le lutrin) des geiſtreichen Boileau nachahmte. Es iſt in ungereimten Verſen geſchrieben, voll Witz und Laune, und ſchildert mit treffender Wahrheit die Sitten und Denkart des Landes.

Andre, wie Garçam und Franciſco Manoel, dichteten wie Horaz, deſſen Moral und gemüthliche Philoſophie ſie mit ihren Dichtungen glücklich verwebten; Diniz dagegen ſtrebte mehr nach dem Erhabenen, und daher wollen einige etwas Einförmiges in ſeinen Oden gefunden haben. Es mag ſein in manchen Fällen; aber diejenigen auf die Erhaltung des Königs Joſeph und auf die Weihe der Reiterſtatue deſſelben Königs, ferner die auf den Marſchall, Grafen von der Lippe und den Marquis von Pombal ſind vollkommene Meiſterwerke, welche dem Sänger ſowol, wie den Beſungnen unſterblichen Ruhm ſichern. Auch in den übrigen wird man oft hingeriſſen von der Größe und Erhabenheit der Gedanken und der Schönheit in Bildern und Formen. Die Beſcheidenheit unſers Diniz war dabei ſo groß, daß er während er lebte keines von ſeinen Werken dem Druck übergab, nur Abſchriften theilte er gern Freunden und Bekannten mit. Dieſe wurden zum Theil nach ſeinem Tode geſammelt und zu Coimbra, nachher auch zu Liſſabon, herausgegeben in zwei Bänden. Viele von ſeinen Gedichten ſollen noch bis auf den heutigen Tag ungedruckt in den Händen von Privatperſonen ſein. Ich habe mich jedoch bis jetzt vergebens bemüht, noch etwas Näheres darüber zu erfahren. Möchten ſie doch bald gedruckt werden! — Zu bedauern iſt es, daß Diniz nicht ſelbſt eine Ausgabe ſeiner Werke veranſtaltete; aber ſeine vielen Amtsgeſchäfte verzögerten es immer, bis ihn endlich der Tod überraſchte, bevor er noch ſeinen Vorſatz, eine vollſtändige, kritiſch geſichtete Sammlung derſelben der Nachwelt zu hinterlaſſen, ausführen konnte. Es war keinesweges Sorgloſigkeit oder Mangel an Ehrgefühle, wie manche geſchwatzt haben, was ihn die Herausgabe ſeiner Dichtungen vernachläſſigen ließ, ſondern nur die vielen Amtsgeſchäfte, die ihn hinderten; denn Diniz ſtieg von Ehre zu Ehre, er war Mitglied des Obercolonienraths, Ritter des königlichen Ordens d'Aviz, Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Liſſabon und zuletzt Kanzler der Relação de Rio de Janeiro, wo er, wenn ich nicht irre, 1783 ſtarb. Tief empfanden alle gebildete Portugieſen ſeinen unerſetzlichen Verluſt. (*Hollmann.*)

Dinkara ſ. Guinea u. Goldküste.

DINKEL, der größte Nebenfluß auf dem linken Ufer derjenigen Vechte, welche bei Genemuiden in den Zuyderſee fließt, entſpringt mit dieſer auf den Sandhöhen nördlich von Coesfeld, fließt in nördlicher Richtung, berührt die weſtlichen Grenzen des hanöverſchen Amtes Bentheim, zieht ſich dann ins Holländiſche, tritt im Amte Neuhaus wieder ins Hanöverſche und ergießt ſich unterhalb Neuhaus in die Vechte. (*Oppermann.*)

Dinkel ſ. Triticum Spelta. *Linn.*

DINKELSBÜHL, früher eine freie, dem ſchwäbiſchen Kreiſe zugehörige Reichsſtadt im ſogenannten Virngrund am Wörnitz-Fluſſe, nach der geographiſchen Breite im 40° 3′ 26″ und nach der Länge im 27° 59′ 55″ gelegen. Alten Sagen nach ſtand an der Seite des jetzigen Karmeliter-Kloſters in den älteſten Zeiten ein Bauernhof, deſſen Beſitzer ſich auf den Bau des Dinkels oder Spelzes hauptſächlich legte, und daher der Dinkelbauer genannt wurde. Oft übernachteten bei demſelben fromme Wallfahrer und Mönche, und nach der Sitte jener Zeit wurde bald neben deſſen Wohnung eine kleine Kapelle erbaut, die noch jetzt gezeigt wird, und in deren Nachbarſchaft ſich mehre anſiedelten. Von der Lage dieſer Anſiedelungen auf der Anhöhe und von der Art des Getreidebaues wird auch der Ortsname hergeleitet. Reich an Gütern ſtiftete der Dinkelbauer endlich ein Kloſter, das jetzige Karmeliter-Kloſter, an deſſen Kirche, auf der öſtlichen Seite, auch noch ſein Bildniß in Stein gehauen zu ſehen iſt. Wenn gleich die Gründung und Entſtehung der Stadt nicht hiſtoriſch richtig beſtimmt werden kann, ſo iſt doch unbezweifelt, daß Dinkelsbühl zu den älteſten Orten in Schwaben und Franken gehört. Die Vermuthung, daß vor Jahrhunderten die Stadt um vieles größer geweſen, als jetzt, und daß der Wörnitz-Fluß ſie in der Mitte durchſtrömt habe, wird als wahrſcheinlich angenommen. Im Jahre 1250 wurde Dinkelsbühl von K. Konrad an den Grafen Ludwig von Öttingen verpfändet. König Adolf erneuerte auch 1295 dieſe Pfandſchaft. Die Stadt ſcheint ſich jedoch bald hiervon frei gemacht zu haben. Denn 1305 ertheilte K. Albrecht derſelben gleiche Rechte und Privilegien mit den Bürgern zu Ulm, und nicht lange darauf erhielt ſie vom Kaiſer Heinrich VII. das jus de non evocando, ingleichen um die Stadt mehr befeſtigen zu können, die Vergünſtigung des Umgelds bis auf Wiederruf. Im Jahre 1341 wurde die Stadt wieder vom Kaiſer Ludwig dem Baier an den Grafen Friedrich von Öttingen verpfändet, von welcher Pfandſchaft ſie ſich jedoch im J. 1351 mit 7200 Hellern abermals loskaufte, und 1352 das Privilegium erhielt, einen eignen Richter und Amman, unabhängig von den Landvoigten zu Schwaben, zu beſtellen. Wichtigere Rechte erhielt die Stadt 1373 durch das ihr ertheilte Privilegium des eignen Gerichtsſtandes und die Beſtimmung, daß alle in der Stadtmarkung gelegene Güter und Unterthanen zur Stadt ſteuern und mit der Stadt heben und legen ſollten.

Von dieſer Zeit an findet man die Stadt Dinkelsbühl faſt in alle reichsſtädtiſche Bündniſſe und Fehden mit verflochten. Wie in mehren Reichsſtädten hatten ſich unter dem Namen der Patricier auch hier die reichſten Bürger in Verbindung mit Adeligen, die aus ihren Burgen in die Stadt gezogen waren, des Regiments bemächtigt, und nach Willkür über die ſtädtiſchen Einkünfte geſchaltet. Im Jahre 1387 verurſachte die üble Verwaltung dieſes aus 30 Patriciern beſtandnen Rathes eine förmliche Empörung unter den Bürgern, welche Anfangs nichts weniger zur Abſicht hatten, als den Rath auszuhungern. Nur ſchnelle Nachgiebigkeit rettete die Bedrängten. Das ſtädtiſche Regiment wurde verändert. Die Zahl der Patricierräthe auf 12 herabgeſetzt, und dieſen aus den ſich gebildeten ſechs Handwerkszünften 12 Zunftmeiſter beigegeben. Zwei Bürgermeiſter, einer aus dem Rath und einer aus den Zünften, ſollten jährlich gewählt und auf gleiche Art alle übrigen Stadtämter doppelt beſetzt werden. Der Rath ſollte ohne die Zunftmeiſter, dieſe ohne jenen nicht das Geringſte verfügen oder beſchließen können. Der neue Magiſtrat beſchäftigte die Bürger mit Fehden und Plünderungen. Wahrſcheinlich iſt es, daß um dieſe Zeit oder kurz vorher ſich der teutſche Orden in Dinkelsbühl anſäſſig gemacht hat, welcher ſich bis auf die letzten Zeiten im Beſitze beträchtlicher Güter und Einkünfte, ſowie mehrer Rechte und Freiheiten, erhielt. Mit der Entwicklung des Territorialſyſtems der teutſchen Landesherren entſtanden die Streitigkeiten der Stadt mit den benachbarten Reichsfürſten, und vorzüglich mit den Grafen und Fürſten von Öttingen, mit denen ſolche zunächſt in Berührung ſtand, und welche bis auf die neueſte Zeit unter mannichfachen Vergleichen fortgedauert haben. Unter allen dieſen Unruhen von Außen her führte jedoch der Magiſtrat den koſtſpieligen Bau der Haupt- oder Stadtkirche unter Leitung der Baumeiſter Nikolaus Eller, Vater und Sohn, von 1459 bis 1492 aus. Ebenſo wurde 1490 die Stadtmühle auf öffentliche Koſten zu bauen angefangen und dieſer Bau im Jahre 1495 völlig zu Stande gebracht.

Reicher an wichtigen Ereigniſſen und an denkwürdigen Vorfällen wird das 16. Jahrhundert für die Stadt. Hatten die Bürger derſelben an den Lehren und Schickſalen von Johann Huß im vorhergegangnen Jahrhunderte keinen unmittelbaren Antheil genommen, ſo drängten ſie ſich doch deſto eifriger zu Luthers Lehre. Hatten ſie in dem verwüſtenden Huſſitenkriege wenig oder nichts gelitten, ſo litten ſie jetzt um ſo mehr unter dem offnen und heimlichen Kampfe der Politik und der Meinungen, der lange fortdauerte. Dinkelsbühl war eine der erſten Reichsſtädte, in welcher Luthers Lehre öffentlich Eingang fand; und 1530 bekannte ſich die ganze Stadt, Magiſtrat und Bürgerſchaft, zur augsburgiſchen Confeſſion; auch wurde im Juli 1532 der damalige Bürgermeiſter M. Michael Bauer nach Regensburg abgeſchickt, um die Stadt öffentlich auf dem Reichstage der neuen Lehre anhängig zu erklären, und ſie mit den übrigen proteſtantiſchen Reichsſtänden zu verbinden. Beim Ausbruche der Bauernunruhen 1525 nahmen auch die dinkelsbühler Bürger und Bauern thätigen Antheil. Das Kloſter und die geiſtlichen Güter wurden eingezogen; das Patronats- und Collationsrecht der Stadtpfarrei uud Kaplanei mit dem Stadtpfarrei- und Kaplaneihauſe wurde von dem geplünderten und zerſtörten Kloſter Mönchsroth unentgeltlich erworben, und der klöſterliche Zehend in der Stadtmarkung um die damals beträchtliche Summe von 1000 Goldgulden erkauft. 1534 wandte ſich auch der damalige Prior des ſtädtiſchen Karmeliter-Kloſters zur augsburgiſchen Confeſſion, und übergab das Kloſter dem Rathe. — Da der ſchmalkaldiſche Bund, welchem auch Dinkelsbühl beigetreten war, mit dem Kaiſer und den verbündeten katholiſchen Reichsſtänden in offne Fehde gerieth, und den Folgen des ebenſo ungleichen, als unglücklichen Kampfes auch die evangeliſchen Reichsſtädte erlagen, ſo wurde Dinkelsbühl gleich mehren andern in die Acht erklärt, und im Auguſt 1546 dem Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen, ſowie dem Landgrafen Philipp von Heſſen, und im September deſſelben Jahres dem Herzoge von Lüneburg freier Durchmarſch geſtattet. Als Kaiſer Karl V. noch im nämlichen Jahre mit ſeinen Truppen die Gegend der Stadt beſetzte, mußte ſich ſelbige mit ſchwerem Gelde von der Acht frei machen, und in den beiden folgenden Jahren größtentheils kaiſerliche Beſatzung aufnehmen, von welcher die Bürger nicht wenig gedrückt wurden. Viele vom Rath und der Bürgerſchaft änderten jetzt ihre Geſinnungen in Abſicht der augsburgiſchen Confeſſion. Das bekannte Interim wurde im J. 1548 auch zu Dinkelsbühl angenommen und verſchiedne Geiſtliche, welche ſich dagegen ſetzten, entlaſſen, am 10. Januar 1549 in der Stadtkirche wieder die erſte Meſſe geleſen, und als verſchiedne Zunftmeiſter dagegen proteſtirten, ſolche ihrer Ämter entſetzt, andre mit Geld und Gefängniſſe beſtraft, manche die Stadt zu räumen gezwungen. Am 26. Aug. 1551 wurde die geſammte evangeliſche Geiſtlichkeit vor eine kaiſerliche Deputation gefodert und aus der Stadt geboten. Bald darauf 1552 wurde auch durch drei kaiſerliche Deputirte die bisherige Magiſtratsverfaſſung aufgehoben, die proteſtantiſchen Mitglieder ausgeſchloſſen, und die ſogenannten karolingiſche Wahlordnung eingeführt. Neun Mitglieder des vorigen Raths und ſechs von den aufgehobenen Zunftmeiſtern bildeten den neuen Magiſtrat oder einen ſogenannten kleinen Rath, aus welchem zwei Geheime und drei Bürgermeiſter gewählt wurden, welche alle vier Monate neu ernannt werden ſollten. Dieſem kleinen Rathe wurde ein ſogenannter großer oder äußerer Rath, aus 25 Bürgern beſtehend, beigegeben, welcher in beſondern wichtigen Angelegenheiten zugezogen werden ſollte. Den Proteſtanten verblieb die Religionsübung in der Hoſpitalkirche; und obgleich Markgraf Albrecht von Brandenburg wenige Monate darauf, mit Gewalt der Waffen, die Proteſtanten wieder in den Beſitz der Hauptkirche brachte, die Katholiken aber in die Karmeliterkirche verwies, und den Magiſtrat zwang, evangeliſche Rathsglieder aufzunehmen, ſo war dieſes doch nur von kurzer Dauer; denn ſchon im Auguſt deſſelben Jahres mußte das Interim unbedingt wieder angenommen, der vorige Magiſtrat reſtituirt, und demſelben am 2. Mai 1553 von der geſammten Bürgerſchaft aufs Neue geſchworen werden. 1556 wurde den Proteſtanten auch die Hoſpitalkirche geſperrt und auf ihre gänzliche Auswanderung gedrungen; gegen welche Zumuthung ſie jedoch ſowol vom Reichstage zu Augsburg, als von dem Kaiſer ſelbſt mittels eines Inhibitoriums von 1566 in Schutz genommen wurden. Als es hierüber beinahe zu öffentlichen Unruhen kam, wurde eine kaiſerliche Commiſſion ernannt, durch deren Vermittlung zwar die augsburgiſchen Religionsverwandten ihre freie Religionsübung und den Gebrauch der Hoſpitalkirche wieder erhielten; allein erſt die ſchrecklichen Erfahrungen des 30jährigen Krieges verſetzten beide kämpfende bürgerliche Parteien in eine ruhigere Stimmung, um die Rechte einer beiderſeitigen Gleichheit anzuerkennen. Äußerſt verderblich war dieſer Krieg für die Stadt, die von Schweden, den kaiſerlichen, kurbairiſchen und franzöſiſchen Truppen wechſelsweiſe beſetzt und zum Theil mit großem Schaden für ſelbige erſtürmt wurde, ſich wenige Jahre zuvor ganz ſchuldenfrei gemacht hatte, und um dieſe Zeit 800 Bürger und 400 Pfahlbürger zählte. Sowie der Kriegsſchauplatz ſich in dieſe Gegend zog, ſuchte man die Einquartierungslaſten wechſelsweiſe von beiden Religionsverwandten einander aufzubürden. Daher wurden, als 1634 ſich die Stadt nach einer heftigen Beſchießung mit der ſchwediſchen Beſatzung dem kaiſerlichen Generale Piccolomini ergeben mußte, von dem evangeliſchen Theile der Bürgerſchaft 50,000 Thaler Koſten gefodert, welche nur mit großer Mühe auf 9000 Thaler vermindert werden konnten. 1635 raffte eine peſtartige Krankheit zwei Drittheile der Einwohner hinweg. Bald nach dem Abſchluſſe des weſtphäliſchen Friedens rückte im März 1649 auch in Dinkelsbühl eine Friedenscommiſſion ein, welche die Religionsparität wieder herſtellte; hierauf den ſogenannten innern oder engen Rath aus acht Mitgliedern, aus beiden Religionsparteien beſtehend, ſodann den großen oder äußern Rath, dann das Bauerngericht und andre davon abhangende Ämter in gleicher Art wählen ließ und beſtätigte. Vermöge des am 6. Mai 1649 öffentlich beſchwornen Executions-Commiſſions-Receſſes ſollten die Rathsämter, wie vorhin, alle zwei Jahre verändert, die einfachen Stellen abwechſelnd beſetzt werden, die Hoſpital-, Siech-, Seel- und Armenhäuſer ohne Unterſchied beiden Confeſſionsverwandten offen ſtehen, dem evangeliſchen Kirchenminiſterium jährlich aus dem ſtädtiſchen Ärar 300 Fl. zu Beſoldungen zugeſchoſſen, übrigens die evangeliſche Geiſtlichkeit lediglich von der evangeliſchen Bürgerſchaft beſtellt werden, und kein Theil ſich in die Beurtheilung der kirchlichen und ſtreitigen Eheſachen des andern miſchen. Den Katholiken blieb die Hauptkirche. In der Hoſpitalkirche ſollten die Proteſtanten zugleich mit erſtern ihren Gottesdienſt halten, jedoch berechtigt ſein, ſich eine eigne Kirche zu bauen. Die der Religion wegen aus der Stadt vertriebenen Bürger ſollten zurückkehren dürfen. Indeß konnten bei allen dieſen Verhältniſſen die alte eingewurzelte Parteiwuth und der unter langjährigen Kriegen ergrauete Religionshaß nicht vernichtet werden. Je größer die Ruhe von Außen wurde, deſto ungeſtörter und heftiger tummelten ſich die Leidenſchaften im Innern. Unaufhörlich ſtritten ſich beide Glaubensparteien am Reichstage, auf den Kreistagen und bei den Reichsgerichten, und die Stadt gerieth hiedurch in tiefe Schulden. So dauerten während der ganzen erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Neckereien beider Religionstheile ſowol unter der Bürgerſchaft, als unter dem Magiſtrate fort. Von Außen war die Stadt durch Stadtquartiere, Contributionen und Durchmärſche bedrängt, ſodaß die Schuldenlaſt ſich immer mehr vermehrte; und durch das Hinzukommen der neuern Zeitereigniſſe verlor Dinkelsbühl tief verſchuldet und mit zerrütteten Finanzen durch den Reichsdeputations-Receß vom J. 1802 ſeine Unmittelbarkeit, und wurde von Kurbaiern in Beſitz genommen, welches aber in Folge der preußiſch-bairiſchen Landesverträge von 1804, die Stadt an Preußen und zwar zum damaligen Fürſtenthum Ansbach überließ. Da aber das benannte Fürſtenthum 1806 an Frankreich abgetreten und von dieſem an die Krone Baiern ausgetauſcht wurde, ſo iſt jetzt Dinkelsbühl eine Municipalſtadt des Rezatkreiſes vom Königreiche Baiern mit 670 Häuſern oder 1008 Feuerſtellen nebſt 64 Scheuern und an 1400 Familien. Sie liegt in einer fruchtbaren Gegend an der Kreisgrenze nach dem Königreiche Würtemberg, und hat eine Schranne und einen Rindviehmarkt. Der Nahrungserwerb der bürgerlichen Einwohner beruht, außer den zwei Arrasmanufacturen, auf Gewerken, Acker- und Gartenbau und Viehzucht. Die Stadt hat einen Magiſtrat zweiter Claſſe mit einem Stadtcommiſſär, und iſt der Sitz eines Landgerichts, welches auch die Gerichtsbarkeit über die Stadtmarkung ausübt, eines Rentamts, eines Inſpections-Ingenieurs des Straßen-, Brücken- und Waſſerbaues mit einem Wegmeiſter, eines proteſtantiſchen und katholiſchen Dekanats, das erſtre mit zehn Pfarreien und zwölf Geiſtlichen, das letztre mit drei Pfarreien und acht Geiſtlichen, einer proteſtantiſchen und katholiſchen Diſtricts-Schuleninſpection, eines Progymnaſiums mit einer Vorbereitungsſchule, nebſt vier proteſtantiſchen und drei katholiſchen teutſchen Schulen, einer Poſtverwaltung und eines Oberzollamtes *). *(Fenkohl.)*

---

*) Vergl. Hirſching, Stifts- und Cloſterlexicon (Leipz. 1792.) I, 1008. Hiſtoriſche und ſtatiſtiſche Beſchreibung des Rezatkreiſes. 2. Heft von Lang, Büttner und Knappe. (Nürnberg 1810.) Hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Nachrichten von Dinkelsbühl,

DINKELSCHERBEN, kleiner Markt an der Zuſam, im bairiſchen Landgerichte Zusmarshauſen, mit 58 Häuſern, 530 Einwohnern, einem Spital, einem katholiſchen Pfarramt und Dekanat Agawang des Bisthums Augsburg, und einem alten Schloß, ½ M. von Zusmarshauſen. (*Eisenmann.*)

Dino ſ. **Talleyrand.**

DINODES Bonelli. Käfergattung aus der Familie der Carabicinen und der Abtheilung **Thoracici**, welche ſich von **Chlaenius** *) nur durch etwas kürzere Taſten und Fühler und ein ſtärker gerundetes Halsſchild unterſcheidet. *Dejean* **) zählt drei, im ſüdlichen Europa einheimiſche Arten davon auf. (*Germar.*)

DINOKRATES, einer der berühmteſten Architekten zur Zeit Alexanders des Großen, Königs von Makedonien, ſelbſt ein Makedonier 1). Sein Name wird ſehr verſchieden angegeben. Plinius nennt ihn Dimochares 2), und dieſer Lesart ſtimmen die beſten Handſchriften bei 3). Griechiſche Geſchichtſchreiber 4) nennen ihn *Δεινοχάρης* und *Χειροκράτης*, und Plutarchos 5) *Σασικράτης*. Nach Vitruvius iſt *Δεινοκράτης* die richtigere. Er begleitete den großen König nach Ägypten und bezeichnete auf ſeinen Befehl den Umfang, **lineamenta**, der Stadt Alexandria mit Gerſtengraupen (Mehl), **polenta** 6). Er bediente ſich zum Aufbaue der Stadtmauer, **omnes ambitus lineares**, des Mehles, **farina**, weil es an Kalke mangelte 7). Beides deuteten die ägyptiſchen Prieſter als gutes Vorzeichen der künftigen Wohlhabenheit der Stadt. Viele anſehnliche Gebäude wurden in Alexandria unter ſeiner Aufſicht gebaut. Unvollendet blieb ein Tempel, welchen Ptolemäus der Arſinoe von Dinokrates bauen und aus Magnetſtein wölben ließ. Arſinoe's eiſernes Bild ſollte in demſelben ſchwebend ſich befinden. Ptolemäus ſtarb vor ſeiner Vollendung 8). Daß er zu Alexanders Zeit den ſieben Mal erbauten Dianentempel zu Epheſos nach dem Brand erbaut habe, iſt gewiß, obgleich nur von dem zweimaligen Aufbaue deſſelben durch Kteſiphon und Dinokrates die Nachrichten ſprechen 9). Er ſchlug dem berühmten Eroberer vor, den Berg Atho auf der ſüdweſtlichen Küſte des **Sin. Strym.**, jetzt **Monte Santo in Filiba Vilajeti** oder in Makedonien in eine Coloſſalſtatue Alexanders umzuwandeln, welche auf der einen Hand eine Stadt halten und aus der andern einen Fluß ſtrömen laſſen ſollte. Alexander aber billigte den Vorſchlag nicht 10). Die Nachrichten des Plinius 11) von ihm laſſen vermuthen, daß er in Ägypten geblieben und geſtorben ſei. (*Schincke.*)

DINON (*Δινων* und *Δεινων*) ein von Cicero, Nepos, Plinius, Älianos, Plutarchos, Athenäos angeführter Verfaſſer perſiſcher Geſchichte, die aber nicht auf uns gekommen iſt, lebte um die Zeit des Artaxerxes Ochus und des Philippos, des Amyntas Sohn. (*Voss.* **De Histor. gr. IV,** 8.) (*H.*)

DINOTH (Richard), geb. zu Coutances, lebte als Refugié zu Montbelliard oder Mömpelgard, und ſtarb gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. Er gehörte zu den beſten proteſtantiſchen Hiſtorikern unter den Franzoſen. Herausgegeben hat er: 1) **De rebus et factis memorabilibus loci communes historici, et sententiae historicorum.** (Baſel, 1580.) 2) **Adversaria historica.** (Baſel. 1581. 4.) — **De bello civili gallico LL. VI.** (Baſel, 1582. 4.) Das Werk umfaßt den Zeitraum von 1555—1577, und iſt mit ziemlicher Unparteilichkeit geſchrieben, doch hat er, nach ſeinem eignen Geſtändniſſe, dabei nur die Werke von Theodor Beza und de la *Popelinière* benutzt. — 4) **De bello civili belgico LL. VI.** (Baſel, 1586 4.), welches Werk er dem Senat und der Univerſität zu Strasburg, wo er ſich einige Zeit aufhielt, dedicirt hat. (*Franke.*)

DINSLAKEN, Kreisſtadt im preuß. Regierungsbezirk Düſſeldorf, auf der rechten Seite des Rheins gelegen, hat 217 Häuſer, 1286 Einw., zwei evangeliſche Kirchen, ein Nonnenkloſter, Manufacturen. Der Kreis Dinslaken hat auf 9⅔ Quadratmeilen 28,498 Einwohner. (*H.*)

DINSTAG, iſt die hochteutſche Benennung des dritten Wochentages, welcher im Angelſächſiſchen **Tuesdaeg** oder **Tuvesdaeg**, im Engliſchen **Tuesday**, im Isländiſchen **Tyrsdaeg**, im Schwediſchen **Tisdag**, im Däniſchen **Tijsdag**, im Niederländiſchen **Dijnsdagh**, **Dyensdagh** oder **Dyssendagh**, im Niederſächſiſchen **Dingsdag** genannt wird. Dieſe letzte Benennung von Ding oder Gericht ableitend, ſtellten ſie Einige in Gegenſatz zu der Benennung des Freitags, wodurch wieder andre verleitet wurden, ſie als Dienſtag zu erklären, woraus zuletzt die Schreibung Dienstag oder Dienſtag entſprang. Da aber alle auf Tag ausgehende Benennungen der Wochentage, mit Ausnahme des Samstages für Samedi oder Sabbathstag, von altteutſchen Göttern hergenommen ſind, mit deren Namen man die ägyptiſch-römiſchen Planetennamen am beſten überſetzen zu können glaubte, ſo iſt dieſes auch mit dem Dinstage der Fall, deſſen Naſenlaut entweder blos eingeſchoben, oder vielmehr, wie im nieder-

---

von Fiſcher, in der allgemeinen bairiſchen Vaterlandskunde vom Jahre 1807. Stück 24 fg. Geographiſches-ſtatiſtiſch-topographiſches Lexikon von Schwaben ꝛc. (Ulm 1800.) S. 448. Vertheidigte Territorial- und Jurisdictions-Gerechtſame der kaiſerl. freien Reichsſtadt Dinkelsbühl wider Öttingen-Spielberg. (1755.) Mit einer Karte. Gründliche Beleuchtung der vorbenannten Gerechtſame ꝛc. (1771.) Mit einer Karte. (Markgräfl. ansbach'ſche Deduction.) **Chronicon Manuscriptum** der Reichsſtadt Dinkelsbühl vom Bürgermeiſter Mögelin bis 1734. Eine andre geſchriebene Chronik von verſchiednen Verfaſſern bis auf die neueſten Zeiten fortgeführt. Materialien zur öttingenſchen ältern und neuern Geſchichte. 5 Bde. (Wallerſtein 1771—1775.)

*) Encykl. 17. Thl. S. 16. **) **Spec. gen. des Col. T. II. p. 372. T. V. p. 671.**

1) *Vitruv.* Praef. c. 1. 2) V, 10, s. 11. VII, 37, s. 38. XXXIV, 14, s. 42. 3) *Sillig*, Catal. p. 185. 4) *Strabon.* XIV, p. 949. A. B. 5) De Alexandr. M. virtut. II, s. 2. 6) *Valer. Max.* I, 4. *Extern.* I. 7) *Ammian. Marcell.* XXII, 16, 7. *Curt.* IV, 8. *Plutarch.* in vit. Alex. c. 26. *Strabon.* VII, p. 92. Edit. Almel. 8) *Plin.* H. N. l. l. 9) *Strabon.* l. l. Solinus exercitatt. *Plin.* 43. Hirt, Tempel der Diana, S. 7.

10) *Plutarch.* l. l. et in vit. Alex. 72. *Lucian* pro imagg. 9. T. II. p. 489. De conscrib. hist. 12. T. II. p. 17. 11) *Sillig*, p. 186.

ſächſiſchen Dingstag für das niederländiſche **Dijnsdagh**, aus dem niederländiſchen **Dissendagh** an eine falſche Stelle verſetzt ward. Die aus falſcher Etymologie entſprungne Schreibung Dienstag oder Dienſtag wird ſchon durch die geſchärfte Ausſprache der erſten Sylbe als ganz verwerflich dargeſtellt, noch mehr aber dadurch, daß ſich derdritte Wochentag ebenſo wenig als ein Dienſttag, an welchem man im Gegenſatze des Freitages hätte Dienſte leiſten oder Zinſen und Gülten zahlen müſſen, wie als ein Dingstag oder Gerichtstag im Gegenſatze des Freitages oder Hochzeitstages, erweiſen läßt. Vielmehr zeigen die obenangeführten Beiſpiele, daß die Benennung des Dinstages nur den niederteutſchen Mundarten eigen iſt, wofür im Oberteutſchen die Benennung Erichtag, Erchtag oder Ertag üblich ward; wiewol in Oberſchwaben dieſer Tag auch der Aftermontag genannt wird. Sowol die nieder- als oberteutſche Benennung iſt eine Überſetzung des lateiniſchen **Dies Martis** oder des franzöſiſchen **Mardi**, da der Kriegsgott bei den Angelſachſen **Tu** oder **Tuv**, wie bei den Isländern **Tyr** genannt ward, mithin auch in Oberſchwaben Erich, Erch oder Erkel einen Kriegsgott bezeichnet.

Hieraus erklärt es ſich, warum Tacitus in ſeiner **Germania** c. 9. den beim Beginne der Schlacht gefeierten Kriegshelden Herkules c. 3 mit Mars verbindet, und warum er Annal. II, 13. den mit dem Düſter oder Dieſter verbundenen Süntel im Schaumburgiſchen **silvam Herculi sacram** nennt. Denn daß das Wort Düſter nicht ſowol einen Schwarzwald, als ein dem Düs geweihtes Gehölz bezeichne, der freilich nach dem galliſchen **Dis** (*Caes.* B. G. VI, 18.) zu urtheilen, mehr ein Nachtgott oder *Ζεὺς χθόνιος*, als ein Erdenſohn war, wie Tacitus (Germ. 2.) den **Tuisto** oder **Thuisto** nennt, welchem des Arminius Gemahlin Thusnelda als Duſſenhilda ihren Namen zu verdanken ſcheint, das ergibt ſich aus dem Adjectiv düſter, welches zwar auch im Schwediſchen **dyster**, wie im Engliſchen **dusk, dusky, duskish,** lautet, aber im Angelſächſiſchen ebenſo wol **dyrstre** als **thyster** heißt. Es leidet kaum einen Zweifel, daß ſich die Tubanten nach jenem Kriegsgotte nannten, da ihn auch die beiderſeitigen Nachbarn derſelben, die Chatten *Tac.* A. XIII, 57. und die Tenchtern *Tac.* H. IV, 64. vorzüglich verehrten. Da auch den Tenchtern gegenüber, in Cöln (*Suet.* Vitell. 10.) ein Marstempel ſtand, ſo iſt es ſogar wahrſcheinlich, daß ſelbſt Deuz, wo der **Hercules Deuso** verehrt ward, wie Duisburg und Düſſeldorf jenem Gott ihren Namen verdanken. Wenn alſo die Benennung des Dinstages auf ihre Urform zurückgeführt werden ſollte, ſo müßte man ihn eher Düstag als Dienstag nennen, zumal da er in der Charwoche als ein urſprünglicher Unglückstag noch den Beinamen des ſchiefen führt, ob ihn gleich der blaue Montag zum glücklichſten Beginn aller Geſchäfte im gemeinen Leben der chriſtliche Aberglaube geweiht hat. (*G. F. Grotefend.*)

DINTER (**Gustav Friedrich**), wurde den 29. Febr. 1760 in der königlich-ſächſiſchen Mittelſtadt Borna bei Leipzig geboren. Sein Vater, der den Titel als Kammercommiſſarius hatte, war Rechtsgelehrter und verwaltete eine große Anzahl Gerichtshaltereien, die ihm ein bedeutendes Einkommen gewährten. Er war ein Mann von ſtrenger Rechtlichkeit und ausdauernder Thätigkeit, grade und auch wol derb, in hohem Grade menſchenfreundlich und uneigennützig, von dem fröhlichſten Temperamente, das zuweilen die Grenzen des Anſtändigen überſchritt, ſehr geneigt zu ſchnurrigem Witz, und heftig, wenn er ſich böslich verletzt hielt. Die Grundzüge des väterlichen Charakters vererbten ſich auf den Sohn, und treten deutlich in dem Bilde hervor, das dieſer ſelbſt von ſeinem Leben und Wirken uns gegeben hat in der Schrift: Dinter's Leben, von ihm ſelbſt beſchrieben; ein Leſebuch für Ältern und Erzieher, für Pfarrer, Schulinſpectoren und Schullehrer; mit einem **Fac simile** (Neuſtadt a. d. Orla 1829.). Wie man auch über dieſe Schrift urtheilen, und ſo ſehr man wünſchen mag, daß ihr Verfaſſer um ſeiner ſelbſt und der Leſer willen Manches, namentlich die vielen Anekdoten, daraus weggelaſſen haben möchte, ſie bleibt immer eine der merkwürdigſten und lehrreichſten Selbſtbiographien für jeden Unbefangnen und Wohlmeinenden, der zu leſen weiß. Bis zu ſeinem 13. Jahre genoß Dinter den Unterricht mehrer Hauslehrer, bezog 1773 die Fürſtenſchule zu Grimma, und verließ ſie 1779 als **primus scholae**, um in Leipzig Theologie zu ſtudiren, wo er auch 1783 Magiſter wurde. Erneſti, Morus, Dathe, Platner, Reiz und Beck waren die akademiſchen Lehrer, deren Vorleſungen er vorzüglich beſuchte. Auch ertheilte er ſchon einigen Privatunterricht in Leipzig und nahm nach drei- und einem halbjährigen Aufenthalte daſelbſt eine Hauslehrerſtelle in einer adeligen Familie auf dem Lande nahe bei ſeinem Geburtsort an. Während der vier Jahre, die er in dieſer Stellung verlebte, bildete er ſich für ſeinen künftigen Beruf (er wünſchte Landprediger zu werden) mit aller Sorgfalt aus, predigte oft, und widmete ſeine geſchäftsfreie Zeit vorzugsweiſe dem Umgange mit Pfarrern, Schullehrern und dem Volk, um die beſondre Menſchenkenntniß ſich zu erwerben, die ihm für ſeine Beſtimmung die wichtigſte ſchien. Im J. 1787 wurde er Paſtor zu Kitſcher und Dittmannsdorf bei Borna. In den zehn Jahren, während welcher er hier, unterſtützt von einem trefflichen Kirchenpatron und dem Gerichtshalter, ſeinem edeln Bruder, mit muſterhaftem Eifer und nachahmungswürdiger Weisheit, aber auch mit ſeltnem Erfolge wirkte, bildete er ſchon eine Anzahl junger Leute aus ſeinen beiden Pfarrdörfern, und zwar ganz auf ſeine eignen Koſten, zu Schullehrern aus, und die Neigung, auf dieſem Wege die Volksſchulbildung zu fördern, wurde immer vorherrſchender in ihm. Das Aufſehen, welches die Leiſtungen dieſer jungen Leute erregten, veranlaßte ſeine Berufung zum Seminardirector nach Dresden, und er folgte dieſem Ruf auch deshalb, weil er in Folge einer Jugendliebe, die durch den Tod der Geliebten (Friederike Peck, Tochter des verſtorbenen Pfarrers zu Raſchau im Erzgebirge) ein trauriges Ende genommen, beſchloſſen hatte, unverheirathet zu bleiben, in Kitſcher aber eine ordentliche Haushaltung beſonders dann nicht zu erlangen war, wenn er nach ſeinem Wunſche hätte Jünglinge zu ſich nehmen wollen, um ſie für das

Schulfach auszubilden. Freilich koſtete es ihn kein geringes Opfer, ſeine Gemeinden, die ihn als Vater verehrten, ſeine Schulen, die durch ihn zu herrlicher Blüthe ſich entfaltet hatten, zu verlaſſen, zumal er für ein weit geringeres Einkommen, als ſeine Pfarre ihm brachte, in Dresden mindeſtens dreimal ſoviel Berufsarbeiten hatte. (Über ſein Wirken zu Kitſcher beſitzen wir eine recht intereſſante Schrift von einem der Schullehrer, die er dort bildete, unter dem Titel: Ein Jahr aus Dinters Leben. Als Beleg für Dinters unbeſcholtnen Charakter; oder: Dinter nach ſeinen verſchiednen Verhältniſſen und Stellungen als Pfarrer zu Kitſcher dargeſtellt von einem ſeiner Schüler. Neuſtadt a. d. O. 1831.). Indeſſen überwog doch zuletzt die Liebe zum Vaterlande, dem er in der neuen Stellung größere Dienſte zu leiſten hoffen durfte, als in der bisherigen, alle jene Rückſichten; er ging im Herbſte des Jahres 1797 nach Dresden. Hier richtete er das Seminar, welches ſehr verfallen war, neu ein, und ebenſo die damit verbundne Armenſchule von fünf, ſpäter ſechs, Claſſen, welche den Seminariſten zur Übungsſchule diente. In den zehn Jahren, die er zu Dresden war, bildete er eine große Anzahl tüchtiger Volksſchullehrer und erwarb ſich dadurch ein ſehr hohes Verdienſt um ſein Vaterland; denn dieſe jungen Männer trugen unmittelbar und auch wol mittelbar zur Verbeſſerung beſonders der Landſchulen ungemein viel bei. Auch andre Jugendlehrer, die nicht das Glück hatten, ſeine Schüler zu ſein, zogen aus den zahlreichen, ihren Beruf betreffenden, Schriften, welche er zu dieſer Zeit herausgab, einen großen Gewinn, ſodaß von dieſer Zeit ſeine ſegensreiche Wirkſamkeit ſich über ganz Teutſchland zu verbreiten begann. Er erſcheint aber auch in dieſer wichtigen Stellung ebenſo verehrungs- als liebenswürdig; denn nicht allein that er ungleich mehr, als ſein ſchwieriger Beruf von ihm foderte, ſondern verwendete auch noch einen bedeutenden Theil ſeines nicht eben anſehnlichen Gehaltes zur Unterſtützung armer, aber fähiger und fleißiger, Seminariſten. Die Liebe und Verehrung, welche er ſich dadurch bei ihnen erwarb, förderte aber auch ungemein das Gedeihen ſeiner Arbeit, und dieſes erwarb ihm wieder das Vertrauen und die Hochachtung ſeiner Vorgeſetzten und andrer edler Menſchen. So unterſtützte Reinhard ſtets kräftig Dinters Vorſchläge und Bitten zur Verbeſſerung des Seminars, ſowie der damit verbundnen Schule, und ein reicher Mann zu Dresden ſchenkte auf Dinters Vorſtellung der Anſtalt 6000 Thlr. zur Verbeſſerung der Koſt und zu Curkoſten für die Seminariſten. Auch der König Friedrich Auguſt erkannte Dinters große Verdienſte an, und ließ ihm zu Ehren eine Medaille mit deſſen Namen prägen. Eine gefährliche Krankheit, die ſeine Kräfte ſchwächte, beſtimmten Dinter, ſeinen mühevollen Poſten in Dresden aufzugeben, und die Pfarrſtelle in Görnitz anzunehmen. Er wählte ſie, obgleich ihm weit einträglichere Superintendenturen angeboten wurden, weil ſie in der Nähe ſeines Geburtsortes, ſeines Bruder (Pfarrers zu Bocca), und ſeines geliebten Kitſchers lag. Von 1807—1817 wirkte er hier bei einer kleinen Gemeine ganz in demſelben Geiſt und mit demſelben Erfolge, wie früher zu Kitſcher. An Lehren und Erziehen, wie er ſelbſt ſagt, zu ſehr gewöhnt, als daß er ohne dieſen Genuß hätte leben können, errichtete er hier eine höhere Bürgerſchule oder ein Progymnaſium. Einen ſeiner ehemaligen Schüler, Günther, ſtellte er als Hülfslehrer bei derſelben an, und die Gattin dieſes jungen Mannes vertrat die Stelle der Hausfrau Das älteſte Kind dieſes Ehepaares hat Dinter als ſeinen Sohn gerichtlich adoptirt; er führt ſeinen Namen und iſt jetzt Arzt zu Königsberg in Preußen. Auch dies Inſtitut erwarb ſich bald großes Vertrauen und lieferte dem Vaterlande tüchtige Jünglinge, die von hier aus entweder zu verſchiednen Fächern des bürgerlichen Lebens oder auf Gymnaſien übergingen. Mit dem J. 1817 begann Dinters ausgebreiteteſte Wirkſamkeit. Er trennte ſich von ſeinem Vaterlande, von ſeinen Freunden, von ſeiner Gemeinde und ſeinem Inſtitut, und folgte einem Ruf als Conſiſtorial- und Schulrath nach Königsberg in Preußen, weil er dachte (ſ. ſein Leben S. 238): „Dem großen, ſchönen Wirken, das ſich dort darbietet, darf ſich der Mann voll Kraft, der Sohn der Pflicht und der Liebe nicht entziehen.“ Man wird kaum glauben, wie er die Landſchulen in dieſer Provinz fand. Er ſagt darüber (ſ. ſein Leben S. 244): „Ich revidirte kurz nach meiner Ankunft auf einer Reiſe 43 Landſchulen und zwei Stadtclaſſen, und — in keiner von ihnen war auch nur ein Kind, das einen Brief ſelbſtändig aufſetzen konnte.“ Was er in einem Zeitraume von 11 Jahren zur Verbeſſerung dieſer elenden Schulen that, mag man daraus abnehmen, daß er a. a. O. verſichert: „Auf einer meiner letzten Reviſionen (im J. 1828) fand ich unter 67 Schulen nur ſieben, wo es die fleißigen Schulgänger nicht konnten.“ Das war unter Vielen gewiß nur einem Dinter möglich, der mit einer Thätigkeit, Selbſtaufopferung und Einſicht dieſes wichtige Werk betrieb, wie ſie nur bei wenigen ſich ſo verbunden finden. „Heute (ſchreibt er a. a. O. S. 245), da ich dies ſchreibe (den 19. Oct. 1828), habe ich 2175 Meilen Wegs auf Reviſionsreiſen gemacht, und von reinteutſchen Orten iſt keiner, deſſen Schule ich nicht revidirt, von Oſtpreußens Städten, Hohenſtein (halb polniſch) ausgenommen, keine, in der ich nicht geweſen bin.“ Das Revidiren allein würde freilich nicht ſo große Dinge gethan haben. Doch er that mehr. Er unterwies die fähigen und willigen Lehrer in einer beſſern Unterrichtsmethode, als die damals dort vorherrſchende, meiſt eine Verdrehung der Zellerſchen und einſeitige Anwendung der Peſtalozziſchen, war; er ſetzte ganz unfähige und unverbeſſerliche Schullehrer auf Penſion; er ſorgte dafür, daß die vier Schullehrerſeminare der Provinz beſſere Subjecte zu den Schulſtellen, als früher, liefern konnten; er vereinfachte oder vermehrte, wie es nöthig war, die Materialien des Volksunterrichts, und ſuchte, ſoviel er vermochte, die Hinderniſſe eines regelmäßigen und fleißigen Schulbeſuches aus dem Wege zu räumen. Und wenn ihm nun für dieſe ausgezeichneten Wohlthaten, die er Tauſenden erwies, für die hohen Verdienſte, die er ſich um die ſpäteſte Nachwelt erwarb, faſt allgemein, von Hohen und von Niedern, die verdiente Anerkennung und Verehrung zu Theil wurde, wie beſcheiden urtheilte der ſeltne Mann ſelbſt darüber: „Sicherlich (ſagt er a. a. O. S. 279) gibt es Unzählige, die mehr Gutes ſtiften, als der alte Dinter in Königsberg. Aber gewiß bei Wenigen wird es ſo anerkannt, als bei ihm.“ Doch mit dieſen Verdienſten um das Volksſchulweſen begnügte ſich Dinter nicht einmal. Zum Reformationsjubiläum 1817 ernannte ihn die königsberger Univerſität zum Doctor der Theologie. Bald darauf habilitirte er ſich bei derſelben und erhielt, da er einen Ruf nach Kiel als Profeſſor der Theologie ablehnte, 1819 eine außerordentliche Profeſſur der Theologie. Er nahm von ſeinen Vorleſungen, die ſich über alle Zweige der praktiſchen Theologie verbreiteten, und auch A. und N. T. Exegeſe, ſowie Hermeneutik und Moral, behandelten, ſo wenig ein Honorar, als von den Übungen im Katechiſiren und Diſputiren, die er leitete. Nimmt man hiezu noch die übrigen Arbeiten, welche ihm oblagen, und welche ihm erſt in den letztern Jahren ſeines Lebens durch die Anſtellung eines Collegen erleichtert wurden, z. B. das Examiniren der Predigtamts- und Schulamtscandidaten, ſo erſtaunt man um ſo mehr über Dinters Thätigkeit und Kraft, wenn man bedenkt, was er während ſeines Lebens noch außerdem als Schriftſteller geleiſtet hat. Gegen 60 größere und kleinere Schriften, die alle zu Neuſtadt a. d. Orla erſchienen, haben wir von ihm. Sie verbreiten ſich größtentheils über das Volksſchulweſen, und gehören zu den ausgezeichneteſten dieſes Faches nicht nur in Teutſchland, ſondern überhaupt. Theils ſind ſie für Lehrer, theils für Schüler beſtimmt. Auch aſcetiſche, die mit verdientem Beifall aufgenommen wurden, befinden ſich darunter. Nur die wichtigſten mögen hier aufgeführt werden. Er begann ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn mit: Erklärender und ergänzender Auszug aus dem dresdner Katechismus (1800. 12.). Derſelbe mit beigefügten Sprucherklärungen (1801.). Beide auch unter dem Titel: Kurzgefaßte Glaubens- und Sittenlehre des Chriſtenthums. Die vorzüglichſten Regeln der Katechetik, als Leitfaden bei dem Unterrichte künftiger Lehrer in Bürger- und Landſchulen (1802.). Die vorzüglichſten Regeln der Pädagogik, Methodik und Schulmeiſterklugheit (1806.). Anweiſung zum Gebrauche der Bibel in Volksſchulen, 1. Thl. Grundſätze der Behandlung, 2. Thl. Grundſätze der Erklärung, 3. Thl. Bibelunterredungen (1814—1817.). Kleine Reden an künftige Volkſchullehrer, vorzüglich zur Beförderung der Weisheit in Lehr und Leben. Ein Erbauungsbuch für nicht ganz ungebildete Schullehrer (1804 fg. 4 Bde.). Unterredungen über die zwei erſten Hauptſtücke des Lutheriſchen Katechismus (1819—1822. 9 Thle.). Der neunte Theil enthält: Religionsgeſchichte, ein Leſebuch für Volksſchulen. Unterredungen über die vier letzten Hauptſtücke des Lutheriſchen Katechismus (1806 fg. 4 Thle.). Präparationen zum Unterrichte in den Religionswahrheiten. Ein Handbuch für Lehrer bei dem Gebrauche des Lutheriſchen Katechismus. Nach ſeinem Tode herausgegeben (1833.). Schullehrerbibel. Altes Teſtament, 5 Bde. (1826—1828.). Neues Teſtament, 4 Bde. (1824—1825.). Malwina, ein Buch für Mütter (1819.). Predigten zum Vorleſen in Landkirchen (1800. 2 Bde.). Predigten über die in dem Königreiche Sachſen ſtatt einiger bisher gewöhnlichen eingeführten Sonntagsevangelien (1815.). Predigten auf alle Sonn-, Feſt- und Bußtage eines ganzen Jahres zur religiöſen Erbauung für fromme Familien (1820. 4.). (Die erſte unveränderte Auflage der vorletzt genannten Schrift.) Liederhomilien (1829.). Alle dieſe Schriften haben mehre, zum Theil ſehr viele Auflagen erlebt. Auf den Titeln der frühern hat ſich der Verfaſſer nicht genannt. Sein letztes Werk: Die Bibel als Erbauungsbuch für Gebildete (1830 fg. 5 Bde.) hat der Vf. nicht vollendet. Die letzten Bände ſind von A. Brodtmann und M. G. E. Fiſcher beſorgt. Außer einer Sammlung kleiner Schriften, nach ſeinem Tode herausgegeben (1833.), haben wir von ihm noch eine große Anzahl ähnlicher, z. B. Schulverbeſſerungspläne; Schullehrerconferenzen; Rechnungsaufgaben; Anweiſungen zum Rechnen; Schulgebete zu allen Jahreszeiten; Schulgebete für Bürger- und Landſchulen; Gedächtnißübungen; Schulreden ꝛc. Und dieſer Mann von wahrhaft unſterblichen Verdienſten um die Menſchheit überhaupt und die Jugendwelt inſonderheit, der als Prediger, als Lehrer, als geiſtlicher Vorgeſetzter, als Schriftſteller, ja als Menſch und Chriſt gleich ausgezeichnet war, iſt nichts deſtoweniger mit einem ſo bittern Haß angefeindet, und offen und geheim ſo unverſöhnlich verfolgt worden, wie kaum ein Andrer, der mit ihm ſeiner Lebensſtellung nach verglichen werden kann. Der Hauptgrund hiervon lag mit einem Wort in ſeiner religiöſen Denkweiſe, nach welcher er der Vernunft auch eine Stimme neben der poſitiven Offenbarung einräumte, mehr bibliſcher als kirchlicher Theolog, und ein entſchiedner Freund der echten Aufklärung des Geiſtes war, welche das Herz veredelt und den Menſchen zugleich brauchbar für das irdiſche Berufsleben macht. So trat er von Anfang an als Prediger, als Seminardirector, als Schriftſteller, ſo beſonders in ſeiner Schullehrerbibel auf, und dieſe gab dann auch die hauptſächlichſte Veranlaſſung, daß ein Heer von Obſcuranten, Finſterlingen, einſeitigen Kirchentheologen, ja wol von noch ſchlimmern Leuten, unter denen auch nicht ein einziger nur den tauſendſten Theil von Dinters Verdienſten hatte, über ihn, und zwar nicht ſelten mit pöbelhafter Rohheit und boshafter Schmähſucht herfiel. Er aber ging ruhig ſeinen Gang fort und rechtfertigte durch kurze, würdevolle Erwiederungen auf die Angriffe ſeiner Gegner am ſchönſten die warmen Vertheidigungen ſeines ſchriftſtelleriſchen und ſittlich-religiöſen Charakters, welche er ungeſucht unter ſeinen zahlreichen Schülern, Freunden und Verehrern fand. Öffentlich wenigſtens hat er nicht gethan, was ſein Amtscollege, der Conſiſtorialrath und Profeſſor Kähler zu Königsberg vor ihm (ſ. Dr. Johann Severin Vaters Jahrbuch der häuslichen Andacht ꝛc. für das Jahr 1822, S. 262) ſagt: „Er war den Myſtikern ſo abhold, als ſie ihm, und äußerte ſich über ſie ebenſo ſpöttiſch und feindſelig, wie ſie über ihn.“ Vielmehr ließen ſich aus ſeiner Selbſtbiographie manche Äußerungen beibringen, die das Gegentheil beweiſen dürften. Trotz der

Bannbullen, die namentlich die ſogenannte Partei der Neu- (oder Alt-) Evangeliſchen beſonders gegen die Schullehrerbibel ſchleuderte, erlebte ſie doch in Kurzem drei ſehr ſtarke Auflagen, und die unter der Leitung des Pfarrers Brandt von mehren herausgegebene, und ihr entgegengeſtellte Evangeliſche (sic!) Schullehrerbibel bereitete eben Dintern einen gewiß unbeabſichtigten, glänzenden Triumph über ſeine Widerſacher. — Viel zu früh für Preußen und ganz Teutſchland endete Dinter ſein ſegensreiches Leben am 29. Mai 1831 in Folge eines Nervenfiebers, das er ſich durch Erſchöpfung und Erhitzung auf einer Schulviſitationsreiſe zugezogen hatte. Die Nachricht von ſeinem Tode, welche allgemein überraſchte, da er noch kurz vorher ſchriftſtelleriſche Beweiſe ſeiner ungeſchwächten Lebenskraft gegeben hatte, veranlaßte eine Anzahl ſeiner dankbaren Schüler im Erzgebirge, ihm zu Ehren eine beſondre Todtenfeier anzuſtellen, und zwar zu Raſchau; theils am Grabe ſeiner Geliebten, theils in einem dazu eingerichteten Saal. Auf dem erſtern wurde ein eiſernes Kreuz errichtet, auf welchem auf der Vorderſeite: „Zu Dinters Andenken, den 23. Jul. 1831" (Tag der Feier) und auf der Rückſeite: „Friederike Peck 1786" mit vergoldeten Buchſtaben zu leſen iſt. Die Beſchreibung dieſer ſinnigen Feier, mit allen dabei gehaltnen Reden, vorgetragnen Gedichten und Geſängen iſt abgedruckt in der Schrift: Dinter's Todtenfeier im ſächſiſchen Erzgebirge, am 23. Jul. 1831 (Neuſtadt a. d. Orla 1831.). Eine geiſtvolle Charakteriſtik Dinters, die nach unſerm Dafürhalten nur deshalb nicht ganz richtig iſt, weil die Individualität ihres Verfaſſers von der Dinters in manchen weſentlichen Stücken allzuſehr verſchieden iſt, befindet ſich in dem angeführten Vaterſchen Jahrbuche von 1832, S. 259—264. (*C. Ch. L. Franke.*)

Dinumeramentum, ſ. **Denombrementum**.

DINUR oder **REGJON**, in den Traditionen der Talmudiſten der Feuerfluß, der von Gott unter dem Throne ſeiner Herrlichkeit hervorkommt und vom Schweiße der den Thron tragenden Thiere gebildet wird, denn aus Furcht vor dem heiligen Gott ſchwitzen ſie Feuer. Wenn er auf dem Throne ſitzt, um die dienſtbaren Engel zu richten, ſo werden ſie, ehe ſie zum Gerichte kommen, vorher in den Feuerfluthen rein gewaſchen. Dann fließt der Strom weiter, brennende Kohlen mit ſich ziehend, und ſtürzt auf die Häupter der Gottloſen in der Hölle herab. Alle Gerechte müſſen, wenn ſie ſterben, in dieſem Feuerſtrome gereinigt werden, diejenigen ausgenommen, welche wegen Heiligung des Namens Gottes umgebracht wurden, weil ſie wegen dieſer Heiligung den Becher des Greuels mit Freuden in der Welt getrunken haben. Die Seelen der Gottloſen aber werden nach ihrem Tod an eine Feuerkugel gebunden und in den Strom geworfen, mit dem ſie nun in die Hölle ſtürzen. Aus dieſem Feuerſtrome wird täglich eine Schar dienſtbarer Engel geſchaffen, die ihrem Schöpfer ein Loblied ſingen und dann wieder zurück in den Fluß kehren und in demſelben vergehen *). (*Richter.*)

DINUS, mit dem Beinamen **de Mugello**, oder auch **Mugellanus**, von ſeinem Geburtsorte Mugello im Florentiniſchen, gehörte unter die berühmteſten Legiſten, welche am Ende des 13. Jahrh. zu Bologna lehrten. Wie einer ſeiner ausgezeichnetſten Schüler, Cinus, ſich ausdrückt, war er ein zweiter Papinian, und wie Diplovataccius berichtet, achtete man ſeine Anſichten ſo hoch, daß zu Verona geſetzlich beſtimmt wurde, die Meinung des Dinus ſolle den Ausſchlag geben, wenn ſich in der Accurſiſchen **Glossa ordinaria** widerſtreitende Behauptungen fänden. Dieſe Auszeichnung, welche ihm bei der Nachwelt zu Theil wurde, erwies man ihm aber auch ſchon bei ſeinen Lebzeiten, ſowol in Bologna ſelbſt, als anderwärts. In letztrer Beziehung iſt vornehmlich der verſchiednen Berufungen zu gedenken, die an ihn ergingen. Die erſte fällt ſchon in das Jahr 1279, nachdem er kaum ausſtudirt hatte und zum Doctor promovirt worden war; denn das Jahr vorher kommt er noch unter den Scholaren zu Bologna vor. Jenen Ruf erhielt er nach Piſtoja, und zwar unter der ehrenvollen Bedingung eines ſich auf 200 piſaniſcher Lire belaufenden Jahrgehaltes, nebſt freier Wohnung. Ob er nach Bologna förmlich wieder zurückberufen ſei, iſt nicht gewiß; gewiß aber iſt, daß er ſeit 1284 daſelſt wieder lehrte, und zwar, mit einer kurzen Unterbrechung, bis zu ſeinem, höchſt wahrſcheinlich bald nach dem Jahre 1298 erfolgten, Tode. Einen zweiten Ruf erhielt er 1296 nach Neapel, wiederum mit einem Jahrgehalte von 100 Goldunzen. Daß er den Ruf aber angenommen habe, wie Einige glauben, iſt in Abrede zu ſtellen, weil er, nach urkundlichen Zeugniſſen, in ſeinem bisherigen Wirkungskreiſe verblieb, und bald darauf eine dritte Vocation annahm. Dieſer Ruf ging von Rom aus und hing mit der Redaction des **Liber sextus** der Decretalen zuſammen, bei welcher Dinus, nach dem Willen des Papſtes Bonifacius **VIII.**, thätig ſein ſollte. Er vertauſchte daher gegen das Ende des Jahres 1297 Rom mit Bologna, war auch, außer für den **Liber sextus**, an der dortigen Hofſchule als Lehrer thätig, indem er daſelbſt über einen Theil der Geſetzgebung Juſtinians, über das **Digestum vetus**, las. Indeſſen war ſein Aufenthalt zu Rom nur ſehr kurz. Dinus mußte ſpäteſtens ſchon im Sommer 1298 an den Ort ſeines frühern Wirkens zurückgegangen ſein, da man ihm im Sept. dieſes Jahres zu Bologna ein neues Gehalt von 200 Liren ausſetzte, um ihn der Schule daſelbſt zu erhalten; wahrſcheinlich hatte er einen neuen Ruf bekommen. Während man ihn, wie dieſe Vocationen beweiſen, auswärts hochachtete, wußte man ſeine Verdienſte auch zu Bologna gebührend zu ſchätzen; ganz beſonders gilt dieſes von ſeinen Schülern, und namentlich waren es dieſe, welche es, um ſeinen Abgang im J. 1298 zu verhindern, bei der Stadt durchzuſetzen wußten, daß ihm ſeine Bemühungen durch die ſchon gedachte neue Beſoldung vergolten wurden.

---

*) S. Parascha Mischpatim im großen Jalkut Rubeni f. 107.

col. 1, 2. u. a. bei Eiſenmenger II. S. 346. Jalkut chádasch fol. 169. col. 4. No. 4. Torath ádam fol. 99. col. 1. Chagiga fol. 14. col. 1. u. a. bei Eiſenmenger II. S. 371—373.

Übrigens hatte er ſchon früher einen Jahrgehalt bezogen, deſſen Bewilligung von der Achtung ſeiner Schüler ganz beſonders zeugt. Die Lehrer zu Bologna hatten nämlich bisher durchaus keine eigentliche Beſoldung gehabt, ſondern waren lediglich auf die Honorare ihrer Scholaren angewieſen. Dagegen wurden, auf Bitten der Studirenden, im J. 1289 zwei, jährlich zu beſetzende Lehrſtellen mit feſter Beſoldung von der Stadt ausgeſtattet, und zu der Einen wurde Dinus von den Scholaren (denen die Wahl überlaſſen blieb), gleich das erſte Jahr gewählt. Gewiß nicht mit Unrecht darf man dies als ein ganz beſondre Auszeichnung des Dinus betrachten. Denn wenn es gleich richtig iſt, daß die Beſoldeten nicht grade immer die bedeutendſten Lehrer waren, und daß ſie in Rang und Anſehen ſogar meiſtens hinter Andern zurückſtanden, ſo darf dies ſicherlich nicht auf die erſte Zeit, und am allerwenigſten auf das erſte Jahr des neu eingerichteten Inſtituts bezogen werden; mindeſtens war jene Bewilligung ein unzweideutiges Zeichen der Liebe und Ergebenheit, die ſich bei einem Manne, wie Dinus, wol nur auf Anerkennung ſeiner Verdienſte ſtützen konnten. Doch war er ſich ſeines Werthes auch bewußt, und während ſeines Aufenthaltes zu Rom machte er ſich ſogar Hoffnung auf den Cardinalshut, wiewol er in dieſer Beziehung ſeine Erwartungen nicht in Erfüllung gehen ſah; vielleicht, daß er eben deshalb ſeine Rückkehr von Rom nach Bologna beſchleunigte. Als Juriſt betrachtet, hat er eigentlich nur für das römiſche Recht gewirkt, und der nicht viel jüngere Johannes Andreä ſagt von ihm ausdrücklich: quod non fuit canonista, quod fuit inscius juris canonici; was aber natürlich nicht heißt, daß ihm das kanoniſche Recht durchaus fremd geweſen, ſondern blos die Bedeutung haben kann, daß er nur ſehr wenig davon verſtanden habe. Denn wie hätte er ſonſt von Bonifacius VIII. aufgefodert werden können, an dem **Liber sextus** mitzuarbeiten. Selbſt wenn man annimmt, daß er nur den hinter der Decretalſammlung jenes Papſtes befindlichen **de regulis juris** handelnden Anhang, um dem neuen Geſetzbuche bei den Legiſten mehr Anſehen und Eingang zu verſchaffen, habe abfaſſen ſollen, oder abgefaßt habe, darf er im kanoniſchen Rechte kein völliger Ignorant geweſen ſein. Wie dem aber auch ſei, ſo betreffen ſeine ſämmtlichen Schriften, mit Ausnahme eines über den Schlußtitel des **Liber sextus** gelieferten Commentars, lediglich das römiſche Recht. Jener Commentar iſt wol ſein letztes Buch, da der Verfaſſer bald darauf geſtorben ſein muß, indem der **Liber sextus** im Febr. 1298 publicirt iſt, und die ſpäteſten Nachrichten über Dinus dem Sept. dieſes Jahres angehören. Abgeſehen von gedachtem Commentare hat er 1) exegetiſche Schriften über das **Digestum vetus, infortiatum et novum** geliefert; 2) zwei Werke **de actionibus**, nämlich einen Commentar über den Inſtitutionentitel **de actionibus**, und einen Commentar über des Johannes **arbor actionum**; 3) **De praescriptionibus**; 4) **De successionibus ab intestato**; 5) **De primo et secundo decreto**; 6) **De interesse**; 7) **De ordine judiciario**; 8) **De praesumtionibus**; 9) **Modus arguendi**; 10) **Concilia**; 11) **Quaestiones et disputationes**; 12) **Singularia**. Die beſten und zuverläſſigſten Nachweiſungen über dieſe Schriften finden ſich bei v. Savigny, der zugleich der neueſte Biograph des Dinus iſt. Vgl. Deſſelben Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter Th. V. S. 397 fg.*). (*Dieck.*)

DINWIDDIE, nordamerikaniſche County in dem Staate Virginien, ſüdlich von dem Fluß Appamatox, der ſie von Cheſterfield trennt. Sie iſt gegen 30 engliſche Meilen lang und 20 breit, und zählte im Jahre 1820 an Einwohnern 12,524. Die Hauptſtadt iſt Petersburg. (*H.*)

Dinwigsland, ſ. Neu-Holland.

DINZIO, DINZIC, DENZIC, DENGISICH, DINSIRICH, einer der zahlreichen Söhne Attila's, welche dieſer von ſeinen vielen Frauen hinterlaſſen hatte, konnte ſich nach des Vaters Tode im J. 453 mit ſeinen Brüdern über die Nachfolge nicht vereinigen, und wollte mit ihnen die Hunnen und bezwungnen Völker gleich der Geſindeſchaft eines geſtorbenen Königs theilen. Da erhob ſich gegen Attila's Söhne zuerſt der König der Gepiden Ardarich. Durch die große Völkerſchlacht an dem Fluſſe Netad in Pannonien zerfiel das Hunnenreich in Trümmer. Dinzio's älterer Bruder Ellak fand den Tod, Dinzio ſelbſt und ſeine übrigen Brüder flohen an das ſchwarze Meer. Hier ſtiftete Dinzio ein Reich, während einer ſeiner jüngern Brüder, Namens Hernak, die äußerſten Theile von Klein-Scythien behauptete. Doch vergaßen Attila's Söhne nicht ſo leicht, welche Völker einſt der Herrſchaft der Hunnen unterworfen geweſen, namentlich ſuchten ſie die Oſtgothen, gleich entlaufnen Sklaven, wieder unter das alte Joch zu bringen. Dieſe wohnten jetzt in Pannonien unter ihrem Könige Walemir, und ſeinen Brüdern Theodemir und Widamir, und hatten zwar getheilte Orte, aber nicht getheilte Rathſchläge. Walemir hatte ſeinen Sitz zwiſchen den Flüſſen **Scarniunga** und **Aqua Nigra** (muthmaßlich der Leitha und der Raab), Theodemir an dem **Lacus Pelsodis** (dem Plattenſee), und Widemir zwiſchen den Landestheilen ſeiner beiden Brüder. Attila's Söhne fielen über Walemir daher, ohne daß ſeine Brüder etwas davon wußten. Obgleich mit weniger Mannſchaft ſtellte er ſich ihnen doch entgegen, und brachte ihnen nach langem Kampf eine gewaltige Niederlage bei. Der größte Theil der Hunnen fiel. Der übrige Theil floh in die Theile Scythiens, welche die Arme der Donau durchſtrömten, und die Hunnen Hunnivar[1]) nannten. Dieſe Niederlage erlitten Attila's Söhne

---

*) Außerdem iſt beſonders noch zu vergleichen *Sarti*, De claris archigymnasii Bononiensis professoribus. P. I. p. 233 sq. Was *Pancirolus*, De claris legum interpretibus. Lib. II. c. 45. *Fichard*, Vitae jureconsultorum recentiorum p. 407. *Mantua*, Epitome virorum illustrium p. 460 (die letztern zwei hinter *Pancirolus*, [Lips. 1721]) über Dinus liefern, iſt unerheblich und zum Theil unrichtig. Unter den ältern Lebensbeſchreibern ſind zu nennen: *Guilelmus de Pastrengo*, *Johannes Trithemius*, *Thomas Diplovataccius*.

[1]) Nach *Bel*, Prodromus Hungariae, Lib. II. Sect. I. c. 1.

zur Zeit, als Theoderich der Große (Dietrich von Bern) Theodemirn von einem ihm nicht ebenbürtigen Weibe geboren. Sieben Jahre alt ward er zur Befeſtigung des Friedens dem Kaiſer Leo zur Geißel gegeben. Dieſe Zeit des feſten Friedens mit den Römern benutzten hierauf die Oſtgothen, da ſie mit dem Solde, welchen ſie vom Kaiſer erhielten, nicht ausreichten, und ihre Tapferkeit zu zeigen wünſchten, zu Angriffen auf benachbarte Völker, und zwar wandten ſie ihre Waffen zuerſt gegen die im innern Pannonien wohnenden Satagen. Als hiervon der König der Hunnen, Dinzio, Attila's Sohn, Kenntniß erhielt, ſammelte er die Wenigen, die noch unter ſeiner Herrſchaft zurückgeblieben, nämlich die Ulzinguren, Angiſciren, Bittugoren und Bardoren, zog gen Baſſiana, eine Stadt Pannoniens (jetzt Pogeda in Slavonien), ſchloß ſie ein, und plünderte ihr Gebiet. Da gaben die Gothen ihre Heerfahrt gegen die Satagen auf, und wandten die hierzu geſammelte Heeresmacht gegen die Hunnen. Dieſe wurden ſo ruhmlos aus dem Gebiete der Gothen getrieben, daß ſie auf immer die Waffen derſelben fürchteten und keine Heerfahrt wieder gegen ſie unternahmen. Attila's Söhne ſchickten eine Geſandtſchaft an den Kaiſer Leo, um alle Urſachen der vorigen Streitigkeiten abzuſchneiden und Frieden zu ſchließen; die Römer ſollten, wie ſie früher gewohnt geweſen, bis an die Donau vorgehen, und Markt halten, auf welchem ſie gegenſeitig für ihre Bedürfniſſe ſorgen könnten. Aber Kaiſer Leo wollte den Hunnen, welche den Römern ſo vielen Schaden zugefügt, und ſo viele Niederlagen beigebracht, dieſe Vortheile nicht zukommen laſſen. Als ſo die Geſandtſchaft unverrichteter Sache zurückkehrte, geriethen Attila's Söhne in Zwiſt, denn Dinzio wollte den Römern Krieg ankündigen, wogegen ſich Irnach ſetzte, da er die Führung eines Krieges weit von den Grenzen für zu gefährlich hielt. Dinzio mußte auch büßen, ſeinen Bruder nicht gehört zu haben, denn er ward im J. 469 in Thracien von dem kaiſerl. Magister militum Anagaſtus erſchlagen, ſein Haupt nach Conſtantinopel gebracht, während der circenſiſchen Spiele zur Schau herumgetragen, und außerhalb der Stadt auf einen Pfahl geſteckt, zu welchem Anblicke die ganze Stadt viele Tage hinausſtrömte[2]. (*Ferdinand Wachter.*)

DIO, eine von den Hyaden und Mutter der Niobe (*Ovid.* Met. VI, 174). (*Richter.*)

DIO oder **DYO**, Kirchdorf des franzöſiſchen Saone- und Loiredepartements, Bezirk von Charolles, 1½ Stunde ſüdöſtlich von der Bezirksſtadt, mit den Trümmern einer weitläufigen Burg, die dem berühmten Geſchlechte der Palatine von Dio den Namen gegeben hat. Hugo Dalmatius, ein jüngrer Sohn aus dem Hauſe der Freiherren von Semur-en-Brionnois, erhielt 1096 in der brüderlichen Theilung die Herrſchaften Dio, Luny, S. Symphorien-du-bois, Martigni und Champſeau, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er der Stammvater der Herren von Dio, ſowie auch, um 1095, der Stifter des Auguſtinerpriorats zu S. Germain-des-bois, wo dieſe Herren ihr Erbbegräbniß hatten, geworden ſei. Gottfried von Dio vermählte ſich 1280 mit Maria von Chateauvilain, einer Tochter Simons, des Barons von Luzy, Guido aber wurde 1336 der Gemahl der Alix Palain oder Palatin, die große Güter und zugleich auch den Namen Palatin als Beinamen an die Dio brachte; ſo berichtet wenigſtens Laboureur, anders freilich S. Julien de Baleure, deſſen Fabeln indeſſen hier nicht in Betracht kommen können. Guyot von D. erheirathete mit Katharina von Bourbon die Baronie Montperroux und die Hälfte von Vaivres, die andre Hälfte erwarb ſein Sohn Johann auf Montperroux und S. Beurri, in Auxois. Johanns Sohn, Jakob, den S. Julien als einen der vollkommenſten Ritter ſeiner Zeit preiſt, war ein Vater von fünf Söhnen, von denen der fünfte, Philipp, auf la Roche-en-Breni, in Betracht ſeiner Tugend und Wiſſenſchaft, von König Karl IX. zum Präſidenten des pariſer Parlaments ernannt wurde. Franz Eleonor, Palatin de Dio und Graf von Montperroux, erheirathete 1641 mit Eleonore von Damas die Baronie Montmort, unweit Montcenis. Sein älterer Sohn, Noel Eleonor Palatin de Dio, Marquis von Montperroux und Meſtre-de-camp eines Cavalerieregiments, vermählte ſich mit Iſabella von Coligny-Saligny, der Erbin ihrer Linie, und der letzten Tochter des großen Hauſes, und wurde der Vater von Franz Eleonor, Generallieutenant und **Mestre-de-camp-general de la Cavalerie legere**, deſſen einzige Tochter, Maria Eliſabeth, Montperroux und Montmort, an ihren Gemahl, Ludwig Anton Eberhard von Damas-Anlezy, brachte. Auch die jüngre Linie, von Claudius Anton, dem zweiten Sohne von Franz Eleonor und von Eleonore von Damas abſtammend, iſt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erloſchen. Melay, S. Julien-de-Sivry und Joncy gehört ebenfalls zu den Beſitzungen des Hauſes. Das Wappen iſt jenes des Herzogthums Burgund, von Gold und blau ſechsfach ſchrägrechts geſtreift, mit einer rothen Einfaſſung. (*v. Stramberg.*)

DIOCAESARIA (**Diokaisareia**). Unter dieſem Namen werden mehre Städte aufgeführt. 1) Eine Stadt in Kappadokien; Plinius (H. N. 6, 3) und Ptolemäos (5, 6). Da der letztre ſie ungefähr ſechs Meilen in ſüdöſtlicher Richtung von Archelais angibt, nach den Itinerarien aber (Itin. Anton. p. 144. Hierosolym. p. 577) ungefähr auf derſelben Stelle die Stadt Nazianzos lag, ſo hat man Grund zu glauben, daß beide Namen zur Bezeichnung eines und deſſelben Ortes dienten und daß Nazianzos den Beinamen Diocäſareia zu Ehren irgend

---

§. 24 ſoll Hunnivar eins mit dem Comitate Hunyad (Hunyad-vár-megye) ſein, und Jordanes irren, wenn er Hunnivar nach Scythien verlegt. Doch wie leicht kann das Comitat Hunyad anderswoher ſeinen Namen haben, z. B. von den Avaren, welche auch Hunnen genannt wurden. Mehres ſ. im Art. Hunnivar.

[2] Excerpta ex *Prisco Sophista*, inter Excerpta de legationibus p. 44. A. *Jordanes* (vulgo Jornandes) de reb. Geticis. Cap. 50, 52—53. *Chronicon paschale*, a mundo condito ad Heraclii Imp. ann. XX. Opus primum *Fastorum siculorum*, deinde *chronicae epitomes*, ac denique *chronici Alexandrini* nomine vulgatum, denuo editum a *Carolo du Fresne* D. *du Cange*. (Parisiis 1688.) p. 323. *Marcellinus*, Zenone et Martiano coss.

eines Kaiſers annahm. Weſſeling (zum Hierokles S. 700) will jedoch beide Orte getrennt wiſſen, denn der heil. Gregorios, Biſchof von Nazianzos, behaupte in einigen Stellen von ſich, er ſei zu Nazianzos erzogen, in andern zu Diocäſareia; ferner, er habe zu Diocäſareia Gott einen Tempel errichtet, und doch habe Gregors Vater ſchon eine Kirche zu Nazianzos erbaut; endlich in dem Brief, in welchem er für die Bewohner von Diocäſareia Fürbitte bei dem Olympius einlegt, ſpreche er nicht von ſeinen Ältern. Wie wenig Beweiskraft dieſe drei Gründe haben, leuchtet ein. Wenn Weſſeling ſich aber gezwungen ſieht anzunehmen, daß beide Orte nahe bei einander gelegen hätten, und er in dem Namen Neaneſſos bei Ptolemäos Nazianzos wiederfinden will, ſo ſtreitet dagegen überhaupt ſchon die Angabe der Entfernungen bei Ptolemäos und den Itinerarien, und dazu heißt Neaneſſos auch im itinerar. Hierosol. Momoaſſos. — 2) Ptolemäos (5, 2) führt eine Stadt Diocäſareia in Phrygien an, welche nach ſeinen Angaben keine andre Stadt als Laodikeia am Fluſſe Lykos unweit ſeiner Mündung in den Mäandros ſein kann. — 3) Nennt Ptolemäos (5, 8) auch unter den Städten des Binnenlandes vom rauhen Kilikien ein Diocäſareia, und in den Acten des chalkedonenſiſchen Conciliums kommt es ebenfalls vor, ſowie bei Hierokles (S. 709). Sie lag aber nicht weit vom Fluſſe Kalykadnos, nordweſtlich von Seleukeia. — 4) Die vierte Stadt dieſes Namens lag in Paläſtina und zwar im Bezirke des Stammes Sebulon. Sie hieß Anfangs Sephoris, war ein unbedeutender Flecken und von der Stadt Tiberias nach Euſebios 18 Millien, vom Berge Tabor zehn M. entfernt. Die erſtre Angabe trifft jedoch mit den Meſſungen, welche Seetzen angeſtellt hat, nicht ganz zuſammen, da ſich die Entfernung auf 4¾ geograph. Meilen beläuft. Von Jean d'Acre liegt es 4¼ Meilen. Durch Herodes Antipas wurde der Ort im erſten Jahre nach Chriſti Geburt zu einer bedeutenden Feſtung und zur Hauptſtadt von Galiläa gemacht, und ſie erhielt nun den Namen Diocäſareia (Joseph. A. J. 18, 2). Seitdem wuchs ſie bedeutend und es befand ſich dort eins der fünf großen Synedrien des Landes (*Jos.* A. J. 14, 5). Aber bei dem Aufſtande der Juden im Jahre 352 nach Chr. Geb., welcher wahrſcheinlich vom Magnentius erregt war, ward die Stadt von dem Cäſar Conſtantius Gallus völlig zerſtört (*Sozomen.* 4, 7). Seitdem hat ſie ſich nicht wieder gehoben, und jetzt iſt ſie ein Dorf mit dem Namen Safuri, welches durch den Umfang ſeiner Ruinen noch die vorige Größe der Stadt beweiſt.

(*L. Zander.*)

DIO CASSIUS, oder nach Andern **Cassius Dio**, mit dem Beinamen **Coccejanus** 1), geboren zu Nikäa in Bithynien 2), von Einigen ein Römer genannt, weil er als römiſcher Bürger Ehrenſtellen im Staate bekleidet hatte 3), war der Sohn des Caſſius Apronianus 4), und von Seiten ſeiner Mutter der Enkel des Redners Dio Chryſoſtomus, welcher ebenfalls den Beinamen Coccejanus führte 5). Sein Geburtsjahr iſt ungewiß; nach der wahrſcheinlichſten Rechnung aber iſt er unter der Regierung des Antoninus Pius, im J. d. St. 908, geboren 6). Als Jüngling begleitete er ſeinen Vater nach Cilicien, welche Provinz jener als kaiſerl. Legat verwaltete 7), fing dann unter Commodus ſeine öffentliche Laufbahn als Advocat und Redner an; und wurde entweder in dem letzten Lebensjahre des Kaiſers Marcus Aurelius, oder unmittelbar nach dem Tode dieſes Kaiſers in den Senat aufgenommen 8). Daß er unter Commodus Ädil und Quäſtor geweſen, zu höhern Ehrenſtellen aber nicht gelangt war, erhellt daraus, daß er von dem Nachfolger deſſelben, Pertinax, den er bei ſeinem Eintritt in den Senat (im J. d. St. 946) begrüßt hatte (Hist. p. 830. C. 1226), für das nächſte Jahr zum Prätor ernannt wurde (835. E. 1235), welche Stelle er aber, da in demſelben Jahre Pertinax und ſein Nachfolger Didius Julianus ermordet wurden, erſt unter Septimius Severus bekleidete (im J. d. St. 947) 9). Eine Schrift, die er dieſem Kaiſer überreichte, und die von den Träumen und Vorbedeutungen handelte, durch die dem Severus ſeine Erhebung auf den Thron angekündigt worden, ward von dem Kaiſer zwar mit Beifall aufgenommen, brachte ihrem Verfaſſer aber keinen weitern Vortheil, ſodaß er weder zum Conſulat erhoben, noch bei den Kriegsunternehmungen des Severus unter ſeine Begleiter aufgenommen wurde. Was hiervon die Urſache geweſen, beruht auf Vermuthung 10). Größern Antheil an dem öffentlichen Leben nahm er erſt nach Severus' Tode (im J. d. St. 964). Caracalla ordnete ihn den Senatoren zu, die den Hof auf Reiſen begleiteten, nicht, wie das Vorgeben war, um den Kaiſer zu berathen, ſondern um durch Aufwendung eignen Vermögens den Aufwand ihres ver-

---

1) Auch Coccejus, doch minder richtig. *Suid.* Den Beinamen Coccejanus ſcheint er von ſeinem mütterlichen Großvater angenommen zu haben, der ihn vielleicht dem Nerva zu Ehren geführt hat. S. *Vales.* ad Fragm. Peiresc. p. 8, 23. Ed. *Reim.* Die Caſſier ſind ein altes römiſches Geſchlecht, aus welchem Einer einem bithyniſchen Dio ſeinen Namen zugleich mit dem römiſchen Bürgerrecht ertheilt haben mag. Über die Anordnung der Namen ſ. *Nic. Carmin. Falco* in den Prolegg. zum Dio §. 8. Häufig wird unſer Caſſius blos Dio genannt; oft auch dieſer Name mit Dino verwechſelt.

2) Er ſelbſt nennt dieſe Stadt ſein Vaterland, L. 75, 15. p. 1268.

3) *Cedrenus*, p. 168, B. *Zonaras*, p. 127. C.

4) S. L. 69, 1. p. 1149, 14.

5) S. *Plin.* Epist. X, 85. (Ep. 28. ed. Gier.) *Valesius* ad Fragm. Peiresc. l. c.

6) S. *Reimarus*, De Vita et Scriptis Dionis. §. VII.

7) 69, 1. p. 1149, 14. 72, 7. p. 1208, 73. Auch Statthalter von Dalmatien war er. *Dio Cass.* 49, 36. p. 595, 87.

8) *Reimarus* l. c. §. VII.

9) In der Beſchreibung der Leichenfeier des Pertinax, B. 74, 5. S. 1245 u. 1246 ſtellt ſich Dio, als einfaches Mitglied des Senats, den Ehrenämtern (ταῖς ἀρχαῖς) entgegen. Dieſes geſchah im J. 946. Er hatte alſo ſein Ehrenamt noch nicht angetreten.

10) Dio hatte das Leben des Commodus als Augenzeuge und ohne Verhüllung geſchrieben, und Severus hatte dieſer Schrift Beifall geſchenkt. Später änderte der Kaiſer ſeine Geſinnungen in Beziehung auf dieſen Vorgänger: Sed in mutata Severi sententia de Commodo causa latet, cur is Dionem, cujus librum antea probaverat, — nullis deinde honoribus sit remuneratus. *Reimarus*, De Vita et Scr. Dionis. §. 9. p. 1536.

ſchwenderiſchen Gebieters zu decken[11]); unter Macrinus aber (im J. d. St. 971) wurde ihm, da in Pergamus Unruhen entſtanden waren, die Verwaltung dieſer Provinz übertragen, die er auch noch geraume Zeit unter Elagabalus in den Händen behielt[12]). Von Pergamus aus beſuchte er den Ort ſeiner Geburt und verfiel hier in eine Krankheit, während welcher er, wie es ſcheint (vielleicht im J. 974), zum Conſul ernannt wurde[13]). Die Ehrenämter folgten ſich jetzt, ohne Zweifel durch die Gunſt der Mutter des jungen Alexander, ſchnell auf einander. Nach ſeiner Wiederherſtellung ging er als Proconſul nach Afrika, dann als Legat nach Dalmatien; von da nach Pannonien. Die Strenge, mit welcher er hier die Mannszucht bei dem Heere gehandhabt hatte, zog ihm den Haß der Prätorianer zu, die, aus Furcht gleicher Behandlung, bei ſeiner Rückkehr nach Rom ſeinen Tod von dem Kaiſer foderten. Als Antwort auf dieſes Verlangen ernannte Alexander den wohlverdienten Greis zu ſeinem Collegen im Conſulat (im J. 982), doch mit dem Rathe, ſich der Rachſucht der Soldaten durch Entfernung aus Rom zu entziehen; worauf er eine Zeit lang in Campanien verweilte und nach der Hauptſtadt nur zurückkehrte, um wegen einer Krankheit an ſeinen Füßen die Erlaubniß auszuwirken, den Reſt ſeines Lebens in Nikäa zuzubringen[14]). Von der Zeit ſeines Todes fehlt die Kenntniß.

Außer dem großen hiſtoriſchen Werke, von welchem ſogleich die Rede ſein wird, hat Dio, wie er ſelbſt erzählt[15]), eine Schrift abgefaßt: *περὶ τῶν ὀνειράτων καὶ τῶν σημείων, δι᾽ ὧν ὁ Σεβῆρος τὴν αὐτοκράτορα ἀρχὴν ἤλπισε.* Die Überſendung dieſer Schrift erwiederte der Kaiſer mit einem ausführlichen und ehrenvollen Briefe[16]), nach deſſen Empfange Dio in derſelben Nacht durch eine göttliche Stimme aufgefodert wurde, Geſchichte zu ſchreiben. Dieſem Gebote gemäß beſchrieb er die Regierung des Commodus, und als auch dieſe Schrift des Kaiſers Beifall erhielt, beſchloß er bis auf den Anfang der Geſchichte des römiſchen Volkes zurückzugehen, und dieſem größern Werke die Regierungsgeſchichte des Commodus einzufügen. Um aber dieſen Vorſatz zur Ausführung zu bringen, mußte ein zweiter Traum und ein wiederholter Befehl der Gottheit den Zögernden antreiben[17]), der nun binnen 12 Jahren, meiſt zu Capua in der Ferne von Rom[18]), das, was er im Laufe von zehn Jahren geſammelt hatte, ausarbeitete[19]). So entſtand dieſes große Werk der römiſchen Geſchichte[20]) in 80 Büchern, und, nach dem Vorgange des Livius, in Decaden getheilt[21]), beginnend mit der Ankunft des Äneas in Latium und bis zu dem Anfange der Regierung des Kaiſers Alexander Severus fortgeführt. Die ältern Zeiten hatte er bis auf Cäſar nur kurz erzählt; ausführlich und genau aber[22]), was er ſelbſt geſehen und erlebt hatte, alſo vornehmlich die Regierungszeiten des Commodus bis zur Ermordung des Elagabalus. Jenes Schickſal aber, welches ſo viele der umfaſſendern Werke des Alterthums betroffen hat, hat auch über der römiſchen Geſchichte Dions gewaltet. Die erſten 35 Bücher, alſo die Begebenheiten Roms bis zu den Feldzügen des Lucullus im J. d. St. 685, ſind bis auf einzelne Bruchſtücke verloren gegangen, und in ihnen ohne Zweifel Vieles, was aus ältern, damals noch zugänglichen, Quellen geſchöpft, weder bei dem Livius, noch bei dem Dionyſius gefunden wird[23]); dann auch das Ende des Werkes vom 55. Buch an bis zum Ende (vom J. d. St. 744 — 975), folglich jener wichtige Theil der Geſchichte, deren Zeuge Dio geweſen, oder die er aus dem Munde von Zeitgenoſſen und ſichern Überlieferungen berichtigen konnte. Erhalten iſt von Dions eigner Hand, außer dem verſtümmelten 35. oder 36. Buche, das 37. bis zum 54., in denen die Geſchichte von den Kriegen mit Mithridates bis zum Tode des Agrippa (vom J. d. St. 689—744) geht, und auch dieſe nicht ohne größere und kleinere Lücken. Was indeß ein unglücklicher Zufall zu Grunde gerichtet hat, iſt durch einen andern Zufall einigermaßen erſetzt worden. Johannes Xiphilinus, ein Geiſtlicher des 11. Jahrh., und Zeitgenoſſe des Kaiſers Michael Dukas, veranſtaltete aus einer im Anfang und der Mitte verſtümmelten Handſchrift einen Auszug, von dem 35. Buch an bis zum Ende; und wenig ſpäter that ein andrer Gelehrter Conſtantinopels, Johannes Zonaras, ein Gleiches, indem er in ſeinen, aus mannichfaltigen Quellen zuſammengeſetzten Annalen, von der Erſchaffung der Welt an bis auf den Tod des Kaiſers Alexius (1118), die Geſchichte der Kaiſer von Cäſar bis auf Alexander Severus einzig aus Dio ſchöpfte. Außerdem hat ſich vom 60. bis zum 80. Buch ein Auszug eines Unbekannten[24]), und in einigen Capiteln der viel umfaſſenden Collectaneen des

---

[11] *Dio* LXXVII. c. 9, 10. p. 1294, 1295.
[12] *Dio* LXXIX, 18. p. 1366, 29.
[13] *Reimarus* l. c. §. 13. p. 1537.
[14] Dieſes Alles wird ſummariſch erzählt B. 80. Cap. 1, 4 u. 5. S. 1368, 1371.
[15] *Dio* LXXII. c. 23. p. 1223. Worin dieſe Vorbedeutungen beſtanden, iſt aus B. 73. Cap. 3. S. 1243 zu ſehen. Severus ſelbſt hatte ſie in ſeinem Leben aufgezeichnet und auf Gemälden abbilden laſſen. S. *Herodian.* II, 9, 4.
[16] *Πολλά μοι καὶ καλὰ ἀντεπέστειλε.*
[17] Über die gemuthmaßten Urſachen der Zögerung ſ. *Reimarus*, De Vit. et Scr. Dionis. §. 9.
[18] *Dio* LXXVI. c. 2. p. 1272. 40.
[19] *Dio* LXXII, 23. p. 1223 sq.
[20] *Ῥωμαϊκὴ ἱστορία* oder *Ῥωμαϊκαὶ ἱστορίαι. Suid.*
[21] *Διαιροῦνται δὲ κατὰ δεκάδας. Suid.* 1. p. 607.
[22] *Dio.* LXXII, 18. p. 1219: *πάντα τὰ ἐπ᾽ ἐμοῦ πραχθέντα καὶ λεπτουργήσω καὶ λεπτολογήσω μᾶλλον ἢ τὰ πρότερα.*
[23] In dem Prooemio, von dem ſich Einiges bei Angelo Majo in der Nova Collectio Script. vet. T. II. p. 135 erhalten hat, ſagt Dio: Er habe wol Alles geleſen, was zur römiſchen Geſchichte gehöre, aber nicht Alles niedergeſchrieben, ſondern mit Auswahl. Vergl. Niebuhr, Römiſche Geſchichte. 2. Thl. S. 12.
[24] Dieſen Auszug gab J. Leunclav. unter dem Titel: Excerpta Theodosii cujusdam graeci hominis e Dione, als ein Auctarium, quo priores editiones superaret; und in der That hat der Cod. Frid. Sylburg. *Θεοδόσιος ὁ μικρὸς ἐρανίσας ταῦτα.* Aber dieſer Theodoſius, ſowie Johannes Conſtantinopolit., dem andre Handſchriften dieſe Excerpte beilegen, ſcheint nur der Librarius zu ſein. Auch enthalten ſie nichts, was nicht ſchon in den von Fulv. Urſinus herausgegebnen Excerptis de Legationibus befindlich wäre. S. *Reimar.* Praef. ad Dion. T. I. §. 8. und im Apparat. crit. T. II. p. 1543. *Schweighäuser*, Praef. ad Polyb. T. II. p. XVIII sq.

Conſtantinus Porphyrogeneta eine Anzahl von Fragmenten Dions erhalten, die zu verſchiednen Zeiten und noch vor Kurzem neue Vermehrungen erhalten haben[25]). Aber auch nach der mühſamen Zuſammenfügung ſo vieler einzelnen Scherben iſt das ganze mangelhaft und in hohem Grade der gleichförmigen Politur ermangelnd, die ihm Dio zu geben geſucht hatte. Auch iſt eine große Lücke im 55. Buche, durch die ein Zeitraum von zehn Jahren verſchlungen worden[26]), unausgefüllt geblieben. Dieſe Verſtümmelungen ſind alt. Denn außer dem Verluſte der alten Geſchichte in der erſten Hälfte des Werkes beklagt Xiphilinus, daß in ſeiner Handſchrift das Leben des Antoninus Pius fehle. Auch in der Handſchrift, deren ſich Zonaras bediente, war es nicht vorhanden[27]).

Ob wir nun gleich von dem wichtigſten Theile des Werkes, von der Geſchichte des kaiſerlichen Roms, nur einen Auszug beſitzen, der uns nicht erlaubt, über den Geiſt abzuſprechen, mit dem Dio das Selbſterlebte aufgefaßt und dargeſtellt habe, ſo bietet es uns doch auch in dieſer unvollkommenen Geſtalt einen Reichthum höchſt ſchätzbarer Nachrichten dar. Viele Begebenheiten, Vieles über die öffentlichen Einrichtungen und das Leben der Römer, wie es ſich unter den Kaiſern geſtaltet hatte, würde uns ohne dieſe Überreſte unbekannt geblieben ſein[28]). Von den Irrthümern, die ihm in Rückſicht auf die Zeitrechnung oder wegen Verwechſelung verſchiedenartiger Perſonen zur Laſt gelegt werden, iſt es nicht erwieſen, daß ſie alle auf ſeine Rechnung fallen; mehre können von den Epitomatoren verſchuldet worden ſein, die ihn, wie ſich aus einigen Stellen darthun läßt, das Gegentheil von dem, was er gemeint und geſchrieben hat, ſagen laſſen[29]). Auch Unkunde des Kriegsweſens wird ihm vorgeworfen[30]), und, was mehr als jenes in die Augen fällt, ein Hang zum Wunderglauben[31]), den er mit ſeinem Zeitalter theilte. Schwerer als alles dieſes laſtet auf ihm der Vorwurf kleinlicher Misgunſt gegen große Namen, und knechtiſcher Geſinnungen; wie er denn nichts unterlaſſe, einen Brutus und Caſſius herabzuwürdigen, den Cicero mit Schmähungen zu bedecken[32]), und die Weisheit des Seneca dem Spotte Preis zu geben. Man nimmt an, daß ihn hierbei zunächſt unbedingte Vorliebe für die monarchiſche Verfaſſung und niedrige Schmeichelei zur Befleckung jeder höhern republikaniſchen Tugend verleitet habe; in Beziehung auf Cicero insbeſondre aber Eiferſucht und Neid[33]). Eine Eiferſucht gegen ein Talent geübt, das zwei Jahrhunderte früher unter den verſchiedenſten Umſtänden geglänzt, aber ſchon ſeit geraumer Zeit einer andern Gattung von Beredſamkeit Platz gemacht hatte, wäre eine ſo außerordentliche Erſcheinung, daß ſie, ſtatt etwas zu erklären, ſelbſt einer neuen Erklärung bedürfen möchte. Daß nicht alle Stimmen des Alterthums günſtig für Cicero waren, erhellt ſchon aus des milden Plutarchs Leben von ihm, und es wäre das größte Wunder, wenn die bewegte Zeit, der er angehörte, den Charakter eines ſo hoch geſtellten Mannes nicht herabzuwürdigen gewußt hätte. Iſt alſo auch des Calenus Rede der Form nach Dions Werk, ſo iſt doch ganz und gar nicht zu glauben, daß auch die Thatſachen, welche ſie enthält, von ihm erfunden worden, um ſeinem Zorne gegen den beredten Vertheidiger der alten Verfaſſung und einer abgeſchmackten Eiferſucht gegen ein überlegnes Talent Luft zu machen. Wir müſſen alſo, wollen wir nicht ungerecht ſein, auch hier annehmen, daß ihm Quellen vorgelegen, bei deren Gebrauch ihn ſein Urtheil getäuſcht haben kann, nicht aber ihn als einen Verleumder oder, mit Shaftesbury[34]), als einen gemeinſamen Feind

---

25) Das Capitel de Legationibus gab Fulv. Urſinus (Antwerpen 1582. 4.) heraus, worin ſich aus Dio's Geſchichtswerken 82 Fragmente befinden, die in der Wechelſchen Ausgabe (Hanov. 1606. Fol.) wiederholt ſind. Ein Theil derſelben iſt aus den verlornen 34 erſten, die übrigen aus dem 55. und folgenden Büchern genommen; endlich ſind auch Bruchſtücke der drei letzten Bücher aus einer vaticaniſchen Handſchrift hinzugefügt, von welcher *Reimarus* T. II. p. 1546 ein Facſimile gegeben hat. Aus dem Capitel de Virtutibus et Vitiis gab Heinr. Valeſius die in dem Cod. Peiresciano erhaltnen Fragmente (Paris 1634. 4.) heraus, denen er noch andre aus dem Zonaras, Cedrenus, Tzetza und Suidas beifügte. Endlich gab Angelo Mai in der Nova Collectio Scriptorum vett. T. II. p. 135—233 und 527—750 aus mehren Handſchriften der vatic. Bibl. eine Anzahl von Stellen heraus, die aus dem Capitel de Sententiis gezogen ſind. Mehre Lücken des gedruckten Textes wurden aus einer florentiniſchen Handſchrift durch Jacob Gronovius ausgefüllt in den Supplementis lacunarum in Aenea Tactico, Dione Cassio et Arriano. (Lugd. Bat. 1675.)

26) Dieſe Lücke wurde zuerſt von Xylander, dann von *Casaubonus* adv. Baron. Exerc. III. p. 138 bemerkt.

27) S. *Vales.* und *Reimarus* ad Dion. LXX, 1. p. 1171.

28) Nihil pene nos fugeret in rebus Romanis (tanta diligentia et accuratio fuit) si scriptor ille totus extaret. *Lipsius*, De Magnit. Rom. III, 13.

29) S. *Reimarus*, De Vit. et Script. Dion. §. 22.

30) Equidem rideam an indigner nescio, quoties apud Dionem Pharsalicae aut Philippicae aut similium pugnarum descriptiones lego: in quibus eloquentiae plurimum, bellicae vero artis et tacticae peritiam nullam animadverto. *Casaub.*, Praef. ad Polyb. T. VIII, 2. p. XXXIV. ed. *Schw.* Aber auch dem Livius wirft eben dieſer Gelehrte hier und da Tacticae imperitiam vor p. XLV.

31) Was wir oben aus ſeinem Leben und ſeinen eignen Erzählungen angeführt haben, beweiſt zur Genüge, daß ihm Träume und Vorbedeutungen mehr waren als bloße hiſtoriſche Notizen, wie Livius dergleichen zu nehmen ſcheint, den doch Caſaubonus a. a. O. S. XLV ebenfalls tadelt, quod tam frequens sit apud eum et tam accurata portentorum enumeratio.

32) Vornehmlich in der dem Tribun Calenus Fuſius in den Mund gelegten Invective. Dio, 46. B. Cap. 1—28, die aller Wahrſcheinlichkeit nach das eigne Werk des Geſchichtſchreibers iſt.

33) So urtheilt Middleton in der Vorrede zu der Lebensbeſchreibung Cicero's, und mit ihm de Moulines (Mémoires de l' Académie des Sciences de Berlin an. 1790, 1791. p. 495), wenn er ſagt: un second motif qui animait encore l'historien Grec, c'était la jalousie, et la plus terrible de toutes, la jalousie de métier. Dion était entré dans la carrière du barreau; il y avait sans doute éprouvé combien il était difficile d'acquérir de la reputation dans un genre que l'Orateur Romain avait porté au plus haut dégré de la perfection etc.

34) Characteristicks T. III. p. 20. Ed. Bas., wo es in Beziehung auf Seneca heißt: What has been delivered down to his prejudice, is by the common enemy of all the free and generous Romans, that apish shallow historian and court-flatterer, Dion Cassius of a low age, when barbarism (as may be easily seen in his own work) came on apace etc. Gegen dieſe und ähnliche leidenſchaftliche Anklagen nimmt Penzel, ſelbſt nicht ohne Leidenſchaft, den Geſchichtſchrei-

aller freigeſinnten und edeln Römer brandmarken. Daß er die Wahrheit gefliſſentlich verletzt habe, kann nicht nachgewieſen werden; das Urtheil aber über die Richtigkeit ſeiner Anſichten wird beim Mangel vorliegender Acten unentſchieden bleiben[35]) müſſen.

Über Dions Styl und Vortrag urtheilt Photius (Biblioth. nr. 71. p. 35. ed. B.), er habe eine großen Begebenheiten angemeſſene Würde und Alterthümlichkeit in den Wortfügungen und Ausdrücken. In den Reden ſei er vortrefflich und ein Nachahmer des Thucydides, außer daß er mehr auf Klarheit ſehe; auch in andern Dingen ſei jener Attiker ſein Muſter. So weit aber das Zeitalter des Thucydides von dem Zeitalter Dions entfernt lag, ſo groß iſt auch der Unterſchied des Geiſtes ihrer Beredſamkeit, und die Verwandtſchaft beider Geſchichtſchreiber beſchränkt ſich auf Äußerliches, auf den Gebrauch von Wörtern und Redensarten[36]). Hierin aber iſt ihm auch oft Demoſthenes Vorbild und andre Attiker, denen nachzueifern er in den Schulen der Redner angewieſen worden war.

Ehe der Text der Überbleibſel Dions an das Licht trat, wurden ſie durch die italieniſche Überſetzung des Nicol. Leonicenus (Venedig, 1526) bekannt. Erſt 20 Jahre nachher gab Robertus Stephanus das 35. bis zum 58. (60.) Buche (Paris 1548. Fol.) aus einem einzigen, häufig verdorbenen und lückenhaften Codex heraus. Dieſe Ausgabe wiederholte, mit vielen Verbeſſerungen, aber ohne Zuziehung neuer Hülfsmittel, Henricus Stephanus (Genf 1591. Fol.) mit Beifügung der lateiniſchen Überſetzung Xylanders (Baſel 1558. Fol. Leyden 1559.), die, bei vielen Fehlern, zahlreiche Verbeſſerungen darbot[37]). Anmerkungen aber, obgleich verſprochen, blieben aus[38]). Schon im folgenden Jahre (Frankf. 1592.) gab Jo. Leunclau den Text des Dio (vom 36. bis 60. Buche) nebſt Xylanders verbeſſerter Überſetzung heraus, fügte aber vom 61. bis 80. Buche Xiphilins Epitome aus Blancus' Überſetzung, und die griechiſche Epitome des Ungenannten (fälſchlich Theodosius parvus genannt) von denſelben Büchern hinzu[39]). Dieſelbe Ausgabe wurde, nach dem Tode des Herausgebers, in einem nachläſſigen Druck, aber mit einigen Vermehrungen (Hanov. 1606. Fol.) wiederholt, und war länger als ein Jahrhundert die einzige, welche im Gebrauche war. Große aber eitle Hoffnung der Wiederherſtellung des vollſtändigen Dio erregte im Anfange des verfloſſenen Jahrhunderts der neapolitaniſche Metropolitan Nicol. Carmin. Falconi zuerſt durch eine Ausgabe des 78. 79. und 80. Buches, die auf dem Titel reperti et restituti studio suo (Romae 1724. 4.) heißen, nichts aber darboten, was nicht ſchon aus den oben von uns erwähnten **Excerptis de Legationibus** des **Fulvius Ursinus**, den **Fragmentis Peirescianis** von Valeſius und der Epitome des Xiphilinus bekannt war; dann mit noch prahlhafterm Titel: **Q. Cassii Dionis Coccejani Romanae Historiae Tomus I.** continens priores libros viginti et unum — nunc primum detectos, restitutos concinnatosque (Neapoli 1747. Fol.). In dieſem Bande, dem kein zweiter gefolgt iſt, hat er, ausgehend von der durch Valeſius fälſchlich angeregten Meinung, daß Dio bisweilen die Lebensbeſchreibungen Plutarchs wörtlich ausgeſchrieben, nach einer Einleitung von Roms älteſter Geſchichte, aus dem Dionys von Halikarnaſſus, dem Zonaras und Tzetza, vornehmlich aber aus Plutarch, ein Werk zuſammengeſetzt, das für die wahrhafte und wiederhergeſtellte Geſchichte des Dio gelten ſollte[40]). Um dieſelbe Zeit arbeitete J. A. Fabricius einen Commentar über den echten Dio aus, welcher nach dem Tode des unermüdlichen Mannes (1736), in die Hände ſeines Schwiegerſohnes, Herm. Sam. Reimarus, kam. Dieſer, die gelehrte Vorarbeit benutzend, verſchaffte ſich, da der Text bisher immer nur auf die eine Handſchrift des Rob. Stephanus gegründet worden, Vergleichungen mehrer guten Manuſcripte, durch die er den Text an mehren Stellen verbeſſerte und ergänzte; ordnete die bis dahin aufgefundnen Fragmente und ſchaltete ſie an die gehörige Stelle ein; verbeſſerte die lateiniſche Überſetzung, und ergänzte die Anmerkungen von Fabricius. Auch handſchriftlich mitgetheilte Verbeſſe-

---

ber in der Vorrede zu ſeiner überſetzung, S. 32 fg. in Schutz, wo er dagegen Bewers Urtheil für wahr erklärt, welcher in der History of the legal Policy of the Roman state den Dio einen very discerning, very faithful, well informed, judicious and candid author nennt. Hierbei aber wird man doch zugeſtehen müſſen, daß es ihm, ſowie ſeiner Zeit überhaupt, an dem Sinne für alten römiſchen und republicaniſchen Geiſt gemangelt habe, den wir an Livius und Tacitus bewundern.

35) Dio ſelbſt betheuerte die auf Erforſchung des Wahren gewendete Sorgfalt an mehren Stellen. In der Einleitung zu ſeinem Werke (Nova Coll. Scriptt. vett. T. II. p. 135) ſagt er, er habe alles ſeinen Forſchungen gemäß geſchrieben, und man ſolle nicht glauben, daß, weil er ſich um Schönheit des Ausdrucks bemüht habe, die Wahrheit von ihm vernachläſſigt worden ſei; er habe nach beidem geſtrebt: *ἀμφότερα ὁμοίως ἀκριβῶσαι ἐσπούδασα.* 36) Dio Cassius pariter ac Dionysius sexcentis in locis Thucydidem imitatus est. Non quidem in argumenti tractatione — in ea enim quantum distat ab illo! — neque in universo sermonis colore, sed singulis in verbis, dictionibus, constructionibus, sententiis, descriptionibus. *Poppo*, Prolegg. ad Thucyd. p. 364. Vergl. Ebendaſ. II. §. 19. S. 240 fg. 37) Xylander, damals ein 25jähriger Jüngling, ſchreibt in der Vorrede lucubrationem Dioniam et alias non a fama, sed fame sibi extortas et praecipitatas esse. Zugleich mit der lateiniſchen überſetzung ſollte auch der griechiſche Text abgedruckt werden. Weshalb dies unterblieben, iſt unbekannt. 38) In der Histoire litéraire de Lyon von Domin. de Colonia p. 760 wird ein der öffentlichen Bibliothek zu Lyon gehöriges Exemplar des Dio erwähnt, deſſen Ränder mit zahlreichen Anmerkungen von Stephanus' Hand beſchrieben waren.

39) Sehr hart urtheilt Caſaubonus über Leunclavs Arbeit (Epiſt. 994): non queo dissimulare, virum eruditissimum sic esse versatum in eo auctore, ut Leunclavium equidem non agnoscam; ita multa foeda, crassa, ingentia hominis peccata; jures, si illum aliunde non noris, neque linguae graecae neque latinae, neque historiae Romanae neque Juris ullam *λόγου ἀξίαν* habuisse eum cognitionem. S. *Reimarus*, Praef. ad Tom. I. p. XVIII. 40) S. hierüber *Reimarus*, Praefat. ad Tom. I. §. 12. p. XIX sq. und Tre lettere di Scipione Maffei, la prima sopra il primo Tomo di Dione nuovamente venuto in luce. (Verona 1748. 4.), abgedruckt in Ausg. von Reimarus, 2. Thl. S. 1549 fg.

rungen von Reiske, und was aus gedruckten Schriften dem Werke Dions nützlich war, wurde beigefügt. So reichlich durch innern Gehalt und nicht weniger durch äußere Schönheit würdig ausgeſtattet, erſchien dieſe Ausgabe in zwei Bänden (Hamb. 1750 u. 1752. Fol.) fürs Erſte jedes gelehrte Bedürfniß befriedigend, daher auch geraume Zeit verging, ohne daß weiter etwas Namhaftes für Dio geſchah, bis im J. 1798 Jac. Morelli einige nicht unbedeutende Fragmente aus einer Handſchrift der St. Marcus-Bibliothek an das Licht ſtellte[41]). Dieſe Fragmente haben in dem von G. H. Schäfer beſorgten Abdrucke des Dio (Leipzig 4 Bde.) ihre gehörige Stelle erhalten; ſowie auch in der neuſten Ausgabe von Fr. Wilh. Sturz (Leipz. 1824. 8 Bde.), welche in gefälliger Form, außer dem vollſtändigen Inhalte der Reimar. Ausgabe, vieles Neue theils aus handſchriftlichen Quellen, theils aus dem Schatze der eignen Gelehrſamkeit des Herausgebers enthält[42]). Bemerkung verdienen die teutſchen Überſetzungen von Wagner, Lorenz, Tafel und Penzel, von denen die letzte, bei vielen Sonderbarkeiten, durch den Reichthum der Sachanmerkungen, die ſie enthält, brauchbar und beachtungswerth wird.

Außer den ſchon erwähnten Werken legt Suidas dem Dio noch einige andre Schriften bei, als *κατὰ τὸν Τραϊανόν*, *Περσικά*, *Γετικά* und *Ἐνόδια*, die vielleicht aber dem Dio Chryſoſtomus angehören. (*F. Jacobs.*)

DIOCLEA. Unter dieſem Namen haben Kunth und K. Sprengel faſt zu gleicher Zeit zwei von einander ſehr verſchiedne Pflanzengattungen zu Ehren des berühmten alten Arztes Diokles von Karyſtus (ſ. d. A.) aufgeſtellt. Da die Kunthſche Gattung die Priorität einiger Monate für ſich hat, ſo iſt ſie unter dem urſprünglichen Namen beizubehalten und der von Sprengel ſubſtituirte Name **Hymenospron** (Hauthülſe) einer neuen Leguminoſengattung zu ertheilen. **Dioclea** *Kunth* gehört zu der letzten Ordnung (**Decandria**) der 17. Linné'ſchen Claſſe und zu der Gruppe der Phaſeoleen der natürlichen Familie der Leguminoſen. Char. Der Kelch mit Stützblättchen verſehen, halbviertheilig, mit langzugeſpitzten Fetzen, von denen die beiden ſeitlichen ſchmaler ſind; der Corollenwimpel umgekehrt eiförmig-ablang, zurückgeſchlagen; die Narbe keulenförmig; unterhalb des Fruchtknotens ein dieſen umfaſſendes becherförmiges Häutchen; die vielſamige, ſchmalgedrückte, linienförmige, an beiden Enden zugeſpitzte Hülſenfrucht iſt auf der Nahtſeite mit zwei häutigen Rändern verſehen; die Keimöffnung der Samen linienförmig. Die nahe verwandte Gattung **Dolichos** unterſcheidet ſich durch fünf Kelchabſchnitte, von denen die beiden obern nur an der Baſis mit einander verwachſen ſind, durch ſchwieligen Corollenwimpel und durch ungeflügelte Hülſenfrucht. Die vier bekannten Arten ſind, als Schlingſträucher mit gedreiten Blättern, langen, in den Blattachſeln ſtehenden Blüthentrauben und rothen Blumen, im tropiſchen Amerika einheimiſch. 1) **D. Jacquiniana** *Candolle* (Prodrom. II. p. 403, **Dolichos ruber** *Jaquin* amer. p. 204. t. 123, **Hymenospron rubrum** *Spreng.* cur. post p. 283.) in den Wäldern der Inſel Martinique; 2) **D. sericea** *Kunth* (*Humboldt*, *Bonpland* et *Kunth* nov. gen. VI. p. 437. t. 576, **Hymenospron sericeum** *Spr.* l. c.) bei Honda in Neugranada; 3) **D. apurensis** *Kunth* (l. c. p. 438, **Hymenospron apurense** *Spr.* l. c.) am Orinoko, wo dieſer den Apure aufnimmt; und 4) die zweifelhafte **D. mollis** *Cand.* (l. c., **Dolichos mollis** *Jacquin* fragm. p. 60. t. 88), deren Vaterland unbekannt iſt, mit gelben Blumen.

Die Gattung **Dioclea** *Spreng.*, für welche ich den Namen **Leucochaeta**, λευκὸς weiß, χαίτη Borſte) vorſchlage, gehört zu der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und zu der natürlichen Familie der Aſperifolien (Borragineen). Char. Der Kelch fünftheilig; die Corolle trichterförmig, zottig, mit ſchmaler, langer Röhre und offenſtehendem, fünflappigem Saume; die Staubfäden mit der Corolle von gleicher Länge; die Antheren ablang; der Griffel oberhalb geſpalten mit knopfförmigen Narben; die Nüſſe pyramidaliſch, an der Baſis mit Grübchen. Die am nächſten verwandte Gattung **Lycopsis** unterſcheidet ſich durch aufgeblaſene Fruchtkelche, kurze Corollenröhre, deren Rachen mit Barthaaren beſetzt iſt, faſt ungeſtielte Antheren, und ungetheilten Griffel mit zweilappiger Narbe; **Anchusa** außerdem durch gewölbte Schüppchen, welche den Corollenrachen verſchließen. Die einzige bekannte Art, **Leucochaeta hispidissima** * (**Dioclea** *Spr.* syst. I. p. 556, **Anchusa asperrima** *Delile* déscr. de l'ég., illustr. p. 7, **Anchusa hispidissima** *Sieber* herb. aeg.), iſt ein fußhohes, ſehr äſtiges, einjähriges Kraut mit lanzettförmigen Blättern, blattreichen Blüthenähren und gelblich-weißen Corollen, welche dreimal länger ſind, als die Kelche. Dieſe Pflanze, welche Delile und Sieber in Ägypten (bei Abukir und Woadi-Gamuhs) gefunden haben, iſt, mit Ausnahme der rothfärbenden Wurzel und der Corollen dicht mit weißen Wärzchen, aus denen weiße Borſten hervorkommen, beſetzt; ſie gleicht im Ausſehen der gemeinen teutſchen Acker-Ochſenzunge (**Anchusa arvensis** *Marsch. Bieb.*). (*A. Sprengel.*)

DIOCLEAS, Prieſter zu Dioklea, oder Doklea (*Δόκλεα*, nach Ptolemäus) in dem alten Illyrikum, der, in ſeinem hohen Alter, von ſeinen Freunden dazu aufgefodert, aus ſlawiſchen Werken eine kurze Geſchichte der Slawen in lateiniſcher Sprache compilirte, die der be-

---

41) *Dionis Cassii* Historiarum Romanarum Fragmenta cum novis earundem lectionibus a Jac. Morellio - nunc primum edita. (Bassani 1798.) Die Handſchrift iſt ans dem 11. Jahrhunderte. Das eine der von M. aufgefundnen Fragmente gehört in die Lücke des 55. Buches, p. 781. ed. R.; das andre in das 56. Buch, p. 815. Die ausgehobenen Lesarten gehen über das 44. bis 60. Buch. S. *Chardon de la Rochette*, Magas. encl. IV. Ann. (1798) T. I. p. 304 sq. und p. 499 sq. Ein Abdruck dieſer Fragmente mit den Zugaben des Herausgebers im Formate der hamburger Ausgabe beſorgte J. J. Delance (Paris 1800. Fol.) castigatius, formaque majori, ad Reimarianam editionem accommodata. S. Magas. encycl. VI. Ann. (1801.) Tome VI. p. 287.

42) Eine genaue Inhaltsanzeige dieſer Ausgabe ſ. in Beck, Allgem. Repert. 2. Bd. S. 81 fg.

rühmte Matthias Beel dem dritten Bande der Schwandtneriſchen Sammlung der **Scriptores Rerum Hungaricarum** (p. 476 fg.) einverleibt hat. Dieſe Geſchichte der Slawen enthält viele Irrthümer, die aber mehr den benutzten, zum Theil unlautern Quellen, als dem Diokleas zur Laſt fallen *). (*Rumy.*)

DIOCLETIANUS (Cajus Valerius), einer der berühmtern und durch ſein Schickſal wie durch ſeine Thaten ausgezeichneter römiſcher Kaiſer, war im J. 245 in der Stadt Deoclea in Illyrien geboren. Sein Vater war ein Sklave des Senators Anulinus, wurde aber freigelaſſen und bekleidete dann das Amt eines öffentlichen Schreibers. Den Namen Diocletian legte ſich der junge Freigelaſſene erſt, als er angeſehene öffentliche Ämter bekleidete, nach ſeiner Geburtsſtadt bei, um den noch fehlenden Familiennamen zu erſetzen. Ausgeſtattet mit vorzüglichen geiſtigen Anlagen wählte Diocletian den Kriegsdienſt zu ſeinem Beruf, um durch ihn ſich eine glänzende Laufbahn zu eröffnen. Das gelang ihm mehr noch durch Scharfſinn, Klugheit und Entſchloſſenheit, als durch Tapferkeit, woran es ihm übrigens auch nicht fehlte. Unter Probus erhielt er den Heeresbefehl in Möſien, und deſſen Nachfolger Carus erhob ihn zum Befehlshaber der Leibwache; auch wurde er zum Conſul ernannt. Vielleicht trug der Aberglaube dazu bei, ſeine Gelangung zum Kaiſerthrone zu beſchleunigen. Als er ſich mit dem Heer in Gallien befand, wurde ihm geweiſſagt, daß er durch Erlegung eines wilden Schweines (Aper) den Kaiſerthron gewinnen würde, und von da an war die wilde Schweinsjagd ſeine liebſte Beſchäftigung. Darauf zog er mit dem Kaiſer Carus, der ſeine beiden Söhne Carinus und Numerianus zu Cäſarn erhoben hatte, gegen die Perſer. Carus wurde im J. 284 vom Blitz erſchlagen, ſein Sohn Numerianus, der den Vater auf dem Feldzuge begleitet hatte, ein Jüngling, deſſen glänzende Eigenſchaften zu großen Hoffnungen berechtigten, von ſeinem Schwiegervater, dem prätoriſchen Präfecten Arrius Aper, der ſelbſt Kaiſer zu werden hoffte, heimlich ermordet, und nun mahnte der Aberglaube den Diocletian, ſich ſelbſt um den Purpur zu bewerben. Er beſchwor vor dem verſammelten Heere ſeine Unſchuld an der Ermordung des Numerian, und da grade Aper zugegen war, erſtach er dieſen, der Weiſſagung eingedenk, mit eigner Hand, worauf das Heer ihn zum Kaiſer ausrief [1]. Nun ging er mit ſeinen Legionen in Eilmärſchen nach Europa, um den Carinus, der ſich durch ſeine Laſter allgemein verhaßt gemacht hatte, zu entthronen. Im Frühlinge des Jahres 285 trafen die Heere der beiden Nebenbuhler bei Margus, einer in Möſien unfern der Donau gelegnen Stadt, auf einander. Diocletians Heer, weniger zahlreich als das ſeines Gegners und von der Beſchwerlichkeit eines langen Marſches erſchöpft, war nahe daran, im Kampfe zu unterliegen, als ein großer Theil der Krieger des Carinus von ihm abfiel und er ſelbſt von einem Tribun, deſſen Frau er verführt hatte, ermordet wurde [2]. Nunmehr war Diocletian unbeſtrittener Alleinherrſcher des römiſchen Reiches. Die Eigenſchaften dieſes Kaiſers rechtfertigten ſeine Erhebung und den allgemeinen Beifall, den ſie erhielt. Fehlte ihm auch der Ehrgeiz des Eroberers, ſo beſaß er doch Muth und kriegeriſche Erfahrung genug, um das Reich gegen die Angriffe auswärtiger Feinde zu ſichern und die Achtung der römiſchen Waffenmacht zu erhalten. Sein Sinn war mehr auf das Nützliche, als auf das Glänzende gerichtet. Ausgerüſtet mit einem großen Schatze von Welt- und Menſchenkenntniß und begabt mit der Gewandtheit, ſie zu benutzen, dabei thätig und die öffentlichen Geſchäfte mehr wie eine Luſt als wie eine Laſt betrachtend, war er Selbſtbeherrſcher im eigentlichen Sinne des Wortes. Er war in gleichem Grade mild und ſtrenge, ſparſam und freigebig, offenherzig und verſchloſſen, ſtets den Umſtänden angemeſſen und ein Meiſter in der Kunſt, ſeine Leidenſchaften zu beherrſchen. Nach dem Sieg über den Carinus gab er ein bei den Imperatoren ſelten vorkommendes Beiſpiel von Mäßigung und Milde, indem er weder Todesſtrafe noch Verbannungen über die Anhänger ſeines Gegners verhängte, alle brauchbare Diener deſſelben ſogar in ihren Ämtern ließ und den befreundeten Rathgeber ſeiner Vorgänger, Ariſtobulus, ſelbſt zu ſeinem vertrauten Rathe machte. Kaum hatte er ſich auf dem Throne befeſtigt, als er im J. 286 ſeinen Freund und Kampfgefährten Maximian zum Mitregenten Anfangs nur mit dem Titel Cäſar, bald darauf mit Rang und Machtvollkommenheit eines Auguſtus annahm. Maximian, ein rauher, ungebildeter Feldherr von erprobter Tapferkeit, war durch ſeine kriegeriſchen Eigenſchaften eine feſte Schutzwehr des Reiches und folgte dem Willen Diocletians unbedingt, wiewol dieſer, da er ſeinem Mitregenten gleiche Rechte mit ſich eingeräumt hatte, ſeine Befehle nur in der Form von Wünſchen und Rathſchlägen ertheilte. Nicht ohne Bezug auf ihr Verhältniß nahmen beide Kaiſer Beinamen an; Diocletian nannte ſich Jovius, Maximian Herculius. Erſtrer benutzte liſtig die Ergebenheit ſeines Mitkaiſers gegen ihn, um demſelben alle ſtrenge und verhaßten Maßregeln zu überlaſſen, wodurch er ſich den Ruf der Güte und Milde bewahrte. Schon im Jahre nach ſeiner Erhebung mußte Maximian nach Gallien aufbrechen, um einen gefährlichen Aufruhr der dortigen leibeignen Landbauer, Bagauden genannt, zu dämpfen. Kaum war er damit zu Stande, als in Britannien ſich der Feldherr Carauſius empörte und den Kaiſertitel annahm. Bei ſeiner Überlegenheit zur See, da er ſich der Flotte und des Hafens von Boulogne bemächtigt, gelang es ihm während eines zweijährigen Krieges ſich gegen Maximian zu behaupten, und Diocletian erkannte ihn 289 als Mitkaiſer an und ließ ihn im Beſitz von Britannien. Darauf wurde aber das römiſche Reich von mehren Seiten angefallen und beunruhigt. In Afrika ergriffen die Quinquegentianer, fünf mauriſche Völkerſchaften zu den Waffen, und in Karthago warf Julian ſich zum Kaiſer auf; in Ägypten trat Achilleus als Lenker einer gefährlichen Empörung auf, im Morgenlande griff Narſes die Römer an und an der Donau beunruhigten die germaniſchen und ſarmatiſchen Barbarenvölker die Grenzen des Reichs. Diocletian hatte zwar die Grenzen ſoviel als möglich durch Lager und Befeſtigungswerke ſichern laſſen, doch da dieſe nicht hinreichten, den Frieden zu erhalten, ſo beſchloß er ſeine Macht mit noch mehren Mitregenten zu theilen und ernannte zuvörderſt den bisherigen Cäſar Maximian zum Auguſtus, darauf aber für jeden von ihnen einen Gehülfen als Cäſar. Für ſich wählte er den Galerius, für Maximian den Conſtantius Chlorus, beide Feldherren von unbezweifelter Tapferkeit und Einſicht. Obgleich das römiſche Reich noch immer ein ungetrenntes Ganzes blieb, ſo theilten ſich doch die vier Kaiſer in die Verwaltung der Provinzen. Diocletian behielt Thracien, Aſien und Ägypten, Maximian Italien und Afrika, Galerius übernahm Illyrien und alle längs der Donau gelegnen Provinzen, Conſtantius aber Spanien, Gallien und Britannien, letztres damals und bis 294 noch in der Gewalt des Carauſius. Den Galerius nöthigte er ſich von ſeiner Gemahlin zu ſcheiden und vermählte ihn mit ſeiner Tochter Valeria. Auch Conſtantius mußte ſich von ſeiner Gemahlin ſcheiden und Theodora die Stieftochter Maximians heirathen. Wenngleich durch dieſe Theilung Diocletian ſich ſcheinbar der größern Hälfte ſeiner Herrſchermacht entäußert hatte, ſo büßte er in der That nichts Weſentliches dadurch ein, denn ſeine überwiegenden geiſtigen Fähigkeiten, die Dankbarkeit ſeiner Mitregenten und die Anhänglichkeit des Volkes und der Krieger an ihn ſicherten ihm einen ſo unbeſchränkten Einfluß, daß in allen wichtigen Angelegenheiten ſein Wille entſcheidend war; dagegen wurden die getheilten Provinzen ſorgfältiger verwaltet und kraftvoller vertheidigt von ihren beſondern Regenten, die ſtets unter ſich einig und bereit waren, einander mit Rath und That beizuſtehen. Conſtantius beſiegte, nachdem Carauſius geſtorben war, 294 den Alectus in Britannien, und brachte dieſe Provinz wieder zum Reiche; darauf aber ſchlug er die Alemannen bei Langres und Vindoniſſa. Galerius hatte keine Gelegenheit zu großen Siegen, denn die der Donau zunächſt wohnenden Barbarenvölker lagen gegen einander im Felde und Diocletian wußte klug ihre Zwietracht zu unterhalten. In Afrika überwand Maximian die fünf mauriſchen Völker, und ſtellte, nachdem der Uſurpator Julian ſich ſelbſt entleibt hatte, die Ruhe wieder her. Ägypten zu beruhigen übernahm Diocletian und eröffnete den Feldzug 296 mit der Belagerung von Alexandrien. Der Aufruhr war daſelbſt beinahe zur Gewohnheit geworden und um ſo gefährlicher, weil Rom in Hinſicht ſeiner Lebensmittel von dieſer Provinz abhing und weil die Ägypter mit den wilden äthiopiſchen Völkerſchaften Bündniſſe geſchloſſen hatten. Da Diocletian überzeugt war, daß die Ägypter durch milde Behandlung nicht im Zaume gehalten werden konnten, ſo bewies er dieſes Mal in Beſtrafung des Aufruhrs eine ihm ſonſt nicht eigne Strenge. In Alexandrien, welches erſt nach einer achtmonatlichen Belagerung überging, ließ er viele tauſend Bürger niedermetzeln, viele verbannen, die Städte Cuſiris und Koptos aber bis in den Grund zerſtören[3]. Die Blemmyer, einen äthiopiſchen Volksſtamm, der ſich zwiſchen Meroe und dem rothen Meere niedergelaſſen hatte, überwältigte Diocletian, dann ſchloß er mit den Nobaten, die in Äthiopien wohnten, einen Vertrag und räumte ihnen einen Landſtrich ein unter der Bedingung, daß ſie die römiſche Grenze vertheidigen mußten. Darauf erließ er mehre Verordnungen zum Beſten des Volkes und ließ alle Bücher über die Alchemie verbrennen, angeblich, damit die Ägypter nicht zu reich und durch ihren Reichthum in ihrer Widerſetzlichkeit beſtärkt werden möchten; in der That wol aber, weil er das Abgeſchmackte der Alchemie einſah und verhindern wollte, daß leichtgläubigen Perſonen die Köpfe dadurch verwirrt würden[4]. Unmittelbar auf die Unterwerfung Ägyptens folgte der perſiſche Krieg, und dem Diocletian war es vorbehalten, die häufigen Unfälle der Römer gegen die Perſer zu rächen. Armenien, lange ein Zankapfel zwiſchen den Römern und den Perſern, war theils durch Verrath, theils durch Waffenglück den letztern unterworfen worden und der Thronerbe Armeniens, Tiridates, hatte bei der römiſchen Kaiſerin Schutz ſuchen müſſen. Er hatte ſich in den Kriegen ſeiner Beſchützer zum Feldherrn gebildet und wurde 286 mit Genehmigung Diocletians von den Armeniern, die ſich gegen die Perſer empört hatten, auf den Thron erhoben. Das geſchah während in Perſien zwei Brüder ſich um die Herrſchaft ſtritten; nachdem aber dieſer Bürgerkrieg geendigt war, vertrieben die Perſer den Tiridates wieder, der nun ſeine Zuflucht abermals zu Diocletian nahm. Dieſer hielt es für angemeſſen, den Tiridates herzuſtellen und die Schutzherrſchaft über Armenien den Perſern zu entreißen. Er ſandte deshalb im J. 296 den Cäſar Galerius mit einem Heere gegen die Perſer, er ſelbſt aber begab ſich nach Antiochien, um die kriegeriſchen Unternehmungen zu leiten. In den Ebenen von Meſopotamien zwiſchen Calliniacum und Carrä trafen die Römer mit ihren Feinden zuſammen. In zwei Schlachten blieb der Sieg unentſchieden; die dritte verlor Valerius durch ſeinen übereilten Angriff auf die überlegne Kriegsmacht der Perſer. Diocletian empfing den geſchlagnen Cäſar mit großem Unwillen und ließ ihn, um ihm ſeinen Zorn zu zeigen, in Gegenwart des Hofes und des Heeres eine Meile weit ſeinem Wagen zu Fuße folgen[5], dann aber gab er ihm auf ſein Bitten ein neues Heer, zum Theil aus gothiſchen Hülfsvölkern beſtehend[6], mit welchem Galerius im folgenden Jahre die Perſer völlig beſiegte und ſie zwang, um Frieden zu bitten. Armenien kam nun wieder und zwar mit ſehr ausgedehnten Grenzen unter römiſche Schutzherrſchaft und Tiridates erhielt den Thron ſeiner Väter zurück. — Die Regierungsepoche Diocletians wird mit Recht für eine der einflußreichſten auf das Schickſal des römiſchen Reiches gehalten. Aller-

---

*) Zu hart iſt das Urtheil des Lucius über die Arbeit des Diocleas: „Presbyter Diocleas, qui in regno statuendo regumque recensione regiones, stirpes et tempora adeo confudit, ut potius fabulas, quam historiam scripsisse videatur.“

[1] *Vopiscus*, Hist. August. in Vit. Car. etc. c. 12—15.

[2] *Eutrop.* L. IX. c. 20.

---

3) *Orosius* L. VII. c. 25. 4) *Suidas* bei Diocletian. 5) *Eutrop.* L. IX. c. 24. 6) *Jornandes*, De Reb. Geticis c. 21.

dings ſtellte er Ruhe und Ordnung im Innern und Sicherheit gegen auswärtige Feinde des Reiches her, doch iſt auch nicht zu leugnen, daß durch mehre ſeiner Anordnungen der Verfall des Reiches beſchleunigt wurde. Dem Senat entzog er nach und nach den Reſt ſeines Anſehens und ſeiner Theilnahme an der Regierung; zwar erlaubte er ſich keinen auffallenden Gewaltſchritt gegen dieſes ehrwürdige Collegium, allein er ſah den Verfolgungen Maximians gegen die vornehmſten Senatoren nach und ermunterte ihn heimlich dazu. Die einſt ſo furchtbaren Prätorianer, die bereit waren, den Senat in Behauptung ſeiner Rechte zu unterſtützen, verminderte er, hob nach und nach ihre Vorrechte auf und erſetzte ihre Stelle durch zwei treue illyriſche Legionen, die er unter dem Namen der Jovianer und Herculaner zu ſeiner und Maximians Leibwache erhob [7]). Um den Einfluß des Senats völlig zu vernichten, vermied er Rom, das er während ſeiner ganzen Regierung nur einmal auf kurze Zeit beſuchte und wählte Nikomedien zu ſeinem Wohnſitze, welches in wenigen Jahren durch ſeine Bauluſt und Prachtliebe zu einer der ſchönſten und volkreichſten Städte des Reiches emporblühete. Die neue von Diocletian eingeführte Staatsverfaſſung war darauf berechnet, allen innerlichen Kriegen um die Herrſchergewalt vorzubeugen und den Thron von den Beſchränkungen republikaniſcher Formen völlig zu befreien. Da das Reich in vier Theile getheilt war, deren jeder einen beſondern Regenten hatte, die alle durch ein gemeinſames Intereſſe verbunden waren, ſo war für aufrühriſche Feldherren keine Ausſicht vorhanden, ſich auf den Thron zu ſchwingen. Da aber das kaiſerliche Anſehen nicht mehr wie ehemals durch die den Kaiſern ſelbſt ſo gefährliche Macht der Prätorianer geſchützt wurde, ſo glaubte Diocletian durch die Formen der orientaliſchen Herrſchergewalt die Würde und Ehrfurcht des Thrones aufrecht zu erhalten und nahm deshalb das Gepränge des perſiſchen Hofes für ſich und ſeine Mitregenten an. Er ſchmückte ſich mit dem Diadem und den koſtbaren Gewändern, die keinem Unterthanen zu tragen erlaubt waren, umgab ſich mit einem zahlreichen und glänzenden Hofſtaate, geſtattete den Zutritt zu ſeiner Perſon nur unter vielen erniedrigenden Cermonien [8]), und gab dadurch ein Vorbild für die Höfe der europäiſchen Monarchen auf die Folgezeit. Dieſer Neuerung, der nicht Eitelkeit, ſondern die Sicherſtellung der unbegrenzten Herrſchergewalt zum Grunde lag, war von unüberſehbaren Folgen. Eine große Menge von Beamten wurde nöthig; deren Beſoldung, verbunden mit den prunkvollen Hofhaltungen, vermehrte die Staatsausgaben und veranlaßte eine Vermehrung der öffentlichen Auflagen, die freilich bei Diocletians weiſer Sparſamkeit noch wenig fühlbar waren, bei ſeinen Nachfolgern aber ſo drückend wurden, daß alle Provinzen des Reiches dadurch verarmten. Um das Andenken an die Republik gänzlich zu verlöſchen, führte dieſer Kaiſer eine neue Zeitrechnung ein, ſodaß nicht mehr von den Conſulwahlen, ſondern von ſeiner Thronbeſteigung den 17. Sept. 284 ab gezählt wurde. (Hierüber ſ. den betreffenden beſondern Artikel.)

Glänzt Diocletian in den Jahrbüchern des römiſchen Reiches als einer der weiſeſten und mildeſten Kaiſer, ſo ſteht er dagegen in einem deſto üblern Rufe bei den chriſtlichen Kirchenſchriftſtellern und wird als ein blutgieriger Tyrann und wüthender Verfolger bezeichnet. Mit Unrecht. In ſeinem Charakter lag keine Verfolgungsſucht; er dachte hell genug, um ſich von aller religiöſen Schwärmerei frei zu halten; auch duldete er nicht nur viele hohe Staatsbeamte um ſich, die ſich zur chriſtlichen Religion bekannten, ſondern erlaubte ſelbſt ſeiner Gemahlin Priſca und ſeiner Tochter Valeria, der Chriſtengemeinde beizutreten, und in den erſten Jahren ſeiner Regierung erfreuete ſich die chriſtliche Kirche eines zunehmenden Wachsthumes; allein die Menge der Chriſten, ihr heftiger Bekehrungseifer und die unverhohlenen Schmähungen des heidniſchen Götterdienſtes erregten den Haß der Heiden. Es kam zu gegenſeitigen Anfeindungen und die öffentliche Ruhe wurde gefährdet; dazu kam, daß mehre chriſtliche Soldaten ſich weigerten, am Sonntage Kriegsdienſte zu thun oder wol gar den Waffendienſt mit ihrem Gewiſſen unverträglich erklärten. Durch dieſes Alles wurden die ungebildeten dem Heidenthume eifrig anhängenden Kaiſer Maximian und Galerius bewogen, gegen den Willen des Diocletian geheime Verfolgungen wider die Chriſten auszuüben und jeden Anlaß zu benutzen, ſie mit ſchweren Strafen zu belegen. Endlich nach der Beendigung des perſiſchen Krieges gelang es dem Galerius, den Diocletian zu überzeugen, daß die Chriſten einen Staat im Staate bildeten und der öffentlichen Ruhe gefährlich wären. Der Kaiſer willigte nach langem Weigern darein, daß die Chriſten von allen Ämtern bei Hof und bei dem Heer ausgeſchloſſen werden ſollten, und nachdem Galerius alle Künſte der Intrigue in Bewegung geſetzt hatte, ertheilte Diocletian die Erlaubniß zur Verfolgung der Chriſten, die als die zehnte in der Kirchengeſchichte bekannt geworden iſt. Am 23. Februar 303 wurde das Edict der Verfolgung erlaſſen und ſogleich mit der Zerſtörung der prachtvollen Hauptkirche in Nikomedien der Anfang gemacht. Nach dem Edicte ſollten alle chriſtliche Kirchen im Umfange des ganzen Reichs zerſtört werden, der chriſtliche Gottesdienſt und jede Verſammlung der Chriſten war bei Todesſtrafe verboten, alles Kirchengut wurde zum kaiſerlichen Schatz eingezogen, die heiligen Bücher der Chriſten ſollten verbrannt werden und alle Anhänger der chriſtlichen Religion wurden für rechtlos erklärt. Nun begannen in allen Theilen des Reiches die Verfolgungen der Chriſten, und Habſucht und Rachgier der Heiden hatten freies Spiel. Noch ſtimmte immer Diocletian für milde Maßregeln, aber nachdem zweimal Feuer in dem kaiſerlichen Palaſte zu Nikomedien ausgekommen war und die Chriſten beſchuldigt wurden, es angelegt zu haben, und nachdem einige Unruhen, die in Syrien ausgebrochen waren, den Umtrieben chriſtlicher Biſchöfe beigelegt wurden, da ließ er ſich ſelbſt von einem leidenſchaftlichen Haſſe hinreißen und erließ mehre grauſame Edicte, durch welche er die völlige Ausrottung der Chriſten auf das Strengſte anbefahl und war ſelbſt im Widerſpruche mit ſeiner menſchlichen Denkungsart bei den Peinigungen und Hinrichtungen der Chriſten zugegen. Obgleich die blutigen Befehle nicht überall in ihrer ganzen Strenge vollzogen wurden und obgleich die Erzählung chriſtlicher Schriftſteller von den verübten Greueln ſichtlich übertrieben iſt, ſo iſt doch das, was als erwieſen angenommen werden kann, ſchauderhaft genug und wirft einen blutigen Schatten auf die ſonſt rühmliche und glänzende Regierung Diocletians[9]. In der letzten Hälfte des durch die große Chriſtenverfolgung bezeichneten Jahres begab ſich Diocletian nach Rom und hielt daſelbſt gemeinſchaftlich mit Maximian am 20. Nov. einen Triumph, den letzten der von römiſchen Imperatoren in Rom gefeiert worden. Bald darauf trat er die Rückreiſe nach Nikomedien an, auf der er von einer Krankheit befallen wurde, die ihn beinahe ein Jahr lang in ſeinem Palaſt eingeſchloſſen hielt. Nach ſeiner Herſtellung führte er den ſchon früher mit Maximian verabredeten Beſchluß aus, legte am 1. Mai 305 freiwillig die Regierung nieder und zog ſich in die Einſamkeit nach Salona in Dalmatien zurück, woſelbſt er in einer reizenden und geſunden Gegend einen prachtvollen Palaſt hatte erbauen laſſen[10]. Hier widmete er ſeine Zeit den einfachen Geſchäften des Gartenbaues, und fühlte ſich in ſeiner Zurückgezogenheit Anfangs ſo glücklich, daß er den Geſandten Maximians, die ihn auffoderten, die Regierung wieder zu übernehmen, antwortete: Könnte Maximian die Kohlköpfe ſehen, die ich mit eigner Hand gezogen habe, er würde nicht verlangen, daß ich meine glücklich gewonnene Ruhe dem beſchwerlichen Ehrgeiz aufopfern ſoll. Nicht lange genoß er das gehoffte Glück, denn die innern Unruhen, die gleich nach ſeiner Abdankung begannen und das Reich zerrütteten, mußten allerdings höchſt betrübend für ihn ſein, da er das, was er mit großer Mühe zum Wohle des Staates gegründet hatte, vernichten ſah; ſelbſt ſeinem Andenken widerfuhr die Schmach, daß ſeine und ſeines Mitkaiſers Bildſäulen von dem Volke zertrümmert wurden; doch er ſollte noch härtere Unfälle beſtehen. Sein Eidam Galerius ſtarb 311. Der laſterhafte und habſüchtige Maximian, ſein Nachfolger, wollte die kaiſerliche Witwe Valeria zwingen, ſich mit ihm zu vermählen, und auf ihre Weigerung ließ er ihre Güter einziehen und ſie nebſt ihrer Mutter Priſca in einen abgelegnen Ort der ſyriſchen Wüſte verbannen. Vergebens bat Diocletian den Tyrannen, ſeiner Tochter zu erlauben, ſeine Einſamkeit in Salona zu theilen, ſeine Bitte wurde mit Verachtung zurückgewieſen. Maximian ſtarb, die verbannten Frauen begaben ſich an den Hof ſeines Nachfolgers Licinius. Dieſer zeigte ſo viele Grauſamkeit, daß ſie ihrer Sicherheit wegen für nöthig fanden, zu entfliehen. Funfzehn Monate lang irrten ſie in der Tracht der Frauen des niedrigſten Standes umher, dann wurden ſie zu Theſſalonich entdeckt und hingerichtet. Nachdem der einſt ſo mächtige Kaiſer noch dieſe Schmach an den Seinigen hatte erleben müſſen, ſtarb er im J. 313, ob aus Kummer oder durch Selbſtmord, bleibt ungewiß[11]. (*Rauschnick.*)

---

[7]) *Gibbon* l. c.

[8]) *Eutrop.* IX. c. 26. *Aurelius Victor* c. 39.

DIOCTRIA *Meigen.* Fliegengattung aus der Familie der Raubfliegen (Asilici). Ihre Kennzeichen ſind: vorgeſtreckte, auf einem Stirnhöcker eingeſetzte, dreigliederige Fühler; das erſte Glied walzig, das zweite kürzer, faſt becherförmig, das dritte verlängert, zuſammengedrückt, an der Spitze mit einem zweigliedrigen, ſtumpfen Griffel; ein kurzer, faſt wagerechter Rüſſel; grade, unten gefranzte Hinterbeine und aufliegende Flügel. Meigen[1] zählt 28 europäiſche Arten auf, denen Wiedemann[2] die Beſchreibungen von acht exotiſchen Arten beifügt. Sie leben vom Raube, beſonders andrer Zweiflügler, die ſie bezwingen können, die Larven wahrſcheinlich im Holze. Die gewöhnlichſte, in Teutſchland vorkommende Art iſt **Dioctria oclandica** *Fabr. Latr. Meigen.* **Asilus oclandicus** *Linn.*, ſchwarz, Untergeſicht gelblichweiß, Beine rothgelb, Flügel graubraun; ſieben Linien lang. (*Germar.*)

DIODAS, in Phönizien, Phrygien und Kappadozien Name des idäiſchen Herakles (*Euseb.* **Chron. I. p.** 26). S. **Heracles.** Nach *Bochart* **Geogr. sacr.** p. 472 bedeutet der Name den Ehegott und *Münter* **de rel. Carth.** p. 54 denkt dabei an דוֹדִי, die Geliebte, bemerkt aber in ſeinen ſchriftlichen Zuſätzen (nach Creuzer), daß der Name auch den Wanderer (von דוד, vagari) bezeichnen könne, welches dem Namen Herakles, wenn er aus einer Semitiſchen Wurzel hergeleitet und durch הָרוֹכֵל, **circuitor, mercator,** erklärt wird, entſprechen würde (ſ. Creuzer Symb. II. 222). (*Richter.*)

DIODATI auch **DEODATI (Johannes)**, ein berühmter Theolog der reformirten Kirche, geb. zu Genf (nicht zu Lucca, wie in Leu's Lexikon irrig behauptet wird), den 6. Juni 1576, aus einer adeligen Familie von Lucca, die wegen Neigung für die reformirte Religion das Vaterland verlaſſen hatte. Schon in ſeinem 21. Jahre wurde er nach Beza's Rathe zum Profeſſor der hebräiſchen Sprache ernannt. Vom J. 1599 an las er daneben theologiſche Collegien, gemeinſchaftlich mit la Faye, um den greiſen Beza zu erleichtern. 1608 wurde er Pfarrer zu Genf, 1609 Profeſſor der Theologie. Im erſtern Jahre hatte er eine Reiſe nach Italien gemacht, die ihm zu Venedig Gelegenheit zu vertrauter Bekanntſchaft mit Sarpi und dem P. Fulgentio verſchaffte. Die Unterredungen betrafen einen Verſuch, der Reformation zu Venedig Eingang zu verſchaffen; doch Sarpi's vorſichtige Klugheit hielt den Feuereifer der beiden andern zurück; indeſſen wechſelten ſie noch einige Briefe deswegen. Eine Viſitationsreiſe, die er 1611 in mehre Kirchen Frankreichs machte, befeſtigte die Verbindungen derſelben mit der genſer Kirche, und verſchaffte überdies den Genſern Geldbeiträge zu Vertheidigung der Stadt, die damals von ſavoy'ſcher Seite bedroht ſchien. Eine Folge dieſer Reiſe war auch 1612 und 1613 wiederholte Begehren franzöſiſcher Kirchen, daß ihnen Diodati überlaſſen werde. Dieſelben wurde aber abgelehnt; nur der Stadt Nimes überließ man ihn für einige Zeit 1614, und drei Jahre nachher wurde ebendieſes Begehren erneuert. Dieſe Zuneigung hatte er indeſſen keineswegs einem einſchmeichelnden Betragen zu danken. Er war vielmehr ſehr heftig, tadelte mit der größten Freimüthigkeit und Strenge, ja oft unvorſichtig, was ihm misfiel, und machte dabei nicht den geringſten Unterſchied in Rückſicht der Perſon; den Rath ſelbſt verſchonte er nicht, der ihm deswegen einige Male ſein Mißfallen bezeugte, doch bleibt ſein Eifer immer achtungswürdig. Sennebier (**Histoire littéraire de Genève**) erzählt von der Wirkung einer ſeiner Predigten eine Anekdote, deren Genauigkeit wir nicht verbürgen möchten. Der Secretär des päpſtlichen Legaten in Frankreich hörte, nach dieſer Erzählung, Diodati zu Genf predigen über die Worte: **Mulieri docere non permitto, neque dominari in virum**; die Äußerung, daß dieſem Ausſpruche von Paulus zuwider die römiſche Kirche auf eine ärgerliche Weiſe durch Donna Olympia, die Maitreſſe des Papſtes Innocenz X., regiert werde, habe, als der Secretär ſie dem Papſte hinterbrachte, einen ſolchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er dieſe Maitreſſe ſogleich verabſchiedet habe. — Übrigens wurde Diodati durch ſeinen Eifer auch zu intoleranter Härte gegen diejenigen verleitet, welche in irgend etwas von dem ſtrengen Calvinismus abwichen. Beſonders äußerte er dieſe Unduldſamkeit auch gegen die Arminianer, und dies trug wol ebenſo viel als die Achtung für ſeine Gelehrſamkeit dazu bei, daß er auf der dordrechter Synode, wohin er und Theodorus Tronchin von Genf abgeordnet wurden, obgleich ein Fremder, zum Mitgliede des Ausſchuſſes gewählt wurde, welcher die berüchtigten Schlüſſe dieſer Synode abfaßte. — Seine Lehrſtelle verſah er bis 1645, wo er ſich von den Geſchäften zurückzog. Vier Jahre nachher, den 3. Oct. 1649, ſtarb er zu Genf. Seine theologiſchen Studien gründeten ſich auf die ſicherſte Grundlage, auf gründliche Sprachſtudien und eifriges Forſchen in den heiligen Schriften. Indeſſen konnte ihn auch dieſes nicht vor der falſchen Richtung, welche die Exegeſe in jener Zeit hatte, verwahren, indem ſie nur darauf ausging, die in den ſymboliſchen Büchern aufgeſtellten Dogmen in der heiligen Schrift zu finden, anſtatt ohne vorgefaßte Meinungen und unbefangen den Sinn derſelben zu erforſchen. Mit dieſer Methode war Unduldſamkeit nothwendig verbunden. — Als Schriftſteller hat Diodati nicht unbedeutende Verdienſte; 1603 erſchien zum erſten Male ſeine italieniſche Überſetzung der Bibel in Fol. Einer neuen Ausgabe (1607. 4.) fügte er Noten bei. Eine verbeſſerte Ausgabe erſchien 1641 zu Genf in Fol. Das Werk iſt mehr Paraphraſe als Überſetzung. Das Unternehmen, eine franzöſiſche Überſetzung der Bibel herauszugeben, verwickelte ihn in Streitigkeiten mit der Geiſtlichkeit zu Genf, wobei kleinliche Leidenſchaften, wie gewöhnlich, ins Spiel kamen. Indeſſen erſchienen von 1638 an einzelne Schriften des alten Teſtaments, bis 1644 die ganze Bibel mit kurzen Noten erſchien. (**Genève 4.**) Sehr verdienſtlich war ſeine franzöſiſche Überſetzung der Geſchichte des tridentiniſchen Conciliums von Sarpi (**Genève 1621** und 1635. 4. 1655 und 1665 Fol.) Sie wird als treu gelobt, und hatte das Verdienſt, dieſes Werk zuerſt in Frankreich bekannt gemacht zu haben. **Relation de l'état de la religion en occident, traduite de l'anglois d'Edwin Sandys. (Genève 1626).** mit Zuſätzen von Sarpi zu den erſten zehn Capiteln. **Annotationes in Biblia. (Genev. 1607. Fol.) Les Pseaumes mis en rimes françoises. (Genev. 1646. 12.) Cento Salmi di Davide, tradotti in rime volgare (Genev. 1683. 12).** (*Escher.*)

---

[9] Bei dem augenſcheinlichen Haſſe, der dem Lactantius, Euſebius und andern chriſtlichen Schriftſtellern in ihren Berichten über die Chriſtenverfolgungen die Feder führt, und bei dem ebenſo ſichtlichen Beſtreben ihrer Gegner, ihre Anklagen als Lügen darzuſtellen, iſt es ſchwer, die Wahrheit zu ermitteln. Doch iſt wol ausgemacht, daß es mit der Verfolgung in Spanien, Gallien und Britannien unter dem milden Conſtantius Chlorus nicht viel auf ſich halte und daß die Hinrichtung der thebäiſchen Legion eine Fabel iſt.

[10] Eine anſchauliche Beſchreibung dieſes Palaſtes liefert Gibbon, 2. Thl. Cap. 13.

[11] *Eutrop.* Hist. L. IX. *Aurelius Victor*, Epit. I, 39. *Vopiscus* in Histor. August. in Vit. Cari, Carini et Numeriani. *Lactantius*, De Morte Persecut. Cap. VII sq. *Eusebius*, Hist. Eccles. c. VIII. *Mosis Choronensis*, Hist. Armen. Lib. II. c. 72 sq. Gibbon, Geſch. des Verfalls u. des Untergangs des römiſchen Reiches. 2. Thl. 13. Cap. und 3. Thl. 14. u. 16. Cap.

[1] Syſtem. Beſchreibung europ. Zweiflügler. 2. Bd. S. 239.

[2] Diptera exotica. Vol. I. p. 179.

DIODESMA, Käfergattung, von Megerle von Mühlfeld benannt, von Latreille und Dejean aufgenommen, nach Latreille den Gattungen **Lyctus** und **Bitoma** verwandt, aber dem ganzen Baue nach mehr an **Sarotrium** und **Corticus** ſich anſchließend. Ihre Kennzeichen ſind: Fühler ſchnurförmig, behaart, von der Länge des Halsſchildes, die zwei oder drei letzten Glieder etwas dicker; Kopf vorgeſtreckt, das Kopfſchild die erſten Fühlerglieder bedeckend, die Augen ſehr klein, vorgequollen; Halsſchild breiter als lang, die Seiten gerundet und gezähnelt; Deckſchilde zuſammengewachſen, gewölbt, in der Mitte breiter als das Halsſchild, der Seitenrand untergeſchlagen, den Hinterleib etwas umfaſſend. Die einzige bis jetzt bekannte, eine Linie lange Art, **Diodesma subterranea**, iſt graubraun, Beine roth, Deckſchilde mit Reihen kurzer gelben Borſten, und findet ſich in Öſterreich. (*Germar.*)

DIODIA. Eine von Gronovius (**Flor. virg. p. 71**) geſtiftete Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der vierten Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Spermacoceen der natürlichen Familie der Rubiaceen. Char. Der Kelch eiförmig, nervenreich, ſtehenbleibend, mit zwei oder vier, ſelten mit mehr Zähnen (daher der Name: *δι-ὀδοὺς* Zweizahn, der freilich nur auf die wenigſten Arten paßt); die Corolle trichterförmig, mit viertheiligem Saume; die Staubfäden in der Corollenröhre eingefügt; der Griffel fadenförmig mit geſpaltner Narbe; die Fruchtkapſel mit dem Kelche gekrönt, vierkantig, zweifächerig, zweiklappig, zweiſamig; die Samen auf der äußern Seite convex, auf der innern gefurcht. Es ſind einige und 30 Arten dieſer Gattung bekannt, welche als Sommergewächſe, perennirende Kräuter, Staudengewächſe, oder kleine Sträucher in den warmen und heißen Ländern Amerika's, beſonders an feuchten Orten, einheimiſch ſind: nur eine Art, **D. maritima**, Schumacher (**Guin. pl. p. 75**), wächſt an der Küſte von Guinea. Sie haben vierkantige oder drehrunde Zweige, gegenüberſtehende Blätter, borſtig-getheilte Afterblättchen, einzeln, oder in Wirbeln oder Knöpfen, in den Blattachſeln ſtehende Blüthen und kleine weiße Blumen. Gronov und Linné kannten nur eine Art, **D. virginica** *Linn.* (Spec. pl., *Jacquin.* icon. rar. I. t. 29., *Gärtner* de fruct. I. t. 25. *Lamarck* illustr. t. 63), ein unbehaartes, niederliegendes, perennirendes Kraut mit faſt drehrunden, röthlichen Zweigen, lanzettförmigen Blättern und einzeln in den Blattachſeln ſtehenden Blüthen. Wächſt in Virginien und Carolina.

Von **Diodia** hat Candolle (*Prodr.* IV. p. 566) die Gattung **Triodon** (Dreizahn) getrennt, welche ſich nur dadurch unterſcheidet, daß nach dem Abfallen der beiden einſamigen Fächer der Fruchtkapſel ein dreizähniges Mittelſäulchen ſtehen bleibt. Die drei bekannten Arten 1) **Tr. anthospermoides** *Cand.* (l. c. **Diodia anthospermoides** *Chamisso et Schlechtendal Linnaea* III. p. 343.), 2) **Tr. glomeratus** *Cand.* (l. c. **Diodia brasiliensis** *Spreng.* syst. I. p. 406) und 3) **Tr. polymorphus** *Cand.* (l. c. **Diodia polymorpha** *Cham.* et *Schl.* l. c. p. 344) ſind braſiliſche, ſehr äſtige, meiſt unbehaarte Sträucher mit ſcharf vierkantigen Zweigen, gegenüberſtehenden, ablangen oder linienförmigen Blättern und am Ende der Zweige ſtehenden, kleinen, ähren- oder büſchelförmigen Blüthen. (*A. Sprengel.*)

DIODON, *Lesson* (Aves). Unter dieſer ganz unſtatthaften Benennung, da ſie längſt an eine Fiſchgattung vergeben, führt Leſſon im Traité d'Ornithologie p. 95 eine Untergattung von **Falco** auf, mit folgenden Kennzeichen: Schnabel kurz, dick, gewölbt, der Oberkiefer kaum länger als der untre, die Schneiden deſſelben ſehr buchtig, mit zwei in der Größe ſteigenden, vorſpringenden Zähnen; Naſenlöcher eiförmig, wenig ſichtbar, quer durch die Wachshaut gehend, welche letztre mit kurzen Haaren beſetzt iſt; Tarſen ſchwach, beſchildet; Flügel kurz, kaum über den Steiß reichend, Schwanz lang, zugerundet. Typus der Art iſt **Falco bidentatus** *Daudin*, von Leſſon unnöthiger Weiſe in **Diodon brasiliensis** umgenannt. Er zieht zu demſelben als Männchen Temmincks **falco diodon** pl. col. 198. Oben braun, Kehle weiß, Bauch hellaſchgrau, Schenkel rothbraun, der junge Vogel, Temm. pl. 228, hat Mantel und Flügel braun, Kehle weiß, mit ſchwarzen Längsſtrichen; die untern Theile ſind weiß, mit ſchwachen braunen Flammen auf der Bruſt, Schwanz mit breiten ſchwarzen Binden. Am Weibchen, **falco bidentatus** *Auct.* ſind Kopf, Rücken, Mantel, Flügel ſchieferbraun, Kehle weiß mit einem ſchwarzen Längsſtriche, Bruſt und Unterleib lebhaft roſtroth, mit Weißlich gemiſcht, Aftergegend und untre Deckfedern ſind weißlich; Schwanz braun mit weißen Binden, Tarſen gelb, Schnabel hornbleifarben. In Braſilien und Guiana. (D. *Thon.*)

Diodon *Storr*, ſ. **Monodon.**

DIODON, *Linné*, Stachelbauch (Pisces). Eine Fiſchgattung aus der Familie Gymnodonti der Ordnung Plectognathi (*Cuvier* règne anim. ed. 2. Tom II.), welche ihren Namen daher hat, daß die ungetheilten Kinnladen oben und unten nur aus einem Stücke beſtehen, der Rand dieſer knöchernen Kiefern iſt ſcharf und hinter ihm befindet ſich ein runder, quergefurchter Theil, welcher zum Kauen dient. Der ganze Leib iſt dicht mit ſpitzigen Stacheln beſetzt. Dieſe Fiſche haben ein eigenthümliches Anſehen, es fehlen ihnen die Bauchfloſſen, und ihre fünf Floſſen ſind dergeſtalt vertheilt, daß die Bruſtfloſſen weit nach Hinten und faſt in der Augenlinie liegen; Rücken- und Afterfloſſe ſtehen entgegengeſetzt und ſind dem Schwanze ſehr genähert, der Körper aber iſt meiſt mehr oder weniger kugelig geſtaltet. Ihr Skelett in der Jugend faſt knorpelig, verhärtet erſt ſpät, Kiemendeckel und Kiemenſtrahlen ſind ſo unter der Haut verborgen, daß man nur eine kleine Spalte bemerkt. Die Kiemendeckel ſind klein und nur drei Kiemen auf jeder Seite mit fünf Strahlen. Sie haben einen weiten Darmkanal ohne Blinddärme, eine zweilappige Schwimmblaſe und große, hoch oben liegende Nieren, welche von einigen Naturforſchern fälſchlich für Lungen gehalten worden ſind. Die Franzoſen nennen ſie **Boursouflus** oder **Orbes épineux**, weil ſie die ſonderbare Eigenheit haben, ebenſo wie **Tetraodon**, ſich wie ein Ball aufblaſen zu können. Sie bewirken dies, indem ſie Luft ſchlucken und damit ihren Magen oder vielmehr, wie Cuvier bemerkt, einen ſehr zarthäutigen, ſehr ausdehnbaren Kropf füllen, welcher die ganze Bauchlänge einnimmt und feſt mit dem Bauchfelle verbunden iſt, daher er auch bald als dies, bald als eine Art Netz gedeutet worden iſt. Durch die auf ſolche Weiſe eingeſchluckte Luft wird der Bauch leichter, der Fiſch fällt daher um und ſchwimmt, den Rücken nach Unten gekehrt, was ihm zugleich zur Vertheidigung dient, indem nun alle Stacheln ſich aufrichten und ihn gegen Angriffe ſchützen. Von dieſem Aufblaſen, d. h. von wieder austretender Luft, mag es auch kommen, daß dieſe Fiſche beim Fangen einen Ton von ſich geben. Die eigne Geſtalt, welche ſie ſo aufgeblaſen bilden, hat ſchon frühzeitig die Aufmerkſamkeit der Reiſenden auf dieſe Fiſche gelenkt, welche ſämmtlich in den Äquinoctial-Meeren leben. Da man ſie aber bald aufgeblaſen, bald in ihrer gewöhnlichen Geſtalt aufbewahrte und die Arten meiſt nach Kabinetexemplaren beſtimmt wurden, ſo iſt dadurch einige Verwirrung in der Synonymie entſtanden. Das Fleiſch iſt ſchlecht und gilt ſogar als giftig, wenigſtens wird dies von der Galle behauptet. Autenrieth (über das Gift der Fiſche p. 55) führt nach *Moreau Defonnes*, Recherches sur les poissons toxicophores (Paris 1821) an: Im Monat Auguſt 1803 ereignete ſich am Ceron auf Martinique eine Vergiftung durch dieſen Fiſch (**Diodon orbicularis tigrinus** *Cuv.*), wobei dieſelben Zufälle, wie auf den Genuß vom Ohrfleck (**Scomber carangus**), eintraten. Von den Perſonen, die davon gegeſſen hatten, ſtarben zwei, die eine ſogleich, die andre nach zweimonatlichen Leiden. Cuvier hat die Arten in den Mémoires du Musée d'hist. nat. Tom IV. kritiſch beleuchtet, auch einige neue aufgeführt und abgebildet, welcher Überſicht wir hier folgen. Die Arten zerfallen nach derſelben in folgende Gruppen.

A. Mit langen, durch Seitenwurzeln geſtützten Stacheln.

1) **D. punctatus** *Cuvier* (**D. Attinga**, *Bloch* t. 125 aufgeblaſen. **D. Hystrix** t. 126 nicht aufgeblaſen.

Nach Cuvier beſſer in *Seba* III. t. 23 f. 1. 2.). Dieſe Art iſt die gemeinſte in allen Sammlungen, weil ſie ziemlich weit in allen ſüdlichen Meeren verbreitet iſt. Die Farbe iſt rothbraun, mit vielen kleinen dunkelbraunen Flecken; am Bauche zieht ſich die Farbe ins Weiße, die Floſſen ſind gelb, braun gerandet, ſtarke, bewegliche, ſehr lange, ſchwarz und weißbunte Stacheln, die an der Wurzel hohl, in drei divergirende Spitzen getrennt, liegen in der Ruhe dachziegelförmig über einander, ſind aber, wenn der Fiſch ſich aufbläſt, nach allen Seiten gerichtet. Auf dieſe Weiſe vertheidigt er ſich auch, wenn er gefangen wird, und die braſilianiſchen Fiſcher behaupten, daß eine Verletzung mit ſeinen Stacheln heftige Schmerzen mit eiskaltem Schweiß und Zittern hervorbringe. Das Weibchen ſoll größer ſein als das Männchen, im Ganzen aber erreicht dieſe Art eine Länge von zwei Fuß.

2) **D. spinosissimus** *Cuv.* (**D. hystrix** *Schneider*, *Bloch*, *Seba* l. c. f. 10). Ward als eine Varietät des vorigen betrachtet, indem er ihm ſehr ähnlich; nach Cuvier unterſcheidet er ſich aber dadurch, daß die Stacheln dichter ſtehen und die des Oberkopfs viel länger ſind. Auch wird er nur einen Fuß lang.

3) **D. trietricus** *Cuv.* (*Seba* t. 23. f. 4). Unterſcheidet ſich vom vorigen durch die an der vordern Kante mit einer Schneide verſehenen Stacheln, welche Schärfe ſich in der Wurzel fortſetzt. Nur fünf Zoll lang, oben braun, an den Seiten gewölkt.

4) **D. nycthemerus** *Cuv.* (l. c. pl. 7. f. 5). Oben ſchwarzbraun, unten ſilberweiß, mit langen runden ſpitzigen Stacheln, von denen fünf zwiſchen den Augen, ſechs bis ſieben zwiſchen den Bruſtfloſſen ſtehen. In den indiſchen Meeren einheimiſch.

5) **D. novemmaculatus** *Cuv.* (l. c. pl. 6. f. 3). Oben rothgrau mit kleinen rundlichen ſchwarzen und zehn großen Flecken, von denen einer über jedem Auge, einer zwiſchen Auge und Bruſtfloſſe, einer in die Quere auf dem Nacken, ein andrer über dem Rücken, einer über jeder Bruſtfloſſe und einer an der Wurzel der Rückenfloſſe ſteht. Von dieſer Art glaubt Cuvier, ſei die von ihm **D. sexmaculatus** genannte (l. c. pl. 7. f. 1.) vielleicht nur Altersvarietät.

6) **D. multimaculatus** *Cuv.* Mit zahlreichen ſchwarzen auf dem Rücken größern Flecken, kleinern am Bauch und gelblichen Floſſen.

B. Mit kurzen auf drei Wurzeln ſtehenden Stacheln.

7) **D. tigrinus**, *Cuvier.* (l. c. pl. 6. f. 1. **D. orbicularis** *Bloch.* t. 127 als Var. von Hystrix *Schneider* Syst. p. 512. *Seba* III. t. 23. f. 3). Oben graubraun, mit kleinen runden dunklern Flecken dicht beſtreut, unten weiß; die Stacheln kurz, rund, nicht ſehr zahlreich; oben fünf bis ſechs Quer- und acht bis neun Längsreihen.

8) **D. rivulatus** *Cuvier.* (l. c. f. 2. **D. maculato-striatus**, *Mitchill.* Act. New-York, VI. f. 3). Oben braunroth mit bläſſeren parallelen Wellen, welche auf dem Rücken nach der Länge, in den Seiten ſchief laufen. Außerdem noch ſieben große runde, ſchwarzbraune Flecken. An der Unterlippe zwei Bartfäden. Faſt einen Fuß lang.

9) **D. juculiferus**, *Cuv.* (l. c. pl. 7. f. 3). Die Stacheln zuſammengedrückt, beſonders die langen an der Seite zwiſchen Bruſt- und Afterfloſſe.

10) **D. antennatus.** *Cuv.* (l. c. pl. 7. f. 2. — Règne animal ed. 2. pl. XI. f. 1). Röthlich mit kleinen braunen Pünktchen, auf dem Nacken ein großer brauner Fleck, ſowie über jeder Bruſtfloſſe und ein andrer an der Wurzel der Rückenfloſſe, über jedem Auge ein Fleiſchfädchen und fünf bis ſechs andere längs den Seiten.

C. Mit ganz dünnen, faſt haarförmigen Stacheln.

Hierher gehört nur **D. pilosus** *Mitchill* l. c. 471.

D geometricus *Bloch. Scneider* syst. 96 gehört zu **Tetraodon.** (D. *Thon.*)

DIODOROS KRONOS, griechiſcher Philoſoph, Megariker, Sohn des Ameinias, aus Jaſus in Karien [1]). Seine Lebensverhältniſſe liegen im Dunkeln; nur über ſeinen Tod beſtand die Sage, daß er an der Tafel des Ptolemäus Soter, der Olymp. 117, 3 einen Feldzug nach Griechenland machte, von Stilpo zur Löſung eines dialektiſchen Problems aufgefodert, und wegen ſeines Zögerns vom Könige mit dem Namen Kronos geſcholten, am gebrochenen Herzen über dieſen Unfall geſtorben ſei [2]), nachdem er vorher noch ein Buch über jenes Problem abgefaßt habe. Doch ſoll er ſeine dialektiſche Kunſt auf fünf weiſe Töchter vererbt haben, denen der Dialektiker Philo ein eignes Buch widmete [3]). Er war einer der bedeutendſten Schüler des Apollonios Kronos, von dem er, nach einer andern Tradition, jenen Beinamen, wegen der Dunkelheit und Spitzfindigkeit ſeiner Dialektik, geerbt haben ſoll [4]), und ſchließt ſich ſo durch deſſen Lehrer, Eubulides, den unmittelbaren Nachfolger des Euklides von Megara, als vierter bedeutender Repräſentant dieſes Syſtems, der Kette der Megariker an [5]). Doch war bereits neben ihm der tiefſinnige Stilpo, das letzte große Haupt dieſer Schule, aufgetreten, der durch die Schärfe und Gewandtheit ſeiner Dialektik und die Tiefe ſeiner Speculation den Ruhm des Diodoros völlig verdunkelt zu haben ſcheint [6]); ein Verhältniß, das ſich in der oben erwähnten Sage über den Tod des Diodoros ausſpricht. Diodoros gehört der überwiegend dialektiſchen Richtung der megariſchen Schule an, weshalb ihm, gleich den übri-

---

1) *Strabo* L. XIV. p. 658. *Diog. Laert.* L. II. segm. III.

2) *Diog. Laert.* l. l. *Plinius*, H. N. VII, 53. Wäre jenes Witzwort richtig, ſo würde es zugleich eine Anſpielung auf den vom Zeus entthronten Kronos enthalten, und ſo den Diodorus durch den neuen Ruhm des Stilpo verdunkelt darſtellen.

3) *Hieronymus* contra Jovinianum, L. I. *Clem. Alexandrin.*, Strom. L. IV. nennt ihre Namen. Vgl. *Menage* zum Diog. Laert. II, 111.

4) *Strabo*, L. XVII. p. 838. Kronos war bei den Athenern das Sinnbild der alten, beſchränkten Zeit, daher die ſprüchwörtliche Bezeichnung eines altmodiſchen Pedanten. Vgl. *Heindorf* zu Plato, Lysis. §. 5.

5) Ein andrer, nicht minder bedeutender, Schüler des Eubulides war Alexinus, der wegen ſeines übermäßigen Hanges zur Polemik Elenxinus genannt wurde; *Diog. Laert.* II, 109.

6) Die Größe des Mannes zeigt ſich hinlänglich darin, daß in einer für Philoſophie ſo mächtig und vielſeitig angeregten Zeit es ihm gelang, den Lehrern der übrigen Schulen viele Anhänger zu entziehen und faſt ganz Griechenland für einen Augenblick zu ſeinem Syſteme zu bekehren; *Diog. Laert.* II, 113—120.

gen Megarikern, im beſondern Sinne der Name eines Dialektikers zu Theil wurde [7]). Wir haben, wie überhaupt von dieſer Schule, ſo auch von der Philoſophie des Diodoros nur zerſtreute Trümmer, die durch unſichre Combination zu einem Ganzen zu vereinigen mislich wäre; ein Mangel, der ſchon in dem urſprünglich fragmentariſchen Weſen dieſer Philoſophie begründet war, die auf der Stufe des Widerſpruchs und der Negation ſtehen blieb, ohne ſich zur Klarheit und Feſtigkeit des gediegnen, in ſich beſtimmten Vernunftbegriffes hindurchzuarbeiten [8]). Gleichwol verdankt dieſem vorzugsweiſe polemiſchen und eriſtiſchen, oft in leere Sophiſtik ausartenden Charakter nicht blos die dialektiſche Kunſt, ſondern auch die Logik höchſt bedeutende Reſultate, die auf die tiefre Ausbildung dieſer Wiſſenſchaft in den umfaſſendern Syſtemen des Ariſtoteles und der Stoiker nicht ohne anregenden und vorbereitenden Einfluß geblieben ſind [9]). Verfolgen wir nun die ſtufenweiſe Entwicklung der logiſchen Begriffe bei den Megarikern nach den geringen Andeutungen, die uns aus den ſpärlichen Notizen ſpätrer Schriftſteller oder aus vereinzelten Platoniſchen und Ariſtoteliſchen Stellen zukommen, ſo finden wir, daß Diodoros die bereits vom Euklides beſtimmt vorgezeichnete Methode des ſtrengen, nie mit bloßer Vorausſetzung ſich begnügenden Beweiſes [10]) und des ſcharfen Eindringens in die nackte, reine Wahrheit des von allem Concreten entleerten Begriffes [11]) weiter ausgebildet und auf einzelne damals bedeutende Probleme der Dialektik angewandt hat. Zugleich aber führte ihn, wie die übrigen Megariker, das Abſtrahiren von der vielfachen Beſonderheit des Inhaltes der Begriffe, wobei das Einzelne im Allgemeinen unterging, zu derſelben Verflüchtigung und Vernichtung alles concreten Gedankenſtoffes, in welcher die eleatiſche Schule, als deren mehr dialektiſche Fortſetzung die megariſche anzuſehen iſt [12]), ſich aufgezehrt hatte. Dieſes gegen alle concrete Beſtimmtheit ſkeptiſche Verhalten des Denkens fand zwar zunächſt eine gewiſſe Beruhigung in dem Reſultat einer durchaus abſtracten Identitätslehre, die in ihren allgemeinſten Grundzügen dem reichern Gehalte tiefer durchgebildeter Syſteme oft ſehr nahe kommt; doch blieb dieſes Reſultat immer nur ein negatives, formelles, eine Identität ohne Differenz, die eben darum zu dem Werth einer leeren, abſtracten Formel herabſank, und nicht aus eigner Kraft ſich zu einem umfaſſenden Syſteme des Wiſſens entwickeln konnte [13]). Als dem Diodoros eigenthümlich dürfen wir die dialektiſche Analyſe des Begriffes der Bewegung, ſowie der Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit, anſehen, die auf eine ähnliche Entwickelung andrer Begriffe ſchließen läßt. In beiden zeigt ſich das echt philoſophiſche Streben nach Aufhebung der Gegenſätze, die aber nicht bis zur Vermittelung fortſchreitet. Der Begriff der Bewegung zuerſt ſpielte in der Dialektik jener Zeit eine höchſt bedeutende Rolle. Denn, nachdem Heraklitus in dem ewigen Fluſſe der Dinge das Grundgeſetz alles Daſeins gefunden hatte, war es das Hauptbeſtreben der ſpätern Eleatiker, durch alle Künſte der Dialektik jenen Fluß zur Ruhe zu bringen [14]), und das Eine, Unwandelbare, Bewegungsloſe als das allein Wahre zu retten. Dieſer Kampf aber für die Ruhe und gegen die Bewegung, der ſich in der megariſchen Schule fortpflanzte und eine Reihe ſogenannter Paralogismen hervorrief [15]), in welchen der innere Widerſpruch der gemeinen Vorſtellung mit ſich ſelbſt treffend und geiſtreich an einzelnen Beiſpielen gezeigt wird, grenzte zunächſt an die höchſten Ausgangspunkte alles Denkens, an die Frage, ob das, was wir Seiendes nennen, ein ewig ſeiendes oder ein ewig werdendes ſei; denn jedes Werden iſt Bewegung, jedes Sein Ruhe [16]). Daher knüpfte ſich an den Streit gegen die Bewegung zugleich der Streit gegen alle concrete Beſtimmtheit des Einzelnen, gegen alle Beſonderung des Einen, Allgemeinen, gegen alles Werden überhaupt, das mit dem reinen Begriffe des Seins im unauflösbaren Widerſpruche ſtehe [17]).

---

7) So bei *Strabo*, XVII. p. 838. *Sext. Empir.*, Adv. Grammat. I, 310 nennt ihn *διαλεκτικώτατος*; vgl. *Cicero*, De fato, c. 6. Über die vielfache Anwendung des Namens Dialektiker auf die verſchiedenartigſten Syſteme, worin die Auflöſung des echten Gehaltes der Philoſophie in leerem Formalismus ſich ausſpricht, vgl. *Fabric.* Bibl. gr. II. p. 626. Harl. *Deycks*, De Megaricorum doctrina, p. 8. 8) Daher ſie auch Eriſtiker hießen; ein Prädicat, das *Arist.*, Phys. I, 2. 3 zuerſt der eleatiſchen Dialektik beilegt, und dann, wie es ſcheint, auf die megariſche überträgt. Vgl. *Diog. L.* II, 106. 9) So verdankt beim Ariſtoteles die genaue und tief eindringende Entwicklung der Begriffe des Seins und Nichtſeins, der Bewegung, der Möglichkeit und Wirklichkeit, des Einzelnen und Allgemeinen, ihre nächſte Veranlaſſung der eleatiſchen und megariſchen, auf dieſe Punkte gerichteten, Polemik. Die Dialektik der Stoa war in gewiſſem Sinne nur eine Fortſetzung der megariſchen; Zeno ſelbſt hörte den Stilpo ſehr eifrig (*Diog. L.* II, 120. VII, 24) und, nach Einigen, auch den Diodoros. (*D. L.* VII, 25.) 10) Vgl. den Artikel **Euklides von Megara**. 11) Dahin gehört namentlich, daß er, alle parabotiſche Lehrweiſe (*τὸν διὰ παραβολῆς λόγον*) verwerfend, den beſtimmteſten und eigentlichſten Ausdruck der philoſophiſchen Wahrheit foderte. *Diog. L.* II, 107. 12) Daß auch äußerlich zwiſchen beiden Schulen der genaueſte Zuſammenhang beſtand, ſehen wir aus der Notiz bei *Diog. L.* II, 106, daß Euklides, obgleich Zuhörer des Sokrates, doch auch des Parmenides Syſtem eifrig getrieben habe. Vgl. den Art. **Eleatische Schule**.

13) Auch dies zeigt ſich in der äußern Geſchichte dieſer Schule, die, nachdem ſie noch einmal im Stilpo hell aufglänzte, plötzlich erloſchen zu ſein ſcheint, während die übrigen Syſteme jener Zeit noch Jahrhunderte beſtanden. 14) Daher *οἱ τοῦ ὁλουστασιῶται* bei *Plato*, Theaet. p. 181 a., der humoriſtiſch das andre Extrem den Fließenden (*οἱ ῥέοντες*) beilegt. Die Argumente des Zeno von Elea gegen die Bewegung beſpricht ausführlich *Arist.*, Phys. VI, 9. Vgl. über Parmenides: *Brandis*, Commentatt. Eleat. p. 118 sqq. 15) So namentlich den berühmten Achilles, welcher keine andre Tendenz hatte, als den Begriff der Bewegung in ſeinem innern Widerſpruche darzuſtellen; vgl. *Arist.* Phys. VI, 9, der ihn Zeno, dem Eleatiker, zuſchreibt; nach *Diog. L.* IX, 23 wurde ſogar Parmenides als erſter Erfinder deſſelben genannt. Der Sorites faßte dieſelbe Schwierigkeit von einer andern Seite. 16) Hieraus iſt zu erklären, daß Ariſtoteles den Begriff der Bewegung, der bereits von Plato im Sophiſten ſehr ſcharf beſtimmt war, in der Phyſik ſo gründlich analyſirt, und auch in andern Unterſuchungen (de anima I, 3 und öfter) immer erſt die Realität dieſes Begriffes, als Grundlage weitrer Forſchung, zu erweiſen ſich bemüht. 17) Auch hier war Zeno der Eleatiker das Vorbild der Megariker; ihm gehört das Argument im Weſentlichen an, das *Sext. Empir.*, Hypot.

Diodoros nun bediente ſich folgendes Arguments gegen die Vorſtellung von räumlicher Bewegung: Wenn etwas bewegt wird, ſo wird es entweder in dem Orte bewegt, in welchem es iſt, oder in einem andern; wenn aber das erſtre, ſo würde es nicht bewegt ſein, ſondern ruhen; wenn das letztre, wie könnte es dann in einem Orte thätig ſein, in welchem es nicht einmal iſt? mithin wird nichts bewegt[18]). Das Weſentliche dieſes Arguments beruht auf dem innern Widerſpruche der Vorſtellung vom Raume, die abſtract und in ihrer Leerheit aufgefaßt, ſich in eine Unendlichkeit der Punkte auflöſt und ſomit die Fixirung irgend eines einzelnen Punktes durch den feſthaltenden Begriff unmöglich macht, ſodaß niemand ſagen kann: etwas bewegt ſich oder ruht an dieſem oder jenem Orte, ſondern in dem unendlichen Gewirre der Punkte alles Hier und Dort, mithin zuletzt alle Ruhe ſowol als Bewegung verſchwimmt und verſchwindet. Um dieſem Widerſpruche zu entgehen, erklärte Diodoros, nach dem Vorgange der Eleatiker, daß alles Fortrücken von Punkt zu Punkt, alle Bewegung alſo, unmöglich ſei, indem bei der unendlichen Menge von Punkten der Punkt, den das Bewegte in ſeinem Fortgange verläßt, von dem Punkt, an dem es anlangt, ſich zuletzt gar nicht mehr ſondern laſſe, vielmehr, da der Unterſchied des einen von dem andern zu einem Geringſten oder vielmehr zu einen Nichts wird, die unendliche Theilbarkeit der räumlichen Punkte ſich nothwendig ſelbſt aufheben müſſe und nur der Begriff des einen, untheilbaren, nicht in Punkte zerfallenden Raumes, als das Wahre der Vorſtellung übrig bleibe. Dieſe Löſung, die doch immer nur ein Zerhauen des Knotens iſt und mit einem gewaltſamen Sprung über die Realität aller quantitativen Anſchauung ſich hinwegſetzt, blieb daher unvollkommen und ungenügend, um ſo mehr, da bereits Plato (im Theätet, und tiefer im Sophiſten), und Ariſtoteles (beſonders in der Phyſik und Metaphyſik) den wahren Begriff der Bewegung und die eigentliche Stelle, die demſelben, ſowie den quantitativen Anſchauungen und Begriffen überhaupt, ein Organismus des Denkens zukommt, klar und richtig aufgefunden hatten. Da nun aber Diodor, von der unendlichen Theilbarkeit des Raumes abſtrahirend, zu der Untheilbarkeit des Raumes gelangt war[19]), die von ſelbſt alle Bewegung unmöglich machte, ſo führte ihn fortgeſetzte Forſchung dahin, daß auch das den Raum Erfüllende, das Ganze der Körperwelt, als unendlich theilbar, zuletzt doch ebenfalls wieder als ein Untheilbares gedacht werden müſſe; denn, ſoſehr ſich auch die Phantaſie bemüht, die Vorſtellung einer unendlichen Theilung in ſich aufzunehmen, immer findet der Verſtand zuletzt ſeine Grenze in einem Untheilbaren, worüber er nicht hinaus kommt. So erklärt ſich die von vielen Seiten her beſtätigte und daher im Weſentlichen unverwerfliche Notiz, daß Diodor gelehrt habe, das Ganze beſtehe aus kleinſten und untheilbaren Theilen[20]), und ſei dadurch mit der Atomenlehre des Leucippus und Demokritus zuſammengetroffen. Wir haben hier ein Beiſpiel, wie oft von den verſchiedenſten Geſichtspunkten aus (denn die Lehre der Megariker war der Lehre der Atomiſten faſt diametral entgegengeſetzt) einſeitige Syſteme in gleichen Reſultaten ſich begegnen; denn ſo wenig Diodor geneigt war, ein zufälliges Werden des Ganzen aus Atomen einzuräumen, da er ja alles Werden negirte, ſo blieb ihm doch, eben weil er das Werden aufhob und das ſtarre Sein in ſeiner Unerſchütterlichkeit feſthielt, nichts übrig, als das in ſich geſchloſſene, ſtets fertige, nie ſich beſtimmende oder entwickelnde Ganze als untheilbar zu denken, um der unendlichen Theilbarkeit auszuweichen; da nun aber der einmal angenommene Begriff des Ganzen nicht umfaßt werden konnte ohne den Begriff der Theile, ſo fand er das Ganze als zuſammengeſetzt aus unendlich vielen untheilbaren Theilen, oder vielmehr, ihm zerfiel der Begriff des Ganzen von ſelbſt in den Begriff einer unendlichen Menge untheilbarer Theile, die er aber, da jeder in ſich wieder den Begriff des urſprünglichen Ganzen darſtellt, als räumlich begrenzt denken mußte[21]). So blieb auch der Begriff der Totalität und Partialität bei ihm ein widerſprechender, und auch hier war es dem Ariſtoteles gegeben, nach Überwindung des Widerſpruches die wahre Bedeutung jener Begriffe aufzudecken[22]). Den Begriff des untheilbaren Körpers gebrauchte nun Diodor in einer volleren Argumentation gegen die Bewegung, um zu zeigen, daß, da die beiden Factoren der Bewegung, Körper und Raum, untheilbar ſeien, auch die Bewegung ſelbſt unmöglich ſei, indem jeder untheilbare räumliche Punkt von einem untheilbaren Körperganzen ausgefüllt ſei[23]). Auch die Unterſcheidung des Raumes in den engern (*κατ᾽ ἀκρίβειαν*) und weitern (*κατὰ πλάτος*[24]) ſcheint vom Diodor herzurühren, der dadurch den untheilbaren Punkt von dem ganzen untheilbaren Raum unterſcheiden und zugleich ihre Identität feſtſetzen wollte. Zugleich aber hing mit dem Begriffe der Bewegung nothwendig noch ein andrer Begriff, der als Product derſelben angeſehen werden kann, zuſammen:

Pyrrh II, 22 gegen das Werden mittheilt, und mit dem Argumente des Diodor gegen die Bewegung genau verknüpft.

[18] In dieſer einfachſten Form wird der dem Zeno (cf. Pseudo-Aristoteles de Xenophane, Zenone et Gorgia) entlehnte Beweis mitgetheilt von *Sext. Empir.*, Hypot. Pyrrh. II, 22 und Adv. mathemat. I, 310.

[19] *Sext. Empir.*, Adv. mathem. X, 85.

[20] Vgl. *Sext. Empir.*, Adv. mathem. IX, 363, wo Diodor mit Demokrit und Anaxagoras zuſammengeſtellt wird, weil er annehme *ἐλάχιστα καὶ ἀμερῆ σώματα*. Bei *Stobaeus*, Eclog. phys. I. p. 310 wird noch die Beſtimmung hinzugefügt: *ἄπειρα μὲν κατὰ τὸν ἀριθμὸν, ὡρισμένα δὲ κατὰ τὸ μέγεθος*. *Eusebius*, Praep. evangel. XIV, 23 ſtellt den Diodor wegen dieſer Lehre ganz in die Reihe der Atomiſten.

[21] Vgl. Not. 20, die Stelle des Stobäus. Nach der Stelle im Euſebius hätte er auch zuerſt das Wort *ἀμερής* gebildet.

[22] Die Hauptſtelle: *Arist.* Metaphys. IV. p. 116. *Brandis.*

[23] In dieſer Form erſcheint das Argument bei *Sext. Empir.*, Adv. math. X, 85, wo es heißt: *τὸ ἀμερὲς σῶμα ὠφείλει ἐν ἀμερεῖ τόπῳ περιέχεσθαι*. Kurz vorher war die Lehre von den kleinſten Körpern, als Grundlage dieſer dem Diodor gewiß eigenthümlichen Beweisform, wiederholt.

[24] *Sext. Empir.*, Hypot. Pyrrh. III, 75, 119, wobei freilich Diodor nicht genannt wird; da indeſſen kurz vorher von ſeiner Bewegungslehre die Rede war, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß auch dieſe Diſtinction einen Theil ſeiner Dialektik machte.

der Begriff der Zeit; die Dialektik des Diodoros wandte ſich daher auch hier auf die gewöhnliche Vorſtellung, welche eine dreifache Beſtimmung der Zeit als Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft annahm, und deshalb die Bewegung dachte als Übergang aus dem vergangnen Sein durch ein gegenwärtiges Werden in ein zukünftiges Sein. Natürlich mußte Diodor (auch hierin nicht ohne Vorgänger), wie er das Werden verbannte, auch die Realität der Gegenwart beſtreiten, die, gleich dem räumlichen Punkt, im unſtäten Schweben zwiſchen Vergangenheit und Zukunft ſich ſelbſt beſtändig aufhebt. Daher bediente er ſich, um den aus einer Bewegung oder ſonſtigen in die Zeit fallenden Veränderung hervorgegangenen Zuſtand zu bezeichnen, der Formel: etwas iſt bewegt (κεκίνηται), wird aber nicht bewegt[25]. Schon der einfache Menſchenverſtand konnte ihm hier die Inconſequenz nachweiſen, daß er ein Gewordenſein annehme, und doch das Werden beſtreite, oder eine Vergangenheit ſtehen ließ, der doch eine vermittelnde Gegenwart, wenn auch nur als Moment, voraufgegangen ſein müſſe. In der That blieb Diodor nebſt ſeiner ganzen Schule auch hier auf halbem Wege ſtehen, indem er den Widerſpruch des Begriffes der Zeit erkannte und doch, in Ermangelung einer höhern Löſung, in denſelben wieder zurückfiel. Doch ſuchte er ſeinen Satz ſcharfſinnig zu retten, indem er, das Beiſpiel von einer räumlichen Bewegung hernehmend, ſagte[26]: Wenn ein Ball gegen das Dach geworfen wird, ſo könne man nicht ſagen, er berühre das Dach, denn in dem Moment, der Berührung ſei dieſe auch ſchon vollendet, vorher aber noch nicht begonnen; mithin komme alles auf den Moment zurück, der kaum begonnen auch ſchon verfloſſen ſei, folglich im Begriffe nicht fixirt werden könne; daher dürfe nur geſagt werden, der Ball habe das Dach berührt, und das Gewordenſein habe immer ſeine Wahrheit, auch wenn das Werden oder die Gegenwart als unwahr und als Schein erkannt werden müſſe. Conſequent ausgebildet mußte dieſe Deduction nothwendig zur Aufhebung aller Zeit hintreiben; doch ſcheint Diodor hier ſo wenig, als bei ſeiner Raumlehre, bis zu der äußerſten Conſequenz fortgegangen, ſondern im Widerſpruche ſtehen geblieben zu ſein.

Eine andre Form, die Diodor ſeiner Polemik gegen die Bewegung gab[27], iſt minder wiſſenſchaftlich und hängt mit der obenerwähnten Lehre von unendlich vielen kleinſten Körpertheilchen zuſammen; er ſagt: Die Bewegung iſt eine doppelte, eine totale, (κατ' εἰλικρίνειαν), wobei alle Theile ſich bewegen, der ganze Körper durch den ganzen Raum (ὅλον δι' ὅλου), und eine partielle, (κατ' ἐπικράτειαν), wobei die meiſten Theile ſich bewegen, einige aber ruhig bleiben; und ſetzt die totale Bewegung nothwendig die partielle als eine frühere voraus; denn, wo alle Theile ſich bewegen, müſſen einige zuerſt den Anfang der Bewegung gemacht haben; mithin gibt es keine totale Bewegung ohne die partielle; die partielle Bewegung aber iſt undenkbar; denn wenn zwei untheilbare Theile eines Ganzen ſich bewegten, ein dritter aber ruhig bliebe, und es käme ein vierter, fünfter ꝛc. hinzu, ſo würde das Ganze dennoch noch immer ein Bewegtes ſein; nun aber kann ich mir dies Hinzukommen neuer Theile bis ins Unendliche fortgeſetzt denken, ohne daß dadurch die Bewegung aufhörte; dies aber würde ungereimt ſein, da doch die partielle Bewegung nur dann entſtehen kann, wenn die Mehrheit der Theile ſich bewegt; wo iſt alſo die Grenze der Bewegung? und wie läßt ſich ein Ganzes theilweiſe bewegt, theilweiſe unbewegt denken? — Dieſe ſophiſtiſche Ausführung iſt durchaus dem verrufenen Trugſchluſſe vom Haufen, dem Sorites, ähnlich[28], der aber doch, als Darſtellung der innern Unbeſtimmtheit des Begriffes der Zahl und des unendlichen, grenzenloſen, ſich ſelbſt immer zugleich ſetzenden und aufhebenden Fortſchreitens derſelben in der Geſchichte der Logik ſeine Bedeutung hat.

Gleiches Streben nach Aufhebung der Differenz und nach abſtracter Identität zeigt ſich in ſeiner Lehre vom Möglichen, die ſchon den Alten als Fatalismus erſchien[29], und auf die Lehre der Stoiker ſicherlich nicht ohne Einfluß geblieben iſt[30]. Die Megariker zuerſt hatten, wie es ſcheint, das Verdienſt, den Begriff des Möglichen einer tiefern Unterſuchung zu unterwerfen, wozu ſie in ihrer Theorie eines ſtarren, in ſich geſchloſſenen Seins des Ganzen den nächſten Anlaß fanden; denn wenn Alles iſt, nichts wird, ſo hört der Begriff des Könnens auf, der nur möglich iſt, wenn ein Nichtſeiendes gedacht wird, das aber ein Seiendes werden könne; ſo ſtand der Begriff der Möglichkeit in engſter Verbindung mit dem Begriffe des Werdens, und der Gegenſatz des Möglichen und Wirklichen war eine höhere Fortbildung des Gegenſatzes von Seiendem und Nichtſeiendem. Da nun die Megariker das Nichtſeiende und das Werden leugneten, konnten ſie auch nur ein Wirkliches anerkennen, und mußten das Mögliche ganz aus ihrer Logik verweiſen,

---

25) *Sext. Empir.*, Adv. mathem. X, 48, 85: *κινεῖται μὲν οὐδὲ ἕν, κεκίνηται δέ.* Ähnlicher Formeln hatten ſich ſchon frühere Megariker, vielleicht auch jüngre Eleatiker, bedient, wie man aus *Arist.*, Phys. I, 2 ſieht; denn dort erwähnt Ariſtoteles ſpäterer Philoſophen, die, wie Lykophron, das Sein geleugnet hätten, während Andre durch die Formel: Der Menſch iſt nicht gehend, ſondern geht, er iſt nicht weiß, ſondern weiß geworden, zugleich das Sein zu negiren und das Prädicat zu retten glaubten. Vgl. Ritter im Rhein. Muſeum, 1828, S. 295—335. Den richtigen Zeitbegriff ſtellt dagegen *Arist.*, Phys. IV—VI.

26) *Sext. Empir.*, Adv. math. X, 97—103. Ganz trivial iſt das zuerſt gebrauchte Beiſpiel, daß man von zwei Menſchen, die im Laufe deſſelben Jahres heirathen, wol ſagen könne: *ἔγημαν*, aber nicht: *γαμοῦσι*. Wie Diodor von ſeinem Arzte Herophilus wegen der Bewegungstheorie perſiflirt wurde, darüber vgl. *Sext. Empir.*, Hypot. Pyrrh. II, 245.

27) *Sext. Emp.*, Adv. mathem. X, 117 sqq.

28) Diodor ſelbſt bedient ſich in der Ausführung des Beiſpiels vom Haufen. Über dieſen Schluß, den Diog. Laert. dem Eubulides zuſchreibt (vgl. den Artikel Eubulides) ſ. Menage zu dieſer Stelle.

29) *Cicero*, De fato, cap. 9. Epist. ad fam. IX, 4.

30) Wenigſtens ſchrieb Chryſippus, der tiefſte unter den Stoikern, gegen jene Anſicht vier Bücher: *περὶ δυνατῶν*; *Diog. Laert.*, VII, 191. Die bekannte ſtoiſche Lehre von der *εἱμαρμένη* als dem Geſetze der Welt, die zuerſt Chryſippus befeſtigte (*Stob.*, Eclog. Phys. I, p. 180) war ohne Zweifel zunächſt durch die megariſche Dialektik über jene Begriffe angeregt.

indem ſie den Satz aufſtellten: Nur das Wirkliche ſei möglich, das Nichtwirkliche aber unmöglich; nichts ſei daher möglich, ohne zugleich ein Wirkliches zu ſein, und der Begriff der Möglichkeit in ſich ſelbſt ein nichtiger. Können und Wirken, Kraft und That, ſei immerdar und weſentlich Eins[31]. Dieſer Punkt, der vom Ariſtoteles auf das Gründlichſte erörtert war, ſodaß beide Begriffe in ihrer weſentlichen Differenz gerechtfertigt wurden, beide aber in einem Höhern zuſammenkamen, in der Idee der ſelbſtthätigen Zweckbeſtimmung des Geiſtes, bot den ſpätern Megarikern noch reichen Stoff zur Polemik gegen jenen großen Philoſophen, den ſie ſchwerlich gnügend verſtanden[32]. So ſagt Diodor[33]: Das allein kann geſchehen, was entweder wirklich iſt, oder wirklich ſein wird; alles aber, was geſchehen wird, iſt nothwendig, und was nicht geſchehen wird, kann auch nicht geſchehen. Daher iſt alles Geſchehende nothwendig, und das Zukünftige ebenſo feſt und unveränderlich, als das Vergangne. Schon Cicero[34] ſah richtig ein, daß hierin noch nicht die blinde Nothwendigkeit des Schickſals ausgeſprochen ſei, ein Gedanke, der jener Schule fremd war, ſondern daß es dem Diodor nur auf die Beſtimmung der Wörter und Begriffe ankomme; nur, daß dieſer ſich mit der Behauptung der Identität jener drei Begriffe begnügte, ohne zu unterſuchen, ob nicht in gewiſſen Sphären des Denkens die Trennung derſelben nothwendig und wie die wahre Vereinigung derſelben im concreten Begriffe zu begründen ſei. Gleichwol muß grade in dieſer Darſtellung das tiefre und tüchtige Beſtreben der Megariker, und des Diodor insbeſondre, gegen die verworrenen Vorſtellungen der Menge von Zufall, Nothwendigkeit und Möglichkeit, dieſe Wörter im oberflächlichſten Sinne genommen, anzukämpfen, gebührend anerkannt werden; die einmal als Grundſatz aufgeſtellte unwandelbare Einheit des Seienden oder Ganzen mußte freilich auch hier die eigenthümliche Beſtimmtheit der verſchiednen logiſchen Begriffe gewaltſam vernichten, während Ariſtoteles eben in der genaueſten Analyſe jener Begriffe erſt ihre wahre Einheit fand. Wie nun Diodor, im Sinne ſeiner Schule, in der Logik alle Differenz des Begriffes, in der Phyſik alles ſucceſſive Werden durch Veränderung oder Bewegung, alle örtliche und zeitliche Vielheit fruchtlos aufzuheben verſuchte, ſo war ihm auch die Sprache, der nothwendige Ausdruck des Gedankens, ein feſtes, ſtarres Syſtem identiſcher Begriffe; daher ſtellte er den Satz auf: Kein Wort iſt doppelſinnig; niemand ſpricht oder denkt Doppelſinniges, und nie darf es den Anſchein haben, als ſage der Sprechende etwas andres, als was er ſelbſt beim Sagen denkt oder empfindet; was daher gewöhnlich doppelſinnig heißt, iſt eigentlich nur Dunkelheit im Ausdruck, indem ein Andrer den Sprechenden falſch verſteht[35]. Ihm ſtellte Chryſippus, der, wie die meiſten Stoiker, ſich mit Vorliebe grammatiſchen Unterſuchungen zuwandte, den Satz entgegen, daß jedes Wort eine Mehrheit von Bedeutungen in ſich ſchließe, die aber durch einen Grundbegriff zuſammengehalten würden[36]. Hiedurch war der Grund zu einer philoſophiſchen Sprachforſchung gelegt, die nach der Anſicht des Diodor, der auch hier das Concrete aufhob, ohne Inconſequenz nicht möglich war.

Noch haben wir endlich eines Punktes zu gedenken, der zum Theil der Logik, zum Theil der Sprachphiloſophie angehört, der Lehre des Diodor vom hypothetiſchen Satz. Es war namentlich die Lehre vom Urtheil und Schluſſe, welche den Megarikern ſehr bedeutende Beſtimmungen verdankte, und hier iſt uns vom Diodor ein Satz erhalten, der ſich auf die formelle Richtigkeit des Urtheils bezog, und wahrſcheinlich die Stoiker veranlaßte, die Lehre von den Kriterien des Wahren, inſofern das Wahre in richtiger Form und Verbindung der Urtheile beſtehe, gründlicher zu entwickeln. Nämlich Diodor beſtritt gegen Philo[37], daß ein hypothetiſcher Satz richtig verbunden (ein *ὑγιὲς συνημμένον*) wäre, ſobald es möglich ſei, daß zwar der bedingende Vorderſatz wahr, der bedingte Nachſatz aber falſch ſei, mithin aus Wahrem Falſches folgen könne; denn, während Philo drei richtige Verbindungen des hypothetiſchen Satzes annahm, die erſte, wo der Vorderſatz wie der Nachſatz wahr ſei (z. B. wenn Tag iſt, ſo iſt Licht); die zweite, wo der Vorderſatz wie der Nachſatz falſch ſei, (z. B. wenn die Erde fliegt, hat ſie Flügel); die dritte, wo der Vorderſatz falſch, der Nachſatz wahr ſei (z. B. wenn die Erde fliegt, ſo iſt ſie), und nur die vierte als falſch bezeichnete, wo der Vorderſatz wahr, der Nachſatz aber falſch ſei (z. B. wenn Tag iſt, ſo iſt Nacht) ſo ſagte dagegen Diodor, daß nur das eine richtige hypothetiſche Verknüpfung ſei, wovon es unmöglich wäre, daß ſie jemals, vom Wahren ausgehend, im Falſchen endigen könne. So ſei der Satz: Wenn es Tag iſt, rede ich, unwahr; denn, da das Reden ebenſo gut unterbleiben könnte, ſo finde zwiſchen beiden Gliedern durchaus keine nothwendige, innere Verbindung ſtatt, ſondern beide wären nur zufällig zuſammen, mithin die hypothetiſche Verknüpfung falſch[38]. Aus dieſem Beiſpiel iſt klar, daß Diodor das hypothetiſche Urtheil nicht unbedingt verwarf, ſondern nur, in vollkommener Übereinſtimmung mit Euklides und Stilpo[39], die wahre Bedeutung der Hypotheſis zu erkennen ſuchte, die er in dem innern, nothwendigen Zuſammenhange beider Glieder fand; dieſe aber führte ihn von ſelbſt wieder zu der Identität zurück, indem, genau genommen, ein ſolcher Zuſammenhang nur dann beſteht, wenn beide Glieder identiſch ſind, wo dann freilich die Form der Hypotheſis als eine überflüſſige ſich von ſelbſt aufhebt. Somit ſuchte Diodor, wie die Bewegung der Körper, ſo auch die innere logiſche Bewegung des Urtheils auf den abſtrakten, in ſich identiſchen Begriff zurückzuführen, worin Stilpo ihn fortſetzend ergänzte[40]. Außerdem ſoll er zwei berüchtigte Trugſchlüſſe, den **cornutus** und den **velatus**, erfunden haben[41].

---

[31] *Arist.*, Metaphys. IX, 3. p. 177. (Brandis) ſagt ſehr treffend, daß dieſe Leute, welche das Mögliche und Wirkliche abſolut identiſch ſetzen, ſowol die Bewegung als das Werden aufheben; denn in der That hing das Eine genau an dem Andern. Andre Stellen aus Ariſtoteles hat geſammelt *Deycks*, De Megar. p. 71 sq.

[32] So ſchrieb Eubulides gegen Ariſtoteles, *Diog. Laert.* II, 109, wobei jener Punkt gewiß in der erſten Reihe ſtand. Die Hauptſtellen bei Ariſtoteles über Möglichkeit und Wirklichkeit: Metaphys. IV. p. 104. IX. p. 175 sq. XI. p. 229. über Zufall und Nothwendigkeit: Phys. II, 4—9.

[33] Die Hauptſtelle bei *Cicero*, De fato, cap. 7: „Ille id solum fieri posse dicit, quod aut sit verum, aut futurum sit verum; et quidquid futurum sit, id dicit fieri necesse esse, et, quidquid non sit futurum, id negat fieri posse.“ Vgl. *Augustin.*, Civ. Dei V, 10.

[34] *Cicero*, De fato, cap. 9, wo der Fatalismus mehr den Stoikern, die eine unendliche Kette von Urſachen lehrten, als den den Begriff beſtimmenden Megarikern zugeſchrieben wird.

[35] *Gellius*, N. A. XI, 12: „Nullum verbum est ambiguum, nec quisquam ambiguum dicit aut sentit, neque aliud dici videri debet, quam quod se dicere sentit is, qui dicit.“

[36] *Diog. L.*, VII, 62. Darauf gingen ohne Zweifel die 17 Bücher des Chryſippus: *περὶ ἀμφιβολιῶν*, *D. L.* VII, 193, ein Gegenſtand, der die Sprachwiſſenſchaft ſehr nahe angeht. Vgl. *Quinctilian.*, VII, 10.

[37] Der Dialektiker Philo, mit welchem der Stoiker Zeno nach *D. L.* VII, 16 viel diſputirte, wohl zu unterſcheiden von dem viel ſpätern Akademiker; vermuthlich iſt es derſelbe, gegen deſſen Buch *περὶ σημασιῶν* Chryſippus eine Gegenſchrift abfaßte.

(Steinhart.)

DIODOROS von Tyrus, griechiſcher Philoſoph, Peripatetiker. Er war der Schüler und Nachfolger des Kritolaus[1], und der ſechſte in der Reihe der Ariſtoteliker, welche als Vorſteher ſeiner Schule ſein Syſtem fortpflanzten. Von ihm bis auf Andronikus von Rhodus, den eilften nach Ariſtoteles[2], iſt in der Reihenfolge dieſer Schule eine Lücke, die auf das geſunkene Anſehen oder geringe Talent ihrer Häupter ſchließen läßt[3]. Wie überhaupt die Peripatetiker, gebunden durch das allumfaſſende, feſtgeſchloſſene Syſtem des Meiſters, die Wiſſenſchaft im Weſentlichen nicht erweiterten, und nur in der Anwendung der allgemeinen Geſetze des Geiſtes auf den unermeßlichen Stoff phyſiſcher und ethiſcher Einzelnheiten, worin ſchon Ariſtoteles ſehr weit gekommen war, die Unterſuchungen des Meiſters fortführten oder modificirten, ſo hat ſich auch vom Diodoros nur ſein wenig eigenthümlicher Grundſatz der Ethik erhalten, daß mit dem höchſten Gut, oder der Glückſeligkeit, die der höchſte Zweck des freien Handelns ſei, auch Schmerzloſigkeit verbunden ſein müſſe[4]. Durch dieſe Formel, zu welcher zum Theil ſchon Hieronymus von Rhodus[5] übergegangen war, näherte er ſein ethiſches Syſtem zugleich dem Epikur und der Stoa vermittelnd an[6], gab aber die ſchöne Totalität des Lebens auf, die Ariſtoteles als höchſten Grundſatz ſeiner Ethik aufgeſtellt hatte[7], und erhob, wenn anders jener Ausdruck wirklich das Geſetz der Moral ſelbſt, nicht blos eine einzelne Beſtimmung deſſelben, enthalten ſollte, ein einſeitiges, negatives Moment der Lebensharmonie zum oberſten Grundſatze. Wie alle Philoſophen jener Zeit wollte er die Beredſamkeit aus dem Staatsleben ganz verbannt und auf Gerichte und Schulübungen beſchränkt wiſſen; eine nothwendige Folge der ganz verfallenen Freiheit und Gemeinſamkeit des helleniſchen Lebens[8]. Von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen wir nichts, als daß er etwa um das Jahr Roms 643 in Athen lehrte[9].

(Steinhart.)

DIODOROS aus Sinope, ein Dichter der mittlern Komödie, von welchem fünf Stücke erwähnt werden: *Αὐλητρὶς* (Athen. X. p. 431. C. und *Suidas* Tom. I. p. 594), *Ἐπίκληρος* (Athen. VI. p. 235. E. 239. B. *Suid.* l. c.), *Πανηγυρισταὶ* (*Suid.*). Ein Diodoros wird in einer zu Athen gefundnen Inſchrift bei Böckh (Tom. I. pars II.

---

[38] Die Hauptſtellen *Sext. Empir.*, Hypotyp. Pyrrh. II. c. 11. Adv. math. VIII, 112 sq. X, 97. *Cicero*, Academ. prior. II, 45. In der Logik der Stoiker ſpielte das Capitel von der richtigen Satzverbindung, beſonders vom hypothetiſchen Urtheil, eine bedeutende Rolle, wie man aus der von *D. L.* VII, 190 angeführten Schrift des Chryſippus *περὶ ἀληθοῦς συνημμένου* ſieht; vgl. VII, 71—78, wo einige Erklärungen über hypothetiſche und disjunctive Urtheile mitgetheilt ſind.

[39] Hieher ziehe ich den von *D. L.* II, 107 bewahrten Satz des Euklides, daß ein Beweis nur aus dem Schlußſatze, nicht aus den Prämiſſen widerlegt werden könne, indem hierin die Verwerfung des blos hypothetiſchen Verfahrens beim Schließen lag. Ebendahin führt auch des Stilpo berühmter Satz: Andres kann nicht von Andrem prädicirt werden (*Plutarch*, Adv. Coloten. p. 1120), der nur identiſche Urtheile übrig ließ.

[40] Vgl. Nr. 39; auch der andre berühmte Satz des Stilpo, daß die Gattungsbegriffe nichts und Dinge verſchiednen Namens auch wirklich verſchieden ſeien, führte, auf die Spitze getrieben, zur ſtarren Identität zurück; blieb man aber auf halbem Wege ſtehen, ſo verfiel man in den Fehler, den Plato ſchon, wie es ſcheint, dem Euklides vorwirft, daß er dem Einen ſofort ein Vieles ohne alle Vermittlung gegenüberſtellte (*Phileb.* p. 16) und, die Gemeinſchaft des Entgegengeſetzten aufhebend, die Begriffe ſtarr und unbeweglich, mithin unwahr, einander entgegenſtehen ließe. (*Soph.* p. 251 sq.)

[41] *D. L.* II, 112. Der Gehörnte iſt hinlänglich bekannt; das Sophisma deſſelben beruht auf dem ſcheinbaren Widerſpruche zwiſchen Sache und Ausdruck, worin die Megariker überhaupt unerſchöpflich waren. Vgl. *Gell.*, N. A. XVI, 2. Der *ἐγκεκαλυμμένος* beruht auf der Vermiſchung von Subject und Prädicat, zwiſchen denen die Megariker nur entweder Gegenſatz oder völlige Identität, ohne vermittelnde Copula, annahmen.

[1] *Cicero*, De orat. I, 11. De fin. V, 5.

[2] Der erſte Ordner der Ariſtoteliſchen Werke nach einem innern Principe. Vgl. *Porphyrii* vita Plotini, p. 17. Ed. Basil. Über ihn ſ. *Stahr*, Aristotelia. T. II. p. 129—134.

[3] *Brucker*, Hist. phil. I. p. 853.

[4] *Cic.*, Ac. Qu. pr. II, 42. De fin. II, 3. V, 5—8. *Clem. Alexandrin.*, Strom. I. p. 301, wo ſeine eignen Worte: *τὸ ἀνοχλήτως καὶ καλῶς*, angegeben werden. II, 415.

[5] Vgl. *Cic.*, De fin. II, 3. *D. L.* IV, 41. V, 68. Er ſetzte das höchſte Gut in Schmerzloſigkeit (de fin. V, 5), in das omni molestia vacare (ac. qu. pr. II, 42), das er aber keinesweges der voluptas gleichſetzte; er ſtand alſo der ſtoiſchen *ἀταραξία* bei weitem näher, als der epikuriſchen *ἡδονή*. Cicero zweifelt, ob er dem Hieronymus und Diodoros, bei ſo verändertem Grundſatze, noch den Namen von Peripatetikern geben dürfe.

[6] Beide entgegengeſetzte Lehr- und Lebensanſichten hatten doch einen gemeinſamen Ausgangspunkt, das unbedingte Streben nach geiſtiger Freiheit und Unabhängigkeit; ein noch nicht genug beachteter Charakter des Epikureismus, dem es an eigenthümlicher Größe und weltgeſchichtlicher Bedeutung ebenſo wenig fehlt, als dem Stoicismus.

[7] Eth. Nicom. I, 7 sq.: Die *εὐδαιμονία* war nur ein Moment des freien, ſich ſelbſt als einzigen Zweck ſetzenden und dieſen Zweck durch harmoniſche Thätigkeit in ſich vollbringenden, Geiſteslebens, worin das Weſen der Ariſtoteliſchen *ἀρετή* beſteht.

[8] Vgl. *Cic.*, De oratore II, 11. Schon Plato (Theaet. p. 172—177 und Ariſtoteles (Eth. Nicom. X, 7) hatten dem politiſchen Leben nur eine untergeordnete Stelle in der Ethik eingeräumt, und ſo den immer tiefer greifenden Zwieſpalt zwiſchen Schule und Leben weniger hervorgerufen als ausgeſprochen.

[9] *Cic.*, De orat. II, 11. In Athen hörte ihn der berühmte Redner L. Licinius Craſſus (geboren 613 a. u.) als Quäſtor aus Aſien zurückkehrend.

cl. V. nr. 231. p. 353) erwähnt, welcher unter dem Archon Diodimus (Ol. 106, 3.) zwei Komödien, *Νεκρὸς* und *Μαινόμενος* aufgeführt habe, und von Böckh für den Sinopeer gehalten wird. Siehe A. Meineke, Quaest. Scen. Spec. III. p. 54. Ein ſechstes Stück *Σώτειρα* betitelt, wird einem Diodoros in dem Florileg. *Stobaei* Tit. 125 ed. princ. beigelegt. Die folgenden Ausgaben ſchreiben es dem Dionyſius zu. Das wichtigſte unter dieſen Bruchſtücken iſt das beim Athenäus VI. p. 239. B. F., in welchem ein Paraſit den Urſprung ſeines Handwerks auf den Zeus zurückführt, welcher in jedes Haus eintrete, wo er einen gedeckten Tiſch ſinde, und noch überdies die Würde deſſelben durch das Feſt des Herakles begründet, zu welchem immer zwölf angeſehene Bürger als Paraſiten zugezogen würden. (*F. Jacobs.*)

DIODOROS aus Adramyttium, ein Rhetor und Anwalt, bekannte ſich zur Secte der Akademiker. Als Prätor (Strateg) der Städte ließ er, um ſich dem Könige von Pontus Mithridates gefällig zu machen, den Rath der Stadt ermorden, was ohne Zweifel geſchah, als jener König in dem Kriege mit Nikomedes durch Gewalt der Waffen und Verrath in Beſitz von Vorderaſien kam. Diodoros folgte dem König in ſein Reich; als jener aber beſiegt und ſeiner Macht beraubt war, büßte auch er für ſeine Thaten, und tödtete ſich zu Amiſus, um der Schmach bittrer Vorwürfe und Anklagen zu entgehen, durch Hunger. *Strabo* XIII. p. 614 (Tom. V. p. 410 sqq.). (*F. Jacobs.*)

DIODOROS ZONAS [1]) aus Sardes, ein Redner und Dichter, lebte zur Zeit des Königs von Pontus, Mithridates [2]). Als dieſer Aſien überzog, wurde Diodoros beſchuldigt, die Städte von ihm abwendig gemacht zu haben, vertheidigte ſich aber mit Erfolg [3]). Als Dichter ſcheint er ſich auf das Epigramm beſchränkt zu haben. Philippos, der ihn in den Kranz ſeiner Anthologie einflocht, führt ihn in dem Proömium (Anth. Pal. IV. 2. v. 11.) mit ſeinem Beinamen *Ζωνᾶς*, und als Lilie (*κρίνα*) auf. In der palatiniſchen Anthologie werden ihm ſechs, durch zierliche Anmuth und gewählte Sprache ausgezeichnete Epigramme beilegt, welche ſämmtlich die Überſchrift *Ζωνᾶ* führen [4]). Unter dieſe hat Brunck ein Diſtichon gemiſcht (Anal. T. II. p. 81), das in der Handſchrift *Διοδώρου*, ohne Beinamen überſchrieben, einen jüngern Diodoros angehört (S. Cathal. Poet. epigr. in den Animadverss. ad Anth. Gr. T. III. 3. p. 883 f.). — Aus demſelben Geſchlecht und derſelben Stadt war

DIODOROS, der Jüngere, der Zeitgenoſſe und Freund des Strabo (XIII. p. 628. Tom. V. p. 477.), auch Redner, wie der ältre, Verfaſſer hiſtoriſcher Werke und Dichter; dieſes aber, wie es ſcheint, in weitrer Ausdehnung; denn nach Strabo, hatte er lyriſche und andre Gedichte geſchrieben, in denen ſich der Styl des Alterthums kund gab *). Von ſeinen Schriften haben ſich nur Epigramme erhalten, die ſich vor andern nicht auszeichnen **). (*F. Jacobs.*)

DIODOROS aus Agyrium [1]) in Sicilien, und von ſeinem Vaterlande der Siculer, nie aber von ſeiner Vaterſtadt genannt [2]), lebte zu der Zeit des Julius Cäſar und Auguſtus. Daß er den Tod des Erſtern überlebte, iſt gewiß [3]), daß er aber noch nach dem J. d. St. 746 und der von Auguſtus verordneten Kalenderverbeſſerung gelebt habe, beruht auf einer misverſtandnen und untergeſchobenen Stelle [4]). Von ſeinem Leben iſt nichts bekannt, als was er ſelbſt berichtet, daß er zum Behufe ſeines Geſchichtwerkes beſchwerliche und gefahrvolle Reiſen gemacht [5]), und die Kenntniß der lateiniſchen Sprache, die er ſich in ſeinem Vaterlande durch den Umgang mit Römern erworben, in Rom ſelbſt zu demſelben Zwecke benutzt habe[6]). Von ſeinen übrigen Verhältniſſen iſt auch den ältern Schriftſtellern, die ihn erwähnen[7]), nichts bekannt geweſen. Nachdem er den Plan einer umfaſſendern Geſchichte, wie er bei keinem der Vorgänger fand, entworfen, und ſich, um die Irrthümer zu vermeiden, in welche jene verfallen waren[8]), durch Reiſen eine anſchauliche Kenntniß des Schauplatzes der Begebenheiten erworben hatte, arbeitete er, mit Benutzung aller Hülfsmittel, die ihm das weltbeherrſchende Rom bot, binnen einem Zeitraume von 30 Jahren eine allgemeine Geſchichte in 40 Büchern aus, der er den Titel einer Bibliothek gab[9]). Dieſes Werk hatte drei Haupttheile. Der erſte umfaßte in ſechs Büchern die mythiſche Zeit, und zwar in der erſtern Hälfte die Urgeſchichte der Nichtgriechen, in der zweiten vornehmlich die griechiſche. Die nächſten 11 Bücher gingen bis auf Alexanders Tod; der Reſt des Werkes bis zu dem Krieg, in welchem Julius Cäſar die Gallier bezwang, und die Herrſchaft Roms bis zu den britiſchen Inſeln erweiterte. In dem erſten Haupttheile folgen ſich die Begebenheiten ohne Beſtimmung der Zeiten (die in den beiden andern mit möglichſter Genauigkeit angegeben ſind), und umfaſſen, nach Diodors eigner Angabe[10]), mit Ausſchluß der vor-trojaniſchen Begebenheiten, einen Zeitraum von 1138 Jahren.

---

[1]) Dieſer Name, von dem mir kein anders Beiſpiel bekannt iſt, ſcheint einer von denen zu ſein, die durch Abkürzung im Gebrauche des gemeinen Lebens entſtanden ſind. S. *Lobeck*, De substantivis in *ᾶς* exeuntibus in Wolfs Liter. Analekten. 1. Thl. S. 49. [2]) Strabo, aus welchem dieſe Nachricht geſchöpft iſt (XIII. p. 627 sq. T. V. p. 476 sq. Ed. Tzsch.) ſagt von ihm: *ἀνὴρ πολλοὺς ἀγῶνας ἠνωνισμένος ὑπὲρ τῆς Ἀβίας*, wo der an ſich zweideutige Ausdruck wol am ſchicklichſten auf rhetoriſche und gerichtliche Kämpfe bezogen wird. So verſtand es auch Coray: il plaida plus d'une fois en faveur de l'Asie. [3]) Ohne Zweifel galt er für einen Freund der Römer, deren Gewaltthätigkeit und Härte damals die meiſten Städte dem Könige von Pontus zugeführt hatte. (S. *Plut.* Vit. Lucull. c. 7. *Appian.* De Bello Mitrid. c. 23. p. 674.) [4]) Nur einmal (Anth. Pal. VII, 365) lautet die überſchrift: *Ζωνᾶ Σαρδιανοῦ τοῦ καὶ Διοδώρου.*

*) *Μέλη καὶ ἄλλα ποιήματα τὴν ἀρχαίαν γραφὴν ἐμφαίνοντα ἱκανῶς. Strabo* l. c. **) Eins dieſer Epigramme (Anth. Pal. IX, 405) iſt an einen Druſus, ein andres (IX, 219) an einen Nero gerichtet, beide, wie es wahrſcheinlich iſt, Söhne des Germanicus (ſ. Anim. ad Anth. Gr. II, 2. p. 78, 79). Bei Brunck (Anal. V. P. T. II. p. 185) werden dem jüngern Diodoros einige beigelegt, die ihm nicht angehören. Nur diejenigen gehören ihm an, die in der palatiniſchen Anthologie *Διοδώρου* überſchrieben werden. Dieſer ſind zwölf. Von einem dreizehnten, welches *Διοδάρου Σαρδιανοῦ* überſchrieben iſt (IX, 219), kann dies auch nicht bezweifelt werden. Drei andre aber, von denen zwei (Anth. Pal. VII, 700, 701) den Zuſatz *γραμματικοῦ*, das dritte (VII, 235) *Ταρσέως* haben, gehören einem dritten Diodoros an, welchen Strabo (XIV. p. 675. T. V. p. 708) unter den Gelehrten von Tarſus anführt und als Grammatiker bezeichnet. Ein Grammatiker deſſelben Namens und deſſelben Vaterlandes wird in den Scholien zur Ilias erwähnt (*Villoison*, Anecd. T. II. p. 184), wahrſcheinlich derſelbe, den *Athenaeus* V, p. 180. E. als einen Gelehrten der Ariſtophaniſchen Schule (*Ἀριστοφάνειον*) bezeichnet, und von dem *γλῶσσαι ἰταλικαί* (*Athen.* XI, 479. A.), worunter Ausdrücke der in Italien gebräuchlichen doriſchen Mundart zu verſtehen ſind (vgl. *Erotiani* Gloss. Hippocr. p. 216. Ed. Franz. *Valcken.* ad Theocr. Adon. p. 294), eine Schrift gegen Lykophron (Daſ. XI. p. 478. B.) und eine andre von Gewichten, *περὶ σταθμῶν* (*Suid. τάλαντον.* T. III. p. 425. Schol. Venet. ad Il. ε. 576) angeführt wird. (S. *Fabric.*, Bibl. Gr. T. IV. p. 380. Ed. H.) Von der letzten Schrift finden ſich Bruchſtücke in einigen Handſchriften der Laurentina. S. *Bandin.*, Mss. gr. T. II. p. 607. T. III. p 150.

[1]) *Ἐξ Ἀγυρίου τῆς Σικελίας. Diod.* I, 4. [2]) *Διόδωρος ὁ Σικελιώτης. Athen.* XII. p. 541 F. *Suid. Δ. Σικελιώτης, ἱστορικός.* Beim *Plin.*, H. N. l. in Elencho Auctorum ad L. III. p. 11 und ad L. V. p. 13 Dionysius Syracusanus wahrſcheinlich durch Irrthum. [3]) *Suid.* I. p. 594: *γέγονεν ἐπὶ τῶν χρόνων Αὐγούστου Καίσαρος καὶ ἐπάνω.* Diodor ſpricht von Julius Cäſar als einem Vergötterten: *Γάϊος Ἰούλιος Καῖσαρ ὁ διὰ τὰς πράξεις προσαγορευθεὶς θεός.* I, 4. IV, 19. V, 21, 25. [4]) S. *Joh. Scaliger* ad Euseb. p. 156, und vergleiche damit die Ausleger I, 68. p. 79. Ed. W. [5]) *Μετὰ πολλῆς κακοπαθείας καὶ κινδύνων ἐπήλθομεν πολλὴν τῆς τε Ἀσίας καὶ τῆς Εὐρώπης.* I, 4.

Von dieſer weitläufigen Compilation hat ſich nur ein kleiner Theil erhalten, nämlich die fünf erſten Bücher, in denen die Mythen der Ägypter und Aſſyrier, der Äthiopier und Griechen, und nebſt jenen die Urgeſchichte der Chaldäer, Meder, Inder und andrer Völkerſchaften erzählt wird; dann das 11. bis zum 20. Buche. Dieſer Abſchnitt beginnt mit dem zweiten perſiſchen Kriege (Ol. 75, 1.), und endet in der Geſchichte der Nachfolger Alexanders (Ol. 119, 4.) unmittelbar vor der Schlacht bei Ipſus und der Theilung des makedoniſchen Reichs. Von den übrigen zwanzig Büchern, ſowie aus der Lücke vom ſechsten bis zum eilften Buche haben ſich nur einzelne, obgleich zum Theil anſehnliche Bruchſtücke erhalten[11]), die doch für den großen Verluſt eines ſo langen Zeitraums nur eine geringe Entſchädigung geben. Die öfter zu verſchiednen Zeiten wiederholte Sage von Handſchriften des ganzen vollſtändigen Werkes hat ſich immer als Irrthum und Täuſchung bewieſen. Auch in der verſtümmelten Geſtalt, in der wir das Werk beſitzen, enthält es einen Schatz von Nachrichten, die uns ohne daſſelbe mangeln würden, und aus verlornen Schriftſtellern geſchöpft ſind. Daß er dieſe nur ſelten nennt, iſt ihm nicht ſehr zur Laſt zu legen, da er hierin der Gewohnheit ſeiner Zeit folgt; doch iſt es ein Mangel, der das Urtheil über ſeine Glaubwürdigkeit erſchwert und durch Vermuthungen nie vollſtändig gehoben werden wird[12]). An dem Willen des Geſchichtſchreibers, Wahres zu erzählen, haben wir keine Urſache zu zweifeln; auch iſt es zu loben, daß er ſich dem Misbrauch entgegenſetzt, der durch die Geſchichtſchreiber der Feldzüge Alexanders zuerſt oder doch ganz vorzüglich eingeriſſen war, die Geſchichte zu einem Gegenſtande ergötzlicher Unterhaltung zu machen; ſowie er auch diejenigen tadelt, die ihre Erzählungen mit ſelbſtgefertigten Reden ſo reichlich ausfüllten, daß dadurch die Begebenheiten faſt zur bloßen Zugabe würden[13]). Dagegen wird er auf der andern Seite durch die Vorſtellung von dem ethiſchen Nutzen der Geſchichte vielleicht

---

6) I, 4 ſagt er, daß er ſich längere Zeit in Rom aufgehalten habe.

7) *Justin. Mart.* coh. ad Graec. p. 10. *Euseb.* Praep. Ev. I, 6 und Andre wiederholen blos, was ſie beim Diodoros ſelbſt geleſen hatten.

8) *Πολλὰ γὰρ παρὰ τὰς ἀγνοίας τῶν τόπων διήμαρτον οὐχ οἱ τυχόντες μόνον τῶν συγγραφέων, ἀλλά τινες καὶ τῶν τῇ δόξῃ πεπρωτευκότων. Diod.* I, 4.

9) Die Meinung des gewählten Titels erhellt aus dem, was Diodor am Ende des dritten Capitels von Mühe ſagt, die derjenige aufbieten müſſe, der nach einer vollſtändigen Kenntniß der Völker und Begebenheiten ſtrebe, wozu ſchon das Herbeiſchaffen der nöthigen Bücher nicht leicht ſei. Sein Werk alſo, das die hiſtoriſchen Nachrichten aller Zeiten zur Bequemlichkeit der Leſer in einer zuſammenhängenden Erzählung darböte, ſollte, ſeiner Abſicht nach, die Stelle einer ganzen geordneten Bibliothek vertreten. In dem Titel ſelbſt weichen die Alten ab. Beim Euſebius a. a. O. heißt er *Βιβλιοθήκη ἱστορική*. Ebend. II. p. 33 u. 36: *βιβλιοθῆκαι*. Juſtin. Mart. a. a. O.: *ὁ τὰς βιβλιοθήκας ἐπιτεμὼν ἐν τριάκοντα ὅλοις ἔτεσιν. Plin.* H. N. Praef. p. 5, 4. Diodorus *βιβλιοθήκην* (al. *βιβλιοθήκας*) historiam suam inscripsit. Sonderbar abweichend ſagt *Athenaeus* XII. p. 541. F. *Διόδωρος ὁ Σικελιώτης ἐν τοῖς περὶ Βιβλιοθήκης*, wobei Caſaubonus und Andre anſtoßen. Das erſte und ſiebzehnte Buch ſind der Gleichförmigkeit wegen getheilt, was bisweilen Irrthum im Zählen der Bücher verurſacht hat. Einigen Büchern ſcheint Diodor eigne Titel von dem Inhalte gegeben zu haben. Das fünfte Buch wenigſtens nennt er ſelbſt (V, 2) *νησιωτικήν*.

10) l. c. 4 und 5. Vgl. *Photii* Bibl. cod. 70.

11) Eine Anzahl ſolcher Bruchſtücke hat Photius Bibl. cod. 244 aus dem 31. bis zum 33., aus dem 36. 37. 38 u. 40. Buch aufbewahrt. Andre haben ſich in den Excerpten der großen hiſtoriſchen Sammlung des Kaiſers Conſtantinus Porphyrogeneta erhalten, aus welcher das Capitel de Legationibus von Fulv. Urſinus (Antwerpen 1582. 4.), Dav. Höſchelius (Augsb. 1603. 4.) und Henr. Valeſius (Paris 1648. Fol.). Das Capitel de Virtutibus et Vitiis iſt aus dem Cod. Peiresciano von Valeſius (Paris 1634. 4.) und das Capitel de Sententiis (*περὶ γνωμῶν*) von Angelo Mai in der Collect. nova Scriptorum vett. T. II. p. 1—131 und 568—570 herausgegeben worden. Dieſe letztern Auszüge, aus dem 7. bis 10., dem 21. bis 40. Buche genommen, ſind um Vieles verbeſſert, beſonders herausgegeben in *Diodori* Bibliothecae historicae Excerpt. Vatic. ex rec. *Lud. Dindorfii.* (Lips. 1828.) Aus einer ganz verſchiednen Quelle iſt ein Bruchſtück genommen, das einen gerichtlichen Kampf zwiſchen Kleonnis und Ariſtomenes, den Meſſeniern, erzählt (T. II. p. 637 sq. ed. Wess.), und zuerſt von Heinr. Stephanus (Paris 1567.) unter Declamationen des Himerius und Polemo als *ἀνωνύμου τινὸς* edirt wurde. Als ſolche hat es auch J. C. Orelli in Polemonis Declamationibus (Lips. 1819.) p. 150 wiederholt. Eine Randanmerkung in einem Cod. Laurent. et Vatic. legt es dem Diodor bei. S. *Voss.* in Addend. ad Hist. Gr. L. II. p. 519. Außerdem ſind die Fragmente auch aus Anführungen beim Euſebius, Tzetza, Syncellus u A. vermehrt worden.

12) Die ſorgfältigſten und vollſtändigſten Unterſuchungen über die Quellen Diodors und ſeine Glaubwürdigkeit hat Heyne angeſtellt in drei Commentationen de Fontibus et Auctoribus Historiarum Diodori et de ejus auctoritate ex auctorum, quos sequitur, fide aestimanda in den Comment. Societ. Gotting. Tom. V et VII, wiederholt in der zweibrücker Ausgabe Diodors. T. I.

13) *Diodor.* XX, 1: *προςθήκην ἐποιήσαντο τὴν ὅλην ἱστορίαν τῆς δημηγορίας.*

zu ſehr beherrſcht, ſodaß es ſcheint, er habe bei der Auswahl der Begebenheiten demjenigen den Vorzug gegeben, was jener Vorſtellung am meiſten entſprach. Ihr gemäß pflegt er der Erzählung Lob oder Tadel des Geſchehenen und der handelnden Perſonen beizufügen[14]), wobei er rechtſchaffne Geſinnungen und geſundes Urtheil an den Tag legt[15]). Nicht gleiches Lob aber ſcheint ſeine hiſtoriſche Kritik zu verdienen, ſo wenig als die Art ſeiner Darſtellung. Der poetiſche Sinn, der auch dem wahrheitliebendſten Geſchichtſchreiber nicht fehlen darf, ſcheint ihm gänzlich zu mangeln; ja, wo er Poetiſches findet, wie in dem erſten Theile ſeines Werkes, entkleidet er die Erzählung dieſes Schmucks und wandelt das Gebild der Phantaſie in etwas um, das für Geſchichte gelten will, aber weit weniger Wahrheit als die Dichtung hat[16]). Seine Erzählung iſt daher ohne Farbe und eintönig; und obgleich ſein Ausdruck im Ganzen einfach und klar, und von einem zwiſchen geſuchtem Atticismus und gemeiner Redeform ſchwebenden Charakter iſt, wie Photius urtheilt[17]), ſo iſt er doch nicht gleichförmig genug, um nicht bisweilen an die Verſchiedenartigkeit der Quellen zu erinnern, aus denen geſchöpft worden. Die Anordnung des Werkes iſt in Rückſicht auf die Schwierigkeit, eine ſo große Maſſe des mannichfaltigſten Stoffes zu entwirren und zu vertheilen, lobenswerth[18]); aber ſie iſt nicht immer vollendet; Wiederholungen ſind nicht vermieden; und die ganze annaliſtiſche Anordnung, ſo nützlich ſie in mancher Beziehung iſt, hemmt ohne Unterlaß den Fortgang der Erzählung und zerreißt den Zuſammenhang der Begebenheiten. Auch wird der Vortheil, den ſie gewährt, ſowol dadurch vermindert, daß Diodor das römiſche Conſulat und das Archontat der Athenäer verbindet, als ob beides Jahr für Jahr zuſammenträfe; noch mehr aber dadurch, daß er oft in der Erzählung der Begebenheiten über die von ihm angegebene chronologiſche Schranke hinausgeführt, Ungewißheit und Zweifel veranlaßt. Es iſt alſo wol nicht ungerecht zu ſagen, daß das Werk Diodors den Verluſt andrer Geſchichtſchreiber ungefähr auf die Weiſe erſetzt, wie der Verluſt eines Gliedes durch ein künſtliches erſetzt wird, deſſen Mängel, bei aller Unentbehrlichkeit, ohne Unterlaß an den erlittenen Verluſt erinnern.

Von den Überbleibſeln dieſer hiſtoriſchen Bibliothek erſchien eine lateiniſche Überſetzung vor dem Originale. Franc. Poggius hatte die erſten fünf (bei ihm ſechs) Bücher überſetzt und dem Papſte Nikolaus V. zugeeignet. Erſt nach dem Tod ihres Verfaſſers (1459) und des Papſtes (1455) erſchien dieſe Überſetzung im Drucke. (Bonon. 1472 Fol.) und dann öftrer; mit Unrecht aber iſt ſie ihm abgeſprochen worden[19]). Um dieſelbe Zeit wurde das 11. bis zum 14. Buche von einem Ungenannten (man glaubt von Äneas Sylvius) überſetzt; dann das 15. von Marc. Hopperus; die drei letzten Bücher endlich von Angelus Coſpus und von Seb. Caſtellio. Alle dieſe einzelnen Stücke ſind einigemal vereinigt erſchienen (Baſel, 1559. Fol. und 1578. Fol.), bis ſie, nach Erſcheinung des griechiſchen Textes, durch die ſorgfältigere Überſetzung von Laur. Rhodomannus verdrängt wurden. Von dem Originale erſchien zuerſt das 15. bis zum 20. Buch aus einer einzigen Handſchrift, ohne Überſetzung und Anmerkungen von Vincent. Opſopöus. (Baſel 1539. 4.[20]). Den ganzen griechiſchen Text des Diodoros, ſoviel davon erhalten iſt, gab zuerſt Henric. Stephanus (Paris 1559. Fol.), in welcher Ausgabe die erſten fünf und das 11. bis zum 20. Buche griechiſch zum erſten Mal an das Licht traten, ohne lateiniſche Überſetzung, auch ohne nähere Bezeichnung der benutzten Handſchriften mit Excerpten aus den verlornen Büchern und Supplementen aus andern, auch lateiniſchen, Geſchichtſchreibern; endlich auch 20 Seiten ſchätzbarer Anmerkungen. Obgleich ein Werk der Eile zeichnet ſich dieſe Ausgabe dennoch vor den ſpäter erſchienenen durch Correctheit des Drucks auch in Kleinigkeiten aus. Vorausgeſchickt iſt eine Abhandlung über die Brauchbarkeit der Geſchichte Diodors, und eine Vertheidigung derſelben gegen Lud. Vives, der in Beziehung auf einen Ausdruck des Plinius[21]) geſagt hatte: nihil eo esse nugacius. In der Abſicht, eine zweite Ausgabe zu veranſtalten, bewog er den gelehrten Laur. Rhodomann zur Anfertigung einer neuen lat. Überſetzung[22]), ſtarb aber, ehe er ſein Vorhaben ausführen konnte (1598), an einer Seuche im 70. Jahre ſeines Alters. Rhodomann trat nun an ſeine Stelle, und die erſte griechiſch-lateiniſche Ausgabe trat zu Hanau 1603 Fol. an das Licht. Der Text iſt der Stephaniſche; neue kritiſche Hülfsmittel ſind nicht gebraucht; dieſen Mangel aber erſetzte die Gelehrſamkeit und der Scharfſinn des Herausgebers, der

---

14) *Diodor.* XV, 88. 15) Son jugement est assez sain; il loue et blâme avec impartialité. Ses réflexions sont communes, sans être triviales; il s'y montre homme de bon sens et de probité. St. Croix Examen des Historiens d'Alexandre le Grand p. 68. 16) Daß er in der griechiſchen Mythologie dem Syſteme des Euhemerus gehuldigt hat, welcher den Olymp mit vergötterten Menſchen erfüllte, geht aus mehren Fragmenten Diodors deutlich hervor. 17) *Photii* Biblioth. Cod. 70. 18) Der Plan Diodors und die Anordnung des Stoffes iſt ausführlich, aber mit zu großer Weitſchweifigkeit entwickelt von J. N. Eyring in Gatterers Allgem. hiſt. Bibliothek. 4. Bd., in einer beſondern Abhandlung, zu welcher ein Nachtrag im 5. Bande S. 29—38 gehört. Abgekürzt und in das Lateiniſche überſetzt iſt dieſe Abhandlung in die zweibrücker Ausgabe des Diodoros aufgenommen.

19) Einige legten ſie dem Joh. Phräa bei, der als deſignirter Biſchof von Bath 1465 ſtarb. Burton, Hist. linguae gr. p. 55 ſchreibt: Johannem Phraeam Anglum Collegii Baliolensis Socium Diodori sex libros vertisse, illamque versionem Poggium nactum fuisse, et pro suo in publicum extrusisse. S. *Bayle* Dict. *Phraea*. S. über dieſe Beſchuldigung *Harles* ad Fabr. Bibl. gr. Tom. IV. p. 365. not. o. 20) In *Harwood*, Conspect. editt. ed. Alter. (Viennae 1778) wird eine Ausgabe des griechiſchen Textes (Venedig 1478) angeführt. Es iſt wohl erwieſen, daß es eine ſolche nie gegeben habe. S. Praef. edit. Bipont. Tom. I. p. CLXII. Vgl. *Eichstädt*, Praefat. p. LII. 21) *Plin.* H. N. I. p. 5, 4. Apud Graecos desiit nugari Diodorus. *St. Croix*, Examen p. 69, bezieht dieſe Worte auf die Ausdehnung des Plans, que jamais l'histoire n'avait été traitée d'une manière si étendue et dans toutes ses parties. 22) Die erſten fünf Bücher, die er ſchon an Stephanus abgeſchickt hatte, gingen ihm verloren; ein Verluſt, der, wie er ſelbſt ſagt, non nisi magnis laboribus et impendiis erſetzt werden konnte.

ſich in ſeinen, wenngleich nur kurzen, Anmerkungen kund gibt. Nach einem langen Zwiſchenraum erſchien Peter Weſſelings reich ausgeſtattete Ausgabe (Amſterd. 1746. Fol. 2 Bde.), bei welcher zahlreiche Handſchriften benutzt, die Fragmente vermehrt, und Alles, was die frühern Ausgaben Brauchbares boten, gewiſſenhaft benutzt und geſammelt iſt. Der Text ſelbſt aber hat nicht die Vollendung erhalten, die er bei den vorhandenen Hülfsmitteln hätte bekommen können, wenn der Herausgeber den Stephaniſchen Text fleißiger zu Rathe gezogen und ſeine kritiſche Schüchternheit hätte beſiegen können[23]). Dagegen enthält dieſe Ausgabe einen reichen Schatz trefflicher Anmerkungen, die ſowol die Sprache als die Sachen in fruchtbarer Kürze erläutern. Sie iſt in gefälligem Drucke, mit Zugabe einiger neuen Hülfsmittel, aber keineswegs hinlänglich gereinigt, in der zweibrücker Ausgabe 1793—1807. in 11 Bänden wiederholt worden. Um dieſelbe Zeit wurde zu Lemgo 1798 eine neue Ausgabe des Textes von L. Wachler angefangen, aber mit dem zweiten Band abgebrochen. Eine andre, von F. A. Wolf angefangne, wurde auf Eichſtädt übergetragen, aber auch nur bis zum 14. Buche geführt. (Hal. Saxon. 1800. 2 Voll.) Dieſe Ausgabe, deren Text alle vorhergehenden hinter ſich zurückläßt, ſollte zu dem, was die Weſſelingiſche bot, den reichen Erwerb der neuern und neuſten Zeit hinzufügen, und würde ohne Zweifel, wenn ſie vollendet worden wäre, jedem Bedürfniſſe des Hiſtorikers wie des Philologen genügt haben. Seitdem iſt ein Abdruck des Textes bei Tauchnitz, Leipz. 1822 in 6 Bänden, und ein andrer bei Weidmann, Leipz. 1826 in 4 Bänden von Ludw. Dindorf mit angehängten Summarien und kritiſche Anmerkungen erſchienen. Eine vollſtändige Ausgabe hat derſelbe Gelehrte, Leipz, 1828. 8. angefangen[24]).

Noch müſſen wir bemerken, daß die Nachrichten Diodors, vornehmlich ſeine Beſchreibungen von Gebäuden, Tempeln und Kunſtwerken zu gelehrten Unterſuchungen häufig Veranlaſſung gegeben haben. Hierin haben ſich vornehmlich die franzöſiſchen Gelehrten hervorgethan, unter deren neueſten Arbeiten wir hier diejenigen erwähnen, die in *Quatremère de Quincy* Recueil de Dissertations aufgenommen ſind; mehre von Letronne, vornehmlich die gelehrte Abhandlung sur le monument d'Osymandyas, und die der Déscription d'Égypte einverleibten Eräuterungen.

Auch eine Sammlung von Briefen dürfen wir hier nicht übergehen, die dem Diodor beigelegt werden, und an die Weſſelingiſche Ausgabe angehängt ſind. Sie erſchienen zuerſt in italieniſcher Sprache in *Carrera's* Storia di Catana. 1639. Fol. mit dem Vorgeben, daß ſie von Beſſarion aus dem Griechiſchen in das Lateiniſche, in das Italieniſche aber von Ottavio Archangelo überſetzt worden. *S. Mongitor* Bibl. Sic. T. I. p. 158. sq. Eine aus dem Ital. verfertigte lat. Überſetzung von Abraham Preiger findet ſich in *Burm.* Thes. antiqq. Sicul. T. X. und in *Fabricii* Bibl. Gr. Tom. XIV. Niemand hat ſeitdem weder das griechiſche Original noch auch Beſſarions Überſetzung geſehen, und es iſt nicht zu bezweifeln, daß dieſe unbedeutenden Briefe die Erfindung eines müßigen Italieners ſind. S. Fabr. und Harles Bibl. Gr. Vol. IV. p. 373. ff. (*F. Jacobs.*)

DIODOROS von Antiochia, der als Jüngling zu Athen Philoſophie und Rhetorik ſtudirt hatte, widmete ſich nachher dem beſchaulichen Leben, wobei er in ſo großer Armuth lebte, daß ſeine Freunde die Sorge für ſeine nothwendigſten Bedürfniſſe übernahmen. Nachmals wurde er Prieſter an der Kirche zu Antiochia und ſtand derſelben vor, als Valens deren Biſchof Meletius ins Exilium ſchickte. Im J. 378 wurde er Biſchof zu Tarſus, der Hauptſtadt Kilikiens, und ſtarb 392 in hohem Alter. Er war bei dem Concilium von Antiochia, im Jahre 379 und bei dem von Conſtantinopel im Jahre 381. Während der Verfolgungen der Arianer unter Conſtantius und Valens ſprach er ſich kräftig für die nikäiſchen Dogmen aus. Von den vielen Schriften, die von ihm angeführt werden, theils theologiſchen, theils philoſophiſchen Inhalts, ſind nur Bruchſtücke in den Catenis graecorum patrum übrig. In ſeinen Commentaren über faſt alle bibliſchen Bücher folgte er nicht der allegoriſchen, ſondern der ſprachlichen Erklärungsweiſe, was ihn dazu gebracht haben ſoll die Weiſſagungen auf Chriſtus zu leugnen. Der wüthende Kyrillos, vor deſſen Verdammungseifer auch das Grab nicht rettete, verketzerte auch den verſtorbenen Diodoros als den Vorläufer des Neſtorios und Feind der Ehre Chriſti; er fand aber Vertheidiger an ſeinen Schülern Johannes Chryſoſtomos, Athanaſios, Baſilios und Theodor von Mopſueſta. (*Fabric.* Bibl. gr. — *Suidas.* — *Cyrilli* epp. ad Joannem Antioch. et Acasium Melit.) (*H.*)

DIODOTOS, aus Erythrä, iſt der Verfaſſer der Tagebücher Alexanders (*Athen.* X. p. 434), welche von Diodor und Plutarch benutzt worden ſind. Der Olynthier Strattis machte einen Auszug in fünf Büchern. (*Sevin*, Recherches sur la vie et les écrits de Diodote in den Mém. de l'Acad. XIX, 30.) (*H.*)

DIODOTOS, ein ſtoiſcher Philoſoph, Cicero's erſter Lehrer in der Dialektik, ſpäterhin ſein Hausfreund. Cicero nennt ihn einen wiſſenſchaftlich ſehr gebildeten Mann, den er bewundre und liebe (Acad. II, 46). In ſeinem Alter erblindete er, beſchäftigte ſich aber nicht weniger eifrig mit Philoſophie, ließ ſich beſtändig vorleſen, trieb nach der Pythagoreer Weiſe die Muſik, und unterrichtete ſelbſt in der Geometrie, indem er die Zuhörer mündlich anwies, in welcher Richtung ſie die Linien ziehen ſollten. (Tusc. V, 39). Im J. R. 694 ſtarb er zu Rom im Hauſe Cicero's, und hinterließ dieſem eine Erbſchaft von ungefähr 100,000 Seſterzien (10,000 Gulden. Ad Attic. II. 21). (*H.*)

---

23) Quot vitia et saepe monstra Wesselingius relinquere maluit, quam expulsis illis aut suas aut alienas emendationes etiam quas valde probabat et laudabat, reponere. *Reiz*, Praefat. ad Herodot. p. XIV. Vergl. *Eichstädt*, Praef. ad Diodor. p. LI.

24) Nicht zu überſehen iſt folgende ſehr ſchätzbare Schrift: Lectiones Diodoreae partim historicae partim criticae. Conscripsit *F. R. C. Krebsius*. 1832, die ſich vorzüglich mit hiſtoriſcher Anordnung deſſen beſchäftigt, was in den verſchiednen Excerptenſammlungen ungeordnet zerſtreut liegt.

DIOECESIS, nach dem Griechiſchen *διοίκησις*, **Verwaltung**, insbeſondre eine öffentliche eines Adminiſtrativbeamten, welchem deshalb auch der Ausdruck *διοικητής* zukommt. Dann aber bezeichnet das Wort **Dioecesis** einen Diſtrict Landes, deſſen Verwaltung und Jurisdiction dem (römiſchen) Prätor überwieſen iſt und demnach zu deſſen Provinz gehört. In dieſer Bedeutung findet ſich ſowol der griechiſche Ausdruck *Διοίκησις* als der lateiniſche **Dioecesis** mehrmals bei Cicero, z. B. **Ad Famill. III, 8. §. 15. XIII, 53. 67; ad Attic. V, 21.** Späterhin erweiterte ſich dieſer Begriff, ſodaß in der ſpätern römiſch-byzantiniſchen Zeit damit ein Inbegriff mehrer unter einem Gouverneur ſtehenden Provinzen bezeichnet wird, in dem Sinn, in welchem eine alte Gloſſe ganz richtig ſagt: *διοίκησις δέ ἐστιν ἡ πολλάς ἐπαρχίας ἔχουσα ἐν ἑαυτῇ*; in dieſem Sinne kommt dieſes Wort ſehr oft im **Codex Theodosian.** und **Justinian.**, ja ſchon bei Ammianus Marcellinus vor, wo indeß dafür auch der Ausdruck **Tractus** ſich findet. Der Gouverneur einer ſolchen Diöceſis, welcher in der Hauptſtadt oder Metropole derſelben ſeinen Sitz hatte, war ein **Praefectus Praetorio**; die einzelnen Provinzen oder Eparchien, aus welchen ſeine Diöceſis (ſein Paſchalik) zuſammengeſetzt war, ſtanden unter ebenſo vielen **Comites** oder **Vicarii**. S. *J. Gothofred.* **ad leg. 13 Cod. Theodos. de Medic.** und in der **Topograph. Tom. VI. p. 395** fg. Als nun aber, nachdem die chriſtliche Religion an die Stelle der heidniſchen zur Staatsreligion erhoben war, nach und nach das kirchliche Weſen geordnet und die ganze Kirchenverwaltung der politiſchen nachgebildet und mit ihr immer mehr in Verbindung gebracht wurde, wie ſolches das Intereſſe der Herrſcher von Byzanz erfoderte, da ward Diöceſis bald auch Benennung der kirchlichen Provinz, an deren Spitze, gleich dem **Praefectus Praetorio** in politiſchen Dingen, ein Erzbiſchof oder Metropolitan ſtand, der in der Hauptſtadt der Diöceſis (Metropolis), wo auch der weltliche Gouverneur reſidirte, ſeinen Sitz hatte, und unter deſſen Aufſicht die einzelnen Parochien oder Diſtricte der einzelnen Biſchöfe (Biſchofsſprengel) geſtellt waren. Nachdem auf dieſe Weiſe das Wort einmal eine kirchliche Bedeutung erhalten hatte und zur Bezeichnung der größern, unter einem Erzbiſchofe ſtehenden Kirchenprovinz angewendet wurde, gebrauchte man daſſelbe auch bald misbräuchlich von den einzelnen unter einem Biſchofe ſtehenden Diſtricten (Biſchofsſprengeln), welche eine ſolche größere Provinz bildeten und eigentlich mit dem Ausdrucke **Parochiae** bezeichnet wurden. Zur Bezeichnung dieſer kleinen Diſtricte, oder der Sprengel der einzelnen Biſchöfe, alſo ſtatt des Wortes **Parochiae**, kommt **Dioecesis** ſchon früh ſehr häufig vor, und hat ſich auch in dieſer Bedeutung das ganze Mittelalter hindurch bis auf unſre Tage erhalten, wo mit demſelben gewöhnlich ein Complex mehrer unter einem geiſtlichen Vorſteher oder Oberhaupte vereinigter Gemeinden bezeichnet wird. Vergl. *Ducange*, **Lex. med. et infim. Lat. T. I. p. 823.** (*Bähr.*)

DIOGENES von Apollonia, einer der letzten Phyſiker der ſogenannten ioniſchen Schule, Zeitgenoſſe des Anaxagoras. Außer vielen zerſtreuten Notizen und den dürftigen Bruchſtücken bei *Diog. Laert.* **IX. 57.** haben wir das Bedeutendſte über ihn dem Simplicius zu danken, der (**ad phys. Arist. p. 32. 33.**) des Philoſophen erſte Grundſätze uns mit deſſen eignen Worten überliefert; ein andres bedeutendes Fragment, phyſiologiſchen Inhalts, theilt Ariſtoteles (**hist. animal. III, 2, 4**) mit. Minder zuverläſſig ſind die unzuſammenhängenden Nachrichten bei dem Verfaſſer der **placita philosophorum**, bei Stobäus und bei den ſpätern Platonikern und Ariſtotelikern. Eine genauere Unterſuchung ſeiner Lehre und ſeines Verhältniſſes zn Anaximenes und Anaxagoras unternahm zuerſt Schleiermacher in der Abhandlung über die Philoſophie des Diogenes von Apollonia, Berlin, 1815 in den Abh. der königl. Akad. der W. in den Jahren 1804—11; eine vollſtändige Sammlung und Erklärung der Bruchſtücke ſeiner Philoſophie gab Panzerbieter: **Diogenes Apolloniates (Lips. 1830)**, eine weitre Ausführung ſeiner frühern Schrift: **De Diogenis Apoll. vita et scriptis (Meining. 1823).**

Diogenes, Sohn des Apollothemis, geboren zu Apollonia auf Kreta[1]), einer blühenden Handelsſtadt, brachte, gleich dem Anaxagoras und Archelaus, einen Theil ſeines Lebens in Athen zu, wohin beſonders durch jene Männer die naturphiloſophiſche Richtung der ioniſchen Schule verpflanzt und zu ihrer tiefern und wahrhaft ſpeculativen Ausbildung bei Platon und Ariſtoteles vorbereitet wurde. Doch traf ihn, gleich dem Anaxagoras, in dieſer Stadt Haß und Verfolgung, weil er, Alles auf Naturgeſetze zurückführend, dem tiefgewurzelten religiöſen Leben derſelben gefährlich werden konnte[2]). Übrigens wiſſen wir von ſeinem Leben nichts, und faſt ſcheint es, als habe man ihn ſchon damals, wie ſpäter, häufig überſehen, was theils aus einem gewiſſen Anſcheine von Unſelbſtändigkeit ſeiner Lehre[3]), theils aus der nicht vollendeten und nicht conſequent genug durchgeführten Ausbildung derſelben in ſeinem Werke[4]) zu erklären ſein mag; doch läßt ſich wol nicht behaupten, daß Platon, der ihn freilich nie nennt, ihn nicht gekannt habe[5]), da ſeine Naturphiloſophie ſich nicht ſelten an die von Diogenes gefundenen Reſultate anſchließt. Die allgemein verbreitete Tradition macht ihn zum jüngern Zeitgenoſſen des Anaxagoras[6]), die ſich mit

---

1) *Steph. Byzant.* de urbib. p. 149. ed. Berkel.

2) Ohne hinreichende Gründe wird die von Demetrius Phalereus bei *Diog. Laert.* IX, 57 überlieferte Nachricht von Ritter (Geſch. der ion. Philoſophie S. 41) bezweifelt.

3) Daher wird er faſt immer neben andern, ſonſt ſehr verſchiednen, Philoſophen genannt, auch wenn die Übereinſtimmung nur eine ſcheinbare iſt. Auch ſcheint er ſich in ſeinen Beſtrebungen ſehr iſolirt zu haben, da nirgends in ſeiner Schrift deutlichere Beziehungen auf gleichzeitige Syſteme vorkommen.

4) Manche Schwierigkeiten und Widerſprüche, die auch von Panzerbieter nicht vollkommen aufgelöſt ſind, erklären ſich am beſten aus der ungenügenden Durchführung des Syſtems, deſſen Princip nicht immer die Probe der Erfahrung hielt.

5) Mit Unrecht bezweifelt Panzerbieter dieſe Bekanntſchaft; im Timäus zeigen ſich mehrmals Anklänge der Naturphiloſophie des Diogenes; ſo S. 77, wo er bei den Kopfadern ſich faſt gleicher Ausdrücke bedient. *Diog.* p. 81 bei *P.*

6) So *Diog. L.* IX, 57. *Simplic.* ad phys. Ar. p. 6 a. *Sidon. Apollinar.* XV, 89 u. A.

der Annahme des Antiſthenes, bei *Diog. Laert.* IX, 57., daß er des Anaximenes Schüler geweſen ſei, unmöglich vereinigen läßt[7]); da indeſſen feſtſteht, daß er ſein Werk, das ohne Zweifel, als das Reſultat vieljähriger Beobachtung und Erfahrung, erſt im höhern Mannesalter vollendet wurde, nach dem J. v. Chr. 469 oder Olymp. 77, 1. geſchrieben hat[8]), ſo dürfen wir ihn mit einiger Sicherheit als etwas ältren Zeitgenoſſen des Anaxagoras, als deſſen Nachfolger ihn nur die vermeintliche Ähnlichkeit beider Syſteme erſcheinen ließ, anſehen, müſſen aber zugleich ſeine perſönliche Bekanntſchaft mit Anaximenes als ſehr unwahrſcheinlich verwerfen[9]). Zwar entſteht durch dieſe Annahme eine Lücke in dem ioniſchen Syſteme nach Anaximenes, die ſonſt durch die Namen des Anaxagoras oder Diogenes ausgefüllt zu werden pflegt; aber theils iſt in jener Philoſophie überhaupt nicht an Schule und an eine conſtante Überlieferung und Fortbildung gewiſſer Grundſätze zu denken[10]), theils war bereits mit dem Ausgange des ſechsten Jahrhunderts vor Chr. einer jener Wendepunkte des denkenden Geiſtes eingetreten, wo derſelbe, einſeitige Bahnen verlaſſend, in ſeine Tiefen einzugehen und durch Selbſterkenntniß nach höhern Zielen zu ringen anfängt. Auf dieſelbe Art und wie gleichzeitig Herakleites und Leukippos die Naturbetrachtung mit tiefrer Speculation auffaßten und ſie ihrer frühern Einfachheit und Unvollkommenheit entriſſen, während die Pythagoreer und Eleatiker andre Gebiete des Geiſtes anbauten, erhoben ſich auch Anaxagoras[11]) und Diogenes, ganz unabhängig von einander[12]), zu weitern Ausſichten, und wiewol ihre Phyſik ſich ſcheinbar noch in der frühern Bahn bewegte, ſo war ſie doch durch den dialektiſchen Fortſchritt des Gedankens bereits eine andre geworden. Das Eigenthümliche aber, was beiden Philoſophen gemeinſam iſt, und wodurch beide neben einander ſtehen, ohne daß irgend ein gegenſeitiger Einfluß bemerkbar wäre[13]), war die Anerkennung eines geiſtigen Princips aller Dinge, während die Frühern bei der dunkeln Ahnung eines allgemeinen Weltlebens ſtehen geblieben waren; nur geſtaltete ſich ſowol das Princip als die einzelne Ausführung bei beiden, nach ihrer verſchiednen Geiſtesrichtung, ſehr verſchieden, durch welchen Gegenſatz beide ſich auf eine bedeutende Weiſe einander ergänzten.

Diogenes ging, gleich den frühern Phyſikern, von der Annahme aus, daß allen Dingen ein einfaches Princip zum Grunde liege; zugleich aber beſtimmte ihn die wundervolle Harmonie der Natur und die damals eben beginnende Richtung der griechiſchen Philoſophie auf tiefre Selbſtkenntniß, dies Princip, gleich dem Anaxagoras, als ein denkendes zu ſetzen. Da ihn indeſſen ein reicher Erfahrungsſtoff mehr der Beobachtung der Natur und ihrer nach feſten Geſetzen bis ins Kleinſte waltenden Thätigkeit als einer mehr abſtracten Speculation über die Trennung des Geiſtes von der Welt zugeführt hatte, ſo nahm er einſeitig das Princip als ein immer thätiges, nie ſich erſchöpfendes Denken, als *νόησις*, ohne von dieſem in ſich leeren Prädicate zu einem Subject[14]), als Träger und feſtem Grunde des Prädicates, zu einem denkenden Weſen, einem *νοῦς* fortzugehen. Durch dieſen Mangel, dem die Lehre des Anaxagoras als die entgegengeſetzte Einſeitigkeit entgegenſtand, ging ihm die ſtrenge Conſequenz verloren, und, gleich den Anhängern des Heraklites, die über dem ewigen Fluſſe der Dinge die Feſtigkeit des Seins aufgaben, verlor er ſich in der Betrachtung der einzelnen Erſcheinung und des Werdens, ohne den wahren und ewigen Grund, den ſich ſelbſt hervorbringenden Geiſt, zu finden. Dies hatte zunächſt die Folge, daß Diogenes, während Anaxagoras, freilich ſehr abſtract und unklar, den Geiſt ſtreng von allem Gewordnen ſchied, ſeine *νόησις* als einfaches geiſtiges Princip, auf ein ebenſo einfaches körperliches Princip als Subſtrat zurückführen mußte und dadurch ſcheinbar in die Lehre des Anaximenes zurückfiel[15]); denn unter den ſinnlichen Gegenſtänden kam ihm hier zunächſt, gleich jenem, die Luft als das indifferente, zwiſchen Gegenſätzen ſtehende, immer bewegte und überall eindringende Princip des Werdens entgegen, und die geiſtige Thätigkeit, die ſelbſt durch den Proceß des Athmens bei lebenden Weſen und analoger Erſcheinungen bei lebloſen Dingen bedingt wird[16]), fand ſo in dem Subſtrate der Luft gewiſſermaßen ihren Körper, der, mit ihr identiſch, doch immer nur ihre äußere Erſcheinung war[17], die daher ſogleich in das Gebiet des Gegenſatzes fallen mußte[18]. Zugleich aber gewann Diogenes durch die Einſeitigkeit ſeines Princips eine andre Begriffsbeſtimmung, welche dem Anaxagoras fremd blieb, und that dadurch in der Geſchichte der Wiſſenſchaft einen bedeutenden Schritt vorwärts; er erkannte die durch das immanente Princip des Denkens hervorgebrachte, nie aufhörende Verwandlung ſeines Subſtrates in die verſchiedenſten Formen nach Gattung und Art als ein Anderswerden (ἑτεροίωσις), wobei doch das Princip ſelbſt daſſelbe (τὸ αὐτὸ) bleibe. Durch dieſen Gedanken, daß alles Erſcheinende anzuſehen ſei als Selbſtentäußerung eines doch bei ſich bleibenden und beharrenden Princips (ein Gedanke, der ihn freilich weiter hätte führen müſſen), erhob er ſich weit über die frühern Phyſiker, die höchſtens zu der ganz oberflächlichen und dürftigen Vorſtellung einer Veränderung gekommen waren[19], und dadurch das Princip, eben weil es ohne alle geiſtige Thätigkeit war, in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Erſcheinung untergehen ließen, ohne ſeine, nur angenommene, Einheit retten zu können. Daher rühmt ſich Diogenes, daß ſein Princip zweifellos, ſeine Entwicklung im Einzelnen einfach und erhaben ſei[20]. Jenes Anderswerden aber aus einem Identiſchen ſuchte er, vielleicht gegen Empedokles[21], durch ein Argument darzuthun, das die tiefre, ſchon zur Dialektik fortgehende Richtung des Diogenes[22] deutlich beweiſt; denn, ſagt er, wäre irgend etwas der erſcheinenden Dinge, wie Waſſer, Erde ꝛc., von Natur gegen das Andre ein Andres und könnte nicht, daſſelbe bleibend, doch in ſein Andres übergehen und verwandelt werden, ſo fände in der ganzen Natur auch keine Vermiſchung, keine Art von Wechſelwirkung, kein Spiel anziehender oder abſtoßender Kräfte (ὠφέλησις und βλαβὴ) ſtatt, alſo würde nichts, weder Lebloſes noch Lebendes, entſtehen können, und das Verſchiedne einander ewig ein Fremdes bleiben[23]. Durch dieſen echtſpeculativen Satz bereitete Diogenes die Platoniſche Dialektik gegen die Leugner des Werdens vor. Auch der Satz, den er mit den übrigen Phyſikern theilte, daß Nichts aus Nichts und Nichts zu Nichts werde, gewinnt nun den tiefern Gehalt, daß das Princip des Denkens, als ſchaffendes und ſich ſelbſt ſetzendes, ein ewiges, weſentlich reales ſei[24], weshalb Diogenes ſeine ἀρχὴ groß, ſtark, ewig, unſterblich, Vieles wiſſend nennt. (Fragm. III. P.)

---

[7] Antiſthenes, der Verfaſſer einer *διαδοχὴ φιλοσόφων* (vgl. *P.* p. 8) bekümmert ſich, wie alle ſolche Compilatoren, nur um äußere Ähnlichkeit einiger Sätze, aber weder um Chronologie noch um innern Zuſammenhang. Anaximenes war bereits, wenn wir mit Panzerbieter 502 v. Chr. das Jahr der Einnahme von Sardes durch die Griechen (Apollodor bei *D. L.* II, 3) als das Todesjahr des Anaximenes annehmen, zwei Jahre vor Anaxagoras' Geburt geſtorben.

[8] Dieſes einzige feſte Datum über ſeine Lebenszeit muß aus ſeiner Erwähnung des Meteorſteins geſchloſſen werden, der, nach der Berechnung des Marmor. Parium, Ol. 77, 1 am Ägosfluſſe zur Erde fiel; vgl. *Stob.* Ecl. phys. I, 25, 1. Anders *Plinius*, Hist. nat. II, 58. *Diodor. Sicul.* XI, p. 453. *Wessel.*

[9] Denn wenn auch angenommen werden kann, daß Diogenes erſt nach dem 60. Jahre ſein Werk verfaßt habe, ſo würde doch das hohe Alter des Anaximenes, der bereits Ol. 58, 1 blühte (ſo, nach Origenes philos. c. 7 Panzerbieter; anders Ritter, Geſch. der ion. Phil. S. 24), ein unmittelbares Einwirken auf Diogenes kaum geſtattet haben.

[10] Vgl. Ritter, S. 24.

[11] Vgl. *Schaubach*, Anaxagorae fragmenta (Lips. 1827.) p. 2 sq.

[12] Schleiermacher, S. 93 nimmt von Diogenes zu Anaxagoras einen Fortſchritt an; nicht ganz richtig, wie unten erhellen wird; beide Syſteme waren vielmehr parallel und jedes durch eigenthümliche Mängel und Vorzüge von dem andern verſchieden.

[13] Merkwürdig bleibt immer, daß, bei aller übereinſtimmung in einzelnen Reſultaten, wie namentlich in der Lehre von der veränderten Erdlage, und bei der innern Analogie des Grundprincips, keiner des Andern auch nur andeutend erwähnt; die einzige Stelle bei Diogenes, die ſich auf des Anaxagoras Homömerien deuten ließe (Fragm. II. bei *P.*) kann auch gegen andre Phyſiker gerichtet ſein; ſ. unter.

[14] Wie umgekehrt Anaxagoras das Wirken des Geiſtes nicht zu erklären vermochte, weil ihm der *νοῦς* ein abſtracter, ein Subject ohne Prädicat blieb; daher die Klagen bei Platon (Phaedon. p. 97) und Ariſtoteles (Metaph. I, 4). Doch war Anaxagoras dialektiſcher als Diogenes.

[15] Mit Unrecht hat man daher ſein Syſtem für eine neue Auflage des von Anaximenes aufgeſtellten angeſehen. Sonderbar iſt, daß auch Ariſtoteles, wo er von Diogenes ſpricht (De anima I, 2. Metaph. I, 3. De gen. et corrupt. I, 6.) nur ſein äußeres Princip, die Luft, erwähnt und das Tiefere ſeines Syſtems faſt gar nicht berührt.

[16] p. 50 bei *P.*

Ohne indeſſen bei dem Reichthume dieſes Gedankens ſich weiter aufzuhalten, ging er, nach gefundenem Princip, ſogleich weiter zur Darſtellung des Werdens und der Natur, inſofern in derſelben das geſetzmäßige Walten und Weben einer geiſtigen Kraft durchweg zur Erſcheinung komme, und auf dieſem Felde, das ihn am meiſten anſprach, bewegte er ſich mit Einſicht und friſcher Empfänglichkeit und oft mit glücklichem Scharfſinne, wiewol die erſte Inconſequenz und Einſeitigkeit ſeines Princips öfter auch hier den feſten, methodiſchen Gang ſeiner Unterſuchungen geſtört haben mag. Zuerſt ging er aus von dem Begriffe des Maßes und der Regel, die überall in der Natur ſichtbar ſei, vor allem in dem regelmäßigen Wechſel der Himmelserſcheinungen, dann in dem, die Gegenſätze vermittelnden, Gleichmaße, das den vollkommenern Organismus des Lebens bezeichnet. Der ganze Gang ſeines Syſtems, ſoweit ſich daſſelbe mit einiger Sicherheit darſtellen läßt, war nun im Weſentlichen folgender: Die Luft, das Bild und Subſtrat der νόησις, dringt überall hin, ordnet Alles, wohnt in Allem, und nichts iſt, was ohne Antheil an ihr wäre. Aber wie das Denken das Verſchiedenartigſte wirkt, ſo iſt die Luft das vielgeſtaltigſte Weſen, und wechſelt zwiſchen Warm und Kalt, Feucht und Trocken, Ruhe und raſcheſter Beweglichkeit, und bringt die verſchiedenſten Farben und Formen hervor, überall anders erſcheinend, nirgends ſich gleich, einen unendlichen Reichthum von Arten und Individuen wirkend, die einander weder an Lebensart noch Geſtalt, noch dem Grade der geiſtigen Thätigkeit gleich ſind, alle aber in der Luft leben und weben und Antheil haben an dem ſchaffenden Denken[25]. Doch iſt der erſte Proceß der Weltſchöpfung zu unterſcheiden von dem noch immer fortwirkenden Werden des Einzelnen, wiewol beide weſentlich identiſch und nur durch die Größe und Kraft der immanenten Thätigkeit der ἀρχὴ verſchieden ſind. Alles nun iſt entſtanden und entſteht aus Verdichtung und Verdünnung der Luft, die an ſich indifferent (ἄπειρος) und zu Allem beſtimmbar iſt[26]; auf der Seite der Verdichtung wird ſie zum Starren, Kalten, Schweren, Dunkeln, aber auch

---

[17] Darum ſagt er: Δοκεῖ μοι τὸ τὴν νόησιν ἔχον εἶναι ὁ ἀήρ; Fragm. VI. bei *P.*

[18] Ἔστι γὰρ πολύτροπος καὶ θερμότερος καὶ ψυχρότερος κ. τ. λ., wo ſchon die Wahl der Comparative das Relative bezeichnet.

[19] Bei Thales und Anaximenes konnte nur von einer äußerlichen Veränderung der ἀρχή, bei Anaximander nur von einer mechaniſchen Ausſcheidung aus dem ἄπειρον die Rede ſein. Auch die Wahl des Wortes ἑτεροιοῦσθαι iſt nicht gleichgültig, da ἕτερος, eigentlich Bezeichnung der Zweiheit, immer einen ſchärfern Gegenſatz bezeichnet, als das blos unterſcheidende, nicht entgegenſetzende ἄλλος.

[20] *D. L.* IX, 57 in dem Eingange der Schrift des Diogenes.

[21] Wenigſtens hebt Diogenes (Fragm. II. *P.*) als Verſchiednes, was aber von Natur als identiſch angenommen werden müſſe, zunächſt die Elemente, die ἀρχαὶ des Empedokles, hervor. Daß an den Stellen, wo ein Smyrnäer Diogenes, Lehrer des Anaxarchus (*D. L.* VII, 58), mit der Lehre von verſchiednen Urprincipien genannt wird, von unſerm Diogenes nicht die Rede ſein kann, vielmehr ein gleichnamiger Schüler des Demokrit gemeint iſt, zeigt P. S. 3 fg.

[22] Daher die Angabe, er habe gegen die Phyſiologen geſchrieben. *Simplic.* l. l.

[23] Fragm. II, wo ὠφέλησις und βλαβή ungenau von Wachsthum und Untergang verſtanden wird, da doch erſt im Folgenden von der organiſchen Welt die Rede iſt. Auch die tiefe Ariſtoteliſche Lehre vom Zwecke war durch Anaxagoras' und Diogenes' Syſteme vorbereitet.

[24] Jenen Grundſatz hatte er mit allen Phyſikern gemein, weshalb Diog. L. ihn ſehr ungeſchickt als dem Apolloniaten eigenthümlich anführt. Vielleicht aber hob er den Satz gegen des Anaximander ἄπειρον, das faſt zum Nichts zuſammenſank, recht gefliſſentlich hervor. Ungereimt wäre, bei dieſem ſo beſtimmt ausgeſprochnen Princip, die Annahme eines unendlichen Leeren, was ihm der ungenaue *D. L.* IX, 57 aus Mißverſtand ſeines Grundprincips beilegt.

[25] So im Weſentlichen *Diog.* in fragm. VI, *P.*

[26] Daſſelbe Prädicat hatten (nach *Simpl.* ad phys. p. 104 a. 105 b.) auch Thales und Anaximenes ihren einfachen Principen gegeben; doch faßte Diogenes den Ausdruck ſchärfer.

Feuchten, auf der Seite der Verdünnung zum Warmen, Feurigen, Leichten, Lichten, Trocknen[27]); obgleich alſo die *νόησις*, als über der Erſcheinung ſtehend, das Feinſte iſt, und die urſprüngliche Luft als indifferent ebenfalls das Feinſte genannt werden kann[28]), ſo iſt doch die ſinnlich erſcheinende Luft, eben weil ſie in der Mitte zwiſchen dem Dichten und Dünnen liegt, beider Verwandlungen fähig, und kann daher durch Erwärmung verdünnt, durch Erkältung verdichtet werden. Das Geſetz aber des Maßes, das dem Princip einwohnt, ſucht zwiſchen beiden Enden immer das Gleichmaß wiederherzuſtellen und den Gegenſatz auszugleichen, und darum iſt alles Naturleben ein Kampf der Gegenſätze, der durch die Geſetzmäßigkeit der geiſtigen Urthätigkeit immer wieder verſöhnt wird. Mithin gehört die Luft ſelbſt der Erſcheinung an, und ſtellt, in ihrer Reinheit gedacht, die Mitte der Enden dar, iſt aber eben in der Erſcheinung, die dem Gedanken nicht entſpricht[29]), in ewigem Schwanken und Schweben. Jene doppelte Bewegung nun iſt äußerlich im Raum eine Bewegung nach Oben und Unten, indem das Leichte nach Oben, das Schwere nach Unten zieht[30]); doch hebt ſich jene Doppelbewegung in ihrem Zuſammentreffen zur Kreisbewegung auf[31]), die daher das Geſetz der Welt iſt und die wahre Harmonie der Kräfte und Elemente darſtellt. Urſprünglich aber, als durch die entgegengeſetzte Verwandlung des Princips das Feuchte, Kalte, von dem Warmen, Trocknen ganz geſondert war (eine Zeit, die nach dem Grundſatze des Diogenes eigentlich nie geweſen war, ſondern nur in populärer Darſtellung, die immer die fortgehende Schöpfung als zu einer beſtimmten Zeit geworden faßt, ihren Platz fand), ergriff ſofort die *νόησις*, frei und ſelbſtthätig wirkend, nicht vom Zufall oder Schickſale getrieben[32]), die getrennten Elemente, und brachte die rechte Mitte hervor, die ſinnliche Luft, die unter der Vorſtellung einer unzähligen Menge einfacher Körper gedacht wurde[33]), ohne daß hierin eine Hinneigung zu der Atomenlehre läge, die dem Syſtem des Diogenes, der nichts aus Zuſammenſetzung, alles aus dynamiſcher Geſtaltung erklärt, ganz fremd war. In dieſem Mittlern glich ſich die Bewegung nach Oben und Unten zur Kreisbewegung aus, und zugleich entſtand durch das Wechſelſpiel der Verflüchtigung und Verdichtung die Erde, der Sitz des organiſchen Lebens, der Mittelpunkt der Welt, weiſe gemiſcht aus Dichtem und Dünnem[34]). Die Seite des Trocknen behielt ihren Platz im feurigen Äther; doch entſtanden in dieſem als Producte einer ähnlichen Miſchung, aber mit bedeutendem Übergewichte des Trocknen, Sonne, Mond und Sterne[35]), deren Bildung ſich in niedern Sphären in dem Meteorſteine wiederholt[36]). Die Erde, auf welcher Anfangs das Feuchte überwog, wurde aus ihrem frühern formloſen Zuſtande durch das Doppelſpiel des kreisförmigen Umſchwungs, zu welchem das Feuchte durch die Einwirkung des Warmen von Oben hingeriſſen wurde, (denn durch dieſe Bewegung wurden die Seiten der Erde abgerundet), und der Erſtarrung des Feſten zu der runden, wahrſcheinlich kugelförmigen, Geſtalt[37]) ausgeglättet, welche die Kreisgeſtalt des Himmels und den Körperinhalt des feſten Erdelements verbindet und das Gleichmaß der Gegenſätze in ſich ſelbſt ſinnlich bezeichnet. Das Feuchte wurde nun allmälig in die hohlen Becken der Erde als Meer zuſammengedrängt, oder verdunſtete im Äther, durch welchen nimmer ruhenden Verdunſtungsproceß die Geſtirne, die ſonſt in dem feurigen Äther ſich verzehren würden, ſich nähren und erhalten[38]). Da indeſſen jener Proceß nie nachläßt, ſo muß endlich, wenn alle Feuchtigkeit ſich aufgetrocknet hat, eine allgemeine Austrocknung, eine Verzehrung durch das Feuer, nicht

---

27) Unklar iſt hier, wie Diogenes das Feuchte anſah, ob als Vermittlung zwiſchen dem Kalten und Warmen, wie aus ſeiner Erdtheorie herrorzugehen ſcheint (ſ. unten), oder als Gegenſatz des Starren in der niedern Sphäre, deſſen Mittleres dann etwa die warme, organiſche Lebensluft wäre. Wahrſcheinlich fällt die Unbeſtimmtheit dem Philoſophen ſelbſt zur Laſt. Nicht mit dem Ausdrucke des Diogenes, aber doch ſeinem Sinne ziemlich entſprechend, nahmen Nikolaus und Porphyrius (*Simpl.* p. 32 b.) ein Mittleres als ſein Princip an, wobei nur der Zuſatz: zwiſchen Luft und Waſſer, unrichtig iſt, das Mittlere vielmehr als Gleichmaß von Erwärmung und Erkältung, oder vielmehr als Indifferenzpunkt beider, zu nehmen war. Anders Panzerbieter, S. 53, fg.

28) So löſt ſich der Widerſpruch, daß Diogenes bei *Arist.* de anima I, 2 die Luft das Feinſte (*τὸ λεπτομερέστατον*, nämlich ideell, als Träger des Princips) nennt, und ſie doch einer höhern Verfeinerung fähig hält.

29) So glaube ich im Sinne des Diogenes ſein etwas ſchwankendes Princip erklären zu müſſen.

30) P. S. 100 fg.

31) über die *περιφορά*, ein beliebtes Dogma ganz verſchiedner Schulen, vgl. *Arist.* de anima I, 3. So auch Anaragoras. P. S. 113.

32) Es iſt ein eigenthümlicher Unterſchied ſeines Syſtems, daß er, ein freiwirkendes geiſtiges Princip aufſtellend, den Grund der Entſtehung des Einzelnen nicht in einem dunkeln Schickſale, wie die frühern Phyſiker, oder im Zufalle, wie die Atomiſten, zu ſuchen brauchte; nicht genug gewürdigt bei P. S. 108.

33) Es kann befremdend ſcheinen, wenn Diogenes (nach *Arist.* de part. anim. II, 1) die einfachen Körper, die aber durchaus nicht mit den Elementen zu verwechſeln ſind, welche im Gegentheil Extreme der Verwandlung waren, als erſtes Product der ſchaffenden Thätigkeit aufgeſtellt haben ſoll. Doch liegt hierin nur die erſte und urſprünglichſte Vereinigung der beiden Gegenſätze in den luftförmigen Körpern, keine Hinneigung zu atomiſtiſchen Grundſätzen. Hierher gehören auch die *ὄγκοι*, die feinſten Körpertheilchen, welche durch die Poren der Körper ein- und ausgeathmet werden, welche Lehre vom D. L. fälſchlich dem Cyniker zugeſchrieben wird. (VI, 73.)

34) *Euseb.* Praep. evang. 17. Ed. Lutet. Beſonders *D. L.* IX, 57. Das Schwere war nicht unten in der umgebenden Welt, ſondern im Grunde der Erde heimiſch.

35) Euſeb. an d. angef. Stelle. Daher verglich ſie Diogenes mit Bimsſteinen.

36) *Stob.* I, 25. D. nennt ſie *ἀφανεῖς λίθους*, weil ſie nicht leuchten wie die Sterne.

37) *D. L.* IX, 57: *τὴν γῆν στρογγύλην, ἐρηρεισμένην, ἐν τῷ μέσῳ, τὴν σύστασιν εἰληφυῖαν κατὰ τὴν ἐκ τοῦ θερμοῦ περιφορὰν καὶ πῆξιν ὑπὸ τοῦ ψυχροῦ.* Panzerbieter, S. 119 (nach Voß, Krit. Blätter, 2. Bd. S. 141) erklärt *στρόγγυλος*, welches Wort Platon zur Bezeichnung der Kugelgeſtalt gebraucht (Parmen. p. 137 e.), durch die Cylinderform, die der Oberfläche das Anſehen einer Scheibe gegeben habe. Aber warum ſollte nicht bereits Diogenes von der Kugelform, die bei den Pythagoreern und Eleaten bekannt war, gehört haben? Wenigſtens ſcheinen die obigen Worte nur auf dieſe zu paſſen.

38) Daher die Sterne *διαπνοιαὶ τοῦ κόσμου* hießen; *Stob.* I, 25. Ritter verſteht dies ſo, daß die Sterne im beſeelten Weltall gleichſam Reſpirationsorgane wären, Geſch. der Phil. I. S. 227. Doch vgl. Panzerb. S. 122. Die Vorſtellung von der Ernährung der Sterne war ganz populär, wie aus dem dichteriſchen coelum sidera pascit zu ſehen iſt.

plötzlich, ſondern allmälig und ſtufenweiſe wirkend (ἐκπύρωσις) eintreten[39]; hierdurch aber wird nur die Harmonie und das Sein des gegenwärtigen Weltganzen aufgehoben, nicht aber das ewige, denkende Grundprincip, das ohne Ende nach dem Untergange der einen Welt neue Welten nach gleichen Geſetzen hervorruft[40]. Auch in der gegenwärtigen Welt iſt einſt eine große Revolution vorgegangen, indem die Erde[41] eine bedeutende Neigung nach Süden bekommen hat, und dadurch der himmliſche Nordpol, der früher ganz vertical über der Erde ſtand, mehr nach Norden gerückt wurde; hierdurch geſchah es, daß einige Theile der Erde bewohnbar, andre unbewohnbar wurden[42]. Die Anhäufung bedeutenden Feſtlandes nach Norden ſcheint den Diogenes zu dieſer Annahme, zu welcher neben ihm auch Anaxagoras gelangte, bewogen zu haben[43]. Aus der Hypotheſe von der Verdunſtung erklärte Diogenes die bedeutendſten und regelmäßigſten Naturerſcheinungen; ſo den jährlichen Umlauf der Sonne aus dem der Wärme entgegenwirkenden Kalten, das die Sonne zur Flucht nöthigt, von welcher ſie erſt zurückkehrt, wenn die Wärme der Feuchtigkeit wieder Herr geworden iſt, ſodaß der Jahreswechſel im Kleinen ein Bild des ganzen Weltganges darſtellt[44]; ſo die Nilüberſchwemmungen, durch den Andrang der Dünſte, die der Sonne bei ihrem Rückgange nach Süden nachfolgen, verbunden mit dem unterirdiſchen Abfluſſe des nördlichen Waſſerreichthums nach Süden[45]; ſo den Donner durch den gewaltſamen Zuſammenſtoß des Feurigen mit der feuchten Wolke, den Blitz durch das plötzliche Aufleuchten des Feuerelements[46]. Gleich einfach war der Schematismus, durch welchen Diogenes die Entſtehung und Erhaltung der organiſchen und unorganiſchen Weſen der Erde zu erklären ſuchte. Überall fand er den Kampf der Gegenſätze, der aber erſt in dem Menſchen ſich zur vollen Harmonie aufhebt, wo alſo auch die νόησις erſt ihre wahre Stelle findet[47]. Am meiſten herrſcht das Starre im Mineralreiche; doch iſt der Stein ſtarrer als das Metall, und unter den Metallen nähert das Eiſen und das Kupfer ſich am meiſten der organiſchen Welt; dies bewies er durch das Anziehen und Ausſtoßen von Feuchtigkeiten, die er an dieſen Metallen fand (woraus die Erſcheinung des Roſtes zu erklären ſei), und dem Athmungsproceſſe verglich[48]. Die das Eiſen anziehende Kraft des Magnetſteins leitete er von den Feuchtigkeiten im Steine her, welche die verwandten Metallſäfte an ſich zögen und durch die Poren des Steines eindringen ließen[49]. Alles eigentliche Athmen war ihm Eindringen der Luft durch die Poren des Körpers oder die Reſpirationsorgane, und darum Herſtellung des Feſten zum Gleichmaße der Kräfte, Princip des Lebens. Daher, je geringer der Athmungsproceß entwickelt iſt, deſto ſchwächer das Leben, deſto dunkler das denkende Vermögen. Darum verglich er das Leben der Waſſerthiere, die zwar athmen, aber durch das Waſſer an dem Eindringen der Luft verhindert werden, mit dem verdunkelten Verſtande der Wahnſinnigen, die, ganz in ſich vertieft, weder klar empfänden noch dächten[50]; ohne Zweifel ſchrieb er den höhern Thierclaſſen, wie mehr Antheil an der reinen Luft, ſo mehr Antheil am denkenden Grundweſen zu, und je weiter entfernt von den beiden Enden übermäßiger Feuchtigkeit und Starrheit, deſto vollkommener mußte er das Thier annehmen. Doch ſind uns ſeine Beobachtungen hier faſt ganz verloren; nur über die Functionen des Hörens und Schmeckens wiſſen wir, daß er ſie durch Eindringen der Luft vermittels des Blutes in den Veräderungen des Venenſyſtems in das der Empfindung organiſch entgegengebildete Sinnenorgan und das erkennende Vermögen erklärte[51]. Überhaupt war ihm das Blut das Vermittelnde im Organismus, indem die eingeathmete Luft mittels des Blutes den ganzen Körper durchdringe, und er erklärte den Schlaf durch

---

39) *Stob.* I, 21. Ähnlich die meiſten andern Phyſiker, ſowie die Stoiker, bewogen durch die alltägliche Erfahrung des bei ſteigender Cultur mehr und mehr austrocknenden Bodens der Erdoberfläche. 40) Daher lehrte er: ἀπείρους εἶναι τοὺς κόσμους, *D. L.* IX, 57. *Stob.* I, 23 ebenfalls in Übereinſtimmung mit andern Phyſikern, namentlich Anaximander und Anaximenes; daß hier nicht von einem räumlichen Nebeneinander, ſondern nur von einem zeitlichen Nacheinander die Rede ſein kann, lehrt ſchon der Begriff des κόσμος als eines einigen Ganzen; ſ. *Simplic.* ad phys. p. 257 b. 41) Plac. phil. II. 8 vgl. mit *D. L.* II, 9. Daß in der erſten Stelle unter κόσμος nur die Erde gemeint ſein kann, was Panzerb. beſtreitet, ſieht man ſchon aus dem Zuſatze, worin Diogenes als Erfolg dieſer Veränderung angibt, daß, während früher die ganze Erde bewohnbar geweſen, nun einige Theile der Erde (τοῦ κόσμου) unbewohnbar geworden wären. 42) Gegen Schaubach (Anax. p. 175) und Voß (Mythologiſche Briefe II. S. 177) beſtreitet die Richtigkeit dieſer Angabe Panzerbieter, und verſteht die Stelle, nach ſeiner Emendation, grade umgekehrt von einem Hange des obern Theiles der Welt nach Norden; aber vgl. Anm. 41; für die Richtigkeit der Notiz ſpricht die Erklärung, welche Diogenes von dem Rückgange der Sonne nach Süden im Jahreswechſel und von dem Nilaustritte gibt, und die er von dem übermäßigen Dunſt- und Waſſerreichthum im Norden ableitet. 43) Wenn Diogenes ſagt, dieſe Veränderung ſei ἐκ τοῦ αὐτομάτου geſchehen, ſo will er damit nicht den Zufall als Weltgeſetz einſchwärzen, ſondern nur andeuten, daß ſein Princip dies Factum nicht gehörig erkläre. 44) *Stob.* Ecl. I, 26, wo das Zurückgehen der Sonne ein Erlöſchen durch das entgegendringende Kalte genannt wird. Auch der Sonnenmythus war hier wol nicht ohne Einfluß. 45) Schol. *Apollon. Rhod.* IV, 269. *Seneca*, Quaest. nat. IV, 2. *Panz.* p. 135. Auch jener Abfluß der Gewäſſer nach Süden ſtimmt zu der Annahme von einem Südabfalle der Erde.

46) *Seneca*, Quaest. nat. II, 20, vgl. mit *Stob.* I, 30. 47) Angedeutet bei *Arist.* De anima I, 2. Vgl. Fragm. VI. fin. bei *P.* 48) Panz. S. 98 fg. 49) *Alex. Aphrodis.* Quaest. natur. et mor. II, 23. 50) Placit. V, 20. Panz. bezweifelt, daß Diogenes, nach ſeinem Princip, einzelnen Thierclaſſen den Antheil an der νόησις und an der Empfindung habe abſprechen können; doch lehrt ſchon die treffende Vergleichung ſolcher Thiere mit Wahnſinnigen, daß Diogenes hier jene Worte auf die Klarheit objectiver Anſchauung und durch dieſe bedingten Denkens beſchränken wollte. Übrigens bleibt unklar, ob Diogenes dort von allen Thieren ſprach, oder, wie ich annehme und ſeinem Principe gemäß iſt, nur von den im Waſſer lebenden. 51) Placit. IV, 18. Das erkennende Vermögen heißt hier τὸ ἡγεμονικόν, ein Ausdruck, der dem Diogenes aus der ſpätern ſtoiſchen Terminologie untergeſchoben iſt, wenn anders nicht die ganze Stelle dem Stoiker Diogenes angehört. Über das Gehör Placit. IV, 16. Nicht unähnlich *Arist.* De anima II, 8.

ein Zurückdrängen des Luftartigen von den empfindenden Extremitäten in den Stamm des Körpers durch den Andrang des Blutes, den Tod aber durch völliges Verſchwinden des Luftartigen aus dem Blute, wodurch dann das Gleichmaß aufgehoben wird[52]. Über die Verflechtung der Adern im menſchlichen Körper gibt er einen ausführlichen, für ſeine Zeit bedeutenden Schematismus, indem er, den Unterſchied der Venen und Arterien nicht kennend, den ganzen Blutumlauf auf zwei, den Körper durchziehende, nicht vom Herzen ausgehende, Hauptadern zurückführt, die ſich in zahlreiche Äſte theilen, am kunſtreichſten aber ſich in den Extremitäten, einfacher in Händen und Füßen, künſtlicher und verwickelter in den Adern des Kopfes und in denen der Hoden, die jenen durchaus analog und mit ihnen durch das Rückenmark verbunden ſind, kreiſen und verwirren[53]. Der Act der Zeugung hing dem Diogenes wieder mit ſeinem Grundprincip unmittelbar zuſammen, indem das zum Samen verdünnte, ſchaumförmige Blut zur Luftförmigkeit zurückkehrt und dadurch neues Leben weckt. In der Wärme entwickelt, bildet ſich der noch unbeſeelte Embryo aus, in den letzten Monaten vor der Geburt durch gewiſſe Warzen im Mutterleibe ernährt[54]. Langſamer bildet ſich der Fötus des Knaben als des Mädchens zur Reife[55] der Geburt, durch welche er ſofort Leben und Seele empfängt. Zu der Erklärung höherer geiſtiger Thätigkeiten des Menſchen ſcheint Diogenes nicht gekommen zu ſein, weil er ſich einmal in das Sinnliche verloren hatte. Daß er das Erkennende als Höchſtes im Menſchen nahm, iſt natürlich[56], und wenn er auch warme Luft als Erregungsmittel der Zeugung alles Organiſchen betrachtete, ſo konnte er doch das Princip des Geiſtes nicht in jener, ſondern allein in der reinen, ſich zu Allem geſtaltenden Denkthätigkeit finden[57].

Sein Buch *περὶ φύσεως*, welchem er, nach Art der ältern Philoſophenſchulen, ſeine ganze Philoſophie einverleibte[58], war ſelten und nur wenigen gelehrten Forſchern der alten Philoſophie bekannt[59]. (*Steinhart.*)

---

[52] Placit. V, 24. Umgekehrt erklärt den Schlaf *Arist.* Hist. animal. III, 14. Vgl. Panz. S. 90.

[53] Fragm. VII. bei *P.*, nach *Arist.* Hist. anim. III, 2. Das Herz wurde damals noch nicht als Centrum des Blutumlaufes angeſehen, weil man den Gegenſatz der Venen und Arterien nicht kannte; P. S. 74. Der Satz, daß das Denkende im Menſchen (*τὸ ἡγεμονικόν*) in der Arterienhöhle des Herzens wohne (Placit. IV, 5), iſt daher dem Stoiker Diogenes zurückzugeben.

[54] Nicht durch den Nabel, ſondern durch die bei wiederkäuenden Thieren bemerkten, fälſchlich dem Menſchen zugeſchriebenen *κοτυληδόνες*; ſo Panz. nach *Censorinus*, De die natali, c. V.

[55] *Galen.* in libr. IV. *Hippocr.* De morb. vulg. P. p. 126. Bei *Censorin.* cap. IX, verwirrt. Die andern Phyſiker waren grade der umgekehrten Meinung.

[56] Vgl. Not. 53. Doch ging er auf die *νόησις* im Menſchen nicht weiter ein, hierin die Schranken ſeiner Schule nicht überſteigend.

[57] Mit Unrecht wird daher angenommen (ſo von Ritter, Geſch. der ion. Phil., nach *Diog.* Fragm. VI. bei P.), daß Diogenes das Grundweſen, wie der Seele, ſo der Welt, als warme Luft angeſehen habe; vielmehr war die Luft, als reines Subſtrat der *νόησις*, indifferent und ohne Qualitäten, die aber als organiſche Luft als unmittelbares Lebensprincip, erwärmt werden müſſe.

[58] Daher *το σύγγραμμα* bei *D. L.* IX, 57. Andre Bezeichnungen der Schrift gehen auf ihre einzelnen Theile.

[59] So kannte es ſelbſt Galenus nicht. P. S. 24.

DIOGENES von Sinope, der berühmteſte und genialſte der Cyniker. Er iſt als das erſte und zugleich ausgeprägteſte Vorbild jener wunderlichen Charaktere anzuſehen, die in Zeiten mächtiger geiſtiger Erregung und allgemeiner Ausgießung einer neuen Idee von dieſer in einem ſolchen Grad ergriffen und überwältigt werden, daß ſie, anſtatt derſelben ſich mit Freiheit zu bemächtigen und ſchöpferiſch geſtaltend ſie in die Totalität des Lebens hineinzuwirken, ſich ſelbſt in ihrer beſchränkten Perſönlichkeit und in dem Zufälligſten und Kleinlichſten ihres Thuns und Treiben zum Bild und paſſiven Werkzeuge der in ihnen fix gewordnen Idee machen möchten; wodurch dann der unendliche Reichthum des lebendigen Gedankens zum ärmlichen, todten Grundſatze zuſammenſchrumpft und die begeiſternde Idee, obgleich die göttlichen Züge ihrer urſprünglichen Schönheit und Reinheit ſelbſt noch durch die Verirrung des Individuums hindurchſtrahlen, zum Zerrbild entſtellt zu ihrer eignen, gleichſam eingefleiſchten, Ironie wird. Aus dieſem Geſichtspunkt angeſehen haben wir es hier viel mehr mit dem Menſchen Diogenes als mit dem Philoſophen zu thun; denn wenn auch die Philoſophie demſelben nichts verdanken, er vielmehr bei aller bizarren Genialität uns als Denker nur auf der Stufe des hausbacknen, proſaiſchen Verſtandes erſcheinen ſollte, ſo iſt doch ſeine faſt typiſche Perſönlichkeit, wiewol entſtellt durch einen ganzen Wuſt von Fabeln, die ihn, gleich unſerm Eulenſpiegel, zum unſterblichen Heros alles Pöbelwitzes geſtempelt haben, in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes von nicht geringer Bedeutung, und mag ſich leicht in der unnachahmlichen Geſundheit ihrer tief gewurzelten Narrheit den phantaſtiſchen, aber durch und durch lebensfriſchen, ewigen Geſtalten der alten Komödie vergleichen.

Außer vielen vereinzelten Notizen und Anekdoten dienen als Hauptquellen ſeines Lebens: *Diogenes Laertius* VI, 20—81, oft nach Eubulus und Menippus, eine im Ganzen unkritiſche, durchaus planloſe Compilation; *Arrian.* Dissertatt. Epicteti, III, 22—24, der in ſeiner rhetoriſchen Weiſe im Diogenes das Ideal des wahren Cynismus, im Gegenſatze zu dem ſchmutzigen und bettelhaften Cynismus der ſpätern Zeit, durchzuführen ſucht; Athenäus, der zerſtreut an mehren Stellen ſeines Sammelwerkes einzelne blos traditionelle Nachrichten gibt; Lucianus im Demonax und im Cynicus, und ſonſt Dio Chryſoſtomus an mehren Stellen. Eine kritiſche Darſtellung ſeines Charakters in Lehre und Leben aus den Quellen fehlt noch; außer *Menzii* Dissertatio de fastu philosophico, virtutis colore infucato, in imagine Diogenis Cynici (Lips. 1712. 4.) iſt Wielands Nachlaß des Diogenes von Sinope (Leipz. 1770.), (in den Werken Bd. XIII. bei Gruber) als geiſtreiche Skizze, freilich ſehr im franzöſirenden Geſchmacke jener Zeit, bemerkenswerth. Treffliches enthält der Artikel Diogène bei Bayle.

Diogenes, der Sohn eines Wechslers Ikeſias zu Sinope, jener durch Lage und Glück hoch begünſtigten, gewerbreichen mileſiſchen Pflanzſtadt[1], ſoll als Jüngling nebſt ſeinem Vater Falſchmünzerei getrieben haben und mit dieſem[2]), nach Andern allein, während ſein Vater im Gefängniſſe geſtorben ſei[3]), aus ſeiner Vaterſtadt geflohen ſein. Schon dieſe Nachricht trägt ein offenbar ſagenhaftes Gepräge, das ſich am deutlichſten in der Erzählung[4]) ausſpricht, daß der delphiſche Gott ſelbſt ihm auf ſein Befragen zur Falſchmünzerei gerathen habe. Man könnte hierin eine Anſpielung auf ſeine Verachtung alles poſitiven Geſetzes und aller Sitte finden, wo dann der Doppelſinn des Wortes *νόμισμα* leicht auf jene entſtellende Erzählung führen konnte; doch am wahrſcheinlichſten ſcheint, daß jene Erdichtung aus einem Witzworte des Diogenes hervorgegangen ſei, der (nach *Diog. L.* VI, 20) ſelbſt in einer Schrift[5]) ſein ſchimpfliches Jugendgewerbe erwähnt haben ſoll; nichts aber wäre mehr in dem Geiſte des derb ſinnlichen Ausdruckes, wie alle Apophthegmen des Cynikers ihn zeigen, als die Vergleichung ſeines Wirkens und Strebens, wie es, gegen alles Poſitive ſich auflehnend, darauf ausging, allen Lebensverhältniſſen ein neues Gepräge zu geben, mit dem Geſchäft eines Falſchmünzers, indem, wie dieſen, auch den Radicalreformer der Sitten Haß und Verfolgung treffe. Doch mag ſeine Jugend nicht rein von Vergehungen, wahrſcheinlich politiſcher Art, die ihm vielleicht auch Verbannung zuzogen, geblieben ſein[6]). In Athen angelangt verliert er den einzigen Diener, der ihm bis dahin gefolgt war, und ergibt ſich aus Noth und Grundſatz der einfachſten und ärmlichſten Lebensweiſe[7]). Aber er fand auch hier den Lehrer, der allein ſeinem nach Freiheit und Selbſtgenugſamkeit ſtrebenden Sinne zuſagen konnte, den Antiſthenes, der durch die eigenthümliche, Herkuliſche[8]) Kraft ſeiner Erſcheinung und den hinreißenden Zauber ſeiner Rede[9]) im Kynoſarges[10]) zahlreiche Zuhörer verſammelte. Da indeſſen Antiſthenes, vielleicht wegen der aufgeregten Stimmung des Volkes, bei dem Proceſſe des Sokrates[11]), oder aus Abneigung gegen alles Syſtemweſen[12]) ſeine Schule geſchloſſen hatte, erzwang er ſich durch ſeine Beharrlichkeit, die ſich jeder Probe zu unterwerfen bereit war[13]), den Zutritt zu jenem, deſſen echteſter und treueſter Schüler er nun wurde. Gleich dem Lehrer durchzog er die Gaſſen Athens mit Stab, Querſack und grobem Mantel[14]), der ihm zugleich zum Lager diente, und gefiel ſich darin, ſich mit dem großen Befreier Herakles[15]), oder auch wol mit dem ſtets wachſamen, ſcharf ſpürenden Hunde zu vergleichen[16]). Aller Gemächlichkeit ſich entblößend, gegen Hunger, Froſt und Hitze ſich gewaltſam abhärtend[17]), ſelbſt des häuslichen Obdaches endlich gern entbehrend, nimmt er nicht ſelten ſeine Zuflucht zu einem Faß in dem Metroon[18]). Durchaus fabelhaft aber erſcheint die Tradition, daß er, ein beſtändiger Bewohner des Faſſes, daſſelbe überall mit ſich herumgeſchleppt und mehrmals erneuert habe[19]). So glaubte er der durch Sokrates zuerſt laut verkündeten und allmälig alle Kreiſe des Volkes ergreifenden, alle Lebensformen umgeſtalten-

---

[1] *Strabo* XII. p. 545, 546. *Pomponius Mela* I, 19.

---

2) So nach *Eubulides*, bei *D. L.* VI, 20.

3) *D. L.* VI, 21.

4) Die verworrene Stelle bei *D. L.* VI, 20 ſcheint mir ſo emendirt werden zu müſſen: *τοῦ δὲ συγχωρήσαντος τὸ πολιτικὸν νόμισμα, οὐ συνεὶς τὸ τέρμα* (vulg. *κέρμα*) *κιβδηλεύσας ἐφυγαδεύθη*, ſodaß der Sinn iſt: der Gott erlaubte ihm, die Sitten des Staats (was doppelſinnig durch *νόμισμα* ausgedrückt wird) falſch zu prägen (d. h. ſich von denſelben zu entfernen), aber er verſtand die Tendenz des Orakels nicht (*τέρμα*, ein minder gewöhnlicher Ausdruck für *τέλος* in dem Sinne: Ziel, Zweck) und wurde ein wirklicher Falſchmünzer.

5) Diog. nennt ſie Podalus; wahrſcheinlich iſt Pardalis zu leſen, wie er ſelbſt ſpäter eine Schrift des Cynikers anführt. Eine ſehr geiſtreiche Deutung gibt jenem Orakel der Kaiſer Julianus, Orat. VI.

6) Dahin zielen die pikanten Antworten, welche er denen gab, die ihn mit ſeinen frühern Schickſalen aufzogen; *D. L.* VI, 56 vgl. 49.

7) *D. L.* VI, 55 erzählt ſeinen Ausſpruch: wenn Manes (der entlaufene Diener) ohne Diogenes leben kann, warum nicht auch dieſer ohne jenen? Bekannt ſind die Erzählungen, wie er Becher und Schüſſel wegwarf, als er einen Knaben mit hohler Hand Waſſer ſchöpfen und das Gemüſe in gehöhltem Brod auffangen ſah; *D. L.* 36.

8) Die Cyniker verglichen ſich gern mit Herkules, weil dieſer durch eigne Kraft als Menſch ſich den Weg zum Himmel gebahnt hatte, immer kämpfend mit allem Böſen, ein Mann der Kraft und der Freiheit; daher die Wahl des dem Herkules geweihten Raums; daher der ganze Aufzug, eine Parodie des Herkuliſchen; *D. L.* VI, 2 sq.

9) D. L. beruft ſich (VI, 14, 15) auf das Urtheil vollwichtiger Zeugen, des Theopompus und des Xenophon, die einſtimmig die Anmuth ſeines Umganges und die Gewalt ſeiner Rede rühmten.

10) Das Kynoſarges, dem Herkules heilig, und darum nur von unechten oder nicht vollbürtigen Söhnen beſucht, ſtimmte trefflich durch Erinnerung und Gebrauch zu dem freien Sinne der Cyniker, die ſämmtlich entweder Fremde oder doch, wie Antiſthenes, von fremden Müttern waren, und ſchon deshalb ihren natürlichen Beruf in jener dem beſtehenden Staatsweſen nicht eben günſtigen Volksberedſamkeit fanden.

11) Dieſe Annahme, welcher Bayle (Artikel Diogène) folgte, leidet indeſſen an der chronologiſchen Schwierigkeit, daß, während Sokrates bereits Ol. 95, 1. hingerichtet war, Diogenes noch den Alexander geſehen haben, ja mit ihm in gleichem Jahre, Ol. 114, 1. geſtorben ſein ſoll. Hieraus würde, auch wenn man den Cyniker ein Alter von 90 Jahren erreichen ließe, mithin ſein Geburtsjahr Ol. 92, 1. annähme, doch folgen, daß er bereits im zwölften Jahre nach Athen gekommen ſei, während ihn doch alle Nachrichten zu jener Zeit als bereits erwachſenen Mann ſchildern.

12) So *D. L.* 21; nach *Aelian.* Var. histor. X, 16 hätte Niemand ihn hören wollen.

13) Selbſt der härteſten, dem Stocke. *D. L.* 21. *Aelian.* Var. hist. X, 16.

14) Der von den Spartanern entlehnte *τρίβων*, der, doppelt genommen, zum Lager diente; der duplex pannus, den *Horat.* Epist. I, 17, 25 als Symbol der Geduld nennt.

15) Vgl. Anm 8 u. 10. *D. L.* 71: „Er war ein wahrhafter Falſchmünzer, da er überall mehr dem Naturgeſetz als dem Staatsgeſetze folgte, und denſelben Lebensſtyl, wie einſt Herakles, durchführte, nichts der Freiheit vorziehend.“

16) Seine Späße darüber bei *D. L.* 33, 60 al. Der urſprünglich von dem Verſammlungsorte den Cynikern gegebene Spottname wurde durchaus nicht von ihnen verſchmäht.

17) So wälzte er ſich im Sommer im heißen Sand, umarmte im Winter ſchneebedeckte Bildſäulen; *D. L.* 23. Nur zum Genuſſe rohen Fleiſches brachte er es nicht.

18) *D. L.* 23. Das Metroon, der Athener Staatsarchiv, der älteſten Landesgöttin heilig, die man mit Unrecht der phrygiſchen Cybele gleichſetzt (eher der thebiſchen *Ἄρτεμις γαιάοχος*, *Soph.* Oed. tyr. 160 und der myſtiſchen Demeter zu vergleichen), wählte Diogenes, als den Sammelplatz zahlreichen Volksgewühls.

19) Das den Alten gewöhnliche Sprichwort: *ζωὴ πίθου*, um den äußerſten Grad der Ärmlichkeit zu bezeichnen (Diogenian. IV, 38), kann als die Veranlaſſung dieſer Fabel angeſehen werden. über den bereits zwiſchen Heumann und Haſäus, über das Faß des Diogenes, geführten höchſt gründlichen Schriftwechſel vgl. *Brucker*, Hist. phil I, p. 872 sq. *Juvenal.* XIV, v. 308 folgt ſchon der verbreiteten Sage.

den Idee menſchlicher Freiheit und Tugend, die in der vollſten Entwicklung des geſammten geiſtigen Lebens beſtehe und zunächſt ſich im tapfern Kampf gegen das überall eingedrungene Böſe bewähren müſſe, am beſten zu genügen, indem er, gleich ſeinem Lehrer, nur das negative Moment der *ἀρετὴ*, die Standhaftigkeit und Leidenloſigkeit[20]), in ſich bis zum Extreme durchzubilden ſuchte. Hiermit aber verfiel er ſogleich ſchon in die leere, nichtige Abſtraction von allem Beſtehenden, von der ganzen objectiven Welt, und in den Wahn und Dünkel[21]) des in ſich ſelbſt einſeitig zurückgedrängten, vollkommen in ſich abgeſchloſſenen, ſelbſtgenugſamen Subjects, wodurch ſeine Lehre allen Charakter wiſſenſchaftlicher Strenge[22]) und objectiver Allgemeinheit verlor, ſein Leben als fruchtloſe Selbſtverzehrung und wahnſinnig gewordne Weisheit[23]) erſchien. Ganz und ſtets er ſelbſt, und alles, was von Außen her dem kahlen, nackten Ich als ein Fremdes ſich annähern und anſetzen wollte, feindlich von ſich abſtoßend, verſchmähte er ſowol den hohen und würdigen Lebensſtyl, ſowie die tiefe Speculation des Platon[24]), als die von der Sokratiſchen Einfalt weit abweichende Dialektik der Megariker[25]), die er durch die wohlfeilſten Argumente des gemeinen Verſtandes zu beſeitigen glaubte. Ebenſo feind war er dem Staatsweſen, dem er als Weltbürger (er zuerſt nannte ſich, hierin nur dem reißenden Zuge der Zeit folgend, *κοσμοπολίτης*) ſich durch ſich entwachſen glaubte[26]), und das Geſetz des Staates war ihm nichts gegen das ſubjective Geſetz ſeiner Tugend[27]); daher haßte er die Redner, vor allen den gewaltigſten unter ihnen, den Demoſthenes[28]), und ſah in Sparta wenigſtens Kinder[29]) (in dieſem Lakoniſiren, das wie durch Anſteckung damals ſich in Athen verbreitet hatte, mit Platon zuſammentreffend), Männer nirgends. Gegen die aufblühende makedoniſche Herrſchaft, der viele der beſten Köpfe jener Zeit ſich hoffnungsvoll zuwandten, blieb er nicht minder indifferent[30]). Doch träumte er ſelbſt ſich einen Staat, den er, auch hierin in merkwürdiger Übereinſtimmung mit Platon, auf die Gemeinſchaft der Güter[31]) und der Ehen[32]) aufgebaut wiſſen wollte, und aus dem er gewiß auch alles Wiſſen und alle Kunſt verbannt und nur die Arbeit und den Kampf übriggelaſſen hätte[33]); indeſſen hoffte er nichts von ſeiner Zeit für einen ſo idealen Staat, und begnügte ſich daher mit dem Bewußtſein, daß den Weiſen, wie den Göttern, alles unterthan ſei[34]); auch war er durchdrungen von dem Gefühle der ideellen Gemeinſamkeit alles Beſitzes, und ſah das Wenige, was er von Freunden annahm, als ſchuldige Gabe der Pflicht an[35]). In dieſer abſtracten Einfachheit fand er aber zugleich ſein höchſtes Glück, und obgleich er, wie ſein Lehrer[36]), Arbeit für das Köſtlichſte hielt, ſo freute er ſich doch des leichten und ſeligen Lebens, das den Menſchen von den Göttern geboten werde[37]), wenn ſie nur nicht ſelbſt es durch künſtliche Bedürfniſſe und allerlei ſüßes Getändel begrüben und übertünchten. Natürlich konnte er auch in dem Götterglauben und der Kunſtmythologie ſeines Volkes nichts als Wahn und Thorheit finden, und während Sokrates das Göttliche in allen Formen rein und innig verehrte, verhielt ſich Diogenes auch hier, da er ein Höheres, Allgemeines nicht anerkennend in ſeinem Ich befangen war, nur ſchroff polemiſch, wiewol er ein Göttliches, das überall verbreitet ſei[38]) und die Herzen der tugendhaften, weiſen Götterfreunde durchglühe, ſtehen ließ; freilich mußte ſeiner Natur das gewaltige Drängen des ſpeculativen Triebes, das Göttliche zu erkennen, immer fremd bleiben und lächerlich erſcheinen. Er trat geharniſcht auf gegen allen Aberglauben, den er mit treffen-

---

20) Wenn *D. L.* VI, 15 dem Diogenes als Hauptprincip der Ethik die *ἀπάθεια*, dem Krates die *ἐγκράτεια* zuſchreibt, ſo ſcheint er hiermit nur die beiden Hauptmomente des *καρτερικόν* ausdrücken zu wollen, welches Antiſthenes von der Sokratiſchen *ἀρετή* einſeitig auffaßte; VI, 2.

21) Dies erkannte Platon: „Wieviel Hochmuth zeigſt Du doch, o Diogenes, eben weil Du ſelbſt den Schein des Hochmuths fliehen willſt.“ *D. L.* 26.

22) Darum verachtete er Muſik und Geometrie und Aſtronomie und alle ſtrengere Wiſſenſchaft; *D. L.* 73.

23) Höchſt geiſtreich iſt das dem Plato zugeſchriebene Wort: Diogenes iſt der tollgewordne „Sokrates“ (*Aelian.* Var. hist. XIV, 33), das *D. L.* 54 ganz verkehrt anbringt.

24) Er nannte den Umgang (*διατριβή*) des Platon einen Untergang (*κατατριβή*). Die Ideenlehre Platons war ſeinem geſunden Verſtand ein Greuel, *D. L.* 53; daher der triviale Spaß mit dem gerupften Hahne, 40. Auch den Verkehr des Platon mit Dionyſius ſchalt er, 25.

25) Ihre Schule (*σχολή*) nannte er, recht bezeichnend, Galle (*χολή*); bekannt iſt, wie er die Leugner der Bewegung nicht anders zu widerlegen wußte, als indem er umherging, *D. L.* 39; ſehr treffend bemerkt hierüber Bayle, daß dies einfach ſcheinende Argument des Diogenes für die Bewegung im Grunde viel ſophiſtiſcher ſei, als die ſpitzfindigſten Beweiſe der Gegner.

26) *D. L.* 72: *μόνην ὀρθὴν πολιτείαν (ἔλεγε) εἶναι τὴν ἐν κόσμῳ.*

27) So ſchon Antiſthenes. *D. L.* VI, 11: *τὸν σοφὸν οὐ κατὰ τοὺς κειμένους νόμους πολιτεύεσθαι, ἀλλὰ κατὰ τὸν τῆς ἀρετῆς.*

28) Man hat manche, doch ſehr unwahrſcheinliche, Anekdoten über die Geringſchätzung, mit welcher der allem Patriotismus abholde Cyniker auf den großen Redner herabgeſehen haben ſoll. Alle Redner waren ihm *τρισάνθρωποι*, d. h. *τρισάθλιοι*, *D. L.* 47, und Bediente des Volkes, 24.

29) *D. L.* 27, 59. So waren ihm auch die großen Feſtſpiele der Hellenen kleinlich und kindiſch, 60.

30) über ſein Verhalten zu Alexander ſ. Anm. 55. Seine Gefangenſchaft bei Chäronea und ſein dort gegen Philipp ausgeſprochnes freimüthiges Wort (*D. L.* 43) iſt reine Fabel, wie ſchon aus den Zeitbeſtimmungen ſeines Lebens erhellt.

31) *Κοινὰ τὰ τῶν φίλων*, *D. L.* 72.

32) *D. L.* 72. Er hob, gleich Platon, ſelbſt das Vaterrecht des Einzelnen über die Kinder auf. Beider Anſicht gründet ſich auf den Antiſtheniſchen, oder vielmehr ſpartaniſchen Satz, daß die Tugend der Männer und Weiber dieſelbe ſei; *ibid.* 12. In ſeiner Weiſe führt Wieland dieſes Capitel weiter aus in ſeinem Anhang über die Republik des Diogenes.

33) Gleich unſern St. Simonianern, doch in einem höhern und edlern Sinne, war den Cynikern Arbeit und kräftige That das Höchſte der Tugend, das köſtlichſte Gut; *D. L.* VI, 11.

34) So Antiſthenes. „Der Weiſe iſt ſich ſelbſt genug, und ſein iſt Alles der Andern;“ dem Diogenes waren ſie Götterfreunde, und theilten mit ihnen die Herrſchaft der Welt, 72.

35) *Οὐκ ᾔτησεν ἀλλάπῄτησεν*, *D. L.* 46.

36) *D. L.* 70. Vgl. Anmerk. 33.

37) *D. L.* 44, 71. Seine *ἡδονή* beſtand in der Überwindung oder vielmehr Wegwerfung alles Schönen und Erheiternden, ſowie alles Betrübenden und Beängſtenden, in der unbedingten Reſignation auf Hoffnung und Furcht, dieſe Quellen alles Menſchengefühls; *Dio* orat. VIII. p. 132 sq. Selbſt die Liebe war ihm ein geſchäftiger Müßiggang, und nichts ihm mehr zuwider, als Verkehr mit Weibern; *D. L.* 54 u. öfter.

38) Weiter nichts liegt in ſeinem Ausſpruche: *πάντα θεοῦ πλήρη*; *D. L.* 37. Gute Menſchen nannte er Abbilder der Götter, 51.

dem Verſtandeswitze zu entblößen verſtand [39]. Nach Diogenes Laertius [40] hätte er ſich ſogar einmal in das Gebiet der Naturphiloſophie verſtiegen und den Satz aufgeſtellt: Alles ſei in Allem und Alles gehe durch Alles; wenn dies aber nicht auf einem bloßen Witzworte [41] beruht, ſo muß es dem Diogenes von Apollonia zugewieſen werden, dem die an derſelben Stelle erwähnte Lehre von den Poren, durch welche die feinſten Körpertheile ein- und ausgeathmet würden, ganz unbeſtreitbar angehört [42]. Somit blieb bei der Unabhängigkeit und negativen Freiheit, zu welcher die Sokratiſche Tugend bei ihm herabgeſunken war, alle Erkenntniß der Natur und des denkenden Geiſtes, alle Dialektik und Phyſik ihm gänzlich verſchloſſen, und in der bürgerlichen Welt verdammte er allen bunten Schimmer der Mannichfaltigkeit, alle Gliederungen und Abſtufungen der Geſellſchaft [43], alles concrete, poſitive Staatsgeſetz; aber auch in der Ethik blieb er bei dem dürftigen Inhalte weniger Sätze ſtehen, ohne auf die Tiefen des Geiſtes zurückgehend zugleich zu einer Totalität der menſchlichen freien Beſtrebungen und zu jener wahren Freiheit, die das äußere Lebenselement nicht von ſich ſtößt, ſondern geſtaltend beherrſcht, durchzudringen. Sein höchſtes ethiſches Princip war die Übung und Gymnaſtik des Geiſtes, über die er viel Wahres und Treffendes ſagte [44], aber dabei das Mittel für den Zweck nahm, und zu einer wahren Begriffsbeſtimmung, die ihn nothwendig weiter geführt hätte, nie gelangte. Auf jene Gymnaſtik beſchränkte er auch ſeine Pädagogik, die er im Hauſe des Xeniades zu Korinth mit bedeutendem Erfolge praktiſch lehrte [45], eine Lichtpartie ſeines Lebens, wo er angeborne Tüchtigkeit würdig bewährte; dabei verwarf er die blos athletiſchen Übungen der Jugend, und wollte, indem er den Zweck der Gymnaſtik in Körperſchönheit und geiſtige und körperliche Tüchtigkeit (*εὐεξία*) ſetzte [46], freie, ſich ſelbſt beherrſchende und von allem Fremden unabhängige Männer bilden.

Einen bedeutenden Abſchnitt ſeines Lebens bildet die, ebenfalls fabelhaft und verworren erzählte, Gefangenſchaft, in welche er auf einer Fahrt nach Ägina gerieth [47]. Piraten ſchleppten ihn nach Kreta, wo er, im Vollgefühle ſeiner innern Freiheit hoch erhaben über die Knechtſchaft des Leibes und ſeine Unglücksgefährten durch kräftigen Zuſpruch ermunternd [48], ſich ſelbſt ausbot als geborner Bildner und Beherrſcher von Menſchen [49]. Seine wunderbare Originalität bewog den obenerwähnten Xeniades von Korinth, ihn zu kaufen und als Erzieher in ſein Haus zu nehmen, wo er, bald freigelaſſen und im kleinern Kreiſe wirkend, was er bisher, faſt erfolglos, in den Gaſſen Athens gelehrt hatte, den Reſt ſeines Lebens zubrachte und ein hohes Alter erreichte. Gleich den Weiſen des Orients lagerte er im Kraneion oder zur Zeit der Spiele auf dem Iſthmos, und predigte den aus ganz Griechenland zuſammengeſtrömten Volksmaſſen ſeine in das Gewand der Thorheit gehüllte Weisheit. Hier war er ganz in ſeiner Sphäre, und, bewundert wegen der lakoniſchen Kraft ſeiner Ausſprüche und der prophetiſchen Haltung ſeines ganzen Weſens [50] gelang es ihm hier, die Schule des Antiſthenes fortzuſetzen, indem er einzelne Gleichgeſtimmte, meiſt aus den untern Volksclaſſen, heranzog, um gleich ihm der Welt zu entſagen [51]. Doch blieb dieſe ſogenannte cyniſche Schule, deren Grundſätze ſich endlich bis zur Raſerei ſteigerten [52], ganz in ihrer engen Subjectivität ſtecken und ging endlich faſt unter, bis ſie, in einer Zeit allgemeiner Gährung und Auflöſung, in der ekelhafteſten und widerlichſten Form wieder ins Leben trat[53]. Nach Athen kam Diogenes nicht wieder zurück[54]. In jene Zeit fällt auch die berühmte Unterredung des Diogenes mit Alexander, die wegen chronologiſcher Schwierigkeiten mit Unrecht bezweifelt[55], doch in ihren Einzelnheiten ihre Entſtehung gewiß den Rhetoren verdankt, die in der pikanten Zuſammenſtellung des Welteroberers mit dem Weltentſager eine reiche Fundgrube ſinnreicher Sprüche und Antitheſen fanden[56]. Wie das Leben ſo iſt auch der Tod des Diogenes in Fabeln gehüllt. Die ſicherſten Nachrichten weiſen auf einen natürlichen, ſanften und raſchen Tod hin[57], dem, ungeachtet ſeines angeblichen Wunſches, den Thieren des Feldes vorgeworfen zu werden[58], ein ehrenvolles, von Xeniades, dankbaren Söhnen veranſtaltetes Begräbniß folgte. Von der Achtung, in welcher er bei Korinths Bürgern ſtand, gab der bis zum Handgemenge getriebene, wetteifernde Streit um die Ehre ſeines Begräbniſſes einen ſchönen Beweis[59]. Die Korinther errichteten ihm an dem Iſthmusthor eine Säule, auf welcher, als ſelbſtgewähltes Symbol ſeines Lebens, ein Hund aus pariſchem Marmor ruhte[60]. Späterhin ehrten ihn auch die Bürger von Sinope durch eine eherne Bildſäule mit einer Inſchrift, in welcher die Selbſtgenügſamkeit und der leichte Weg ſeines Lebens geprieſen wird[61].

---

[39] Ein Beiſpiel gibt *D. L.* 37. Namentlich waren ihm Wahrſager und Traumdeuter verhaßt, 24.

[40] VI, 73.

[41] Hierauf führt die ſpaßhafte Anwendung des Satzes, den Diogenes von den Phyſikern nur perſiflirend entlehnt: „Auch im Brod iſt Fleiſch, wie im Fleiſche Brod,“ womit er etwa die abfertigte, die ihn wegen ſeiner ärmlichen Koſt bedauerten, *D.* 73.

[42] Vgl. den Art. **Diogenes von Apollonia**, Anm. 33.

[43] *D. L.* 72: Adel der Geburt und alle Auszeichnungen verſpottete er; auch Antiſthenes ſetzte die *ἀδοξία*, neben der Arbeit, als höchſtes Gut.

[44] *D. L.* 70, 71. Erhebend war in einer Zeit, wo Schlaffheit und Mangel an Thatkraft einzureißen anfing, ſein Satz: „Nichts im Leben gelingt ohne Übung, die Alles zu überwinden vermag; darum muß man, ſtatt unerſprießlicher Arbeiten, die von der Natur ſelbſt gebotnen erwählend, zum wahrhaft glückſeligen Leben gelangen.“ Vgl. 68.

[45] So daß Xeniades rühmte: „Ein guter Genius iſt in mein Haus gekommen;“ *D. L.* 74.

[46] *D. L.* 70, 30—31. Er gewöhnte die Söhne ſeines Herrn an Entbehrung, übte ſie in aller wahrhaft bildenden Gymnaſtik, doch ohne den damals eindringenden Hang zu unnützen athletiſchen Schaukünſten (vgl. Platon im Laches) zu fördern, und ſuchte auf alle Weiſe zuerſt ihr Gedächtniß zu ſtärken, weshalb er alles Wiſſen kurz zuſammengefaßt ihrem Gedächtniß einzuprägen ſuchte. Über die Sokratiſche *εὐεξία*, vorzugsweiſe als kraftvolle Harmonie der Körperſtimmung, vgl. *Sturz*, Lexicon Xenophonteum s. v.

[47] Eubulus und der Cyniker Menippus hatten Bücher geſchrieben, welche von dem Verkaufe des Diogenes (*Διογένους πρᾶσις*) und ſeinem ſpätern Leben handelten; *D. L.* 29, 30.

[48] Philo, in dem Buche: *ὅτι πᾶς σπουδαῖος ἐλεύθερος*, hat mehre, ſonſt unbekannte Notizen, die ſich auf dieſe Situation beziehen.

[49] Daher die Anekdoten, daß er, nach ſeinem Handwerke gefragt, geſagt habe: „Menſchen zu beherrſchen,“ und zu Xeniades: „Dieſer bedarf des Herrn;“ *D. L.* 74.

[50] Mit den Propheten des Orients hat er beſonders, außer der ſprüchwörtlichen Kraft ſeiner Rede und der Selbſtentſagung, die Vorliebe für ſymboliſche Bezeichnung gemein, wovon bei D. L. eine Menge von Beiſpielen angeführt ſind; am bekannteſten iſt die Laterne, womit er am Tage Menſchen ſuchte.

[51] So den Monimus aus Syrakus und den Oneſikritus aus Ägina, nebſt ſeinen zwei Söhnen, deren einer, Philiskus, als Verfaſſer der dem Diogenes zugeſchriebenen Tragödien genannt wird; zwar ſollen letztre ihn bereits in Athen gehört haben, was indeſſen ſehr unwahrſcheinlich iſt, da Oneſikritus, der erſt als Vater erwachſener Söhne zu Diogenes gekommen ſein ſoll, doch im Heere des Alexander diente, was nur dann wahrſcheinlich wird, wenn er den Diogenes zu Korinth hörte; *D. L.* 84. Der Thebaner Krates mag ihn ſchon zu Athen gehört haben; doch am glaublichſten ſcheint (*D. L.* 85.), daß er nur mittelbarer Schüler des Diogenes, durch Bryſon den Achäer, geweſen, was dann wieder auf die Zeit ſeines Lebens zu Korinth führen würde. Von einer eigentlichen Schule des Cynikers kann füglich nicht die Rede ſein, da kein gemeinſames Dogma, ſondern nur Übereinſtimmung in individueller Eigenheit, die wenigen Liebhaber cyniſcher Lebensweiſe zuſammenhielt; erſt die Stoa ſammelte die edleren Elemente des Cynismus und verband ſie durch eine höhere Idee. Am wenigſten konnte ihm in der Hauptſtadt des Geſchmackes ein bedeutender Anhang zufallen, wo ihn indeſſen Phocion hörte; *D. L.* 76.

[52] So bei Menedemus, der in der Furienmaske umherzog; *D. L.* 102.

Einzelne Schattenſeiten ſeines Lebens, wie es uns gewöhnlich überliefert wird, wie ſein Verhältniß zur Lais[62] und vor allem ſeine überfreche Schamloſigkeit in natürlichen und unnatürlichen Dingen[63], haben wir unberührt gelaſſen, weil ſie allein auf dem ſchwachen Grunde der Tradition beruhen, und der übrigen, bei aller Thorheit nicht unwürdigen Lebenshaltung des Mannes gradehin zu widerſprechen ſcheinen. Freilich darf man hier nicht zu raſch nach unſerm Standpunkt entſcheiden wollen, wieweit der dem Südländer eigne Natürlichkeitstrieb bei einem ſo ſonderbar organiſirten Individuum führen konnte; doch ſcheinen jene Notizen von ſpätern Cynikern erfunden zu ſein, die ihre eigne Schamloſigkeit durch das Beiſpiel des Diogenes zu decken ſuchten[64]. Sein ganzes Leben läßt ſich in zwei Ausſprüche über ihn zuſammenfaſſen; in dem einen, (*D. L.* 38. vergl. *Aelian.* var. hist. III, 19) vergleicht er ſich ſelbſt mit den Helden der Tragödie, die, vom Fluche getroffen, heimathlos, des Vaterlandes beraubt, arm, ſchlechtgekleidet, Tag für Tag ſich Nahrung ſuchend, die Welt durchirren; den edlern Theil ſeines Weſens aber beſchreibt Arrian[65] ſo: „Ihm war die ganze Erde Vaterland; kein einzelnes Land war ihm Heimath; darum vermißte er auch in der Gefangenſchaft Athen nicht, ſondern, vertraut geworden ſelbſt mit den Piraten, ſuchte er ſie auf alle Weiſe zu beſſern, als wahrer Diener Gottes zugleich dem Zeus gehorchend und aller Menſchen ſich liebevoll annehmend.“ So zeigt ſein ganzes Leben die ſeltſamſte Miſchung griechiſcher Verſtandesſchärfe und einer faſt orientaliſchen Gefühlstiefe[66], abſtoßender Rauhheit und Schroffheit und anziehender Anmuth der Rede, die mit einer durchgehenden leiſen Ironie ſich bald der Einfalt der Homeriſchen Sprache, bald dem Pathos der Tragiker oder der Überſchärfe der Sophiſten anſchloß[67].

---

[53] Schon zu Cicero's Zeiten waren dieſe ausgearteten, wirklich tollgewordnen Cyniker in Rom erſchienen (De offic. I, 41), wo ſie, neben ſo manchen andern Karrikaturen, ſich, in tiefſter Verachtung lebend, die Kaiſerzeit hindurch erhielten; *Brucker*, Vol II. p. 496 sq.

[54] Ungereimt iſt die Erzählung (*Dio*, orat. VI. p. 86), daß er im Sommer zu Korinth, im Winter zu Athen gelebt habe; Eubulus ſagt ausdrücklich (*D. L.* 31), daß er bei dem Xeniades bis an ſein Lebensende geblieben ſei.

[55] Vgl. *Bayle*, Dictionnaire, unter dem Artikel Diogène. Anm. 11. Auch, wenn man annimmt, daß Antiſthenes ſeine Schule, in Folge der Hinrichtung des Sokrates, geſchloſſen habe, und den Diogenes als 20jährigen Jüngling um Ol. 95, 1 nach Athen kommen läßt, könnte er doch füglich den Alexander, der Ol. 111, 2 auf dem Iſthmus zum Oberfeldherrn Griechenlands proclamirt wurde, als 84jähriger Greis noch geſehen haben. Eine ſo verbreitete Tradition pflegt doch immer auf irgend einem, wenn auch entſtellten, Factum zu beruhen.

[56] Am wahrſcheinlichſten iſt die einfache Erzählung bei *D. L.* 68. Schwerlich ſuchte Alexander den Sonderling gefliſſentlich auf. Verſchönernd und rhetoriſirend ſind die Erzählungen bei *Dio*, Orat. VIII, 131; bei Plutarch im Leben Alexanders; bei *Seneca*, De beneficio V, 4, der noch dazu den Alexander ſich als Beſitzer von Aſien vorſtellen läßt.

[57] Fabelhaft ſind die Erzählungen vom Hundebiß oder von dem Genuſſe rohen Rindfleiſches, der ihm eine Kolik zugezogen habe, bei *D. L.* 76, 77; oder gar von einem Selbſtmorde, bei *Aelian.* var. hist. VIII, 14. Seine Anhänger ſchmückten das einfache Factum eines unvermerkten Todes an Alterſchwäche ſo aus, daß ſie ſagten, er habe, den Athem gewaltſam an ſich haltend, ſich aus Lebensüberdruß den Tod gegeben, und ſei, in ſeinen Mantel gehüllt, einem Schlafenden ähnlich, bei dem Kraneion gefunden worden; *D. L.* 77. Sein Todesjahr werden wir (vgl. Anm. 11 und 55) wol einige Jahre vor Alexanders Tod annehmen müſſen, weshalb die Erzählung von der Einladung des Kraterus bei *D. L.* 57 als Fabel zu verwerfen iſt.

[58] *D. L.* 79. Viel wahrſcheinlicher iſt die Erzählung (*D. L.* 31.), daß er mit dem Geſicht erdwärts habe begraben ſein wollen, um anzudeuten, daß in Griechenland bald das Unterſte nach Oben würde gekehrt werden; ein echtprophetiſcher Zug!

[59] *D. L.* 78.

[60] Ein Emblem, gleich der Sirene, welche, nach Plutarch, den Grabſtein des Iſokrates ſchmückte. Noch Pauſanias (II. c. 2) ſah des Diogenes Grab.

[61] *D. L.* 78 theilt es mit.

[62] Am meiſten ſpricht darüber Athenäus (XIII. c. 7), der blos eine Anekdote von Ariſtipps tolerantem Sinn anbringen wollte. Schon Brucker (vol. I. p. 881) ſah die unlösbaren chronologiſchen Schwierigkeiten dieſer Erzählung. Sollte auch wol ein ſo entſchiedner Weiberfeind, wie Diogenes, eine Lais ſo bezaubert haben, daß ſie aus reiner Liebe ſich ihm unentgeltlich ergeben hätte?

[63] Hierhin gehört die widrige Geſchichte bei *D. L.* 46 und *Athen.* IV. c. 15.

[64] Das lebendigſte Bild jenes ſpätern geiſt- und ideenloſen, in Schmuz verſunknen, Cynismus gibt Lucian im Demonax und im Peregrinus, wo auch die Anm. 63 erwähnte Schmuzgeſchichte wieder vorkommt.

[65] Dissert. Epict. III. c. 24. Der Zug, daß er auch die Piraten zu belehren geſucht habe, erinnert an das Streben der beſſern Cyniker, beſonders auf die Bildung und Beſſerung des Pöbels und der ſittenloſeren Menge einzuwirken; ſo ſagt Antiſthenes, als man ihm ſeinen Verkehr mit ſchlechtem Geſindel vorwarf: „Auch die Ärzte verkehren mit den Fieberkranken und bleiben geſund;“ *D. L.* VI, 6 und Diogenes: „Auch die Sonne ſcheint in die Schlupfwinkel der Böſen, ohne ſelbſt befleckt zu werden;“ ibid. 63.

[66] Hiervon zeugt namentlich auch die liebende Hinneigung zu der ganzen belebten Natur, deren verſchiedne Geſchlechter er gern ſeine Brüder nannte; ſo die Fiſche des Iliſſus, *D. L.* 79 u. öfter.

[67] Eine Menge geiſtreicher Antworten, mögen ſie von ihm ſelbſt herrühren oder in ſeinem Geiſt erſonnen ſein, tragen dies Gepräge anmuthiger Iro-

Von ſeinen Schriften werden Dialogen, Briefe, die noch unter ſeinem Namen vorhanden ſind, auf jeden Fall fingirt[68]), und Tragödien genannt; letztre indeſſen wurden ſchon von alten Kritikern dem Philiſcus, einem angeblichen Schüler des Diogenes, zugeſchrieben[69]), und manche bezweifelten, daß überhaupt Diogenes Schriften hinterlaſſen habe[70]), was allerdings ſeiner Individualität am meiſten entſprechen würde. (*Steinhart.*)

DIOGENES von Tarsus, Epikureer, für die Geſchichte der Wiſſenſchaft ohne Bedeutung. Geboren zu Tarſus, der durch poetiſche und dialektiſche Kunſtfertigkeit ſeiner Bewohner berühmten Stadt Ciliciens[1]), zog er, gleich vielen ſeiner Landsleute, als Improviſator umher[2]), und ſchrieb auch über die Löſung poetiſcher Aufgaben[3]), in welchem Werk er ohne Zweifel den Schlüſſel ſeiner Kunſt gab[4]). Vermuthlich ein unmittelbarer Schüler Epikurs, ſchrieb er ein Werk: ἐπίλεκτοι σχολαὶ, über Epikurs Leben und Lehre, in wenigſtens 20 Büchern, das Diogenes von Laerte in ſeinem Leben Epikurs als Hauptquelle benutzt[5]). Auch hatte man von ihm einen Abriß der Ethik des Epikur[6]). Von ihm iſt ein andrer Epikureer, Diogenes von Seleucia, zu unterſcheiden, über deſſen Verhältniß zu dem ſyriſchen König Alexander, Athenäus einige kurzweilige Anekdoten mittheilt[7]). (*Steinhart.*)

DIOGENES von Babylon, Stoiker, am bekannteſten durch ſeine Theilnahme an der merkwürdigen atheniſchen Geſandtſchaft nach Rom (598 n. Erb. d. St.), welche in den drei Repräſentanten der bedeutendſten Syſteme Karneades, Kritolaus, Diogenes, die Sache griechiſcher Bildung und Wiſſenſchaft in Rom führte, und zugleich dort viele Herzen zuerſt für höhere philoſophiſche Bildung vorbereitete[1]). Sein Geburtsort war Seleucia am Tigris[2]), doch heißt er nach dem Namen des Landes, vielleicht auch zum Unterſchiede von dem bei Athenäus V, 12 erwähnten Epikureer Diogenes von Seleucia, gewöhnlich der Babylonier[3]). Ein Schüler des Chryſippus, ſetzte er deſſen dialektiſch-grammatiſche Richtung fort[4]), und unterrichtete ſelbſt den Akademiker Karneades in der Dialektik[5]); auch Lälius hörte ihn, ehe er zum Panätius kam[6]). Er erreichte ein ſehr hohes Alter[7]). Wie Karneades durch die Gewalt und Schärfe ſeiner Rede, Kritolaus durch den treffenden und gewandten Ausdruck, ſo zeichnete Diogenes ſich durch den ruhigen, milden Fluß ſeiner Darſtellung aus[8]). In ſeinem Leben zeigte er wahrhaft ſtoiſche Geduld[9]). Im Ganzen ſchloß er ſich Chryſipps Sätzen an, doch mag er einige ethiſche Begriffe näher beſtimmt haben. So unterſchied er von dem abſolut Guten den Nutzen, als ein untergeordnetes, dem abſoluten ſtets nachſtehendes Gut, dem er, während das an ſich Gute unbeweglich und unwandelbar iſt, Ruhe und Bewegung, d. h. Wandelbarkeit und relative Geltung, zuſchrieb[10]). Auch ſonſt unterſchied er ſehr genau zwiſchen abſolutem und relativem ſittlichem Werth[11]), und fand, im Sinne ſeiner Schule, den Grundſatz der Ethik in der verſtändigen Auswahl des Natürlichen[12]). Auch ſchrieb er ein philoſophiſches Werk über die Sprache[13]), ein Werk über die Weiſſagung, worin er der Prophezeiung und ſelbſt der chaldäiſchen Aſtrologie nicht abgeneigt war[14]), und ein mythologiſches Buch über die Minerva, worin er, nach Chryſipp, die Geburt dieſer Göttin phyſiologiſch erklärte[15]). (*Steinhart.*)

---

nie, die von Rohheit des Geiſtes und Herzens ſehr weit entfernt iſt. Charakteriſtiſch iſt auch noch ſein eignes Geſtändniß, daß er, gleich einem guten Geſanglehrer, den Ton höher angebe, damit die übrigen den rechten Ton lernten; *D. L.* 35. Kurz zuſammengefaßt iſt ſeine Lehre in dem Ausſpruche, daß er dem Zufalle Muth, dem Geſetze Natur, der Leidenſchaft Vernunft entgegenſtelle, 38.

68) Siebenundzwanzig mit ſeinem Namen bezeichnete Briefe ſtehen in der Collectio epistolarum graecarum des *Aldus Manutius.* (Venedig 1499.) In einer madrider Handſchrift finden ſich ſogar 50 angebliche Briefe des Cynikers. Vgl. *Fabr.* bibl. graeca, Vol. I. p. 685. (Harl.) über den mit dem Verfalle der griechiſchen Literatur zuſammenhängenden Hang der rhetoriſirenden Literaten, berühmten Männern Briefe unterzuſchieben, und den Verdacht, der alle dieſe Monumente mehr oder weniger trifft, ſprach zuerſt Bentley in ſeiner berühmten Schrift: De Phalaridis epistolis. Schon D. L. erwähnt ſeiner Briefe, VI, 23. 69) Vgl. Anm. 51. 70) So unter den Alten Soſikrates und Satyrus, *D. L.* VI, 80, wo ſeine angeblichen Schriften aufgeführt ſind. Seine Schrift vom Staate (πολιτεία) erwähnt *Athen.* IV. c. 15.

1) Nach *Strabo*, XIV. p. 673, 674, uralt und im Rang einer Hauptſtadt Ciliciens ſtehend; ebendaſ. wird das rege und friſche wiſſenſchaftliche Leben, wodurch Tarſus ſich vor allen Städten Griechenlands damals auszeichnete, hoch geprieſen, und S. 675 Diogenes als glücklicher Improviſator von Tragödien genannt. 2) Man hatte daher in der Poeſie ein genus tarsicum als eigne Stylgattung, wahrſcheinlich der leichteſten, mehr improviſirenden Art; *Diog. Laert.* IV, 58. Vgl. Menage zu jener Stelle und *Casaubonus*, De satyrica poesi I, 5. Auch ſpäterhin blieb das rege Geiſtesleben jener Stadt auf den dort einheimiſchen Apoſtel Paulus gewiß nicht ohne Einfluß. 3) *D. L.* VI, 81 nennt den Titel: περὶ ποιητικῶν ζητημάτων ἃ λύειν ἐπιχειρεῖ. 4) Andre rechnen jenes Werk zu den, ſchon vor Ariſtoteles gewöhnlichen, am meiſten an Homer ſich anſchließenden λύσεις, d. h. Unterſuchungen über zweideutige Dichterſtellen, deren Verfaſſer λυτικοί hießen; ſo Menage zu der angeführten Stelle. 5) *D. L.* X, 26 und häufig; σχολαί ſind Disputationen, wie bei *Cic.* Tusc. I, 4. III, 34. 6) *D. L.* X, 118. 7) *Athen.* V, 12. Mit dem Stoiker, Diogenes von Babylon, kann er nicht verwechſelt werden, weil Athenäus ansdrücklich ſagt, daß Alexander, ſelbſt der Stoa ergeben, doch den Diogenes geſchätzt habe. Dieſer war ein eitler, tadelſüchtiger Menſch, der eine kaum empfangne Krone, die er nebſt Purpurmantel als Prieſter der Tugend tragen wollte, zur Ergötzlichkeit des Hofes ſeiner Buhlerin gab. Antiochus, Alexanders Nachfolger, ließ ihn tödten.

1) Der nächſte Zweck jener denkwürdigen Geſandtſchaft war die Nachſuchung des Erlaſſes einer Geldſtrafe, welche den Athenern wegen der Zerſtörung von Oropus aufgelegt war; *Gell.* N. A. VII, 14. 2) Wohl zu unterſcheiden von dem Seleucia der ſyriſchen tetrapolis; *Strabo* XVI. p. 749. 3) *Strabo* XVI. p. 744. *D. L.* VI, 81. 4) Seine Erklärung der Dialektik gibt *Cic.* De orat. II, 38. 5) Acad. pr. II, 30. 6) *Cic.* De fin. II, 8. 7) *Cic.* De sen. c. VII. Nach Lucian. Macrob. Cap. 18 wurde er 80 Jahre alt. 8) So charakteriſirt ſie *Gellius*, N. A. VII, 14. 9) Ein Beiſpiel davon bei *Seneca*, De ira, III, 38. 10) *Cic.* De fin. III, 10. Vgl. *Petersen*, Phil. Chrys. fundamenta, p. 132. 11) *D. L.* VII, 105. Vgl. *Stob.* Ecl. eth. II. c. 4. 12) Die ἐκλογὴ τῶν κατὰ φύσιν, *D. L.* VII, 88. 13) Περὶ φωνῆς, *D. L.* VII, 55. 14) *Cic.* De divin. I, 3. II, 43. 15) *Cic.* De N. D. I, 15.

DIOGENES[1] mit dem Beinamen Laertius[2], welchen Einige von der Stadt Laerte in Cilicien, Andre von einer römiſchen Familie der Laertier und dem Namen des Vaters[3] ableiten, iſt uns nur durch ein mit ſeinem Namen bezeichnetes Werk bekannt. Die Umſtände ſeines Lebens kennen wir ganz und gar nicht, und die Zeit, in der er geſchrieben — wahrſcheinlich unter Septimius Severus — kann nur durch Vermuthung ausgemittelt werden[4]. Das von ihm erhaltene Werk führt in den Handſchriften den Titel: Von dem Leben, den Lehren und Denkſprüchen derer, die ſich als Philoſophen bekannt gemacht haben[5]; wird aber gemeiniglich mit einem kürzern Titel angeführt[6]. Außerdem hat er auch eine Sammlung von Epigrammen und Gedichten auf berühmte Männer in mehren Büchern geſchrieben, welche er wegen der Verſchiedenheit ihrer metriſchen und rhythmiſchen Form *ἡ πάμμετρος* nannte[7], und in ſeiner Geſchichte der Philoſophen häufig erwähnt[8]. Das letztre Werk iſt uns als eine der vornehmſten Quellen der alten, insbeſondre philoſophiſchen, Literar-Geſchichte von großer Wichtigkeit, wie es denn auch die Grundlage der meiſten Geſchichten der alten Philoſophie geweſen iſt[9]; außerdem, daß es einen „Schatz lebendiger Züge zur Charakteriſtik des griechiſchen Privatlebens“[10] und eine bedeutende Zahl von Bruchſtücken verlorner Schriftſteller enthält. Nicht ohne Grund wünſchte deshalb Montaigne[11], daß es mehre Laertiuſſe gäbe, oder daß der, den wir beſitzen, vollſtändiger und beſſer eingerichtet wäre. Schon Henricus Stephanus urtheilt in der Zueignung an Joh. Craton, daß dieſe Leben der Philoſophen nichts weniger als philoſophiſch, d. h. der Philoſophen würdig, wären; und alle, welche nach ihm über dieſe meiſt geiſtloſe Sammlung zuſammengeraffter Anekdoten geſprochen haben, klagen über Mangel an Ordnung, Nachläſſigkeiten aller Art, Wiederholungen und Gedächtnißfehler[12]. Nicht weniges iſt unklar, mehres abgeſchmackt. Manche glaubten daher, das Werk ſei in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt nur ein verſtümmelter Auszug; Andre meinten, vieles ſei verloren gegangen, und die anerkannten Mängel des Werkes mußten nicht weniger der Zeit als dem Verfaſſer zur Laſt gelegt werden. Dieſer letztern Meinung gemäß hat Schneider vor nicht langer Zeit[13] die Ehre des Diogenes und ſeines Verſtandes einigermaßen zu retten geſucht, und ſeitdem iſt die Hoffnung erwacht, daß vielleicht ein weniger verſtümmelter Diogenes aus dem Winkel irgend einer Bibliothek an das Licht gezogen werden könnte. Es iſt zu fürchten, daß dieſe Hoffnung nicht in Erfüllung gehe, in dem beſten Falle aber einzelne Stellen des Werkes zwar gerettet, der Vorwurf der Unkritik aber, die durch das Ganze herrſcht, ſchwerlich davon abgewälzt werden dürfte. Über die Anordnung deſſelben wird hier Folgendes genügen: In einer Einleitung über den Urſprung der Philoſophie, die nicht bei den Barbaren, ſondern bei den Griechen entſtanden ſei, theilt ſie der Verfaſſer in die ioniſche, die mit Anaximander beginne und mit Klitomachus, Theophraſt und Chryſippus endige, und in die italiſche, die er mit Pythagoras anfängt und mit Epikur beſchließt. Die Sokratiſche Schule mit ihren mannichfaltigen Verzweigungen rechnet er zu der ioniſchen, welcher die erſten ſieben Bücher gewidmet ſind; zu der italiſchen zählt er den Heraklitus, die Eleatiker und Skeptiker; dem Epikurus endlich hat er das ganze letzte Buch eingeräumt. Um dieſes ſcheinbaren Vorzuges willen vornehmlich nimmt man an, Diogenes ſelbſt ſei der Epikuriſchen Lehre zugethan geweſen; andre entſcheidende Zeichen einer beſondern Vorliebe für dieſe oder für irgend eine andre Schule werden vermißt. Daß übrigens Diogenes ſein Werk einer Frau gewidmet habe, die eine eifrige Freundin der Philoſophie und insbeſondre des Plato war, iſt aus einigen Stellen gewiß. Näheres darüber wird das verloren gegangene Proömium gelehrt haben[14]).

---

[1] *Tzetza*, Chiliad. 3. c. 61 nennt ihn Diogenianos, eine häufige Verwechſelung. S. *Ranke*, De Lexico Hesych. p. 61, welche dieſen Gelehrten auf die Vermuthung geführt hat, unſer Diogenes ſei kein andrer, als jener Diogenianos, den Suidas einen Kyzikener nennt. S. die Ausführung dieſer Vermuthung bei Demſ. a. a. O. S. 59 u. 60. [2] *Διογένης Λαέρτιος* bei *Steph. Byz. Δρυίδαι. Διογ. ὁ λαερτιεύς* Ebend. in *Χολλίδαι.* eine als gentile unpaſſende Form. In umgeſtellter Namensordnung heißt er *Λαέρτιος Διογένης* in *Phot.* Bibl. cod. 161. p. 104, 2 und auf dem Titel der Handſchriften. S. über dieſe Stellung der Namen *Reimar*. De Dionis Cassii Vita et Script. §. 3. T. II. p. 1537. *Eustath.* ad Iliad. XII, 149. p. 896 nennt ihn *Λαέρτης.* [3] Einer der Familie des Diogenes konnte den Namen ſeines römiſchen Patrons angenommen haben. Einen Q. Laertius erwähnen die Inſchriften. Iſt Ranke's Vermuthung gegründet, ſo iſt auch zugleich entſchieden, daß der Beiname Laertius ein nomen patronymicum iſt. [4] Am ausführlichſten handelt hierüber *Jonsius*, Scriptor. Hist. phil. III, 12, 7 und Menage in der Einleitung. Diogenes führt IV, 4. IX, 60 den Plutarch, der unter Trajan, und den Sextus Empirikus und Saturninus, Zeitgenoſſen Galens, an IX, 116. [5] *περὶ βίων, δογμάτων καὶ ἀποφθεγμάτων τῶν ἐν φιλοσοφίᾳ εὐδοκιμησάντων.* [6] *φιλόσοφοι βίοι. Phot. φιλόσοφος ἱστορία. Steph. Byz. σοφιστῶν βίοι. Eustath.* [7] *ἐν τῷ πρώτῳ τῶν ἐπιγραμμάτων ἢ παμμέτρῳ.* I, 39. *ἔστι δὲ καὶ ἡμέτερον ἐπίγραμμα ἐν τῇ προειρημένῃ παμμέτρῳ ἔνθα καὶ περὶ πάντων τῶν τελευτησάντων ἐλλογίμων διείλεγμαι παντὶ μέτρῳ καὶ ῥυθμῷ, ἐπιγράμμασι καὶ μέλεσι.* I, 63. Hiervon nennt ihn *Tzetza*, Chil. III, 61: *ἐπιγραμματογράφος.* [8] Auch in der palatiniſchen und Planudiſchen Anthologie werden viele ſeiner Epigrammen angeführt, meiſt ohne Nennung ſeines Namens, und häufig mit bedeutenden Abweichungen der Lesart. Die eitle Affectation, mit der Diogenes dieſe weder durch geiſtreichen Inhalt noch Sprache ausgezeichneten Poeſien ſeiner Compilation einſchaltet, hat das, ohne Zweifel unbillige, Urtheil von Franc. Patricius (Discuss. Peripat. Tom. I, 3. p. 19) veranlaßt, „D. habe ſein Werk weniger zum Ruhme der Philoſophie geſchrieben, als um Gelegenheit zu haben, ſeine Verſe anzubringen.“ Daſſelbe hatte früher ſchon Frobenius in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe geſagt. Auch noch andre Schriften ſcheint D. geſchrieben zu haben: *ὡς ἐν ἄλλοις εἰρήκαμεν*, ſagt er II, 65. [9] *Jonsius* III, 12, 5 nennt den Diogenes philosophicae historiae columen; absque eo rudera superessent, atque caementa difficulter in plerisque conjungenda. Allerdings ſind auch die ältern ſogenannten Geſchichten der Philoſophie auf dieſen Grund aufgeführt. *Brucker*, Hist. Philos. iſt für die ältre Zeit größtentheils ein überſetzter Diogenes; auch *Stanley*, History of Philosophy. (Lond. 1655. fol.), überſ. v. Olearius. (Leipz. 1711. 4.)

[10] Worte K. Fr. Hermanns in der Schul-Zeitung. 1829. Nr. 45. [11] *Montaigne*, Essais II, 10: Je suis bien mary que nous n'ayons une douzaine de Laërtius ou qu'il ne soit plus estendu ou plus entendu. [12] Mehre Urtheile bedeutender Stimmgeber ſind geſammelt in *Luzac*, Lectt. Attic. p. 170. Wir heben hier Bayle's Urtheil aus (Diction. v. Epicure. Not. D.): Cet auteur n'ayant guères plus d'exactitude dans ses raisonnemens que dans ses récits, on peut fort bien se tromper en lui imputant les pensées qui semblent avoir la plus grande liaison avec ses phrases. [13] In einem Aufſatze, betitelt: Diogenes Laertius und der Engländer Burley, in Wolfs liter. Analekten 3. Bd. S. 227 fg. Jener Engländer, Gualther. Burläus (Burley oder Burleigh), der am Ende des 13. Jahrhunderts lebte, hat in ſeinem Buche: De vita et moribus philosophorum, vorzüglich den Diogenes benutzt. Nun finden ſich bei ihm viele Notizen und Ausſprüche, die aus keiner andern Quelle gefloſſen zu ſein ſcheinen, und ſich doch nicht in unſerm Texte finden; auch manche ſchätzbare Lesart, eine beſſere Ordnung, mehr Zuſammenhang, und manche Erzählung, die wir dort bis zur Unverſtändlichkeit abgekürzt fin-

Das Werk des Diogenes iſt früher in einer Überſetzung als im Original erſchienen. Ambroſius, ein camaldulenſer Mönch (geſtorben 1439) aus der Familie Traverſari, einer der Schüler des Chryſoloras[15]), überſetzte es, ohne vorläufige Kenntniß der dabei obwaltenden Schwierigkeiten[16]), aus Rückſicht auf den Nutzen, den er ſich davon verſprach. Dieſe Arbeit erſchien nach ſeinem Tode, aber vor dem Jahre 1475, wahrſcheinlich zu Rom[17]); dann durchgeſehen und verbeſſert von Bened. Brognoli (Venedig 1475.), worauf ſie öftrer wiederholt worden iſt (Brixen 1485. Fol. Vened. 1493.), am beſten aus Sambuci Handſchriften (Antwerp. 1566.). Ambroſius hat ziemlich frei überſetzt[18]), auch mehres, vornehmlich die Verſe des Originals, um deren Überſetzung er ſeinen, nicht ſehr gefälligen Freund, Franciscus Philelphus, vergebens erſucht hatte, ganz übergangen[19]). Von dem griechiſchen Originale waren bisher nur einzelne Abſchnitte in den Ausgaben des Ariſtoteles und Theophraſt, des Plato und Xenophon erſchienen; das Ganze wurde zuerſt bei Frobenius zu Baſel 1533. 4. ans Licht geſtellt[20]). Ihr folgten mehre Ausgaben von Henr. Stephanus; zuerſt mit ſeinen Anmerkungen, die aber nur bis zum neunten Buche gehen (Paris 1570.). Ihr iſt die Überſetzung von Ambroſius und eine Sammlung von Pythagoreiſchen Fragmenten angehängt. Dann (1594) mit den Anmerkungen von Iſ. Caſaubonus, die dieſer zuerſt im Jahre 1583 zu Morges unter dem Namen Iſ. Hortibonus herausgegeben und ſeinem Vater in einer gemüthvollen Zuſchrift gewidmet hatte[21]). Endlich, verbunden mit dem Hesychius Illustr. de philos. Colon. Allobr. 1615.)[22]. Auf zwiefache Weiſe machte ſich Thomas Aldobrandinus um den Diogenes verdient, indem er den Text aus zwei alten und guten Handſchriften verbeſſerte, und das ganze Werk von neuem mit größerer Zierlichkeit, als von ſeinem Vorgänger geſchehen war, obgleich nicht ohne mannichfaltige Fehler[23]), überſetzte. Dieſe Arbeit wurde, nebſt den unvollendeten Anmerkungen, nach ſeinem Tode von dem Cardinal Petr. Aldobrandi, Thomas' Neffen, an das Licht geſtellt (Rom 1594. Fol.). Ihr folgte, durch die Anmerkungen von Äg. Menagius und der frühern Herausgeber bereichert, die Ausg. Joh. Pearſons[24]) (Lond. 1664. Fol.), die aber nach nicht langer Zeit in der Ausgabe von Marc. Meibom (Amſterd. 1692. 4.) durch äußern Glanz und vermehrte Anmerkungen überboten wurde. Ihr innerer Werth kommt indeſſen der äußern Ausſtattung keineswegs gleich. Der Text, obgleich correct gedruckt, iſt durch die Schuld des Herausgebers und die Keckheit, mit der er nach Gutdünken daran beſſerte, häufig entſtellt[25]); Meiboms eigne Anmerkungen, die nur

---

den, ausführlicher und vollſtändiger. Hieraus ſchließt Schneider, daß Burley ein vollſtändigeres Exemplar des Diogenes vor Augen gehabt habe.

14) *Diog. Laert.* III, 47: *φιλοπλάτωνι δέ σοι δικαίως ὑπαρχούσῃ, καὶ παρ' ὁντινοῦν τὰ τοῦ φιλοσόφου δόγματα φιλοτίμως ζητούσῃ.* Vergl. X, 29. *Thomas Reines.*, Var. Lect. II, 12 iſt der Meinung, daß die Arria gemeint ſei, die Galenus (oder ein Zeitgenoſſe Galens) in Theriac. ad Pison. c. 3 als ſeine Freundin und als eine Verehrerin Platons nennt. Menage ad Prooem. p. 1 ſtimmt bei. Andre dachten an die Gemahlin Severs, die Julia Domna. 15) S. *Tiraboschi*, Storia della Litter. Ital. Tom. VI, 1. p. 788 sq. *Fabricii* Bibl. Lat. med. et infim. aetat. T. I. p. 83 sq. 16) Epist. ad Augustin. 3tia: Si opus ipsum antea legissem, nullis unquam precibus ut id traducerem, induci potuissem. Est enim plenum difficultatis sectas omnes illas ita, ut ab eo traduntur, diligenterque exprimere. 17) *Valentinus Curio*, Praef. (ed. Basil. 1524) behauptet aus der Verſchiedenheit des Styles zu erkennen, daß dieſe Arbeit nicht von Ambroſius ſelbſt, ſondern von irgend einem andern Mönche herrühre. 18) Tanta licentia in his libris vertendis usus est, ut scriptorem potius historiae, quam historici interpretem dixeris. *Menage*. *Rossi*, Comment. Laertianae Praef. XXIX. nennt ſie incomtam et fere barbaram. Am härteſten urtheilt Philelphus darüber in Epist. ap. Gaddium de Scriptt. non eccles. T. II. p. 256. Vergl. *Thom. Crenius*, Animadv. Pars XI. p. 205. *Freytag*, Appar. litter. T. II. p. 794 sq. 19) über dieſe Verſe hat ein unglückliches Schickſal gewaltet. Die Ergänzung derſelben in Brugnoli's Reviſion iſt ſchlecht, und die ſpätre von Michael Bentin in der Ausg. von Valent. Curio (Baſel 1524.) nicht beſſer gerathen. Die letztre hat Henr. Stephanus aufgenommen.

20) Die Lesarten dieſer editio princeps, die von den nachfolgenden Herausgebern allzuwenig beachtet worden iſt, ſind ſorgfältig angezeigt in Hübners Ausgabe, welcher Praef. IX. dadurch eine große Anzahl guter Lesarten gewonnen zu haben verſichert. 21) Caſaubonus war damals auch mit einem ausführlichern Commentare beſchäftigt, der aber nie erſchienen iſt. 22) Dieſe Ausgabe kommt unter drei Titeln vor: Genevae ap. Jacob Stoer. 1615. Colon. Allobr. ap. Sam. Crispin. 1616. Lugduni ap. Petr. et Jac. Chouet. Fabricius (Bibl. Gr. Tom. V. p. 572) hatte Exemplare geſehen, die auch den *Eunapius*, De Vitis Sophistarum enthalten und dieſes auf dem Titel anzeigen. 23) Roſſi (Lectt. Laert. Praef.) nennt ſie valde scitam atque elegantem, quamquam non pauca errata insint. Hart urtheilt über ſie Meric. Caſaubonus, der ſie multis locis puerilem, vitiosam, ridiculam nennt; wobei aber doch der Umſtand erwogen werden muß, daß ihr Verfaſſer nicht die letzte Hand daran hatte legen können. 24) Pearſon nennt ſich blos unter der Zueignung an den König Karl II. und in der Zuſchrift an Menage. Der letztre hatte um dieſe Ausgabe das meiſte Verdienſt, daher ſie auch häufig ed. Menagiana genannt wird. Menage hatte früher einen ſehr ausführlichen Commentar (ingentes Commentarios) ausgearbeitet; dieſer war durch Zufall größtentheils verloren gegangen. In Folge einer Auffoderung des engliſchen Buchhändlers arbeitete er ſeine Anmerkungen von neuem aus und ließ ſie beſonders abdrucken (*Aeg. Menagii* Notae in Diog. Laert. [Parisiis 1662.]), worauf ſie in den londoner Abdruck aufgenommen wurden, der noch außerdem in beſondern Abtheilungen die Anmerkungen von Stephanus, von Iſ. Caſaubonus und Thom. Aldobrandinus enthält. 25) *Rossi*, Praef. p. XXVIII: textus nihilo melior quam antea esset,

in dem letzten Buche reichlich ſind, haben wenigen Werth, ſowie auch die beigefügten Noten von Mericus Caſaubonus leicht hätten entbehrt werden können. Schätzbar iſt die Vergleichung von zwei Handſchriften. Menage's erweiterter Commentar füllt hier den ganzen zweiten Band nebſt einer Zugabe der Historia mulierum philosopharum, und den bis dahin ungedruckten Observationibus Joachimi Kuhnii. Der Text dieſer Ausgabe und die lat. Überſetzung iſt mit neuen Fehlern vermehrt wiederholt worden von *Longolius*, Cur. Regnit. 1739. und dann wiederum dieſer fehlerhafte Text Lips. 1759. Ohne neue diplomatiſche Hülfsmittel, aber mit Benutzung aller ſchon vorhandenen, und deſſen, was in neuerer Zeit über den Diogenes geſchrieben worden, auch handſchriftlicher Bemerkungen Gottfried Hermanns und einiger andrer Freunde, hat jetzt Heinr. Guſt. Hübner den Text dieſes Schriftſtellers gereinigt, und mit kurzen kritiſchen Anmerkungen begleitet herausgegeben: Leipzig 1828 und 1831. 2 Bde. Die Vollendung des zweiten Bandes erlebte er nicht, daher ein Theil deſſelben von einem Freunde des Verſtorbenen, C. Jacobitz, beſorgt worden iſt.

Von einzelnen erläuternden und berichtigenden Schriften verdient vor allen der ausführliche philoſophiſche Commentar P. Gaſſendi's über das zehnte Buch[26] angeführt zu werden. Daſſelbe Buch hat C. Nürnberger mit Überſetzung und Anmerkungen herausgegeben (Nürnb. 1791.). Ferner *Ign. Rossii* Commentationes Laertianae (Romae 1788. 4.), in denen die Fehler der Überſetzer berichtigt und eine Anzahl Stellen des Textes meiſt mit Einſicht, aber in allzugroßer Breite behandelt werden. Sehr beachtungswerth ſind auch *Sam. Battierii* Observationes in Diogenem Laertium im Museo Helvet. Partic. XV. p. 32 fg., wo die Mängel von Meiboms Ausgabe zuerſt aufgedeckt und zum Theil glücklich berichtigt ſind; und *Herel*, Anim. critic. in *Klotzii* Actis litter. Vol. II. Pars I et III. Überſetzt iſt Diogenes öfter in mehre Sprachen; in Teutſchland zuletzt von Borhek, Leipz. 1809. 2 Bde. (*F. Jacobs.*)

DIOGENES, Biſchof von Amiſus, Verfaſſer einer poetiſchen Grabſchrift auf einen gleichnamigen Neffen. Sie hat ſich in der palatiniſchen Anthologie VII, 613. erhalten. S. *Brunck*, Annal. V. P. Tom. II. p. 492. (*F. Jacobs.*)

DIOGENIA, *Διογένεια*, Tochter des Kephiſos und von Phraſimos Mutter der Praxithea, der Gemahlin des Erechtheus. (*Apollod.* III, 15, 1. cfr. *Meursius*, Attic. III, 13). (*Richter.*)

DIOGENIANOS[1]. Zwei oder drei Schriftſteller dieſes Namens lehrt uns Suidas kennen. Der eine, welcher vielleicht auch Diogenes hieß[2], war aus Kyzikus und Grammatiker. Seine Schriften waren: *πάτρια Κυζίκου. περὶ τῶν ἐν τοῖς βιβλίοις σημείων. περὶ ποιητικῆς. περὶ στοιχείων.* Von den drei letzten geſchieht ſonſt nirgends Erwähnung; das erſte, welches in ſieben Büchern beſtand[3], führt das Städte-Lexikon des Stephanus von Byzanz an drei Stellen an[4]. Ein andrer **Diogenianos** war nach demſelben Zeugen ebenfalls Grammatiker und Zeitgenoſſe Hadrians, nach einiger Meinung aus Heraklea in Pontus, vielleicht aber auch aus einer andern Stadt dieſes Namens in Karien[5], und eine Perſon mit einem gelehrten Arzte jener Stadt. Von dieſem, welcher es auch ſei, führt Suidas folgende Schriften an:

1) Ein alphabetiſches Wörterbuch (*λέξεις παντοδαπαὶ κατὰ στοιχεῖον*) in fünf Büchern, ein Auszug aus dem großen, 405 Bücher umfaſſenden Wörterbuche des Pamphilus und Zopyrion[6]. Dieſer Auszug enthielt vorzüglich Wörter der poetiſchen Sprache mit Hinweglaſſung der Autoritäten[7]. Auf dieſe Abkürzungen ſcheint ein zweiter Titel ſeines Werkes hinzuweiſen: *Περιεργοπένητες*, welches Wort mehre Deutungen zuläßt[8]. Die-

---

a Meibomio factus, sed omnino pejor et mendosior. Von Meiboms Conjecturen ſagt er: Se nullam ex tam multis reperire potuisse, quae apta esset; omnes contra vanas ac futiles. Nicht minder urtheilt Hübner: Ex officina ea, qua nulla veteres libros diligentius ornabat, tam deformatus prodiit, ut Diogenem in Diogene quaereres. Vergl. *Schneider* ad Epicuri Phys. et Meteorol. p. XIV.

[26] Der griechiſche Text iſt hier mit einer neuen Überſetzung wiederhelt: *Petri Gassendi* Animadv. in X. librum Diogenis Laertii, qui est de Vita, Moribus, Placitisque Epicuri. (Lugduni 1649. 3 Vol. fol.) Ed. tertia. (Lugduni 1675. fol.)

[1] Dieſer Name wird bald *Διογενιανός* (wie in *Hesych.* Ep. ad Eulog.), bald *Διογενειανός* (bei *Suidas* und in *Bachm.* Anecdot. T. II. p. 466) geſchrieben.

[2] *Suid.* T. I. p. 593. *Διογένης ἢ Διογενειανός.* über die Verwechſelung beider Namen ſ. oben z. Diog. Laertius. *Bast* ad Greg. Cor. p. 242, 794. *C. F. Ranke*, De Lex. Hesych. p. 38 sq.

[3] S. *Menag.* ad Diog. Laert. VI, 81. p. 258.

[4] *Ἀδράστεια. Διογένης ἐν πρώτῃ Κυζίκου. Ζέλεια. Διογένης ἐν τρίτῃ Κυζίκου.* An beiden Stellen will Berkelius *περὶ* vor *Κυζίκου* einſchieben. *Βέσβικος. ὡς Διογένης ὁ Κυζικηνὸς ἐν πρώτῃ τῶν ἑπτὰ περὶ τῆς πατρίδος· νήσων κ. τ. λ.* S. Ranke a. a. O. S. 55, welcher S. 60 fg. vermuthet, daß dieſer kyzikeniſche Diogenes oder Diogenianos vielleicht eine Perſon mit dem Verfaſſer der *ἱστορία φιλόσοφος* ſei.

[5] *Suid.* T. I. p. 591. Die mannichfaltigen Schwierigkeiten dieſes Artikels, die auch durch die Lesarten des Cod. Paris. 2625 bei *Bast* ad Greg. Cor. p. 242 nicht gehoben werden, beleuchtet Ranke a. a. O. S. 51 fg., wo auch S. 57 Verbeſſerungen vorgeſchlagen werden. Einiges ſcheint darin verſtümmelt, andres durch einander geworfen.

[6] Von dieſem Alexandriner der Ariſtarchiſchen Schule ſ. *Suidas*, T. III. p. 14, wo die Anzahl der Bücher auf 95 beſchränkt iſt. Die Richtigkeit ſeiner Angabe erweiſt Ranke, S. 72 fg. durch eine ſorgfältige Vergleichung der von Pamphilus erhaltnen Gloſſen mit denen des Diogenianos. Mehre aus jenem umfaſſenden Werke veranſtaltete Auszüge ſcheinen den frühen Verluſt deſſelben bewirkt zu haben. Weder Photius hat es gekannt noch Heſychius.

[7] Jenes erfahren wir aus *Photii* Bibl. cod. 145 u. 149. Vergl. Praef. ad Photii Lexic. über Mangel der Auctoritäten klagt Heſychius in der Epist. ad Eulogium, wo er, ohne den Pamphilus zu erwähnen, das Lexikon des Diogenes für ein aus den Quellen ſelbſt geſchöpftes Werk zu halten ſcheint.

[8] Die von Heſychius gegebene Erklärung iſt ſelbſt dunkel; er ſcheint zu glauben, Diogenes habe ſagen wollen: ſein Werk ſei auch für fleißige Arme geſchrieben, und könne dieſen zur Belehrung hinreichen. Ranke, S. 32 vergleicht jene Zuſammenſetzung mit *γεωπεῖναι*, und erklärt das Wort durch *περιέργου πένητες*, rerum supervacuarum pauperes: qui enim suo hoc uterentur libello, eos esse voluit non inani rerum pondere pressos, sed necessaria tantum supellectile instructos.

Karthager, ließ ſich Dions ſchonungsloſe Freimüthigkeit gefallen, und gebot ſogar ſeinem Zahlmeiſter, ſeinem Schwager jederzeit aus dem Schatze ſoviel Geld zu verabfolgen, als er ſodern würde, nur daß er ihm nach der Zahlung Anzeige davon machte. Auch bei Dionys dem Jüngern ſtand er, als dieſer die Regierung übernahm, in großem Anſehen, und ſuchte den jungen Despoten von ſeinem Hange zur Trägheit und Üppigkeit abzuziehen und ihm Geſchmack an ernſthaften Beſchäftigungen beizubringen. Da er aber ſeine Ermahnungen und Rathſchläge nicht immer in der ſanfteſten Form ertheilte, auch ſeine einfache und mäßige Lebensweiſe dem fürſtlichen Lüſtling ein ſtummer Vorwurf war, ſo würde Dion bald aus deſſen Nähe entfernt worden ſein, wenn ſeine Einſichten zur Erhaltung der wankenden Herrſchaft des Tyrannen nicht unentbehrlich geweſen wären. Dennoch gelang es erſterm, den jungen Fürſten für die Lehren des Platon ſo einzunehmen, daß er dieſen Philoſophen nach Syrakus berief. Nun ſuchten aber die Günſtlinge des Dionys den Dion verdächtig zu machen, als ob er die Alleinherrſchaft des Erſtern in Syrakus ſtürzen wolle, und veranlaßten dadurch ſeine Verbannung. Da der Tyrann aber den großen Anhang des Dion ſcheuete, ſo entſchuldigte er ſich mit der Nothwendigkeit dieſer Maßregel zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, und erlaubte auch den Freunden des Verbannten, zwei Schiffe voll mit deſſen Schätzen zu beladen und ſie ihm in den Peloponnes, wohin er ſich gewendet, nachzubringen. Dion ging zuerſt nach Athen, beſuchte darauf auch die übrigen griechiſchen Städte und überall wurde er mit großen Ehrenbezeugungen empfangen, ja ſelbſt die Lakedämonier ertheilten ihm das Bürgerrecht, wiewol ſie mit Dionys im Bündniſſe ſtanden und deſſen Hülfe gegen Theben bedurften. Eiferſüchtig auf die Achtung, die der Verbannte genoß, hielt Dionys ihm die Einkünfte von ſeinen Gütern vor, ließ darauf das Vermögen deſſelben verkaufen und zwang endlich Arete, Dions Gemahlin, eine Schweſter des Tyrannen, ſich mit ſeinem Günſtlinge Timokrates zu vermählen. Durch dieſe Beleidigungen gedieh bei Dion der längſt gehegte Entſchluß, ſein Vaterland von der Herrſchaft des Tyrannen zu befreien, zur Reife. Er wurde von ſeinem Bruder Megakles und von dem Feldherrn Heraklides 1), die gleich ihm verbannt waren, unterſtützt. Er begab ſich nach Korinth, bat daſelbſt die Bürger um Beiſtand, kaufte Waffen, warb eine Schar Soldkrieger und ſchiffte ſich mit ihnen nach Zakynth, dem Sammelplatze für ſeine Unternehmungen, ein. Von da ſegelte er nur mit zwei Schiffen und 800 Mann nach Sicilien über, landete in Minoa, und fand bei Paralus 2), dem karthagiſchen Befehlshaber des Platzes, freundliche Aufnahme und Beförderung. Er rückte nun gegen Syrakus vor und vermochte unterwegs die Agrigenter, Geloer, Sikaner, Sikuler und Andre ihm zur Befreiung von Syrakus Beiſtand zu leiſten, und da auch von dem Feſtlande von Italien Viele ihm zu Hülfe kamen, ſo hatte er in Kurzem ein Heer von 20,000 Mann beiſammen, mit welchem er die Grenze von Syrakus überſchritt. Scharen von Bürgern, die auf Befehl des Dionys entwaffnet worden waren, eilten ihrem Befreier entgegen. Dion theilte einen mitgebrachten Waffenvorrath unter ſie aus, kündigte dann ſeine Abſicht, das Vaterland zu befreien, an und hieß die Syrakuſer Heerführer wählen, welche die Herſtellung der Unabhängigkeit bewirken ſollten. Als die einſtimmige Wahl auf ihn und ſeinen Bruder Megakles gefallen war, da rückte er mit dem auf 50,000 Mann angewachſenen Heer ohne Widerſtand in die Stadt ein, wo ihn das Volk mit großen Ehrenbezeugungen und vielem Jubel als ſeinen Befreier von einer 50jährigen Sklaverei empfing. Dionyſius, der ſich eben in Italien befand, kehrte nach dem Schloſſe von Syrakus, welches ſeine Krieger noch vertheidigten, zurück, machte den Bürgern in der Abſicht, ſie zu überliſten, Friedensanträge und erklärte ſich geneigt, die Regierung freiwillig niederzulegen. Als aber die Syrakuſer während der Verhandlungen in Hoffnung auf den Frieden ſorglos in Beſetzung der Wachen waren, da überfiel er ſie unvermuthet und wollte ſich der Stadt durch Überrumpelung bemächtigen. Dion ſammelte ſchnell die tapferſten ſeiner Krieger und warf ſich den Angreifenden entgegen. Seine ungeſtüme Tapferkeit verleitete ihn aber zu weit vorzudringen, er wurde, nachdem er lange ganz allein mit einer Menge Feinde gefochten hatte, verwundet und würde gefangen worden ſein, wenn die Bürger nicht plötzlich zu ſeiner Rettung herbeigeeilt wären, die Feinde zum Weichen gebracht und den verwundeten Feldherrn gerettet hätten. Die Unterhandlungen und Kämpfe wurden nun fortgeſetzt, und Dion brachte es dahin, daß Dionyſius ſich erbot, gegen einen freien Abzug mit ſeinen Schätzen nach Italien das Schloß zu übergeben. Dion rieth dieſen Antrag anzunehmen, allein es fanden ſich Aufwiegler, die ſeine Abſichten verdächtig machten und ihm die Lenkung der öffentlichen Angelegenheiten zu entziehen und ſolche dem Heraklides zuzuwenden ſtrebten, der ohnehin ſchon ohne Dions Beiſtimmung zum Befehlshaber der Flotte ernannt worden war. Dions Gegner wollten auch die Söldner aus dem Peloponnes von ihm abwendig machen, doch die Krieger blieben ihrem Feldherrn treu und foderten ihn auf, ſich ihrer zur Beſtrafung der wankelmüthigen Bürger zu bedienen. Das that er aber nicht, ſondern führte ſein Heer nach Leontine. Unkluger Weiſe griffen die Syrakuſer es auf dem Marſch an; ſie wurden geſchlagen, doch benutzte Dion ſeinen Sieg nicht zur Rache an ſeinen Mitbürgern. Darauf erfocht Heraklides einen Sieg zur See über die Flotte des Dionyſius. Stolz darauf verſäumten die Syrakuſer die Stadtmauer zu beſetzen, die Nypſius, der Feldherr des Tyrannen, in der Nacht durch ſeine Krieger erſteigen ließ, die Stadt eroberte und durch Plünderung und Mord einen allgemeinen Jammer darin verbreitete. In dieſer Noth wandten ſich die Syrakuſer an Dion, der großmüthig die ihm zugefügten Beleidigungen vergaß, mit ſeinen Soldkriegern in überraſchender Eile die plündern-

---

1) Diodor nennt ihn Chariklides, doch der Verfolg der Geſchichte ergibt, daß mit beiden Namen nur eine Perſon bezeichnet wird.

2) Im Plutarch heißt er Synalus.

den Feinde überfiel, mehr als 4000 davon erſchlug und ſeine Vaterſtadt zum zweiten Male befreite. Er wurde nun zum Feldherrn mit unbeſchränkter Gewalt ernannt, führte die Geſetze des Diokles wieder ein, und erhielt Heroenehre. Die Gelegenheit, ſich an ſeinen Feinden zu rächen, benutzte er nicht, und ließ ſogar dem falſchen Heraklides den Befehl der Seemacht. Dagegen zeigte er ſich ſtreng gegen das Volk und genehmigte die zu deſſen Gunſten vorgeſchlagene Vertheilung von Häuſern und Äckern nicht, wodurch er großen Unwillen gegen ſich erregte. Heraklides machte unterdeß den Dion verdächtig, als ob er nach der Alleinherrſchaft ſtrebe, ließ ſich aber zu gleicher Zeit mit dem Dionyſius heimlich in Unterhandlungen ein. Auf das Andringen jenes Verräthers mußte Dion unter nachtheiligen Umſtänden eine Schlacht liefern, die er verlor, doch ohne daß der Feind großen Vortheil dadurch erlangt hätte; als aber Heraklides dieſen Unfall benutzen und Syrakus beſetzen wollte, da kam ihm Dion zuvor, indem er mit ſeiner Reiterei in einer Nacht einen Weg von 700 Stadien zurücklegte. Nun verſuchte Heraklides den Sparter Gäſylus den Syrakuſern als Oberfeldherrn aufzudrängen, doch Dion vereitelte dieſen Anſchlag, verzieh aber mehr großmüthig als klug dem Heraklides abermals ſeine Hinterliſt. Endlich gelang es ihm, auch das Schloß zur Übergabe zu zwingen, worin er ſeine Schweſter, ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn fand. Seine Gemahlin, die während ſeiner Verbannung den Timokrates hatte heirathen müſſen, nahm Dion auf Bitten ſeiner Schweſter wieder zu ſich und verzieh ihr die unfreiwillige Untreue. Seinen Sohn Aretäus, der noch im Jünglingsalter ſtand, fand Dion völlig entartet, denn Dionyſius hatte ihn abſichtlich zur Unmäßigkeit im Eſſen und Trinken gewöhnen laſſen. Die ſtrenge Aufſicht, die der Vater verfügte, um ſeinen Sohn wieder zum regelmäßigen Leben anzuhalten, wurde dem Jüngling ſo unerträglich, daß er aus Verdruß ſein Leben durch den Sturz von dem Dach eines Hauſes freiwillig endigte. Nachdem ihm dadurch die Befreiung ſeines Vaterlandes vollſtändig gelungen war, bezeugte er ſich über das Verhältniß ſeines Vermögens freigebig gegen ſeine Freunde und Bundesgenoſſen; er ſelbſt aber lebte, obgleich er ein fürſtliches Vermögen beſaß, ſo einfach und mäßig, wie ein gewöhnlicher Krieger. Dennoch war er bei ſeinen Mitbürgern nicht beliebt, denn ſein Stolz, ſeine Strenge und Rauhheit wandten, ſeiner großen Verdienſte ungeachtet, die Gemüther von ihm ab; auch war er nicht ohne Parteilichkeit gegen ſeine Freunde und Anhänger, die er auf Koſten ſeiner Feinde, deren Güter er einzog, bereicherte. Als er ſich endlich überzeugt hatte, daß die Demokratie keine paſſende Staatsform für Syrakus ſei, ſo ging er damit um, eine ariſtokratiſche Staatsverfaſſung einzuführen, und ſetzte ſich zu dem Zwecke mit einigen Korinthern in Verbindung. Den Heraklides, der ſtets ſeinen Einfluß auf das Volk zu ſchwächen geſucht hatte, ließ er umbringen. Der Tod dieſes dem Volke werthen Mannes ſetzte jeden in Schrecken, und Niemand hielt ſein Leben für ſicher. Um ſich die Soldkrieger treu zu erhalten, ertheilte er ihnen mit verſchwenderiſcher Freigebigkeit die Güter ſeiner Widerſacher; nachdem aber dieſe Quelle ſeiner Gunſtbezeugungen erſchöpft war, mußte er auch ſeine Anhänger berauben, um die Foderungen der Söldner zu befriedigen. Dadurch machte er ſich verhaßt, und ſelbſt das Volk, welches ihn als ſeinen Befreier verehrt hatte, nannte ihn einen Tyrannen, deſſen Untergang es wünſchte. Dieſe Stimmung der Syrakuſer beſchloß der Athener Kalippos[3]), Freund und Waffengefährte Dions, ein treuloſer und hinterliſtiger Mann, zu benutzen, um den Freund zu ſtürzen und ſich der Staatsgewalt zu bemächtigen. Dion, über den Haß ſeiner Mitbürger in Sorgen, durch Gewiſſensbiſſe wegen der Ermordung des Heraklides gequält, und voll Schmerz über den Tod ſeines einzigen Sohnes, war leicht von dem falſchen Freunde zu täuſchen, der ihn überall verleumdete und verhaßt machte, während er ihn ſelbſt zu überreden wußte, er ſtelle ſich nur dem Freund abgeneigt, um deſſen geheime Widerſacher kennen zu lernen. Vergebens warnten ſeine Schweſter und ſeine Gemahlin ihn vor dem Verräther und zwangen dieſen zu einem feierlichen Eide, daß er nichts zum Nachtheile ſeines Freundes unternehmen wolle. Als Kalippos endlich eine große Menge Syrakuſer für die Verſchwörung gewonnen hatte, übertrug er einigen Zakyntiern die Ermordung des Dion. Die Mörder drangen ohne Waffen in ſein Zimmer und wollten ihn erwürgen, da ſie aber damit nicht zum Zwecke kamen, ſo banden ſie ihn an ſein Bett und einer von ihnen erſtach ihn mit einem kurzen Schwerte, welches der Syrakuſer Lyko ihm durch das Fenſter reichte. Nachdem Dion ermordet worden war, verwandelte ſich der Haß der Syrakuſer gegen ihn in Mitleid, und ihm wurde auf Koſten des Staates ein Denkmal errichtet. Er ſtarb 55 Jahre alt und vier Jahre, nachdem er Syrakus der Herrſchaft des Dionys entriſſen hatte. Dions Tod erfolgte in der 106. Olympiade, 353 Jahre vor Chr.[4]).

(*Rauschnick.*)

DIONÄA, ein Beiname der Aphrodite von ihrer Mutter Dione. (*Theocr.* Id. 17, 36; 15, 106; cfr. *Serv.* ad Aen. III, 19). (*Richter.*)

DIONAEA. Eine von Ellis (in einem Schreiben an Linné 1769, Nov. act. ups. I. p. 98. t. 8, dann in einer engliſchen Monographie mit einer Kupfertafel 1770, lateiniſch und teutſch von Schreber 1771) gegründete Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der zehnten Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Hypericeen (nach *Nuttall*, Gen. am. I. p. 278, iſt ſie am nächſten mit dieſer Familie verwandt, namentlich mit der Gattung **Parnassia**, welche nach Don auch zu den Hypericeen gehört; während ſie von den Droſereen, zu denen ſie gewöhnlich geſtellt wird, durch den einfachen Griffel und durch die nicht ſpiralförmige Entwicklung der Blätter und Blüthenſchäfte abweicht). Char. Der Kelch

---

3) Cornelius Nepos nennt ihn Kallikrates. 4) *Diodor. Sic.* L. XVI. c. 6, 9, 10, 11, 12, 13, 17, 18, 19, 20, 31. *Plutarch.* Dion. *Corn. Nepos* Vit. Dionis. *Aelian.* IV, 8. VI, 12. VII, 14. IX, 8. XII, 47. Zu vergleichen die Artikel Dionysius der Ältre und der Jüngre.

DIOKLES (Julius), von Karyſtus, ein Epigrammendichter, von dem wenig mehr, als ſein Name ſich erhalten hat*). (*Rauschnick.*)

DIOKLES, aus Peparethus, ein Geſchichtſchreiber, der zuerſt der Erbauung Roms erwähnt hat und deſſen Werke Fabius Pictor benutzt haben ſoll. Seiner gedenkt Plutarch im Leben des Romulus c. 3. (*Rauschnick.*)

DIOKLES war Schatzmeiſter in Illyrien unter dem Kaiſer Valentinian im J. 368, auf deſſen Befehl er um eines unbedeutenden Vergehens willen lebendig verbrannt wurde†). (*Rauschnick.*)

DIOKLES von Elea, Tonkünſtler, Schüler des Gorgias Leontinus, hat eine *Ἁρμονικὴ* geſchrieben (*Fabr.* Biblioth. Gr. III, 10). (*Rauschnick.*)

DIOKLES von Magneſia, ein Epikureiſcher Philoſoph, ſchrieb *επὶ τῆς ἐπιδρομῆς φιλοσόφων.* (*Fabr.* III, 15). (*Rauschnick.*)

DIOKLES, erſt Philoſoph, dann Einſiedler in der Thebais und Kirchenheiliger, deſſen Andenken den 12. März gefeiert ward (*Fabr.* V, 7. c. 15). (*Rauschnick.*)

DIOKLES von Rhodos hat Libros *Αἰτωλικῶν* und *Δευτέραν Περσικῶν* geſchrieben (*Fabr.* VI, 7. §. 15). (*Rauschnick.*)

DIOMEDA (*Διομήδη*), 1) Tochter des Xuthos, Gemahlin des Deion und von ihm Mutter der Aſteropäa, des Änetos, Aktor, Phylakos und Kephalos (*Apollod.* I, 9, 6). 2) Die Gemahlin des Pallas und Mutter des Eurychos (*Hyg.* f. 97). 3) Tochter des Phorbas, Königs der Inſel Lesbos. Sie ward vom Achilles gefangen und zu ſeiner Beiſchläferin gemacht (Il. IX, 661). Nach Dictys (II, 16, 19) hieß ſie Diomedea und Achilles behielt ſie um der Briſeis willen bei ſich, deren Jugendgeſpielin ſie war. 4) Des alten Lakoniers Lapithas Tochter, Gemahlin des Amyklas und von ihm Mutter des Hyakinthos und Kynortas (*Apollod.* III, 10, 5). (*Richter.*)

DIOMEDEA 1) ſ. Diomeda, Nr. 3. 2) Des Iphiklos, des Stiefbruders vom Herkules, Gemahlin und von ihm Mutter des Iolaos (*Hyg.* f. 103), ſ. Iphiklos. (*Richter.*)

DIOMEDEA. Eine von Caſſini (Bullet. de la soc. philom. 1817. p. 66. Dict. des sc. nat. XIII. p. 283) aufgeſtellte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Radiaten (Heliantheen Caſſini's, Aſtereen Leſſings) der natürlichen Familie der Compositae. Char. Der gemeinſchaftliche Kelch halbkugelig, mit dachziegelförmig über einander liegenden Schuppen; der Fruchtboden eben, mit Spreublättchen beſetzt; die Samen eckig, die der Scheibe an der Spitze gezähnelt, die des Strahls ungezähnt. Schon Dillenius unterſchied dieſe Gattung unter dem Namen Asteriscus (Tournefort begriff hierunter einige andre Arten von Buphthalmum), Linné vereinigte ſie mit Buphthalmum (abweichend durch blattartige Schuppen des Kelches und durch die Samen, welche alle gerändert und an der Spitze gezähnt ſind), und neuerdings hat ſie Reichenbach (Conspect.) Adelmannia genannt. Die drei bekannten Arten: 1) D. bidentuta *Cassin* (l. c., Asteriscus frutescens Dillen. eltham. 44, t. 28. f. 44, Buphthalmum frutescens *Linn.*); 2) D. glabrata *Kunth* (*Humbold*, *Bonpland et Kunth* nov. gen. IV. p. 213, Asteriscus etc. *Dillen* l. c. 43. t. 38. f. 43, Buphthalmum arborescens *Linn.*) und 3) D. argentea *Kunth* (l. c., Buphthalmum lineare *Willdenow* sp. pl., Buphthalmum peruvianum *Lamarck* encycl.) ſind als hohe Sträucher mit gegenüberſtehenden, ganzrandigen, lederartigen oder fleiſchigen Blättern, gezähnten Blattſtielen und einzeln am Ende der Zweige ſtehenden, gelben Blüthen im tropiſchen Amerika, beſonders in der Nähe des Meeres, einheimiſch. (*A. Sprengel.*)

DIOMEDEA *Linn.* Vogelſippe aus der Familie der Lariden, durch Größe und den anhaltenden Flug ſehr ausgezeichnet, und ſeit der Periode bekannt, daß die Meere der ſüdlichen Hemiſphäre von Europa aus beſchifft wurden. Die Gruppe enthält die größten unter den Familienverwandten und hat die meiſte Ähnlichkeit mit den eigentlichen Meven. Unterſcheidungsmerkmale derſelben ſind: ein meiſtens mit in Maſſen vertheiltem Schwarz wechſelndes weißes Gefieder, eine Länge von 30—40 Zoll, drei durch eine Schwimmhaut verbundne Zehen, lange, ſehr ſchmale Flügel und in der Mitte des Schnabels liegende röhrenförmige Naſenlöcher.

Die Arten entfernen ſich hunderte von Meilen vom Ufer, ſind in der eigentlichſten Bedeutung des Wortes Seevögel und beſuchen die Inſeln hauptſächlich nur in ihrer, mit der Mitte des europäiſchen Winters correſpondirenden Brütezeit und laſſen ſich nach anhaltenden Stürmen leicht an ausgeworfenen Angeln fangen. Sie nähren ſich von Mollusken, abgeſtorbenen Fiſchen und anderm Auswurfe der See, wahrſcheinlich deshalb die Nähe der Schiffe ſuchend, weil ſie ſich im ruhigen Fahrwaſſer ihrer Beute am leichteſten verſichern können. Die Arten ſind noch nicht genau von einander unterſchieden, weil es an Gelegenheit, dieſelben an ihren Brüteplätzen zu beobachten, fehlte. Man erkennt als ſolche:

1) Diom. exulans *Linn. Buffon* enl. pl. 237. Schneeweiß mit graubraunen Flügeln und Schwanze, rothem Schnabel und Füßen im Alter, in der Jugend mehr graubraun und voll ausgefärbt, in den Cabinetten ſelten. Flügel vom Buge bis an die Spitze 22 Zoll, Schnabel vom Mundwinkel fünf Zoll, Schwanz ſieben Zoll acht Linien, die Schwungfedern ſäbelförmig nach Unten gekrümmt, die der zweiten Ordnung faſt ſo lang als die der erſten. Überall auf der ſüdlichen Hemiſphäre, gemein an der Südſpitze von Afrika. Im Sommer an der Küſte von Kamtſchatka, und nach Pallas der einzige nach Norden wandernde Seevogel, der dort nicht brütet. Diom. epomophora *Lesson* iſt für eine Varietät dieſer Art erklärt, Diom. spadicea *Forst.* für einen jüngern Vogel, welchem Andre widerſprechen.

2) Diomedea chlororhynchus *Gm. Lath.* pl. 94. Nur halb ſo groß als die vorige. Spitze der Ruderfe-

---

*) *Fabric.* Biblioth. Gr. III, 28. §. 7.

†) *Amm. Marc.* L. XXVII. c. 7.

dern ſchwärzlich marmorirt, Mantel dunkelgraubraun, Schnabel und Füße gelb; erſtrer zieht an der Spitze ins Roſenrothe. Bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung und im Meere zwiſchen Neuholland und Afrika beobachtet.

3) **Diomedea melanophrys** *H. Boie Tem.* col. pl. 456. Von der Größe der Proc. gigantea. Länge 30 Zoll, Ferſen zwei Zoll zehn Linien, Flügelweite ſechs Fuß. Schneeweiß mit ſchwarzen Interſcapulien, Flügeln und Schwanzſpitze; Scheitel und Nacken mevengrau, Periophthalmien weiß, Schnabel ſchwärzlich mit orangerother Firſte, Iris gelb. Unweit der Inſel Paul und Amſterdam beobachtet.

4) **Diom. fuliginosa** *Gm. Tem.* col. pl. 963. Durch die Spur einer Hinterzehe ausgezeichnet. Einfarbig graubraun, die Augen weiß eingefaßt, Schnabel ſchwarz.

5) **Diom. sinensis** *Gm.* Der vorigen ähnlich, allein durch den grade abgeſchnittenen, nicht ſpitz zulaufenden Stirnwinkel ausgezeichnet. Mehre dieſer Arten wurden auf der Inſel Triſtan d'Acunha brütend angetroffen. Sie bauen erhabene Neſter auf der Erde und zeigten hier nicht die Scheu vor den Menſchen. Ihr Flug iſt im höchſten Maß ausgebildet, ſodaß ſie ohne bemerkbare Bewegung der Flügel durch die Luft gleiten. Bei den Seefahrern führen ſie den Namen Mutter Chareys-Hühner, Moutons du Cap, man of war. (*Boie.*)

DIOMEDEAE INSULAE — *νῆσοι Διομήδειοι* — werden zwei kleine Inſeln im adriatiſchen Meere nahe der italiſchen Küſte nordweſtlich vom Vorgebirge Garganum (jetzt Punto Saracina) von Strabon (II. p. 124. VI. p. 284) und von Plinius (H. N. III, 30), welcher ſie zugleich mit den Namen Diomedea und Teutria belegt, genannt. Ptolemäos (III, 1) dagegen führt fünf Diomedeiſche Inſeln an, ſei es, daß zu ſeiner Zeit dieſe Gruppe wirklich aus fünf Inſeln beſtand, ſei es, daß er einen zwiſchen ihnen liegenden Felſen zu ihnen rechnete; denn heutzutage liegen dort nur vier Inſeln beiſammen, mit Namen: S. Domenico, S. Nicola, La Caprara und Pianoſa. Alle übrigen Schriftſteller kennen nur eine Diomedeiſche Inſel, nämlich Dionyſios der Perieget, v. 483, wobei jedoch Euſtathios die Bemerkung hinzufügt, daß Andre zwei Inſeln angeben, von denen aber nur die eine bewohnt, die andre wüſt ſei. Mit Dionyſios ſtimmen überein Skymnos Chios (v. 430), Mela (II, 7, 13), Ariſtoteles (mirab. auscul. 80.), Stephanus Byz., Feſtus und Suidas. Der Grund, weshalb gewöhnlich nur eine Diomedeiſche Inſel angeführt wird, rührt daher, weil an dieſelbe die Sage von dem dort umgekommenen oder verſchwundenen Diomedes geknüpft wurde; ſpäter aber, vielleicht erſt in dem erſten Jahrhunderte nach Chr. Geb., ſcheint es in Gebrauch gekommen zu ſein, die ganze Inſelgruppe mit dieſem Namen zu belegen. Die Sage von Diomedes, welcher als ein hochberühmter Heros nicht blos an den Küſten Apuliens, ſondern auch an den Mündungen des Radus gefeiert wurde, wird von Ariſtoteles, aus dem alle übrigen uns bekannten Schriftſteller, welche dieſelbe berühren, geſchöpft zu haben ſcheinen, alſo erzählt. Auf der Diomedeiſchen Inſel ſei ein bewundernswürdiger und heiliger Tempel, um welchen ringsherum große Vögel mit großen und harten Schnäbeln ſäßen, welche die dort landenden Hellenen in Ruhe ließen, andre benachbarte Völker aber anflögen und mit ihren Flügeln und Schnäbeln verwundeten, ja ſogar tödteten. Es gehe aber die Sage, daß in dieſe Vögel die Gefährten des Diomedes verwandelt wären, als ſie an jener Inſel Schiffbruch erlitten und ihren Anführer verloren hätten, der von dem Herrſcher jener Gegend, Aineias, hinterliſtiger Weiſe getödtet ſei. Dieſe Sage war ſehr weit verbreitet, und Älianos (hist. anim. I, 1), Tzetzes (ad Lycophr. 603), Plinius (H. N. 10, 61), Solinus und Andre bewähren ſie, und geben dieſe Vögel meiſtentheils für weiße Reiher aus. In Strabons Zeitalter hatte ſich die Sage indeß ſchon dahin umgeſtaltet, daß die Vögel überhaupt gegen Gutgeſinnte zahm, gegen Übelthäter aber ſcheu und wild wären. Wenn alſo die Sage von des Diomedes Niederlaſſung in dem öſtlichen Süditalien durchaus dort einheimiſch war und jedenfalls ätoliſche Anſiedelungen in jener Gegend beweiſt, ſo ſcheint Diomedes im Verlaufe der Zeit auf der nach ihm benannten Inſel als ein rechtſchaffne Schiffer begünſtigender und ſchützender Genius verehrt worden zu ſein. Eine dieſer Diomedeiſchen Inſeln hieß im erſten Jahrhundert nach Chr. Geb. Trimerus (*Tac.* Ann. IV, 71), wohin Octavianus ſeine buhleriſche Enkelin Julia im achten Jahre nach Chr. Geb. verwies, und wo dieſelbe im 20. Jahr ihres Exils ſtarb. Bei dem Geographen Ravennas (V, 25) wird ſie Amonte oder Tremetis genannt, und danach heißt noch jetzt die ganze Gruppe: Il Gruppe delle Tremiti. Auf S. Nicola befindet ſich ein Fort und ein Kloſter, und am 15. Mai 1816 iſt auf derſelben ein Vulkan entſtanden. (*L. Zander.*)

DIOMEDES (*Διομήδης*). 1) Ein Sohn des Ares und der Kyrene, König der Biſtonen, der ſeine vier Roſſe, Lampos, Dinos, Xanthos und Podarges, wie Hygin f. 311 ſie nennt, mit dem Fleiſche der in ſein Land gekommenen Fremdlinge nährte *Apollod.* II, 4, 8; *Diod.* IV, 15. Unter den Gemmen in Lipperts Daktyliothek T. II. 98 befindet ſich eine, welche dieſe Grauſamkeit darſtellt. Vier Pferde ſtehen vor der Bahre eines Todten, dem eines derſelben in die Bruſt beißt. Herkules ſollte daher den Barbaren beſtrafen und die Roſſe lebendig nach Mykenä bringen. Da Diomedes ſich zur Wehr ſetzte, ſo wurde er von dem Heros getödtet. Eine Gemme bei Mariette T. II. P. I. 1, 77 ſtellt dieſe Scene dar. Herkules ſteht über dem Diomedes, der in völliger Rüſtung zu ſeinen Füßen liegt, und hebt die Keule, ihn zu zerſchmettern. Bei dieſer Gelegenheit kam es zu einer Schlacht mit den Biſtonen, die den Sieger einholten, als er ſchon die Meeresküſte erreicht hatte. Herkules übergab, um den Kampf ungehindert zu beginnen, die Pferde ſeinem Liebling Abderos zur Bewachung, aber dieſer ward von ihnen gefreſſen. *Apollod.* l. c. Auf einem Steine bei Winkelmann (mon. ined. 68) wirft ihn Diomedes ſelbſt den Pferden vor und Hygin l. c. macht den Abderos ſogar zu einem Diener des Diomedes und läßt ihn vom Herkules getödtet werden. — 2) Bei Hyg. f. 250 ein Sohn des Atlas und der

Aſterie, der von ſeinen eignen Pferden umgebracht wurde. Da ſonſt Niemand dieſes Diomedes erwähnt, ſo iſt er wahrſcheinlich vom vorigen nicht verſchieden und das Ganze nur eine Abänderung der Fabel. S. *Munker* ad Hyg. l. c. — 3) Der Sohn des Ätoliers Tydeus und der Tochter des Adraſtos Deipyle, einer der berühmteſten Helden in der Ilias und mannichfach in der Sage gefeiert. Er verlor den Vater in der früheſten Jugend, denn dieſer blieb im Kriege gegen Theben, Il. VI, 222. Dann nahm er ſelbſt unter den Epigonen am Kriege gegen jene Stadt Theil und half ſie erobern, Il. IV, 405, *Apollod.* III, 7, 2. Er bewarb ſich mit andern Freiern um die Helena, war aber nicht glücklich, und heirathete die Ägialea, des Adraſtos Tochter, oder vielleicht Enkelin von ſeinem Sohn Ägialeus, da das Wort Tochter auch in dieſem Sinne gebraucht wird. Vergl. *Heyn.* ad Apollod. p. 54. Nach Adraſts Tode ward er König von Argos. Seinen Großvater Öneus hatten des Agrios Söhne vom Throne geſtoßen; dieſe tödtete er, und gab das Reich, da Öneus ſelbſt zum Regieren zu alt war, ſeinem Schwager Andrämon, nahm aber jenen mit ſich nach Argos, wo die Stadt Önoe von ihm den Namen erhielt. *Apollod.* I, 8, 6. Nach Andern wurde Öneus ſelbſt wieder auf den Thron geſetzt. *Ant. Lib.* 37; Schol. *Aristoph.* Acharn 417. Er lebte noch, als Diomedes vor Troja kämpfte, Il. VI, 221. Dieſer hatte daſelbſt den Oberbefehl über die Argiver, Tirynther, Hermioner, Aſiner, Trözener, Eioner, Epidaurer, Äginer und Maſener, und dieſe verſchiednen Stämme in 80 Schiffen vor Ilium geführt; unter ihm aber ſtanden Sthenelos und Euryalos, Il. II, 563. Um ſeine der Tapferkeit gleiche Klugheit zu bezeichnen, macht der Dichter die Athene zu ſeiner Schutzgöttin und ſeinen Bruſtharniſch zu einem Werke des Hephäſtos, Il. V, 85; VIII. 194; IX, 55. Vgl. De Diomede Homeri *J. S. Chr. Schweiggeri* dissert. III (Erlangen 1800.) in Becks Comm. Soc. Phil. (Lips. Vol. I. p. 152 etc.). Am erſten Tage des erſten Gefechts der Iliade zeigt er ſich ſchon als einen der erſten Helden. Athene ſelbſt ermuntert ihn zum Kampf und er erlegt den Phegeus, wird zwar vom Pandaros leicht verwundet, doch Sthenelos zieht ihm den Pfeil aus der Schulter und nun tödtete er den Aſtynoos, Hypenor, Abas, Polyidos, Xanthos, Thoon, Echemon und Chromios. Pandaros und Äneas wollen die Gefallnen rächen und eilen ihm auf ihrem Wagen entgegen, aber er tödtet den erſtern und zerſchmettert dem letztern mit einem Steine die Hüfte und erbeutet die Roſſe. Aphrodite will ihren Sohn retten und aus dem Getümmel führen, aber er verwundet ihre Hand mit einem Speere, daß ſie den Jüngling fallen laſſen muß (vergl. *Hyg.* f. 112; *Virg.* Aen XI, 277), doch Apollo nimmt ſich ſeiner an, und obgleich Diomedes dreimal gegen den Gott anſetzt, ſo weicht er doch endlich den Drohungen deſſelben, und Äneas wird in Sicherheit gebracht. In Lipperts Daktyliothek T. II. n. 193 findet man dieſe Scene auf einer alten Gemme vorgeſtellt. Diomedes holt wüthend mit dem Schwert aus, wendet aber doch das Geſicht hinweg, als ob er den Blick des Gottes nicht ertragen könne. Apollo macht in ruhiger Stellung blos eine Bewegung mit der Hand und inzwiſchen entſchlüpft Äneas durch das Thor in die Stadt. Von Athenen aufgemuntert beſteigt nun der Held einen Wagen an der Seite der Göttin, die durch den Helm des Orkos unſichtbar gemacht wird, und ſtößt dem Ares den Speer in den Unterleib, daß er gleich 10,000 Kriegern aufbrüllt, Il. V, 15, 144—159, 290—432, 835. Darauf tödtet er den Axilos und Kaleſios und ſetzt die Troer ſo in Schrecken, daß Hektor nach der Stadt eilt, damit ſeine Mutter zu Athenen flehe, daß ſie doch den Furchtbaren von Ilium abwenden möge. Inzwiſchen ſtößt Diomedes auf den Glaukos aus Lykien, vermeidet aber den Kampf mit ihm, weil er ſein alter Gaſtfreund iſt, Il. VI, 12, 75, 119—236. Hektor fodert darauf den tapferſten Achaier zum Zweikampfe heraus und Diomedes erbot ſich, dieſen anzunehmen, aber das Loos traf den Telamoniden Aias, Il. VII, 67 fg. 163, 182. An dem erneuten Kampfe nimmt er wieder lebhaften Antheil, rettet den Neſtor aus Hektors Händen und geht mit jenem auf dieſen los. Aber da ein Blitzſtrahl dreimal vor ſeinem Wagen niederſchlägt, ſo kehrt er auf Neſtors Rath wieder um, Il. VIII, 90. Dann verwirft er Agamemnons Rath, den Krieg aufzugeben und nach der Heimath zurückzukehren, und ermuntert zur Beharrlichkeit bei dem einmal begonnenen Unternehmen, Il. IX, 51, 692. In der nun folgenden Nacht geht er, von Neſtor geweckt, mit Odyſſeus auf Kundſchaft aus nach dem Lager der Troer. Unterwegs nehmen ſie den troiſchen Kundſchafter Dolon gefangen, fragen ihn aus, tödten ihn und gelangen zu den, ſo eben mit ihrem Führer Rheſos angekommenen und ſchlafenden, Thrakiern. Rheſos mit 12 Thrakiern wird getödtet und die Roſſe des erſtern glücklich in das Lager der Griechen gebracht, Il. X, 150, 219, 254 fg. Vgl. Lippert, Daktyliothek T. II, 154—166. Als am folgenden Tage die Troer ſtürmten, ſtellt er ſich mit Odyſſeus dem Hektor entgegen, tödtet mehre Feinde und treibt ſelbſt den Hektor in die Glieder zurück, weicht aber einem neuen Angriffe deſſelben aus, tödtet den Päonides auf dem Rückzuge, wird vom Paris am Fuße verwundet, da er des getödteten Agaſtrophos Rüſtung forttragen will, und kommt, nachdem Odyſſeus den Pfeil aus der Wunde gezogen, glücklich in ſeinem Zelt an, Il. XI, 320 fg. Da es nun dem Hektor gelingt, in die Verſchanzungen einzubrechen, erhebt er ſich, noch ermattet von der Wunde, dem Kampfe zuzuſchauen, und ermuntert die Genoſſen zur tapfern Gegenwehr, Il. XIV, 109. Nachdem Achilles verſöhnt iſt, kommt er noch lahm und an Krücken gehend zu der von dieſem berufenen Verſammlung, Il. XIX, 47. Bei den Leichenſpielen des Patroklos erhält er mit des Äneas Pferden den erſten Preis, eine Sklavin und einen Tripus. Darauf kämpft er mit Aias um Sarpedons Waffen und das Schwert des Aſteropäos, und da der Kampf unentſchieden bleibt, erhalten beide gleiche Preiſe, Il. XXIII, 290, 357, 499, 812.

So weit gehen die Angaben in der Ilias. Nachhomeriſche Erzähler berichten nun noch Folgendes: Nach

Beſiegung der Amazonenkönigin Pentheſilea durch Achilles verhindert er die feierliche Beſtattung ihres Leichnams (Schol. Lycophr. 999; *Dict.* IV, 3), befördert mit Ulyſſes die Hinrichtung des unſchuldigen Palamedes (*Dict.* II, 15) und holt die Pfeile des Herkules vom Philoktet auf der Inſel Lemnos (*Quinct.* Calab. IX, 333; *Hyg.* f. 102). Nachdem Helenos verrathen, daß Troja's Schickſal an den Beſitz des Palladiums geknüpft ſei, macht er ſich mit Odyſſeus auf, daſſelbe zu rauben. Auf des letztern Schultern erklettert Diomedes die Mauer, zieht aber den Gefährten nicht nach ſich, ſo ſehr dieſer es auch wünſcht, und bemächtigt ſich allein des Bildes. Beide kehren mit demſelben über das Feld zurück, aber da Odyſſeus auch Anſprüche auf das Palladium macht, ſo gibt er vor, er habe nicht das rechte Bild ergriffen. Doch dieſes bewegt ſich auf wunderbare Weiſe und Odyſſeus erkennt es daran als das wahre, zückt ſein Schwert und will den Diomedes von Hinten tödten und den Achaiern allein das Palladium bringen. Aber es iſt Mondſchein, der Blitz des Schwertes trifft des Diomedes Auge; er wendet ſich und treibt den verrätheriſchen Freund, mit der flachen Klinge ihn ſchlagend, vor ſich her. *Conon.* c. 34. p. 30 fg. Kann.; *Serv.* ad Aen. II. 166 fg. (ſ. **Palladium**). Nachher half Diomedes den Antenor zur Verrätherei verführen (*Dict.* V, 10), und befand ſich mit im hölzernen Pferde. *Hyg.* f. 108. Nach Troja's Eroberung ging er mit Menelaos und Neſtor unter Segel und gelangte mit den Seinigen glücklich nach Hauſe (Od. III, 167 fg.), doch traf ihn an Attika's Küſte der Unfall, daß Demophon ihm das Palladium raubte, *Paus.* I, 29 (ſ. **Demophon**). In der Heimath aber fand er ſeine Gemahlin Ägialea treulos, denn Venus hatte ſich dadurch wegen der empfangnen Wunde rächen wollen (ſ. **Aegialea**). *Tzetz.* Lycophr. 603, 610; *Serv.* ad Aen. VIII, 9; XI, 269; *Dict.* VI, 2. Diomedes muß, um ſein Leben zu retten, mit den Gefährten ſein Reich verlaſſen. Nach den meiſten Angaben wandte er ſich nach Italien (*Eustath.* ad Dion. Perieg. v. 485; Schol. Il. V, 412; *Serv.* ad Aen. XI, 269), aber in einzelnen Umſtänden herrſcht große Abweichung, die ſich wol, wie Heyne Exc. I. ad Aen. XI. vermuthet, daraus erklären läßt, daß ſeine Rückkehr von Troja von verſchiednen Dichtern beſungen und verſchieden behandelt wurde. Nach dieſem Beiſpiele der kykliſchen Dichter hatte Julius Antonius eine eigne **Diomedea** in 12 Büchern geſchrieben. Nach dem alten Ibykos beim Schol. *Pind.* N. X, 12 vermählte ſich Diomedes mit Hermionen, nachdem er mit den Dioskuren vergöttert worden. Dieſe Sage von ſeiner Vergötterung werden wir weiterhin in Italien beſonders ausgebreitet finden, und es ſcheint, daß es wirklich alte Sagen von der Ankunft eines Diomedes in Italien gab, oder daß man Sagen von einem altitaliſchen Heros ähnlichen Namens mit dem des Homer in Verbindung brachte. Nach langem Irren nämlich (*Ovid.* Met. XIV, 478) ſoll Diomedes endlich mit doriſchen Genoſſen, die er an ſich gezogen hatte, in den adriatiſchen Meerbuſen gekommen ſein und ſich an den Grenzen Dauniens, das zu Apulien gehört, niedergelaſſen haben. Hier habe er ſich mit Evippe, des Königs Daunus Tochter, vermählt und eine Stadt erbauet, der er den alten Namen der Stadt Argos im Peloponnes, Argos Hippion, gegeben, der nachher in Argyrippa, und endlich in Arpi zuſammengezogen worden ſein ſoll. Dieſe Erzählung wird bei *Tzetz.* ad Lycophr. 603 noch mehr, aber auch mit bedeutender Abweichung, ausgeſchmückt. Diomedes landet, begibt ſich zum Könige Daunus, verſpricht ihm Beiſtand gegen ſeine Feinde und wird wohl aufgenommen. Er befreit das Land von einem furchtbaren Drachen und erwirbt ſich dadurch allgemeinen Ruhm. Man läßt ihm eine Bildſäule durch den Amöböos errichten, und Diomedes gibt ſelbſt dazu die Steine her, die er von Troja's Mauern als Ballaſt mitgenommen hatte. Daunus ſiegt nun durch den Beiſtand des Diomedes über die Feinde und läßt ihm die Wahl, ob er das neue eroberte Land oder die gemachte Beute als Lohn haben wollte. Diomedes will aus Beſcheidenheit nicht wählen und Daunus ernennt den Bruder deſſelben Althänos zum Schiedsrichter. Aber dieſer hat ſich in die Evippe verliebt, und um ſich bei dem Vater einzuſchmeicheln, ſpricht er dem Diomedes blos die geringe Beute zu. Gekränkt dadurch belegt dieſer das Land mit dem Fluche der Unfruchtbarkeit, der auch in Erfüllung geht. Ein Orakel verkündet dem Könige die Urſache des Unglücks und dieſer läßt aus Rache die Bildſäule des Diomedes in das Meer werfen; aber ſie ſetzt ſich von ſelbſt wieder an ihre Stelle, worauf Daunus ſich ſelbſt das Leben raubt. Nach dieſer Erzählung ward alſo Diomedes nicht der Gemahl der Evippe. Die, welche ihm dieſelbe zutheilen, laſſen ſie ihm den Amphinomos und einen Diomedes den zweiten gebären, *Ant. Lib* 57. Als beſondern Wohnort gibt ihm die gewöhnliche Sage die von ihm benannte Diomedeiſche Inſel, die jetzt wegen häufiger Erdbeben **Isola di Tremiti** genannt wird, und eine von den zwei oder drei Inſeln iſt, welche an der Küſte von Apulien dem Gebirge Garganos gegenüber liegen (ſ. den vorhergehenden Art.). Hier war er Herrſcher, als Äneas nach Italien kam. Turnus bat ihn gegen dieſen um Hülfe, aber er verweigerte ſie, um die Rache der Venus ſich nicht aufs Neue zuzuziehen, und da ſeine Gefährten durchaus am Kriege Theil nehmen wollten, ſo wurden ſie in eine dem Schwan ähnliche Art Seevögel verwandelt. Die Einwohner nennen dieſe jetzt Artena und man hält ſie für die **Procellaria Puffinus** des Linné, die am Tage das Meer durchſtreifen, um Fiſche zu fangen, in den Höhlen der Felſenklippen niſten und eine klägliche, dem Geſchrei eines Kindes ähnliche, Stimme hören laſſen. Nach Einigen waren dieſe Vögel erſt nach dem Tode des Diomedes bei ſeinem Grab erſchienen, eine Sage, die mehre Parallelen bei den Griechen hat, wie z. B. die von den Vögeln am Grabe des Achilles, Meleager und Memnon, ſ. *Virg.* Aen. XI, 271 und *Heyn.* Excurs I. zu dieſem Buch; auch vergleiche man *Ovid.* Met. XIV, 457. Auf der Diomedeiſchen Inſel ſoll auch der Heros den Augen der Menſchen entrückt und daſelbſt als Gott verehrt worden ſein, wie der auf derſelben ihm geweihete und noch in ſpätern Zeiten vorhandene Tempel beweiſt, *Plin.* H. N. III, am Ende; X. 44, 61. Aber auch ſchon oben haben wir bemerkt, daß *Pindar* Nem. X, 12 anführt, er ſei durch Athene unter die Götter aufgenommen worden. Auch hatte er Tempel zu Thurium, Metapontos, bei den Venetern, aus Ausfluſſe des Timavus und Padus und zu Ancona (*Strab.* VI. p. 432; Schol. *Pind.* l. c.; *Skylax* Peripl. 6), ſowie auch mehre Städte auf ihn ihren Urſprung zurückführten, wie Brunduſium (*Justin.* XII, 2. cfr. *Strab.* l. c.), Venuſia, Canuſium, Garganum, Benevent, Venafrum und Sipuntum. Auch nach der Inſel Korkyra (Fragm. Heracl. de rep. p. 28), und ſogar nach Libyen (*Plut.* Parall. p. 311; *Strab.* l. c.; *Lycophr.* 592 fg.) ſoll Diomedes gekommen ſein. Im Tempel der Athene zu Luceria zeigte man alte Weihgeſchenke des Diomedes und die Waffen ſeiner Gefährten; auch hieß dieſer Tempel bald der der achäiſchen, bald der iliſchen Athene (Mirab. Narr. 117; *Aelian.* H. A. XI, 5). Um das Grabmal des Diomedes zu ſchmücken, ließen die Götter an demſelben den erſten Platanus auf der Inſel wachſen, der von da nach Sicilien, dann nach Italien und andern Ländern gebracht worden ſein ſoll, (*Theophr.* H. Pl. IV, 7). Auf alten Gemmen findet man oft Abbildungen des Diomedes; gewöhnlich erſcheint er hier nackt, das Palladium in der bloßen oder mit einem Kleid umwickelten Hand. *Lippert*, Dact. T. II, 56; *Mariette* T. II. P. I. t. 94; *Maffei* T. II, t. 79, 80; *Beger.* Thes. Br. T. I. p. 94; *Spanh.* ad Callim. p. 757.) In Florenz zeigt man einen ſchönen Kopf deſſelben (*Mus. Flor.* T. I, t. 22. n. 1), den man auf einer Gemme in *Lippert*, Dact. T. II, 181. wieder findet.

Es muß allerdings auffallen, den griechiſchen Helden Diomedes, der bei Homer zwar als ausgezeichneter Krieger und als Günſtling Minerva's erſcheint, aber doch nicht ſehr bedeutend über andre hervorragt, in Großgriechenland, ja ſelbſt in andern Theilen Italiens ſo hoch geehrt, ſogar als einen Gott angeſehen und angebetet zu finden. Das Räthſel löſt ſich aber wahrſcheinlich, wenn man annimmt, daß ein altitaliſcher Heros oder Gott einen Namen führte, der durch Ähnlichkeit des Klanges die Verwechſelung mit dem argiviſchen Helden bewirkte. Von Großgriechenland aus mochte auch der Name des Gottes zu den öſtlichen Griechen zurückgekommen ſein, und nun bildete ſich die Sage von des Diomedes Ankunft in Italien und von ſeiner Götterſchaft, ſelbſt auch bei griechiſchen Dichtern, wie Pindar und Ibykos. Man erzählte nun, daß Athene ihm die Unſterblichkeit verliehen habe, deren ſein Vater Tydeus durch Rohheit verluſtig gegangen ſei; denn im thebaniſchen Kriege hatte Melanippos dieſen verwundet, und als nun Amphiaraos ihm den Kopf des Erſchlagnen brachte, ſo ging die Wuth des Tydeus ſo weit, daß er das Gehirn, oder gar das Fleiſch deſſelben verzehrte. (*Pind.* N. XI, 43; X, 12 und der Scholiaſt daſelbſt, der den Euripides als Gewährsmann anführt. Vergl. *Valkenaer*, Diatrib. ad Eurip. Reliq p. 142.) Nach Ibykos ward Diomedes den Dioskuren zugeſellt und theilte mit ihnen gleiche Ehre, und das berühmte Skolion des Samiers Kalliſtratos bei Athenäus XV. p. 695. B. verſetzt ihn mit Achilles und Harmodios in die Inſeln der Seligen.

(*Richter.*)

DIOMEDES, ein Grammatiker. Von ſeinem Leben iſt nichts bekannt. Da ihn Priscianus, welcher im Anfange des ſechsten Jahrhunderts ſchrieb, anführt, ſo nimmt man an, daß er dem fünften Jahrh. angehöre. Wir beſitzen von ihm ein ſchätzbares Werk in drei Büchern de Oratione, de partibus oratoriis und de vario rhetorum genere, das einem unbekannten Athanaſius gewidmet iſt. Dieſes Werk, welches in vielen Stücken mit Chariſius übereinſtimmt, iſt mit mehren lateiniſchen Grammatikern zuerſt bei Nic. Jenſon ohne Druckjahr, wahrſcheinlich 1476. erſchienen *); dann Vicenza 1486, Venedig 1495 und 1511, Paris 1507. 4. Mailand bei Joh. Scinzenzeler 1515. Fol.; nebſt dem Donat Hagenau 1526, Cöln 1533 und 1536; mit vielen willkürlichen Veränderungen von Johann Cäſarius, Leipz. 1541. allein Cöln 1518. 4. **) (nach der Vorrede emendatius ab Herm. Buschio). Es befindet ſich in den Grammaticis veteribus von Putſchius (Hanover 1605. 4. S. 207). Caſp. Scioppius hat viele Stellen dieſes Werkes aus Handſchriften in den Suspectis Lectionibus verbeſſert, nicht ohne herbe Bemerkungen über den dreiſten Verbeſſerer. (*F. Jacobs.*)

DIOMEDIS CAMPUS. Die große Ebene Apuliens am Fluſſe Aufidus mit der Stadt Arpi in ihrer Mitte wurde nach dem Diomedes benannt, und führte dieſen Namen noch in der ſpätern Zeit bei den Römern. Ob nun wirklich Diomedes ſich dort angeſiedelt und die Städte Canuſium und Arpi oder Argyrippa erbaut habe, wie es die Sage angibt, läßt ſich hiſtoriſch nicht begründen, indeß liegt doch darin ohne Zweifel eine dauernde Erinnerung an die helleniſche Coloniſation jener Gegenden in vorhiſtoriſcher Zeit. Den Umfang der Diomedeiſchen Ebene zu beſtimmen, iſt nicht möglich, doch wird derſelbe von Strabon (lib. VI. p. 283) groß genannt. Den Römern blieb ſie ſeit der unglücklichen Schlacht bei Cannä, welches in derſelben lag, im Andenken, und daher geſchieht ihrer öfter Erwähnung. (*Liv.* XXV, 12; *Sil. Ital.* VIII, 242; *Arnob.* IV, p. 129). (*.L Zander.*)

DIOMEIA, der Name eines Gaues oder Demos von Attika, der zu dem Stamm Aigeis gezählt wurde[1]. Die Lage dieſes Demos läßt ſich nach der des Diomeiſchen Thores, welches nach dem Kynoſarges führte[2], und dieſes Gymnaſiums ſelbſt, welches zu dem Demos

---

*) S. *Naeke* ad Choeril. Sam. p. 261.

**) Prahlhaft verkündigt der Titel: Diomedis Grammatici opus, ab Johanne Caesario ita emendatum, scholiisque illustratum, *ut nulla porro labes insideat.* In der Zueignung ſagt der Herausgeber, dieſes Werk ſei von ihm an faſt unzähligen Stellen gereinigt und verbeſſert. Beſcheidner drückt er ſich in der angehängten Exhortatio ad candidum lectorem aus, wo er bekennt, multa adhuc restare corrigenda, aliis relicta.

[1] *Suid.* Lex. Seguer., *Steph.* Schol. *Aristoph.* Ran. 664.

[2] Müller, Zuſätze zu Leake's Topogr. von Athen, überſ. von Rienäcker, S. 460 fg.

Diomeia gehörte [3], ſehr leicht beſtimmen. Diomeia muß nordöſtlich von Athen gelegen haben. Es hatte den Namen von Diomos, einem Sohne des Kolyttos [4], welchen Herakles, als er bei dem Kolyttos Gaſtfreundſchaft genoß, liebgewann [5], und welcher nachher dem Herakles zuerſt als einem Gott opferte [6]. Der Tempel des Herakles in Diomeia war als Verſammlungsort der 60 Paraſiten des Herakles bekannt, deren Scurrilität ſelbſt Philipps des Makedoniers Aufmerkſamkeit auf ſich zog [7]. Von Melite nach Diomeia gezogne Attiker feierten hier ihre Metageitnia zur Erinnerung an dieſe Wanderung, ein Feſt, das ſogar einem attiſchen Monate ſeinen Namen gab [8]. (*C. L. Grotefend.*)

DIOMOS, ein Sohn des Kolyttos, Liebling des Herkules und endlich ſelbſt mit unter die Götter gezählt. (Schol. *Aristoph.* Batr. 664; *Steph. Byz.* h. v.). (*Richter.*)

DION, *Δῖον*. Es gab nach Stephanos von Byzantion mehre Städte dieſes Namens, von denen die vorzüglichſten folgende ſind:

1) führte eine Stadt auf Euböa dieſen Namen, welche ſchon in der Ilias (II, 538) vorkommt und nach Strabon (X. S. 446) nicht weit von dem Vorgebirge Kenäon lag. Ptolemäos führt aber auch eine eigne Landſpitze Dion an; eine Bemerkung, welche vielleicht durch das Homeriſche *αἰπὺ πτολίεθρον* erklärt wird. So ganz unbedeutend ſcheint der Ort nicht geweſen zu ſein, da es eine Colonie nach Kanä in Äolis entſandte.

2) Die zweite Stadt dieſes Namens lag in der makedoniſchen Landſchaft Pieria am thermaiſchen Meerbuſen, ſüdlich vom Fluſſe Haliakmon. Sie war auf einer Anhöhe erbaut, ſieben Stadien von der Küſte, an der nördlichen Abdachung des Olympos und am Eingange des Tempepaſſes, der von Makedonien nach Theſſalien führte. Neben ihr vorbei floß der Fluß Helikon, der auf dem Olympos entſpringt, 70 Stadien unter dieſem Namen fortfloß, ſich dann 20 Stadien unter der Erde verlor und bei ſeinem Wiedererſcheinen den Namen Baphyras führte (*Pausan.* Boeotic. 30); durch das Eindringen des Meeres war er an ſeiner Mündung ſchiffbar (*Liv.* XLIV, 6). Die Stadt war ſehr alt und durch ihre Lage ſehr wichtig, weshalb ſie im zweiten makedoniſchen Krieg, als der römiſche Conſul Q. Marcius Philippus 585 d. St. R. den König Perſeus angriff, große Bedeutung gewann. Livius behauptet, daß ſie zwar nicht groß ſei, aber durch öffentliche Anlagen, wohin ein Gymnaſium, ein Porticus, ein Tempel des Zeus gehörten (*Polyb.* IV, 62), und durch eine Menge zum Theil vergoldete Statuen verſchönert und gut befeſtigt ſei (*Liv.* XLIV, 7). Unter den Statuen befanden ſich auch die der 25 Makedonier von der Schar der Hetären, welche in der Schlacht am Granikos waren und Alexandros dort aufſtellen ließ (*Arrian.* exp. Alex. I, 17. *Plut.* Alex. 16). Dieſe 25 Statuen waren von Lyſippos verfertigt, und mögen ſchön geweſen ſein, denn der römiſche Conſul Metellus ließ ſie im J. 606 d. St. R. nach Rom bringen (*Plin.* H. N. XXXIV, 19, 6). Nach Strabon (VII. S. 330) lag in der Nähe der Flecken Pimpleia, wo Orpheus ſich aufhielt. Überhaupt wurden die Sagen von Orpheus zum Theil an dieſe Gegend geknüpft und die Einwohner von Dion behaupteten, daß Orpheus in ihrer Gegend von Weibern umgebracht ſei. Daher zeigten ſie in der Nähe auf einer Anhöhe am Helikon eine Säule, worauf eine Urne ſtand, welche die Gebeine des dort zerriſſenen Orpheus enthalten ſollte (*Paus.* l. l.).

3) Ein drittes Dion lag auf der Halbinſel Akte am Fuße des Berges Athos. Es wird aber nur von Herodotos (VII, 22) und Thukydides (IV, 109) genannt. Aus dieſen Stellen geht nur ſoviel hervor, daß dieſes Dion ſüdlich von dem berühmten Canal des Xerxes lag, und im peloponneſiſchen Krieg auf der Seite der Athener ſtand. Ob es alſo auf der öſtlichen Küſte der Halbinſel, wie Danville und Gatterer wollen, oder auf der Weſtküſte, wie Reichhard will, angenommen werden müſſe, iſt ſchwerlich zu entſcheiden; auch ſelbſt nicht, wenn man bei Thukydides (V, 35 und 82) die gewöhnliche Lesart *Δικτιδιῆς* mit Gatterer und Poppo verwirft und dafür *Διῆς* oder *Διεῖς* lieſt. Denn auch aus jenen beiden Stellen läßt ſich nichts Beſtimmtes über die Lage der Stadt entnehmen.

4) Die vierte Stadt dieſes Namens gehörte zu der Dekapolis, einer Landſchaft auf der Oſtſeite des todten Meeres, die urſprünglich zur Herrſchaft der Iſraeliten gehörte, ſeit der babyloniſchen Gefangenſchaft aber zu Syrien gerechnet wurde. Nach Ptolemäos (V, 15) lag dieſes Dion zwiſchen Gadara und Pella, wohin die Chriſten bei der Belagerung Jeruſalems flüchteten. Stephanos von Byzantion irrt aber, wenn er Dion mit Pella für eine und dieſelbe Stadt hält. Ptolemäos (V, 15), Plinius (H. N. V, 18) und Joſephus in mehren Stellen ſind genügende Zeugen dagegen. Die Stadt war indeß berüchtigt durch ihr ungeſundes Waſſer, wobei Stephanos ein Epigramm, welches dieſen Gegenſtand berührt, anführt. (*L. Zander.*)

DION, Sohn des Hipparinus, ein Syrakuſer von der edelſten Herkunft und Schwager Dionyſius des Ältern, zeichnete ſich durch Tapferkeit, Kriegeskunde, Patriotismus und philoſophiſche Bildung aus. Er war noch in den Jünglingsjahren, als Plato nach Syrakus kam, deſſen eifrigſter Schüler und vertrauteſter Freund er wurde. Von der Natur mit Kühnheit, edelm Stolz und großem Tiefſinne begabt, dabei mäßig, ſtreng von Sitten und obgleich im größten Überfluß erzogen und im Beſitz unermeßlicher Reichthümer, doch der Üppigkeit abgeneigt. Die Lehren Platons hatten ihn ſo begeiſtert, daß er hoffte, ſeinen Schwager dafür zu gewinnen. Dieſe Abſicht erreichte er zwar nicht, ungeachtet auf ſeinen Antrieb Platon deshalb nach Syrakus kam, doch entzog ihm der Deſpot der abweichenden Grundſätze wegen ſein Vertrauen nicht, ſondern bediente ſich ſeiner zu den wichtigſten Staatsgeſchäften, wie unter Andern bei der Geſandtſchaft an die

---

[3] *Steph.* v. *Κυνόσαργες.*

[4] *Hesych.* v. *Διομεῖς.*

[5] *Steph.* v. *Διόμεια.*

[6] *Steph.* v. *Κυνόσαργες.*

[7] *Athen.* Deipn. VI. p. 260; XIV. p. 614. Vgl. VI. p. 234 und *Aristoph.* Ach. 605. (*Διομειαλάζονες.*)

[8] *Plut.* De Exil. 6.

Karthager, ließ ſich Dions ſchonungsloſe Freimüthigkeit gefallen, und gebot ſogar ſeinem Zahlmeiſter, ſeinem Schwager jederzeit aus dem Schatze ſoviel Geld zu verabfolgen, als er fodern würde, nur daß er ihm nach der Zahlung Anzeige davon machte. Auch bei Dionys dem Jüngern ſtand er, als dieſer die Regierung übernahm, in großem Anſehen, und ſuchte den jungen Despoten von ſeinem Hange zur Trägheit und Üppigkeit abzuziehen und ihm Geſchmack an ernſthaften Beſchäftigungen beizubringen. Da er aber ſeine Ermahnungen und Rathſchläge nicht immer in der ſanfteſten Form ertheilte, auch ſeine einfache und mäßige Lebensweiſe dem fürſtlichen Lüſtling ein ſtummer Vorwurf war, ſo würde Dion bald aus deſſen Nähe entfernt worden ſein, wenn ſeine Einſichten zur Erhaltung der wankenden Herrſchaft des Tyrannen nicht unentbehrlich geweſen wären. Dennoch gelang es erſterm, den jungen Fürſten für die Lehren des Platon ſo einzunehmen, daß er dieſen Philoſophen nach Syrakus berief. Nun ſuchten aber die Günſtlinge des Dionys den Dion verdächtig zu machen, als ob er die Alleinherrſchaft des Erſtern in Syrakus ſtürzen wolle, und veranlaßten dadurch ſeine Verbannung. Da der Tyrann aber den großen Anhang des Dion ſcheuete, ſo entſchuldigte er ſich mit der Nothwendigkeit dieſer Maßregel zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, und erlaubte auch den Freunden des Verbannten, zwei Schiffe voll mit deſſen Schätzen zu beladen und ſie ihm in den Peloponnes, wohin er ſich gewendet, nachzubringen. Dion ging zuerſt nach Athen, beſuchte darauf auch die übrigen griechiſchen Städte und überall wurde er mit großen Ehrenbezeugungen empfangen, ja ſelbſt die Lakedämonier ertheilten ihm das Bürgerrecht, wiewol ſie mit Dionys im Bündniſſe ſtanden und deſſen Hülfe gegen Theben bedurften. Eiferſüchtig auf die Achtung, die der Verbannte genoß, hielt Dionys ihm die Einkünfte von ſeinen Gütern vor, ließ darauf das Vermögen deſſelben verkaufen und zwang endlich Arete, Dions Gemahlin, eine Schweſter des Tyrannen, ſich mit ſeinem Günſtlinge Timokrates zu vermählen. Durch dieſe Beleidigungen gedieh bei Dion der längſt gehegte Entſchluß, ſein Vaterland von der Herrſchaft des Tyrannen zu befreien, zur Reife. Er wurde von ſeinem Bruder Megakles und von dem Feldherrn Heraklides[1], die gleich ihm verbannt waren, unterſtützt. Er begab ſich nach Korinth, bat daſelbſt die Bürger um Beiſtand, kaufte Waffen, warb eine Schar Soldkrieger und ſchiffte ſich mit ihnen nach Zakynth, dem Sammelplatze für ſeine Unternehmungen, ein. Von da ſegelte er nur mit zwei Schiffen und 800 Mann nach Sicilien über, landete in Minoa, und fand bei Paralus[2], dem karthagiſchen Befehlshaber des Platzes, freundliche Aufnahme und Beförderung. Er rückte nun gegen Syrakus vor und vermochte unterwegs die Agrigenter, Geloer, Sikaner, Sikuler und Andre ihm zur Befreiung von Syrakus Beiſtand zu leiſten, und da auch von dem Feſtlande von Italien Viele ihm zu Hülfe kamen, ſo hatte er in Kurzem ein Heer von 20,000 Mann beiſammen, mit welchem er die Grenze von Syrakus überſchritt. Scharen von Bürgern, die auf Befehl des Dionys entwaffnet worden waren, eilten ihrem Befreier entgegen. Dion theilte einen mitgebrachten Waffenvorrath unter ſie aus, kündigte dann ſeine Abſicht, das Vaterland zu befreien, an und hieß die Syrakuſer Heerführer wählen, welche die Herſtellung der Unabhängigkeit bewirken ſollten. Als die einſtimmige Wahl auf ihn und ſeinen Bruder Megakles gefallen war, da rückte er mit dem auf 50,000 Mann angewachſenen Heer ohne Widerſtand in die Stadt ein, wo ihn das Volk mit großen Ehrenbezeugungen und vielem Jubel als ſeinen Befreier von einer 50jährigen Sklaverei empfing. Dionyſius, der ſich eben in Italien befand, kehrte nach dem Schloſſe von Syrakus, welches ſeine Krieger noch vertheidigten, zurück, machte den Bürgern in der Abſicht, ſie zu überliſten, Friedensanträge und erklärte ſich geneigt, die Regierung freiwillig niederzulegen. Als aber die Syrakuſer während der Verhandlungen in Hoffnung auf den Frieden ſorglos in Beſetzung der Wachen waren, da überfiel er ſie unvermuthet und wollte ſich der Stadt durch Überrumpelung bemächtigen. Dion ſammelte ſchnell die tapferſten ſeiner Krieger und warf ſich den Angreifenden entgegen. Seine ungeſtüme Tapferkeit verleitete ihn aber zu weit vorzudringen, er wurde, nachdem er lange ganz allein mit einer Menge Feinde gefochten hatte, verwundet und würde gefangen worden ſein, wenn die Bürger nicht plötzlich zu ſeiner Rettung herbeigeeilt wären, die Feinde zum Weichen gebracht und den verwundeten Feldherrn gerettet hätten. Die Unterhandlungen und Kämpfe wurden nun fortgeſetzt, und Dion brachte es dahin, daß Dionyſius ſich erbot, gegen einen freien Abzug mit ſeinen Schätzen nach Italien das Schloß zu übergeben. Dion rieth dieſen Antrag anzunehmen, allein es fanden ſich Aufwiegler, die ſeine Abſichten verdächtig machten und ihm die Lenkung der öffentlichen Angelegenheiten zu entziehen und ſolche dem Heraklides zuzuwenden ſtrebten, der ohnehin ſchon ohne Dions Beiſtimmung zum Befehlshaber der Flotte ernannt worden war. Dions Gegner wollten auch die Söldner aus dem Peloponnes von ihm abwendig machen, doch die Krieger blieben ihrem Feldherrn treu und foderten ihn auf, ſich ihrer zur Beſtrafung der wankelmüthigen Bürger zu bedienen. Das that er aber nicht, ſondern führte ſein Heer nach Leontine. Unkluger Weiſe griffen die Syrakuſer es auf dem Marſch an; ſie wurden geſchlagen, doch benutzte Dion ſeinen Sieg nicht zur Rache an ſeinen Mitbürgern. Darauf erfocht Heraklides einen Sieg zur See über die Flotte des Dionyſius. Stolz darauf verſäumten die Syrakuſer die Stadtmauer zu beſetzen, die Nypſius, der Feldherr des Tyrannen, in der Nacht durch ſeine Krieger erſteigen ließ, die Stadt eroberte und durch Plünderung und Mord einen allgemeinen Jammer darin verbreitete. In dieſer Noth wandten ſich die Syrakuſer an Dion, der großmüthig die ihm zugefügten Beleidigungen vergaß, mit ſeinen Soldkriegern in überraſchender Eile die plündern-

---

1) Diodor nennt ihn Chariklides, doch der Verfolg der Geſchichte ergibt, daß mit beiden Namen nur eine Perſon bezeichnet wird. 2) Im Plutarch heißt er Synalus.

den Feinde überfiel, mehr als 4000 davon erſchlug und ſeine Vaterſtadt zum zweiten Male befreite. Er wurde nun zum Feldherrn mit unbeſchränkter Gewalt ernannt, führte die Geſetze des Diokles wieder ein, und erhielt Heroenehre. Die Gelegenheit, ſich an ſeinen Feinden zu rächen, benutzte er nicht, und ließ ſogar dem falſchen Heraklides den Befehl der Seemacht. Dagegen zeigte er ſich ſtreng gegen das Volk und genehmigte die zu deſſen Gunſten vorgeſchlagene Vertheilung von Häuſern und Äckern nicht, wodurch er großen Unwillen gegen ſich erregte. Heraklides machte unterdeß den Dion verdächtig, als ob er nach der Alleinherrſchaft ſtrebe, ließ ſich aber zu gleicher Zeit mit dem Dionyſius heimlich in Unterhandlungen ein. Auf das Andringen jenes Verräthers mußte Dion unter nachtheiligen Umſtänden eine Schlacht liefern, die er verlor, doch ohne daß der Feind großen Vortheil dadurch erlangt hätte; als aber Heraklides dieſen Unfall benutzen und Syrakus beſetzen wollte, da kam ihm Dion zuvor, indem er mit ſeiner Reiterei in einer Nacht einen Weg von 700 Stadien zurücklegte. Nun verſuchte Heraklides den Sparter Gäſylus den Syrakuſern als Oberfeldherrn aufzudrängen, doch Dion vereitelte dieſen Anſchlag, verzieh aber mehr großmüthig als klug dem Heraklides abermals ſeine Hinterliſt. Endlich gelang es ihm, auch das Schloß zur Übergabe zu zwingen, worin er ſeine Schweſter, ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn fand. Seine Gemahlin, die während ſeiner Verbannung den Timokrates hatte heirathen müſſen, nahm Dion auf Bitten ſeiner Schweſter wieder zu ſich und verzieh ihr die unfreiwillige Untreue. Seinen Sohn Aretäus, der noch im Jünglingsalter ſtand, fand Dion völlig entartet, denn Dionyſius hatte ihn abſichtlich zur Unmäßigkeit im Eſſen und Trinken gewöhnen laſſen. Die ſtrenge Aufſicht, die der Vater verfügte, um ſeinen Sohn wieder zum regelmäßigen Leben anzuhalten, wurde dem Jüngling ſo unerträglich, daß er aus Verdruß ſein Leben durch den Sturz von dem Dach eines Hauſes freiwillig endigte. Nachdem ihm dadurch die Befreiung ſeines Vaterlandes vollſtändig gelungen war, bezeugte er ſich über das Verhältniß ſeines Vermögens freigebig gegen ſeine Freunde und Bundesgenoſſen; er ſelbſt aber lebte, obgleich er ein fürſtliches Vermögen beſaß, ſo einfach und mäßig, wie ein gewöhnlicher Krieger. Dennoch war er bei ſeinen Mitbürgern nicht beliebt, denn ſein Stolz, ſeine Strenge und Rauhheit wandten, ſeiner großen Verdienſte ungeachtet, die Gemüther von ihm ab; auch war er nicht ohne Parteilichkeit gegen ſeine Freunde und Anhänger, die er auf Koſten ſeiner Feinde, deren Güter er einzog, bereicherte. Als er ſich endlich überzeugt hatte, daß die Demokratie keine paſſende Staatsform für Syrakus ſei, ſo ging er damit um, eine ariſtokratiſche Staatsverfaſſung einzuführen, und ſetzte ſich zu dem Zwecke mit einigen Korinthern in Verbindung. Den Heraklides, der ſtets ſeinen Einfluß auf das Volk zu ſchwächen geſucht hatte, ließ er umbringen. Der Tod dieſes dem Volke werthen Mannes ſetzte jeden in Schrecken, und Niemand hielt ſein Leben für ſicher. Um ſich die Soldkrieger treu zu erhalten, ertheilte er ihnen mit verſchwenderiſcher Freigebigkeit die Güter ſeiner Widerſacher; nachdem aber dieſe Quelle ſeiner Gunſtbezeugungen erſchöpft war, mußte er auch ſeine Anhänger berauben, um die Foderungen der Söldner zu befriedigen. Dadurch machte er ſich verhaßt, und ſelbſt das Volk, welches ihn als ſeinen Befreier verehrt hatte, nannte ihn einen Tyrannen, deſſen Untergang es wünſchte. Dieſe Stimmung der Syrakuſer beſchloß der Athener Kalippos[3]), Freund und Waffengefährte Dions, ein treuloſer und hinterliſtiger Mann, zu benutzen, um den Freund zu ſtürzen und ſich der Staatsgewalt zu bemächtigen. Dion, über den Haß ſeiner Mitbürger in Sorgen, durch Gewiſſensbiſſe wegen der Ermordung des Heraklides gequält, und voll Schmerz über den Tod ſeines einzigen Sohnes, war leicht von dem falſchen Freunde zu täuſchen, der ihn überall verleumdete und verhaßt machte, während er ihn ſelbſt zu überreden wußte, er ſtelle ſich nur dem Freund abgeneigt, um deſſen geheime Widerſacher kennen zu lernen. Vergebens warnten ſeine Schweſter und ſeine Gemahlin ihn vor dem Verräther und zwangen dieſen zu einem feierlichen Eide, daß er nichts zum Nachtheile ſeines Freundes unternehmen wolle. Als Kalippos endlich eine große Menge Syrakuſer für die Verſchwörung gewonnen hatte, übertrug er einigen Zakyntiern die Ermordung des Dion. Die Mörder drangen ohne Waffen in ſein Zimmer und wollten ihn erwürgen, da ſie aber damit nicht zum Zwecke kamen, ſo banden ſie ihn an ſein Bett und einer von ihnen erſtach ihn mit einem kurzen Schwerte, welches der Syrakuſer Lyko ihm durch das Fenſter reichte. Nachdem Dion ermordet worden war, verwandelte ſich der Haß der Syrakuſer gegen ihn in Mitleid, und ihm wurde auf Koſten des Staates ein Denkmal errichtet. Er ſtarb 55 Jahre alt und vier Jahre, nachdem er Syrakus der Herrſchaft des Dionys entriſſen hatte. Dions Tod erfolgte in der 106. Olympiade, 353 Jahre vor Chr.[4]).

(*Rauschnick.*)

DIONÄA, ein Beiname der Aphrodite von ihrer Mutter Dione. (*Theocr.* Id. 17, 36; 15, 106; cfr. *Serv.* ad Aen. III, 19).

(*Richter.*)

DIONAEA. Eine von Ellis (in einem Schreiben an Linné 1769, Nov. act. ups. I. p. 98. t. 8 ,dann in einer engliſchen Monographie mit einer Kupfertafel 1770, lateiniſch und teutſch von Schreber 1771) gegründete Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der zehnten Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Hypericeen (nach *Nuttall*, Gen. am. I. p. 278; iſt ſie am nächſten mit dieſer Familie verwandt, namentlich mit der Gattung **Parnassia**, welche nach Don auch zu den Hypericeen gehört; während ſie von den Drosereen, zu denen ſie gewöhnlich geſtellt wird, durch den einfachen Griffel und durch die nicht ſpiralförmige Entwicklung der Blätter und Blüthenſchäfte abweicht). Char. Der Kelch ſtehenbleibend, fünfblättrig, am Rande drüſig; fünf verwelkende, nervenreiche, ſtumpfe, nach Innen gewölbte Corollenblättchen; 10 bis 15 Staubfäden, von denen die innern zuweilen fehlſchlagen und petaloidiſch werden; die Antheren rundlich-vierkantig, in zwei ſeitliche Längsritzen ſich öffnend; der Griffel kurz, cylindriſch; die Narbe gefranzt-gelappt; die einfächerige, häutige, zuletzt verſchrumpfende Kapſel enthält 20 bis 30 ſehr kleine, umgekehrt-kegelförmige, glänzend ſchwarze Samen, vermittelſt feiner Nabelſtränge auf dem ſchwammigen, convexen Grunde befeſtigt. Die einzige bekannte Art (der nordamerikaniſche Botaniker Rafinesque will deren mehre entdeckt haben und in der Folge beſchreiben), **D. Muscipula** *Linn.* (*Mant.*, Houttuye Pflanzenſyſtem VI. S. 497, t. 50 b., *Ventenat* malmais. t. 29, *Lamark* illustr. t. 362, n. 1., *Curtis* bot. mag. t. 785, *Delaunay*, herb. de l'amat. t. 349, die Fliegenfalle der Venus, Venus' flytrap), iſt, in Hinſicht der Reizbarkeit ihrer Blätter, eine der merkwürdigſten Pflanzen. Sie wächſt als ein perennirendes Kraut auf einem ſehr beſchränkten Raume zwiſchen Wilmington und Fayetteville in Nordcarolina und an den Ufern des Santeefluſſes in Südcarolina, in Torfmooren. Die roſenförmig auf dem Boden aufliegenden Blätter kommen aus einer ſchuppigen Zwiebel, welche nach Unten einige Wurzelfaſern hat, hervor, haben einen ſpatelförmigen, geflügelten, glatten Stiel (ungefähr wie die Pomeranzenblätter) und eine kreisförmige, zweilappige, durch eine Gliederung mit dem Stiele verbundne Platte. Dieſe Platte des Blattes, welche am Rande mit langen, ſteifen, gelben Wimpern, auf der Oberfläche mit einer Menge rother Drüschen und mit drei bis vier kurzen, aufrechten, weichen Stacheln beſetzt iſt, klappt bei der leiſeſten Berührung hälftig nach Oben zuſammen, indem ſich dann die Randwimpern kreuzen. Oft werden kleinere Inſecten, beſonders Fliegen, durch die Drüschen der Oberfläche angelockt, in dieſer Klappe gefangen und ſo lange feſtgehalten, bis ſie aufhören, ſich zu bewegen, worauf ſich das Blatt wieder öffnet. Das geſchloſſene Blatt wird leichter zerriſſen als aufgeſchlagen. Nuttall bemerkte, daß ein friſches, abgelöſtes Blatt, dem Sonnenlicht ausgeſetzt, verſchiedene Bewegungen, zuerſt der Randwimpern, machte, um ſich zu öffnen; endlich kam auch die Entfaltung vollkommen zu Stande; nun hörte aber die Reizbarkeit für immer auf. Die Reizbarkeit der Blätter, welche bei der vegetabiliſchen Fliegenfalle am auffallendſten iſt, in geringerm Grade ſich aber auch bei mehren Gewächſen aus der Familie der Droſereen, der Oxaliden, der Mimoſeen u. a. zeigt, iſt eine eigenthümliche Erſcheinung des Pflanzenlebens, welche allerdings zum Theil durch eigenthümlichen Bau bedingt wird, aber keinesweges nach mechaniſchen Geſetzen erklärt werden kann, wie das Aufſpringen vieler Früchte, (z. B. der Balſaminen), oder das Zurückſchnellen der Staubfädenſäule bei Medicago ꝛc.

---

[3] Cornelius Nepos nennt ihn Kallikrates.

[4] *Diodor. Sic.* L. XVI. c. 6, 9, 10, 11, 12, 13, 17, 18, 19, 20, 31. *Plutarch.* Dion. *Corn. Nepos* Vit. Dionis. *Aelian.* IV, 8. VI, 12. VII, 14. IX, 8. XII, 47. Zu vergleichen die Artikel Dionysius der Ältre und der Jüngre.

Der glatte Blüthenſchaft iſt gegen einen halben Fuß hoch und trägt in einer Doldentraube gegen zehn weiße Blumen, welche an Größe und Geſtalt denen der **Parnassia palustris** ähnlich, paarweiſe mit einem lanzettförmigen Stützblättchen verſehen ſind. Der Saft der Pflanze, welche, von ſüßlich-ſtechendem Geſchmack und geruchlos, bei dem Trocknen ſchwarz wird, iſt gelb und etwas klebrig. Die häufig angeſtellten Verſuche, dieſes bewunderungswürdige Geſchöpf in europäiſchen Gärten zu ziehen, ſind bisher nur ſelten und auf kurze Zeit gelungen.

(*A. Sprengel.*)

DIONE, *Διώνη*. 1) Eine Tochter des Okeanos und der Tethys (*Hes.* Theog. 353), oder des Äthers und der Gäa (*Hyg.* Praef.), oder des Uranos und der Gäa (*Apollod.* I, 1, 8), alſo im letztern Fall eine von den Titaniden. Auch die zweite Abſtammung möchte mit der dritten einerlei ſein, da wol Äther und Uranos ein und daſſelbe Princip bezeichnen. Nur die erſte deutet auf das Princip des Feuchten, des Waſſers, dem Urgrund alles Materiellen. Die phöniziſche Theogonie des Sanchuniathon (*Euseb.* Praep. Ev. I, 10) macht ſie zur Tochter des Uranos, der ſie mit Aſtarte und Rhea abſandte, den Kronos zu tödten, der ſie aber zu ſeiner Gattin wählte. Homer (Il. V, 376) ſchildert ſie als eine erhabene Göttin, Bewohnerin des Olympos gleich andern Unſterblichen, die dem Zeus, dem Vater der Götter und Menſchen, die goldgelockte Aphrodite geboren (ſ. auch *Apollod.* I, 3, 1); dieſe, vom Diomedes verwundet, eilt zu ihr in die mütterlichen Arme und empfängt Troſt und Heilung von der Unſterblichen. Bekanntlich iſt nach andern Mythen Venus aus dem Schaume des Meeres, ſomit aus dem Blute des Uranos, geboren, aber dieſe Abſtammung möchte wol von der Angabe Homers nicht ſehr verſchieden ſein, denn auch Dione iſt Symbol des Waſſers und des Uranos Tochter; inſofern aber auch Homer die Liebesgöttin Aphrodite die Schaumgeborne nennt, ſcheint er jene andre Symbolik ebenfalls zu kennen. Allein Dione, als Gemahlin Jupiters und Mutter der Venus, gehört inbeſondre nach Dodona, dem Urſitze der alten Pelasger und, wie Creuzer zu zeigen ſucht, einer alten ägyptiſchen Prieſtercolonie; daher möchte bei jener Ehe wol an ägyptiſche Ideen zu denken und eben daher auch in Kreta (nach *Diod.* V, 72) dieſe Verbindung anerkannt worden ſein, ohne daß man grade, wie Manſo glaubt, an eine jüngre kretiſche Mythe zu denken braucht, da ägyptiſche Elemente auch in dem kretiſchen Religionsſyſteme ſich finden. Daß aber Dione beſonders nach Dodona gehört, dies anzunehmen, bewegen Creuzern mehre Gründe. Wie aus der Stelle der Ilias XVI, 233 erhellt, kannte Homer den Dienſt des dodonäiſchen Zeus ſehr wohl. Achilles betet daſelbſt zum Zeus, dem dodonäiſchen Könige, dem pelasgiſchen, der im froſtigen Haine Dodona's herrſcht, wo die Seller (der Urſtamm der Hellenen nach Creuzer) ſeinem heiligen Dienſte geweihet ſind *). Dieſes Jupiter Gattin war nun Dione. Dem Gotte wurde ein Pflugſtier und der Dione eine Kuh geopfert, wie aus Demoſthenes contra Mid. p. 611 erhellt. Sie waren daher Gottheiten des Anbaues. In dem Lande, wo Dodona lag, floß der Fluß Acheloos und überſchwemmte den Boden auf ähnliche Art, wie der Nil Ägypten. Hierher ſetzte man aber auch die Flüſſe und Seen der Unterwelt. Die hier ſich anſiedelnde ägyptiſche Prieſtercolonie fand alſo, oder wollte Alles ſo finden, wie in ihrer erſten Heimath. Der Landesgott folglich, der dodonäiſche Zeus, war ein Gott des feuchten Elements, der im Feuchten ſich offenbarenden befruchtenden Naturkraft, und ſo war denn ſeine Gattin des Okeanos Tochter, d. h. das feuchte Element ſelbſt, und des Acheloos Schweſter, aber auch des Uranos oder des Äthers Tochter, weil das befruchtende Princip aus den höhern Sphären ſtammt. Es waren alſo Zeus und Dione in Dodona die männliche und weibliche Kraft, durch deren Verbindung alles Leben, aller Wachsthum in der Natur entſteht, und darum iſt denn auch Venus ihre Tochter, denn ebendieſe Naturkraft offenbart ſich als Liebe, als den durch die ganze Natur herrſchenden Trieb zur Vereinigung der Geſchlechter, aber dadurch fallen auch die Begriffe Venus und Dione wieder zuſammen, und daher heißt Aphrodite bei einigen Dichtern auch Dione, z. B. *Bion.* I, 98 und *Ovid.* Am. I, 14, 33. Daraus läßt ſich erklären, warum Servius ad *Virg.* Aen. III, 466 Jupiter und Venus als die alten Orakelgötter von Dodona vorſtellt. Als Tochter der Dione wird Venus die vierte, oder die dritte genannt und jene iſt ebendie, welche den Namen Paſiphaë führt (ſ. d.) und in Kreta und ſonſt als die Reizerin zur Luſt, aber auch als Libitina, alſo als Göttin der Zeugungsluſt und des Todes, erſcheint, ein Begriff, der zu dem Todtenlande, d. h. zu dem Lande, das gleichſam als ein Abbild der Unterwelt angeſehen wurde, wohl paßt. Die in Dodona verehrten Götter waren daher wol keine andre als die ägyptiſchen Oſiris und Iſis, jener, der **Jupiter pluvius**, eins mit dem **Dionysos Chthonios**, dem Hades der Griechen und dem Dis oder Pluto der Römer, Dione aber als Venus Libitina und Iſis eins mit Proſerpina, wie auch ſchon Gronov zu Steph. Byz. vermuthet. Wenn daher des Bakchos Mutter Semele als Göttin auch Thyone genannt wird, ſo ſcheint dieſer letztre Name von Dione nicht verſchieden zu ſein und in der That findet man von Abſchreibern öfters beide Namen verwechſelt. Sehr wahrſcheinlich endlich iſt der Name Dione eine Zuſammenſetzung aus Dia, Diva, Dea und Ione, alſo die Göttin Ione, und dann iſt es in die Augen fallend, daß die römiſche Juno keine andre, und Begriff und Name von der Weſtküſte Griechenlands her nach Italien übergegangen ſei. Man vergleiche hiermit den Begriff der Proſerpina unter Demeter, ſowie die Art. **Dionysos** und daſelbſt die Begriffe Liber und Libera und den Art. **Venus** und den darunter erklärten Beinamen Libitina; desgleichen über den Namen Juno den Art. **Here**.

---

*) Man vergleiche hiermit den Art. Dodona, wo auch von dem angeblichen doppelten Dodona die Rede ſein wird.

2) Eine Tochter des Atlas, Gemahlin des Tantalos und Mutter des Pelops und der Niobe. *Hyg.* f. 9, 82, 83, cfr. Meziriac. ad *Ovid.* T. II. p. 333.

3) Eine Tochter des Nereus, alſo zu den Nereiden gehörig (*Apollod.* I, 2, 7), oder nach Pherekydes (Ausg. von Sturz. S. 115) eine der Hyaden. In beiden Fällen auch eine Göttin der Feuchte, wie die Okeanide Dione. (*Richter.*)

DIONIS (Pierre), geb. zu Paris und in hohem Alter daſelbſt geſtorben den 11. Dec. 1718, Profeſſor der Anatomie und Chirurgie, erſter Chirurg der Königin, der königl. Prinzen und Prinzeſſinnen, gehört zu den berühmteſten franzöſiſchen Chirurgen des 18. Jahrh. Sein nach den ſpäter gemachten Fortſchritten jetzt freilich veralteter: **Traité sur les opérations** war ſeit Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften das erſte gute Buch über dieſen Gegenſtand, und iſt zugleich durch Trefflichkeit der Methode und Reinheit des Styls ausgezeichnet, welcher überhaupt bei ihm ſehr gelobt wird. Mehre ſeiner Werke ſind in viele Sprachen überſetzt worden, ſeine **Anatomie de l'homme suivant la circulation du sang et les nouvelles découvertes** (Par. 1690; beſte Ausgabe mit den Anm. von Devaux Par. 1728.) ſelbſt in die chineſiſche durch den Miſſionair Parrennin. Von ſeinem **Cours d'opérations de chirurgie démontrées au jardin du roi** (überſ. und mit Anmerkungen begleitet von Heiſter) (Augsb. 1712 und 1734.) iſt die beſte franzöſiſche Ausgabe die von Georges de Lafaye mit Anmerkungen und Zuſätzen, zuletzt 1765. Sein **Traité géneral des accouchements** (Par. 1718, überſ. von Timm, Bremen 1745.) iſt aus den Schriften ſeines Verwandten, des berühmten Mauriceau, geſchöpft; er ſelbſt hat einige intereſſante praktiſche Fälle beigefügt. (*H.*)

DIONISI (Giovanni Giacomo), Marcheſe, aus einem vornehmen veroneſiſchen Geſchlechte 1734 entſproſſen, verdankte ſeine erſte Erziehung den Jeſuiten in Bologna. Noch ſehr jung beſtimmte ihn der Papſt Benedict XIV. zum Kanonikus an der Kathedralkirche in Verona, eine Stelle, die er bis an ſein 1808 erfolgtes Ableben bekleidete. Seine beträchtliche Bücherſammlung vermachte der 74jährige Greis dem Domſtifte, dem er, ſowie einer Menge gelehrter Vereine, angehört hatte. Früher feſſelten kirchengeſchichtliche Gegenſtände ſeine Aufmerkſamkeit, ſpäter widmete er ſie faſt ausſchließlich dem Studium des Dante. Zu dem Ende ward ein ausgebreiteter Briefwechſel mit den kenntnißreichſten Zeitgenoſſen unterhalten, ſelbſt Reiſen wurden unternommen, kurz keine Koſten geſcheuet, galt es die Aufhellung irgend eines die Perſon oder den Text ſeines Lieblingsdichters betreffenden Zweifels. Gamba[1]) rechnet es Dioniſi als ein beſondres Verdienſt an, daß dieſe Bemühungen in eine Zeit fallen „**quando intorno a Dante stavassere l'Italia quasi dormigliosa.**“ Weniger günſtig wurde das, was er über Petrarca ſchrieb, aufgenommen, was wol nicht befremden darf, da er des Dichters Liebe zu Laura ohne die Schonung berührt, die ein ſo zartes Verhältniß erfodert[2]). Seine Werke führen folgende Titel: 1) **Della Zecca di Verona, e delle sue antiche Monete trattato** (Bologna 1785. Fol. mit vier

---

1) Galleria di Uomini illustri delle Provincia Austro-Venete nel secolo XVIII. Quaderno XVII. 2) Man vergleiche *da Rio*, Giornale dell' Italiana Letteratura. (Padova 1804.) Tomo VII. p. 49.

Kupfertafeln). Dieſe Schrift iſt aus Zanetti nuova Raccolta delle Monete e Zeche d'Italia Tomo IV. beſonders abgedruckt; 2) Dei Santi Veronesi (Verona 1786.); 3) Censura del comento di Pietro creduto figlio di Dante Alighieri (Ib. 1786. 4.); 4) Abrégé de l'ancienne histoire de Vérone (Ib. 1787.); 5) Serie di Aneddoti nuove e vecchie de' Codici Fiorentini (Ib. 1790. 5 Bde. 4.); 6) De' blandimenti funebri o sia delle acclamazioni sepolcrali christiane (Padova 1794. 4.); 7) Die Prachtausgabe von *Dante's* Divina Commedia (Parma 1796. 3 Foliobde.)[3]; 8) De vicendevoli amori di Messer Francesco Petrarca e di Donna Laura. Nuova edizione, con un carme del Boccaccio e Lettera responsiva del Petrarca (Verona 1804.); 9) Preparazione istorica e critica alla nuova edizione di Dante Alighieri (Ib. 1806. 2 Bde. 4.). (*Graf Henckel von Donnersmark.*)

DIONYCHUS. Eine Käfergattung aus der Familie der Rüſſelkäfer (Curculionites) und der Abtheilung mit langem Rüſſel und gebrochenen Fühlern, welche ſich durch die an der Wurzel weit von einander abſtehenden Vorderbeine und zweikrallige Spitze der Schienen auszeichnet[1]. Schönherr[2] unterſcheidet noch die Gattungen Homalinotus und Solenopus, die aber damit vereinigt bleiben können. Es ſind bis jetzt 15—18 in Braſilien einheimiſche Arten bekannt. (*Germar.*)

DIONYSIA, Name der Bakchosfeſte bei den Griechen, ſ. Dionysos. (*Richter.*)

DIONYSIA war nach Plinius (IV, 12) eine kleine Inſel an der Küſte von Ätolien neben den Echinaden. (*L. Zander.*)

DIONYSIADES. Der stadiasmus maris magni §. 336, 337 führt unter dieſem Namen zwei Inſelchen, welche einen Hafen und Waſſer hätten, dem Vorgebirge Ketia auf der Inſel Kreta gegenüber, an. Dieſe Beſtimmung weiſt auf die äußerſte nordöſtliche Seite von Kreta hin, und es können daher nur die kleinen Inſeln gemeint ſein, welche man jetzt bald Janitſchareninſeln, bald Cosnay, bald Yanis benannt findet. Dieſe Notiz des stadiasmus iſt aber inſonderheit wichtig für eine Stelle im Diodoros (V, 75). Dort heißt es, daß die Kretenſer behaupteten, Dionyſos ſei bei ihnen geboren, und zum Beweis anführten, der Gott habe bei Kreta zwei Inſeln in dem ſogenannten Zwillingsmeerbuſen geſchaffen und ſie nach ſeinem Namen Dionyſiaden genannt. (*L. Zander.*)

Dionysiana aera, ſ. Aera.

DIONYSIOPOLIS, *Διονύσου πόλις* bei Stephanos von Byzantion, 1) eine Stadt in Phrygia salutaris, von den Königen Attalos und Eumenes erbaut, da in der Gegend ein Bildniß des Dionyſos gefunden ward. Nach Plinius (H. N. V, 29) gehörte ſie zu dem Conventus von Apamea. Auch Cicero (Epp. ad Quint. frat. I, 2) nennt den Ort. Aber aus allen dieſen Angaben läßt ſich dennoch die Lage deſſelben nicht genauer beſtimmen.

2) Eine andre Stadt Dionyſiopolis lag am Pontus Euxinus im untern Möſien. Obwol Pomponius Mela die Stadt von dem Hafen Krunö, *Κρουνοί*, unterſcheidet, ſo iſt doch nach allen übrigen Zeugniſſen anzunehmen, daß beide Namen einen Ort bezeichneten, und daß Krunö, d. h. die Quellen, erſt dann Dionyſiopolis genannt wurde, als ein Bild des Dionyſos vom Meere dort angetrieben war. Dieſe Bemerkung findet ſich bei Skymnos von Chios (fragm. v. 4—9), Stephanos, dem Verfaſſer des Periplus ponti Euxini (p. 160 ed. Gron.) und Plinius (H. N. IV, 18). Strabon (lib. VII. p. 319) führt aber noch den Namen *Κρουνοί* auf; dagegen haben das Itinerarium Antonini und Hierokles den Namen Dionyſiopolis. Hierher gehört auch Ovid (trist. I, 10, 37). Plinius ſetzt noch hinzu, daß der Ort am Fluſſe Ziras liege; Skymnos aber und Stephanos behaupten, daß er auch Matiopolis genannt ſei. Er war zu Folge des Periplus nicht allein von Hellenen bewohnt, ſondern hatte auch Einwohner aus der Umgegend, welche die Krobyzen inne hatten. Seine Lage läßt ſich daher nur zwiſchen Tomi und Odeſſos annehmen, ſodaß er etwas nördlich vom jetzigen Varna geſucht werden muß. (*L. Zander.*)

DIONYSIOS von Milet, *Διονύσιος Μιλήσιος*, gehört zu den früheſten Logographen und Geſchichtſchreibern. Älter als Herodot war er noch ein Zeitgenoſſe des Hekatäos, um die 65. Olympiade, unter Darius Hyſtaſpis; und wenn er, wie Suidas angibt, *τὰ μετὰ Δαρεῖον* geſchrieben hat, ſo muß er dieſen Perſerkönig auch überlebt haben; ſ. Suidas unter *Ἑκαταῖος* und *Διονύσιος Μιλήσιος*; Eudokia S. 128[1]. Über ſein Leben iſt nichts Näheres bekannt. Als ſeine Schriften nennt Suidas folgende: *τὰ μετὰ Δαρεῖον* in fünf Büchern, *Περιήγησιν οἰκουμένης* (vielleicht eine Völker- und Städtegeſchichte von geographiſchen Standpunkten aus, die Frucht einer Reiſe), *Περσικά* im ioniſchen Dialekte[2], drei Bücher *Τρωϊκῶν*, *Μυθικά*, *Κύκλον ἱστορικόν* in ſieben Büchern; ſ. Suidas *Διονύσιος Μιλήσιος* und Eudokia a. a. O. Diodor von Sicilien (III. c. 52 und c. 65) berichtet vom Dionyſios (und zwar vom Mileſier, wie ſich weiter unten ergeben wird), daß er die Sagen über Dionyſos und die Amazonen, die Argonautengeſchichte und die Begebenheiten des trojaniſchen Krieges, ſowie vieles andre Mythiſche und Hiſtoriſche aus den älteſten Zeiten zuſammengeſtellt und ſeiner Darſtellung die Gedichte alter Mythologen und Poeten beigefügt habe[3]. Nach dieſen Angaben bei Suidas und

---

[3] Siehe Bibliografia od Elenco ragionato delle opere contenute nella collezione de' Classici Italiani. (Milano 1814.) p. 78.

[1] *Germar*, Col. Spec. nov. p. 313. [2] Genera et spec. Curcul. T. I. P. I. p. 22 und Curcul. dispos. method. p. 264.

[1] Ein jüngrer Dionyſios von Milet iſt der Sophiſt und Rhetor, welcher unter Hadrian lebte; auch ein Arzt kommt unter dem Namen Dionyſios Mileſios vor; ſ. *Meursius*, De Dionysiis; *Fabric.* Bibl. Gr. IV. p. 410. (Harles.) [2] Bei *Cicero*, De divinat. I. c. 23 iſt ſtatt Dionysii — Dinonis Persicis zu ſchreiben. [3] *Heyne*, De fontibus et auctoribus historiarum Diodori etc. Commentatio II. p. 95. not. c. (in den Commentatt. Societ. Gotting. Vol. VII.) will das Diodoriſche *παρατιθεὶς* von

Diodor zerfallen die Schriften des Dionyſios rückſichtlich ihres Inhalts in zwei Claſſen, in mythiſche und in hiſtoriſche. In die mythiſche Claſſe gehören die von Diodor ihm zuerkannten und von Suidas wahrſcheinlich in der allgemeinern Rubrik Μυθικά umfaßten Sagen über Dionyſos und die Amazonen, nebſt der Argonautengeſchichte; in die hiſtoriſche Claſſe: die perſiſche Geſchichte und die Begebenheiten nach Darius' Tode, die Erdbeſchreibung, und die trojaniſchen Geſchichten, von Diodor beſtimmter als Begebenheiten des trojaniſchen Krieges bezeichnet. Indem wir aber die Schriften des Dionyſios ihrem Inhalte nach in mythiſche und hiſtoriſche eintheilen, ſind wir dennoch weit entfernt zu glauben, daß Dionyſios in encyklopädiſcher Manier eigentlich nur zwei Werke, den κύκλος μυθικός und den κύκλος ἱστορικός, oder wie Andre wollen, nur einen κύκλος theils mythiſcher, theils hiſtoriſcher Natur angelegt, und daß er dieſen Werken größern Umfanges die von Suidas und Diodor ihm beigelegten und andre einzelne Schriften als Theile und Unterabtheilungen einverleibt und untergeordnet habe[4]). Wiſſenſchaftliche Pläne und Verſuche dieſer Art und von dieſem Umfange ſind einem Zeitalter, welches noch immer ſehr abhängig iſt von der ihm zunächſt vorausgegangnen epiſch-mythiſchen Vorzeit, einem Zeitalter, in welchem Proſa und Geſchichtſchreibung ſich nur allmälig und ſchüchtern aus der poetiſch-mythiſchen Behandlung des Geſchehenen hervorarbeiten, kurz dem Zeitalter der Logographen und Hiſtoriker durchaus fremd. Wir verweiſen hier nur auf die berühmte Stelle des Dionyſios von Halikarnaſſos, welcher verſichert, „die älteſten Geſchichtſchreiber hätten ſämmtlich ihre Hiſtorie nicht zu verbinden gewußt, ſondern die Begebenheiten eines Volkes oder einer Stadt abgeſondert vorgetragen: Herodotos ſei der erſte, welcher der Geſchichtſchreibung eine höhere Würde gegeben und eine große Menge der verſchiedenſten Thaten, die in Europa und Aſien geſchehen, in einem großen Ganzen zuſammengeordnet habe“[5]). Wenn aber gleichwol in den Schriften der Alten häufig von Kyklen poetiſcher und proſaiſcher Literatur die Rede iſt, welche der nachhomeriſchen Zeit, dem Zeitalter der epiſchen Dichter und früheſten Hiſtoriker, überwieſen werden, ſo darf man nicht vergeſſen, daß ſolche Kyklen als Werke, welche größere Kreiſe von Mythen oder von hiſtoriſchen Begebenheiten, geordnet nach ungefährer Zeitfolge oder ſonſtigen angenommenen Verbindungsprincipien, umfaßten, nicht von einem einzigen Verfaſſer herrühren, ſondern daß es urſprünglich zerſtreute und von einander unabhängige Stücke waren, welche ſpäter wegen Ähnlichkeit des Inhalts und als ſchätzbare Überreſte eines entſchwundnen Zeitalters zu größern Ganzen zuſammengefügt wurden[6]). Nach dieſen Vorerinnerungen können wir nicht annehmen, daß Dionyſios von Milet, einer der älteſten Logographen und Hiſtoriker, ſchon bemüht geweſen ſei, ſeinen ſchriftſtelleriſchen Productionen jene encyklopädiſche Einheit eines mythiſchen und hiſtoriſchen geordneten Ganzen zu geben; wir halten vielmehr dafür, daß die von Suidas und Diodor ihm zuerkannten einzelnen Werke ebenſo viele einzelne in ihrer Entſtehung von einander unabhängige Schriften geweſen ſind, ohne beabſichtigte Zuſammenordnung in ein größeres Ganze. Daß bei Suidas ſelbſt dem Dionyſios Schriften von allgemeinerem Titel, als die μυθικά und der hiſtoriſche κύκλος, beigelegt werden, kann uns in dieſer Anſicht nicht irre machen. Der Titel μυθικά rührt augenſcheinlich nicht vom Dionyſios ſelbſt her, ſondern iſt ſpäter als allgemeinere Bezeichnung für ſeine von Diodor einzeln namhaft gemachten, von Suidas nicht beſonders aufgezählten mythiſchen Werke aufgekommen; und der nirgends weiter als bei Suidas erwähnte κύκλος ἱστορικός, wenn er überhaupt dem Mileſier und nicht vielmehr dem Samier Dionyſios gehört (ſ. unten), ſteht entweder als ſpätrer Titel zu den einzeln aufgeführten hiſtoriſchen Schriften in demſelben Verhältniß, oder war kleinern Umfangs und enthielt ganz andre Geſchichten, als die perſiſchen, die trojaniſchen und die Periegeſis; vielleicht grade das, was ſich wegen Verſchiedenheit des Locals und des Inhalts nicht in jene mythiſchen und hiſtoriſchen Stücke des Logographen aufnehmen ließ. Jedenfalls bliebe für diejenigen, welche aus der Thatſache der Erwähnung des κύκλος ἱστορικός bei dem unkritiſchen Suidas den folgereichen Schluß ziehen für das Vorhandenſein eines theils mythiſchen, theils hiſtoriſchen Univerſalwerkes, noch die Frage zu beantworten übrig: wie dieſer Kyklos, auch wenn er nur die einzelnen hiſtoriſchen Schriften des Dionyſios umfaßt hätte, von Suidas, dem zuverläſſigen Gewährsmanne, nur in ſieben Bücher eingetheilt werden konnte, da doch ſeine Theile, die perſiſche Geſchichte, die Begebenheiten nach Darius' Tode, die τρωϊκά und die περιέγεσις wenigſtens zehn Bücher ausmachen mußten.

Ehe wir uns zur Betrachtung der Fragmente wenden, welche vom Dionyſios bei andern Schriftſtellern ſich erhalten haben, müſſen wir die Einwürfe berückſichtigen, welche neuerdings gegen die Ableitung derſelben von dem alten Mileſier erhoben worden ſind. Früherhin war man nur zu geneigt, alles, was unter dem Namen Dionyſios

---

dem allgemeinern Benutzen des in den Werken alter Mythologen und Dichter vorhandnen Stoffes verſtehen. Wenn dies auch inſofern zugegeben werden kann, als es für eine der Hauptrichtungen der Logographie gehalten werden muß, den Inhalt der alten Poeſien und Mythographien in zuſammenhängende proſaiſche Auszüge zu bringen: ſo zeigt doch der bei Schol. Apollon. III, 530 vom Dionyſios angeführte Hexameter, daß dieſer Logograph die Verſe alter Dichter auch wörtlich citirte.

4) Dieſe unbegründete, nur zu lange feſtgehaltne Anſicht findet ſich bei Heyne im Index scriptorum ab Apollodoro laudatorum unter *Dionysius*, De fontibus Diodori Comment. II. p. 94, und Excurs. I. ad Virgil. Aen. II. Vgl. *Harles* ad Fabric. Bibl. Gr. I. p. 378, 379. Not. qq. u. a.

5) De Thucyd. Judic. VIII. 819 sq. übrigens vgl. Creuzer, Die hiſtoriſche Kunſt der Griechen, 2. und 3. Abſchnitt.

6) Vgl. über die Kyklen *Casaubonus*, De epico Cyclo, zu Athen. VII. c. 5. *Fabric.* Bibl. Gr. I. p. 378 sq. *Heyn.* Excurs. ad Aen. II. *Wolf*, Prolegom. ad Homer. p. 125 sq. *C. G. Müller*, De Cyclo Graecorum epico et poetis Cyclicis. (1829.)

ohne weitre Bezeichnung ſeiner Herkunft aufgeführt wird, dem alten berühmten Mileſier als Eigenthum zuzuerkennen; und Heyne, verleitet durch die theils auf unzureichende Gründe gebaute, theils willkürlich erweiterte Vorſtellung von dem mythiſch-hiſtoriſchen Kyklos, welchen unſer Dionyſios verfaßt haben ſoll, nimmt ſogar an, daß Diodor im dritten und vierten Buche ſeiner hiſtoriſchen Bibliothek vor allen Andern und faſt durchgängig dem alten Mileſier folge. Es war zu erwarten, daß dieſe Anſicht Widerſpruch erfahren würde; denn wer die bunte, contraſtirende und dennoch zu einem hiſtoriſchen Ganzen verarbeitete Mannigfaltigkeit der Erzählungen im dritten und vierten Buche Diodors mit Aufmerkſamkeit und ohne vorgefaßte Meinung betrachtet, der wird zugeben, daß hier nicht der eine Dionyſios, ſondern daß die verſchiedenartigſten Quellen benutzt wurden, und daß, ſo alt auch dieſe Quellen hin und wieder ſein mögen, der Plan des Ganzen und die Anlage dieſes vielfach verwirrten und nur durch ſchriftſtelleriſche Gewaltſtreiche zur hiſtoriſchen Einheit gebrachten Convoluts nicht aus der Zeit der alten einfachen Logographen, ſondern aus einer viel jüngern Periode, wahrſcheinlich aus Diodors Zeitalter ſelbſt, entſprungen iſt. Böckh hat gelegentlich die Meinung ausgeſprochen, daß der Dionyſios, welchem Diodor im dritten und vierten Buche folge, nicht der alte Mileſier, ſondern der jüngre ſamiſche oder rhodiſche ſei; und dieſe Meinung iſt von Mehren mit Vorliebe aufgenommen worden[7]. Dagegen hat Welcker nach dem Vorgange von Voſſius zu erweiſen geſucht, daß der Dionyſios des Diodor und des Scholiaſten zum Apollonios Rhodios der Mitylenäer ſei[8]. Die von Suidas dem Mileſier zuerkannte Erdbeſchreibung gibt er dem libyſchen Dionyſios, die *μυθικά* und *τρωϊκά* dem Mitylenäer, den hiſtoriſchen Kyklos dem Samier, ſodaß alſo für den alten Mileſier nichts übrig bleibt, als *τὰ μετὰ Δαρεῖον* und *Περσικά*, welche beide aber nur ein und daſſelbe Werk in verſchiedner Art der Anführung ſein ſollen. Indem wir nun die Welckerſche Annahme, daß der hiſtoriſche Kyklos dem Samier gehöre, in hohem Grade wahrſcheinlich finden (ſ. unten), erſcheint es uns in demſelben hohen Grad als willkürlich, die Erdbeſchreibung vorzugsweiſe und allein dem Libyer zu geben, da doch Erdbeſchreibungen dieſer Art als etwas im Alterthume ſehr Gewöhnliches unter der großen Anzahl der Schriftſteller, welche den Namen Dionyſios führten, gewiß mehre Verfaſſer gefunden haben, und der alte Mileſier ſchon ebenſo gut ein Werk unter dieſem Titel herausgeben konnte, als der jüngre Libyer und Andre[9]. Noch weniger können wir uns dazu verſtehen, dem Mileſier die von Diodor beſtimmter nach dem Inhalte der einzelnen Stücke bezeichneten, von Suidas unter dem ſpätern allgemeinern Titel angeführten *μυθικά* zu entziehen; und allerdings erkennen wir in dem Dionyſios des Diodor und des Scholiaſten zum Apollonios den alten Mileſier, wie ſogleich gezeigt werden ſoll; nur daß wir ihm bei Diodor nicht mit Heyne'ſcher Freigebigkeit eine ſo große Maſſe von literariſchem Nachlaſſe zugeſtehen, ſondern dieſen Nachlaß auf das Erweisliche beſchränken werden. Übrigens ſieht man nicht ein, warum Welcker grade die Bücher *τὰ μετὰ Δαρεῖον* und *Περσικά* dem beraubten Mileſier überläßt, da dieſe ebenfalls nirgends, außer bei Suidas, erwähnt werden, und der zufällige Umſtand, daß ſie nach willkürlicher Wegnahme der andern Schriften übrig blieben, keinen hinreichenden Grund für ihre Anerkennung als echte Bücher des Mileſiers darbieten konnte.

Der gelehrte und ſehr ſorgfältige Scholiaſt zum Apollonios ertheilt ſeinem Dionyſios ſo oft den Beinamen des Mileſiers (ſ. Schol. I, 1116. III, 200, 242. IV, 223, 228, 1153), daß es als gewaltſam erſcheinen muß, wenn man dieſen ſo häufigen Beinamen durch den nur zweimal erwähnten Mitylenäos (Schol. I, 1290. IV, 177) verdrängen will[10]. Ferner wird in zwei Stellen (Schol. III, 200. IV, 1153) Dionyſios von Milet als Verfaſſer der Argonautika genannt; mithin können auch die Stellen, wo Dionyſios ohne Angabe ſeiner Vaterſtadt in den Argonauticis citirt wird (Schol. II, 207, 1144. IV, 119. — vergl. Schol. I, 256. add. III, 242. IV, 223, 228), von keinem andern, als von dem Mileſier verſtanden werden[11]. Es bleiben noch folgende Stellen übrig, wo blos Dionyſios ſteht: I, 256 — I, 54. II, 904, 965. III, 530; über die erſte derſelben iſt ſchon entſchieden, da ſie mit den obenangeführten II, 1144. IV, 119 völlig übereinſtimmt; und wer wollte die vier letztern dem Mileſier abſprechen, da alle bisher angeführten unwiderſprechlich auf keinen andern als auf ihn ſich bezogen? Nun aber ſtimmt der von Diodor ohne Beinamen citirte Dionyſios in einer hinlänglichen Anzahl von Stellen, welche wir weiter unten bei der anzuſtellenden Vergleichung angeben werden, mit dem Dionyſios des Scholiaſten überein; daher kein Zweifel darüber obwalten kann, daß auch Diodors Dionyſios der alte Mileſier ſei. Wenn dies alles nun hinlänglich für den Dionyſios von Milet ſpricht, ſo ſind auch noch Gründe vorhanden, weshalb der von Welcker herbeigezogne Mitylenäos nicht der in den Scholien zum Apollonios und von Diodor erwähnte Dionyſios ſein kann. Der Dionyſios Mitylenäos wird bei Suidas *ἐποποιός* genannt, und inſonderheit ſeine *μυθικά* waren in Verſen abgefaßt (ſ. Welcker ſelbſt a. a. O.). Diodor aber (III, c. 52, 65) ſagt nichts von der dichteriſchen Thätigkeit ſeines Dionyſios, ſondern nur, daß er die Gedichte alter Mythologen und Poeten angeführt habe (vergl. oben Anm. 3. und Text), und der Ausdruck des Diodor *συντάττειν* zeigt zur Genüge, daß er nur an einen hiſtoriſchen Sammler dachte; dies alles aber ſpricht für Niemanden mehr, als für den Dionyſios aus Milet, für den Logographen eines Zeitalters, welches ſich aus der vorangehenden epiſch-mythiſchen Periode eben erſt entwickelte. Dann erwähnt Suidas vom Dionyſios Mitylenäos die *Ἀθηνᾶς στρατίαν*. Hätte nun wirklich Diodor dieſen Mitylenäer Dionyſios im Auge gehabt, ſo müßte man ſich doch wundern, daß er dieſe *Ἀθηνᾶς στρατίαν* mit Stillſchweigen übergeht, während er von ſeinem Dionyſios, gleichfalls wie Suidas von dem Mitylenäer, ein Werk über Dionyſos erwähnt und überhaupt die einzelnen mythiſchen Schriften ſeines Dionyſios ziemlich genau anzugeben ſcheint, und nur den, wahrſcheinlich aus vielen kleinern Stücken (*ἕτερα πολλὰ*) beſtehenden Nachlaß deſſelben im Allgemeinen bezeichnet. — Was endlich die ſchon von Heyne getadelte und von Welcker als Argument gegen das höhere Alterthum des Diodoriſchen Dionyſios geltend gemachte ſpitzfindige, ſchon ganz Euhemeriſtiſche Methode des Dionyſios anlangt, die alten Fabeln in Geſchichte ſcheinbar zu verwandeln und aus berühmten Menſchen Gottheiten werden zu laſſen[12]), ſo muß man bedenken, daß dieſer Vorwurf nur dann eine weitre Ausdehnung und beſondre Bedeutung bekommt, wenn man, wie Welcker gethan hat, auf die ausgedehnte Vorſtellung Heyne's von dem großen ſchriftſtelleriſchen Nachlaſſe des Dionyſios bei Diodor ohne weitre Prüfung eingeht, dagegen viel von ſeinem Umfang und von ſeiner Kraft verliert, wenn man, wie weiter unten geſchehen ſoll, jenen Nachlaß bei Diodor auf die erweislichen Stücke und Notizen beſchränkt. Wenn nun auch nach geſchehener Beſchränkung in den für den Mileſier übrigbleibenden Stücken und Notizen von jener ſpitzfindigen hiſtoriſirenden Weiſe noch einige Spuren vorkommen (ſ. unten über Krios), ſo ſcheinen grade dieſe für das höhere Alterthum des Diodoriſchen Dionyſios zu ſprechen, da ja das Zeitalter der Logographie und früheſten Geſchichte beim erſten trüben Aufdämmern hiſtoriſcher Kritik, indem man bemüht war, den *λόγον εἰκότα* in den Fabeln aufzuſuchen, am leichteſten in ſolche Fehler verfallen mußte; und es iſt baarer Irrthum, wenn man glaubt, jener verfehlte Pragmatismus habe erſt mit dem 100 Jahre nach Dionyſios von Milet lebenden Euhemeros angefangen, dem wir übrigens hierin gern die unbedingte Meiſterſchaft zugeſtehen wollen[13]).

---

[7] *Böckh*, Explicat. Pind. p. 223. Vgl. *Panofka*, Res Samior. p. 94. *Plehn*, Lesbiac. p. 201. Ottfr. Müller, Prolegom. S. 95, 98. Höck, Kreta. 1. Th. S. 40. *R. Henrichsen*, De carminibus Cypriis p. 91.

[8] S. Welckers Abhandlung: über die Schriften der drei Dionyſios, von Milet, Mitylene und Samos (im Neuen Archiv für Philologie und Pädagogik, Februar 1830. Nr. 9 und 10). Vgl. *Voss*, De histor. Gr. Lib. III.

[9] Auch Hekatäos hatte eine *Περίοδος γῆς* verfaßt (*Strabo* I. p. 13), und etwas ganz Ähnliches iſt ja auch die Küſtenbeſchreibung des Mittelmeeres von Skylax.

[10] Wenn auch Heyne's Umänderung des bei Schol. Apollon. I, 1290 befindlichen *Μιτυληναῖος* in *Μιλήσιος* nicht gradezu gebilligt werden kann, ſo hat ſie doch immer noch mehr für ſich, als das Verfahren Welckers, welcher in den Scholien zum Apollonios dem Mileſier nichts zugeſteht, außer etwa das *πεδίον Νηπήϊον* I, 1116. S. *Heyn.* Index scriptorum ab Apollodoro laudatt. unter Dionysius.

[11] Wenn nun auch dem Dionyſios von Mitylene bei Suidas Argonautika beigelegt werden, ſo kann dies kein Grund ſein, um dem alten Mileſier die Schrift über die Argonauten zu entziehen, da dieſer Gegenſtand ein ſehr beliebtes und von ältern Hiſtorikern und Dichtern häufig behandeltes Thema war, ebenſo wie die Erdbeſchreibungen. Vgl. Bibl. d. alt. Litt. u. K. II, 61 fg.

Wir wenden uns jetzt, mit ſteter Berückſichtigung von Heyne's Abhandlung über die Quellen des Diodor, zu den bei Diodor erhaltnen litterariſchen Überreſten des Dionyſios, wobei wir die vom Scholiaſten des Apollonios mitgetheilten übereinſtimmenden Notizen zugleich beachten wollen. In Rückſicht auf die obenangeführten Stellen (*Diod.* III. c. 52 und 65) gehören dem Inhalte nach dem Mileſier Dionyſios: aus Diodors drittem Buche c. 52—55 über die Amazonen im weſtlichen Libyen, womit übereinſtimmt Schol. *Apollon.* II, 965, welcher ſeine Angabe aus Dionyſios zweitem Buche (der Amazonengeſchichte) entlehnt. — Dagegen läßt es ſich nicht durch genügende Gründe rechtfertigen, wenn man c. 56—61 über die im äußerſten Afrika wohnenden Atlantier und ihre Götter, welche nach Euhemeriſtiſcher Weiſe aus berühmten um ihr Geſchlecht verdienten Menſchen zu Gottheiten geworden ſein ſollen, zugleich über die phrygiſche Kybele, über Marſyas und ſeinen Streit mit Apollo u. a. m. von Diodor ſelbſt als von der griechiſchen nicht ſehr abweichenden Sage der Atlantier und Phryger bezeichnet c. 56. 59. 61 — mit Heyne de font. *Diod.* p. 95. 96 dem alten Mileſier Dionyſios zuertheilt. Denn obſchon die Unterwerfung der Atlantier durch die Amazonen in Dionyſios' Amazonengeſchichte vorkam (*Diod.* c. 54. Schol. Apollon. a. a. O.), ſo zeigt doch die Ausführlichkeit und das mannichfaltige Colorit der Erzählung c. 56—61, ſowie auch Diodors eigne Erklärung (c. 56 Anfang), „er laſſe dieſe Erzählung nur deshalb unmittelbar auf die Amazonengeſchichten folgen, weil in dieſen Erwähnung der Atlantier geſchehen ſei," und das unter ſolchen Umſtänden zu beachtende Schweigen des Scholiaſten zum Apollonios, welcher etwas weiter Entſprechendes über die Atlantier des Dionyſios nicht erwähnt, daß von hier an Diodor ſeinen obigen Führer, den Mileſier, verließ, und aus manichfaltigern jüngern Quellen ſchöpfte; wie er denn nach ſeinem eignen Geſtändniſſe (c. 52, vergl. c. 65) in dieſem Theile der Geſchichte neben den ältern Dichtern und Hiſtorikern auch ſpätre Schriftſteller benutzte. Und ſomit zerfällt auch der Vorwurf der Euhemeriſtiſchen Spitzfindigkeit, welchen man beſonders wegen dieſer dem Mileſier fälſchlich und grundlos zuerkannten Erzählung (c. 56—61) demſelben gemacht hat, in ein leeres Nichts. — Cap. 62 ff. bis zu Ende des Buches über Dionyſos ertheilt Heyne p. 96 ebenfalls dem Mileſier Dionyſios. Aber es iſt nur ſo viel ſicher, daß erſt vom 66. Capitel an Diodor dem Dionyſios, dem Verfaſſer eines Werkes über Dionyſos, im Weſentlichen folgte, aber auch hierbei libyſche Sagen und die mit dieſen übereinſtimmenden Berichte andrer griechiſcher Schriftſteller nicht unbenutzt ließ; ſ. c. 65 am Ende. Unbeſtritten gehört dem Mileſier nur und kam in ſeiner Schrift über Dionyſos vor: Cap. 66

---

12) *Heyne*, De font. Diod. Comment. II. p. 94—96.

13) Auch Hekatäos war in dieſen Fehler verfallen. Er leugnete z. B. die Inſel Erythia außerhalb des Oceans, und machte den Geryon zum Könige des Feſtlandes zwiſchen Ambrakia und Amphilochia, und ließ von da den Herakles die Rinder holen. Ebenſo erklärte er den Kerberos für eine giftige Schlange bei Tänaron. Vergl. meine Schrift: Hercules secundum Graecorum Poetas et Historicos antiquiores etc. p. 35, 36. Creuzer, Die hiſtor. Kunſt der Griechen, S. 88, 135.

die Erzählung vom Linos, dem Erfinder der Rhythmen und Melodien bei den Griechen, der die von Kadmos nach Griechenland gebrachten Buchſtaben der griechiſchen Ausſprache angepaßt und in pelasgiſcher Mundart des erſten Dionyſos Thaten beſungen; ferner von Linos Schülern: Thamyris, Orpheus, Herakles; endlich die Bemerkung über Orpheus, über Homers Lehrer, den Pronapides, und über Thymoites, daß dieſe ſich ebenfalls des pelasgiſchen Dialektes bedient hätten ꝛc.[14]). Ferner war in des Mileſiers Werke über Dionyſos enthalten: Die Sage von Ammon und der Amalthea, mit welcher Ammon den Dionyſos erzeugt, ſowie von der auf einer vom Tritonfluß umgebenen Inſel liegenden Stadt Nyſa, wohin Ammon den neugebornen Bakchos gebracht c. 67; die in der indirecten (von *φησὶ* sc. *Διονύσιος* abhängigen) Rede weiter fortgeführte Beſchreibung jener Inſel c. 68; der Anfang von c. 69 über die Nyſa, welcher Ammon den Bakchos zur Erziehung übergab, und deren Vater Ariſtäos, welchen er zum Aufſeher beſtellte, ſowie über Dionyſos' Verbindung mit der Athene Tritonis. Aber die in dieſes Capitel von Diodor aufgenommene ſpecielle Erzählung von der Athene, aus welcher auch kein Schluß zu machen iſt auf den Mitylenäer Dionyſios, den Verfaſſer der *Ἀϑηνᾶς στρατία*, rührt ſicherlich nicht vom alten Mileſier her; wahrſcheinlicher das Ende des Capitels, in welchem Diodor zu dem in Nyſa auferzogenen Bakchos zurückkehrt. Endlich die Geſchichte über Dionyſos von c 70 an bis zum Ende des dritten Buches vom alten Mileſier abzuleiten, dazu bietet der Contert keinen ſchicklichen Grund dar; Diodor ſelbſt bezeichnet ſie im Anfang und am Ende des 73. Cap. als libyſche Sagen und führt ſie fortwährend ein durch die allgemeinern Ausdrücke *λέγεται, μυϑολογοῦσι, φασί*.

Im vierten Buche folgt nach Heyne's Anſicht (p. 97) Diodor dem Dionyſios in der Darſtellung der griechiſchen Mythen, als in den Sagen vom Dionyſos, vom Herakles, von der Argonautenfahrt, vom Jaſon und von der Medea, von den Herakleiden bis zu Hyllos' Tode, vom Theſeus, und in den angehängten thebaniſchen Geſchichten; alſo vom Anfange des Buches bis zu c. 67. Auch dieſer größere literariſche Nachlaß, welchen Heyne, der einmal adoptirten ausgedehnten Vorſtellung vom Kyklos zu Liebe, dem Dionyſios zuerkennt, obſchon er p. 98 einige aus andern Quellen herrührende Ausnahmen geſtattet, muß um eine bedeutende Summe von Abſchnitten verkürzt werden. Im Allgemeinen bemerken wir, daß ſowol die mannichfaltige künſtlich erzwungne Zuſammenordnung der erzählten Facta als auch Diodors eigne Vorerinnerungen (IV, c. 1.) zur Genüge beweiſen, daß Diodor obſchon von alten, doch ſehr verſchiednen und in vielfachem Widerſpruche mit einander begriffnen Autoren dieſe Geſchichten entlehnte, und daß Dionyſios nicht durchgehends ſeine vorzüglichere Quelle geweſen ſein kann. Erſtens in der Geſchichte des Dionyſos c. 2—5., welche dem Abſchnitt im dritten Buche c. 62—65 ſehr ähnlich iſt, kann Diodor dem Dionyſios nur ſehr theilweis gefolgt ſein. Die hier erzählten Facta ſind ſchlecht verbunden, die hiſtoriſchen Sprünge in dieſer Darſtellung ſehr häufig. Diodor ſchöpfte aus ſehr verſchiedenartigen Quellen, deren Vereinigung ihm nicht geglückt iſt. Nur was über Nyſa, den Erziehungsort des Bakchos, und was über deſſen Zug nach Indien erwähnt wird, kann mit einiger Sicherheit dem Mileſier überwieſen werden; vergl. oben und **Schol.** *Apollon.* II, 904. Die Einſchiebſel über Priapos und die Muſen c. 6 und 7 rühren auf keinen Fall vom Dionyſios her. Wie aber Heyne in der Heraklesgeſchichte c. 8—39, deren Vollſtändigkeit[15]) und planmäßig erzwungne Zuſammenſtellung nur zu ſehr ein ſpätres, ſammelndes und aus den verſchiedenartigſten Quellen ſchöpfendes, Zeitalter verräth, die Grundlage des Ganzen vom alten Dionyſios ableiten konnte, wäre wahrlich nicht zu begreifen, wenn es nicht die tägliche Erfahrung lehrte, wie oft die Gelehrten einer einmal aufgenommenen Meinung zu Liebe alle aus der Anſchauung des Wirklichen entſpringende Überzeugung aufopfern. Die nähere Prüfung der Heraklesgeſchichte bei Diodor müſſen wir unſern Leſern überlaſſen, und wir bemerken nur noch, daß, wenn ſich der alte Dionyſios ſo ausführlich über Herakles verbreitet hätte, dies jedenfalls in einer beſondern dem Helden gewidmeten Schrift geſchehen wäre; zu welcher Annahme aber die Anführungen ſeiner Schriften bei Diodor III, c. 52. 65 und bei Suidas nicht berechtigen; obgleich dem Herakles in der Argonautengeſchichte des Dionyſios eine vorzügliche Rolle zugetheilt war; ſ weiter unten. Nicht einmal der von Diodor IV, c. 16 beſchriebene Kampf des Herakles mit den Amazonen kann aus dem alten Dionyſios entlehnt ſein, da hier die Amazonen am Thermodonfluſſe wohnen (vergl. c. 28), während ſie der alte Logograph in Libyen fand; ſ. oben. Daß aber die c. 25 eingeſtreuten Notizen über Orpheus, welcher ſich den Argonauten anſchloß, beim Dionyſios (in deſſen Argonautika) vorkamen, läßt ſich mehr vermuthen, als beſtimmt nachweiſen; vergl. oben *Diodor.* III, c. 66 weiter unten IV, 41. 48. — In der Argonautengeſchichte Diodors IV, 40—56 mag allerdings der alte Dionyſios ſein vorzüglichſter Führer geweſen ſein. Denn nicht nur, daß Dionyſios Schrift über die Argonauten Diodor in den obenangeführten Stellen (III, c. 52 und 65) namhaft macht, ſo läßt die in dieſem Abſchnitte ſo häufige Übereinſtimmung Diodors mit dem Scholiaſten zum Apollonios keinen Zweifel übrig, daß Diodor ſeinen Vorſatz, dem Dionyſios zu folgen, grade hier am meiſten zur Ausführung gebracht habe. So ſtimmt mit Diodors Relation c. 43 und 44 über die vom Herakles befreiten Söhne des Phineus überein Dionyſios in ſeiner Argonautengeſchichte bei **Schol.** *Apollon.* II, 207; nur daß dort Herakles den Phineus im offnen Kampfe, hier denſelben mit einem Fußtritte tödtet, u. a. m. Ferner ſind vollkommen einſtimmig Diodor c. 45, c. 46 (Anfang) und der Scholiaſt zu III, 200, welcher hierzu den Dionyſios Mileſios im erſten Buche ſeiner Argonautika citirt: über Helios' Söhne, den Perſeus und Aietes; über Perſeus' jagdliebende, giftmiſcheriſche Tochter Hekate, die ihren eignen Vater mit Giſt umbringt, ſich darauf an den Aietes verheirathet und von ihm die Kirke und Medeia gebiert, welche beide eine bewundernswürdige Einſicht in die Naturkräfte und eine ausgezeichnete Geſchicklichkeit in der Anwendung der *φάρμακα* beſaßen[16]. Bei Diodor c. 45 wird auch ein Sohn des Aietes und der Hekate Aigialeus erwähnt; dagegen nach Schol. *Apollon.* III, 242 gab Dionyſios von Milet den von Apollonios V. 241 namhaft gemachten Abſyrtos für den Sohn dieſer Ältern und für den Bruder der Medeia und Kirke aus. Auch der ſpeciell von der Medeia und ihrer Bekanntſchaft mit den Argonauten handelnde Abſchnitt in dem noch übrigen Theile des 46. Capitels bei Diodor iſt ſeinem Inhalte nach vom Dionyſios abzuleiten; vergl. c. 48, 50—52. Die Übereinſtimmung findet ſich ferner bei Diodor c. 47 (gegen das Ende) mit Schol. *Apollon.* II, 1144. IV, 119. I, 256 in der ſpitzfindigen hiſtoriſirenden Auslegung der Fabel vom *Κριός* (dem Widder des Phrixos und der Helle), welchen *Κριός* Dionyſios in ſeiner Argonautengeſchichte[17], und zwar nach Schol. I, 256 im zweiten Buche derſelben, für den Erzieher des Phrixos erklärte, der, als er die Nachſtellungen der Ino bemerkt, ſeinem Zöglinge den Rath zur Flucht gegeben, ihn auch zu Schiffe nach Kolchis begleitet habe; woher die Sage, Phrixos ſei durch einen Widder gerettet worden[18]. Auch den Inhalt von c. 48 entlehnte Diodor größtentheils aus Dionyſios. Dies zeigt der Zuſammenhang mit dem Obigen, und die mit Schol. *Apollon.* IV, 223. 228 übereinſtimmenden Notizen, wo Dionyſios von Milet berichtet, daß Aietes im Kampfe den Iphis (bei Diodor Iphitos), den Sohn des Sthenelos und Bruder des Euryſtheus erlegte, und wie die Kolchier in die Flucht geſchlagen wurden. Was bei Diodor c. 50—52 und Anfang c. 53 über die Zauberkünſte der Medeia und die meuchelmörderiſche Überliſtung des theſſaliſchen Königs Pelias und über die Eroberung ſeiner Stadt durch die Argonauten erzählt wird, läßt mit ziemlicher Gewißheit vermuthen, daß auch hierin Diodor den Dionyſios zum Führer hatte. Derſelbe Dionyſios von Milet hatte nach Schol. *Apollon.* IV, 1153 die Argonauten auf dem Rückweg über Byzanz geführt, und in dieſer Stadt den Jaſon ſeine eheliche Verbindung mit der Medeia vollziehen laſſen; bei Diodor wird dieſe Hochzeit zwar nicht erwähnt, wohl aber das Anlanden in Byzanz unter König Byzas und die Errichtung von Altären ꝛc. c. 49. Aber der übrige Theil der Geſchichte vom Jaſon und der Medeia, und die Verbindung der letztern mit Herakles bei Diodor c. 54. 55, ſo wie der Schluß in der Argonautengeſchichte Diodors ſcheinen größtentheils aus andern mannichfach verſchiedenen Quellen herbeigezogen zu ſein. Sicherlich aber hatte Dionyſios von Milet den Herakles den Argonauten zugeſellt, wenn er ihn auch nicht zum Anführer der Kolchisfahrer machte[19]; ſ. *Diodor.* IV. c. 40—44; und ſo mochte wol auch die Erzählung vom Herakles und der Heſione, vom Laomedon und Priamos c. 49, und das von Herakles unter den Argonauten geſtiftete Bündniß und die Einſetzung der olympiſchen Spiele durch ebendenſelben c. 53 in der Argonautengeſchichte des alten Logographen vorkommen. Endlich beziehen ſich ohne Zweifel auf die Argonautengeſchichte des Mileſiers auch die noch übrigen Citate beim Scholiaſten zum Apollonios I, 54. 1116 und III, 530; über das letztre vergl. oben Anm. 3. — Was nun Cap. 57 und 58 über die Herakleiden bis zu Hyllos' Tode berichtet wird, hat Diodor viel wahrſcheinlicher von dem Ephoros als von dem Mileſier Dionyſios entlehnt (ſ. *Diodor.* IV. c. 1). Ebenſowenig laſſen ſich in Diodors Geſchichte vom Theſeus c. 59—63, und in den darauf folgenden thebaniſchen Geſchichten c. 64—67, und in dem letzten Theile des vierten Buches (c. 67—85), welchen Heyne (p. 99) gleichfalls dem Dionyſios zuerkennt, wahrſcheinliche Spuren dieſer alten Autorität ausfindig machen. — Auch iſt kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß Diodor in dem, was er im fünften Buche c. 47—49 über die Inſel Samothrake mittheilt, den alten Mileſier, etwa deſſen Periegeſis, benutzt habe, da er dieſe Periegeſis nirgends namhaft macht; und ebenſo unbegründet iſt in Diodors eilften Buch in der Perſergeſchichte, wo Kteſias ſein Hauptführer war, die auch nur theilweis von Heyne zugeſtandne Berückſichtigung der Schrift *τὰ μετὰ Δαρεῖον*, welche Suidas dem Mileſier beilegt[20].

---

[14]) Man darf hier wegen der hiſtoriſchen Fehler und Anachronismen nicht zu ſchwierig ſein. Vgl. *Wessel.* ad Diodor. c. 66.

[15]) Unter andern werden ſchon alle zwölf Arbeiten des Herakles nach einander aufgezählt und behandelt.

Was nun endlich den hin und wieder citirten Dionyſios *κυκλογράφος* anlangt, unter welchem Heyne (p. 94) den bei Suidas, ſonſt nirgends weiter, als Verfaſſer des hiſtoriſchen Kyklos citirten Mileſier verſteht, dem er auch, jedoch ohne irgend eine uns bekannte Autorität, den Namen Cyclicus ertheilt, ſo reicht dieſes Zeugniß des Suidas, ſelbſt wenn man die Richtigkeit des Citats zugeben wollte, nicht hin, um den Kyklographen und den Verfaſſer jenes *κύκλος ἱστορικὸς* für eine und dieſelbe Perſon zu halten. Denn nach Suidas hatte des Mileſiers hiſtoriſcher Kyklos nur ſieben Bücher; aber der Scholiaſt zu *Eurip.* Phoen. 1123 citirt einen Dionyſios im eilften Buche *τοῦ Κύκλου.* Alle für die Benennung *κυκλογράφος* zu berückſichtigende Zeugniſſe ſprechen vielmehr für den Samier, welcher bei Suidas und Eudokia S. 129 zugleich Rhodier heißt, weil er ein Prieſter des Sonnentempels auf Rhodos war. Von dieſem Dionyſios Samios wird nemlich bei *Athen.* XI. p. 477 D. und p. 481 E. eine Schrift erwähnt, *περὶ τοῦ Κύκλου.* Und dieſer ſamiſche Dionyſios, deſſen Zeitalter nicht weiter bekannt, jedoch nicht in ein zu frühes Alterthum zu ſetzen iſt[21]), iſt es auch höchſt wahrſcheinlich, auf welchen ſich nicht nur das obenerwähnte Scholion zum Euripides, ſondern auch die Citate bei Schol. *Pindar.* Isthm. IV, 104 *ἐν πρώτῳ κύκλων* und bei *Clem. Alex.* Protrept. p. 30 (42) *ἐν τῷ πέμπτῳ μέρει τοῦ κύκλου*[22]) beziehen. Demnach kann man mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß der hin und wieder als *κυκλογράφος* bezeichnete Dionyſios (Schol. *Eurip.* Orest. 998. *Tzetz.* ad Hesiod. op. prooem. p. 3 und derſelbe in Chil. XII, 184 ff., in welcher letztern Stelle der Kyklograph irriger Weiſe mit dem Diodoriſchen Dionyſios verwechſelt wird) der Samier ſei; welchen ich auch in dem bei Schol. *Eurip.* Phoen. 674. Schol. Vulg. ad *Hom.* Od. *μ*, 85. vergl. *Tzetz.* ad Lycophr. 45. und bei Schol. *Pind.* Pyth. I, 109, vergl. *Tzetz.* ad Lycophr. 911 citirten Dionyſios erkenne. — Vergl. Welckers Abhandlung und *C. G. Müller*, De Cyclo Graecorum epico et poetis Cyclicis p. 19 sqq. (*A. Vogel.*)

---

[16] Fälſchlich nennt Welcker dieſe Erklärung Euhemeriſtiſch, und will in der Namensdeutung der Hekate (bei Schol. Apoll. a. a. O. *περὶ τὰς καλουμένας Ἑκὰς διατρίβουσαν*) die alexandriniſche Zeit erkennen. Allein dieſe Namensdeutung iſt, wie mehres andre in dieſem Scholion, ein nicht vom Dionyſios herrührendes Einſchiebſel, ebenſo wenig als das kurz vorhergehende *Οἱ δὲ* (im Gegenſatze zu Dionyſios) *ἐκ νύμφης τινὸς* u. ſ. w., mit welchem es zu verbinden iſt. [17] Schol. *Apollon.* II, 1144 citirt den Dionyſios *ἐν τοῖς Ἀργοναύταις* (vgl. Schol. II, 207 und bei *Diodor.* III. c. 52, 65); Schol. IV, 119: *ἐν τοῖς Ἀργοναυτικοῖς* (vgl. Schol. III, 200. IV, 1153). Der gleiche Inhalt beider Stellen zeigt, daß es ein und daſſelbe Werk in verſchiedner Art der Anführung iſt. [18] Vgl. oben Anm. 13 u. Text. Dieſe Erklärung vom Krios wird bei Schol. *Apoll.* IV, 177, worauf ſich Welckers Anſicht vorzüglich ſtützt, dem Dionyſios Mitylenäos zugeſchrieben. Allein drei Stellen deſſelben Scholiaſten (ſ. Text) ſprechen für Dionyſios von Milet, und nach allem, was wir bereits von dieſem wiſſen, kann es auch kein andrer ſein; daher iſt nichts gewagt, wenn man hier *Μιτυληναῖος* in *Μιλήσιος* umändert. Übrigens kann der größere Theil des 47. Capitels bei Diodor nicht von dem Mileſier herrühren.

[19] Immerhin mag man in dem von Apollodor I. 9, 19 erwähnten Dionyſios, welcher den Herakles zum Anführer der Argonauten macht, den von Schol. *Apollon.* I, 1290 citirten Dionyſios Mitylenäos feſthalten (vgl. oben Anm. 10), obgleich der zufällige Umſtand, daß Apollodor den Dionyſios zuletzt von den angeführten Schriftſtellern über die Argonauten, ſelbſt nach dem Demaratos nennt (ſ. Welcker), gegen das höhere Alterthum des Apollodoriſchen Dionyſios nichts entſcheidet. Der Scholiaſt zum Apollonios ſetzt den Dionyſios wieder vor den Demaratos. [20] Vgl. *Heyne*, De font. Diod. Comment. II. p. 102. Comment. III. p. 110.

DIONYSIOS der Ältere, ein Sohn des Hermokrates, eines unbemittelten Bürgers zu Syrakus, nahm in ſeiner Jugend Kriegsdienſte und focht mit Auszeichnung in einem Feldzuge gegen die Karthager. Als im J. 407 v. Ch. G. der verbannte Feldherr Hermokrates mit Gewalt in Syrakus eindringen wollte, gehörte auch Dionys zu ſeinen Anhängern und mußte für todt ausgegeben werden, um der Verbannung zu entgehen. Nachdem darauf das den Syrakuſern bundesverwandte Agrigent von den Karthagern erobert wurde und ganz Sicilien darüber in Schrecken gerieth, klagte Dionyſios die Feldherren der Syrakuſer des Verraths an und foderte ihre Beſtrafung. Zwar wurde er deshalb von den Staatsregenten als ein Ruheſtörer verurtheilt, doch Philiſtus, ein reicher Bürger, bezahlte die Strafe für ihn und munterte ihn auf, ſeine Anklage zu wiederholen. Dadurch ermuthigt fuhr er fort das Volk aufzuwiegeln, und brachte es dahin, daß die Feldherren abgeſetzt und neue gewählt wurden, unter denen auch er war. In ſeiner neuen Würde machte er ſeine Amtsgenoſſen bei dem Volke verdächtig, und als dadurch das Vertrauen zu ihm geſtiegen war, ſo gab er der Volksverſammlung den Rath, alle Verbannten zurückzurufen und ſich ihrer in dem Kriege gegen die Karthager zu bedienen, da es unklug ſei, fremde Soldkrieger mit großen Koſten zu werben und eingeborne Bürger zwecklos in der Fremde umher irren zu laſſen. Sein Vorſchlag wurde angenommen und er hatte ſich dadurch eine bedeutende Partei gewonnen, die aus Dankbarkeit ſtets in ſeine Abſichten einging. Grade als er dieſes durchgeſetzt hatte, baten die Gelaer um eine Verſtärkung ihres Hülfsheeres gegen die Karthager. Dionyſios wurde mit 2000 Mann Fußvolk und 400 Reitern dahin abgeſendet. Die ſchon früher daſelbſt befindlichen Syrakuſer ſtanden unter dem Befehle des Dexippus, eines Lacedämoniers, deſſen Krieger ſchon ſeit langer Zeit keinen Sold erhalten hatten. Als Dionyſios nach Gela kam, war das Volk mit den reichen Bürgern in Streit gerathen. Dionyſios ſchlug ſich auf die Seite des Volks, ließ die Vornehmen als Verräther anklagen und hinrichten, und nahm ihr Vermögen in Beſchlag, von welchem er den Kriegern des Dexippus den ſchuldigen Sold bezahlte, den ſeinigen aber die Löhnung verdoppelte. Er ſicherte ſich dadurch die Anhänglichkeit der Krieger, und das Volk zu Gela foderte von den Syrakuſern Belohnungen und Ehrenbezeugungen für ihn. Nun kehrte er nach Syrakus zurück, klagte ſeine Mitfeldherren der Verrätherei an, ſetzte zugleich das Volk wegen des bevorſtehenden Krieges gegen Karthago in eine große Furcht und brachte es mit Hülfe ſeiner Partei dahin, daß er zum unumſchränkten Feldherrn ernannt wurde. Durch das Vorgeben, daß ſeine Feinde ihm nach dem Leben ſtellten, bewirkte er die Erlaubniß, ſich eine Leibwache zu halten, wozu er kühne, doch arme Leute wählte, die er durch hohen Sold und prächtige Waffen ſich ergeben machte. Dann beſetzte er alle Befehlshaberſtellen mit Perſonen, auf deren Treue er ſich verlaſſen konnte. Den Dexippus und die Soldkrieger aus Gela entließ er, dagegen berief er alle Verbannten und ihrer Zügelloſigkeit wegen in Strafe verfallne Perſonen zu ſich, führte dann das Heer in die Nähe von Syrakus und erklärte ſich zum unumſchränkten Herrſcher des Staats. Um ſein Anſehen noch feſter zu begründen, vermählte er ſich mit einer Tochter des berühmten Feldherrn Hermokrates; als dieſe aber ſpäter in einem Auflaufe gemißhandelt und entehrt wurde und ſich deshalb ſelbſt entleibte, vermählte er ſich mit Ariſtomache, des vornehmſten und reichſten Syrakuſers Tochter, einer Schweſter des Dion. An demſelben Tage nahm er noch eine zweite Gemahlin, Doris aus Lokri. Gleich nach Annahme der Alleinherrſchaft ließ er einige der mächtigſten Syrakuſer, die ihm abgeneigt waren, hinrichten, darauf rüſtete er ein großes Heer und eine Flotte, und eilte damit dem von den Karthagern bedrängten

---

[21]) Welcker findet es wahrſcheinlicher, daß er im zweiten Jahrhundert, als daß er früher gelebt habe.

[22]) Daß dieſe Schrift des ſamiſchen Dionyſios bald *περὶ τοῦ Κύκλου*, bald *Κύκλος*, bald auch *Κύκλοι* citirt wird, darf nicht befremden. Vgl. Welcker und oben Anm. 17. Sokrates (Hist. Eccl. III. c. 23) und aus ihm Nikephoros ertheilen dieſem Kyklos die Benennung *στέφανος*.

Gela zu Hülfe; er wurde aber geſchlagen, mußte ſich nach Gela zurückziehen und zwang die Einwohner dieſer Stadt und die von Camarina, mit ihren Weibern und Kindern auszuwandern und ſich nach Syrakus zu begeben. Dadurch machte er ſich in ganz Sicilien und auch bei dem Heere verhaßt. Die italiſchen Krieger verließen ihn, die ſyrakuſiſchen Reiter gleichfalls und in Syrakus ſelbſt wurde ſein Haus geplündert und ſeine Gemahlin gemishandelt. Er ſammelte aber die ihm treu gebliebenen Krieger, zog damit ſchnell nach Syrakus, ließ alle ihm abgeneigte Bürger umbringen, oder aus der Stadt vertreiben, nahm dann die feſte Stadt Ätna, darauf Naxus, Catana und Enna ein und ſchloß mit den Karthagern Frieden, in welchem die Sikaner, Selinunter, Agrigenter Himeräer den Karthagern unterworfen, die Leontiner, Meſſenier und Siculer unabhängig blieben, Dionyſios aber die Herrſchaft über Syrakus behielt. Um ſeine Herrſchaft über Syrakus zu ſichern, umgab er die Inſel, den feſteſten Theil der Stadt, mit einer hohen Mauer, erbaute ein feſtes Schloß und befeſtigte auch den Hafen. Seinen Anhängern ſchenkte er Häuſer und Landgüter, auf der Inſel aber ließ er nur ſeine Freunde und Krieger, auf deren Treue er rechnen konnte, wohnen. Darauf unternahm er einen Kriegszug gegen die Siculer, als er aber Herbeſſus belagerte, empörte ſich das Heer gegen ihn, und er mußte, um ſein Leben zu retten, nach Syrakus fliehen. Die Empörer verbündeten ſich mit den Meſſeniern und Rhegiern. Dionyſios verzweifelte unter dieſen Umſtänden an der Behauptung der Herrſchaft und ſtand im Begriffe, ſich ſelbſt zu entleiben. Seine Freunde riethen ihm zur Flucht nach Campanien, nur Philiſtus ermahnte ihn zur Ausdauer, und ihm folgte er. Er erbot ſich ſcheinbar zur Niederlegung der Herrſchaft unter dem Beding eines freien Abzugs. Heimlich ſandte er aber zu den Campaniern und bewog ſie durch große Verſprechungen zu ſeinem Entſatze herbeizueilen. Die Syrakuſer, die ihn ſchon überwunden glaubten, entließen einen Theil ihrer Krieger, entzweiten ſich durch Streitigkeiten und verabſäumten die nöthige Vorſicht. Nun kamen die Campanier an, Dionyſios überfiel mit ſeinen Getreuen die Syrakuſer und ſetzte ſich durch ſeine Entſchloſſenheit ſchnell wieder in den Beſitz der Herrſchaft. Er übte dieſes Mal viele Milde, um ſich das verlorne Zutrauen wieder zu erwerben. Als er ſich wieder im Beſitz und der Herrſchaft ſah, unternahm er einen Kriegszug, um die benachbarten Städte zu unterwerfen. Leontini griff er vergebens an, da es ihm an Belagerungswerkzeugen fehlte, dagegen eroberte er Ätna, zerſtörte Naxus und Catana und dadurch geſchreckt unterwarfen ſich auch die Leontiner. Nach mehren kriegeriſchen Unternehmungen von wenigem Belange ſchloß er endlich im J. 397 Frieden mit den Meſſeniern und den Rhegiern. Nun rüſtete er ſich aber zu einem Kampfe gegen Karthago und bot alle ſeine Kräfte auf, um in dem Kampfe mit dieſem mächtigen Staate den Sieg zu erringen. Er ließ zu dem Ende Schiffe mit fünf Ruderbänken erbauen, was bis dahin unerhört war, dann erfand er auch die Katapulten. Er hatte zum Erbaue dieſer Kriegsmaſchinen eine große Menge Künſtler in Syrakus verſammelt, die er königlich belohnte. Seine Streitmacht war ſo furchtbar, daß die meiſten den Karthagern bundesverwandten oder unterworfnen Städte und Volksſtämme Siciliens von ihnen abfielen und ſich dem Dionyſios ergaben; nur die Einwohner von Moteja blieben, ungeſchreckt von ſeiner Macht, den Karthagern treu. Dieſe reiche und durch ihre Lage auf einer Inſel äußerſt feſte Stadt war ein Hauptziel des Feldzuges des Dionyſios, der alle Künſte des Krieges aufbot, um den wichtigen Platz zu erobern, was ihm bei der heldenmüthigen Vertheidigung der Einwohner erſt nach einer langen Belagerung gelang. Im folgenden Jahre 394 erſchien endlich der karthagiſche Feldherr Imilko mit 300,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern auf Sicilien, und ihm folgte eine Flotte von 400 Schiffen unter Mago's Befehl. Dionyſios, der eben Egeſta belagerte, getraute ſich nicht im offnen Felde dieſem furchtbaren Heere die Spitze zu bieten, ſondern zog ſich, nachdem er das Land auf ſeinem Wege überall verheert hatte, nach Syrakus zurück. Seine Flotte wurde geſchlagen, Imilko eroberte Moteja und Meſſina zurück, die abgefallnen Städte unterwarfen ſich ihm wieder und bald belagerte er Syrakus zu Waſſer und zu Lande. Dionyſios gerieth in eine verzweiflungsvolle Lage, denn ſeine Streitkraft war der des Gegners nicht gewachſen, täglich fielen Bundesgenoſſen von ihm ab, und die Syrakuſer, von Theodoros und andern Volksrednern aufgeregt und misvergnügt über den unglücklichen Ausfall des Krieges, foderte mit Ungeſtüm ihren Freiheit zurück. In dieſen ſchwierigen Verhältniſſen zeigte der Tyrann eine große Beſonnenheit; er bat die Sparter und Korinther um Beiſtand, beruhigte die aufſäßigen Bürger durch Herablaſſung und Mäßigung, brachte die einflußreichſten durch Geſchenke auf ſeine Seite, und nachdem er ſo die Ruhe im Innern hergeſtellt, vertheidigte er die belagerte Stadt mit dem glücklichſten Erfolge. Das ungeheuere Belagerungsheer ſtand auf einem engen Raume zuſammengedrängt, die heiße Jahreszeit erzeugte eine peſtartige Krankheit, die Tauſende dahin raffte, und als der Feind dadurch geſchwächt und entmuthigt war, griff Dionyſios ihn unvermuthet zu Lande an und während ſein Feldherr Leptines die karthagiſche Flotte zu Grunde richtete, ſchlug er das Landheer, nahm deſſen Verſchanzungen ein und trieb den Imilko ſo in die Enge, daß derſelbe den freien Abzug mit 300 Talenten erkaufen mußte. Die Karthager verloren 150,000 Mann bei dieſer Belagerung, und wären völlig aufgerieben worden, wenn Dionyſios ſie nicht abſichtlich geſchont hätte, um durch ſie die Syrakuſer in Furcht und ſich unterwürfig zu erhalten. Nach dieſem Siege befriedigte Dionyſios die Soldkrieger, die wegen des rückſtändigen Soldes einen Aufruhr erregten, durch Landaustheilungen in Leontini, dann errichtete er ein neues Heer und bekriegte damit mehre ſiciliſche Städte. Meſſina bevölkerte er aufs Neue, bei der Belagerung von Turomenium wurde er aber verwundet und mußte ſich mit Verluſt zurückziehen; auch Rhegium griff er zweimal vergeblich an. Dagegen beſiegte er 391 das Karthager-Heer unter Mago's Befehl. Es könnte Verwunderung erregen, daß Dionyſios bei ſeiner überwiegenden Macht und bei ſeinen großen kriegeriſchen Talenten ſich nicht zum Herrn von ganz Sicilien machen konnte; allein der Haß der freien Städte gegen die Willkürherrſchaft war ſo groß, daß ſie mit der höchſten Anſtrengung für ihre Freiheit fochten; auch konnte jede Stadt, die gegen Dionyſios die Waffen erhob, auf die Unterſtützung des mächtigen Karthago ſicher rechnen. Da der Tyrann nicht ſo leicht, als er geglaubt, die ſiciliſchen Städte alle unterwerfen konnte, ſo beſchloß er auf dem Feſtlande von Italien, deſſen Bewohner ohnehin ſich feindſelig gegen ihn benommen hatten, Eroberungen zu machen. Er ging im J. 387 nach dem Feſtland über, belagerte Caulonia und überwand die kriegeriſchen Crotoner, deren Heer ſich ihm gefangen ergeben mußte, dann aber von ihm mit klugberechneter Großmuth die Freiheit ohne Löſegeld erhielt. Er ſchloß darauf mit allen Staaten in Italien Frieden und wandte ſich wieder gegen Rhegium, da er eine ihm von dieſer Stadt zugefügte ſchwere Beleidigung zu rächen wünſchte [1]). Eilf Monate hindurch belagerte Dionyſios mit ſeiner ganzen Macht die Stadt, die endlich durch Hunger bezwungen wurde. Den Feldherrn der Rhegier ließ er martervoll hinrichten, die Bürger ſandte er nach Syrakus, und ließ alle, die ſich nicht mit einer Mine Silbers [2]) löſen konnten, als Sklaven verkaufen. Nachdem Dionyſios alle ſeine auswärtigen Feinde gedemüthigt hatte, widmete er ſich mit vieler Anſtrengung der Dichtkunſt, berief die berühmteſten Dichter zu ſich und wollte durch ihren Umgang und ihr Urtheil ſich zum Dichter bilden, da ihm aber alles Talent zur Dichtkunſt abging und er keinen Tadel ertragen konnte, ſo verfuhr er nicht ſelten hart mit den Kunſtrichtern, weil er glaubte, daß ſie nur aus Neid ihn tadelten [3]). Auf Dions, ſeines Schwagers Antrieb, ließ er auch den Platon zu ſich kommen, als ihm aber die Freimüthigkeit dieſes Philoſophen misfiel, ſandte er ihn fort und ließ ihn als Sklaven verkaufen. Sein Dünkel ging ſo weit, daß er ſeine Gedichte zum Feſte nach Olympia hinſandte; als ſie aber abgeſchmackt gefunden wurden, gerieth er darüber ſo außer ſich, daß er den Verſtand beinahe verlor und im erſten Zorne mehre ſeiner beſten Freunde hinrichten ließ, andre verbannte, unter den letztern auch den Philiſtus und Leptines, ſeinen Bruder, der ihm und ſeinen Kriegern große Dienſte geleiſtet hatte; doch ſöhnte er ſich bald wieder mit dieſem aus. Außerdem beſchäftigte er ſich mit Gründung mehrer neuer Städte, beſonders an den Küſten des adriatiſchen Meeres, da es ſeine Abſicht war, Epirus zu erobern und die unermeßlichen Tempelſchätze, zu Delphi zu rauben. So hatte er die Stadt Lyſſos mit einem ſolchen Aufwande gegründet und darin ſolche prachtvolle Bauwerke errichtet, daß ſein Ruhm dadurch überall verbreitet wurde. Um ſeine Abſicht auf Delphi zu erreichen, ſchloß er mit den Illyriern ein Bündniß, und ſetzte den vertriebenen König der Moloſſer, Alketas, wieder auf den Thron, doch die Lakedämonier unterſtützten die Moloſſer und vereitelten ſo den Plan des Tyrannen. Darauf machte er wieder Anſtalt zu einem Kriege gegen die Karthager; da es ihm aber an Gelde fehlte, ſegelte er mit einer Flotte nach Hetrurien und plünderte in der Stadt Agylla einen Tempel, worin er auf 1000 Talente fand. Mit dieſem Gelde rüſtete er ein Heer, unterſtützte die von Karthago abgefallnen ſiciliſchen Städte und zwang dadurch die Karthager 381 zum Kriege. Er gewann eine Hauptſchlacht bei Cabala, in welcher auch der Feldherr der Karthager, Mago, blieb. In einer zweiten Schlacht wurde er aber geſchlagen, doch da die Karthager damals nur ungern Krieg führten, ſo kam der Friede leicht zu Stande. Von da an regierte Dionyſios mehre Jahre im Frieden. Auch im Innern war Ruhe, denn der Argwohn und die Strenge des Tyrannen, der ein großes kampffertiges Heer ſtets in Bereitſchaft hatte, hinderte jeden Ausbruch des Unwillens. Endlich wollte er im J. 366 ſein Waffenglück noch einmal gegen die Karthager verſuchen, die eben durch eine anſteckende Krankheit hart bedrängt wurden. Er fiel in ihr Gebiet ein und eroberte einige Städte. Die Karthager aber rüſteten ſchnell eine Flotte aus, überfielen die ſeinige im Hafen von Eryx und richteten ſie zu Grunde und darauf wurde ein Waffenſtillſtand geſchloſſen. Bald darauf ſtarb Dionyſios nach einer 38jährigen Regierung. Als Urſache ſeines Todes wird ſeine Unmäßigkeit angegeben, der er ſich bei einem Gaſtmahl aus Freude darüber überließ, daß eine von ihm verfertigte Tragödie in Athen den Preis erhalten hatte. Nach Andern ſoll er, krank von der Schwelgerei, auf Anſtiften ſeines älteſten Sohnes, der einer Theilung des Reiches mit ſeinen Brüdern vorbeugen wollte, Gift erhalten haben. — In dem Charakter dieſes Tyrannen begegnen ſich die ſeltſamſten Widerſprüche, weshalb es denn auch ſchwer iſt, ein anſchauliches Bild von ihm zu entwerfen. Scharfſinn, Staatsklugheit, kriegeriſches Talent und perſönliche Tapferkeit gehörten zu ſeinen Vorzügen, die aber durch Härte, Grauſamkeit, Rachſucht, Argliſt und kleinliche Furcht vor dem Tode verdunkelt wurden. Letztre veranlaßte ihn, die ſonderbarſten Vorkehrungen zu ſeiner Sicherheit zu treffen. So hielt er ſich ſtets in einem mit tiefen Graben umgebenen feſten Gebäude auf, zu welchem eine Zugbrücke führte, die er jeden Abend mit eigner Hand aufzog; ſo ſchlief er nie zwei Nächte hinter einander in dem nämlichen Gemache, damit kein Meuchelmörder ſeine Schlafſtätte finden möchte. Selbſt ſein Bruder und ſein Sohn durften ihm nicht nahen, ohne ihre Röcke ausgezogen zu haben, damit er überzeugt war, daß ſie keine Waffen bei ſich führten. Seine Haupt- und Barthaare ließ er durch kein Schermeſſer kürzen, ſondern ſeine Tochter mußte ſie ihm mit einer glühenden Kohle abſengen. Damit ſein älteſter Sohn ihm nicht einſt nach dem Leben trachten und nach der Regierung ſtreben möchte, vernachläſſigte er deſſen Erziehung und hielt ihn ſtets zu Hauſe eingeſchloſſen. Seine religiöſen Anſichten waren ein Gemiſch von Aberglauben und Freigeiſterei. Er ſcheute ſich nicht die Tempel zu berauben und die ihres Schmuckes entkleideten Götterbilder zu verſpotten, doch aber glaubte er an Vorzeichen, Weiſſagungen und Orakel. Bei allen dem war er den Empfindungen der Großmuth nicht unzugänglich, wie der bekannte Zug mit Damon und Pythias (worüber der betreffende Artikel nachzuleſen) beweiſt; auch den Gefühlen der Freundſchaft war er nicht verſchloſſen, da er, ſoviel bekannt, gegen Dion unveränderlich freundſchaftlich dachte und handelte, obgleich dieſer ihm nie ſchmeichelte[4]. *(Rauschnick.)*

---

[1]) Er hatte von den Rhegiern eine Gemahlin begehrt, aber von den muthigen Bürgern zur Antwort erhalten, ſie würden keiner andern Jungfrau ihrer Stadt, als der Tochter des Henkers erlauben, ihn zu heirathen. *Diodor. Sic.* L. XIV. c. 107.

[2]) Etwa 40 Thaler Conventionsgeld.

[3]) Den Witz des Polixenes darüber ſ. in dem betreffenden Artikel.

DIONYSIOS der Jüngere, ein Sohn des Dionyſios des Ältern, von ſeiner Gemahlin Doris aus Lokri, wurde von ſeinem Vater abſichtlich in der Erziehung vernachläſſigt und von dem Umgange mit weiſen und gelehrten Männern zurückgehalten, damit in ihm nicht die Luſt, ſeinem Vater die Herrſchaft zu entreißen, erwachen möchte. In der unfreiwilligen Abgeſchiedenheit kürzte der Jüngling ſich die Zeit mit Drechſeln. Er war von Natur weder grauſam noch ſchwachen Verſtandes, doch fehlte ihm die Thätigkeit, Feſtigkeit, Kraft und der Scharfblick ſeines Vaters, und da er noch ſehr jung zur unumſchränkten Herrſchaft gelangte, ſo wurde er durch Günſtlinge und Schmeichler verderbt. Der edle Dion ſtrebte den Verſtand des jungen Regenten auszubilden, erweckte in ihm eine Neigung zu den Wiſſenſchaften, und bewog ihn, den Platon zu ſich zu berufen. Dionyſios empfing den Philoſophen mit großen Ehrenbezeugungen, und wurde ſo von deſſen Lehren eingenommen, daß er entſchloſſen war, der Alleinherrſchaft zu entſagen. Dieſer Eifer aber währte nicht lange, ſeine Liebe zu ſinnlichen Vergnügungen behielt die Oberhand, und nun heuchelte er nur aus Ehrgeiz, um als ein Freund der Wiſſenſchaften zu glänzen, eine Anhänglichkeit an Platon und deſſen Lehre, während er den niedrigſten Leidenſchaften fröhnte. Die Gegner Dions, die ſich dem jungen Fürſten als Genoſſen ſeiner Ausſchweifungen angenehm zu machen wußten, erregten in ihm den Verdacht gegen Dion, als wenn dieſer ihm die Regierung zu entreißen trachte, um ſie den Kindern ſeiner Schweſter zuzuwenden. Dionyſios hatte, als er die Regierung von Syrakus übernahm, zwei unbeendigte Kriege mit den Karthagern und mit den Lucanern überkommen und bei ſeiner Trägheit und Vergnügungsluſt war ihm der ſtaats- und kriegskundige Dion unentbehrlich. Da aber ſeine Widerſacher fürchteten, er würde ſich des Zutrauens des jungen Herrſchers völlig bemächtigen, ſo veranlaßten ſie die Zurückberufung des verbannten Geſchichtſchreibers Philiſtus, eines bewährten Staatsmannes und Feldherrn, und nun mußte Dion, der Verrätherei beſchuldigt, ſein Vaterland verlaſſen. Platon ſuchte eine Verſöhnung zu vermitteln und brachte es auch dahin, daß der Verbannte im vollen Genuſſe ſeines Vermögens blieb, wogegen der Philoſoph ſich gefallen laſſen mußte, in Syrakus in der Geſellſchaft des Tyrannen zu verweilen. Bald aber ließ Dionyſios, von ſchlechten Rathgebern geleitet, ſeinem Haſſe gegen Dion freien Zügel, zog deſſen Güter ein, zwang ſeine Gemahlin Arete, die ſeine eigne Schweſter war, ſich mit einem Andern zu vermählen, und ließ ſeinen einzigen Sohn Aretäus durch Anreizungen zur Schwelgerei und zu andern Laſtern abſichtlich verderben. Dion, durch dieſe Beleidigungen zur Rache aufgefodert, und entſchloſſen, ſein Vaterland zu befreien, kehrte mit einer kleinen Schar Griechen und einigen verbannten Syrakuſern zurück, vereinigte ſich mit den unzufriednen Siciliern und befreite 355 ſeine Vaterſtadt. Noch vorher hatte Dionyſios mit den Karthagern und Lucanern Frieden geſchloſſen und als der Aufſtand in Syrakus ausbrach, befand er ſich auf dem Feſtlande von Italien. Das Schloß von Syrakus und die Inſel mit einer ſtarken Befeſtigung verſehen, blieb noch in ſeinen Händen; er eilte ſogleich herbei, ließ auch den Philiſtus mit der Flotte dahin kommen, und verſuchte nun theils mit Liſt, theils mit Gewalt ſich der Herrſchaft wieder zu bemächtigen. Da aber alle ſeine Verſuche durch die Vorſicht des Dion vereitelt wurden, war er bereit dazu, der Regierung von Syrakus zu entſagen, und machte nur den freien Abzug mit ſeinen Schätzen nach Italien zur Bedingung. Übermüthig durch einen erlangten Sieg ihrer Flotte verſagten die Syrakuſer ihm dieſe billige Foderung, und da ſie unkluger Weiſe auch dem Dion die Leitung ihrer Angelegenheiten entzogen und ihn nöthigten, ſich mit ſeinen Soldkriegern nach Leontini zu begeben, ſo gelang es dem Feldherrn des Dionyſios, Nypſios, durch einen plötzlichen Überfall ſich der Stadt Syrakus zu bemächtigen, die er ſeinen Kriegern zur Plünderung Preis gab. Dion, das ihm widerfahrne Unrecht vergeſſend, eilte herbei, befreite abermals die Stadt und zwang den Tyrannen, auch die Burg zu übergeben. Dionyſios ging nach Lokri, dem Geburtsorte ſeiner Mutter, fand, weil dieſe Stadt von ſeinem Vater große Begünſtigungen erhalten hatte, eine freundliche Aufnahme, und bemächtigte ſich, nachdem er ſich durch Liſt in den Beſitz des Schloſſes geſetzt hatte, der Regierung. Ungebeſſert durch den Verluſt von Syrakus verübte er gegen die Lokrer die ſchrecklichſten Grauſamkeiten, ließ viele hinrichten, verbannte andre und zog ihr Vermögen ein, ſchändete ihre Frauen und Töchter, und beraubte ſogar die Frauen ihres Schmuckes, nachdem er ſie liſtig zur Feier eines Feſtes in den Tempel der Venus gelockt hatte. Während er auf ſolche Weiſe zehn Jahre in Lokri waltete, wurde Syrakus von innerlichen Unruhen zerrüttet und wechſelte mehrmals ſeine Regenten. Dion wurde von Kalippus geſtürzt, den ſchon nach 13 Monaten der Stiefbruder des Dionyſios, Hipparinus, verdrängte und ſich zum Alleinherrſcher aufwarf. Dieſer mußte ſchon nach zwei Jahren ſeinem jüngern Bruder Nyſäus weichen, der ſich aber auch kaum drei Jahre als Oberhaupt des Staats behaupten konnte. Dionyſios benutzte die in Syrakus herrſchenden Unruhen, und bemächtigte ſich aufs Neue der Herrſchaft im J. 349.

---

[4] *Diodor. Sic.* L. VII — IX. Fragm. XLVI, LXIII. c. 75, 91 — 96, 109 — 114. LXIV, 7 — 9, 14 — 16, 18, 37, 40 — 112. LXV. c. 6, 7, 13 — 17, 73, 74. *Plutarch.* et *Cornel. Nepos* in vita Dionis. *Justin.* XX. *Athenäus* XV. *Valerius Maximus* IX, 13 u. Ext. 4.

Da er glaubte, ſich nur durch Schrecken im Beſitze der Gewalt erhalten zu können, ſo verdoppelte er ſeine Grauſamkeit, wodurch viele der edelſten Bürger zum Auswandern gezwungen wurden. Dabei war er ſo wenig kriegeriſch und genoß bei den auswärtigen Staaten ſo geringes Anſehen, daß die Athener ſich nicht ſcheuten, ſeine mit Weihgeſchenken nach Delphi und Olympia beladenen Schiffe wegzunehmen, die Karthager aber in ſein Gebiet einfielen, auch ihm die bundesverwandten Städte abwendig machten. Als ſeine Grauſamkeit den Syrakuſern endlich unerträglich wurde und ergleichwol den Staat weder vor Angriffen von Außen, noch vor innerlichen Spaltungen ſchützen konnte, baten ſie die Korinther um Beiſtand, die denn auch den Timoleon mit einer kleinen Kriegsmacht ſandten, um den Tochterſtaat von ſeinen Drängern zu befreien. Ehe dieſe Hülfe aber erſchien, hatte der Syrakuſer Hicetas ſich zum Haupt einer Partei aufgeworfen, die dem Dionyſios Widerſtand leiſtete und von den Karthagern unterſtützt wurde. Er rüſtete zu Leontini ein Heer und belagerte damit Syrakus. Als er endlich wegen Mangels an Lebensmitteln die Belagerung aufhob, ſetzte ihm Dionyſios nach, doch Nicetas ſchlug ihn und drang zugleich mit ihm in die Stadt, von der er einen Theil, die Vorſtadt Achradine, beſetzte. Darauf erſchien Timoleon, der ſich ſchon des Beiſtandes von Rhegium und andrer italiſchen Städte verſichert hatte, überwand im J. 343 den Hicetas, dann aber zwang er den Dionyſios, der noch die Inſel im Beſitze hatte, die Feſte zu übergeben und die Regierung niederzulegen. Der feige Tyrann wagte keinen Widerſtand, obgleich es ihm noch nicht an Streitkräften fehlte. Timoleon ſandte ihn auf einem kleinen Schiffe, welches ſeine ganze Habe trug, nach Korinth. Dort lebte er in wirklicher oder verſtellter Dürftigkeit; um kein Gegenſtand des Verdachts für die Regierenden zu ſein, ertheilte er kleinen Knaben Unterricht, miſchte ſich in die niedrigſten Geſellſchaften und bot ſich ſelbſt den Bürgern von Korinth zum Ziele des Spottes und der Verachtung dar *). (*Rauschnick.*)

DIONYSIOS, Alexanders Sohn, aus Halikarnaſſus 1) in Karien. Das Jahr ſeiner Geburt kennen wir nicht 2); über ſein Zeitalter aber waltet kein Zweifel ob. Strabon nennt ihn ſeinen Zeitgenoſſen 3); er ſelbſt aber ſagt von ſich, er ſei im zweiten Jahre der 187. Olympiade (a. u. 725) am Ende des bürgerlichen Krieges (zwiſchen Octavianus und Antonius) nach Italien geſchifft, habe ſich hierauf 22 Jahre in Rom aufgehalten, und, hauptſächlich mit Rückſicht auf die ältre Geſchichte dieſer Stadt, Kenntniß der römiſchen Sprache und Literatur zu erwerben geſucht 4). Wie mehre ſeiner Landsleute ſcheint er Unterricht in der Rhetorik gegeben zu haben 5). Andre Umſtände ſeines Lebens ſind ſo wenig bekannt als die Dauer deſſelben; die Zahl ſeiner Schriften aber, von denen ſich nur die Hälfte erhalten hat, bezeugt ſeine Thätigkeit. Dieſe Schriften ſind ihrem Inhalte nach von zwiefacher Art, hiſtoriſche und rhetoriſche; die letztern wiederum theils lehrend, theils beurtheilend und kritiſch. Von hiſtoriſchen Werken kennen wir drei: *Χρόνοι* oder *Χρονικά* 6); *Ῥωμαϊκὴ ἀρχαιολογία* oder nach Photius (Bibl. cod. 83) *ἱστορικοὶ λόγοι*, in 20 Büchern, und aus dieſen ein Auszug, *ἐπιτομή* oder *σύνοψις* in fünf Büchern 7). Das erſte und dritte dieſer Werke iſt verloren gegangen 8); von den 20 Büchern der röm. Archäologie aber haben ſich nur die 11 erſten (das 11. lückenhaft und am Ende verſtümmelt) und aus den übrigen eine Anzahl längerer und kürzerer Stellen erhalten. Es beginnt dieſes Werk mit der mythiſchen Geſchichte der Völker, welche die Gegenden, wo ſpäter Rom lag, bewohnt hatten, und nach genauer 9) Erzählung der älteſten Begebenheiten hatte es die Geſchichte der Stadt bis zum Anfange des erſten puniſchen Krieges (Ol. 128, 3. a. u. 490) fortgeführt, wo Polybius eintrat; der uns erhaltene Theil aber endigt kurz nach Ver-

---

*) *Diodor. Sic.* L. XV. c. 74. XVI, 5, 6, 9—13, 16—18, 57, 68—70. *Plutarch.* in Dione. *Valerius Max.* L. VI, 9, 2, 6. *Ammian. Marc.* L. XIV. c. 11. *Aelian.* Var. hist. L. VI. c. 12. XI, 6.

1) So bezeichnet er ſich ſelbſt im Eingange der römiſchen Archäologie, Cap. 8. S. 24. Der Name des Vaters wird in den Überſchriften ſeiner Werke bald zugeſetzt, bald ausgelaſſen.

2) Dodwell (De aetate Dionysii Halicarnassei. §. 9) ſetzt es nach mühſamen Combinationen zwiſchen das J. der St. 676 und 700 nach Varron. Zeitrechnuna.

3) *καθ' ἡμᾶς Διονύσιος ὁ συγγραφεύς.* L. XIV. p. 656. Tom. V. p. 616. ed. Siebeuk.

4) Archaeol. c. 7. p. 20.

5) Er verweiſt an einigen Stellen ſeiner rhetoriſchen Schriften auf mündliche Ausführung gewiſſer Gegenſtände. So de Compos. c. 20. T. V. p. 144: *ταῦτ' ἐν ταῖς καθ' ἡμέραν γυμνασίαις προϋποθήσομαί σοι.* Ars rhet. c. 10. p. 395: *ταῦτα περὶ τὰ φανερώτατα· πλείω δὲ τὰ ὑπολειπόμενα δείξουσιν αἱ συνουσίαι.* Daß er, wie Roger Aſham (1. Epiſt. 12) ſagt, in Cicero's Hauſe Unterricht gegeben habe, beruht auf Verwechſelung mit einem gleichnamigen gelehrten Sklaven. S. *Cicero* ad Attic. IX. Ep. 12, 2.

6) Auf dieſes Werk ſcheint Dionyſios ſich in den Antiqq. Rom. I, 74. p. 188 zu berufen, wo er von der Richtigkeit der Grundſätze des Eratoſthenes in der Zeitrechnung ſpricht. Clemens v. Alex. (Strom. I. p. 320 sq.) führt es unter dem Titel *χρόνοι*, Suidas in *Εὐριπίδης* I. p. 906: *ἐν τοῖς χρονικοῖς* an. Krüger (Commentatt. crit. et hist. p. 262. Not. 67) vermuthet, daß dieſes Werk aus den Annalen des Atticus (*Nepos*, Vit. Att. c. 18. *Cicero* in Brut. c. III, 13. IV, 2) geſchöpft ſei, die er zwar nirgends anführt, aber doch wol kennen mußte. Keine Beachtung verdient Boivius' Meinung (Mém. de l'Acad. des Inscr. Vol. II. p. 381), daß die *χρονικὰ* und die *ἐπιτομὴ* (oder *σύνοψις*) ein Werk ſei, obgleich auch Petit-Radel (Mém. de l'Ac. des Inscr. 1821. T. V. p. 227.) ſagt: Photius, qui lisait encore la Synopsis de notre historien, la considérait comme un chef d'oeuvre (?) de critique, et ce même ouvrage, sans doute, sous le titre peu différent de *Livre des tems* est cité par Clément d'Alexandrie; und weiterhin: on peut inférer de là que c'était encore cette même Synopsis ou cette doctrine des tems etc. Derſelbe Irrthum wird auch S. 259 wiederholt.

7) Von dieſem Auszuge (*σύνοψις*) ſpricht *Photius*, Bibl. cod. 84. Stephanus von Byzanz, welcher die Archäologie oft anführt, erwähnt in *Κορίαλλα* auch die *ἐπιτομή*; doch ſind die Worte an dieſer Stelle verderbt. Beſtimmter iſt die Anführung in *Ἀρίκεια — Διονύσιος ἐν πέμπτῃ ἐπιτομῆς.* Daß D. dieſen Auszug ſelbſt gemacht habe, bezweifelt Stephanus in Oper. var. in Dion. c. 5, gegen welchen Zweifel A. Mai (Dissert. praevia §. XII. p. XV sq.) ſtreitet.

8) A. Mai glaubte irriger Weiſe dieſe Epitome wieder gefunden zu haben. S. unten gegen das Ende dieſes Artikels.

9) *ἐν πολλῇ λεπτολογίᾳ.* *Photius*, Cod. 83.

treibung der Decemvirn (Ol. 84, 4. a. u. 313). Über Zweck und Abſicht deſſelben, die von dem Verfaſſer gemachten Vorbereitungen und die Hülfsmittel, deren er ſich bedient hatte, belehrt die Einleitung. Da er nämlich wahrgenommen, daß ſeine griechiſchen Landsleute von Roms Entſtehung und erſtem Aufkommen eine irrige Vorſtellung hegten, als ob es, von heimathloſen Abenteurern gegründet, nicht durch eignes Verdienſt, ſondern durch Glück zu Macht und Anſehen gelangt ſei; ferner auch, daß nicht nur die griechiſchen Geſchichtſchreiber den römiſchen Staat kurz und oberflächlich behandelt, und ohne Prüfung nur das aufgeſchrieben hätten, was ihnen durch unſichere Gerüchte zugekommen war, ſondern auch die Geſchichtſchreiber der Römer ſelbſt ihre ältern Begebenheiten nur kurz berührten: habe er die Geſchichte der Stadt überhaupt, als einen höchſt würdigen Gegenſtand, zu behandeln unternommen, vorzüglich aber die ältre ſeiner Prüfung unterworfen, um den Griechen darzuthun, daß Rom ſeinem Urſprunge nach eine griechiſche Stadt ſei, und ſeine große und dauernde Macht durch Weisheit und Muth errungen habe. Hierdurch aber hoffe er ſie dahin zu bringen, daß ſie ihre Unterwerfung unter Roms Gewalt als die Folge eines allgemeinen Geſetzes ohne Murren ertrügen, und aufhörten das Schickſal anzuklagen, als ob es einer unwürdigen Stadt unverdienter Weiſe eine ſolche Herrſchaft über Andre zugewendet hätte. Dieſes Vorhaben auf eine genügende Weiſe auszuführen half ihm die in Rom erworbene Kenntniß der römiſchen Literatur und der Umgang mit gelehrten Männern, vor Allem aber die Benutzung der ältern Geſchichtſchreiber Roms, eines Porcius Cato, Fabius Pictor, Valerius Antias, Licinius Macer und vieler Andrer, die zum Theil aus alten Sagen, gewiß aber auch aus griechiſchen, das Fremde mit leichter Hand ummodelnden Mythikern, Logographen und Hiſtorikern eine vermeintliche Geſchichte der Anfänge Roms zuſammengeſtickt hatten[10]. Auch die Denkmäler der ältern Zeit, von denen ſich auch nach dem galliſchen Brande manches erhalten haben mochte, und die ältern religiöſen Gebräuche vernachläſſigte er nicht[11], überall, neben der Verwandtſchaft mit Griechenthum, die eigenthümliche Weisheit der römiſchen Geſetzgeber und Ordner hervorhebend. Auf dieſe Weiſe glaube er, ohne Kränkung der Wahrheit und frei von Schmeichelei, ſeinen Mitbürgern nützlich zu ſein, und zugleich ſeine Dankbarkeit einer Stadt zu beweiſen, in welcher er vieles Gute genoſſen und mannichfaltige Belehrung empfangen hatte. Dieſem doppelten Zwecke ſchien es ihm angemeſſener, ſeinen Fleiß der alten wenig bekannten Geſchichte der Stadt zu widmen, als den Zeiten ihres größern Glanzes und ihrer unbeſtrittenen Macht, deren ſichere Grundlage in jener dunklern Epoche gelegt worden war[12], in der Erzählung ſelbſt aber nicht blos von auswärtigen Kriegen und Thaten der Tapferkeit zu berichten, ſondern auch die Verfaſſung des Staates, die Geſetze, das bürgerliche und religiöſe Leben des Volkes zu beſchreiben; auch nicht blos zu erzählen, was gethan worden, ſondern zugleich die Veranlaſſungen der Begebenheiten, die Orte, wo ſich Jedes zugetragen, die zufälligen Einwirkungen und Folgen zu beſchreiben und anzuführen[13]. Auf dieſe Weiſe glaubte er auch dem Überdruſſe vorzubeugen, welchen Kriegsgeſchichten allein, oder die Beſchreibung der Verfaſſung allein verurſachte, und ſeinem Werke den Reiz der Mannichfaltigkeit zu geben, den er an Herodot und Theopompus bewunderte[14]. Daß ihm dieſes Beſtreben gelungen ſei, bezweifeln Einige[15]. Nach der Weiſe der alten Geſchichtſchreiber ſchmückt er ſeinen Vortrag mit Reden, welche ohne Zweifel meiſt mit Rückſicht auf den Charakter der Redenden gedichtet, vielleicht auch bisweilen aus Andeutungen ältrer Geſchichtſchreiber ausgeſponnen waren[16]. Nicht ohne Grund aber wird ihm vorgeworfen, daß er bei der Anwendung dieſer Art des Schmuckes die Profeſſion des Rhetors allzu ſehr, und nicht immer mit Berückſichtigung der Zeit habe vorwalten laſſen. Seine Erzählung iſt fließend, und nicht ohne Anmuth; die Geſinnungen lobenswerth, und dem, was er an Herodot rühmt, daß er

---

[10] S. *Heyne*, Excurs. IV. ad Aeneid. Lib. VII. A. W. Schlegel in den heidelb. Jahrb. 1816. Nr. 53. S. 836 fg. Wachsmuth, Ältere Geſch. des röm. Staates, S. 45 fg. Über die einzelnen Hiſtoriker der ältern Zeit ſ. *Lachmann*, De Fontibus hist. Liv. Comm. II. §. 16—23.

[11] S. *P. F. Schulin*, De Dionysio Halicarnasseo historico, praecipuo historiae juris Romani fonte. (Heidelberg. 1820.) p. 52, 54. Hiſtoriſch gewiß waren freilich auch dieſe Quellen nicht, von denen Schlegel a. a. O., nachdem er von der erſten Bekanntſchaft der Römer mit den Griechen geſprochen hatte, ſagt: „Nun wurde die vaterländiſche Götterlehre mehr und mehr nach griechiſcher Weiſe umgemodelt; Volksfeſte und heilige Gebräuche wurden anders gedeutet; an Denkmalen, welche man den ſo eben erlernten Fabeln errichtete und nach wenigen Menſchenaltern für uralt ausgab, wird es auch nicht gefehlt haben.“ Vergl. *Fr. Lachmann*, De fontibus historiarum Livii. Comment. I. §. 9. p. 14 sq.

[12] *Schulin* l. l. p. 78 sq.

[13] S. Antiqq. Rom. I, 8. V, 48, 56. XI, 1.

[14] Epist. ad Pompej. c. 3. Vol. VI. p. 767, wo Dionyſios den Grundſatz aufſtellt, wer Geſchichte ſchreibe, müſſe vor allen Dingen einen ſchönen, den Leſern angenehmen Gegenſtand wählen; ein Grundſatz, der mehr dem Rhetor als dem Geſchichtſchreiber zu empfehlen iſt. Krüger (Praef. ad Historiogr. p. XIII.) vermuthet, daß eben dieſes Grundſatzes wegen, der die Geſchichte zu einer ἐπίδειξις mache, Lucian in der Schrift: Wie Geſchichte zu ſchreiben ſei, hin und wieder auf Dionyſios gezielt habe; was jedoch von K. F Hermann in dem Commentar zu jener Schrift, S. 66, 234, 313 beſtritten wird. Herodots Preiswürdigkeit rühmt D. auch im Judicio de Thucyd. c. 5. Vol. VI. p. 820. c. 23. p. 865 und an andern Stellen. Dem Theopompus ertheilt er in der Epistola ad Pompej. c. 6. p. 782 sq. in dieſer und in andern Beziehungen ausgezeichnetes Lob. Daß er aber vorzüglich dieſem nachgeeifert habe, erhellt aus der Vergleichung der angeführten Stelle mit dem, was er von ſeinen eignen Beſtrebungen ſagt. Antiqq. V, 48, 56, 75. VII, 66, 70. XI, 1. Vergl. *Krüger*, Praef. p. XII.

[15] „Dionyſios’ Behandlungsart iſt gleichförmig, aber auch einförmig; er kennt kein Fortſchreiten und keine Entwicklung des Geiſtes in der Zeit.“ Wachsmuth a. a. O. S. 47.

[16] Dieſes iſt z. B. bei der Rede des Menenius Agrippa VIII, 83. p. 1250 geſchehen, was jedoch ein Fall von ſo beſondrer Art iſt, daß viel darauf zu bauen unkritiſch ſein würde. Allerdings aber hatten die ſpätern Annaliſten der Erzählung Reden eingeſchaltet, oft bis zum Übermaße wie Licinius Macer, nach *Cicero*, De Legg. I, 2. Dieſe mochte D. bisweilen benutzt haben.

Freude am Guten, Verdruß bei dem Schlechten zeige[17], gemäß. Auch die religiöſen Anſichten von den Göttern, von dem Einfluſſe derſelben auf die menſchlichen Begebenheiten und die ihnen ſchuldige Ehrfurcht hat er mit jenem ſeinem Mitbürger gemein oder von ihm entlehnt[18]. Seine Schreibart ſcheint er nach Polybius gebildet zu haben[19].

Die Erhaltung dieſes Werkes iſt in mehr als einer Rückſicht für einen Glücksfall zu achten. Wie gering wir auch immer die hiſtoriſche Zuverläſſigkeit deſſen anſchlagen mögen, was es von den frühern Zeiten und der älteſten Geſchichte Roms erzählt, und ſo gewiß es iſt, daß D., bei aller Vorliebe für Rom und Römer, doch die Größe ihrer Geſchichte mehr geahnet, als begriffen habe; ſo iſt uns doch ſein Werk als Überbleibſel verlorner Quellen höchſt ſchätzbar, und würde es noch in einem höhern Grade ſein, wenn D. nicht in der Auswahl durch Rückſichten geleitet worden wäre, die, wenn auch löblich in perſönlichen Beziehungen, doch der Reinheit und Würde der Geſchichte nicht angemeſſen ſind[20]. Vorzüglich förderlich aber iſt dieſes Werk für die Kenntniß römiſcher Inſtitute und Geſetze, Gebräuche und Sitten, welche die einheimiſchen Geſchichtſchreiber bei ihren Leſern vorausſetzten, D. den ſeinigen geben mußte[21]; und was an ihm wol bisweilen zu tadeln iſt, daß er, um der Römer frühe Weisheit und Staatskunſt beſſer herauszuſtellen[22], Einrichtungen und Sitten einer ſpätern Zeit in die frühere hinaufgerückt hat, gereicht dem neuern Leſer bei dem Verluſte der zweiten Hälfte zum Gewinn. Es ſind aber ebendieſe gelehrten Überlieferungen, bei denen mannichfaltiger Irrthum durch den darüber verbreiteten Schimmer kritiſcher Prüfung lange verdeckt geblieben iſt, was dem griechiſchen Hiſtoriographen in dem Urtheile der Neuern ganz vorzüglich zu Statten gekommen iſt, das wir daher auch faſt überall bis auf die neueſten Zeiten herab in hohem Grade günſtig finden[23]. Der herrſchenden Meinung trat, unter den Sprachgelehrten wenigſtens, zuerſt, wie es ſcheint, Reiske entgegen. Nicht wie ein Staatsmann, ſagt er, ſondern wie ein Schulmeiſter habe D. die Geſchichte geſchrieben, und, wie Virgil ſein Heldengedicht, ſo habe Jener die Archäologie als Schmeichler des weltbeherrſchenden Roms, und noch überdies mit allzuſichtbarem Streben verfaßt. Auch Styl und Vortrag des Werkes tadelt er hart. Die Sprache ſei ausländiſch und ungewöhnlich; voll von Ausdrücken, die nach Karismen ſchmeckten; auch ſelbſt erfundnen, oder dem lateiniſchen Idiom nachgebildeten[24]. Tiefer greift in das Verdienſt des Geſchichtſchreibers ſolcher Tadel ein, wie Niebuhr (röm. Geſch. 2. Theil S. 15) ausſpricht, wenn er von der Geſchichte der Verfaſſung ſagt: „Eine eigenthümliche Schwierigkeit tritt hier dadurch in den Weg, daß nicht wenige der wichtigſten, eben aus den vortrefflichſten Berichten herſtammenden Meldungen ganz ſinnlos lauten, weil die, welche ſie aufbewahrt haben, ſie gar nicht begriffen. D. erkünſtelte ſich ſogar grundfalſche Darſtellungen, die nur Verkehrtes ausſagen, weil er nicht ahnete, daß ihm der Grundbegriff der Verfaſſung fehle." Nicht minder ſtreng, und nicht auf Einzelnes nur, ſondern auf das Ganze der Behandlung gerichtet, iſt Wachsmuths Urtheil[25], daß der redefertige Grieche durch die ſcheinbare Conſequenz bei Aufführung ſeines Gebäudes, durch kritiſchen Anſtrich

---

17) Epist. ad Pomp. c. 3. p. 774: *ἡ μὲν Ἡροδότου διάθεσις ἐν ἅπασιν ἐπιεικής, καὶ τοῖς μὲν ἀγαθοῖς συνηδομένη, τοῖς δὲ κακοῖς συναλγοῦσα.* S. hierüber *Krüger*, Praef. p. XVI.

18) Die Meinung *ὅτε νεμεσᾶται ἅπαντα ὑπὸ θεῶν τὰ ὑπερέχοντα*, die er VIII, 25. p. 1557 ausſpricht, ſowie das, was er von dem ſiegreichen Horatius III, 21. p. 461 ſagt: *ἔδει δὲ ἄρα καὶ τοῦτον ἄνθρωπον ὄντα μὴ πάντα διευτυχεῖν, ἀλλ' ἀπολαῦσαί τι τοῦ φθονεροῦ δαίμονος* iſt Herodoteiſch. Daſſelbe Vorbild erkennt man auch in der Ehrfurcht, mit der er religiöſe Geheimniſſe behandelt, wie II, 66. p. 378, und in dem Tadel der Vernachläſſigung heiliger Gebräuche II, 6. p. 249.

19) S. Creuzer, Hiſtor. Kunſt der Griechen, S. 256. Photius (Bibl. cod. LXXXIII.) findet in ſeiner Sprache Streben nach Neuheit (*καινοπρεπὴς τὴν φράσιν καὶ τὴν λέξιν*) und Entfernung von dem Gemeinen. J. Scaliger (De Em. Temp. c. V.) nennt ihn suavissimum simul et diligentissimum scriptorem.

20) S. hierüber Krügers inhaltreiche Vorrede zu den Historiograph. Dion. Halic. von p. XII an.

21) S. unter andern *Just. Rycquius*, De Capitol. Rom. c. 12. Wachsmuth a. a. O. S. 47.

22) Dieſe Bemerkung macht Grimm in der Synopsis Archaeologiae Romanae. Praef. VI. Daß überhaupt aber das Beſtreben, nur Gutes von Rom und den Römern zu ſagen, wie gut gemeint es auch war, gegen die Strenge der hiſtoriſchen Kritik verſtieß, bedarf kaum einer Bemerkung. Hat es doch auch auf einen Geſchichtſchreiber von höherer Geiſteskraft, auf Polybius, nachtheilig gewirkt. S. Lucas über Polybius' Darſtellung des ätoliſchen Bundes, S. 45.

23) Man ſehe die der Hudſonſchen Ausgabe vorangeſetzten, und in der Reiske'ſchen (Vol. I. p. XXXII sq.) wiederholten Testimonia. Zuſammengezogen und vermehrt gibt ſie A. Mai in Dion. Hal. Antiqq. Parte hactenus desiderata. (Mediol. 1816. 4.) p. VIII sq.

24) *Reiske*, Praefat. p. XXII. Den erſten Vorwurf hat Schulin S. 41 zu entkräften geſucht; was aber die Sprache betrifft, ſo iſt ein Urtheil hierüber ſo leicht nicht feſtzuſtellen. Übertreibung in Reiske's Urtheil iſt ſichtbar; wenn wir gleich nicht überall mit Bodin (Methodus histor. c. 4) attiſche Reinheit finden möchten. Ein zuverläſſiger Kenner griechiſcher Schreibart, Henr. Stephanus, ſagt (Oper. in Dion. c. VI), indem er den Livius und Dionyſios vergleicht: hunc sermonem ita claudendum censeo, ut rerum Romanarum historiam, *ad elocutionem quod attinet*, a nullo melius quam a Dionysio graecis litteris, vicissimque haud ab ullo melius quam a Livio latinis mandari potuisse dicamus, findet aber doch auch (wie Photius) in den Schediasm. varior. Lib. V, 25 multam apud eum sermonis novitatem, und weiſt dies in mehren Zuſammenſetzungen nach.

25) Ältre Geſch. des röm. Staates S. 46. Die Schrift eines andern Kritikers im Classical Journal XXXIV. No. 68—70: An Inquiry into the credit duc to Dionys. of Halic. as a critic and historian, iſt nicht in meine Hände gekommen. Einzelnes in der älteſten Geſchichte Italiens iſt öfters und meiſt mit einem ungünſtigen Reſultate für den Geſchichtſchreiber beſtritten worden. So nennt Sainte-Croix (Gouvern. fédératifs p. 240. Not. 2) die Geſchichte der Pelasger bei Dionys einen roman historique, und tadelt die Zuverſicht, mit der er Alles, was ſich vor Roms Erbauung begeben, trotz der großen Ungewißheit der Thatſachen, vortrage. Le reste de son ouvrage, ſetzt er hinzu, est sans doute très-précieux, mais on voudrait y trouver en général plus de critique. Derſelbe Gegenſtand hat mehre Abhandlungen über D.'s Zuverläſſigkeit von Petit-Radel und Raoul-Rochette veranlaßt, die in den Mémoires de l'Institut royale de France. Tome V. (1821) p. 143—262 zuſammengeſtellt ſind.

der Unterſuchungen, durch die Aufſtellung der Grundſätze Polybiſcher Pragmatie und durch die Zuverſichtlichkeit des Tones lange getäuſcht habe. Wie ſehr er auch ſein Studium rühme, ſo ſei doch vieles Räthſelhafte zurückgeblieben, das er zu kennen ſich ſtelle, und am wenigſten reime ſich dieſer Ruhm mit den zahlreichen Beweiſen ſeiner zum Theil groben Unkunde und mannichfaltiger Widerſprüche, die ſich, trotz ſeiner glättenden Sorgfalt, der Rüge des Forſchers nicht entziehen könnten.

Die zweite Gattung der Schriften des Dionyſios, der Zeit nach aber die frühere, iſt aus ſeiner Profeſſion gefloſſen; denn ehe er ſich der Geſchichtſchreibung widmete, war er Rhetor. Als ſolcher begab er ſich nach Rom, um hier, wie viele ſeiner Landsleute, die in der Heimath erlernte Wiſſenſchaft zu lehren 26); und es iſt wahrſcheinlich, daß der Gedanke, Geſchichtſchreiber Roms zu werden, erſt während ſeines Aufenthaltes in der Hauptſtadt der Welt in ihm zur Reife gekommen ſei. Inwiefern dieſes auch auf ſeine rhetoriſchen Studien Einfluß gehabt habe, iſt mit Sicherheit nicht nachzuweiſen; doch iſt gewiß, daß, wenn er in der Redekunſt früher ſchon jene theatraliſche Frechheit verworfen hatte, die, fern von Philoſophie und wahrer Bildung, nur nach dem Beifalle der Menge trachtete, ſeine Schätzung der edeln und würdevollen Beredſamkeit, deren Vaterland Attika war, in Rom befeſtigt wurde 27). Sowie aber dieſe der ſophiſtiſchen Leerheit abgeneigte Geſinnung, ſo war auch ſeine ethiſche Schätzung praktiſcher Würde dem Sinne der beſſern Römer gemäß. Darum billigt er vor Allem die Grundſätze des Iſokrates, von dem er ſagt 28), er habe ſeine Schüler nicht blos zu tüchtigen Rednern, ſondern auch zu geſitteten, ihrem Hauſe, der Stadt und ganz Hellas nützlichen Männern gebildet. „Ich behaupte deshalb,“ fährt er fort, „daß wer ſich nicht blos einen Theil bürgerlichen Verdienſtes, ſondern das Ganze aneignen will, dieſen Rhetor ſtets in den Händen haben müſſe; und wer nach wahrhafter Philoſophie ſtrebt, und nicht blos ihren theoretiſchen, ſondern auch den praktiſchen Theil derſelben zu erfaſſen wünſcht, und nicht blos nach dem trachtet, was ihm ſelbſt Nutzen bringt, ſondern wodurch er Vielen nützlich werden kann, dem rathe ich, die Grundſätze jenes Rhetors zu befolgen.“ Dieſe Geſinnung, die er nirgends verleugnet, und die bei ihm mit einer richtigen Schätzung wahrer Beredſamkeit, mit einem achtungswerthen Reichthume nützlicher Kenntniſſe und nicht gemeinem Scharfſinne verbunden iſt, geben ſeinen kritiſchen Schriften einen bleibenden Werth 29), wenn wir auch ihren Verfaſſer von einer gewiſſen Befangenheit des Urtheils, von jugendlicher Vorliebe für Einige, und von ungemeſſener Abneigung gegen Andre, ſowie von mannichfaltigen Irrthümern in hiſtoriſchen und literariſchen Angaben nicht freiſprechen können 30).

Die rhetoriſchen Schriften des Dionyſios ſind theils dogmatiſch, theils kritiſch. Zur erſten Claſſe gehört 1) *Τέχνη* (Vol. V. p. 225 ed. R.) an einen unbekannten Echekrates gerichtet (cap. I, 1. p. 226, 12. c. V, 1. p. 250, 1. c. VII, 1. p. 267, 5). Dieſe Schrift, nichts weniger als ein zuſammenhängender Unterricht in der Redekunſt, beſteht aus zwölf, nur zufällig vereinigten Capiteln, in denen über verſchiedne Gattungen von Reden geſprochen wird 31). Tanaquil Faber 32) bezweifelte die Echtheit des Buches, und es iſt allerdings nicht zu glauben, daß es in dieſer Geſtalt aus Dionyſios' Händen hervorgegangen ſei 33). Einiges rührt indeß gewiß von ihm her 34), aber das Echte iſt mit Fremdartigem vermiſcht. Dieſe Schrift, zuerſt in den Rhetoribus Aldi (1508. Fol.) edirt, iſt beſonders mit einem ſchätzbaren Commentar und ausführlichen Prolegomenen, in denen auch die Frage von der Echtheit des Werkes erörtert wird 35), von H. A. Schott (Leipzig, 1804) bearbeitet.

---

26) Einer der berühmteſten jener Zeit war der auch in Rom lebende Cäcilius aus Kalantis in Sicilien, ein fruchtbarer Schriftſteller in derſelben Gattung, in welcher ſich Dionyſios auszeichnete (S. *Eudociae Violar* p. 268. *Toup.* ad Longin. p. 269. Weſtermann, Geſch. der Beredſamkeit, S. 193. Anm. 18.), mit dem er durch Freundſchaft und Ähnlichkeit der Geſinnung verbunden war. Jenes ſagt Dionyſios (Epist. ad Pompej. c. 3. p. 777); dieſes weiſt Krüger nach (Praef. ad Historiogr. p. VIII sq). Cäcilius' Vorliebe für Lyſias und ſeine Abneigung gegen Platon rügt Longin, Cap. 32, 8. Quinctilian (Inst. Or. III. 1, 16) nennt beide zuſammen unter den Technikern der Auguſtiſchen Zeit.

27) In der Schrift: De Orator. antiqu. c. 3. p. 448, ſchreibt er die nicht ſeit lange eingetretene Verachtung der in leerem Prunke ſchwelgenden Beredſamkeit dem Einfluſſe Roms zu, welches hiſtoriſche, philoſophiſche und redneriſche Werke im beſten Geſchmacke hervorbringe. Es iſt wahrſcheinlich, daß D. in dieſer Stelle Cicero's Leiſtungen in Gedanken gehabt habe, die ihm um ſo weniger unbekannt ſein konnten, da auch ſein Freund Cäcilius eine Vergleichung dieſes Redners mit Demoſthenes abgefaßt hatte. S. Fr. Schlegel im attiſchen Muſeum. I, 3. S. 165 fg.

28) Judic. de Isocr. c. 4. p. 543.

29) Auch das darf nicht überſehen werden, daß ſie Vieles enthalten, was D. aus den zahlreichen, für uns verlornen Vorgängern ſchöpfte, und alſo für dieſen Verluſt einigen Erſatz bieten. S. Krüger a. a. O. S. VII.

30) Mehres dieſer Art iſt von neuern Kritikern nachgewieſen und dadurch der Glaube an ſeine Genauigkeit und an die Sicherheit ſeiner Nachweiſungen nicht wenig erſchüttert worden. S. Weſtermann, Geſch. der Beredſamkeit, S. 193.

31) Die richtigere Überſchrift iſt: *μέθοδοι πανηγυρικῶν, γαμηλίων* etc.; in Schäfers Meletem. crit. p. 2: Titulus hic est argumento longe accommodatior vulgari illo, quem qui primus huic libellorum rhetoricorum farragini praefixit, quid *τέχνη* sit, parum videtur attendisse.

32) Notae ad Longin. p. 329, wo eine Stelle der *Τέχνη* angeführt wird: quamquam eum librum non puto esse *γνήσιον*, ut olim dicam. Ruhnkenius (ad Longin. c. 4. p. 247) ſcheint ſolchen Zweifel nicht zu hegen.

33) Hudſon (Praef. ad Tom. II.) unterſtützt den Zweifel durch die Bemerkung, daß der Verf. Cap. 2. S. 242, 1 einen Redner Nikoſtratus erwähnt, der ein Zeitgenoſſe des Dio Chryſoſtomus und Ariſtides war. S. dagegen *Fabric.* Bibl. Gr. Tom. IV. p. 396.

34) Cap. X, 5. p. 381 wird eine Schrift *περὶ μιμήσεως* verſprochen, die unbezweifelt vom Dionyſios iſt; ein Umſtand, den ein Scholion zu jenem Capitel in einigen Handſchriften geltend macht. S. *Jac. Morell.* Bibl. msc. I. p. 295. *Bandini*, Bibl. Laur. T. II. Graec. p. 499. *Ang. Mai* in Append. II. ad Dionys. Hal. Part. hactenus desideratam p. 169.

35) Varianten einer guten Handſchrift zu dieſer an vielen Stellen verdorbenen Schrift hat Schäfer, doch nur zu den erſten vier Capiteln, mit vielen eignen Bemerkungen vermehrt und geſchmückt, in den Meletem. crit. (Lipsiae 1806.) (und als Anhang zu der Ausg. de compositione Verborum [Lipsiae 1808.]) bekannt gemacht.

2) *περὶ συνθέσεως ὀνομάτων* (Vol. V. p. 1—224), **de structura orationis** oder **de compositione verborum**, an den jungen Rufus Melitius, den Sohn eines dem Verfaſſer befreundeten Mannes. Eine der ſchätzbarſten Schriften des Dionyſios, in welcher er von der rhetoriſchen Kraft und dem Zwecke der Zuſammenfügung der Worte und den verſchiednen Gattungen und Charakteren des Styles handelt, ſodaß Alles mit gewählten Beiſpielen, zum Theil aus verlornen Werken, erläutert wird. Als Ergänzung verſpricht er (cap. I. p. 6, 6) ſeinem jungen Freund, als ein Geſchenk für das nächſte Jahr, eine Schrift *περὶ τῆς ἐκλογῆς τῶν ὀνομάτων*, von welcher nicht weiter Erwähnung geſchieht, ſodaß es ungewiß iſt, ob das gegebene Verſprechen gelöſt worden. Auf dieſes Werk bezieht ſich Quinctilian (Instit. Or. IX, 4, 88) wo er von dem verſchiednen Charakter der Sylbenfüße handelt. Es iſt, um die ältern Ausgaben nicht zu erwähnen [36]), mit beſondrer Vorliebe dreimal von Upton zu London (1702, 1728, 1747) mit reichhaltigen Anmerkungen herausgegeben; ferner von Schäfer, **cum priorum editorum suisque annotationibus** (Lipsiae 1808), und aus den kritiſchen Sammlungen des Petrus Victorius am Rande der Aldiniſchen **Rhetorum graec.** und einer Handſchrift der königl. Bibliothek zu München an nicht wenigen Stellen ergänzt und verbeſſert von Fr. Göller (Jena, 1815). Eine franzöſiſche Überſetzung dieſer Schrift von Batteux [37]) (Paris 1788. 12.) wird mit Beifall erwähnt.

Kritiſch-äſthetiſche Schriften ſind folgende:

3) *ὑπομνηματισμοὶ περὶ τῆς μιμήσεως πρὸς Δημήτριον* [38]) in drei Abtheilungen: a) Unterſuchungen über die Nachahmung; b) welche Dichter, Philoſophen, Hiſtoriker und Redner man nachahmen müſſe; c) wie man nachahmen müſſe. In dieſem Werke hatte er die von ihm empfohlnen Schriftſteller charakteriſirt, ihre Vorzüge und Mängel angezeigt, und auf dieſe Weiſe, wie er ſagt [39]), den Weg bezeichnet, welchen Jünglinge bei der Nachahmung der alten Muſter zu befolgen hätten [40]). Aus dieſer verlornen Schrift iſt, wie ſchon Sylburg vermuthete, und Becker [41]) erwieſen hat,

4) *τῶν ἀρχαίων κρίσις* [42]) gefloſſen (Tom. V. p. 415—436), wo mit großer Kürze a) zuerſt 11 Dichter, vom Homer bis zum Sophokles und Euripides; b) fünf Geſchichtſchreiber, Herodotus und Thucydides, Philiſtus, Xenophon und Theopompus charakteriſirt werden; c) ein kurzes Capitel von den Philoſophen, mit Empfehlung der Pythagoriker, des Xenophon und Platon, auch des Ariſtoteles; d) von den Rednern, Lyſias, Iſokrates, Lykurgus, Demoſthenes, Äſchines und Hyperides. Daß Quinctilian die Kunſturtheile des Dionyſius, ohne ihn zu nennen, benutzt habe, weiſt H. Stephanus nach [43]).

5) *περὶ τῶν ἀρχαίων ῥητόρων ὑπομνηματισμοί* [44]), an Ammäus (V. p. 445—629). Auch dieſe Schrift ſollte als Anleitung zu einer fördernden Nachahmung der Alten dienen, indem er in einer Auswahl von Rednern und Geſchichtſchreibern das Nachahmungswürdige und Tadelhafte in jedem nachweiſen wollte (p. 450); und zwar zuerſt von den Rednern. Von dieſen verſpricht er in zwei Abtheilungen zu handeln (p. 451). Die erſtre ſolle drei der ältern, Lyſias, Iſokrates und Iſäus; die andre drei der ſpätern, Demoſthenes, Hyperides und Äſchines, beurtheilen; eine dritte ſollte, wie es ſcheint, den Hiſtorikern gewidmet ſein [45]). Nur die erſte Abtheilung hat ſich vollſtändig erhalten, und handelt ausführlich von den drei ältern Rednern [46]) Die zweite, zu welcher er überzugehen verſpricht, iſt als Theil dieſes Werkes nicht vorhanden, wol aber gehört

6) die im Anfange verſtümmelte Schrift *περὶ τῆς λεκτικῆς Δημοσθένους δεινότητος* [47]) dahin (Tom. VI.

---

36) S. dieſe in Hoffmanns ſehr ſchätzbarem Lexicon Bibliogr. T. II. p. 93. Auszüge aus dieſer Schrift, *περὶ συνθέσεως*, enthält ein Coder der Rehdigeriſchen Bibliothek, aus welchem die abweichenden Lesarten in Paſſow und Schneiders Museum Vratislav. Part. I. p. 23—62 angegeben ſind. S. auch die Var. lect. aus einem darmſtädter Coder in den Actis Phil. Mon. III, 3. p. 430—447. Bemerkenswerth iſt hier die Ausgabe und Überſetzung dieſer Schrift von Samuel Birkovius (Samoscii 1604. 4.), in welcher Beiſpiele aus lateiniſchen Dichtern und Schriftſtellern den von Dionyſios gegebenen gegenüber geſtellt ſind. Sie ſind den Ausgaben von Upton und Schäfer angehängt. 37) Traité de l'arrangement des mots traduit du Grec de D. d'H. avec des réflexions sur la langue françoise comparée avec la grecque. Vergl. Allgem. Litteratur-Zeit. (Jena 1789.) S. 588. 38) In der Epist. ad Pompej. c. 3. p. 766 wird der Titel ſo angeführt: *εἰς Δημήτριον ὑπομνηματισμὸς περὶ μιμήσεως*, richtiger in dem Charactere Thucydidis c. 1. p. 810: *ὑπομνηματισμοὶ περὶ τῆς μιμήσεως.* 39) Judic. de Thucyd. l. l. p. 811. 40) Dieſe Schrift ſcheint dem Scholiaſten zum Hermogenes *περὶ ἰδεῶν* noch zur Hand geweſen zu ſein, da er vier, zum Theil bedeutende Stellen (p. 377, 378, 411. ed. Ald.) aus derſelben anführt. S. *Morell.* Cat. Bibl. S. Marci p. 303. *Ang. Mai,* Append. I. ad Dion. Hal. p. 165 sq.

41) A. G. Becker, über Dionyſios als äſthetiſch-kritiſchen Schriftſteller, S. xvii fg. Anm. 15. 42) Der Titel rührt ſo wenig als die ganze Schrift von Dionyſios her. Er iſt, ſowie auch ein andrer *τῶν παλαιῶν χαρακτῆρες*, Vorſchlag Sylburgs. 43) S. auch *Thom. Gale*, Praef. ad Opusc. mythol. phys. et ethica. §. VI. Deshalb iſt dieſe Schrift der Ausgabe des XI. Buches der Instit. Orat. Quinctiliani von Frotſcher (Lipsiae 1826.) angehängt. 44) Unter dieſem Titel führt Dionyſios dieſes Werk in der Epistola ad Ammaeum *περὶ τῶν Θουκυδίδου ἰδιωμάτων* c. 1. p. 788. 5, kürzer in der Schrift über Dinarchus p. 629. 8 *ἐν τοῖς περὶ τῶν ἀρχαίων γραφεῖσιν*, endlich auch Epist. ad Pompej. c. 2. p. 758 unter dem Titel: *ἡ περὶ τῶν Ἀττικῶν πραγματεία ῥητόρων.* Die Einheit dieſer Schrift mit der *περὶ τῶν ἀρχαίων* erhellt aus der S. 758—760 daraus angeführten Stelle, die ſich auch in der Schrift *περὶ τῆς Δημ. δεινότητος* c. 5. p. 965 fg. findet. Dem jetzigen Zuſtande des Werkes angemeſſen iſt der Titel in Sylburgs Ausgabe: *Ἐκ τῶν Διονυσίου τοῦ Ἁ. περὶ τῶν ἀρχαίων ῥητόρων πρὸς Ἀμμαῖον ταῦτα εὑρίσκεται.* 45) *ἐὰν δὲ ἐγχωρῇ καὶ περὶ τῶν ἱστορικῶν* p. 451. 5. Daß D. auch dieſen dritten Abſchnitt ausgeführt habe, erhellt aus S. 788. 5. 46) Am Schluſſe des Iſäus, S. 629. 3: *καὶ περὶ τούτων μὲν ἅλις· ἑτέραν δὲ ἀρχὴν ποιήσομαι τοῦ λόγου περί τε Δημοσθένους καὶ Ὑπερείδου καὶ τρίτου λέγων Αἰσχίνου.* In dieſem Abſchnitte befindet ſich das Kunſturtheil über den Iſokrates, von dem Fr. Schlegel im attiſchen Muſeum I, 3. S. 125 fg. eine gute Überſetzung gegeben hat, von einer Nachſchrift begleitet, welche hiſtoriſche und kritiſche Bemerkungen enthält. Die Schrift über Lyſias iſt in der Ausg. von Taylor mit ſeinen und Marklands Anmerkungen, und in Reiske's Corpus Orat. Gr. Vol. VI. p. 159—240 behandelt. 47) Dieſer Titel findet ſich ſo wenig, als der Anfang in den Handſchriften,

p. 953—1129). Sie ſollte unmittelbar auf die Beurtheilung des Iſäus folgen. In ihr handelt der Verfaſſer von der Überlegenheit, welche Demoſthenes durch Sprache und Ausdruck über Andre gehabt habe; mit ihr aber war noch ein zweiter Abſchnitt verbunden, in welchem mit derſelben Rückſicht die Behandlung des Stoffes beurtheilt war[48]). Dieſer Theil hat ſich nicht erhalten.

Die Bewunderung des Demoſthenes, welche dieſe Schrift erfüllt, und das ungünſtige Urtheil, das Dionyſios in ihr über Platon ausſpricht, hatte bei Einigen Tadel erfahren, welcher wiederum von ſeiner Seite rechtfertigende Abhandlungen hervorrief.

7) *ἐπιστολὴ πρὸς Ἀμμαῖον πρώτη*[49]) (Vol. VI. p. 719—749). Ein Peripatetiker von Anſehen hatte gegen Ammäus[50]) geäußert, Demoſthenes verdanke ſeine Kunſt den Lehren des Ariſtoteles, die er in ſeinen Reden in Anwendung gebracht habe. Durch dieſe habe er ſich über andre Redner erhoben. Durch dieſe Behauptung und die Auffoderung des Ammäus veranlaßt, hatte D. die Sache unterſucht und gefunden, daß Demoſthenes durch gerichtliche und öffentliche Reden die Bewunderung von ganz Griechenland gewonnen habe, ehe Ariſtoteles über die Redekunſt zu ſchreiben angefangen hätte. Dieſe Schrift enthält viel Schätzbares zur Geſchichte des Lebens und der Werke Beider[51]); auch Mehres, was auf die Geſchichte jener Zeit einiges Licht wirft.

8) *ἐπιστολὴ πρὸς Γναῖον Πομπήϊον*[52]). Pompejus hatte in einem Brief an Dionyſios ſein Urtheil über Platon[53]) getadelt. Dionyſios antwortet hierauf, auch er ſei ein großer Bewunderer der Beredſamkeit dieſes Philoſophen, und was er über ihn geſagt habe, weiche von der allgemeinen Meinung keineswegs ab. Er habe ihn mit Demoſthenes verglichen und die Fehler, die er an ihm bemerkt habe, angezeigt, grade ſo, wie Plato ſelbſt die Mängel des Lyſias durch den Gegenſatz einer eignen Rede aufzudecken geſucht habe. Auch ſei er nicht der erſte, welcher Tadel gegen ihn ausgeſprochen habe, ſondern es ſei daſſelbe von vielen Andern, zum Theil Zeitgenoſſen Platons, geſchehen. In ſeinen Dialogen ſei Platon überall, wo er einfach und nüchtern ſchreibe, unbeſchreiblich ſüß und angenehm; dagegen bleibe er weit hinter ſich ſelbſt zurück, wenn er auf rhetoriſche Schönrednerei ausgehe. Nachdem D. dieſes in der erſten Hälfte des Briefes ausgeführt hat, geht er in der zweiten zu einem andern Gegenſtande fort, über den Pompejus ſein Urtheil verlangt hatte, indem er von den Foderungen handelt, die an den Geſchichtſchreiber zu machen ſind, und dieſes auf Herodot, Thucydides, Philiſtus und Theopompus anwendet[54]); das Ende der Schrift fehlt, und ſie bricht in der Beurtheilung des Theopompus ab. Zwiſchen beiden Theilen iſt kein andrer Zuſammenhang, als daß beide an dieſelbe Perſon gerichtet ſind[55]).

9) *περὶ τοῦ Θουκυδίδου χαρακτῆρος καὶ τῶν λοίπων τοῦ συγγραφέως ἰδιωμάτων* (VI. p. 810—952). Quintus Älius Tubero[56]) hatte gewünſcht, daß Dionyſios das, was er in dem Werk über die Nachahmung nur kurz und ſummariſch von dem Thucydides geurtheilt hatte, genauer ausführen möchte. Dieſem Wunſche ſollte dieſes Werk Genüge leiſten[57]). Daß es bedenklich ſei, über den erſten und größten Geſchichtſchreiber Tadel auszuſprechen, und damit dem allgemeinen Urtheil entgegen zu treten, fühlte Dionyſios gar wohl, und er rechtfertigt ſich darüber (cap. 2—4) auf eine Weiſe, der man im Allgemeinen den Beifall nicht verſagen kann, die auch

---

ſondern rührt wahrſcheinlich von Sylburg oder von Andreas Dudith her, von dem Sylburg die Schrift erhalten hatte. Er iſt zum Theil wenigſtens aus dem Schluſſe der erhaltnen Schrift S. 1128, 17 genommen, wo es heißt: *ταῦτα-γράφειν εἴχομέν σοι περὶ τῆς Δημοσθένους λέξεως· ἐὰν δὲ σώζῃ τὸ δαιμόνιον ἡμᾶς, καὶ περὶ τῆς πραγματικῆς αὐτοῦ δεινότητος — ἐν τοῖς ἑξῆς γραφησομένοις ἀποδώσομέν σοι τὸν λόγον.*

48) S. die ebenangeführte Stelle. Dieſe Schrift ſcheint Dionyſios mit dem allgemeinen Ausdrucke *τα περὶ Δημοσθένους* zu bezeichnen (De Dinarcho p. 656, 8). In ihr war auch wol die Unterſuchung über die echten und unechten Reden des Demoſthenes enthalten, welche S. 1127. 4 erwähnt wird. S. Becker a. a. O. S. XXXII. 49) Auch dieſer Titel findet ſich in den Handſchriften nicht. A. Schottus, welcher die Schrift überſetzt hat, bezeichnet ihren Inhalt durch den Zuſatz: de aetate scriptisque Demosthenis et Aristotelis. 50) Vom Ammäus iſt nichts bekannt, außer was wir durch Dionyſios wiſſen, an deſſen Bemühungen um griechiſche Literatur er Antheil nahm. S. die Einl. *περὶ τῶν ἀρχαίων ῥητόρων* S. 445 und Becker a. a. O. S. XLIII fg. 51) Hier findet ſich auch S. 736, 737 die Folge der Philippiſchen und olympiſchen Reden angegeben, nicht ohne Irrthümer, die in der neuſten Zeit zu mehren gelehrten, dem Urtheil über D. kritiſche Genauigkeit nicht durchaus günſtigen Unterſuchungen veranlaßt haben. S. A. G. Becker in Demoſthenes' Philippiſchen Reden. 1. Th. S. 103—131. Jacobs, Überſetzung der Staatsreden des Demoſthenes. (2. Aufl.) S. 83—88. 156—173. Vorrede S. XXXIX, wo den angeführten Schriften noch A. Brückner, Commentatio de tempore et ordine orationum Olynthiarum Demosthenis (Schweidnitz 1833. 4.) beizufügen iſt. 52) Cn. Pompejus ſcheint, ſeinem Namen nach, ein Freigelaſſener des Pompejus Magnus geweſen zu ſein. Cn. Pompejum grammaticum vel rhetorem fuisse, probabile ex ejus litterarum ad Dionysium fragmentis (c. 2. p. 765), tum ex familiari conjunctione, quae inde prodit. *Krüger*, Annotat. ad Epist. ad Cn. Pomp. p. 3.

53) S. *περὶ Δημοσθ. δεινότητος* c. 5—7. p. 964 sq. c. 23. 24. p. 1024 sq. 54) Dieſe zweite Hälfte behandelt dieſelben Gegenſtände, welche D. in der dritten Abtheilung des Werkes von der Nachahmung behandelt hatte; und ſowol dieſer Umſtand, als die Unbehülflichkeit in der Anfügung der zweiten Hälfte des Briefes an die erſte (3. Cap. S. 766) von den Worten an: *καὶ γράψαι με* bis S. 767, 7: *ταῦτα φρονῶ*, läßt mich vermuthen, daß das, was weiterhin bis zu dem verſtümmelten Ende folgt, aus dem Werke von der Nachahmung genommen, und von einer fremden Hand durch jene Worte angeflickt worden iſt. Dieſe Vermuthung bekommt noch dadurch Gewicht, daß das, was von S. 767, 6 an ausgeführt wird, etwas Andres iſt, als was Pompejus verlangt hatte (*περὶ δὲ Ἡροδότου καὶ Ξενοφῶντος ἐβουλήθης μαθεῖν*), und zwar auch den Herodot und Xenophon erwähnt, aber viel weiter nach allen Seiten hin ausgreift. 55) In der lateiniſchen Überſetzung von Stanislaus Ilovius (Baſel 1557.) ſind beide Theile getrennt. 56) Quantum e nomine conjici potest, intelligendus est Lucii Tuberonis historici filius. *Krüger*. 57) D. legte deshalb eine Schrift über Demoſthenes, mit der er eben beſchäftigt war, bei Seite (Cap. 1. S. 812, 3); wahrſcheinlich den zweiten Theil ſeiner Abhandlung über dieſen Redner, *περὶ τῆς πραγματικῆς αὐτοῦ δεινότητος*.

nichts von der jugendlichen Zuverſicht zeigt, mit der er in der Schrift ſelbſt ſeine Urtheile ausſpricht. Es iſt indeß auf keine Weiſe zu leugnen, daß ſein Urtheil in vielen Stücken irrig und ungerecht iſt, indem ihm falſche Grundſätze über Geſchichtſchreibung zum Grunde liegen, und weder der Stoff, den Thucydides behandelte, noch das Gemüth des Mannes und ſeine Weisheit beachtet iſt, überhaupt aber der Kritiker, mit mehr rhetoriſchem als philoſophiſchem und hiſtoriſchem Sinne, dem bewundernswürdigſten Kunſtwerk alter Geſchichte den falſchen Maßſtab rhetoriſcher Regeln angelegt hat [58]). Auch in der Beurtheilung der Sprache des Geſchichtſchreibers, die ihm herbe, geſucht, räthſelhaft und verworren, ja ſogar kindiſch und froſtig vorkommt [59]), hat er ihm Unrecht gethan; ein Unrecht, das er in ſpätern Jahren auf indirecte Weiſe zurücknimmt, indem er nicht weniges von dem, was er früher getadelt hatte, in ſeine römiſche Geſchichte aufgenommen und nachgeahmt hat [60]). Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die einſeitige Bewunderung des Theopompus, den er überall hoch erhebt, dem attiſchen Geſchichtſchreiber in Dionyſios' Urtheil nachtheilig geweſen iſt [61]).

10) περὶ τῶν Θουκυδίδου ἰδιωμάτων [62]) (VI. p. 788—809). In einem Brief an Ammäus, der ihn aufgefodert hatte, das, was er früher in den ὑπομνηματισμοῖς περὶ τῶν ἀρχαίων ῥητόρων, und in der an Älius Tubero gerichteten Schrift vom Thucydides geſagt und geurtheilt hatte, zuſammenzufaſſen, und die Lehre durch beigeſetzte Beiſpiele zu erläutern [63]).

11) Δείναρχος (V. p. 629—668). Ein Kunſturtheil über Dinarchos, den Zeitgenoſſen und Gegner des Demoſthenes, von dem in dem Werke περὶ τῶν ἀρχαίων nicht gehandelt worden war, weil er weder, wie die andern dort beurtheilten Redner, Erfinder eines eigenthümlichen Charakters, noch Vollender des von Andern Erfundenen geweſen war, und doch wegen der Menge ſeiner Reden und des Ruhmes, den er genoß, eine beſondre Behandlung um ſo mehr verdiente, als ihm mehre Reden mit Unrecht beigelegt worden, und überhaupt von den ältern Literatoren manches Unrichtige von ihm berichtet war. Dieſe Schrift iſt mit vorzüglichem Fleiß ausgearbeitet, und enthält einen Schatz von literariſchen Nachrichten theils über das Leben und die Schriften des Dinarchos ſelbſt, theils über andre.

Außer den bis hierher erwähnten, zum größten Theile noch erhaltenen, Schriften ſpricht Dionyſios auch von folgenden, von ihm verfaßten oder künftig zu vollendenden Abhandlungen, von denen doch vielleicht einige nicht wirklich ausgeführt worden ſind: 1) περὶ τῆς πραγματικῆς Δημοσθένους δεινότητος. Dieſe Schrift, von der oben mehrmals die Rede geweſen iſt, verſpricht Dionyſios am Schluſſe der Abhandlung περὶ τῆς λεκτικῆς Δ. δεινότητος c. 58. p. 1129. 2) Über einige Eigenthümlichkeiten des Lyſias verſpricht er in dem Kunſturtheil über dieſen Redner (c. 12. p. 481, 9) ausführlicher zu handeln; und (c. 14. p. 485, 8) verheißt eine beſondre Schrift über die echten Werke dieſes Redners und einige andre ihn betreffende Gegenſtände. 3) χαρακτῆρες τῶν ἁρμονιῶν in der Abhandlung περὶ συνθέσεως c. 11. p. 54. 4) περὶ τῆς ἐκλογῆς τῶν ὀνομάτων verheißt er in derſelben Abhandlung (c. 1. p. 6, 6) als ihre Ergänzung. 5) ὑπὲρ τῆς πολιτικῆς φιλοσοφίας. **Judic. de Thucyd. ad Tuberon.** c. 2. p. 814. Von dieſer ſeiner Schrift ſagt Dionyſios, ſie ſei die einzige, in welcher er Jemand angegriffen habe [64]). Sie war einem Angriff auf das, was Dionyſios politiſche Philoſophie nennt, (πρὸς τοὺς κατατρέχοντας αὐτῆς ἀδίκως) entgegengeſetzt. 6) Eine beſondre Schrift über das Tropiſche (τὸ τροπικόν) in Platons Schreibart verſpricht Dionyſios in der Abhandlung **de vi dicendi in Dem.** c. 32. p. 1057. Vielleicht deutet Quinctilian (**Inst. Orat. IX**, 3, 89) auf dieſe Schrift, wo er von den Figuren handelnd ſagt: **haec omnia copiosius sunt exsecuti, qui — proprie libros huic operi dedicaverunt, sicut Caecilius, Dionysius, Rutilius.** 7) περὶ ἑρμηνείας führt der Scholiaſt zu *Aristoph.* **Nub.** 400 als eine Schrift des Dion. von Halikarnaſſus an. Man glaubt es ſei die, welche gewöhnlich für eine

---

[58]) S. Schloſſer, Apologie des Thucydides im n. teutſchen Muſeum (Leipzig 1790.), 2. S. 153 enthält wenig von Bedeutung. *Poppo*, De Thucyd. Histor. Judicium. (Prolegomena.) (Lipsiae 1821.) *Krüger*, Praef. ad Historiograph. p. xvii sq. Leveſque geht im fünften Excurs zu ſeiner Überſ. des Thucydides (4. Th. S. 223) die vornehmſten von Dionyſios erhobnen Anklagen durch, und widerlegt ſie; mit Unrecht aber, wie mir ſcheint, beſchuldigt er den Rhetor des Neides gegen den attiſchen Geſchichtſchreiber und den hohen Ruf, den er genoß. Pour l'affaiblir il se permet jusqu'à l'injustice; et content d'entraîner à son parti les lecteurs peu capables de réflechir — il s'embarasse peu si les lecteurs réflechis ne lui reprocheront pas d'avoir manqué de goût, de jugement ou de bonne foi.

[59]) S. Poppo a. a. O. S. 86.

[60]) *H. Stephanus*, Oper. in Dion. Hal. c. XVI: si, ut persuasum habeo, vel senex, vel saltem jam senescens scribere historiam aggressus est, juvenis autem in Thucydidis scripta critice inquisivit, minime mirum est, eum aliqua juvenili quodam et ambitioso reprehendendi studio vituperasse, quae postea imitationis honore dignatus sit.

[61]) S. Krüger a. a. O. S. xxxiv.

[62]) Sylburg ſetzt dem Titel die Worte ἐπιστολη πρὸς Ἀμμαῖον δευτέρα zu.

[63]) Die drei hier zuletzt genannten Schriften ſind unter dem Titel: Dionysii Hal. Historiographica h. e. Epistolae ad Cn. Pompejum, ad Q. Aelium Tuberonem et ad Ammaeum altera, von Krüger mit reichhaltigen Anmerkungen und Zugaben trefflich bearbeitet. (Halis Sax. 1823.) Zugleich mit den übrigen kritiſchen Schriften des Dionyſios und einer dem Texte gegenüberſtehenden Überſetzung von E. Gros: Examen critique des plus célèbres écrivains de la Grèce par Denys d'Halicarnasse, traduit en français avec de notes et le texte en regard, collationés sur les Mscs de la bibl. du Roi et sur les meilleurs éditions. (à Paris. 1826. 3 Voll.) Einige ältre Ausgaben dieſer Schriften ſ. bei Hofmann a. a. O. Wir rwähnen hier nur A. G. Beckers werthvolle Überſetzung der Schrift über die Rednergewalt des Demoſthenes vermittelſt ſeiner Schreibart (Wolfenbüttel u. Leipzig 1829.), mit gelehrten Erläuterungen einer vorangeſetzten Abhandlung über Dionyſios als äſthetiſch-kritiſchen Schriftſteller, und angehängten Lesarten der von E. Gros verglichnen Handſchriften.

[64]) Da Diogenes Laert. X, 4 den Dionys von Halikarnaß unter denen nennt, welche feindliche Geſinnungen gegen Epikur gehegt, ſo vermuthet Fabricius (Bibl. Gr. IV. p. 400), daß er dieſe in dem genannten Werke zu erkennen gegeben habe.

Arbeit des Demetrius Phalereus gilt[65]). 8) *βίος Ὁμήρου* **Thom. Gale in Opusc. mythol.** (in Amſterd. 1688.) wird von Gale (**Praefat. §. VI.**) dem Dionyſios beigelegt[66]). Die von ihm angeführten Gründe ſind keineswegs verwerflich, wenn ſie ſchon die Sache noch nicht zur Entſcheidung bringen.

Ausgaben. Von den 11 Büchern der *Ἀρχαιολογία ῥωμαϊκή* erſchien früher als der Text, die lateiniſche Überſetzung von **Lapus Biragus**[67]) aus zwei vatikaniſchen Handſchriften (Treviſo 1480. Fol.), rauh, oft auch unrichtig, aber brauchbar in kritiſcher Rückſicht, weil er Wort für Wort wiederzugeben bemüht war. Henr. Glareanus rühmt ſich mehr als 6000 Fehler darin entdeckt und weggeräumt zu haben (Baſel 1532. Fol.). Der griechiſche Text erſchien zuerſt aus einer Handſchrift der königl. Bibliothek in Robert Stephanus' Officin (Paris 1546. Fol.), worauf auch kurz nachher einige der rhetoriſchen Werke folgten (Ebdaſ. 1547. Fol.) und dieſe mit mehren neu aufgefundenen vermehrt von Henr. Stephanus (Ebdaſ. 1554); die hiſtoriſchen und rhetoriſchen Schriften vereinigt, mit verbeſſertem Text und verbeſſerter lat. Überſetzung von Fr. Sylburg (Frankf. 1586. 2 Bde. Fol.)[68]). Den 11 Büchern der römiſchen Archäologie ſind die von Fulvius Urſinus in den **Excerptis ex Polybio et all.** edirten Auszüge aus den übrigen Büchern (Antwerpen 1582. 4.), und den rhetoriſchen Schriften, die zum Theil aus Handſchriften verbeſſert ſind, die zwei vorher unbekannten Abhandlungen *περὶ λεκτικῆς Δημ. δεινότητος* und von Thucydides Charakter an Tubero, die er von Andr. Dudith erhalten hatte, beigefügt. Die Anordnung in dieſem zweiten Band iſt faſt ganz zufällig, je nachdem dieſe oder jene Abhandlung früher oder ſpäter in die Hände der Herausgeber gekommen war; und ſie iſt auch in Joh. Hudſons, mehr durch äußere Schönheit als innern Werth ausgezeichneter Ausgabe unverändert beibehalten[69]). Dieſe Ausgabe (Lond. 1704. 2 Bde. Fol.), über die in Reiske's Vorrede zu der leipziger Wiederholung derſelben (1774 — 1777. 6 Bde.) ein ſtrenges Urtheil ausgeſprochen wird, gibt Sylburgs unveränderten, aber durch zahlreiche Druckfehler entſtellten Text, der aus den Leſarten des vatic. Codex, welche H. in den Anmerkungen mittheilt, an unzähligen Stellen ergänzt und verbeſſert werden konnte. Die leipziger Ausgabe, das Unternehmen eines Buchhändlers, der durch das der londoner allzufreigebig geſpendete Lob beſtochen war, war nur auf einen Abdruck derſelben berechnet, daher auch in der erſten Hälfte des erſten Bandes alle ihre Druckfehler wiederholt ſind, bis Reiske ſich der Sache annahm, die begangenen Irrthümer, ſo weit es geſchehen konnte, berichtigte, und die Anmerkungen der frühern Herausgeber mit ſeinen eignen, und mit zahlreichen, jedem Band angehängten, Verbeſſerungen vermehrte. Er ſtarb vor Vollendung des Werkes, deſſen ſechster Band von Morus beſorgt wurde[70]).

Aus dem verloren gegangenen Theile der römiſchen Archäologie war außer dem, was Urſinus in den ſchon erwähnten Auszügen, einem Capitel des großen Conſtantiniſchen Excerpten-Werkes, **de Legationibus**, noch Einiges von Valeſius in den **Excerptis Peirescianis** (**Paris.** 1634. 4.) aus dem Capitel **de Virtutibus et Vitiis** an das Licht geſtellt worden[71]); reichere Ausbeute, ja Wiederherſtellung des ganzen verlornen Theiles, wenigſtens aus der (obenerwähnten) Epitome, oder dieſe Epitome ſelbſt ließ Ang. Mai erwarten, indem er unter dem prunkenden Titel: *ΔΙΟΝΥΣΙΟΥ ΑΛΙΚΑΡΝΑΣΣΕΩΣ ῥωμαϊκῆς Ἀρχαιολογίας τὰ μέχρι τοῦδε ἐλλείποντα*, aus zwei Handſchriften der Ambroſianiſchen Bibliothek eine Anzahl von Bruchſtücken aus dem 12. bis 20. Buche, mit den Urſiniſchen und Valeſiſchen vermiſcht, zu Mailand 1816 in einem ſplendiden Quartbande mit Uncialen gedruckt und mit ausführlichen Prolegomenen begleitet an das Licht ſtellte[72]). Er hatte ſich beredet, daß dieſes die vom Dionyſios verfertigte, wenngleich ſehr lückenhafte **Synopsis (Phot. cod. 84)** ſei, und dieſe Meinung, die vom Profeſſor Ciampi in einer dem **Ateneo italiano** vorgelegten Abhandlung (**Dubbi intorno al Dionigi trovato Adall' bate Mai**)[73]) beſtritten wurde, fand einen Vertheidiger an Pietro Giordano[74]). Die Schrift des letztern hat durch die Mittheilung mehrer Excerpte aus den von Mai übergangenen zehn erſten Büchern der Archäologie, ſowie ſie in den Ambroſ. Handſchriften geleſen werden, einen gewiſſen Werth. Dagegen trat in Teutſchland Profeſſor Struve gegen ſie auf, der in einer kleinen Schrift[75]) darthat, „daß Mai's Meinung von einer wiederaufgefundenen Epitome ganz ohne Grund ſei;" und Mai ſelbſt nahm im zweiten Bande der **Nova collectio Scriptorum veterum e Vaticanis codd. edita. (Romae 1827. 4. Praef. p. XVII)**, wo dieſelben Excerpte wiederholt ſind, ſeine Behauptung zurück[76]). Dieſe neue Ausgabe, in welcher die Auszüge nicht mehr nach den Büchern, wie in der frühern, ſondern unter dem angemeſſenen Titel: **Excerpta a libro XII. usque ad XX**, in 68 Capitel geordnet ſind, enthält nichts weiter als was die erſte enthielt, außer bei einem kleinen Abſchnitt einige Varianten eines **Cod. Vaticanus**[77]). Doch ſind manche unrichtige Lesarten der erſten Ausgabe in der zweiten, zum Theil ſtillſchweigend und wahrſcheinlich auf fremden Rath, mit beſſern vertauſcht.

---

[65] Daß ſie dem Dionyſios angehöre, behauptet Henr. Valeſius in Not. ad Exc. Peiresc. p. 65 sq. De Critica I. c. 8. p. 156, wo Burmann nachzuſehen iſt. Dieſelbe Meinung hegte auch Menage ad Diog. Laert. I, 101. p. 59. V, 81. p. 222, und mehre Andre. Sie wird mit Recht beſtritten. S. *Schneider*, Praef. ad Demetr. de Elocutione p. IX — XII. *Grotefend*, Initia Hist. litter. Gr. II. §. 184. p. 171.

[66] Barnes ſetzt dieſem Leben den Titel vor: *Πλουτάρχου ἢ μᾶλλον Διονυσίου τοῦ Ἁλικαρνάσσεως περὶ τῆς Ὁμήρου ποιήσεως.* Vergl. *Fabric.* Bibl. Gr. T. I. p. 322. ed. Harl.

[67] Auch Lappus und Lampus wird er genannt. über das Vaterland dieſes Gelehrten und die Verwechſelung zweier Gleichnamigen, deren einer aus Mailand, der andre aus dem Florentiniſchen war, ſ. *Mazzuchelli*, Scrittori d'Ital. II, 2. p. 1259 und *Harles* ad Fabric. Bibl. Gr. Vol. IV. p. 386. K.

[68] Eine neue latein. überſ. von Sylburg erſchien erſt nach ſeinem Tode. (Hanov. 1615. 2 Voll. 8.) Ein fehlerhafter Nachdruck der griechiſch-lateiniſchen Ausgabe erſchien zu Leipzig 1691. Fol.

[69] Die richtigere, zeitgemäße Anordnung gibt Hudſon an, mit dem A. G. Becker in der Abhandl. über Dionyſios S. XLV fg. zu vergleichen iſt.

[70] Eine ſtereotypiſche Ausgabe der ſämmtlichen Werke, mit Beifügung der aufgefundnen Fragmente iſt in der Tauchnitzſchen Sammlung (Lips. 1823. Voll. VI. 12.) erſchienen. Wer ſie beſorgt habe und was darin geleiſtet worden, iſt uns nicht bekannt. Ein ſehr brauchbarer Auszug alles deſſen, was ſich in dem hiſtoriſchen Werke des Dionyſios auf Verfaſſung, Staats- und Religionsweſen im römiſchen Reiche bezieht, iſt die von Dav. Chriſt. Grimm veranſtaltete Synopsis Archaeologiae Romanae, quae ritus Romanos explicat. (Lipsiae 1786.) mit zweckmäßigen kritiſchen und erklärenden Anmerkungen.

[71] Dieſe Excerpte, mit einander verbunden, ſind dem erſten Theile der Hudſonſchen und dem vierten der Reiske'ſchen Ausgabe angehängt.

[72] Dieſe theure Ausgabe iſt mit abgekürzter Vorrede, in gewöhnlicher Schrift, aber nicht ſorgfältig genug, zu Frankfurt a. M. 1817 8. abgedruckt.

[73] Einen Auszug aus Ciampi's Vorleſung gibt die Biblioteca Italiana Tomo VIII. p. 225 sq.

[74] Lettera di Pietro Giordano al chiarissimo Abate Giambattista Canova sopra il Dionigi trovato dall' Abate Mai. (Milano 1817.) Aus dieſem Briefe hat A. Mai einige Bemerkungen in der zweiten, römiſchen Ausgabe der Excerpte angeführt. Den ganzen Inhalt deſſelben findet man ebenfalls in der Bibl. ital. l. l. p. 228 sq.

Die wichtigſten Ausgaben der einzelnen Schriften ſind bei dieſen ſelbſt angeführt. (*F. Jacobs.*)

DIONYSIOS. Unter dieſem Namen, der vielen Dichtern und Schriftſtellern des Alterthums gemein iſt[1]), wollen wir in dieſem Artikel zuerſt die Dichter, dann die Grammatiker zuſammenſtellen.

I. Dichter.

Die Lebensumſtände von allen dieſen ſind entweder ganz unbekannt, oder dürftig und ungewiß; von ihren Werken hat ſich, außer zwei kleinen Hymnen und neun Epigrammen[2]), nur eins, die Periegeſe, der wir einen beſondern Artikel widmen, ganz, von den übrigen nur der eine und der andre Vers erhalten. Indem wir hier die Einzelnen nach ihrem Vaterland und Beinamen ſondern, ſtellen wir bei Jedem die überlieferten Nachrichten, wie mangelhaft ſie auch ſein mögen, zuſammen.

a) Dionyſios der Andrier, Verfaſſer eines Diſtichons der **Anth. Palat. VII**, 533; iſt gänzlich unbekannt.

b) D. der Byzantiner. Suidas (**Tom. I. p.** 601) nennt ihn einen Epiker (ἐποποιός), ohne doch Werke von ihm anzuführen, die dieſe Benennung rechtfertigen könnten. Die vom Stephanus Byz. ihm beigelegte περιήγησις τοῦ ἐν Βοσπόρῳ ἀνάπλου[3]) war in Proſa geſchrieben. Dieſes Werk war im Anfange des 16. Jahrh. noch vorhanden, wo es von P. Gyllius ſeiner Beſchreibung des **Bosporus Thracicus** zum Grunde gelegt, und mit reicher Sachkenntniß erläutert worden iſt[4]). Ein andres Werk dieſes Byzantiners περὶ θρήνων betitelt, nennt Suidas ποίημα μεστὸν ἐπικηδείων, wo es unentſchieden bleibt, ob die Grabgeſänge τὰ ἐπικήδεια (als eine Gattung des θρῆνος. S. *Phot.* **Bibl. Cod.** 239. **p.** 321, 30), mit denen jenes Werk angefüllt war, aus fremden oder eignen Liedern des Dionyſios beſtanden. Der Titel des Werkes ſelbſt περὶ θρήνων läßt vermuthen, daß es eher eine Abhandlung als ein Gedicht war.

c) D. Chalkos. Ein Dichter und Redner Athens, deſſen Leben noch vor den Ausbruch des peloponneſiſchen Krieges oder in die erſten Zeiten deſſelben fällt[5]). Den Beinamen erhielt er davon, daß er den Athenäern den Gebrauch eherner Münzen in einer Rede empfohlen hatte[6]). Aus einigen Diſtichen ſeiner Elegien, welche Athenäus (**X. 443. D. XIII. 602. C. XV. p.** 668. **E.** 669. **A.**) anführt, geht hervor, daß er dem Ungewöhnlichen nachſtrebte; wie er z. B. einmal von Trinkern den Ruderſchlag des Dionyſos (εἰρεσίαν Διονύσου), die Zecher Schiffer des Sympoſiums und Ruderer der Pocale (συμποσίου ναῦται καὶ κυλίκων ἐρέται), und die Poeſie den Schrei der Kalliope (κραυγὴν Καλλιόπης) nannte, was Ariſtoteles (**Rhetor. III, 2, 11**) mit Tadel erwähnt[7]).

---

75) über die von Mai in Mailand aufgefundnen und herausgegebenen Bruchſtücke des Dionyſios von Halikarnaß. (Leipzig 1820.) 76) Er geſteht hier, durch die von ſeinen gelehrten Landsleuten, vorzüglich wol von E. Q. Visconti im Journal des Savans (Juin. 1817.) erhobenen Zweifel belehrt, daß das, was er für die **Epitome Dionysii** gehalten habe, den Urſiniſchen und Valeſiſchen Excerpten vollkommen ähnlich und ebenfalls aus den **Eclogis** des Conſtantinus gezogen ſei; und zwar, wie er jetzt behauptet, aus dem Titel περὶ γνωμῶν. Dieſe neue Behauptung wird von Struve in Jahns Jahrb. 1828. 7. Bd. S. 377 fg. beſtritten. 77) Dieſes iſt in der ebenangeführten Recenſion Struve's bei Jahn a. a. O. S. 380 fg. auf das Vollſtändigſte nachgewieſen, und zugleich eine große Menge von Fehlern der zweiten Ausgabe glücklich verbeſſert. Dieſer Gelehrte verſpricht ebendaſ. S. 402 einen wegen der Wichtigkeit jener Excerpte allerdings höchſt wünſchenswerthen gereinigten Abdruck, wozu ſich auch ſchon ein Verleger gefunden habe. Daß er erſchienen ſei, iſt uns nicht bekannt.

1) Die meiſten führt Meurſius in einer beſondern Schrift, **De Dionysiis**, auf. S. *Meursii* **Opera. Vol. V.** *Gronovii* **Thes. Ant. Gr. Tom. X. p.** 577 **sq.** Vergl. *Jonsius*, **Hist. Scr. Phil. III, 6. p.** 42 **sq.** *Fabric.* **B. Gr. T. IV. p.** 405 **sq. ed. Harl.** 2) Die neun Epigr. gibt Brunck in den **Anal. V. Poet. T. II. p.** 253—255 ohne Unterſcheidung, und hat damit den Hymnus auf die Muſen von neun, und auf den Apollo von 25 Verſen vereinigt. Von jenen ſind in den Handſchriften vier Διονυσίου ohne nähere Bezeichnung überſchrieben; **No.** 3. (**Anth. Pal. VII**, 533.) Δ. Ἀνδρίου. **No.** 5. (**A. Pal. V**, 81.) Δ. σοφιστοῦ. **No.** 9. (**A. Pal. VII**, 716.) Δ. Ῥοδίου. **No.** 10. (**A. Pal. VII**, 78.) Δ. Κυζικηνοῦ.

3) Jonſius irrt, wenn er a. a. O. S. 46 behauptet, daß ſich dieſes Werk in einem Codex der k. Bibliothek zu Paris befände. Es iſt nur ein Bruchſtück aus dem Proömium, das Du Cange in der **CPolis Christ. init.** und Hudſon in den **Geogr. min. T. III.** hat abdrucken laſſen. S. *Fabric.* **B. Gr. Tom. IV. p.** 611. Wie eifrig und wie fruchtlos doch Luc. Holſtein dieſem Werke nachforſchte, erhellt aus ſeinen von Boiſſonade (**Paris.** 1817.) edirten Briefen S. 35, 63 u. 471. 4) Dieſes Werk von Gyllius erſchien erſt nach dem Tode ſeines Verfaſſers ſehr entſtellt, und iſt ohne weſentliche Verbeſſerung in *Gronov*, **Thes. Antiqu. Gr. T. VI.** und in *Banduri* **Imperio Orientali** wiederholt. Daß ſich L. Holſteinius um Berichtigung der darin eingeſchlichnen Irrthümer eifrig bemüht hat, erhellt aus ſeinen Briefen. S. S. 64 und in Bredows **Epist.** (**Paris.**) **p.** 15 **sq.** 5) S. *Plutarch*, **Vit. Nici. c.** 5, wo auch ſeiner poetiſchen Werke Erwähnung geſchieht. 6) *Athenae.* **XV. p.** 669. **D.** über die Sache ſ. Böckh im Staatsh. Athens. 2. Th. S. 136. 7) Die Bruchſtücke ſeiner Elegien ſind überſetzt von W. E. Weber in den Elegiſchen Dichtern der Hellenen. 1. Th. S. 254. Vgl. 2. Th. S. 634.

d) D. der Korinthier. Suidas (Tom. I. p. 601) und Eudocia (p. 132) nennen ihn einen Epiker, und legen ihm folgende Schriften bei: *ὑποθῆκαι. αἴτια* in drei Büchern [8]), vielleicht nach dem Muſter des Kallimachos. *μετεωρολογούμενα. οἰκουμένης περιήγησις* in Verſen, und einen Commentar zum Heſiodos in Proſa [9]).

e) D. der Cyzicener, Verfaſſer eines Epigramms auf den Eratoſthenes [10]).

f) D. der Halikarnaſſeer, der jüngre [11]), lebte nach Suidas [12]) unter dem Kaiſer Hadrian, und weil er ſich ganz vorzüglich mit Muſik beſchäftigte, erhielt er den Beinamen des Muſikers. Seine Werke waren: *ὑπομνήματα ῥυθμικὰ* in 14 Büchern; eine Geſchichte der Muſik in 36 Büchern, die mit Nachrichten von Flötenſpielern, Citharöden und Dichtern angefüllt waren; 22 Bücher muſikaliſchen Unterrichtes und Zeitverkürzung (*μουσικῆς παιδείας ἢ διατριβῶν*); endlich fünf Bücher über das, was Platon in der Republik über Muſik geſagt hat. Da dieſer Dionyſios von Profeſſion ein Sophiſt war, ſo könnte ihm das in der palat. Anthologia (V. 81) *Διονυσίου σοφιστοῦ* überſchriebene Epigramm angehören, ſowie vielleicht auch die beiden, oben ſchon (Note 2) erwähnten Hymnen, die ſich mit muſikaliſchen Noten verſehen in mehren Handſchriften erhalten haben [13]). Daß es aber außer dem Halikarnaſſeer und Zeitgenoſſen Hadrians noch einen Muſiker gleiches Namens unter Conſtantin dem Großen gegeben habe, ſcheint auf der unrichtigen Erklärung eines von Meibom edirten Epigrammes zu beruhen [14]).

g) D. Jambus. Jambiſcher Dichter; ob ihm aber deshalb das Prädicat eines **poeta acer** zukomme [15]), bleibt bei dem Mangel von Überbleibſeln aus dieſer Gattung ſeiner Gedichte unentſchieden. Einen Hexameter von ihm führt Clemens Alex. (**Strom. V, 8. p. 674**) bei Erläuterung des Wortes *Ζὰψ* an [16]); und Plutarch (**de Music. T. II. p. 1136. C.**) erwähnt dieſen Dionyſios Jambus, als Urheber der Behauptung, daß Torebus Urheber der muſikaliſchen Harmonie ſei. Er war einer der Lehrer des Grammatikers Ariſtophanes von Byzanz, welcher um die 145. Olympiade blühte, woraus das Zeitalter dieſes Dionyſios abgenommen werden kann [17]). Ein Werk von ihm *περὶ Διαλέκτων* führt Athenäus (VII. p. 284. B.) an.

h) D. aus Mitylene, mit dem Beinamen *Σκυτοβραχίων* (Lederarm) oder *Σκυτεύς*, ein epiſcher Dichter. Suidas (I. p. 601. Vgl. *Eudoc.* p. 132) legt ihm Folgendes bei: Feldzug des Dionyſos und der Athene; ſechs Bücher Argonautika, nach dem Zeugniſſe des Lexikographen in Proſa geſchrieben [18]), und *Μυθικά*. Wahrſcheinlich war nur das erſte dieſer Werke ein Gedicht. Einige machten ihn zu einem Zeitgenoſſen von Julius Cäſar und Cicero [19]), was, nach Sueton, der Zeitrechnung nicht zuſagt. Mit dieſem Bedenken des römiſchen Hiſtorikers ſetzt man eine dunkle, aus Artemons Werke *περὶ συναγωγῆς* (oder *ἀναγωγῆς*) *βιβλίων* in Verbindung, welche zu ſagen ſcheint, Dionyſios ſei es, der die dem lydiſchen Xanthus beigelegte Geſchichte geſchrieben habe [20]); und hieraus, ohne genügenden Grund, gefolgert, daß, wenn auch Artemons Ausſpruch in dieſer Faſſung unrichtig ſei, dem mitylenäiſchen Dionyſios doch ein höheres Alter angewieſen werden müſſe [21]). In dem mythiſchen Werke (*τὰ Μυθικὰ*) ſcheint er auch über Lesarten des Homeriſchen Textes geurtheilt zu haben [22]).

i) D. aus Milet, ein Schüler des Iſäus, lebte unter Hadrian, der ihm, aus Achtung gegen ſein redneriſches Talent, Statthalterſchaften über nicht unbedeutende Völker anvertraute, ihn zum römiſchen Ritter machte, und ihm einen Platz im alexandriniſchen Muſeum zutheilte [23]). Nachdem er Lehrer der Beredſamkeit zu Lesbos geweſen, ſtarb er in Epheſus, und wurde dort auf einem der Hauptplätze der Stadt begraben [24]). Meurſius (**de Dionys. p. 595**) glaubt, daß ihm die mit dem Namen Dionyſios bezeichneten Epigramme der Anthologie und die in den

---

[8] Beim Suidas *αἴτια ἐν βιβλίῳ ᾱ.* Richtiger in dem Violeto *ἐν βιβλίοις τρισίν.* Über die *αἴτια* des Kallimachos, die für das Hauptwerk des gelehrten Poeten galten, ſ. *Hemsterh.* ad Callim. Fragm. p. 417. Animadvv. ad Anth. Gr. II, 3. p. 47. Weichert, über Leben und Ged. des Apollon. S. 43.

[9] Suidas ſcheint dieſe *περιήγησιν* für einerlei mit der uns erhaltenen zu nehmen, indem er zweifelte, ob ſie nicht dem Verfaſſer der *Λιθιακὰ* angehöre, in welchem Gedichte Euſtathius Ähnlichkeit des Styls mit der Periegeſe fand.

[10] Anth. Pal. VII, 78. S. *Bernhardy, Eratosthen.* p. XIII.

[11] Von dem ältern ſ. den beſondern Artikel.

[12] *Suid.* T. I. p. 597.

[13] Sie ſind zuerſt herausgegeben von *Vinc. Galilei*, Dial. della Musica antica e moderna (Florent. 1581.). Marpurg, Geſch. der Muſik. S. 194 fg. Burney, über die Muſik der Alten, überſ. von Eſchenburg. S. 98 fg. und öfter. S. *Fabric.* Bibl. Gr. Vol. III. p. 644 sq. Erläutert ſind ſie von *Incedorf*, De Hymn. vett. Gr. p. 65 sq. Animadverss. ad Anth. Gr. Tom. II, 2. p. 246. Vgl. *Burette*, Mém. de l'Acad. des Inscr. V. p. 169 sq., welcher ſie einem andern Dionyſios zuſchreibt.

[14] *Fabric.* B. Gr. IV. p. 644.

[15] poeta acer et jambicus. *Harles* in Fabr. B. Gr. IV. p. 409. S. von ihm *Schweigh.* ad Athen. VII. Tom. IV. p. 100.

[16] *πόντου μαινομένοιο περιστείνει ἀλυκὴ ζάψ.*

[17] *Suid.* in *Ἀριστοφάνης.* Tom. I. p. 328.

[18] Auf dieſes Werk berufen ſich die Scholia ad *Apoll. Rh.* I, 1289. II, 1144. Vergl. I, 256. IV, 177 und IV, 119, wo die Flucht der Kinder der Ino nach der Weiſe des Paläphatus (De Incredibil. c. 31.), der mit Diodor. Sic. (IV, 47) übereinſtimmt, ausgedeutet wird. S. Weichert über den Apoll. Rhod. p. 109, 178 sq. In dem Scholion zu Ap. Rh. III, 200 will Reineſius (Obss. in Suid. p. 71) ſtatt *Μιλησίου* leſen *Μιτυληναίου.*

[19] *Sueton.* de ill. Gramm. c. 7. Antonius Gnipho, institutus Alexandriae, ut aliqui tradunt, in contubernio Dionysii Scytobrachionis, quod equidem non temere crediderim, quum temporum ratio vix congruat.

[20] *Athen.* XII. p. 515. D.: *ὡς ἱστορεῖ Ξάνθος ὁ Λυδὸς ἢ ὁ εἰς αὐτὸν τὰς ἀναφερομένας ἱστορίας συγγεγραφὼς Σκυτοβραχίων, ὡς Ἀρτέμων φησὶν ὁ Κασανδρεύς.* Aus dieſen Worten, in denen die Stellung der Worte *ὁ εἰς αὐτὸν τὰς* ſt. *ὁ τὰς εἰς αὐτὸν ἀν* Schwierigkeiten verurſacht, nimmt Meurſius (ad *Hesych.* Miles. p. 174) die Behauptung, die Geſchichte des Xanthus gehöre dem Skytobrachion an. S. *Creuzer*, Histor. Gr. Fragm. p. 140 sq.

[21] *Plehn* Lesbiac. p. 198 sq., womit zu vergleichen *Bernhardy*, Commentat. de Dion. Perieg. p. 490.

[22] S. *Eustath.* ad Il. *γ.* 40. p. 380, 30, wenn anders die dort angeführte Stelle, wie mir wahrſcheinlich iſt, den Mythicis angehört.

[23] *Philostr.* Vit. Soph. I, 22, 3. p. 524. *Matter*, Essai historique sur l'école d'Alexandrie. I. p. 241 sq.

[24] *Philostr.* l. l. p. 526.

Sammlungen griechiſcher Epiſtolographen befindlichen Briefe beigelegt werden müßten. Jenes iſt von einigen Epigrammen vielleicht wahr; dieſes gewiß unrichtig. Der Epiſtolograph war aus Antiochia und ſcheint der Mitte des fünften Jahrhunderts anzugehören[25].

k) D. der Rhodier, Verfaſſer eines Epigramms auf den Tod eines rhodiſchen Jünglings (Anth. Pal. VII, 716). Einen Rhodier oder Samier dieſes Namens, einen Sohn des Muſonius, führt Suidas (I. p. 602) als Hiſtoriker auf[26]. Er war Prieſter des Helios. Ihm werden folgende Schriften beigelegt: *ἱστορίαι τοπικαὶ* in ſechs Büchern[27]; *Οἰκουμένης περιήγησις; ἱστορία παιδευτικὴ* in zehn Büchern. Ein Werk *περὶ τοῦ Κύκλου*[28] wird beharrlich dem Samier zugeſchrieben, der auch davon den Beinamen *Κυκλογράφος* bekam[29]. Denn daß hierunter, wie Einige behaupten, jedesmal der ältre mileſiſche Dionyſios zu verſtehen ſei[30], welcher ebenfalls einen mythiſchen Cyklus geſchrieben hat, kann nicht erwieſen werden, obgleich die Verwechſelung leicht war, und gewiß auch bisweilen ſtattgefunden hat. Die Anordnung des dem Samier angehörenden Werkes hat Müller (de Cyclo p. 20) nach den wenigen Bruchſtücken, die auf uns gekommen ſind, anzugeben verſucht, zugleich die Vermuthung aufſtellend, daß der Verfaſſer nicht blos einen proſaiſchen Auszug der alten Gedichte gegeben, ſondern auch ſeine Quellen namentlich angeführt, längere Stellen der ältern Dichter ausgehoben, und die ſpätern damit verglichen habe (p. 22, 26). Dieſem Samier wurden auch die *Βασσαρικὰ* oder *Διονυσιακά* beigelegt, welche Andre dem Periegeten zueigneten[31]. Aus dieſem Gedicht, an dem man Härte der Schreibart tadelte, haben ſich einige Bruchſtücke erhalten, die für die Gelehrſamkeit des Verfaſſers zeugen[32]. Ihm gehörte auch vielleicht eine *Γιγαντιὰς* an, die in dem Städtelexikon (*Νέσσων* und *Ὀρέσται*), als das Werk eines Dionyſios angeführt wird.

l) D. der Philadelpheer, aus Philadelphia in Lydien oder Cilicien oder Cöleſyrien, erhielt wegen einer gewiſſen Improprietät ſeines Styls[33] den Beinamen *ὑπόκενος* oder *διάκενος*. Ihm legten Einige die *Ὀρνιθιακά* bei, die nach Andern dem Periegeten angehörten.

m) D. *Σκυμναῖος* oder *Σκιωναῖος*[34], von dem Tzetza einen jambiſchen Trimeter anführt.

n) D. von Sinope, ein komiſcher Dichter, von Caſaubonus (ad *Athen.* XI. p. 467. D.) mit Unrecht der ältern Komödie beigelegt; mit größerer Wahrſcheinlichkeit, nur ohne Beglaubigung, von Fabricius (B. Gr. T. II. p. 437) in die 100. Olymp. geſetzt. Er gehörte der mittlern Komödie an. Von ſeinen Werken ſind folgende Titel bekannt: *Ἀκοντιζόμενος* (*Athen.* XIV. p. 664. D.), *Σώζουσα* (*Athen.* XI. p. 467. D. 497. C.), *Θεσμοφόρος* (*Athen.* IX. p. 404. E.), *Ὁμώνυμοι* (IX. p. 381. C. XIV. 615. E.), *Σώτειρα* (*Stob.* Tit. 125, 8. p. 620). Ein ſechstes Stück *Ταξιάρχαι* wird, nach Suidas (in *Φορμίων* T. III. p. 625), ihm mit Unrecht beigelegt[35].

o) D. der ältre, Tyrann von Syrakus, Verfaſſer mehrer Tragödien, eines Adonis (*Athen.* IX. p. 401. F.), der Alkmena (*Stob.* Tit. 98, 30), der Leda (daſ. Tit. 105, 2), *Σωτεῖρα* (daſ. Tit. 125, 8), von deren Werthe die Meinung weniger gewiß war, als „daß er Sicilien durch ſeine Regierung mit wahrhaften Tragödien erfüllt habe[36].“

II. Grammatiker.

a) Dionyſios der Alexandriner, Sohn des Glaukos; er war Lehrer des Parthenios[37] und Schüler

---

25) S. *Fabric.* B. Gr. I. p. 691. Dem ältern mileſiſchen Dionyſios, dem Zeitgenoſſen des Hekatäos und einem der Vorgänger Herodots, wird eine *περιήγησις οἰκουμένης* wahrſcheinlich aus Irrthum beigelegt. S. *Bernhardy*, Comm. de Dion. Perieg. p. 491. 26) *Vossius*, De Histor. gr. p. 174: Credo quum in Samo esset natus, Rhodius appellabatur, quia Rhodi habitaret. Einen rhodiſchen Dionys erwähnt Tertullian (de Anima c. 46) als den Verfaſſer einer Schrift über Träume. 27) Dem Titel nach: Geſchichten der Örter und Gegenden; wahrſcheinlich in Proſa. S. *Wernsd.*, Poetae Lat. min. V, 2. p. 1109. Auch die *περιήγ. οἰκουμ.* hält Bernhardy (a. a. O. S. 495) für ein in Proſa geſchriebenes Werk. 28) Das ſechste Buch dieſes Werkes führt Athenäus (XI. p. 477. E. 481. E.) an. Ein eilftes Buch erwähnt der Scholiaſt zu *Euripid.* Phoen. 1123, wo Valckenaer aber S. 734 statt *ἐν τῷ ῑᾱ τοῦ Κύκλου* aus dem Cod. A. *ἐν τῷ ᾱ* verbeſſert. S. außerdem Schol. ad *Pindar.* Isthm. III. (IV.) 104. *Clem. Alex.* p. 42, 5. 29) Schol. *Eurip.* Orest. v. 998. *Tzetza*, Prolegg. ad Hesiod. Chil. XII, 186. 30) S. Creuzer, über die hiſtor. Kunſt d. Griechen, S. 128. Weichert, über Apollon. S. 175. *Wüllner*, De Cyclo ep. p. 8. Entſchieden dagegen ſagt Böckh (*Pind.* Pyth. I, 46—57. Explic. p. 233): Dionysius Samius, qui cyclum fabularum epicum soluta oratione ante Diodorum, Alexandrinorum haud dubie aevo, pragmatica ratione concinnavit, plane diversus a Dionysio Milesio, qui Persici belli aetate et ipse *μυθικὰ* et *κύκλον ἱστορικὸν* composuit. Gleicher Meinung iſt *Panofka*, Res Samior. p. 95 sq. *Müller*, De Cyclo Gr. epico p. 19. 31) *Eustath.* Epist. ad Jo. Ducam p. 81. ed. Bernh.: *τὰ Βασσαρικὰ διὰ τὴν τραχύτητα τούτου (τοῦ περιηγητοῦ) κριθέντα εἰς τὸν Σάμιον ἀνενήχθησαν Διονύσιον.* Wernsdorf (P. L. M. Tom. V, 2. p. 1108) zieht die öftre Erwähnung Bachiſcher Fabeln in der Periegeſe hierher, was doch aber nicht auf Identität der Verf. führt. Von dieſem Gedichte führt Steph. Byz. in *Ὄδονες* ein 14., in *Βωλίγγαι* ein 18. Buch an, welche Zahlen Bernhardy (Comment. de D. P. p. 508) für verſchrieben hält.

32) über die bei Steph. Byz. erhaltenen Fragmente ſ. *Passow*, Symb. cr. p. 17 sq. Sie ſind zuſammengeſtellt von Schirlitz in Seebode's N. Arch. für Phil. 3. Jahrg. 2. S. 42 fg., von *Bernhardy*, De Dion. Per. p. 515 sq. 33) *διὰ λέξεως ἀκυρολογίαν* (improprietatem. *Quinctil.* Inst. Or. VIII, 2, 3.) *Eustath.* Epist. p. 81. Die beim Plinius (H. N. VI, 17. 21.) befindliche Nachricht von einem Dionyſius, den Ptolemäus Philadelphus nach Indien geſchickt habe, wird von Meurſius (De Dionys. p. 598) ohne Grund auf den Philadelpheer bezogen. 34) Jenes iſt bei *Tzetz.* ad Lycophr. 1247 die gewöhnliche Lesart. S. auch in Bachmanns Ausg. S. 255. Jonſius' (Scr. hist. phil. III, 8. p. 44) Vermuthung über den Urſprung dieſes Beinamens wird von *G. C. Müller* ad Lycophr. T. II. p. 980 mit Recht als zu weit geſucht verworfen. Müller ſelbſt hat aus einigen Handſchriften *Σχιωναῖος* aufgenommen. 35) S. von dieſem Dichter und ſeinen Werken *Meineke*, Quaest. Scenic. Spec. III. p. 54 sq. 36) Ausdruck des Themiſtius Orat. IX. p. 126. C. 37) Wenn in dieſem Artikel des Suidas der nicäiſche Parthenius gemeint iſt, welcher der Freund des Cornelius Gallus und der Lehrer Virgils war (S. *Macrob.* Sat. V, 17. *Heyne* ad Donati Vit. Virg. II. Not. 7.), ſo ſtimmt das übrige mit der Zeit nicht zuſammen, und man muß mit Fabricius (B. Gr. IV. p. 405)

Chäremons, dem er auf dem Lehrſtuhle zu Alexandria nachfolgte. Er lebte unter Nero bis zum Trajan, war Vorſtand der Bibliotheken, und bei dem Secretariat und Geſandtſchaftweſen der Kaiſer angeſtellt (*Suidas* T. I. p. 598). Schriften werden von ihm nicht angeführt.

b) Ein andrer Alexandriner dieſes Namens, der Sohn des Terus, gewöhnlich der Thrazier genannt, entweder weil er wirklich aus Thrazien war, oder wegen der Rauheit ſeiner Stimme[38]); Einige laſſen ihn aus Byzanz ſtammen[39]), aus Verwechſelung mit einem ältern; endlich ſoll er auch der Rhodier geheißen habe, weil er Bürger von Rhodos geweſen[40]). Nach Suidas (T. I. p. 598) war er ein Schüler Ariſtarchs[41]), und gab zur Zeit des Pompejus Magnus zu Rom Unterricht in der Beredſamkeit (ἐσοφίστευσεν). Außer andern Schriften und Commentaren ſchrieb er ἐξηγήσεις γραμματικὰς[42]), oder τέχνην γραμματικήν, welche letztre zuerſt Fabricius aus einer hamburger Handſchrift an das Licht geſtellt hat[43]). Scholien zu derſelben von Diomedes, Chöroboscus, Melampus, Porphyrius und Stephanus hat Villoiſon aus einer Handſchrift der St. Markus-Bibliothek herausgegeben[44]), und wiederum mit den Scholien Imm. Bekker aus einer pariſer Handſchrift[45]). In dieſen Scholien wird es in Zweifel geſtellt, daß der Schüler Ariſtarchs Verfaſſer der τέχνη ſei, und Gründe der Verſchiedenheit angeführt[46]); vor Kurzem aber iſt von Göttling die Vermuthung aufgeſtellt worden, daß jenes Werk aus dem ökumeniſchen Collegio hervorgegangen ſei, das von Conſtantin dem Großen geſtiftet, bis zum Jahre 730 gedauert hat[47]), und in welchem, außer andern Wiſſenſchaften, auch die Grammatik gelehrt wurde. Übrigens hat ſich von der dem Dionyſius beigelegten Grammatik eine armeniſche Überſetzung aus dem vierten oder fünften Jahrh. erhalten, in welcher den 21 Abſchnitten des von Bekker edirten griechiſchen Textes noch fünf andre über verſchiedne grammatiſche Gegenſtände angehängt ſind. Dieſe Überſetzung iſt mit dem ältern griechiſchen Texte zur Seite aus zwei pariſer Handſchriften herausgegeben von Cirbied in den Mémoires et Dissertations sur les antiquités nationales et étrangères publiés par la société royale des antiquaires de France. Tom. VI. p. 1—93. Übrigens werden von Dionyſius Thrax angeführt Μελέται (Schol. ad Odyss. X, 9. ap. Buttmann. p. 539); eine Schrift περὶ Ῥόδου (Steph. Byz. in Ταρσός); und περὶ τῆς ἐμφάσεως τοῦ περὶ τῶν τροχίσκων συμβόλου (vielleicht aus den Μελέταις), von welcher Schrift ſich ein bedeutendes Bruchſtück bei dem Clemens Alex. (Stromat. V. 8. p. 672, 27) erhalten hat.

c) Dionyſios, Sohn oder Schüler des Tryphon, wird als Verfaſſer einer Schrift περὶ ὀνομάτων angeführt, aus welcher *Athen.* VI. p. 255. C. eine Stelle des 11. Buches erwähnt XI. p. 503. C. und wahrſcheinlich aus demſelben Werke XIV. p. 641. A., welches auch namentlich von Harpokration in γρυπάνιον und ἕρμος angeführt wird. Stephanus von Byzanz beruft ſich ebenfalls auf ihn (Μυῤῥινοῦς und Ὄα), doch ohne Nennung ſeiner Schrift.

d) D. aus Pergamum, mit dem Beinamen Attikus, ein ausgezeichneter Schüler des Rhetors Apollodorus, der den Kaiſer Auguſt unterwieſen hatte; und nach Strabons Zeugniſſe (XIII. p. 625, 464) ſelbſt ein guter Sophiſt und hiſtoriſcher Erzähler (λογογράφος).

e) D. aus Phaſelis in Lycien, iſt durch einige Bemerkungen und eine ſchlechte Conjectur über Pindars Pyth. II, 1 bekannt. Die Scholien erwähnen ihn Ol. XI, 55 mit der Umſchreibung οἱ περὶ Διονύσιον, und Nem. XI. init. οἱ περὶ Φασηλίτην (ſ. *Böckh.* Praef. ad Pindar. T. II. p. XVI). Eine Schrift περὶ τῆς Ἀντιμάχου ποιήσεως und eine andre περὶ τῶν ποιητῶν führt der Verfaſſer des γένος Νικάνδρου an (ſ. *Nicandri* Theri. ed. Schneideri p. 3. *Luc. Holsten* ad Steph. Byz. p. 342, vergl. *Schellenberg* de antim. Coloph. p. 50).

f) D. aus Sidon, iſt nur durch Anführung Homeriſcher Commentatoren bekannt. S. *Eustath.* Od. a. 203. p. 1410, 59 und öfter in den Scholien der St. Markus-Bibliothek. S. *Villoison* Prolegg. ad Iliad. p. XXIX. *(F. Jacobs.)*

DIONYSIOS der Perieget, Verfaſſer eines geographiſchen Lehrgedichtes. Die Menge der Schriftſteller, die denſelben Namen führen, und durch Beinamen nicht immer hinlänglich unterſchieden ſind, ſowie der Umſtand, daß mehren derſelben Werke gleichen Inhaltes beigelegt werden[1]), ohne nähere Beſtimmung ihrer Form oder andre Kennzeichen, woraus entſchieden werden könnte, ob das vorliegende Gedicht oder ein andres proſaiſches

---

eine Verwechſelung der Perſonen annehmen. Es kann aber auch derjenige Parthenius gemeint ſein, dem ein Dichter der Anthologie (Anth. Pal. VII, 377) wegen der von ihm gegen Homer ausgeſtoßenen Läſterungen peinliche Strafen im Orcus anwünſcht. S. Catalog. Poet. Epigr. in Anim. ad Anth. Gr. T. III, 3. p. 891 sq.

38) διὰ τὸ τραχὺ τῆς φωνῆς. Etymol. M. p. 277 (251. Bek.). Scholion ad Dionysii τέχνην ap. Fabric. B. Gr. VI. p. 310. 39) In dem Cod. Matrit. 83 bei *Iriarte*, Catal. p. 314: Διονύσιος ὁ Θρᾷξ Βυζάντιος, σύγχρονος, Ἀριστοτέλει καὶ Πραξιφάνει. 40) *Strabo* XIV. p. 655: Διονύσιος δὲ ὁ Θρᾷξ καὶ Ἀπολλώνιος ὁ τοὺς Ἀργοναύτας ποιήσας Ἀλεξανδρεῖς μέν, ἐκαλοῦντο δὲ Ῥόδιοι. Nach *Athenäus* XI. p. 489. A. gab er in Rhodos Unterricht. Unter ſeinen Schülern war auch der ältre Tyrannio, der in dem Mithridatiſchem Kriege von Lucullus gefangen und von Murena nach Rom geführt wurde. *Plut.* Vit. Luculli c. 19. 41) Sonderbar iſt die Nachricht, daß er ſeinen Lehrer gemalt und auf ſeiner Bruſt die Tragödie abgebildet habe, διὰ τὸ ἀποστηθίζειν αὐτὸν παρὰ τὴν τραγῳδίαν. Etym. M. p. 277 (251). Die letzten Worte deutet Göttling in der Vorrede zu Theodos. Gramm. p. V: criticam quasi Melpomenen in praeceptoris sui visceribus habitare testatus. 42) Unter dieſem Titel wird das Werk vom Euſtathius angeführt. 43) *Fabr.* B. Gr. Tom. VI. p. 311 sq. 44) *Villois.* Anecdota T. II. p. 99. 45) Anecdota Tom. II. 46) S. bei Fabricius a. a. O. S. 310 und *Göttling*, Praefat. ad Theodosii Alex. Gramm. p. V. 47) *Göttling*, Praef. ad Theodos. p. VI sqq.

1) Suidas legt eine περιήγησιν Οἰκουμένης dem korinthiſchen, dem mileſiſchen, dem rhodiſchen oder ſamiſchen Dionyſios bei; endlich vermuthet er auch, daß der Byzantiner der Verfaſſer der vorhandnen Periegeſe ſei.

oder poetiſches Werk dieſes Inhaltes gemeint ſei, oder vielleicht in der Anführung ſelbſt Irrthum und Verwechſelung obwalte; alles dieſes macht die Beſtimmung des Vaterlandes, aus dem der Verfaſſer der Periegeſe ſtammt, und der Zeit, in welcher er geſchrieben, ſo ſchwierig, daß nach mehren, dieſem Gegenſtande gewidmeten, Unterſuchungen 2), beides noch zweifelhaft und zu keiner völlig genügenden Entſcheidung gebracht worden iſt 3). Wir wollen hier alſo zunächſt die mangelhaften Nachrichten der Alten, dann die in dem Gedichte ſelbſt aufgefundnen Spuren anzeigen, und mit dieſen die aus beiden Quellen abgeleiteten Meinungen der Neuern verbinden.

In dem Anhange der Epiſtel des Euſtathios an Johannes Ducas (p. 81. ed. Bernh.) heißt es: Man erzähle vom Dionyſios, er ſei ſeiner Abkunft nach ein Libyer; auch andre Schriften (außer der Periegeſe) würden ihm beigelegt, *Λιθιακά*, *Ὀρνιθιακὰ* und *Βασσαρικά*; die *Λιθιακὰ* würden ihm wegen Ähnlichkeit des Charakters mit Recht zugeſchrieben; die *Βασσαρικὰ* hingegen, wegen der Rauhigkeit, ſeiner nicht für würdig gehalten, und deshalb auf den ſamiſchen Dionyſios übergetragen; die *Ὀρνιθιακὰ* aber auf einen andern aus Philadelphia, den man wegen Improprietät (Unangemeſſenheit) der Schreibart *ὑπόκενον* genannt habe. In dem Commentare zu V. 355 bemerkt derſelbe, es erhelle aus den Worten: *Ῥώμην τιμήεσσαν, ἐμῶν μέγαν οἶκον ἀνάκτων*, daß Dionyſios nicht zur Zeit der Republik, ſondern unter den Kaiſern, dem Nero, oder nach Einigen dem Auguſt, gelebt habe.

Mit Euſtathios ſtimmt in Rückſicht auf die Werke des Dionyſios der Scholiaſt überein, der noch außerdem in dem vorangeſchickten *Βίος Διονυσίου* erzählt, er ſei ein Sohn des alexandriniſchen Dionyſios, worauf aber ſogleich der hiermit nicht zuſammenſtimmende Beiſatz folgt, „es ſei unbekannt, woher er geweſen und von welchen Ältern.“ Zu V. 355 lautet das Scholion: „Dies ſagt er in Beziehung auf Nero, den römiſchen Kaiſer, unter welchem der Dichter Dionyſios lebte,“ und zu V. 1052 *Αὐσονίου βασιλῆος*; „des Nero; denn unter dieſem hat Dionyſios geblüht.“

Bei Erwähnung der Stadt Charax am perſiſchen Meerbuſen ſagt Plinius (Hist. Nat. VI, 27. p. 31), in ihr ſei Dionyſios, der jüngſte Autor der Länderkunde, geboren, den Auguſtus, als er ſeinen älteſten Sohn (Cajus Cäſar, den Sohn des Agrippa) wegen der parthiſchen und arabiſchen Händel nach dem Oriente habe ſenden wollen, vorausgeſchickt habe, um über Alles Nachrichten einzuziehen 4).

Dieſe beiläufige Nachricht hat Einigen durchaus entſcheidend geſchienen 5). Der von Plinius genannte Geograph muß unſer Dionyſios, und die vorliegende Periegeſe eine Frucht jener Geſchäftsreiſe geweſen ſein; und ſo hat man kein Bedenken getragen, dem Verfaſſer des Gedichtes den Beinamen des Characeners beizulegen. Dieſe Annahme mit der gewöhnlichen Meinung in Übereinſtimmung zu bringen, daß Dionyſios ein Alexandriner geweſen, erinnert man ſich, daß das von Alexander dem Großen gegründete Charax auch Alexandrien geheißen habe, und nimmt hierauf an, daß dieſes aſiatiſche Alexandrien mit dem ägyptiſchen verwechſelt, und auf den Grund dieſer Verwechſelung der Dichter, der aus Aſien geſtammt, zu einem Libyer gemacht worden ſei, indem der Libyer hier einen Ägypter bedeute. Es fällt in die Augen, daß dieſe Annahmen mehr als eine Willkürlichkeit enthalten, durch welche die Identität des Plinianiſchen Dionyſios und des Dichters zweifelhaft genug gemacht wird, um durch einige hinzutretende Bedenklichkeiten, wenn dieſe auch einzeln nicht entſcheidend ſind, gänzlich aufgehoben zu werden 6).

Die Angabe, welche den Dionyſios zu einem Libyer macht, wodurch ſeine Abkunft allerdings höchſt unbeſtimmt bezeichnet wird, unterſtützt Euſtathios durch einen unhaltbaren Grund. Denn indem der Dichter V. 9 die Beſchreibung des Erdkreiſes mit Libyen beginnt (*πρῶτον μὲν Λιβύην, μετὰ δ' Εὐρώπην, Ἀσίην τε*), bemerkt Euſtathios, er gebe dieſem Welttheile den Vorzug nicht wegen einer geographiſchen Nothwendigkeit, ſondern aus Liebe zur Heimath. Man bemerkt dagegen, daß auch

---

2) Wir nennen hier vorzüglich *Dodwell*, De aetate et patria Dionysii Perieg. im vierten Bande von *Hudson*, Geogr. minor. *J. G. Vossius*, De Hist. Gr. II, 3. p. 170. *Cellarius*, Dissert. Acad. P. II. No. XII. *Fabric.* B. Gr. Vol. IV. p. 586. Harl. *Wernsdorf*, Poet. Lat. min. V, 1. Exc. X. ad Prisc. Perieg. p. 581. Notae in Avieni Perieg. Ib. Vol. V, 2. p. 1106. Ukert, Geogr. der Gr. u. R. 1. Th. S. 208. Schirlitz in Seebode's N. Archiv für Phil. 3. Jahrg. 2. S. 32 fg. *Bernhardy*, Commentat. de Dion. Perieg. p. 489 sq. Neue Unterſuchungen verſprach Paſſow, deren Ergebniſſe er vorläufig anzeigt in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe S. xiv. 3) Nicht ohne Grund ſagt Guil. Hill in der Vorrede zur Ausg. der Periegeſe: Ipsum Apollinem Delphicum si de re adeo dubia consultus fuisset, nonnisi anceps aliquod responsum redditurum fuisse arbitror.

4) Hoc in loco genitum esse Dionysium, terrarum orbis situs recentissimum auctorem, constat, quem ad commentanda omnia in Orientem praemisit D. Augustus, ituro in Armeniam ad Parthicas Arabicasque res majore filio. 5) *Vossius* l. c. p. 172: Omnem scrupulum tollit, illis temporibus proximus Plinius; nam quin idem sit Dionysius, de quo Plinius loquitur, et iste, quem habemus, dubitari non potest. Gleicher Meinung iſt *Hadr. Valesius* ad Amm. Marc. XXIII, 6, 26. p. 372, und ad Excerpt. Peiresc. p. 6. 6) a. Dionyſios ſelbſt ſagt V. 707—717, er ſei nicht zur See gereiſt, noch habe er auf Schiffen gelebt oder Handel getrieben, wie Viele aus Begierde nach Reichthum das rothe Meer mit Verachtung der Gefahr beſchiffen, ſondern ihn trage der Wille der Muſen, die ohne Irren weite Meere, Land und Gebirge und die Pfade der Sterne durchmeſſen. Das Gedicht iſt alſo wenigſtens nicht nach der Geſchäftsreiſe in den Orient geſchrieben, wie es denn auch überall aus bekannten geographiſchen und poetiſchen Quellen geſchöpft iſt, und keine beſtimmte Spur von Autopſie zeigt. b. Das Werk, das Plinius vor Augen hatte und an mehr als einer Stelle anführt, umfaßte die ganze damals bekannte Erde, und zeichnete ſich durch genaue Angaben der Entfernungen und Maße aus, was bei dem Gedichte nicht ſtattfindet. S. Ukert, Geogr. I, 1. S. 192. c. Der Auftrag des Auguſtus iſt von der Art, daß man ſchwerlich einen Dichter dazu wählt. Ein wiſſenſchaftliches Studium der Geographie aber, was doch allein zu einem ſolchen Geſchäfte befähigen konnte, und wie es ſich, nach Plinius' Angaben, in dem Berichte des Characeners kund gab, beweiſt das Gedicht nicht. d. Es iſt endlich auffallend, daß, wenn der Verf. der Periegeſe aus Charax war, er ſeinen Geburtsort nicht einmal mit Namen nennt.

Andre, ohne eine ſolche Rückſicht, dem Welttheile Libyen die erſte Stelle eingeräumt haben[7]). Da uns andre Autoritäten mangeln, die erwähnte Stütze aber allzuſchwach und hinfällig iſt, ſo dürfte die leiſe Vermuthung erlaubt ſein, die Sage von libyſcher Abkunft ſei, bei dem Mangel andrer Nachrichten eben aus jenem Umſtand entſprungen, den man ſich aus der Vorliebe zu dem Vaterlande zu erklären ſuchte.

Wie ganz unwiſſend aber das Alterthum über die Abkunft des Periegeten war, erhellt auch daraus, daß Suidas (Tom. I. p. 601) wegen der etwas ausführlichen Erwähnung des Fluſſes Rhebas in der Periegeſe (V. 793) die Vermuthung aufſtellt[8]), der Perieget möge der Byzantier ſein; eine Vermuthung, die in Betracht der Geringfügigkeit ihres Grundes[9]) kaum für etwas anders als für ein Bekenntniß abſoluten Mangels ſichrer Kunde gehalten werden kann.

Nicht minder ungewiß als das Vaterland des Periegeten iſt die Zeit ſeines Lebens. Die Autoritäten, denen Euſtathius (zu V. 355, 1052) folgte, ſchwankten zwiſchen dem Zeitalter Auguſts und Nero's, und der griechiſche Scholiaſt ſcheint (bei denſelben Verſen) das Letztre für unbezweifelt zu halten. Andres haben Neuere aus Stellen des Gedichtes ſelbſt und den darin enthaltenen hiſtoriſchen Andeutungen geſchloſſen. In der Beſchreibung von Libyen ſagt die Periegeſe V. 208, nachdem ſie von den Lotophagen geſprochen, „in jener Gegend könne man auch die verödeten Wohnungen der vernichteten (*ἀποφθιμένων*) Naſamonen ſehen, die der auſoniſche Speer als Verächter des Zeus zu Grunde gerichtet habe (*οὓς Διὸς οὐκ ἀλέγοντας ἀπώλεσεν Αὐσονὶς αἰχμή*)"[10]). Euſtathius und der Scholiaſt beziehen dieſes auf Züchtigungen, welche die Völker jener Gegend in den bürgerlichen Kriegen erfahren, und Andre ziehen einige Meldungen von Siegen über Garamanten und Gätulen unter Auguſt hierher[11]). Beſtimmtere Nachrichten von Vernichtung der Naſamonen unter Domitianus gibt Euſebius und Zonaras[12]), um deretwillen das Leben des Periegeten von Einigen in die Zeit der Regierung Domitians hinabgerückt worden iſt[13]). Nicht geringere Meinungsverſchiedenheiten hat eine andre Stelle (V. 355) verurſacht, wo der Dichter das hochverehrte Rom die Heimath ſeiner Könige nennt (*Ῥώμην τιμήεσσαν, ἐμῶν μέγαν οἶκον ἀνάκτων*). Euſtathius und der Scholiaſt begnügen ſich, in dieſen Worten die kaiſerliche Regierung nachzuweiſen, indem ſie ohne Zweifel die Mehrzahl *ἀνάκτων* für eine poetiſche Redefigur hielten, durch die der Begriff der Würde des herrſchenden Roms erhöht, oder die Geſammtheit der die Welt beherrſchenden Regierung zuſammengefaßt werden ſollte. Neuern Gelehrten ſchien darin eine hiſtoriſche Nachweiſung zu liegen, und indem ſie mehre Vereinigungen herrſchender Häupter nachwieſen, wurde der Perieget jetzt dem Zeitalter Auguſts, jetzt dem der Antonine, endlich auch dem des Severus und ſeiner Söhne zugetheilt[14]). Dieſe

---

7) *Bernhardy*, Comment. p. 497 führt Pomponius Mela I, 2 und Manilius an IV, 596 sq., wo doch der Fall etwas verſchieden iſt. Nicht ſo in dem Itinerario Antonini.

8) *Suid.* *ὑπολαμβάνω ὅτι Διονύσιος ὁ Περιηγητὴς Βυζάντιος ἦν διὰ τὸν ποταμὸν Ῥῆβαν.* Nun fließt aber der *Ῥῆβας* nicht bei Byzanz, ſondern in Bithynien, daher G. J. Voß (Hist. Gr. p. 173) *Βυζάντιος* in *Βιθυνὸς* verändern will, doch mit dem Zuſatze: nec propterea mihi persuadere possum, Bithynum fuisse. Nihil enim illo argumento infirmius. Nam potuit egregiam adeo ejus fluminis laudem dare auribus Bithynorum, quod aliquamdiu jucunde apud eos vixisset, aut alia de causa. Vgl. *Bernhardy*, Commentat. p. 497.

9) Worin beſteht am Ende die Auszeichnung, die der Rhebas von dem Dichter erhalten hat? Er nennt ihn durch eine beliebte Anadiploſis dreimal innerhalb dreier Verſe, und legt ihm die ſchmückenden Prädicate *ἐρατεινὸν ῥέεθρον* und *κάλλιστον ὕδωρ* bei. Jenes Beiwort entlehnt er vom Homer, der den Strom des Xanthus (Il. 21, 218) *ἐρατεινὰ ῥέεθρα* nennt; und auch das andre iſt, ſammt der Anadiploſis, der Nachklang des Homeriſchen: *ἀπ᾽ Ἀξιοῦ εὐρυρέοντος, Ἀξιοῦ, οὗ κάλλιστον ὕδωρ ἐπικίδναται αἶαν.* Il. II, 850. Wie ſehr aber D. jene Figur liebt, hat Schirlitz a. a. O. S. 38 (Anm.) nachgewieſen. Auch das macht man geltend, daß der bithyniſche Rhebas jetzt wenigſtens ein unbedeutender Fluß iſt, und alſo die ihm vom D. zu Theil gewordne Auszeichnung wol nur einem äußern Grunde (etwa der nachbarlichen Zuneigung) verdanken könnte. Indeß könnte der Fluß vormals auch bedeutender geweſen ſein; unſerm Dichter aber, deſſen Geographie größtentheils der Wiederhall alter Poeſie iſt, gnügte es, daß ihn Apollonius (Argon. II, 347, 651) *ὠκυρόην* genannt hatte, um ihn als einen ſchönen Strom auszuzeichnen.

10) Die unhaltbaren Vermuthungen, durch die man den religiöſen Grund der Vernichtung aufzufinden geſucht hat, kann man bei Wernsdorf (P. L. M. Tom. V, 1. p. 581) finden. Das Wahrſcheinliche iſt, daß den Naſamonen irgend ein Treubruch oder eine andre Verletzung des Völkerrechts zur Laſt gelegt worden war.

11) S. *Cellarius*, Diss. Acad. XII. p. 683.

12) *Eusebius*, Chron. MMCII. (wo Scaliger S. 203 nachzuſehen) *Νασαμῶνες Ῥωμαίοις ἐπαναστάντες ἐφθάρησαν.* *Zonaras*, XI, 19 ausführlicher, und *Aristides*, Epistol. de Smyrn. Tom. I. p. 765. ed. Dind. (515. Jebb.)

13) Aus den ebenangeführten Stellen ſchließt *Salmas.* ad Solin. p. 292. E. F., daß diejenigen gröblich irren, die den Periegeten unter Auguſt leben laſſen; und Paſſow, welcher (Praef. ad Dionys. p. XIV) ausführlichere Unterſuchung verſprach, ſtellt als Reſultat derſelben auf: Dionysius patria fuit Libys, neque ante Domitianum, neque post ejus mortem composuit Periegesin. Daß auch nach dieſer Zeit das Volk der Naſamonen als noch vorhanden erwähnt werde, weiſt Bernhardy (Annot. p. 570 sq.) nach: Quocirca facile largimur, partem Nasamonici nominis deleri potuisse, idque sub exitum primi saeculi, subita tamen strage nec bello pertinaci diuturnitate claro; sed Dionysium confidenter affirmamus ab ista tempestate remotiorem fuisse etc.

14) Noris (Epist. Pisana p. 193) deutet die *ἄνακτες* auf die vom Auguſt adoptirten Söhne des Agrippa, Cajus und Lucius, die als Principes Juventutis mit dieſem Worte bezeichnet werden konnten. Cellarius (Diss. Acad. P. II. Diss. XII.) unterſtützt dieſe Meinung, ſowie H. Valeſius (ad Ammian. Marc. XXIII, 6, 26. p. 372). Heineccius (Opusc. var. p. 110) dachte an die Collegenſchaft Auguſts und Tibers. Scaliger (ad Euseb. MMCCXV. p. 228) nahm zuerſt auf die Mehrzahl *ἀνάκτων* Rückſicht (si de uno tantum voluisset loqui, nullum negotium erat dicere *ἐμοῦ μέγαν οἶκον ἄνακτος.* Imo de pluribus loqui, quando unus tantum imperat, neque Imperatori gratum, neque poetae tutum), verſtand den Severus mit ſeinen Söhnen Caracalla und Geta, indem er die triplicem potestatem dieſer Fürſten aus Inſchriften nachweiſt (eodem itaque tempore Oppianus et Dionysius, elegantissimi Poëtae, carmina sua ediderunt. Facessat opinio de Augusti temporibus, sub quo Dionysium scripsisse nugatur Eustathius). Salmaſius (Scriptt. Hist. Aug. ad Ael. Spart. Vit. Severi. c. 15. Tom. I. p. 614) verwirft dieſe Meinung, indem er die *ἄνακτες* vom Marcus Antoninus und Verus verſteht: temporibus Marci vixisse illum poëtam, multis et validis argumentis alibi adstruemus.

Vermuthungen ſind mit einer dritten Stelle der Periegeſe (V. 1051) in Verbindung geſetzt worden. Nachdem Dionyſios hier von der Macht der Parther geſprochen, ſetzt er hinzu, ſie ſeien deſſenungeachtet von dem Schwerte des auſoniſchen Königs bezähmt worden[15]). Euſtathius bezieht dies auf die Demüthigung, welche die Parther, durch Auguſt, um des Craſſus Niederlage zu rächen, erfahren; andre auf die wahrhaften Siege Severs[16]). Noch weiter hinaus wurde von Andern das Leben des Periegeten aus einem andern Grunde gerückt. Das Lexikon des Stephanus Byzant. (*ἔμισσα*) führt einen Vers des Poeten[17]) Dionyſios (*τῆς δὲ πρὸς ἀντολίην Ἐμίσων πόλις*) an, der ſich in der Periegeſe nicht findet, während doch Avienus in ſeiner paraphraſirenden Übertragung (V. 1084—1090) jener Stadt, welche die Periegeſe nicht einmal erwähnt, mehre rühmende Verſe gewidmet hat. Um nun für den angeführten Vers einen Platz zu gewinnen, nahm man bei V. 918 eine Lücke an[18]), und da man nachweiſen konnte, daß Elagabalus die Stadt Emeſa, in welcher er einen Tempel hatte, begünſtigte, ſo glaubte man ſich berechtigt, den Periegeten und die Anfertigung ſeines Gedichtes der Regierungszeit jenes Kaiſers zuzuweiſen[19]). Weil aber doch die Vorausſetzung einer Verſtümmelung des griechiſchen Originals wenig für ſich hat, ſo haben Andre vermuthet, der obenerwähnte und in der Periegeſe vermißte Vers ſei aus dem Dionyſiſchen Gedichte, den Baſſaricis, entlehnt[20]), und aus demſelben Gedichte habe Avienus das Lob von Emiſa in ſeine Übertragung aufgenommen[21]). Noch ſpätrer Zeit weiſt der neuſte Herausgeber der Periegeſe dieſes Gedicht zu; denn indem er, ſtatt an den einzelnen Stellen zu haften, welche dieſe Unterſuchung bisher, ohne zu einem Reſultate zu führen, geleitet hatten, das Ganze in die Augen faßt, weiſt er Vieles nach, was in ethnographiſcher Rückſicht, und als Ausdruck herrſchender Geſinnungen und Zeitanſichten[22]), noch über die Regierung des Elagabalus hinaus auf das Ende des dritten oder den Anfang des vierten Jahrh. hindeutet. Ihn noch weiter hinabzurücken, dürfte ſein Schweigen über Conſtantinopel nicht geſtatten, das er, wenn es ſchon Sitz des Reiches war, nicht hätte übergehen können[23]).

Von dem Gedichte dieſes Dionyſios, wer er auch geweſen ſein mag, einem Werke von geringem Umfange (1186 Verſen) in Betracht des reichen Stoffes, urtheilten die Alten, es zeichne ſich durch Klarheit und gute Ordnung aus, ermangle auch, bei wenigen Flecken, keiner Art von poetiſcher Schönheit[24]). Auch die Neuern haben es an Lobſprüchen nicht fehlen laſſen. Wenn ihm aber ſchon das Verdienſt der Klarheit nicht abgeſprochen werden kann, ſo muß man doch eingeſtehen, daß der poetiſche Werth deſſelben auf Anwendung der gebräuchlichen Formen der dichteriſchen Sprache beſchränkt iſt, wie dieſe aus dem fleißigen Studium der alexandriniſchen Dichter gewonnen werden konnte[25]); bei manchem, oft überſchwenglichem, Fabelſchmuck aber doch oft zur trocknen Proſa herabſinkt. In geographiſcher Rückſicht folgt es dem Syſteme des Eratoſthenes; in der Chorographie ſind auch ſpätre Quellen benutzt[26]), deren Ergebniſſe in den engen Raum eines poetiſchen Compendiums zuſammengedrängt ſind, wahrſcheinlich mit der Abſicht, daß es zu leichter und angenehmer Überſicht der Geographie, beſonders in Beziehung auf den poetiſchen Gebrauch derſelben, dienen ſolle[27]). Daß dieſe Abſicht erreicht und das kleine Gedicht dem Unterrichte zum Grunde gelegt worden ſei, erhellt aus der Menge der Handſchriften, in denen es ſich erhalten hat (in Paris allein 33, nach *Bredow*, Epist. Par. p. 42, von denen ein Theil nach Italien zurückgekehrt iſt), den Überſetzungen und Paraphraſen deſſelben[28]); endlich aus den zahlreichen Gloſſen

---

15) *ἀλλ᾽ ἔμπης κατὰ δῆριν ἀμαιμακέτους περ ἐόντας Αὐσονίου βασιλῆος ἐπεπρήϋνεν ἀκωκή.* 16) Scaliger a. a. O. 17) *Διονύσιος ὁ ποιητής.* Dieſe Bezeichnung iſt auffallend, da Stephan. an andern Stellen *ἐν περιηγήσει* oder *ὁ περιηγητής* hinzuſetzt. 18) Zuerſt *Salmas.* ad Vopisci Vit. Aurel. c. 25. Scriptt. Hist. Aug. Tom. II. p. 477. Dann *Luc. Holsten.* ad Steph. Byz. V.: *Ἔμισσα.* 19) Vorzüglich Dodwell a. a. O. §. XXIV—XXVI. p. 38 sq. Auch *Létronne*, Récherches sur Dicuil p. 206, zeigt ſich geneigt, den Periegeten für einen Zeitgenoſſen Elagabals oder des Alexander Severus zu halten. Bredow trieb, wie ich aus Bernhardy's Commentat. de Dion. Perieg. p. 495 ſehe, die dreiſte Muthmaßung noch weiter hinauf, indem er wahrſcheinlich fand, daß Dionyſios, aus Schmeichelei gegen den Kaiſer, Emiſa allerdings gelobt habe, wie ſich beim Avienus finde, dieſe Stelle aber nach dem Tode jenes wahnſinnigen Tyrannen ausgetilgt worden ſei; Avienus aber habe ein ältres, noch unverſtümmeltes Exemplar vor Augen gehabt. 20) Dieſe von Pinedo zu *Ἔμισα* aufgeſtellte Vermuthung hat Wernsdorf a. a. O. weiter verfolgt. Auch Paſſow ſtimmt ihr bei: verba apud Steph. Byz. non Periegetae sunt Dionysii, sed Samii, Bassaricorum autoris. 21) S. dagegen *Bernhardy*, Commentat. p 494 sq. 22) S. Bernhardy a. a. O. S. 513 fg. Von Anzeichen der erſten Art iſt, außer mehren andern, die Erwähnung der Alanen V. 308 und der Hunnen V. 730 zu beachten; von den letztern, die Vorliebe, mit der der Perieget an vielen Stellen edle Steine erwähnt (Vergl. auch *Wernsdorf*, P. L. M. V. 2. p. 1107 sq.) und Bakchiſche Fabeln einwebt (S. Denſ. S. 1108 und Bernhardy S. 502).

23) Praeclare igitur et liberaliter agi putamus cum Dionysio, si tantis oppressus indiciis finem tertii seculi vel exordia quarti queat tueri ac propriam aetatem obtinere. *Bernhardy* l. c. 24) Nach dem Anhange der Epist. Eustathii p. 81 und in der Epiſtel ſelbſt, S. 77, 79. 25) Nachahmungen des Kallimachus und Apollonius, welche beide Dichter der poetiſchen Geographie wohl kundig waren, weiſt Ruhnkenius (Epist. crit. II. p. 125 und 213) nach; anders noch Gerhard (Lectt. Apollon. p. 97 sq.). 26) S. *Bernhardy*, Commentat. p. 500. 27) *Dion.* Perieg. v. 170 sq. Vergl. *Priscian.* v. 160 sq. 28) Eine von Rufus Feſtus Avienus (S. Encykl. Thl. V. S. 502 fg.), in welcher Vieles von dem Originale weggelaſſen, Vieles hinzugeſetzt, und in dem, was treuere Nachbildung des griechiſchen Gedichtes iſt, eine ſo freie Bewegung herrſcht, daß Mehre Bedenken getragen haben, dieſes Werk eine Überſetzung zu nennen (S. *Wernsd.* T. V, 2. p. 656); die andre von Priſcianus, die ſich enger an das Original anſchließt, ohne doch der Freiheit bald in größerer Ausführlichkeit, bald in Zuſammenziehungen zu entſagen (*Wernsd.* T. V, 1. p. 226). Außerdem hat ſich eine doppelte Paraphraſe in griechiſcher Sprache erhalten; die eine von einem Ungenannten, zuerſt aus dem Cod. Barocc. von Edw. Thwaites (Oxon. 1697) edirt; die andre von Nicephorus Blemmidas unter dem Titel: *γεωγραφία συνοπτική*, die von Mehren erwähnt und zur Herausgabe beſtimmt (S. *Hudson*, Geogr. min. Vol. II. p. 208. *Bredow*, Epist. Par. p. 43), endlich aus Bredows Nach-

und Commentaren. Unter dieſen zeichnet ſich der Commentar des Euſtathius ſo vorzüglich aus, daß es nicht ungerecht ſcheint, zu behaupten, daß, in wiſſenſchaftlicher Rückſicht, das commentirte Werk dem lehrreichen Commentare nachſtehe[29]. Älter vielleicht als er war der Scholiaſt, deſſen leider oft verſtümmelte Erklärungen ebenfalls vieles Schätzbare enthalten[30]. Einzelne interlineare Gloſſen finden ſich in mehren Handſchriften.

Der Gebrauch, der im Mittelalter von der Periegeſe bei dem Unterrichte gemacht worden war, wurde auch während des 16. Jahrh. fortgeſetzt[31], aus welcher Zeit daher auch die größere Zahl der Handſchriften ſtammt; nach Erfindung der Buchdruckerei aber kamen mehr die lateiniſchen Überarbeitungen Priſcians und Avienus' in Gebrauch, bisweilen auch wol neuere proſaiſche, unter denen die Überſetzung von Anton. Becharia (Venedig 1477. 4.) die älteſte iſt. Der griechiſche Text erſchien zuerſt mit dem Priſcianus (unter dem irrigen Namen Rhemnius Tannius Palämon) zu Ferrara 1512. 4. in Verbindung mit dem Euſtathius in der Ausgabe von Rob. Stephan. Lutet. 1547. 4., wobei einige Handſchriften benutzt ſind. Henr. Stephanus nahm die Periegeſe in die Poetas princ. heroici carminis auf (Paris. 1566. T. II. p. 360) und gab ſie dann mit dem Pomponius Mela und Andern nebſt einer neuen lateiniſchen Überſetzung und Anmerkungen (Paris 1577) heraus[32]. Mehre folgten dieſem Vorgänger, ohne neue diplomatiſche Hülfsmittel anzuwenden. Mit einem Commentare ward dieſes Gedicht zuerſt von Guil. Hill ausgeſtattet Londini 1657, und dann öfter; mit den Interlinear-Gloſſen und der Paraphraſe des Anonymus von Edw. Thwaites (Oxon. 1697.) und von Hudſon in den Geogr. Minor. T. IV. (Oxon. 1712.). In der neueſten Zeit erſchien es mit dem Aratus, den Catasterismis und dem Avienus von E. C. Matthiä (Francof. ad Moen. 1817.), welcher Ausgabe Varianten einiger Handſchriften und kritiſche Anmerkungen des Herausgebers beigefügt ſind. Von dieſen hat Paſſow in ſeiner durch Correctheit des Drucks, gefälliges Äußere und werthvolle Anmerkungen ausgezeichneten Ausgabe (Leipzig 1825.) den geeigneten Gebrauch gemacht.

Zwei Jahrhunderte hindurch hat über der Bearbeitung der ſogenannten kleinen Geographen ein meiſt ungünſtiges Schickſal gewaltet. L. Holſtenius' reicher, in dem öfters wiederholten Brief an Peiresk (vom Jahre 1628) beſchriebener Apparat[33] hat, obgleich zum Theil für den Druck ausgearbeitet, nie das Licht geſehen; von einer andern, um dieſelbe Zeit erwarteten Ausgabe von Fr. Lindenbrog iſt kaum einmal die Rede geweſen[34]; Jacob Gronov vollendete nur einen Theil der Sammlung (Leyden 1697. 4.); von Hudſons Ausgabe (Oxford 1698.) ging die Hälfte kurz nach ihrer Erſcheinung (1712) in Flammen auf[35]; Penzel, reich an geographiſchen Kenntniſſen, und nicht weniger an Planen und Vorſätzen, ſtarb 30 und mehr Jahre nach der erſten Ankündigung, ohne bei einem unſtäten Leben je zur Ausführung zu gelangen; St. Croix war ebenfalls zu demſelben Werke vielfach gerüſtet, aber durch den Ausbruch der aller Art von Gelehrſamkeit feindſeligen Revolution in ſeinem Vorhaben geſtört[36], widmete er, nach hergeſtellter Ruhe, den Reſt ſeiner Tage der Umarbeitung eines frühern Werkes. Endlich übernahm Bredow das verlaſſene oder verzögerte Werk, und nachdem er ſich durch einen Aufenthalt in Paris dazu vorbereitet hatte[37], unterlag er, ohne ſonderlich dabei vorgerückt zu ſein, im Jahre 1814 einer langwierigen ſchmerzlichen Krankheit. Nach ſeinem Tod übernahm Spohn das verwaiſte Geſchäft, wozu ihm der Fortſetzer des Tzſchucke'ſchen Strabon ſeinen Beiſtand zugeſagt hatte; nachdem er aber aus Bredows Nachlaſſe den Nicephorus Blemmidas (Lips. 1818. 4.) herausgegeben hatte, riefen ihn andre verwickelte Studien, und bald darauf (im J. 1824) der Tod von

---

laſſe von Spohn mit zahlreichen Anmerkungen zu Leipzig (1818. 4.) ans Licht geſtellt worden iſt. Verzeichniſſe der Handſchriften ſ. in *Fabr.* B. Gr. IV. p. 591, in Bernhardy's Ausg. p. xxxi—xxxviii. Vergl. *Passow*, Praef. p. x, wo p. vi auch eine zu Raudnitz aufgefundne cum commentario Andronici, wovon Näheres nicht bekannt iſt, erwähnt wird.

29) Eine Ergänzung von Euſtathius' Commentar zu V. 882 fg. hat Schneider (Saxo) aus einem Codex der k. pariſer Bibliothek in den Analect. crit. II. p. 18 herausgegeben, ohne Zweifel dieſelbe, die L. Holſten. (Epist. p. 76) und in *Bred.* Ep. Par. p. 23 und 43 erwähnt. In der neuſten Ausgabe, in welcher die *ὑπομνήματα* Eustathii, die bisher immer nur aus der fehlerhaften Ausgabe von Robert Stephanus wiederholt worden waren, aus drei von Bredow verglichnen Handſchriften an vielen Stellen berichtigt ſind, hat ſie den ihr gebührenden Platz eingenommen. 30) In Bredows Ep. Par. p. 44 wird über dieſen Scholiaſten ſo geurtheilt: Eustathio antiquiorem, seculo VII vel VIII vixisse, ex puritate orationis conjicio. Vir erat eruditus, etsi Eustathio non aequiparandus, qui poëtas diligentissime legerat. 31) Dieſen Gebrauch wünſchte Cellarius in die Schulen zurückzuführen, und ihm ſtimmt Matthiä, Bredow und Paſſow bei; nicht aber Beck (Acta Semin. Philol. Lips. T. II, 1. p. 241) und Bernhardy (Praef. p. xxv sq.). 32) Von dieſem Herausgeber urtheilt Bernhardy (Praef. p. xxv): Periegetem et proprio Marte refinxit, ut pristinae quidem labis aliquam partem tolleret, sed novos ac plures errores excogitaret, quorum nec diversitate scriptionis ad marginem relata, nec consueta notationum verbosarum accessione rationem explicaret idoneam.

33) Dieſer gehaltvolle Brief iſt in Fortia's Plan d'un Atlas historique, in Bredows Epist. Paris. p. 9 und in *L. Holstenii* Epist. a Fr. Boissonadio editis. p. 51 abgedruckt. 34) Jac. Gothofredus in ſeiner der Descriptio Veteris orbis Alypii (1628) vorgeſetzten Zueignung an Salmaſius ſpricht davon als von einem täglich zu erwartenden Werke. 35) Durch dieſen Umſtand ſind die beiden letzten Bände eine bibliographiſche Seltenheit geworden. Der vierte Band wird oft durch eine früher von Hudſon beſorgte beſondre Ausgabe des Dionyſius (Oxon. 1697) erſetzt. Der griechiſche Text des ganzen Werkes iſt zu Wien 1808, durch Beſorgung des Griechen Demetrius Alexandrides, in einem ſchmutzigen Abdrucke wiederholt worden. 36) S. Mémoire sur une nouvelle édition des petits Géographes anciens im Journ. des Savans. 1789. p. 657. Eine förmliche Ankündigung des Werks nebſt Bitte um Beiträge ließ Penzel in die A. L. Z. 1785. Nr. 128 einrücken. S. *Bredow*, Ep. Par. p. 36. Daß er um dieſe Zeit auch einen Proſpectus der neuen Ausgabe umherſchickte, erhellt aus einem Briefe von Villoiſon in Wolfs liter. Anal. I. S. 404. 37) Über den Erfolg dieſer Reiſe erſtatten die Epistolae Parienses (Leipz. 1812) Bericht, vornehmlich Epist. IV. und VI.

dem übernommenen Werk ab. An ſeine Stelle trat endlich G. Bernhardy, durch umfaſſende Kenntniß der Sprache und des geſammten Alterthums vorzüglich befähigt, und ſtellte, mit den Hülfsmitteln der frühern zur Herausgabe ſich rüſtenden Vorgänger verſehen, als erſten Band der **Geographi minores** die Periegeſe des Dionyſius (**Lips.** 1828. 2 **Voll.**) an das Licht. Dieſe Ausgabe, die durch Vollſtändigkeit der alten Commentare, die kritiſche Behandlung und den Reichthum gelehrter Anmerkungen, ihre Vorgänger weit hinter ſich zurückläßt, enthält 1) den berichtigten Text der Periegeſe mit lat. Überſetzung; 2) den Commentar des Euſtathius; 3) die aus den pariſer **Codd.** gezogenen Scholien; 4) die Paraphraſe des Anonymus; 5) die *γεωγραφίαν συνοπτικὴν* des Nicephorus; 6) die **Periegesis** des **Avienus**, und 7) des **Priscianus**; 8) eine **Commentatio** des Herausgebers **de Dionysio Periegeta**; 9) die Anmerkungen zu dem Gedicht und den griechiſchen Auslegern; 10) die nothwendigen **Indices**, ſodaß ſie in dieſer Ausſtattung den Wünſchen gelehrter Geographen wol auf lange Zeit hinaus genügen dürfte. (*F. Jacobs.*)

DIONYSIOS, aus Argos, Zeitgenoſſe des Glaukos, Ariſtomedon und Ageladas. Ihre Blüthezeit kann nur nach ihren Werken beſtimmt werden, welche ſie in Folge eines Gelübdes für Smikythos arbeiteten und dieſer als Geſchenke in Olympia aufſtellte[1]. Er war, wie Herodot meldet[2], Sklave, *δοῦλος καὶ ταμίας*[3], des Königs Anaxilas, zu Rhegium, dann Verwalter ſeiner Schätze und nach dem Tode ſeines Beſchützers Freund der königlichen Kinder. Nachdem er bei dieſen verleumdet, durch Darlegung genauer Rechenſchaft ſich als des Vertrauens, das er genoſſen, würdig erwieſen hatte, zog er ſich mit dem Ruhm eines tugendhaften Mannes nach Tegea zurück[4], und weihete, als ſein Sohn von einer ſchweren Krankheit geneſen, nach Olympia ſehr koſtbare Geſchenke, welche Dionyſios und Glaukos gegoſſen haben ſollen, alſo broncene. Anaxilas ſtarb Olymp. 76, 1.[5]; Smikythos zog ſich nach Tegea zurück Olymp. 78, 2.[6]. Wenn aber der Tempel zu Olympia nicht vor Ol. 81 erbauet worden iſt, ſo müſſen dieſe Geſchenke anderwärts aufgeſtellt und nach Vollendung des Tempels in denſelben gebracht worden ſein[7]. Kann aber nicht auch Smikythos mehre Jahre ſpäter die Geſchenke nach Olympia geweiht haben? Wer beider Künſtler Lehrer geweſen, weiß Pauſanias nicht zu berichten, er gibt im Allgemeinen die von ihnen gearbeiteten Geſchenke, die des Dionyſios als die kleinern[8], die des Glaukos als die größern[9] an. Welche zu den größern und kleinern gehören, laſſen die etwas dunkeln Worte des alten Archäologen nicht deutlich errathen. Thierſch ſchreibt dem Dionyſios zu die Bildſäulen des Zeus und Orpheus; Sillig die Bildſäule des Agon mit den Halteren, — des Kampfes — des Bakchos, Orpheus und eines unbärtigen Zeus; Siebelis wieder andre[10]. Beſtimmt wird ihm von Pauſanias beigelegt: Herakles' Kampf mit dem nemeiſchen Löwen, mit der Hydra, dem Kerberos und dem erymanthiſchen Schweine, welche die Herakleer den Mariandynern im Krieg als Beute entriſſen und nach Olympia geweihet hätten. Für Phormis von Mänalum, welcher Gelon in Sicilien und ſeinem Bruder Hieron im Kriege wichtige Dienſte geleiſtet hatte und nach Delphi und Olympia Geſchenke weihete, bildete er in Erz ein Pferd mit einem Sklaven, das in Olympia ſtand[11].

2) **Dionysios**, der Marmorbildner, ſoll eine Here im Portikus der Octavia zu Rom gearbeitet haben[12]. Dieſer muß ſpäter gelebt haben, als Dionyſios, der Erzbildner, weil die Kunſt, den Marmor zu bearbeiten, in ſo früher Zeit noch in der Wiege lag[13].

3) **Dionysios** aus Kolophon, ein Maler, welcher das eine Flügelthor eines Tempels malte, das andre Kimo von Kleonä[14]. Welches Tempels, wiſſen wir nicht[15]. Seine Kunſtgeſchicklichkeit wird von den Alten ſehr gerühmt. Im Vergleiche mit Polygnotos hat er die Menſchen gemalt, wie ſie ſind, dieſer aber edler, und Pauſon ſchlechter[16]. Richtiger ſtellte er Charakter und Leidenſchaften dar und zarter behandelte er das Gewand, als Polygnotos[17]. Kraft und Leben war in ſeinen Gemälden, wenn auch alle den Schein von Mühe und Gezwungenem hatten[18]. Ihm eigenthümlich war die Treue der Natur. Was er eigentlich gemalt, nennen die Alten nicht und von ſeinen Werken iſt keins mehr vorhanden. Selbſt über die Zeit ſeines Lebens ſchwanken die Nachrichten der Alten und das Urtheil der Neuern. Wäre er ein Zeitgenoſſe des Kimo von Kleonä, ſo würde er in eine frühere Zeit, in Olymp. 80, hinaufgerückt, und könnte unmöglich, wie Heyne und Meyer[19], welche ihn mit Dionyſios Anthropogravhos[20] — Portraitmaler — in eine Zeit verſetzen wollen, des Apelles Zeitgenoſſe ſein. Dieſer Annahme widerſpricht Sillig[21]. Iſt er ein Zeitgenoſſe des Polygnotos, oder hat er ſpäter gelebt, weil er Polygnotos Gemälde nachahmte, ſo kann er nicht mit Kimo zugleich gelebt haben. Auch kann er nicht zur Zeit Alexanders des Großen gelebt haben; die Nachrichten geben davon keine Spur[22].

Gewiß gab es mehre Maler dieſes Namens, welche zu verſchiednen Zeiten lebten und dieſe Wirren in der Beſtimmung der Blüthezeit der Genannten veranlaßten. Von einem, welcher mit Sopolis ganze Gemäldegalerien füllte[23]), ſcheint Plinius anzugeben, daß er gegen das Ende der römiſchen Republik gelebt habe. Auf ihn paßt der Beiname Anthropographus ebenfalls. (*Schincke.*)

---

[1] *Pausan.* V, 26, 2, 6.
[2] *Herodot.* VII, 170 und dazu Larcher. *Diodor. Sic* Bibl. II, 48.
[3] *Pausan.* V, 26, 4.
[4] *Diodor. Sic.* XI, 66. *Macrob.* Sat. I, 11.
[5] Thierſch, Epoch. 2. S. 30. *Sillig*, Catal. Art. p. 190.
[6] *Siebelis*, Annotatt. zu Pausan. V, 16, 3. Tom. II. p. 279.
[7] Völkel, Tempel zu Olympia, S. 15 u. 102.
[8] *Pausan.* V, 26, 6.
[9] Ibid. §. 5.
[10] Annotatt. zu Pausan. V, 26, 5. T. II. p. 279. De minoribus videtur Pausanias dicere a verbis *παρὰ δὲ τοῦ ναοῦ* §. 2. usque ad *Ἀργείου Διονυσίος* §. 3. de majoribus autem antea.
[11] *Pausan.* V, 27, 1.
[12] *Plin.* H. N. XXXVI, 5. s. 4.
[13] *Sillig*, Catal. p. 190.
[14] Analect. T. I, 142. LXXXIV.
[15] *Jacobs*, Animadv. p. 256. Böttiger, Archäol. der Mal. S. 236.
[16] *Aristotel.* Poet. c. 2.
[17] *Aelian.* V. H. IV, 3.
[18] *Plutarch* in Timol. c. 36.
[19] Art. temp. p. 385. Meyer, Geſch. d. Kunſt. 2. Thl. S. 192.
[20] *Plin.* H N XXXV, 10, 37.
[21] *Sillig*, Catal. p. 151.
[22] Meyer a. a. O. 1. Th. S. 196.

DIONYSIOS AREOPAGITA. Nach Apoſtelgeſchichte 17, 34 wurde zu Athen von dem Apoſtel Paulus ein Areopagit, Namens Dionyſios, für den chriſtlichen Glauben gewonnen, welcher nach dem Zeugniſſe des Dionyſios Korinthios (unter Mark Aurels Regierung)[1]), der Gemeinde zu Athen als der Erſte in der Reihenfolge ihrer Biſchöfe vorſtand. Schriften deſſelben ſind den Kirchenſchriftſtellern der fünf erſten Jahrh. nicht bekannt; weder Euſebius noch auch Hieronymus und Gennadius führen ihn auf in ihren Verzeichniſſen der kirchlichen Schriftſteller.

Unter ſeinem Namen aber hat ſich in Handſchriften und Ausgaben eine größere Sammlung myſtiſcher Schriften in griechiſcher Sprache fortgepflanzt, beſtehend aus folgenden Werken:

1) *Περὶ τῆς οὐρανίας ἱεραρχίας* (*Περὶ τῶν Ἀγγελικῶν ἰδιοτήτων καὶ τάξεων*, de div. Nomin. c. 4. §. 2), welches die Geſetze darlegt, nach welchen die Gottheit ſich den himmliſchen Weſen mittheilt, und die letztern nach drei Ordnungen, deren jede wieder in eine Trias getheilt wird, nach den Graden und Abſtufungen dieſer Mittheilung unterſcheidet.

2) *Περὶ τῆς ἐκκλησιαστικῆς ἱεραρχίας*, die Ordnung und Stufenfolge der kirchlichen Myſterien, deren ſechs unterſchieden werden, die Art ihrer Vollziehung, und ihr Verhältniß zu der Mittheilung des göttlichen Weſens darſtellend.

3) *Περὶ θείων ὀνομάτων*, eine Unterſuchung über das Weſen und die Eigenſchaften Gottes, angeknüpft an die geiſtigern Namen und Prädicate Gottes in der heil. Schrift[2]). An dieſe Abhandlung ſchloß ſich zunächſt[3]) eine *Συμβολικὴ θεολογία*, welche die ſymboliſchen Bezeichnungen des Weſens und der Eigenſchaften Gottes in der heil. Schrift zum Gegenſtande hatte, oder darüber handelte: *Τίνες αἱ ἀπὸ τῶν αἰσθητῶν ἐπὶ τὰ θεῖα μετωνυμίαι*[4]), ſich aber nicht erhalten hat.

4) *Περὶ μυστικῆς θεολογίας*, eine kurze Betrachtung der Geheimniſſe des göttlichen Weſens, wiefern daſſelbe über das Sein und Nichtſein, über alle bejahende und verneinende Prädicate hinausliegt, und nur in dieſer Unerkennbarkeit erkannt werden kann[5]).

5) *Ἐπιστολαί*. Zehn Briefe, gerichtet an einen Therapeuten[6]) Cajus (Ep. 1 — 4), einen Liturgen Dorotheos (Ep. 5), einen Presbyter[7]) Soſipater (Ep. 6), einen Hierarchen Polykarpos (Ep. 7), einen Therapeuten Demophilos (Ep. 8), einen Hierarchen Titus (Ep. 9), und an Johannes, den Theologen und Apoſtel in ſeiner Verbannung auf der Inſel Patmos (Ep. 10). Von dieſen beziehen ſich 1, 2, 5 auf den Inhalt der „myſtiſchen Theologie" zurück; 3 und 4 haben die Menſchwerdung und Perſon Chriſti zum Gegenſtande; 6 und 7 betreffen das Verhalten gegen die Nichtchriſten; 8 empfiehlt milde Grundſätze hinſichtlich der Buße und der Wiederaufnahme Abgefallner in die Gemeinde; 9 verbreitet ſich über ſymboliſche und myſtiſche Theologie und deren Verhältniß zur wiſſenſchaftlichen; 10 verheißt dem Verwieſenen baldige Befreiung. Die größern Werke wurden, nach den Überſchriften, von dem Presbyter Dionyſios an ſeinen Sympresbyter Timotheos gerichtet, wie auch das vermißte Werk über ſymboliſche Theologie (vgl. Ep. IX. §. 1). Ein 11. Brief endlich, an den Apollophanes[8]), findet ſich nur in wenigen Handſchriften vor, ſcheint von einem andern Verfaſſer herzurühren und erſt ſpäter zu der Sammlung der Areopagitica hinzugetreten zu ſein. Dagegen ſtehen die übrigen Schriften in einer ſo genauen Beziehung auf einander und verrathen eine ſolche Gleichheit der Vorſtellungen, des Vortrags und Sprachcharakters, daß die Einheit ihres Verfaſſers keinem Zweifel unterliegen kann.

Sich ſelbſt bezeichnet der Vf. als einen Dionyſios[9]), einen Schüler des Apoſtels Paulus und eines Hierotheos[10]). Zu den Zeiten der Kreuzigung Chriſti befand er ſich mit dem Sophiſten Apollophanes zu Heliopolis in Ägypten, und beobachtete dort die wunderbare Sonnenfinſterniß während des Vollmondes[11]); ſpäter war er (wie es ſcheint, in Paläſtina) mit den Apoſteln Petrus und dem Alphäiden Jakobus vereinigt[12]). Während der Apoſtel Johannes ſich als Verwieſener auf der Inſel Patmos befand, richtete er einen Brief an denſelben[13]). Aber auch die Briefe des Ignatius ſind ihm ſchon bekannt[14]), und Schriften eines Philoſophen Clemens, wobei man

---

23) *Plin.* H. N. XXXV, 40, 43.

1) In dem Bruchſtück eines Briefes an die Gemeinde zu Athen bei *Euseb.* Hist. eccl. L. IV. c. 23. vgl. L. III. c. 4. 2) Nach ſeiner eignen Erklärung (de Theol. myst. c. 3) ſollte darin gezeigt werden: *Πῶς ἀγαθὸς ὀνομάζεται (θεὸς), πῶς ὢν, πῶς ζωὴ καὶ σοφία, καὶ δύναμις, καὶ ὅσα ἄλλα τῆς νοητῆς ἐστι θεωνυμίας.* Vgl. Ep. IX. §. 1, 4. De div. Nom. c. 1. §. 8, 9. §. 5. 3) Wie aus den Worten: *ἐπὶ δὲ τὴν συμβολικὴν θεολογίαν ἡγουμένου θεοῦ μεταβήσομαι*, mit welchen ſie endigt, hervorgeht. 4) De Theol. myst. l. c., durch welche Stelle die angegebene Folge der Werke überhaupt beſtätigt wird. Die unter 1 und 2 aufgeführten heißen dort u. d. *θεολογικαὶ ὑποτυπώσεις*. 5) Zur Erklärung des Begriffs vgl. Cap. 1. §. 3, wo von dem zur myſtiſchen Betrachtung ſich erhebenden Geiſte geſagt wird: *καὶ τότε καὶ αὐτῶν ἀπολύεται τῶν ὁρωμένων καὶ τῶν ὁρώντων, καὶ εἰς τον γνόφον τῆς ἀγνωσίας εἰςδύνει τὸν ὄντως μυστικόν, καθ᾽ ὃν ἀπομυεῖ πάσας τὰς γνωστικὰς ἀντιλήψεις.* Ep. IX, §. 1.: *καὶ τοῦτο ἐννοῆσαι χρὴ, τὸ διττὴν εἶναι τὴν τῶν θεολόγων παράδοσιν, τὴν μὲν ἀπόῤῥητον καὶ μυστικήν, τὴν δὲ ἐμφανῆ καὶ γνωριμωτέραν· καὶ τὴν μὲν συμβολικὴν καὶ τελεστικὴν, τὴν δὲ φιλόσοφον καὶ ἀποδεικτικήν.*

6) d. i. Mönch. Vgl. de Hier. eccl. cap. 6. 1. §. 3. 7) Dieſen Namen, als Bezeichnung eines kirchlichen Amtes, kennen nur die Überſchriften. Der Verf. ſelbſt braucht für die drei Kirchenämter, welche er unterſcheidet, durchgängig die Namen *λειτουργοί* (für Diakonen), *ἱερεῖς* (für Presbyteren) und *ἱεράρχαι* (für Biſchöfe). Vgl. de Hier. eccl. Cap. 5. 1. §. 6. Ep. VIII. §. 4. 8) Nach Ep. VII. §. 2 ein Sophiſt zu Alexandria. 9) Ep. VII. §. 3. 10) De div. Nomin. Cap. 3. §. 2. 7. §. 1. Von dem Letztern kennt und benutzt er erotiſche Hymnen (de div. Nomin. Cap. 4. §. 15 — 17) und theologiſche Anfangsgründe (*στοιχειώσεις*) l. c. Cap. 2. §. 9, 10. Cap. 3. §. 2. 11) Ep. VII. §. 2. 12) De div. Nom. Cap. 3. §. 2. 13) Ep. X. 14) De div. Nom. Cap. 4. §. 12.

wol an den römiſchen denken ſollte [15]). Seine eingeſtreuten Lebensnotizen umfaſſen alſo den Zeitraum von Tiberius' Regierung an bis zu der des Trajanus herab. Da er aber ſchon zu Chriſti Zeiten als einen Erwachſenen, der Wiſſenſchaft Befliſſenen ſich ſelbſt darſtellt, ſo müßte er die Schrift von den göttlichen Namen, worin er die Ignatianiſchen Briefe benutzt, als faſt 100jähriger Greis verfaßt haben. Die meiſten der Schriften, auf welche er ſich beruft, ſind, bis auf die von ihm nach ihrem ganzen Umfange benutzten heiligen Bücher, dem Alterthum ebenſo unbekannt, als ſeine eignen, und weder von ihnen, noch von den eignen, auf welche er verweiſt (wiefern ſie nicht in der Sammlung ſtehen), haben ſich Spuren des einmaligen Vorhandenſeins nachweiſen laſſen [16]).

Die Geſchichte dieſer Schriften läßt ſich zurückführen bis auf eine Conferenz mit den Severianern, einer monophyſitiſchen Secte, welche unter dem Vorſitze des epheſiniſchen Metropoliten Hypatios, auf Veranlaſſung des Kaiſers Juſtinianus, zu Conſtantinopel um das Jahr 532 gehalten wurde. Nach einem über dieſe Conferenz berichtenden Briefe des Innocentius, B. von Maronia [17]), beriefen ſich damals die Severianer für ihre Dogmen u. a. auch auf das Zeugniß der Schriften des Dionyſios Areopagita [18]), worauf ihnen Hypatios entgegnete, daß dergleichen Schriften der Kirche ganz unbekannt ſeien. Gegen das Ende dieſes Jahrhunderts hat auch Gregorius M. [19]) ſchon von dem Inhalte der „himmliſchen Hierarchie" Einiges genommen; um die Mitte des ſiebenten wurden die Areopagitica von Maximus Confeſſor in griechiſchen Scholien erläutert, und ein Jahrhundert ſpäter von Johannes Damaſcenus [20]) als dogmatiſche Auctoritäten benutzt. Aber noch vor Photios erwähnte ein Presbyter Theodoros, indem er für die Echtheit der Areopagitica ſchrieb, Einwürfe gegen dieſelbe, welche von dem Stillſchweigen der ältern Lehrer, der Aufzählung jüngrer Überlieferungen und Gebräuche, und der Benutzung der Ignatianiſchen Briefe hergenommen waren. Photios ſelbſt ſcheint dieſe Einwürfe für gewichtiger gehalten zu haben, als deren verſuchte Löſungen, da er jene excerpirt, von dieſen aber ſchweigt [21]). Nach den Abendländern kamen Exemplare der Areopagitica unter Ludwig dem Frommen, welchem ſie Michael Balbus als Geſchenk zuſandte. Danach wurden ſie von Johannes Scotus Erigena, unter Karl dem Kahlen, zugleich mit den Scholien des Maximus, in das Lateiniſche überſetzt [22]). Auf dieſem Wege gelangten ſie zu den abendländiſchen Theologen des Mittelalters, welche ihren myſtiſchen Vortrag der Theologie nach ihnen bildeten, im theologiſchen Syſteme (beſonders den Abſchnitten von den Engeln und den Sacramenten, dann auch in den Unterſuchungen über das Weſen und die Eigenſchaften Gottes) auf die Auctorität derſelben ſich ſtützten, und mit einander wetteiferten, ihren verborgenen Sinn durch Commentarien zu erläutern [23]), während unter den Griechen Georgios Pachymeres im 13. Jahrhundert ihr Verſtändniß durch Paraphraſen erleichterte.

Nach Erfindung der Typographie beeilte man ſich, dieſe Werke, welche bei Entwicklung der theologiſchen Begriffe im Laufe des Mittelalters ſo bedeutend mitgewirkt hatten, durch Herausgabe lateiniſcher Überſetzungen den abendländiſchen Theologen zugänglicher zu machen. Zuerſt erſchien die Verſion des Camaldulenſer Ordens-Generals Ambroſius Traverſari (Strasburg 1498.) und in demſelben Jahre mit den Anmerkungen des Jakob le Fevre zu Paris nachgedruckt; dann folgten die alten lateiniſchen Überſetzungen des Johannes Scotus Erigena (vgl. Anm. 22) und des Johannes Saracenus (um 1118), mit den Scholien des Dionyſios Carthuſianus verſehen (Cöln 1536); endlich die neuern des Marſilius Ficinus von den göttlichen Namen und der myſtiſchen Theologie (Ebdſ. 1546), des Conrad Clauſen (Strasb. 1546), des Joachim Perionius (Cöln 1557), der Jeſuiten Petrus Lanſelius (Paris 1625) und Balthaſar Corderius (Antwerpen 1663). Der griechiſche Text wurde zuerſt zu Baſel 1539, dann zu Venedig 1558, 1562, zu Paris 1565, zu Cöln 1577 abgedruckt; mit lateiniſcher Überſetzung, den Scholien des Maximus, den Paraphraſen des Pachymeres, dem Gedächtniſſe des Areopagiten aus den Menäen, ſeinem Martyrthume nach Methodius (oder Metrodorus), den Lebensnachrichten über ihn bei Suidas, Nikephoros, Simeon Metaphraſtes, ſeiner ausführlichen Biographie von Michael Syngelos, Presbyter zu Jeruſalem, endlich mit den hiſtoriſch-kritiſchen Unterſuchungen und Anmerkungen des Herausgebers u. a. Gelehrten, mit einem kritiſchen Apparat, einem griechiſchen Gloſſarium und umfaſſenden Regiſtern verſehen von Balthaſar Corderius zu Paris 1615. (1644. Antwerpen 1663.) 2 Tomi in Fol.

Gleichzeitig mit dieſer weitern Verbreitung der vorgeblichen Areopagitica begann eine ſchärfere Prüfung ihrer kritiſchen Beſchaffenheit. Laurentius Valla und Deſiderius Erasmus (in ihren Scholien zu Apoſtelgeſch. 17, 34) äußerten zuerſt hingeworfene Zweifel an ihrer Echtheit, welche von den Reformatoren ergriffen, von den magdeburgiſchen Centuriatoren weiter ausgeführt wurden. Apologeten erhoben ſich für ſie unter den franzöſiſchen Jeſuiten an Petrus Halloix (Vita S. Dionysii) und Martin Delrio (Vindiciae areopagiticae), welche auf dieſe Weiſe dem vermeintlichen Schutzheiligen Frankreichs (denn man hatte den Areopagiten, indem man ihn mit einem Dionyſios verwechſelte, welcher nach den Überlieferungen des Gregor. Turon. Hist. Francor. L. I. c. 31. um das Jahr 250 zu Lutetia das Chriſtenthum einführte, zum Apoſtel der Franken und Schutzheiligen Frankreichs erhoben) ihren Tribut zollten[24]). Nachdem aber Joh. Morinus (de sacris ecclesiae ordinationibus Paris 1655 f. an zerſtreuten Stellen) einer gründlichern Unterſuchung die Bahn gebrochen hatte, lieferte Johann Dalläus[25]) einen ſo erſchöpfenden Beweis ihrer Unechtheit, daß ſeitdem die Acten über dieſen Streitpunkt als geſchloſſen gelten können, indem auch die bedeutendſten Theologen und Kritiker des katholiſchen Frankreichs[26]) in Übereinſtimmung mit den Proteſtanten, dieſem Ergebniſſe beitraten, und nur kecke Anmaßung und Unkritik, geſtützt auf willkürliche Hypotheſen, daſſelbe umzuſtoßen in den neueſten Zeiten nicht ungeſtraft verſuchte[27]).

---

[15] l. c. Cap. 5. §. 9. [16] Außer Ignatius und Clemens citirt er als Schriftſteller einen „göttlichen" Bartholomäus (de myst. Theol. Cap. 1. §. 3.), einen „heiligen" Juſtus (de div. Nom. Cap. 11. §. 1.), einen Elymas „den Mager" (de div. Nom. Cap. 8. §. 6.); und von ſeinen eignen nicht mehr vorhandnen Schriften, außer der „ſymboliſchen Theologie," Tractate *Περὶ δικαίου καὶ θείου δικαιωτηρίου* (de div. Nom. Cap. 4. §. 35.) u. m. a. [17] *Mansi*, Acta Concc. T. VIII. Col. 817. [18] Die Schriften ſelbſt bieten keinen Anlaß, den Dionyſios, welcher ſie verfaßte, für den Areopagiten zu halten; wol aber faſſen ſie die Lehre von der Perſon und Menſchwerdung Chriſti auf eine den Anſichten der Monophyſiten entſprechende Weiſe. [19] Homil. 34 in Evang. Lucae. [20] Vgl. z. B. de fide orthod. L. I. c. 15. II. c. 3 u. ö. [21] *Photii* Bibl. Cod. 2.

[22] Hist. litéraire de la France. T. V. p. 425. Nach ihrer Angabe wäre auch eine Ausgabe dieſer Überſetzung zu Cöln 1530 und 1536 erſchienen. [23] Die berühmteſten unter dieſen Commentarien verfaßten Hugo von St. Victor (Opp Rotomagi 1648 f. T. I. p. 473 – 587) zur himmliſchen Hierarchie; Albertus M. (Opp. Tom. XIII.); Thomas Aq. zu der Schrift über die göttlichen Namen (Opp. ed. Rom. T. X.) und Dionyſius der Karthäuſer (ſt. 1471).

Bei näherer Erwägung jedoch des großen und wichtigen Einfluſſes dieſer Werke konnte jenes negative Ergebniß nicht beruhigen, denn die Löſung der weitern Fragen: von wem, wann, wo, zu welchem Zwecke wurde eine ſo merkwürdige Fiction veranſtaltet? mußte auch über die Anfänge und Veranlaſſungen der myſtiſchen Vortragsweiſe unter den Chriſten neues Licht verbreiten. Hinſichtlich dieſer Fragen dürfte aber durch die neuern Forſchungen[28]) nicht mehr als etwa Folgendes ermittelt ſein: Der wirkliche Verfaſſer läßt ſich an keinem ſichern Merkmal erkennen, obwol er ſich als der neuplatoniſchen Richtung folgend, namentlich von Proklos in ſeinen Ideen und Ausdrücken abhängig, in dogmatiſcher Hinſicht aber der Eutychianiſch-monophyſitiſchen Partei angehörig überall in deutlichen Spuren verräth. Dieſe Anzeigen aber führen dahin, daß der Urſprung ſeiner Werke nicht über das chalcedonenſiſche Concil (451) hinausreiche, und wahrſcheinlich nicht viel früher, als die erſte öffentliche Berufung auf ſie (532) anzuſetzen ſei. Unter den chriſtlichen Schriftſtellern dieſes Zeitabſchnittes hat Syneſios in den Hymnen geiſtige Verwandtſchaft mit dieſem unbekannten Myſtagogen; aber ſeine Proſa zeigt nicht die entfernteſte Ähnlichkeit mit dem überſchwenglichen Pathos und Redeſchwulſt deſſelben. Noch weniger hat er unter den übrigen gleichzeitigen Kirchenſchriftſtellern irgend einen geiſtigen Verwandten, mit welchem er ſich vergleichen ließe. Die Idee zu ſeinem Unternehmen mag zu Athen, wo damals die zukünftigen Lehrer der Kirche ihre wiſſenſchaftliche Bildung von Neuplatonikern empfingen, zuerſt in ihm erwacht ſein; aber ſeine Hinneigung zum Eutychianismus kam ſpäter hinzu, wurde in Syrien oder Ägypten geweckt, und der Umſtand, daß die Severianer zuerſt im Beſitze ſeiner Schriften waren, führt auf den antiocheniſchen Patriarchenſprengel, über welchen ſich dieſe monophyſitiſche Partei ſeit d. J. 513 verbreitete, als Geburtſtätte derſelben hin. Da ſich aber das beſondre Intereſſe für dieſe Partei nirgends, und das allgemeinere für die Dogmen der Monophyſiten überall nur als ein untergeordnetes in ihnen zu erkennen gibt, während myſtiſch-hierarchiſche Tendenzen ſammt dem Streben chriſtliche und neuplatoniſche Ideen zu verſchmelzen, durchgängig vorwalten; ſo mögen denn auch dieſe letztern Beſtrebungen, obwol nicht ohne Mitwirkung jenes Sektengeiſtes, eine Fiction veranlaßt haben, vermittels welcher ein apoſtoliſcher Mann bereits den myſtiſchen Vortrag in der Theologie anempfahl, den Geiſt des Chriſtenthums mit den Ideen der Neuplatoniker vermählte, den prieſterlichen Vorrechten und der hierarchiſchen Verfaſſungsform das Wort redete, das Göttliche und Menſchliche in Chriſto zu der Unbegreiflichkeit einer einigen gottmenſchlichen Natur zuſammenfügte. Daß endlich der Unbekannte grade dieſen Namen aus den Apoſtelſchülern für ſeine abſichtsvolle Dichtung erwählte, dazu mag ſein Aufenthalt zu Athen, wo dieſer Dionyſios die Reihenfolge der Biſchöfe eröffnete, — vielleicht auch eine Berückſichtigung der nahen Verwandtſchaft des Dionyſiſchen mit dem Myſteriöſen und Myſtiſchen ihn beſtimmt haben. (*v. Coelln.*)

DIONYSIUS der Gerechte, der Anbauer, Vater des Vaterlandes, König von Portugal, ein Sohn Königs Alfons III., von deſſen zweiter Gemahlin Beatrix von Arragonien. Er war am 9. October 1261 geboren und gelangte den 16. Febr. 1279 zur Regierung. Die Könige von Portugal waren ſeit Sancho I. in einem heftigen, ſelten unterbrochenen Streite mit der Geiſtlichkeit geweſen, die ſich nach und nach des größten Theils alles Grundgebietes bemächtigt hatte und davon keine Abgaben zahlen wollte. Dieſer Streit war unter Alfons III. ſoweit gediehen, daß der Papſt mehr als einmal mit dem Banne gedrohet hatte und der König auf ſeinem Todbette ſeinem Nachfolger befahl, alle Foderungen der Landesgeiſtlichkeit und des päpſtlichen Hofes zu erfüllen. Sobald Dionys den Thron beſtiegen hatte, widerrief er Alles, was ſein Vater den Geiſtlichen eingeräumt hatte, zwang ſie, von ihren Gütern Abgaben zu bezahlen, und verbot ihnen, neues Grundeigenthum zu erwerben; auch verweigerte er dem Papſte den Lehenzins, den Portugal jährlich nach Rom zu zahlen pflegte. Nun begann der Zwiſt auf das Neue und Papſt Martin IV. belegte den König mit dem Bann und das Reich mit dem Interdicte. Dionyſius ließ ſich dadurch nicht ſchrecken; er fuhr fort, den Klerus einzuſchränken, doch erregte ihm derſelbe ſo viele Verdrießlichkeiten, daß er endlich, um die Ruhe in ſeinem Reiche herzuſtellen, nachgeben und einen aus 42 Artikeln beſtehenden Vergleich eingehen mußte, der im J. 1289 geſchloſſen und von dem Papſte beſtätigt wurde. Die ausſchweifendſten Foderungen hatten der Geiſtlichkeit bewilligt werden müſſen. Deſſenungeachtet hielt Dionyſius dieſen damals ſo wichtigen Stand im Zaum und verhinderte ihn ſeine ohnehin großen Vorrechte noch zu vermehren. Kaum war dieſe Angelegenheit berichtigt, als des Königs jüngrer Bruder Alfons Unruhen erregte, in der Abſicht, ſeinem Bruder die Krone zu entreißen. Zu dem Zwecke verbündete er ſich mit den Bruderſöhnen des Königs Sancho von Caſtilien; er vermählte ihnen ſeine Töchter und gab ihnen Krongüter, deren Nießbrauch ihm eingeräumt war, zum Mahlſchatze. Dionyſius ſchloß deswegen ein Bündniß mit dem Könige von Caſtilien, unterdrückte den Aufruhr ſeines Bruders und zog alle deſſen Güter ein. Doch gewährte er ihm auf Fürbitte ſeines Schwiegervaters, des Königs von Arragonien, Verzeihung. Darauf zog er dem Könige Sancho von Caſtilien zu Hülfe, der ihm dafür mehre Städte abzutreten verſprach. Sancho III. ſtarb bald darauf und deſſen Sohn Ferdinand IV. wollte das Verſprechen ſeines Vaters nicht halten; als aber auch er von ſeinen Vettern beunruhigt die Hülfe des Königs Dionyſius in Anſpruch zu nehmen gezwungen war, ſo mußte er demſelben Olivenca, Ouguela und Campo-Major abtreten. Der Vertrag darüber kam im J. 1296 zu Stande, und um ihn zu befeſtigen, vermählte Dionyſius ſeine Tochter Conſtantia mit König Ferdinand IV. und dieſer ſeine Schweſter Beatrix mit dem Sohne des Dionyſius Alfons. In den Streitigkeiten der ſpaniſchen Könige wurde Dionyſius zum Schiedsrichter gewählt, und durch ſeine Vermittelung kam im J. 1304 ein allgemeiner Friede zu Stande. Obgleich Dionyſius nicht ohne glücklichen Erfolg Krieg führte, ſo griff er doch nur ungern zu den Waffen, da er die Macht ſeines Reiches nicht wie ſeine Vorfahren auf Vergrößerung, ſondern durch den Wohlſtand und das Glück ſeiner Unterthanen begründen wollte, wozu ihm der Friede unentbehrlich war. Er ſtand an Einſichten und Regentenklugheit bei weitem höher, als alle Regenten, die ſeine Zeitgenoſſen waren, und mit Recht wird er für Portugals weiſeſten und ruhmwürdigſten König geachtet, deſſen Andenken bei ſeinem Volke Jahrhunderte lang in Ehren gehalten worden iſt. Er verbeſſerte die Rechtspflege, gab viele vortreffliche, bis in ſpätre Zeiten geltende Geſetze, und führte auch das Armenrecht ein, wodurch den Unbemittelten der Schutz der Geſetze ohne Koſten zugeſichert wurde. Demnächſt begünſtigte er den Ackerbau, den er für die Grundlage des Nationalwohlſtandes erklärte. Auch zur Aufmunterung des Kunſtfleißes zeigte er ſich geneigt, wie er denn überhaupt zu allem Nützlichen und Schönen eine große Freigebigkeit zeigte, ſodaß davon noch gegenwärtig das Sprüchwort im Umlauf iſt: Er iſt freigebig wie Dionys. Die Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte liebte und übte er ſelbſt, und zeigte ſich ſtets als deren großmüthigen Beſchützer. Portugal beſaß während ſeiner Regierung eine Menge berühmter Dichter, unter denen er ſelbſt glänzte. Er ſtiftete im J. 1290 die Univerſität Liſſabon, die er im J. 1308 nach Coimbra verlegte. Bei ſeiner großen Freigebigkeit fehlte es ihm nie an Gelde, denn er ſah auf Sparſamkeit bei ſeiner Hofhaltung, und verſchwendete nichts in unnützem Prunke. Durch ſeine einſichtsvolle, vortreffliche Regierung brachte er den Staat auf eine hohe Stufe des Wohlſtandes und der Macht. In dieſer wohlthätigen Wirkſamkeit wurde der König mannichfach durch häusliche Zwiſtigkeiten und endlich durch die Empörung ſeines Sohnes und Thronfolgers Alfons gehemmt. Seine Gemahlin Eliſabeth, die ihrer großen Andacht wegen ſpäter von dem Papſt unter die Kirchenheiligen aufgenommen wurde, ſcheint ganz unter dem Einfluſſe der Geiſtlichkeit geſtanden und den König überdies durch Eiferſucht gequält zu haben. Dionyſius hatte außer der Ehe einen Sohn Sancho gezeugt, dem er ſeiner vortrefflichen geiſtigen Eigenſchaften wegen ganz beſonders gewogen war. Darüber wurde die Königin eiferſüchtig und wiegelte gemeinſam mit den Biſchöfen von Liſſabon und Porto den Prinzen Alfons im J. 1317 zu einer Empörung gegen ſeinen Vater auf. Alfons ſuchte ſeinen Aufſtand dadurch zu rechtfertigen, daß er vorgab, der König ſei geſonnen, ihn von der Thronfolge auszuſchließen und ſolche ſeinem natürlichen Sohne zuzuwenden. Alfons bemächtigte ſich der Städte Coimbra und Porto, und Dionyſius mußte gegen den aufrühreriſchen Sohn zu Felde ziehen. Obgleich er die Empörer 1322 in der Schlacht bei Coimbra überwand und darauf zu Leiria die Ausſöhnung zu Stande kam, ſo ergriff der Prinz die Waffen doch aufs Neue, und die Unruhen währten bis zum Jahre 1223. Die Cortes hielten treu bei ihrem Könige, dennoch fand der Prinz ſo viele Anhänger, daß er dem Könige bei Lumiar eine Schlacht liefern wollte. Die Königin Eliſabeth und der Biſchof von Liſſabon verhinderten dieſes. Dionyſius gab nach, um das Reich nicht länger durch innern Krieg zerrütten zu laſſen. Der Kronprinz erhielt einen beſondern Hofſtaat zu Santarem und einen Antheil an der Regierung, Sancho ging freiwillig in die Verbannung nach Caſtilien. Dionyſius kränkte ſich aber über die Widerſetzlichkeit ſeines Sohnes, die ihn in ſeinem großartigen Wirken zum Beſten ſeines Reiches gehemmt hatte und wahrſcheinlich verkürzte der Kummer darüber ſein Leben. Ungeachtet der Streitigkeiten mit ſeinem Sohne ließ Dionyſius doch die auswärtigen Angelegenheiten nicht außer Acht, und war ſtets darauf bedacht, das Anſehen des Reiches zu erhalten und zu vermehren; der Aufhebung des Tempelherrenordens widerſetzte er ſich gemeinſam mit dem Könige von Arragonien, ließ es durchaus nicht zu, daß die Templer in ſeinen Staaten verfolgt wurden, und als er dennoch die Aufhebung des Ordens nicht verhindern konnte, ſtiftete er 1319 den Chriſtorden, ernannte die Tempelherren zu Rittern dieſes Ordens, den er in den Beſitz aller Güter ſetzte, die einſt den Templern gehört hatten. Darauf rüſtete er 1320 eine große Flotte gegen die

---

[24] Ihre Abhandlungen hat Corderius im 2. Thl. der Opp. Dionysii aufgenommen.

[25] De scriptis, quae sub Dionysii Areopagitae et Ignatii Antiocheni nominibus circumferuntur. (Genevae 1666. 4.)

[26] Beachtung verdienen beſonders die Unterſuchungen von Nicol. le Nourry (Adparatus ad Bibl. max. vett. PP. Par. [1703. fol.] p. 170—210, auch abgedruckt in *Placidi Sprengeri* Thesaur. rei patrist. T. I. p. 235 sqq.)

[27] Ch. Aug. Keſtner, Agape, oder der geheime Weltbund der Chriſten. (Jena 1819.)

[28] *J. G. V. Engelhardt*, Diss. de Dionysio platonizante. (Erlang. 1820.) *Ejusd.* De origine scriptorum Areopagiticorum. (Erlang. 1822.) Derſ. Die angeblichen Schriften des Areopagiten Dionyſios, überſetzt und mit Anmerkungen begleitet. (Sulzbach 1823. 2 Thle.) *L. F. O. Baumgarten-Crusius*, Comment. de Dionysio Areopagita (Jenae 1823. 4.), vermehrt wieder abgedruckt in Commentt. theolog. edd. Rosenmüller, Fuldner et Maurer. T. I. P. II. p. 268 sq. (Lips. 1826.)

Mauren aus, wozu ihm der Papſt einen dreijährigen Zehnten von der Geiſtlichkeit bewilligte; doch unterblieb der Kriegszug. Wegen des Aufruhrs des Kronprinzen durch dieſe Rüſtung wurde zuerſt der Grund zu der portugiſiſchen Seemacht gelegt und Dionyſius erwarb durch Gründung derſelben einen ſolchen Ruhm, daß es noch in ſpätern Zeiten von ihm hieß: Dionyſius konnte, was er wollte. Als er im J. 1323 einige Geiſtliche ihrer ungemeſſenen Anmaßungen wegen einkerkern ließ, auch dem Papſt abermals den Lehnszins verweigerte, wurde er zum zweiten Male mit dem Banne belegt, doch noch vor ſeinem Tode davon losgeſprochen. Er ſtarb am 7. Jan. 1325 *). (*Rauschnick.*)

DIONYSIUS (Alexandrinus), mit dem Beinamen der Große (ὁ μέγας)[1], ein Schüler des Origenes[2], war von Geburt ein Heide, und durch wiſſenſchaftliche Prüfung für das Chriſtenthum gewonnen worden, daher er ſich denn auch als Chriſt nicht zurückſchrecken ließ von dem Studium und der genauen Unterſuchung häretiſcher Schriften, worin er durch eine Viſion glaubte beſtärkt worden zu ſein[3]. Nachdem Heraclas, gleichfalls ein Origeniſt, zum Biſchofe von Alexandrien erwählt worden war, wurde er ſein Nachfolger als Vorſteher der katechetiſchen Schule daſelbſt (232)[4], und nach dem Tode deſſelben (247) folgte er ihm als Biſchof. Er hatte die Leitung der Gemeinde in einer Zeit übernommen, wo ſie unter einem ihr geneigten Kaiſer ſich eines friedlichen Zuſtandes erfreute; aber wenige Jahre nach ſeinem Amtsantritte wurde ſein Sprengel zuerſt und am heftigſten von der, vornehmlich gegen die Gemeindevorſteher gerichteten, Chriſtenverfolgung des Decius betroffen (250). Dionyſius ſuchte ſich derſelben, nachdem er die Nachforſchungen des Proconſuls Sabinus vier Tage lang in ſeiner Wohnung erwartet hatte, vorgeblich auf göttlichen Befehl, durch die Flucht zu entziehen, wurde zwar aufgefangen, aber durch einen Haufen chriſtlicher Bauern befreit und bis zum Tode des Decius verborgen gehalten[5]. Nachdem er zu ſeiner Gemeinde zurückgekehrt war, nahm das Novatianiſche Schisma ſeine biſchöfliche Thätigkeit in Anſpruch, indem die von Novatus vertheidigte ſtrenge Disciplin, nach welcher die in der Verfolgung Abgefallenen unter keiner Bedingung zur Wiederaufnahme zugelaſſen wurden, auch im alexandriniſchen Sprengel Spaltungen hervorrief. Dionyſius entſchied ſich für die von Cornelius B. von Rom und Cyprianus B. von Karthago vertheidigte, von Synoden zu Rom und Karthago beſtätigte mildere Disciplin, nach welcher die Abgefallenen unter der Bedingung gewiſſer Bußübungen wieder zum Frieden der Gemeinde gelangten. Für dieſe Anſicht ſuchte er durch Sendſchreiben auch die angeſehenſten Biſchöfe und den Novatus ſelbſt zu gewinnen[6], ſowie mehre Schriften, welche er über die Buße und das Märtyrthum verfaßte, ihre Vertheidigung ſcheinen bezweckt zu haben[7]. Seinen eifrigen Bemühungen war die Herſtellung des Kirchenfriedens nach dieſem Schisma gelungen, als eine andre Streitfrage, über die Gültigkeit der Ketzertaufe, welche ſeit dem Jahre 255 den römiſchen Biſchof Stephanus mit Cyprianus entzweite, die Einheit der Kirche von Neuem aufzulöſen drohte. Dionyſius ſuchte auch hier den Frieden zu vermitteln, indem er auf Duldung der Differenz beſtand, und das Verfahren des Stephanus, welcher die Gemeinden Kleinaſiens wegen ihrer Wiederholung der Taufe excommunicirt hatte, misbilligte, obwol er ſelbſt, der Obſervanz ſeines Vorgängers Heraclas folgend, die von Häretikern vollzogne Taufe bei der Aufnahme in die Gemeinde nicht wiederholte[8]. Im J. 257 erſchienen Edicte des Kaiſers Valerianus, durch welche den Chriſten

---

*) *L. de Neufville*, Histoire générale de Portugal. T. I. G. C. Gebauer, Portugieſiſche Geſchichte. J. F. Schmaußen, Neuſter Staat des Königreichs Portugal. 1. Thl.

[1] *Euseb.* H. e. L. VII. in prooemio und Valeſius daſelbſt.

[2] *Euseb.* H. e. L. VI. c. 29. *Hieron.* in Catal. c. 69.

[3] *Euseb.* VII, 7. Vgl. *Niceph.* H. e. L. VI. c. 8.

[4] Die Chronologie ſtellt ſich folgendermaßen: Demetrius wird Biſchof von Alexandria im zehnten Jahre des Commodus (189), und verwaltet ſein Amt 44 oder 43 Jahre. Die letztre Angabe ſtützt ſich zwar auf eine verdächtige Lesart, hat aber die Chronologie für ſich. Er ſtirbt alſo im J. 232. *Euseb.* V, 22. VI, 29. Heraclas folgt auf Demetrius, und Dionyſius wird ſein Nachfolger an der katechetiſchen Schule im J. 232. *Euseb.* VI, 29. Heraclas regiert die Gemeinde 16 Jahre, und ſtirbt im dritten Jahre des Philippus, d. i. im J. 247. *Euseb.* VI, 35. Dionyſius wird ſein Nachfolger (247) und regiert 17 Jahre. Er ſtirbt um das 12. Jahr des Gallienus, d. i. im J. 264. *Euseb.* VII, 28. *Hieron.* Catal. c. 69.

[5] Dionysii Ep. ad Germanum, nach den Bruchſtücken bei *Euseb.* VI, 40. Wenn er hier bei Erwähnung ſeiner Flucht ſagt: *ἐγώ τε καὶ οἱ παῖδες καὶ πολλοὶ τῶν ἀδελφῶν ἅμα συνεξήλθομεν*, ſo haben Einige (ſelbſt Stolberg, KG. IX. S. 10) dies in dem Sinne genommen, ich und meine Kinder, und den gleich darauf erwähnten Timotheus für einen Sohn des Dionyſius gehalten, da der Letztre nach *Euseb.* VII, 20 ſein Buch von der Natur *Τιμοθέῳ τῷ παιδί* widmete. Für dieſe Vorausſetzung, nach welcher D. auch noch als Biſchof verheirathet war, ſpricht, ungeachtet der Unbeſtimmtheit des Ausdrucks, der herrſchende Sprachgebrauch und die Sitte jener Zeit. D. ſelbſt erwähnt einen verheiratheten ägyptiſchen Biſchof, Namens Chäremon, unter den Märtyrern der Deciſchen Verfolgung Ep. ad Fabium bei *Euseb.* VI, 42.

[6] *Euseb.* VI, 41, 42, 44—46. *Hieron.* l. c. Ausführliche Bruchſtücke, wichtig für die Geſchichte der Deciſchen Chriſtenverfolgung, gibt Euſebius aus dem Schreiben an Flavius (Flavianus nach Hieron.) Biſchof von Antiochien, einen Anhänger des Novatus; vollſtändig den Brief an Novatus, Cap. 45, und kurze Bruchſtücke aus dem an Cornelius, Cap. 46.

[7] Dahin gehören die von *Euseb.* VI, 46 erwähnten *Περὶ μετανοίας πρὸς Κόνωνα, Περὶ μαρτυρίου πρὸς τὸν Ὠριγένην.*

[8] Über ſein Verhalten in dieſer Streitigkeit geben die Bruchſtücke aus fünf auf Veranlaſſung derſelben geſchriebenen Briefen bei *Euseb.* VII, 2—9 genauere Auskunft. Dieſe Briefe *περὶ βαπτίσματος* zählt Euſebius nach folgender Ordnung: a) An Stephanus *Euseb.* VII, 2, 4 und Bruchſtücke Cap. 5. b) An Sixtus II., Nachfolger des Stephanus i. J. 257. Bruchſtücke bei *Euseb.* VII, 5, 6. c) An Philemon, Presbyter der römiſchen Gemeinde. Längere Bruchſtücke bei *Euseb.* VII, 7. d) An Dionyſius, römiſchen Presbyter, ſpäter (258) Biſchof. Bruchſtücke bei *Euseb.* VII, 7, 8. e) An Sixtus II. Bruchſtücke bei *Euseb.* VII, 9. Davon unterſcheidet *Euseb.* VII, 9 noch ein von D. im Namen der alexandriniſchen Gemeinde an Sixtus und die römiſche Gemeinde in dieſer Streitſache erlaſſenes ausführliches Sendſchreiben, und ein andres über Lucianus an den römiſchen Biſchof Dionyſius, wahrſcheinlich in derſelben Angelegenheit.

die Haltung der religiöſen Verſammlungen und der Beſuch der Kirchhöfe, wo man das Andenken der Märtyrer durch die Feier der Euchariſtie an ihren Gräbern erneuerte, unterſagt wurde. In Folge derſelben wurde Dionyſius zum Verhöre vor den Proconſul Ämilianus geführt, welcher, laut Zeugniſſes der Acten, nachdem Dionyſius ſeiner Auffoderung, den Göttern zu opfern, Folge zu leiſten ſich geweigert hatte, ihn nach Cephro, einer Stadt Libyens, drei Tagereiſen von Parätonium, in das Exil verwies, mit der Weiſung, den kaiſerlichen Edicten hinſichtlich der Verſammlungen und des Beſuchs der Kirchhöfe ſtreng nachzukommen. Von dort wurde er ſpäter nach Colluthion, einem Städtchen in der Präfectur Mareotis, an der Heerſtraße und mehr in der Nähe von Alexandria gelegen, deportirt. Während dieſes Exils, welches drei Jahre hindurch bis zum Regierungsantritte des Gallienus (260) dauerte, fuhr er nicht nur, trotz der empfangnen Weiſung, fort, an den Orten ſeiner Verbannung die Chriſten zu religiöſen Verſammlungen zu vereinigen und für die Ausbreitung des chriſtlichen Glaubens eifrig thätig zu ſein, ſondern auch ſeine alexandriniſche Gemeinde blieb während deſſen unausgeſetzt unter ſeiner Aufſicht und Leitung[9]). Namentlich ſchrieb er an die alexandriniſche Gemeinde während ſeiner Verbannung zwei öſterliche Hirtenbriefe (**Epistolae paschales**, *ἑορταστικαί*), den erſten an Flavius, den letzten an Domitius und Didymus, alle drei wahrſcheinlich Presbyters derſelben, gerichtet, in welchen er zu würdiger Feier des Feſtes ermahnte, und nach dem Kanon, daß die Oſtern erſt nach dem Frühlings-Äquinoctium zu feiern ſeien, einen Oſtercyclus für acht Jahre aufſtellte[10]).

Als unter Valerianus Gefangenſchaft Gallienus die Alleinherrſchaft erlangt und der Gemeinde den Frieden wiederum geſichert hatte (260), kehrte Dionyſius aus ſeiner Verbannung zurück. Aber neue Sorgen und Leiden erwarteten ihn zu Alexandria. Die bürgerlichen Kriege, welche damals das Reich zerrütteten, riefen auch dort Parteiungen und Aufſtände hervor, durch welche die Stadt in ſich ſelbſt feindlich getrennt wurde[11]). Bald ſtellten ſich auch Hungersnoth und Peſt ein, die gewöhnlichen Folgen bürgerlicher Kriege. Ein lebhaftes Gemälde von den furchtbaren Verheerungen, welche die Peſt in der großen Stadt damals anrichtete, geben die Bruchſtücke aus einem öſterlichen Schreiben des Dionyſius, worin er die Gemeinde unter ihren Leiden tröſtete, zugleich aber auch den hohen Glaubensmuth pries, mit welchem die Glieder derſelben in der Gefahr, ſelbſt mit Aufopferung ihres Lebens, die chriſtlichen Liebespflichten an den Erkrankten übten und für die Beſtattung der Verſtorbenen Sorge trugen, während die Heiden, nur auf die Erhaltung ihres eignen Lebens bedacht, die Erkrankten ihrem hülfloſen Zuſtand überließen und die Beſtattung der Leichen vernachläſſigten[12]).

Aber auch innerhalb der Gemeinde ſelbſt waren Zwiſtigkeiten ausgebrochen, welche das Einſchreiten des Biſchofs foderten, wenn die Einigkeit und der Friede erhalten werden ſollten. Nepos, Biſchof der arſinoitiſchen Präfectur, durch Glaubenstreue, eifriges Schriftſtudium und dichteriſche Gaben ausgezeichnet, hatte während der Verfolgungen die Gemeinde durch die Verheißungen der Johanneiſchen Apokalypſe getröſtet, welche die baldige Wiedererſcheinung Chriſti und mit derſelben die Eröffnung ſeines herrlichen Reiches auf Erden erwarten ließen, ſobald man ſie, wie es von ihm geſchah, nach dem buchſtäblichen Sinn auffaßte. Dieſe Deutung der Apokalypſe, nach welcher die chriſtliche Verheißung vom zukünftigen Reiche mit den Erwartungen der Juden dem Weſen nach zuſammenfiel, verwarf die Schule der Origeniſten, welche darauf beſtand, daß, wie in der heiligen Schrift überhaupt, ſo inſonderheit in dieſem Buche derſelben, eine allegoriſche Auslegungsmethode nothwendig werde, um groben Ungereimtheiten zu entgehen. Nepos beſtritt dies willkürliche Verfahren in einem *Ἔλεγχος ἀλληγοριστῶν*, und vertheidigte ſeine Hoffnungen auch in andern Tractaten. In einer Reihe von chriſtlichen Hymnen, durch welche er die Gemeinde in den Verfolgungen aufrichtete, ſcheint er ſie gleichfalls benutzt zu haben, um freudigen Glaubensmuth unter den Leiden der Gegenwart zu erwecken. So hatte er ſich eine Partei gebildet, welche in der arſinoitiſchen Präfectur großen Anhang fand. Nach ſeinem Tode nahm dieſe Partei einen ſchwärmeriſchen Charakter an, trennte ſich von den Gemeinden, welche die Verheißungen vom Reiche Chriſti in einem geiſtigen Sinn auffaßten, und verehrte in den Schriften ihres Begründers eine neue Offenbarung, welche ihr höher ſtand als die in den heiligen Schriften der Propheten und Apoſtel enthaltene. Dionyſius verfuhr bei der Bekämpfung dieſer ſeinen Sprengel beunruhigenden Irrthümer mit der Milde und Weisheit, welche einem chriſtlichen Biſchofe ziemen. Er begab ſich ſelbſt in die arſinoitiſche Präfectur, verſammelte die Presbyteren und Diakonen, welche in den Dörfern predigten, und nach einer dreitägigen Verhandlung, in welcher er die Hauptſchrift des Nepos einer genauen Prüfung nach der heil. Schrift unterzog, die Einwürfe und Bedenken der Nepotianer aber geduldig vernahm und gründlich widerlegte, gelang es ihm, den Korakion, das Haupt der Secte, und mit ihm ſeinen Anhang des Irrthums zu überführen und für die helleren Anſichten der alexandriniſchen Schule zu gewinnen. Um aber den Erfolg ſeiner Belehrungen vollſtändiger zu ſichern, verfaßte er zwei Sendſchreiben „von den Verheißungen (*Περὶ ἐπαγγελιῶν*)," worin er den *Ἔλεγχος ἀλληγοριστῶν* des Nepos widerlegte [13]). Aus dem zweiten, welches die Johanneiſche Apokalypſe zum Gegenſtande hatte, kennen wir aus Euſebius (**VII**, 24, 25.) fünf längere Bruchſtücke, von welchen die drei erſtern (c. 24) die Geſchichte des Nepotianiſchen Streites erläutern, die beiden letztern (c. 25) kritiſche Unterſuchungen über die Apokalypſe in ſich faſſen. Dionyſius will zwar nicht denen beitreten, welche das Anſehen dieſes Buches verwarfen, indem ſie ſeinen Urſprung auf den Häretiker Cerinthus zurückführten [14]), aber er bringt ſehr gewichtige kritiſche Bedenken gegen die Vorausſetzung bei, daß der Verfaſſer dieſelbe Perſon ſei mit jenem Apoſtel Johannes, dem Zebedaiden, von welchem die Kirche das Evangelium und drei Briefe aufbewahrt. Daß irgend ein Johannes das Buch verfaßt habe, gehe aus innern Zeugniſſen hervor; über die Perſon dieſes Johannes jedoch, welche man in Kleinaſien aufzuſuchen habe (wie denn auch die Sage gehe, daß zu Epheſus zwei chriſtliche Grabſtätten, jede mit dem Namen des Johannes bezeichnet, vorhanden ſeien) können, ſeiner Meinung nach, nur Vermuthungen aufgeſtellt werden. Obwol er nun das von vielen Chriſten überaus hoch geachtete Buch keinesweges um ſein Anſehen in der Gemeinde bringen will, ſo bekennt er doch, daß der Inhalt deſſelben über ſeine Faſſungskraft hinausgehe, und er einen geheimen Sinn darin zwar zu ahnen, nicht aber zu erkennen im Stande ſei. Daher er ſich denn auch nicht herausnehme, zu verwerfen, was er nicht verſtehe.

---

[9]) Auf die Verfolgung unter Valerianus und ſein Verhalten während derſelben beziehen ſich ſeine, durch längere Bruchſtücke bei Euſebius bekannte, Briefe: a) An Hermammon bei *Euseb.* VII, 10. b) An Germanus, einen Biſchof, welcher ihn wegen ſeines Verhaltens in der Verfolgung verleumdet hatte, bei *Euseb.* VII, 11. c) An Domitius und Didymus bei *Euseb.* VII, 11. Außerdem hat Hieron. in ſeinem Verzeichniſſe noch eine Ep. ad Alexandrinam ecclesiam de exilio, et ad *Heraclam* in Aegypto episcopum. Bei der erſten iſt wohl zu denken an die Epiſtel, welche er (nach *Euseb.* VII, 20) *τοῖς κατ᾽ Ἀλεξάνδρειαν συμπρεσβυτέροις* während der Verfolgung ſchrieb.

[10]) *Euseb.* L. VII, 20.

[11]) Eine Beſchreibung dieſer Aufſtände zu Alexandria gibt D. in den Bruchſtücken aus einem Schreiben an den ägyptiſchen Biſchof Hierax bei *Euseb.* VII, 21.

[12]) *Euseb.* VII, 22. Es iſt dies wahrſcheinlich daſſelbe Schreiben, welches *Hieron.* l. c. nach ſeinem Inhalt als eine Ep. de mortalitate bezeichnet. Zu vergleichen iſt mit den Bruchſtücken deſſelben die gleichzeitig, während die Peſt zu Karthago wüthete, verfaßte Schrift des Cyprianus „De mortalitate.“ Vgl. *Pontius*, Vita Cypriani. §. 9, 10. Außerdem ſetzt Euſeb. (VII, 22) in dieſe Zeitverhältniſſe noch ein andres Feſtſchreiben (*ἑορταστική*), Briefe *Περὶ σαββάτου* und *Περὶ γυμνασίου*, endlich ein zweites Sendſchreiben an Hermammon und die Gläubigen in Ägypten, worin über die Verfolgung unter Decius und die Herſtellung des Friedens unter Gallienus gehandelt werde. Aus dem letztern gibt er (VII, 23) mehre Bruchſtücke, welche ergeben, daß es im neunten Jahre des Gallienus (261—262) verfaßt wurde. Hieron a. a. O. redet, aus einem Misverſtändniſſe des Euſebius, nachdem er in ſeinem Verzeichniſſe die beiden de sabbatho und *περὶ γυμνασίου* aufgeführt hat, von einer Ep. ad Hermammonem, et alia de persecutione Decii, als von zwei verſchiednen Schreiben.

Zunächſt nach dieſen, wider die Nepotianer gerichteten, Schreiben des Dionyſius, erwähnt Euſebius (**VII**, 26) mehre Schriften deſſelben, welche durch die Lehren des Sabellius veranlaßt worden ſeien. Gegen Sabellius habe er nämlich Schreiben gerichtet: 1) an Ammon, B. von Beronice; 2) an Telesphoros; 3) an Euphranor, und 4) wiederum an Ammon und Euporos. Außerdem vier Tractate (*συγγράμματα*) über denſelben Gegenſtand an Dionyſius, B. von Rom. Aus Athanaſius „**De sententia Dionysii**" ergibt ſich, daß Dionyſius in den Briefen an Euphranor und Ammon, um gegen die Vorſtellung des Sabellius einen perſönlichen Unterſchied des Sohnes Gottes von dem Vater ſcharf zu bezeichnen, ſich ſolcher Vergleichungen bedient hatte, welche den Sohn als ein Geſchöpf des Vaters erſcheinen ließen, und daß er daher von den Arianern als Zeuge für ihre Auffaſſung des Sohnes benutzt wurde. Dionyſius von Rom beſtritt dieſe Vorſtellungsweiſe in einer Streitſchrift wider die Sabellianer (*γράφων κατὰ τῶν τὰ τοῦ Σαβελλίου φρονούντων*), nachdem ihn Gegner des alexandriniſchen Biſchofs auf die Äußerungen deſſelben aufmerkſam gemacht hatten [15]). Dadurch wurde Dionyſius von Alex. zu vier Büchern an Dionyſius von Rom veranlaßt, welche eine Zurechtweiſung ſeiner Gegner und eine Rechtfertigung ſeiner frühern Äußerungen in ſich faßten [16]). Die Bruchſtücke aus denſelben halten die rechtgläubige Lehre feſt, räumen aber zugleich manche Übereilungen, zumal in den gebrauchten Vergleichungen, welche wir aus Bruchſtücken der frühern Schreiben kennen, ſtillſchweigend ein [17]). Über die eigentliche Meinung des Dionyſius von Alex. ſind die Urtheile der Spätern getheilt, obwol die Meiſten darin übereinkommen, daß er durch den Eifer im Streit unbewußt zu irrigen Vorſtellungen fortgeriſſen worden ſei, welche er ſpäter zu verbeſſern geſucht habe [18]).

Außerdem verfaßte Dionyſius noch viele andre Briefe und Abhandlungen (*λόγοι*) in Form von Briefen. Zu den letztern rechnet Euſebius (**VII**, 26) die über die Natur (*Περὶ φύσεως*), welche Dionyſius an ſeinen Sohn Timotheus richtete [19]), und eine dem Euphranor gewidmete über die Verſuchungen (*Περὶ πειρασμῶν*). Endlich mehre Schreiben deſſelben an Baſilides, den Biſchof der zur Pentapolis gehörigen Sprengel, in deren einem er von ſich ausſage, daß er eine den Anfang des Ecclesiaſtes, oder des ſogenannten Predigers Salomo, umfaſſende Auslegung geſchrieben habe [20]).

---

[13]) Nach *Hieron.* l. c. *duo libri* adversus Nepotem episcopum. Aber aus der Anrede in den Bruchſtücken bei Euſebius und ſeinen Worten (VII, 26): *ἐπὶ ταύταις* (den vorher angeführten *περὶ ἐπαγγελιῶν*) *τοῦ Διονυσίου φέρονται καὶ ἄλλαι πλείους ἐπιστολαὶ* ergibt ſich, daß es zwei Sendſchreiben waren.

[14]) In dem erſten Brief an Hermammon bei *Euseb.* VII, 10 führt er die Stelle Apoc. 13, 5 als ein prophetiſches Zeugniß an.

[15]) *Athan.* De Decr. Nicaen. §. 26.

[16]) *Athan.* De sent. Dion. §. 15 bezeichnet daher die Schrift als *τὸ ἐπιγραφόμενον ἔλεγχον καὶ ἀπολογίας.*

[17]) Die Bruchſtücke aus dem früheren Schreiben bei *Athan.* De sententia Dionysii; aus der Schrift an Dionysius Rom. bei Demſ. ebendaſelbſt und in dem Tractate De synodis, ſowie bei *Basilius*, De Spiritu Sancto ad Amphilochium L. II.

[18]) Verſchiedne Urtheile bei *Athan.* De Sent. Dion. §. 26. *Basilius M.* Ep. IX, 2. *Hieron.* adv. Ruffinum L. II. Opp. T. IV. P. II. col. 409. *Steph. Gobarus* bei Photius Bibl. Cod. 232. p. 291.

[19]) Ein langes Bruchſtück aus dieſer Schrift, in welchem die Atomenlehre des Epikur aus philoſophiſchen Gründen und Schriftzeugniſſen beſtritten und die chriſtliche Vorſehungslehre vertheidigt wird, findet ſich bei *Euseb.* Praep. Evang. L. XIV. c. 23 — 27 und gibt Zeugniß für die Bekanntſchaft des Verfaſſers mit den philoſophiſchen Syſtemen der Hellenen. Die beſte Bearbeitung dieſes Fragmentes bei *Routh*, Reliquiae sacrae (Oxonii 1814.) T. IV. p. 345—382.

[20]) Einer dieſer Briefe hat ſich bei Theodor Balſamon in *W. Beveridge*, Synodicon s. pandectae canonum. (Oxon. 1672. fol.) T. II. p. 1—7 erhalten und iſt von *Routh* l. c. T. II. p. 385—394 kritiſch bearbeitet und erläutert worden. Er enthält biſchöfliche Entſcheidungen, *Κάνονες* genannt, über ſtreitige Fragen in

Durch ſeine ſpätern rechtfertigenden Erklärungen in der Sabellianiſchen Streitſache hatte Dionyſius den Ruf der Rechtgläubigkeit ſich wiederum in dem Grade geſichert, daß man ihn mit zu der Synode berief, welche zu Antiochien im J. 264 oder 265 zuſammentreten ſollte, um über die Lehre des dortigen Biſchofes Paulus (aus Samoſata gebürtig und im J. 260 zum antiocheniſchen Biſchof erwählt), welcher die Lehre des Sabellius unter einigen Modificationen erneuerte, eine Entſcheidung zu fällen. Dionyſius wurde durch Alter und Körperſchwäche gehindert, die Synode zu beſuchen, gab aber den verſammelten Vätern ſeine Meinung über den ſtreitigen Gegenſtand in einem Schreiben zu erkennen, welches ſich zwar vorgeblich in den Concilienacten erhalten hat, aber innere Spuren der Unechtheit an ſich trägt. Das Schreiben erließ er, nach des Hieronymus Ausſage, wenige Tage vor ſeinem Tode, welcher im zwölften Jahre des Gallienus, d. i. zwiſchen 264 und 265 unſrer Zeitrechnung, erfolgte[21]).

Daß die, faſt durchgängig aus Briefen und kirchlichen Sendſchreiben beſtehenden, Schriften dieſes Biſchofes ſich, bis auf wenige vollſtändige Überreſte und ziemlich zahlreiche Bruchſtücke, welche im Einzelnen nachgewieſen wurden, verloren haben, iſt beſonders für den kirchlichen Geſchichtsforſcher um ſo mehr zu bedauern, da er als der Hauptzeuge für die Geſchichte der Chriſten während des, für die Entwicklung der Kirche ſo überaus wichtigen, Zeitabſchnittes von 247 — 264 betrachtet werden muß, auf deſſen Glaubwürdigkeit Euſebius, welcher aus ſeinen Briefen die letzten Abſchnitte des ſechsten und den größten Theil des ſiebenten Buches ſeiner Kirchengeſchichte geſchöpft hat, und zwar, wie die Beſchaffenheit der Relationen zeigt, mit vollem Recht ein großes Gewicht legt[22]). Die ſämmtlichen Überreſte ſeiner Schriften ſind von Galland[23]) und de Magiſtris[24]) geſammelt und bearbeitet worden. *(v. Coelln.)*

DIONYSIOS (Corinthius), Biſchof von Korinth unter der Regierung der Kaiſer M. Aurelius Antoninus Verus und L. Aurelius Commodus, gleichzeitig mit dem römiſchen Biſchof Soter[1]), verfaßte ſieben an verſchiedne Gemeinden gerichtete Schreiben (*ἐπιστολαὶ καθολικαί*), aus welchen Euſebius[2]) Auszüge und Bruchſtücke gegeben hat. Sie waren gerichtet an die Gemeinden und Biſchöfe zu Lacedämon, Athen, Nikomedia, Gortyna auf der Inſel Kreta, Amaſtris in Pontus, Gnoſſus auf Kreta und Rom. Ihr Inhalt war theils, namentlich des erſten, dogmatiſch, theils paränetiſch, theils bezog er ſich auf beſondre kirchliche Verhältniſſe und disciplinariſche Anordnungen. In dem Brief an die Nicomedienſer beſtritt er, nach Euſebius, bereits die Häreſie des Marcion, und deshalb ſcheint ihn Hieronymus unter diejenigen gerechnet zu haben, qui origines haereseων singularum, et ex quibus philosophorum fontibus emanarint, multis voluminibus (was auf das ganze Verzeichniß geht) explicarunt[3]). Nur aus ſeinem Brief an die Römer gibt Euſebius einige in kirchenhiſtoriſcher Hinſicht wichtige Bruchſtücke, welche Nachrichten über die Verhältniſſe beider Gemeinden, der korinthiſchen und römiſchen, über den Märtyrertod der Apoſtel Petrus und Paulus zu Rom, über die Briefe des römiſchen Clemens, und Klagen über die Verfälſchungen enthalten, welche ſeine eignen, durch die Wünſche der Chriſtenbrüder veranlaßten, Briefe erlitten hätten durch Ausmerzungen und Zuſätze[4]). Im Allgemeinen geben die Andeutungen über den Inhalt und die Veranlaſſung dieſer biſchöflichen Sendſchreiben ein gewichtiges Zeugniß ab für die genaue geſellſchaftliche Verbindung, in welche ſchon damals die Chriſtengemeinden des römiſchen Reiches unter ſich getreten waren. Außerdem erwähnen Euſebius und Hieronymus in ihren Verzeichniſſen auch noch ein an eine fromme Chriſtin Chryſophora gerichtetes Privatſchreiben deſſelben, didaktiſchen Inhalts. *(v. Coelln.)*

DIONYSIUS, römiſcher Biſchof, der in der Reihe der Päpſte als der 26. aufgeführt wird. Er folgte Sixtus II. am 19. Sept. 259, und nach ſeinem Tod am 29. Dec. 268 folgte ihm Felix I. Über ſein Verhältniß zu Dionyſius von Alexandria in Betreff der Ketzertaufe und des Sabellianismus, ſ. dieſ. Art. In ſeine Zeit fallen außerdem die Concilien gegen Nepotianus und Kerinthos in Alexandria und gegen Paul von Samoſata in Antiochia. *(H.)*

DIONYSIUS EXIGUUS, einer der gelehrteſten und berühmteſten Männer ſeiner Zeit, lebte in Rom und ſtarb daſelbſt um das Jahr 545. Wie gewöhnlich angegeben wird, ſoll er Abt eines dortigen Kloſters geweſen ſein. Doch iſt dies in den neuern Zeiten beſtritten wor-

---

der kirchlichen Disciplin, für welche Baſilides ſein Gutachten nachgeſucht hatte. Auch die Bruchſtücke ſeiner Schriftauslegungen zu dem Hiob, der Apoſtelgeſchichte, dem Brief an die Römer und den katholiſchen Briefen hat Routh (T. II. p. 395 — 410) ſorgfältig geſammelt.

[21]) *Euseb.* H. e. VII, 27, 28. *Hieron.* in Catal. l. c.: Sed et adversus Paulum Samosatenum, *ante paucos dies, quam moriretur*, insignis ejus fertur Epistola. Dieſe Epiſtola, verbunden mit der Auflöſung von zehn Einwürfen des Paulus, findet ſich in den Concilienacten z. B. bei *Labbé* T. I. p. 849, und würde ein entſchiednes Zeugniß für die Rechtgläubigkeit des D. in der Trinität abgeben, wenn nicht die Widerſprüche, in welche ſie mit den Angaben des Synodalſchreibens bei *Euseb.* VII, 30 geräth, ihre Echtheit ebenſo ſehr verdächtigten, als das Stillſchweigen des Athanaſius, welcher, obwol er Alles hervorſucht, was zum Beweiſe der Rechtgläubigkeit ſeines Amtsvorgängers benutzt werden konnte, doch dieſes Schreiben, welches dafür das gewichtigſte Document würde geweſen ſein, ganz unberührt läßt. [22]) Über ſeine Glaubwürdigkeit vgl. *Danz*, De Eusebio Caesar. (Jenae 1815.) p. 123, 127 sq. *Kestner*, De Eusebii Caesar. auctoritate et fide diplom. (Gotting. 1816. 4.) Excurs. II. p. 46 sq. [23]) Bibliotheca Patrum. T. III. p. 481 sq. [24]) Dionysii Alexandrini cognomento magni, quae supersunt, ed. *Simon de Magistris*, Episc. Cyrenens. (Romae 1797. fol.) Ich kenne dies Werk nur aus Hug, Einl. ins NT. 2. Bd. S. 485, welcher daſſelbe benutzt hat.

[1]) *Euseb.* Hist. eccl. L. IV. c. 21. *Hieron.* in Catal. Script. eccl. c. 27. [2]) Hist. eccl. L. IV. c. 23. Vgl. L. II. c. 25. [3]) Ep. 83 ad Magnum. Opp. T. IV. col. 656. Mart. [4]) Die Bruchſtücke ſind am beſten herausgegeben und bearbeitet von *Routh*, Reliquiae sacrae. (Oxonii 1814.) T. I. p. 165—190.

den, und, wie es ſcheint, mit Recht; denn Caſſiodor ſein Zeitgenoſſe und vertrauter Freund, der ihn zugleich faſt wie einen Heiligen verehrt, und Alles hervorhebt, was nur zu ſeinem Ruhme gereichen kann, begnügt ſich damit, ihn blos als „**Monachus**“ zu bezeichnen (**De divin. lect. cap. 23**). Bei Andern kommt er freilich als „**Abbas Romanae urbis**“ vor (*Beda*, **De temp. rat. cap. 45**). Hieraus kann aber noch nicht mit Sicherheit gefolgert werden, daß er wirklich die Würde eines Abtes bekleidet habe, weil man nach dem damaligen Redegebrauch auch andre ausgezeichnete Geiſtliche, die nicht grade Vorſteher von Klöſtern waren, mit dem Epitheton **Abbas** ehrte. (*Dufresne* **s. v. Abbates**).

Am wenigſten kann dies bei einem Mann auffallen, der die Tugenden eines heiligen Aſceten in ſo hohem Grad übte, als eben Dionyſius. Sein Freund Caſſiodor ſagt in dieſer Beziehung unter andern von ihm: „**Se totum Deo tradiderat, — erat totus catholicus, totus paternis regulis perseveranter addictus; — fundebat lacrimas, motus computatione, cum audiret garrula verba laetitiae; jejunabat etc.**“ Deſſenungeachtet zog er ſich aber nicht, wie ſo manche andre Aſceten, von der Welt zurück; er nahm ſogar an frohen Gaſtmählern Theil, jedoch nur ſo, **ut inter corporales epulas inquisitus spirituales copias semper exhiberet**, wie ſein Freund berichtet. Neben dem ſtrengen und ernſten Lebenswandel, den er führte, bewährte er zugleich, ungeachtet ſeiner großen Gelehrſamkeit, jene Beſcheidenheit, Nachgiebigkeit und edle Zurückhaltung, wodurch das durch Wiſſenſchaft erworbene Verdienſt erſt ſeinen wahren Adel gewinnt, und was Caſſiodor hierüber ſagt, verdient ebenſo wol zu ſeinem eignen, als des Dionyſius Lobe, wörtlich angeführt zu werden: „**Pudet me de consorte dicere, quod in me nequeo reperire; fuit enim in illo cum sapientia magna simplicitas, cum doctrina humilitas, cum facundia loquendi parcitas: ut in nullo se vel extremis famulis anteferret, cum dignus esset regum sine dubitatione colloquiis.** — Wenn ein ſolcher Mann mit dem Zunamen „**Exiguus**“ vorkommt, ſo darf man wol nicht vorausſetzen, daß er dieſen Beinamen, wie freilich die Meiſten annehmen, wegen ſeiner unſcheinbaren Geſtalt erhalten; vielmehr iſt es wahrſcheinlicher, daß er ihn ſeiner chriſtlichen Demuth wegen bekommen, oder aus Erniedrigung ſeiner ſelbſt ſich ihn beigelegt habe. Die Überſetzung des „**Exiguus**“ durch „der Kurze“ oder „der Kleine“ dürfte daher nicht angemeſſen erſcheinen.

Scytha natione, sed moribus omnino Romanus, bemerkt Caſſiodor von ihm. Hiernach wäre Scythien ſein Vaterland geweſen. Indeſſen iſt dies wol nur ſo zu verſtehen, daß er aus den Ländern am ſchwarzen Meere abgeſtammt, alſo griechiſcher Herkunft geweſen. Darauf leitet auch ſein Name hin, ſowie ſeine genaue Kenntniß der griechiſchen Gelehrſamkeit und Sprache. — Die letztre hatte er nach Caſſiodors Verſicherung, neben der lateiniſchen, dergeſtalt inne, daß er alle griechiſch oder lateiniſch geſchriebenen Bücher, ohne irgend einen Anſtoß, ſofort in lateiniſcher oder griechiſcher Sprache vorleſen konnte, ohne daß ſeine Zuhörer zu unterſcheiden vermochten, ob der Text in einer andern Sprache geſchrieben daſtehe, als derjenigen, welche ſie hörten. Wegen dieſer Fertigkeit in beiden Sprachen war denn auch Niemand beſſer geeignet, als Dionyſius, die vielen und ausgezeichneten Überſetzungen aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche zu liefern, wodurch er ſich den gerechten Dank ſowol ſeiner Zeitgenoſſen, als der Nachwelt verdient hat; den Dank der Nachwelt zwar nicht grade durch die Überſetzung an ſich, wol aber deshalb, weil manche von ihm übertragne Werke, welche uns nur in ſeiner Überſetzung erhalten ſind, ohne dieſelbe wahrſcheinlich ganz untergegangen ſein würden. Was, abgeſehen von ſeinen Sprachkenntniſſen, die übrigen Wiſſenſchaften betrifft, in deren Beſitze Dionyſius ſich befand, ſo hatte er, neben ſeinen theologiſchen Berufswiſſenſchaften, zunächſt das Kirchenrecht inne, welches ja auch damals mit der Theologie noch feſt zuſammenhing und erſt Jahrhunderte ſpäter ſein ſelbſtändiges, von derſelben unabhängiges Daſein erhielt, außerdem aber noch die Dialektik, welche ſein Freund Caſſiodor bei ihm erlernt hatte, ſowie die Mathematik und Aſtronomie. In den heiligen Schriften war er ſo bewandert, daß er, nach Caſſiodors Zeugniß, alle Fragen, welche ihm in Bezug auf Theologie vorgelegt wurden, ſofort und ohne Anſtand zu beantworten vermochte. Sehr natürlich daher, daß ihm auch die theologiſchen Streitigkeiten ſeiner Zeit nicht fremd blieben, und er, als Scythe, namentlich an den Streitigkeiten Theil nahm, in welche verſchiedne ſcythiſche Mönche, wie Johannes Maxentius und andre, über den Sinn und die Bedeutung des Satzes: „Einer von der Dreieinigkeit hat gelitten,“ verwickelt wurden. Dionyſius war hierbei der Meinung ſeiner theopaſchitiſchen Landsleute, und überſetzte ein an die Armenianer gerichtetes Schreiben des Proclus aus Conſtantinopel, — der bekanntlich einer der erſten und eifrigſten Antineſtorianer war, — welches er mit einer Vorrede begleitete, worin er die Richtigkeit der von den Mönchen aufgeſtellten Behauptungen mit einigen Bemerkungen näher zu begründen ſuchte (*Harduin*, **Act. concil. Tom. I. pag. 1722**). Wie umfaſſend ſeine Kenntniſſe im Fache des Kirchenrechts geweſen, erhellt aus den beiden Sammlungen der kirchenrechtlichen Quellen, welche er geliefert hat, und wodurch er für die Nachwelt ungleich wichtiger geworden iſt, als durch ſeine Leiſtungen im Gebiete der Theologie. Denn dieſe Sammlungen, welche ſpäterhin zu einem Ganzen vereinigt wurden, ſind, obwol bloße Privatarbeit, doch im geſammten chriſtlichen Abendlande Jahrhunderte lang als kirchenrechtliche Quellenſammlung benutzt worden, bis ſie im Frankenreiche, während der Karolingiſchen Periode, einer andern Sammlung (der pſeudoiſidoriſchen) weichen mußten. In Italien erhielt ſich indeſſen das Dionyſiſche Geſammtwerk bis in das zehnte Jahrhundert bei Geltung. Daß dieſe Arbeit für die Geſchichte des Kirchenrechts auch für uns die höchſte Bedeutung habe, verſteht ſich von ſelbſt. — Über den zweiten Theil derſelben, welcher den päpſtlichen Decretalbriefen gewidmet iſt, vergl. den Art. **Decretalen** Thl. **XXIII.** S. 302, woſelbſt auch die das Geſammtwerk betreffende Literatur bereits angegeben worden. Der erſte Theil hat die

Satzungen der Concilien zu ſeinem Gegenſtand, und wenigſtens von ihm berichtet bereits Caſſiodor, daß er ſchon zu ſeiner Zeit in der römiſchen Kirche allgemein (usu celeberrimo) gebraucht worden ſei. Dieſe Sammlung der Conciliënſchlüſſe enthält zuvörderſt 50 Canones apostolici; dann 165 Canones aus einer griechiſchen Sammlung, welche die Schlüſſe der Concilien zu Nicäa, Ancyra, Neucäſarea, Gangra, Antiochia, Laodicea und Conſtantinopel umfaßte; hiernächſt die 27 Satzungen aus der chalcedoniſchen Kirchenverſammlung, die er aus einem andern Manuſcripte entlehnte; endlich 21 Canones der ſardicenſiſchen und 138 Sitzungen der karthagiſchen Synode von 419. Die letzten beiden Stücke gibt Dionyſius in ihrem lateiniſchen Urtexte wieder; die übrigen hat er aus dem Griechiſchen überſetzt. Verfaßt hat er dieſe Sammlung der Conciliënſchlüſſe zu Rom zwiſchen den Jahren 496 und 514, und zwar veranlaßt durch den Biſchof Stephan von Salona. So groß aber die Verdienſte ſind, welche Dionyſius ſich für die Nachwelt durch ſeine beiden Compilationen errungen, ſo hat er ſich doch noch größere Verdienſte erworben durch ſeine Leiſtungen für die chriſtliche Zeitrechnung, aus denen zugleich hervorgeht, wie außerordentlich für die damalige Zeit ſeine mathematiſchen und aſtronomiſchen Kenntniſſe geweſen. Seine Verdienſte um die chriſtliche Zeitrechnung ſind unſterblich. Dionyſius iſt nämlich der Stifter dieſer Zeitrechnung, welche wir, nach der von ihm über das Geburtsjahr des Erlöſers angeſtellten Berechnung, noch gegenwärtig beobachten, obwol er ſich verrechnet und die Geburt Chriſti um drei oder vier Jahre zu zeitig angeſetzt haben ſoll (aera Dionysiana). An dem ſchon obenbezeichneten Orte ſagt Beda über die desfallſigen Bemühungen des Dionyſius Folgendes: „Primi decennalis circuli cursu temporum ordo praefigit, quem graeci calculatores a Diocletioni principis annis observavere. Sed Dionysius, — paschales scribens circulos, noluit eis — memoriam impii persecutoris innectere, sed magis elegit ab incarnatione Domini nostri Jesu Christi tempora praenotare, quatenus exordium spei nostrae notius nobis existeret, et causa reparationis humanae, id est, passio redemtionis nostrae evidentius eluceret.“ Indeſſen iſt die Aera Dionysiana (ſ. dieſ. Art.) erſt ſeit dem achten Jahrhundert öffentlich in Gebrauch gekommen. Über das Leben und die Leiſtungen des Dionyſius ſind vornehmlich die kirchenhiſtoriſchen Werke zu vergleichen; namentlich die von Fleury, Schröckh, Planck. Die Hauptquelle über ſeine Perſönlichkeit bleibt immer Caſſiodor, ohne deſſen Nachrichten wir über ſeinen Charakter wenig wiſſen würden. Daß Caſſiodor, ſeinen Freund in dem vortheilhafteſten Licht erſcheinen zu laſſen ſich beſtrebte, und manches von einem zu günſtigen Geſichtspunkt aufgefaßt haben möge, kann wol nicht bezweifelt werden, und, wie aus der Schilderung Caſſiodors hervorgeht (Cujus nomini aliqua parvi homines calumniose nituntur ingerere, unde sua videantur errata aliquatenus excusare), waren nicht alle ſeiner Meinung. Wie dem aber auch ſei; der Charakter des Dionyſius erſcheint immer höchſt achtungswerth, und daß er ſowol an umfaſſender Gelehrſamkeit, als an Eifer, Fleiß und Ausdauer nicht leicht von einem ſeiner Zeitgenoſſen übertroffen worden, davon zeugen ſeine Leiſtungen. (*Dieck.*)

DIONYSODOTUS, *Διονυσόδοτος*, ein Beiname des Apollo zu Phlius. *Paus.* I, 31. Er bedeutet den vom Dionyſos gegebenen Apollo, d. h. den Sohn des Dionyſos. Dieſe Abſtammung ſcheint ägyptiſch zu ſein und gehört zugleich in die bakchiſchen Myſterien (ſ. *Siebelis* ad Istri Fragm. p. 67); auch deutet ſie auf die Vereinigung der Apolloreligion mit der des Dionyſos. S. Dionysos. (*Richter.*)

DIONYSOS, Dionysus, Bacchus, *Βάκχος*, Hauptname des Gottes der Weinpflanzung bei den Griechen und Römern, der aber zugleich auch den Begriff des Jahresſegens überhaupt, des Anbaues und der dadurch vermittelten bürgerlichen Cultur in ſich ſchließt und in myſtiſchem Sinne die befruchtende, erzeugende, die mannichfaltigen Formen der Sinnenwelt ſchaffende Gotteskraft andeutet. Den Namen Dionyſos brauchten mehr die Griechen, den des Bakchos mehr die weſtlichern Völker. Der Mythos dieſes Gottes iſt einer der mannichfaltigſten und umfaſſendſten, aber auch in der Darſtellung und Erklärung einer der ſchwierigſten. Herodot ſagt II, 52, daß die Pelasger den Namen Dionyſos ſpäter als die andern Götternamen erfahren hätten. Dieſes ſcheint dahin zu deuten, daß die Culte andrer Götter früher in Hellas waren, als der des Dionyſos, der Begriff des letztern alſo der ſpäter entſtandne. Damit ſcheinen auch die Sagen von dem Widerſtande, den die neue Religion an mehren Orten fand, übereinzuſtimmen; denn es wird uns berichtet, daß der Gott nur durch blutigen Kampf ſeinen Cultus in Hellas habe feſt gründen können. Aus dieſer gewaltſamen Einführung ſcheint aber ſich auch zu ergeben, daß der Begriff des Gottes nicht urſprünglich bei den Hellenen ſelbſt entſtanden, ſondern aus der Fremde zu ihnen gekommen ſei, und in dieſem Falle konnte er nirgends anders herkommen, als aus dem Morgenlande, aus Aſien. In der That findet man auch in den ihm beigelegten Attributen und in den von ihm erzählten Sagen ſo viel Orientaliſches, daß an dieſem Urſprunge nicht zu zweifeln zu ſein ſcheint. Dennoch theilen ſich die Erklärer ſeines Mythos grade in dieſer Hinſicht in zwei entgegengeſetzte Parteien, und an der Spitze einer jeden ſtehen Männer vom bedeutendſten Gewichte. Nach der einen iſt Dionyſos als der Gott, der den Griechen den Segen der Traube, die Freuden des Weins und die aus deſſen Anbau entſtandne Geſittung ſchenkte, urſprünglich in Hellas gebildet worden und erſt der Lärmgott Bakchos mit ſeinen Orgien aus Phrygien, wo der tumultuariſche Dienſt der Kybele und ihres Attis hauſte, in den Zeiten nach Homer zu den Griechen gekommen und mit dem Dionyſos verbunden worden, denn Homer kenne wol dieſen letztern, aber nicht den Bakchos. Ihre Gegner aber wenden den Blick gleich nach Oſten, nehmen den Begriff des Weinerfinders nicht für den allein weſentlichen und wollen keinen beſtimmten Unterſchied zwiſchen Dionyſos und Bakchos gelten laſſen. Es ſei dieſer Gott als die Idee der alles zeugenden Naturkraft mit ſeinen Orgien aus Ägypten, Phrygien, Phönikien und andern

Oſtländern, in letzter Inſtanz aber aus Indien zu den Hellenen gekommen und zwar in den Zeiten vor Homer, der einen raſenden Dionyſos wohl kenne und von einem der Kämpfe zu erzählen wiſſe, die der Anfang ſeines Cultus verurſachte. Es iſt in der That nicht zu leugnen, daß in Syrien, Phönikien, Ägypten und auch wol in Vorderaſien ſchon ſehr früh, wenigſtens um 1500 vor Chr. im orgiaſtiſchen Cultus des Sonnengottes, des Baal, mit wilden Tänzen, rauſchender Lärmmuſik, fanatiſchen Gebräuchen und unzüchtigen Symbolen herrſchte, von dem man wohl annehmen kann, daß er aus dem orgiaſtiſchen Dienſte des Schiwa bei den Hindus ſtamme, da die weſentlichſten Symbole in beiden Culten übereinſtimmen und überdies ein indiſches Purana allerdings von einer Wanderung der Religion des Schiwa und ſeiner Gemahlin Parwati nach den Weſtländern ſpricht; ja es wäre faſt ein Wunder zu nennen, wenn die Hellenen, und ſelbſt ſchon die alten Pelasger, durch die ſeefahrenden Phönikier keine Vorſtellungen aus dieſem Religionscultus bekommen hätten. Zwar leugnen die Gegner, daß Hellas durch fremde Colonien cultivirt worden ſei und wollen weder von der ausländiſchen Abkunft des Kekrops, noch des Kadmos, Danaos, Pelops und Andrer etwas wiſſen, indem alles Fremde erſt in den Zeiten nach Homer zu den Griechen gekommen ſei. Alle Nachrichten bei den Alten von dieſen Coloniſationen aus dem Auslande wären durch trügeriſches Vorgeben der Prieſter entſtanden, die dem, was ſie nach den Zeiten Homers von fremden Culten angenommen, gern den Anſtrich eines hohen Alterthums hätten geben wollen. Namentlich wäre dieſes durch die ſogenannten Orphiker geſchehen, deren Geſänge eigentlich erſt um 500 v. Chr. und größtentheils noch ſpäter entſtanden wären, aber als Verfaſſer derſelben einen Orpheus lange vor Homer ausgegeben hätten. Durch dieſe ſei erſt die Vermiſchung helleniſcher Götter mit ausländiſchen, namentlich ägyptiſchen und phrygiſchen, Mode geworden, und ſo habe ſich denn die Mähr bei allen Hellenenſtämmen verbreitet, und ſelbſt treffliche Schriftſteller hätten nun angefangen, von fremden Culturſtiftern und von Einführung fremder Götter zu ſprechen. Nur einige hätten den Trug durchſchauet und die gefeierten Ausländer als Einheimiſche bezeichnet. Überdies ſei es nicht möglich, daß namentlich aus Ägypten ein Übertritt religiöſer Vorſtellungen durch Ankömmlinge hätte ſtattfinden können, da der Ägypter das Meer als Typhoniſch verabſcheut und überhaupt ſein Land ganz verſchloſſen gehalten habe. Erſt als Pſammetich durch Hülfe von Griechen ſich auf den Thron geſchwungen habe, ſei das Land den Hellenen geöffnet worden und ſeit der Zeit der ganze Spuk entſtanden. Aber, antworten die Vertheidiger der andern Anſicht, daraus, daß die ſogenannten Orphiſchen Gedichte erſt durch Onomakritos öffentlich bekannt geworden ſind, folgt nicht, daß ihr Inhalt nicht älter ſein ſollte. Es waren größtentheils alte Tempelgeſänge, aber bis dahin nur den Prieſtern und in den Myſterien bekannt; der Herausgeber war nicht der Dichter im ſtrengſten Sinne, ſondern nur der Bearbeiter deſſen, was ſchon längſt vorhanden war; ihm verdankten alſo die alten Tempellieder die beſſere Form, aber nicht zugleich den Inhalt. Dieſer letztre ſpricht für ein hohes Alterthum, indem er Vorſtellungen ausſpricht, die den Charakter reinerer Religioſität tragen, Begriffe von göttlichen Dingen, wie ſie der öffentliche Cultus des Volks nicht kannte, aber von beſſern Geiſtern ſchon früh gefaßt ſein mußten, da ſie in der Seele des Menſchen ſelbſt liegen und ohne ihre Grundlage an gar keine Religion zu denken iſt. Selbſt den wildeſten und ausſchweifendſten Religionen des Orients lagen dieſe beſſern Ideen zum Grunde, wurden von dem weiſern Prieſterſtand erkannt, aber als etwas Heiliges und Göttliches unter der Hülle von Symbolen dem Volke verborgen, welches man nicht fähig hielt, das Höhere zu faſſen, dem man es auch wol abſichtlich verheimlichte, um deſto beſſer die Herrſchaft über daſſelbe zu behaupten. Damit aber dieſes Beſſere nicht untergehe, dazu eben waren die Myſterien geſtiftet, und in ihnen die Lehren von der Einheit Gottes, der Seelen Unſterblichkeit, der Belohnung und Beſtrafung, der Seelenwanderung ꝛc. niedergelegt. Dieſe Lehren ſtammten urſprünglich aus Indien und hatten ſich von da nach den Weſtländern auf mancherlei Wegen, namentlich über Ägypten und Vorderaſien, fortgepflanzt. Die Menſchenſtämme, welche Hellas bewohnen, ſind unleugbar von Oſten her eingewandert, wie auch die Kelten und Germanen, und die große, innere Verwandtſchaft des Griechiſchen mit der Sanſkritſprache beweiſen unwiderleglich, daß die älteſten Ankömmlinge in Griechenland Jahrhunderte vorher ein den Hindus verwandter und benachbarter Menſchenſtamm geweſen ſein müſſen. Jahrhunderte lang und mit mehren Unterbrechungen mochte ihr Zug aus dem obern durch das weſtliche Aſien gedauert haben, ehe ſie über den Kaukaſus her die griechiſchen Küſten erreichten und das Land in Beſitz nahmen. Große Veränderungen mögen während dieſer Zeit in ihren Vorſtellungen vorgegangen ſein, und zuletzt mögen ſie als ziemlich rohe Barbaren die neuen Küſten betreten haben. Aber einige Begriffe von Gott und göttlichen Dingen brachten ſie doch aus der Heimath mit ſich und die Weiſern unter ihnen, die als Prieſter den Cultus ordneten, nachdem das Volk zu feſten Wohnſitzen gekommen war, wol mehr, und ſo ward denn auch ihre Religion eine, wenn auch ſehr getrübte, Abſtrahlung des indiſchen Glaubens. Selbſt der Name für Gottheit überhaupt, ϑεὸς, Δῖος, Δὶς, iſt kein andrer, als das indiſche Dewa, und gibt gradezu einen Beweis, woher ſie den Begriff des Göttlichen mitgebracht hatten. Auch die ägyptiſche Religion ſtand in naher Verbindung mit der indiſchen. Es iſt durch die neuern Forſchungen hinlänglich bewieſen, daß der dortige Prieſterſtand urſprünglich indiſcher Abkunft war, und ſo läßt ſich nicht anders erwarten, als daß auch die Religion dieſer Prieſter, ob ſie gleich im öffentlichen Cultus beſonders mit dem Fetiſchismus des rohen Volks vermiſcht ward, aus ihrem Vaterlande geſchöpft ſei. Namentlich erſcheint Oſiris in dem mit ihm verbundenen Begriff als Sonnengott, und als Perſonification der erzeugenden und allen Segen bringenden Naturkraft, ein Abbild des indiſchen Schiwa, der ebenſo wol als Oſiris und Dionyſos das Symbol des Phallos hat und mit ähnlichem orgiaſtiſchen Cultus verehrt wird. Ebendieſe Symboliſirung findet man auch in den Baalim der Phönikier und Syrer, ſowie in der Religion der Phrygier. Eine ſolche Übereinſtimmung kann nicht bloßer Zufall ſein, ſondern ſetzt vielmehr eine gemeinſchaftliche Urquelle voraus, aus der alle dieſe Völker ſchöpften. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Ägypten für das Ausland ſo ganz verſchloſſen geweſen ſein ſollte. Die Tempelruinen von Theben zeigen, daß es Schiffahrt, ſogar Kriegsflotten gehabt habe und in Joſephs Zeiten wird des Karavanenhandels aus Kanaan nach Ägypten erwähnt. Vielleicht entſtand jene Abgeſchloſſenheit erſt nach Vertreibung der Hykſos. Die Sieger wollten ſich vor ähnlichen Unglücksfällen durch gänzliche Abſonderung von den Fremden ſchützen, obgleich auch dies nicht einmal in aller Strenge gelten mag, da nach den Berichten der Bibel Salomo eine ägyptiſche Prinzeſſin heirathete und ein König Ägyptens den Rehabeam mit Krieg überzog, auch der ägyptiſche Apisdienſt ſich in Paläſtina verbreitete. Befuhren aber auch die Ägypter vor Pſammetich nicht ſelbſt das Mittelmeer, ſo konnten doch Auswanderer auf phönikiſchen Schiffen nach Griechenland kommen und von ihrer Religion Vieles mitbringen. Überdies werden Einwanderungen aus Ägypten grade in die Zeit geſetzt, wo die Verjagung der Hykſos ſtattfand. Dieſe waren etwa zwei Jahrhunderte lang Herren des Landes geweſen und hatten wahrſcheinlich, wenigſtens zum Theil, den Cultus deſſelben angenommen. Der Krieg der Eingebornen mit ihnen konnten gradezu Auswanderungen veranlaſſen, und Danaos. Kekrops und andre zu den Flüchtlingen gehören. Widerſprechen einige griechiſche Schriftſteller den fremden Anſiedlungen, ſo ſind dies auch keine ältern, als die, welche ſie behaupten, und ihr Widerſpruch läßt ſich vollkommen aus dem Stolze der Griechen erklären, der nur ſich allein Alles zu danken haben wollte. Es iſt doch in der That eine ſeltſame Behauptung, wenn nach dem **Schol. mscr. ad** *Aristid.* **Panath. p. 185** gelehrt wird, der attiſche Ogyges und ſeine Frau Thebe wären nach Ägypten gegangen, hätten dort die Stadt Thebe, die alte Hauptſtadt des Reiches, die Homer ſelbſt die hundertthorige nennt, erbaut und die Myſterien der Iſis und des Dionyſos-Oſiris daſelbſt geſtiftet, und ebenſo wenig möchte auf die andre Behauptung zu geben ſein, daß Saïs eine atheniſche Colonie und nicht umgekehrt Athen eine ſaïtiſche ſei. Wenn Homer von keinem ägyptiſchen Kekrops und Danaos oder phönikiſchem Kadmos etwas wiſſe, ſo ſei das Stillſchweigen eines Dichters, deſſen Thema mit jenen Anführungen gar nicht zuſammenhänge, noch kein Beweis für das Gegentheil. In ſeinem Zeitalter mochte es überhaupt noch von wenig Intereſſe ſein, ſich um ſolche Anſiedlungen zu bekümmern, ihre Wichtigkeit erhielten ſie erſt ſpäterhin, als man anfing, über ihren Einfluß auf den Hellenismus nachzudenken und deswegen Sagen zu ſammeln, die ſich auf ihre Herkunft und ihre Geſchichte bezogen und im Munde des Volks mehr oder weniger treu ſich erhalten hatten. In jedem Falle kennt Homer phönikiſchen Handel an helleniſchen Küſten, und ſchon, wenn dieſer beſtand, konnte Einfluß aus dem Oriente nicht ausbleiben. Auch hatte es Homer als Dichter nur mit der öffentlichen Religion zu thun; dieſer gemäß ſchilderte er ſeine Götter. In den innern Tempeldienſt war er nicht eingedrungen, und es konnte hier eine Menge Begriffe von den Göttern geben, die ihm unbekannt blieben. Es konnten die Prieſter Orphiſche Lieder den Göttern zu Ehren ſingen, und Homer doch von ihnen nichts wiſſen. Überhaupt war ja bei dem innern Dienſte wol ſelten einer aus dem Volke zugegen, er wurde von den Prieſtern allein begangen. Was konnte dieſen daran liegen, in ſpätern Zeiten den Urſprung des Cultus mit abſichtlichem Betrug aus der Fremde herzuleiten? Erhielten ſie dadurch mehr Anſehen und Einfluß? die Götter einen höhern Grad von Würde? Weit eher könnte man jene Angaben für verdächtig halten, die überall nur von reinem Hellenismus etwas wiſſen wollen und das Fremde aus dieſem ableiten. Was indeſſen jetzt noch ungewiß iſt, wird vielleicht die Folgezeit durch eine nähere und gründlichere Bekanntſchaft mit den Religionen des Orients, namentlich Indiens, zu einer genauern Entſcheidung bringen. Indem wir an dieſe Meinung uns anſchließen, geſtehen wir offen, daß es auch uns wahrſcheinlicher dünkt, den helleniſchen Polytheismus für einen Sprößling aus dem Orient, als für ein eignes, in Hellas ſelbſt ohne fremdes Zuthun emporgeſchoßnes, Gewächs zu halten. Dabei bleibt es dennoch wahr, daß durch Dichter und Künſtler die Götterweſen im Volkscultus ſo verändert wurden, daß der orientaliſche Zuſchnitt faſt ganz, bei dem einen mehr, bei dem andern weniger, verſchwand und die Gottheiten in ziemlich rein helleniſche Ideale ſich verwandelten. Nur im innern Tempeldienſt erhielt ſich das Alte und Urſprüngliche länger, und Lieder, Gebräuche und ſymboliſche Darſtellung erinnerten noch in ſpätern Zeiten an die fremde Urquelle.

In der Dionyſiſchen Religion tritt das Fremdartige ganz vorzüglich hervor, wie auch diejenigen nicht leugnen, die in Hellas nur ſelbſt gebildete Götter erkennen wollen, indem ſie das Fremde für ſpätre Beimiſchung erklären. Aber was im Weſen des Begriffes ſelbſt liegt, können wir nicht für ſpäter halten, wenn auch einzelne Modificationen erſt im Laufe der Zeiten hinzugekommen ſind, und ſo dünkt es uns richtiger, die Urquelle dieſer Religion im Auslande, zunächſt in Ägypten, Phönikien und Phrygien, weiterhin aber in Indien ſelbſt zu ſuchen, aus dem jene Länder ſelbſt geſchöpft hatten. Jene allgemein angenommene Sage von einem Zuge des Dionyſos nach dem Oſten, nicht erſt nach, ſondern ſchon vor Alexander entſtanden, erzeugte ſich unſtreitig dadurch, daß man in den Oſtländern eine ähnliche Gottheit und ähnlichen Cultus fand. Nun ſollte der Gott von Hellas aus in jene Gegenden gekommen ſein und ſeinen Dienſt daſelbſt geſtiftet haben, zuletzt ſogar in Indien, als durch Alexanders Zug ſelbſt ebenfalls viel Analoges bekannt wurde. So deutete helleniſcher Stolz, der den Barbaren nichts zu danken haben wollte. Aber das Wahre iſt unſtreitig das Gegentheil, und dies wurde auch in ſpätern Zeiten eingeſehen, ſodaß bei Schriftſtellern aus dieſer Periode in der That von einem urſprünglich indiſchen Dionyſos die Rede iſt. Auch in die chriſtliche Religion iſt ſo Manches, was zu den Symbolen, Gebräuchen, Legenden, ja ſelbſt zu den Dogmen gehört, aus den frühern Religionen übergetragen worden, dennoch behauptete man das Umgekehrte, und erklärte das Analoge in den heidniſchen Culten für eine teufliſche Nachahmung des chriſtlichen. Ähnliches möchte auch wol in Hellas der Fall geweſen ſein.

Ob der Name Dionyſos ſelbſt ein fremder ſei, das wollen wir vor jetzt auf ſich beruhen laſſen. Wahrſcheinlich iſt es allerdings. Die Griechen ſelbſt leiteten die Benennung verſchiedentlich ab, aber in den meiſten Ableitungen iſt auch das Gezwungene und Unnatürliche nicht zu verkennen, und grade dies möchte ein Beweis ſein, daß der Name urſprünglich ausländiſch war. Viele ſolcher Ableitungen findet man in der Ausgabe der Dionyſiaka des Nonnus von Moſer S. 201, auch in Creuzers Dionyſos S. 244. Wir werden einiger gelegentlich gedenken. Am wahrſcheinlichſten iſt es, daß der Name den Gott von Nyſa anzeige. Aber was und wo iſt dieſes Nyſa? Den Nachrichten der Alten zufolge iſt irgend ein Ort oder eine Gegend darunter zu verſtehen, denn wenn auch von einer Nymphe Nyſa als Erzieherin und Amme des Gottes die Rede iſt, ſo iſt doch dieſe offenbar nur die Perſonification der Gegend, die zuerſt den Cultus deſſelben pflegte. Voß verſteht unter Nyſa die ſüdlichen Abhänge des Gebirges Pangäos bei den thrakiſchen Edonen. Hier ſei die wilde Waldrebe zuerſt bezähmt, der Wein nach den Regeln der Kunſt angebaut und die Traube gekeltert, von da aus aber Böotien bevölkert und daſelbſt der Weinbau eingeführt worden. Man habe alſo den Bergdämon, der den Menſchen dies Geſchenk brachte, den Gott von Nyſa, Dionyſos, genannt. Oder wenn man den Namen nach der Form *Διόπαις* erklären wolle, ſo bedeute er des Zeus Nyſos, d. h. des Zeus Sohn Nyſos. Aber wenn auch der Gott von dieſem nahen Nyſa den Namen hatte und in der That zum Theil die Dionyſiſche Religion über Thrakien ſich nach Hellas verbreitete, ſo iſt damit noch nicht bewieſen, daß ſie urſprünglich daſelbſt entſtand und nicht auch hier eine eingewanderte war. Lag der Ort wirklich, von dem der Gott urſprünglich den Namen hatte, ſo in der Nähe, warum hätte man ihn ſpäter in immer größerm Abſtande ſuchen ſollen? Man konnte wol ſagen: Unſer Gott von Nyſa hat auch da und dort ſeinen Cultus hin verbreitet, aber es war kein Grund vorhanden, ſeinen Abſtammungsort ſelbſt in immer entlegnere Gegenden zu ſetzen. Denn die Mythographen ſprechen auch von einem aſiſchen Nyſa, worunter allerdings eine Gegend in Lydien am Fuße des Tmolos zu verſteben ſein mag, von einem äthiopiſchen, arabiſchen und zuletzt von einem indiſchen Nyſa, nachdem Alexander über den Indus vorgedrungen war. Dies Alles läßt ſich weit natürlicher erklären, wenn man annimmt: Die Urſage lautete, der Gott ſtamme von Nyſa, er ſei der Gott von Nyſa, ohne daß darin beſtimmt war, wo dieſes gelegen. Nun ſuchte man den Ort der Abkunft zuerſt in der Nähe, alſo in Thrakien, und ſetzte dorthin das unbekannte Nyſa, dann, als der phrygiſche Einfluß immer deutlicher wurde, an den Tmolos, und als man auch von der ägyptiſchen Abſtammung ſich überzeugte, nach Arabien und Äthiopien, als aber endlich der Gott ſogar indiſch ſchien, ſo lag Nyſa an den Vorhöhen des Himalaya in Kabuliſtan, wo in der That ein trefflicher Wein gefunden wurde. Hier ſprechen nun Schriftſteller nach Alexander, wie z. B. Curtius Rufus VIII, 10, der wol nicht gradezu erdichtet, ſondern wahrſcheinlich andern Vorgängern folgt, von einer Stadt Nyſa, wo der Gott zuerſt erzogen worden ſei. Ob nun hier wirklich der Urſprung des Namens und die Entſtehung des Gottes zu ſuchen ſei, das müßte aus andern Quellen, als helleniſchen, ausgemittelt werden. Geſchah die Wanderung dieſes Cultus von Oſten nach Weſten, wie aus vielen andern Gründen wahrſcheinlich iſt, ſo hat das indiſche Nyſa, als das öſtlichſte, allerdings Vieles für ſich. Einige Andeutungen mögen hier ſtehen. Das Etym. magn. (p. 259, 28 sq. cfr. Baſt zu *Gregor. Corinth.* De dialectis p. 882. ed. Schäfer) ſagt: Dionyſos heiße auch Deunyſos (*Δεύνυσος*), entweder ioniſch ſtatt *Δεόνυσος* oder vom indiſchen *δεῦνος* (Deunos, Devnos) der König, und *Νύσα*, alſo König von Nyſa. Dies Deunos oder Devnos iſt gewiß nichts andres, als das indiſche Dewas, welches Gott und König bedeutet. Der Grieche hatte vielleicht urſprünglich *Δεύος* (Deuos, Devos) geſchrieben, und das *ν* iſt nur eingeſchoben worden. Langlès (Recherch. Asiat. I. p. 278 etc.) bemerkt, die Hindus hätten dem Schiwa das Beiwort Dewaniſchi, Gott oder König von Niſcha, d. h. der Stadt der Nacht, gegeben. Dies wäre denn Schiwa als Sonnengott. Die Indier nämlich betrachteten den Wein als Gabe der Sonne und nannten dieſe deswegen Suradewas, Weingott, ein Name, den ſchon Chares von Mitylene, ein Begleiter Alexanders, in der Form *Σοράδειος* kennt. Auch läßt die indiſche Mythe den Sonnengott aus der Nacht (Nis, Nisch) geboren werden, ſodaß er in dieſer Beziehung wol auch Dewaniſi oder Dewaniſchi heißen könnte. Auf Nacht finden ſich aber auch im Mythos des Dionyſos Anſpielungen. Er heißt Nyktelios, der Nächtliche, zunächſt wol wegen der nächtlichen Feier ſeiner Myſterien, aber ebendieſe Zeit der Feier könnte ihn als Sohn der Nacht bezeichnen. In Megara hatte er unter dieſem Namen einen Tempel und ebendaſelbſt gab es ein Orakel der Nacht (*Paus.* Att. 40, 5); Plutarch aber (Sympos. VII, 9. p. 941 Wytt.) führt an, es hätten die älteſten Griechen den Dionyſos Eubulos, den guten Rathgeber, und deswegen auch die Nacht die Kluge genannt. Das Alles ſind wenigſtens Andeutungen, die auf den möglichen indiſchen Urſprung des Namens des Dionyſos hinweiſen, ſelbſt für den Fall, wenn Wilfords Dewanahuſcha, der als Eroberer bis nach Europa (Baharadwpa) vorgedrungen, wirklich ein brahmaniſcher Betrug iſt. Grade über Thrakien her konnte aus Vorderaſien, dahin aber aus öſtlichern Ländern, der Name Dewaniſi oder Dionyſi nach Böotien gekommen ſein, wo aus demſelben Dionyſos gebildet und dabei zunächſt an das thraziſche Nyſa gedacht wurde, dieſer Name Nyſa aber grade umgekehrt aus dem Namen des Gottes entſtanden ſein. Darum fand man denn eben überall ein Nyſa, wo man glaubte, daß der Cultus des Gottes ſeinen Anfang genommen habe und ſetzte daſſelbe immer weiter nach Oſten, je mehr ſich Aſien den Blicken des Hellenen öffnete, bis es zuletzt nach Indien kam. Wäre Alexander noch weiter fortgegangen, ſo würde auch wol das indiſche Nyſa noch öſtlicher verlegt worden ſein. Eines Reiches Niſchadha wird in der Epiſode Nalas des Mahabharata gedacht; es liegt im öſtlichen Theile der indiſchen Halbinſel, und in der Nähe ſcheint der Fluß Niſchadha geweſen zu ſein, den der Bramanda Purana nennt. Nach dem Skanda Purana, der die Verbreitung des Schiwa-Cultus nach Weſten erzählt, verläßt Schiwa mit ſeiner Gemahlin Parwati ſein Paradies Kailaſa auf dem Meru, und begibt ſich nördlich nach den Niſchadabergen zu. Dieſe Berge möchten etwa die Gegend ſein, wo Alexanders Begleiter das indiſche Nyſa fanden und von der man den Namen des Gottes ableiten könnte. Mit dieſem Namen mochte auch wol der weſentliche Theil ſeines Mythos und Cultus mit zu den Hellenen gekommen ſein, ſpäter aber durch neue Einflüſſe aus Ägypten, Phönikien und Phrygien beides ſich immer weiter entwickelt haben, bis denn auch Dichter ſich der Fabel bemächtigten und ſie auf mancherlei Art ausſchmückten und helleniſirten, ſodaß ſich jetzt wol ſchwerlich eine genaue Scheidung des Uralten von dem Spätern wird anſtellen laſſen, da die Vorausſetzung, daß ſpätere Angaben auch wirklich nur ſpätere Sagen enthalten, oder das Verſchweigen dieſer oder jener Sage bei einem Dichter auch zu dem Schluſſe berechtige, daß zu ſeiner Zeit die Sage noch nicht bekannt war, in den wenigſten Fällen wol die richtige iſt. Die Erzählung Homers von einem Theile der Dionyſiſchen Mythe iſt, unbefangen angeſehen, von der Art, daß ſie Bekanntſchaft ſeiner Zuhörer mit dem Dionyſos-Mythos, wenn wir auch nicht beſtimmen können, in welchem Umfange, vorausſetzt. Er erwähnt des Dionyſos als eines Gottes, da er doch in der Sage von ſeiner Abſtammung nur als ein Heros, wie etwa Herakles, erſcheint; er ſpricht ferner von einem raſenden Dionyſos, und es iſt kein Grund da, dies Wort ſich in einer andern Bedeutung zu denken, als wie es ſpäter genommen wird, nämlich in Beziehung auf das Orgiaſtiſche ſeines Cultus. Auch ſteht die Widerſetzlichkeit des Lykurgos genau in Parallele mit den andern Erzählungen von dem Widerſtande, den die neue Religion von Seiten einer frühern, ſchon in Hellas verbreiteten, fand. Doch davon weiter unten. Daß daher der phrygiſche Bakchos mit ſeinen Orgien erſt nach Homer, wie Voß will, zu den Griechen gekommen ſei, und dieſe vorher weiter nichts, als den ſelbſt erfundnen Weingott gekannt haben, ſcheint unſtatthaft, da wir alsdann gewiß auch nähere Nachrichten über eine ſo junge Religionsveränderung haben würden.

Von den neuern Erklärungen über den Namen Dionyſos wollen wir die von Hermann (de Myth. XXI, *Opusc.* II. p. 290) und von Sickler (Cadmos CII, sqq.) bemerken. Hermann leitet den erſten Theil des Wortes von der Präpoſition *διὰ* und den zweiten Theil von einem Stamm ab, von dem auch *ὄνυξ* (Nagel, Huf) und *νίσσω*, deorsum ferendo pulsare, herkomme, ſodaß *Διώνυσος* (wie man eigentlich ſchreiben müſſe) ſo viel ſei, als exculcatus, der Zertretne, Ausgetretne, d. h. der gekelterte Wein. Creuzer in den Briefen über Homer und Heſiodos S. 206 erklärt ſich beſonders dagegen, daß der erſte Theil des Wortes die Präpoſition ſein ſolle. Sickler leitet den Namen aus dem Hebräiſchen ab. Er ſei ſo viel als דַּבָּכְיצֶדוֹד (Dajanäsus), d. h. die Recht verſchaffende, helfende, richtende, beherrſchende, ſtrafende und vergeltende Macht. Denn der Inbegriff der von Zeus durch Hermes geoffenbarten und von der anbetenden Menſchheit empfangnen Religion der Kadmeiſchen Urwelt ſei geweſen: ſie verſchaffe das Recht, helfe, richte, beherrſche, ſtrafe und gewähre Vergeltung. Dieſe Ableitung und Erklärung dünkt mir wenig wahrſcheinlich, da ſie den Gott viel zu allgemein bezeichnet und mit der durch ihn erhaltenen Wohlthat nichts zu thun hat.

Was den andern Namen Bakchos betrifft, den Voß nicht dem thebaniſchen Dionyſos, ſondern nur dem ſpäter aus Phrygien herübergekommenen Gott beilegen will, bis ihn auch jener durch Vermiſchung mit dieſem erhalten habe, ſo iſt die Ableitung nicht minder verſchieden. Die Form deſſelben findet man auch in *Βάκχιος*, *Βάκχειος* (*Βακχεῖος*) abgeändert. Auch er könnte urſprünglich indiſch ſein, denn Schiwa hatte auch den Beinamen Bagis (Vagis). In Ägypten hieß der heilige Stier Onuphis auch Bakis, welches ſo viel als der gute Gott, der gute Geiſt, bedeuten ſoll. Hier iſt wahrſcheinlich ein Zuſammenhang mit dem indiſchen Bagis, denn dem Schiwa kommt das Symbol des Stiers weſentlich zu, und ſein Name Schiwa bedeutet auch den Guten, ein Epitheton, das Dionyſos ebenfalls häufig hat, ſowie auch das Stierſymbol weſentlich zu ſeinem Begriffe gehört. Es könnte alſo der Name Bakchos über Ägypten auch aus Indien ſtammen. Indeſſen iſt doch dieſer Zuſammenhang noch nicht klar genug und ſo möchten wir uns lieber noch an diejenigen halten, die an das hebräiſche oder phönikiſche בָּכָה, weinen, wehklagen denken. Ein Wehklagen wurde über den Tod des Adonis angeſtellt, und auch Dionyſos iſt in den Myſterien der erſchlagne und zerriſſene Gott, der Jahresgott, der vom Winter getödtet wird. Man könnte daher an eine Verſchmelzung der Adonien mit den Dionyſiſchen Feſten denken und an eine Bakchiſche Todtenfeier in den Myſterien, wie ſie in der That bei Lerna ſtattfand. Überdies iſt ſowol Adonis als Dionyſos mit dem ägyptiſchen Oſiris im Begriff einerlei und ſo gäbe auch dies einen Zuſammenhang. Sickler im Kadmos S. 103 leitet den Namen von בקה her und nimmt ihn ſo als בִּקֵּה-עֹז, d. h. die öffnende, auflöſende ſehen machende Kraft, denn die Religion öffne und löſe des Menſchen Geiſt und Herz, ſie löſe vom ſittlichen, wie vom phyſiſchen Übel. Man kann indeſſen bei der griechiſchen Sprache ſtehen bleiben und da denkt denn Schwenk in ſeinen Andeutungen S. 144 an das Stammwort *ἄχω*, das freilich auch jammern, wehklagen (von dem Naturlaute: ach) bedeutet, aber mit dem vorgeſetzten *ι*, als *ἰάχω*, jauchzen, jubiliren, anzeigt; davon käme denn *ἴακχος* und ſtatt des *ι* ein *β* auch

Βάκχος. Der Gott hätte alſo von dem lärmenden Jubel ſeiner Feſte den Namen. Creuzer denkt (Symb. **III**, 126) an denſelben Begriff und leitet den Namen ab von *βάζω*, reden, ſprechen, mit dem Nebenbegriffe des lauten Spruchſprechens und Weiſſagens. Es ſei alſo der begeiſterte und im wilden Entzücken lärmende und weiſſagende Gott. Daher würden auch ein Weiſſager Bakis und weiſſagende Frauen Bakides bei *Herodot*. **VIII**, 20 und *Aelian*. **V. H. XII**, 35 erwähnt und ein Prophet Bakches, Schüler des etruskiſchen Tages, komme im Marcianiſchen Senatsſchluſſe vor. *Rynkershoek*, **De relig. peregr.** p. 265.

Den Mythos von der Geburt des Dionyſos erzählen Apollodor, Hygin, Ovid und andre Mythographen, und wahrſcheinlich kannten ihn auch Homer und Heſiodos. Als ein Heros ward Dionyſos im Hauſe des Kadmos geboren, eine Sage, die ſchon auf die Abkunft ſeines Cultus aus dem Morgenlande hindeutet. Zeus, heißt es, liebte des Kadmos reizende Tochter, Semele[1]) und nahete ihr in Geſtalt eines Sterblichen. Here erfuhr die Untreue des Gemahls und erſann eine Liſt, die Nebenbuhlerin zu verderben. In Geſtalt einer alten Frau oder auch ihrer Amme Beroe (*Hyg*. f. 167, 179) kam ſie zur Jungfrau, und pries ihr Glück, der Liebe des Höchſten der Götter gewürdigt zu werden, erkundigte ſich, wie er ihr erſchiene und flößte ihr nun Mistrauen ein, ob der, welcher in ſterblicher Form ihrer Liebe genöſſe, auch wirklich der erhabene Donnerer oder ein Betrüger wäre. Sie ſolle ihn daher auf die Probe ſtellen und mit dem unverbrüchlichen Eide der Götter ihr ſchwören laſſen, daß er die Bitte, welche ſie an ihn richten würde, erfüllen wolle. Thäte er dieſes, ſo ſolle ſie von ihm verlangen, ihr in ebender Göttermajeſtät beizuwohnen, wie er die königliche Juno umarme. Der Rath wird genau befolgt und da keine Vorſtellungen des Gottes ſie zur Zurücknahme der unbeſonnenen Bitte bewegen können, ſo muß er, durch den heiligen Eid gezwungen, ſie erfüllen. Mit dem zückenden Blitze bewaffnet rollt er auf ſeinem Donnerwagen daher; die ſterbliche Jungfrau vermag die Flammen des Gottes nicht zu ertragen; das Haus ſteht in Feuer und ihr Körper wird von der Gluth in Aſche verwandelt. Aber zuvor rettet Zeus das noch unreife Kind in ihrem Schooß und nähet es in ſeine Hüfte, um es nach völliger Reife zum zweiten Male zu gebären. Ein ſchönes Gemälde bei Philoſtratos **I**, 14 ſtellt dieſe Geburtsſcene auf eine herrliche und erhabne Art dar. Oberhalb erſcheinen in allegoriſchen Geſtalten der Donner, Bronte, ſchroff und rauh, wie es ſeine Natur erfodert, und der Blitz, Aſtrape, Feuer aus den Augen ſtrömend. Eine Feuerwolke umfängt das zitternde Theben, und indem ſie zerplatzt, ſpringt Dionyſos aus dem zerriſſenen Leibe der Mutter, welche ſterbend im Hintergrunde nur ſchwach ſichtbar iſt. Das Götterkind aber ſtrahlt wie ein Stern und überleuchtet das Feuer, welches ſich um und über ihm zu einer Grotte wölkt. Epheu und Weinreben und Thyrſosrohre wachſen plötzlich mitten durch die Flammen hindurch und umkränzen die Feuergrotte. Außerdem ſieht man die Geburt auch auf andern alten Kunſtwerken vorgeſtellt, z. B. auf einer Opferſchale im Kabinet des Cardinals Borgia bei *Canzi* **Saggio della L. Etr. T. II**. p. 195; **cfr.** *Zoega* zu den **Basiril. I.** p 20. Das Alter des noch unreifen Kindes wird verſchiedentlich angegeben. Die Sagen variiren zwiſchen 6, 7 und 8 Monaten. Die letztre Angabe hat die naxiſche Sage bei Stephanos. Alsdann war es ſchon reif zum Fortleben und darum wird des Einnähens in die Hüfte nicht erwähnt, ſondern Hermes bringt es gleich aus der Gluth zum naxiſchen Nyſa, und die Weiber der Inſel erhalten das Vorrecht, im achten Monate vollreife Kinder zu gebären. Auch Meleager, **Carm. CXI**, läßt den Dionyſos unmittelbar aus der Flamme ſpringen und durch die Nymphen von der Aſche, worin er ſich gewälzt, gereinigt werden[2]). Euripides **Bacch.** 3, ſagt blos: Er wurde unter dem leuchtenden Wetterſtrahle von Semele geboren (*Σεμέλη λοχευθεῖσ᾽ ἀστραπηφόρῳ πυρί*). Voß glaubt, der Mythos vom Einnähen in die Hüfte ſei der ſpätre, erſt entſtanden, als Dionyſos zum phrygiſchen Bakchos geworden. Vom Verſchließen des Kindes in die Hüfte will Nonnus, **IX**, 19, den Namen Dionyſos ableiten. Es ſei *νῦσος* in der ſyrakuſiſchen Sprache gleichbedeutend mit *χωλός*, lahm, und der Gott habe den Namen, **quia femur** *Διὸς ἐνύξε*, weil Zeus von der Bürde in ſeiner Hüfte gehinkt habe. Was konnte aber die Dichter zu der Fabel von der Hüftgeburt bewogen haben? Hemſterhuis **ad Luc. I. p.** 228 glaubt, die im Oriente gewöhnliche Redensart: „aus jemandes Lenden entſpringen.“ Dies iſt nicht unwahrſcheinlich, aber doch ſieht man nicht ein, warum grade nur beim Dionyſos dieſe Art des Ausdrucks zum Mythos wurde. Es ſcheint doch alſo noch eine andre Urſache im Hintergrunde zu liegen. Von der Hüftgeburt hatte bekanntlich Dionyſos die Beinamen: *Μηρογενής*, der Hüftgeborne, *Μηροῤῥαφής* und *Εἰραφιώτης*, der in die Hüfte Eingenähte, *Μηροτραφής*, der darin Erzogene, Genährte. Entſtanden dieſe Beinamen aus dem Mythos, ſo ſind ſie für ſich klar; entſtand aber vielleicht der Mythos aus den Beinamen, ſo iſt der Sinn derſelben und der Grund ihrer Entſtehung zu unterſuchen. Dieſe letztre Vorausſetzung iſt nun gewiß die richtige. Völcker (Mythol. S. 113) und Schwenk (Andeut. S. 147) denken an eine Wurzel *μάρω*, brennen, wie aus den davon abſtammenden Wörtern: *μαρίω*, Hitze haben, *μαίρω*, ſchimmern (daher *μαῖρα*, der Hundsſtern) und *μαραίνω*, welken, erhellen. Dann wäre *μηρογενής* ſo viel als *μαρογενής*, der von der Wärme erzeugte Gott und mit *πυριγενής* ſo ziemlich von einerlei Bedeutung. Misverſtand hätte alſo an das Wort *μήρος*, die Hüfte, denken laſſen und nur den Mythos von der Hüftgeburt erzeugt, dieſer aber die andern Beinamen. Auch glauben beide, beſonders an den Hundsſtern, *μαῖρα*, denken zu müſſen, ſodaß der Wein ein Erzeugniß des Hundsſterns, d. h. der mit ſeinem heliakoliſchen Aufgang eintretenden Sommerhitze wäre, worauf ſich auch die Legende bei *Athen.* II, 35, 6 (cfr. *Paus.* Phoc. 38, 1) beziehen könnte, daß ein Hund ein Stück Holz geboren habe, welches, in die Erde vergraben, den Weinſtock hervorgebracht, ſowie auch die Erzählung vom Ikarios, ſeiner Tochter Erigone und dem Hunde Maira. Aber ein ſolches Misverſtändniß iſt denn doch etwas ſchwer zu begreifen, da es ſo allgemein iſt und kein Grieche es zu entdecken vermochte, ungeachtet ſeine Sprache eine lebende war. Aber leicht konnte der Irrthum entſtehen, wenn in dem erſten Theile dieſer Epitheta ein fremdes, mit dem Begriffe des Gottes zu den Griechen gekommenes Wort lag, das ſie, eben weil ſie es nicht verſtanden, mit dem Wort ihrer Sprache *μήρος*, die Hüfte, verwechſelten, und ſo auch *μηρογενής* den Mythos und daraus die andern Beiwörter bildeten. Es war aber Schiwa der indiſche Gott, dem der Berg Meru, eine der Spitzen des Himalaya, heilig war, auf dem ſich ſein Paradies, gleichſam ſeine Heimath, befand, ſodaß er recht füglich der Gott vom Meru, d. h. der vom Meru Gekommene, alſo mit kleiner Abänderung der Merugeborne, der auf dem Meru Erzogene, heißen konnte. Vor Alexander wußten die Hellenen nichts von dieſem heiligen Berg, ob ſie gleich aus ihrer Heimath auch den Begriff eines Götterberges mitgebracht hatten, den ſie im Olympos fanden, aber der Name war mit dem Gotte zu ihnen gekommen und gewiß in ſehr alter Zeit, d. h. in der Zeit, wo die Kindlichkeit des Volks noch echte Mythen, heilige Sagen, bildete, nicht ſolche, wie die Phantaſie der Dichter ſpäter entſtehen ließ und wie man mehre im Homer und bei ſpätern Dichtern findet. Darum kennt denn auch Herodot (II, 146) den Mythos vom Einnähen und der Verfaſſer der 47. Orphiſchen Hymne die daraus gebildeten Epitheta. Als man nach und durch Alexanders Zug den wirklichen Meru kennen lernte und ſogar daſelbſt und in der Gegend umher eine Verehrung des Bakchos fand, d. h. den Dienſt des Schiwa, deſſen Orgien den Bakchiſchen ſo ähnlich ſind (*Strab.* p. 473; *Arrian.* Ind. I.; *Polyaen.* Strat. I, 1), ſo kam man auch allmälig auf die richtige Erklärung des Beinamens *μερογενής*, und Schriftſteller, wie Plinius (VI, 21), Solinus (c. 52), Curtius Rufus (VIII, 10) führen ſie ausdrücklich an. Der Letztre z. B. ſagt: (Urbs Nysa) sita est sub radicibus montis, quem Meron incolae appellant; inde Graeci mentiendi traxere licentiam, Jovis femine Liberum patrem celatum esse. Jetzt fand man es auch wahrſcheinlich, daß der Cultus des Dionyſos aus Indien ſtamme, und ich möchte wol ſagen, daß eben dieſes Epitheton des Bakchos und die Schwierigkeit, daſſelbe auf andre Art zu erklären, wenn man nicht zu Verdrehungen und Spielereien ſeine Zuflucht nehmen will, gradezu als Beweis mit dienen könne, daß der Gott an dem Himalaya zu Hauſe gehöre und daß hier wirklich jenes Nyſa zu finden ſei, von dem er den Namen hatte. Schwerlich möchten auch wol Schriftſteller nach Alexander auf die Idee gekommen ſein, den Gott aus jenem Oſtlande herzuleiten, ſchwerlich möchte ſich ſchon vorher die Sage von ſeinem Zuge nach dem Oriente gebildet haben, wenn nicht in den alten Traditionen etwas gelegen hätte, was ihn mit jenen unbekannten Gegenden verband. Wird doch keinem einzigen der andern Götter eine ſo entfernte Abkunft oder ein ſo weit von Hellas ſich entfernender Triumphzug beigelegt, als dem Dionyſos und dem ägyptiſchen Oſiris; denn daß Herakles in dieſem Sinne nicht hierher gehört, iſt wol offenbar, obgleich auch bei ihm die Geſchichte ſeiner Abenteuer auf die weite Verbreitung ſeines Cultus deutet und mit den phönikiſchen Seefahrten zuſammenhängt. In den älteſten Zeiten konnte von einem Zuge des Gottes noch gar nicht die Rede ſein; Homer erzählt daher nichts davon, obgleich ſein Schweigen noch kein Beweis wäre, daß zu ſeiner Zeit noch gar keine Sage davon exiſtirt hätte. Die Prieſter mochten wol im Allgemeinen wiſſen, daß ihr Gott aus dem Oſten herübergekommen ſei, und dies deuteten ſie durch ſeine Abſtammung von Kadmos an. Aber erſt als Aſien den Blicken der Hellenen ſich immer mehr öffnete, als immer deutlicher die Kunde herüber tönte, daß in Vorderaſien, in Syrien, am Euphrat, im fernen Medien ein Gott verehrt würde, deſſen Cultus als ein Dionyſiſcher erſchiene, konnte die Sage von ſeinem Eroberungszuge nach Oſten entſtehen und ſich immer mehr ausbilden, denn wie ſollte ſonſt der Cultus in jene Länder gekommen ſein? Die Ahnung aber von dem Umgekehrten bewirkte, daß man ſeinen Erziehungsort immer weiter nach Oſten rückte, bis man endlich in Indien an den Abhängen des Himalaya ſtehen blieb, hier den erſten Beginn und die wahre Heimath zu finden glaubte und nun gradezu von einem in Nyſa gebornen indiſchen Bakchos ſprach. Wenn einige der ältern Schriftſteller von der Hüftgeburt nichts wiſſen, ſo kommt dies vielleicht grade daher, weil ſie die gewöhnliche Sage, aus Unkenntniß ihres Sinnes, für zu abgeſchmackt hielten. Auf die Geburt des Bakchos von der Semele und aus der Hüfte des Zeus bezieht ſich noch der Beiname Dimetor oder Dimator, der Zweimütterige; ja man hieß ihn auch wol den Dreimalgebornen, wenn man zugleich ſeine myſtiſche

---

[1]) Dieſer Name wird ebenfalls verſchiedentlich erklärt. Sickler im Kadmos S. C und CI leitet ihn aus dem Semitiſchen ab. Sie heißt שְׁמְאֵלָה (Schemelah), die Hochverehrende, des Herrn Namen Anbetende. Hermann erklärt ihn allegoriſch von *σέβειν* und *ἕλη*, als die das Sonnenlicht Verehrende, alſo Solsequam, weil der Weinſtock zum Wachsthum und zum Reifen der Trauben des Sonnenlichts vorzüglich bedarf. Völcker (Mythol. S. 113) leitet den Namen ab von *ζέω*, *ζέμα*, *ζέμος*, ſieden, das Geſottene, und findet folglich den Begriff der Wärme darin, ſo daß der Sinn wäre: der Weinſtock iſt ein Sohn der Wärme. Schwenk in den Andeutungen S. 247 denkt an *σέλη*, Glanz, Licht, alſo Semele eine Lichtgöttin, welches zum feuergebornen Dionyſos wohl paßte. Es gab nach Heſychios ein Feſt Semele. Kennten wir dieſes (ſagt er) näher, ſo würde ſich daraus eine Vermuthung ziehen laſſen; ſo aber ſteht der Name dieſer Tochter ganz vereinzelt da. Andre erklären ſie für die Erde (*Joh. Lyd.* de mensib. p. 82) und der Sinn des Mythos wäre dann: die im Frühlinge vom Blitze erſchütterte Erde gebiert den Gott des Pflanzenwachsthums. In dieſem Falle wäre der Parallelismus mit der Geburt des Perſeus von der Danae nicht zu verkennen. Danae wird nämlich als die trockne Erde gedeutet, die, vom goldnen Regen aus der Höhe erquickt, die ſchöne Frühlingsſonne, Perſeus, gebiert.

[2]) Auch der indiſche Schiwa erſcheint oft mit Aſche bedeckt. Iſt Dionyſos derſelbe, ſo könnte jene Mythe mit dieſem Symbole des Feuergottes zuſammenhängen.

Geburt vom Zeus und der Perſephone mit in Anſchlag brachte. Witzige Künſtler, welche die Geburt aus der Hüfte des Zeus darſtellen wollen, laſſen den Gott in einer Weiberhaube unter den Händen der Wehmütter ſchreien, oder ſie legen ihn auf einen Kindbetthügel und das Kindlein daneben. S. Welcker Zeitſch. f. alte K. **I, 3, 519.**

Von ſeiner Geburt unter Flammen ſtammen die Beinamen *πυριγενής*, der Feuergeborne, *πυρίςπορος*, der mit Feuer Beſtreute, im Feuer Erzeugte. Man hat ſie dem Sinne nach auf die feurige Natur des Weins bezogen und aus ihnen die ganze Geburtslegende abgeleitet. Aber dieſe Epitheta ſcheinen mir doch zu ſtark bezeichnend, um nicht noch einen tiefern Grund anzudeuten. Schiwa iſt in Indien der Feuergott, ſein blitzendes Auge verwandelt in Aſche und bei dem Kampfe zwiſchen Brama und Wiſchnu offenbart er ſich als unendliche Feuerſäule, aus der er grade ſo hervorſpringt, wie das Bakchoskind aus den Flammen. In dieſem Begriffe des indiſchen Gottes, der, als weſentlich, wenn auch nur in bildlicher Hülle, zu den Hellenen mit kommen mußte, ſcheint der wahre Urſprung jener Beinamen und der Geburtslegende zu liegen. Ein andrer Beiname *περικιόνιος*, der Säulenumwinder, ſcheint nach Ägypten hinzudeuten. Es erzählt nämlich Mnaſeas in den europäiſchen Geſchichten bei **Schol.** *Eurip.* **Phoenic. 651:** Als das Bakchoskind vom Leibe der Semele getrennt geweſen, ſei ſogleich, um es vor den Flammen zu ſchützen, aus den Säulen des königlichen Palaſtes blühender Epheu hervorgewachſen und habe den Götterſohn in ſeinem kühlenden Schatten verborgen. Dies Wunder ſcheint alſo das Kind ſelbſt ſchon verrichtet zu haben, denn auch in andern Fällen thut der Gott auf dieſelbe Art ſeine Kraft kund. Es iſt aber, ſagt Creuzer, der Epheu dem Oſiris nicht minder als dem Dionyſos heilig; er heißt ſogar die Pflanze des Oſiris (*Plut.* **De Isid. p. 498. Wytt.**) und nach *Sylvestre de Sacy* zu *Saintecroix* **Recherches sur les mystères** findet ſich noch jetzt das Wort in der koptiſchen Sprache und das Plutarchiſche Chenoſiris heißt wirklich Pflanze des Oſiris. Sowie hier Epheu den Dionyſos gleichſam umwächſt, ſo wird auch der Kaſten mit dem Oſirisleichnam, als er bei Byblos ans Land getrieben wird, durch die Kraft des Gottes von der Erikaſtaude umwachſen, die ſchnell zu einem gewaltigen Stamm aufſchließt, aus dem der König eine Säule hauen läßt, die er in ſeinen Palaſt ſetzt. In dieſer Säule war alſo Oſiris eingeſchloſſen und ſo auch das Dionyſos-Kind in der Epheuſäule, weswegen auch dieſem Gott in mehren Stellen das Epitheton Säule (*στύλος*, gleichſam Säulengott) beigelegt wird. Es mag alſo wol jener Mythos aus Ägypten ſtammen und von daher auch der Epheu zum Attribute des Gottes geworden ſein, das ihm für ſo weſentlich gehalten wurde, daß überall, wo man dieſe Pflanze in üppiger Fülle fand, auch der Fuß des Gottes hingeſetzt ward. Mit Epheu war auch die Trompete umwunden, mit welcher nach *Plutarch*, **De Isid. p. 495 Wytt.** die Argiver den ſtiergebornen Dionyſos (ſ. unten) aus dem Meere heraufriefen, und Epheu umwand die Thyrſosſtäbe der Bakchanten. Voß bemerkt dagegen: Das geſchah erſt ſpäter, denn zu Homers Zeiten ſchwang man an den Kelterfeſten im fröhlichen Feſtjubel nur *ϑύσϑλα*, d. h. mit Weinlaub umwundne Stäbe, und erſt die Bakchiſchen Orgien brachten den mit Weinlaub und Epheuranken umwundnen Jagdſpieß, Thyrſos genannt, nach Griechenland; Homer gedenke des Epheu als Dionyſospflanze nirgends. Was wir aber im Allgemeinen gegen dieſe Anſicht ſchon bemerkt haben, wird auch hier gelten. *Θύσϑλα* bezeichnet überhaupt eine Verzierung mit etwas Herabhängendem, Troddeln, Quaſten und dergl., und ſo möchte es auch wol den Thyrſos mit ſeinen Epheu- und Weinranken anzeigen können. Homer dichtete nicht für uns, ſondern für ſeine Zeitgenoſſen, warum ſoll er des Bekannten immer beſonders erwähnen?

Von den abweichenden Sagen über die Geburt des Gottes bemerken wir folgende: Bei Pauſanias **XII, 3** wird erzählt: Mit dem Blitze, der in Semele's Zimmer geſchlagen, ſei ein Stück Holz vom Himmel gefallen und Polydoros, der Semele Bruder, habe es mit Erz verzieren laſſen und den Kadmeiſchen Dionyſos genannt. Sehr wahrſcheinlich deutet dies auf die älteſte Darſtellung der Götter als kunſtloſe Hermen. Auch in ſpätern Zeiten ſah man noch ſo den Dionyſos in den Weingärten der ſiciliſchen Landleute. Auch könnte ſich die Legende auf den mit dem Cultus des Gottes eingeführten 3) Phallosdienſt beziehen, welches Attribut ihn als die erzeugende Naturkraft ſymboliſiren ſollte. Der Ausdruck Kadmeiſcher Dionyſos heißt wol nichts andres, als der durch Kadmos, d. h. durch die in Böotien ſich anſiedelnden Morgenländer eingeführte Dionyſoscultus. Noch abweichender iſt der lakoniſche Mythos bei *Paus.* **III, 24:** Kadmos habe, als er die Schwangerſchaft ſeiner Tochter bemerkt, ſie mit dem ebengebornen Kind in einen Kaſten ſchließen und dieſen ins Meer werfen laſſen. Die Wellen hätten ihn bei Oreatis in Lakonien ans Land getrieben und man habe zwar die Mutter todt, das Kind aber lebend gefunden. Vom Anſpülen des Kaſtens durch die Meerfluth (*ἐκβεβράσϑαι*) habe die Stadt den Namen Braſiä bekommen. Auch zeige man hier die Höhle, wo Ino das Kind erzogen, und die Gegend umher heiße der Garten des Dionyſos. Es war dies offenbar eine Localſage der Braſier und deutete wahrſcheinlich dahin, daß der dortige Dionyſoscultus über das Meer her, alſo doch

---

3) Wir bemerken hier ſogleich, daß an den Dionyſosfeſten der Phallos, d. h. künſtliche Abbildungen des im Erectionszuſtande befindlichen männlichen Zeugungsgliedes, welches Symbol die Zeugungskraft in der Natur, die immer neu aufblühende Lebenskraft andeuten ſollte und in dem kindlichen Sinne der frühern Menſchheit, wo es entſtand, gar nichts Anſtößiges hatte, eine große Rolle ſpielte. Der Phallos wurde in den Proceſſionen mit herumgetragen, man ſang ihm Lieder und bezeigte ihm, als etwas Heiligem, auf mancherlei Art ſeine Verehrung. S. d. Art. Phallos. Dieſes Wort nun iſt auch urſprünglich ſanſkritiſch. Es bedeutet jedes Zugeſpitzte und lebt noch im teutſchen Pfahl. Obelisken, Berge, Pyramiden waren ebenfalls Andeutungen dieſes heiligen Symbols und die Obelisken im römiſchen Cirkus hießen gradezu phalae. Dieſe Phallosverehrung zeigt ſich alſo ſowol dem Namen als der Sache nach urſprünglich indiſch, denn im Cultus des Schiwa war ſie etwas Weſentliches.

wol aus Phönikien oder Ägypten, gekommen ſei. Der Kaſten mit der Mutter und dem Kind erinnert an den Kaſten mit Danae und Perſeus, ſowie an den, in welchem der Leichnam des Oſiris verſchloſſen war, und den die Fluthen nach Byblos trieben. Das Symbolde deutete alſo wol auch daſſelbe. Die Sonnenkraft iſt in das Nachtreich verſunken, in die Todeskammer des Winters verſchloſſen, aber mit dem Frühlinge ſteigt ein neuer junger Sonnengott aus dem Meere herauf und bringt neue ſchöne Gaben. Das Land wird nun ein lieblicher Garten. Ein altes Bildwerk konnte wol zu der Sage Veranlaſſung gegeben haben, aber dieſe war gewiß alt; denn ſchwerlich möchte die neuere Erfindung eines Dichters Volksſage werden.

Das aus Semele's Schooße gerettete und vom Zeus zum zweiten Male geborne Dionyſoskind wird nun von Hermes auf des Vaters Befehl zur Mutterſchweſter Ino[4]), der Gemahlin des Athamas, getragen, um daſſelbe zu pflegen und zu erziehen. Den Namen Ino deutet Voß, wie in der Anmerkung angegeben iſt, als die ſtärkende Kraft, und indem Ino zugleich mit Leukothea, der rettenden Meeresgöttin, einerlei iſt, erblicken wir in ihr auch die alles nährende Feuchtigkeit als Amme des Gottes. Aber der Zorn der Juno vertrieb den Gott aus dieſem Aſyl. Sie verfolgte die Ino und ihr Haus mit Raſerei, und Zeus mußte daher das Kind von ihr nehmen und durch Hermes zu den nyſeiſchen Nymphen, die auch collectiv in eine Nymphe Nyſa zuſammengefaßt werden, bringen laſſen. Auch dieſe Nymphen deuten denſelben Begriff an, wie Ino-Leukothea. Es ſind die Vorſteherinnen des feuchten Elements, denn Bakchos ſelbſt iſt die befruchtende Kraft der Feuchtigkeit, der niederſtrömende, befruchtende Frühlingsregen, daher ſein Beiname Hyes (Ὕης) und die Erklärung ſeines Namens von *Διὸς* und ὑετοῖς, den Waſſergüſſen (*Aristodem.* apud Etym. magn. v. *Διόνυσος*). Das Kind wird vom Vater in ein Ziegenböcklein verwandelt, um dadurch die Juno zu täuſchen. Bei *Nonnus* XIV, 155 verwandelt ſich das Kind bald ſelbſt in ein Böckchen, das meckernd hüpft, bald in ein gelbgekleidetes Mädchen mit kindlichem Laute. Einigen war der Gott ſchon in des Vaters Hüfte ein Böcklein, das ihn bei der Geburt mit den keimenden Hörnchen ſtach, und auch davon ſollte er *Διόνυξος*, Zeusſtecher, heißen, woraus denn Dionyſos geworden. Das Symbol des Ziegenbocks konnte aus mehren Gründen gewählt ſein. So wurde dem Dionyſos ein Ziegenbock, als Feind der Reben, geopfert und nach Pauſanias IX, 8, 1 war bei dem böotiſchen Thebe ein Tempel des Dionyſos Ägobolos, des Ziegenwerfers, wofür aber Kuhn lieber Ägoboros, des Ziegenfreſſers, leſen will, weil nun weiter erzählt wird: Die Opfernden hätten einſt im Weinrauſche den Prieſter des Gottes umgebracht; dafür wären ſie durch eine Peſt beſtraft worden, und das delphiſche Orakel habe befohlen, dem Gotte zur Sühnung einen ſchönen Knaben zu opfern, ſtatt deſſen habe aber derſelbe ſich mit einer Ziege begnügt, die von nun an ihm fortdauernd geopfert worden ſei Hierin liegt zuvörderſt die Meldung, daß durch den Dionyſoscultus die Sitten gemildert und die Menſchenopfer abgeſchafft worden, dann aber auch die Verbindung des Gottes mit dem Ziegerſymbol. Der Sinn davon iſt ein ähnlicher wie bei der Verbindung des Zeus mit der Ziege, die ihm die erſte Nahrung bringt, oder des Pan mit der Ziegengeſtalt. Es iſt nämlich der Ziegenbock ein agrariſches und aſtronomiſches Symbol gleich dem Stierſymbol, das im Mythos des Bakchos noch mehr hervortritt. Er bezeichnet die befruchtende und erzeugende Kraft der Natur und ſteht daher auch als Steinbock am Himmel, weil in dieſem Zeichen der Einfluß der Sonne ſich wieder zu entwickeln anfängt. Dionyſos als Böckchen iſt daher eben wieder die junge, kräftig werdende Sonne. Hermes bringt das Kind nach Nyſa, wobei man zunächſt an die thrakiſche Bergflur denken kann, wo zuerſt für Hellenen die in den fruchtbaren Thälern wildwachſende Rebe durch Anbau veredelt und aus gewelkten Trauben der geiſtige Trank bereitet worden ſein mochte. Hierher brachte Hermes das Kind zu den nährenden Nymphen, die davon den Namen der nyſeiſchen, führen und welche, wie pollodor hinzufügt, nachher als Hyaden vom Zeus unter die Sterne verſetzt wurden. Es ſind dieſe Hyaden die Regen bringenden. Sie ſtehen an der Stirn des Stiers, ſowie die Plejaden, die auch als Erzieherinnen des Gottes genannt werden, an der Schulter. Bakchos, ihr Zögling, ſcheint daher auf den Stier am Himmel zu deuten, der in früher Zeit das Äquinoctium, den Beginn des Frühlings, bezeichnete. Von da an ſtrömt Wärme und befruchtende Feuchtigkeit auf die Erde herab. Pherekydes nennt die Hyaden dodonäiſche Nymphen, und bringt ſo den Mythos vom Bakchos mit der Religion des alten pelaſgiſchen Zeus in Verbindung und mit dem durch Überſchwemmungen befruchtenden Acheloos, ſowie mit Dione, der dortigen Göttin der befruchtenden Feuchtigkeit, die daher wieder mit Leukothea verwandt iſt. Faſt alle Orte, wo Bakchos verehrt wurde, eigneten ſich die Erziehung deſſelben zu. So ſollen ihn die Schweſtern Philia, Koronis und Klyda auf Naxos, die Hippa oder Kybele am Berge Tmolos in Lydien[5]), die Nymphe Nyſa, des Ariſtäus Tochter, in einer lieblichen Höhle auf der Inſel Nyſos im Fluſſe Triton (*Diod.* III, 68 sqq.) erzogen haben. Auch die Horen werden als Pflegerinnen des jungen Gottes genannt. Bei Nonnus (IX, 11) kränzen ſie ihn mit Epheu und wegen dieſer Verbindung mit Dionyſos heißen ſie auch Dionyſiaden, und ein Altar deſſelben, von Amphiktyon gegründet, befand ſich in einer Kapelle der Horen. S. Creuzers Dionys. p. 273. Die Bedeutung liegt nahe. Die Jahreszeiten erziehen den Wein. Dionyſos, der Frühlingsgott, wird überhaupt Jahresgott und der Vorſteher alles Jahresſegens.

---

[4] Voß bemerkt hierbei die Übereinſtimmung des Namens Ino mit *οἶνος*, Wein, indem beide Wörter zum Stamme *ὀν* — *ἰν* gehören und den Begriff der Stärkung und des erquickenden Labſals ausdrücken. Er hält *οἶνος* für rein griechiſch und iſt ſogar geneigt, das hebräiſche יַיִן, Wein, davon abzuleiten, da ſich von dieſem keine paſſende Wurzel vorfinde, woraus er denn eben mit ſchließen will, daß die Weincultur nicht aus dem Oſten nach Hellas, ſondern umgekehrt ſich verbreitet habe. Aber theils iſt es wol ausgemacht, daß wir nicht alle Wurzeln der hebräiſchen Sprache kennen, theils ſcheint das Zeitwort יַיִן kein unpaſſendes Stammwort. Dies heißt gähren, aufgähren, und der Wein hätte alſo den Namen von der zuerſt ſinnlich wahrnehmbaren Eigenſchaft des ausgepreßten Saftes, vom Aufrauſchen und Gähren. Dies beſtätigt auch die andre Benennung חֶמֶר von חָמַר gähren. Das Erquickende und Labende des Trankes konnte man erſt nach dem Genuſſe fühlen, das Aufbrauſen und Gasausſtrömen zeigte ſich ſchon bei der Bereitung, und mußte ſo am leichteſten den Namen veranlaſſen. Dann möchte aber doch wol *οἶνος* aus dem Semitiſchen ſtammen und der Weinbau aus dem Morgenlande nach Hellas gebracht worden ſein. Übrigens kommt es bei der Abſtammung des Dionyſoscultus gar nicht auf das partielle Attribut des Weinerfindens an; der Begriff des Gottes iſt in einem weitern Sinne zu nehmen.

Auf alten Kunſtwerken wird die Erziehung des Gottes häufig vorgeſtellt. Man findet unter andern ein ſchönes Relief auf einem Krater, bekannt unter dem Namen des Taufgefäßes von Gaeta, im Muſeum zu Neapel, das Zoega (*Basiril.* I, 3) und Welcker (in der Zeitſchr. f. Geſch. und alte Kunſt, I, 3. p. 500 ꝛc.) erläutert haben. Der Rand des Gefäßes, das die Geſtalt eines glockenförmigen Kraters hat, iſt mit einem Kranze von Weinreben und Trauben umgeben. Die Gruppe in der Mitte iſt als das Weſentliche zu betrachten. Hermes bringt das in Windeln gewickelte, mit Epheu und dem Bakchiſchen Diademe ſchon bekränzte, in ſeiner Haltung etwas Hohes und Erhabenes ausdrückende Dionyſoskind zu ſeiner Amme. Bei dieſer iſt nicht grade an die Ino, denn dieſe zeigt in ihren Darſtellungen weit mehr Erhabenheit und Würde als Königstochter und Göttin, während unſre Figur nur ein untergeordnetes, für den Dienſt des Dionyſos allein beſtimmtes Weſen anzudeuten ſcheint, noch an die Nymphe Nyſa, noch an die euböiſche Makris, des Ariſtäos Tochter, die das Kind zuerſt auf ihren Schooß empfing und mit Honig ſpeiſte, noch an die lydiſche Hippa der Orphiker, deren Name beiläufig geſagt, wol ſoviel als Hippia und vermöge der Hieroglyphe des Pferdes ebenfalls Symbol des Waſſers und der nährenden Feuchtigkeit iſt, noch an irgend eine einzelne Nymphe, die als Erzieherin des Bakchos genannt wird, zu denken, ſondern ſie zeigt im Collectivbegriff alle Nymphen an, die als Ammen des Dionyſos genannt werden. Sie hält über beide Arme das Rehfell, die Nebris, ausgebreitet, um das Kind in daſſelbe aufzunehmen, und ſitzt auf einem Felſen, ſodaß alſo die ganze Scene in einer Felſengrotte vor ſich zu gehen ſcheint, wie denn überhaupt eine Berggrotte immer als der Erziehungsort des Gottes angegeben wird. Die andern Figuren auf beiden Seiten der Hauptgruppe bilden einen bemerkenswerthen Contraſt. Während auf der einen Seite Ruhe, Ernſt und Würde unverkennbar iſt, herrſcht auf der andern Fröhlichkeit und Taumel, und ſo wird denn dieſe ganze Zeichnung ein treues Bild der Dionyſiſchen Religion ſelbſt, die ebenſo den Contraſt des Großen, Erhabenen und Ehrwürdigen mit dem Burlesken und wilden Freudentaumel in ſich darſtellt. Auf der Seite des Ernſtes ſicht man zunächſt den Vater Silen, der ſpäter den Gott aus den Händen der Amme empfangen ſoll, um ihn zu den höhern Beſtrebungen nach Tugend und unſterblichem Ruhme zu leiten. Auf ihn folgt eine Bakchantin von ernſtem Ausdrucke, wie er der höhern Begeiſterung geziemt. Es iſt die Myſtis, ſagt Welcker, die Lehrerin des Gottes in der myſtiſchen Kunſt, den nächtlichen Orgien und der Weihe, die den Thyrſosſtab und die heiligen Geräthſchaften überhaupt erfand (*Nonn.* IX, 98. 121; XIII, 140). Sie und Silenos tragen den Thyrſosſtab. Die dritte Figur iſt ebenfalls weiblich, und legt die rechte Hand an den obern Theil eines zwar kahlen Baumſtammes, der aber das Reben- und Traubengewinde, das den Rand des Gefäßes umgibt, gleichſam zu tragen ſcheint, ſodaß es wol in der Idee, welche dem Künſtler vorſchwebte, von demſelben ausgehen ſollte. Welcker erklärt ſie für die Hore des Herbſtes, die pflegende Amme der Traubenfrucht. In Verbindung mit der Myſtis und dem Silen bedeutet ſie, daß Dionyſos nicht allein Geber des Leiblichen, ſondern auch des Geiſtigen, der Lehre und der Weihe, iſt. Die drei Figuren auf der andern Seite bezeichnen die Schwärmerei und Ausgelaſſenheit der Dionyſiſchen Feſte, gleichſam das Äußere und Weltliche dieſer Religion. Es ſind zwei Satyren und zwiſchen ihnen eine Mänade, letztre das Tamburin ſchlagend und im Entzücken der trunkenen Begeiſterung. Der vor ihr hergehende junge Satyr bläſt die Doppelflöte und über der linken Schulter vorn und hinten hängt die Pardalis herab; der folgende Satyr hat ebenfalls die Pardalis über der linken Schulter, aber ſo, daß ſie zugleich den ganzen linken ausgeſtreckten Arm nebſt der Hand bedeckt und von demſelben wie ein Schild herabhängt. In der Rechten trägt er den Thyrſos.

Zwar zeigt uns dieſes Bildwerk ſchon ſo manches von der myſtiſchen Seite der Dionyſosreligion, aber wir laſſen dieſen Faden einſtweilen fallen, um uns noch weiter mit dem Gotte des öffentlichen Cultus, des Weinerfinders, zu beſchäftigen. In Nyſa wurde das Kind von den Nymphen erzogen. Wir wiſſen ſchon, wo Voß dieſes Nyſa hinſetzt und wo es die griechiſchen Schriftſteller in verſchiednen Zeitaltern zu finden glauben. Hier bemerken wir nur noch, daß Diodor (III, 2), auf Homers Zeugniß ſich berufend, es als ein hohes umwaldetes Gebirge nimmt, fern von Phönikien, dem Strom Ägyptos benachbart, III, 68 aber von einer Inſel des Fluſſes Triton ſpricht, wohin Ammon das mit der Nymphe Amalthea, die er aus Furcht vor der Eiferſucht ſeiner Gemahlin Rhea mit dem Blitz erſchlagen, erzeugte Kind geflüchtet, um es daſelbſt von des Ariſtäos Tochter Nyſa in einer zauberiſch ſchönen Höhle und unter dem Schutze der Pallas Athene erziehen zu laſſen. So bemerkt auch Herodot II, 146, daß Jupiter das in ſeine Hüfte eingenähete Kind über Ägypten hinaus nach Nyſa in Äthiopien getragen habe. Alle dieſe Angaben beziehen ſich auf den ägyptiſchen Dionyſos, der entweder, wie Voß will, ſpäter mit dem thebaniſchen verbunden worden, oder aus dem der letztre, wie wir glauben, entſtanden iſt. Der zweite Homeridiſche Hymnos, der die Bocksgeſtalt bei Apollodor und Andern nicht kennt, läßt ihn von den ſchöngelockten Nymphen in den nyſeiſchen

---

[5] Eigentlich den phrygiſchen Bakchos. S. unten.

Thalen an ihren Brüſten geſäugt werden. Gedeihen gab ihm des Vaters Gunſt, und ſchnell wuchs er in der duftenden Höhle zu einem Genoſſen der Unſterblichen auf. Erwachſen ſtreifte er täglich umher in den Hainen der Bergthäler, das Haupt mit Lorbeer und Epheu geſchmückt, im Gefolge der Nymphen, deren Führer er war, und unendlicher Jubel erfüllte die Waldung. Dann wird im höhern Sinne Silenos ſein Erzieher und Lehrer, von welchem aber Homer nichts weiß, ſodaß dieſer Mythos wol erſt ſpäter bekannt geworden ſein mag, und urſprünglich den Myſterien angehörte.

Nun läßt ihn die öffentliche Sage ſeinen großen Zug durch die Länder der Erde beginnen, um überall den Weinbau, Cultur des Bodens und Geſittung unter den Menſchen zu verbreiten. Nach Apollodor III, 5, 3 wird er von Here raſend gemacht, verläßt die erziehenden Nymphen und durchwandert Ägypten, wo ihn Proteus aufnimmt, dann Syrien und Phrygien, wo er in die Geheimniſſe der Rhea Kybele eingeweiht wird, dann Thrakien, wo der König Lykurgos ſich ihm widerſetzt, darauf nach Oſtaſien durch Indien, wo er Denkſäulen ſetzt, und von dieſem zurück nach Theben. Allerdings ein etwas ſeltſamer Weg, von Griechenland nach Ägypten, Syrien und Phrygien, dann nach Thrakien, und von da nach Indien; und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß hier, wie ſchon Heyne annimmt, durch Abſchreiber Fehler in den Text eingeſchlichen ſind. Nimmt man indeſſen Thrakien überhaupt für Nordland, und Indien für Oſtland, ſo läßt ſich eine ſchickliche Verbindung denken. Euripides in den Bakchis läßt den Gott ſeinen Weg aus Aſien bis nach Griechenland ſelbſt beſchreiben: Kehrend von der goldreichen Flur Lydiens, vom heißen Phrygien und dem Perſervolke, den Mauern Baktra's und dem ſtürmiſchen Gefilde der Meder, kam ich durch das glückliche Arabien und jenes Aſien, an deſſen meerumfluthetem Geſtade Griechen und Barbaren vermiſcht wohnen, zuerſt nun auch in das Hellenenland, und erfüllte aus Hella's Städten zuerſt Thebe's Stadt mit dem Jubel meines Dienſtes. Hier iſt allerdings Indien nicht genannt, aber doch überhaupt die Idee aufgeſtellt: Aus dem fernen Oſtaſien kam der Gott nach Griechenland und ſtiftete hier zuerſt ſeinen Cultus in Theben. Freilich heißt es, der Gott kehrte von dieſem Zuge zurück, er muß alſo erſt von Griechenland aus den Zug nach dem Oſten unternommen haben. Aber dieſe Vorſtellungsart der Hellenen, die alles gern von ſich ausgehen und ebenſo auch den Getreidebau durch Triptolem von Attika aus über alle Länder der Erde verbreiten ließen, war doch wol in der That nur Vorſtellungsart, und ſo könnte man wol als Wahrheit grade zu annehmen, daß die griechiſche Sage vom Siegeszuge des Bakchos nach dem Oſten in der Thatſache ihren Grund habe, daß aus dem Oſten die Bakchosreligion nach Hellas gekommen ſei. Nur ſo läßt ſich auch der Widerſtand erklären, den ſein Cultus ſelbſt in Böotien, ſeiner angeblichen Heimath, findet. Die Schriftſteller nach Alexander ſprechen endlich beſtimmt von der Anweſenheit des Dionyſos in Indien. Auf dieſem Zuge begleitete ihn ein großes Gefolge von Männern und Frauen (Silenen, Satyrn, Bakchantinnen, Mänaden, Thyaden ꝛc., alles unter lautem Jubel und im Taumel wilder Begeiſterung, mit Reben und Epheu die Stirn umkränzt, bisweilen mit Schlangen das lange, frei herabwallende Haar durchflochten, über die Gewande das Fell der Hindin oder andrer Thiere (die Nebris) geworfen. Trotzig den Thyrſos ſchwingend, tanzten und ſchwärmten die Raſenden vor oder hinter dem Gotte her, und ihr Evoe! Eleleus! erſcholl jauchzend über Berg und Thal, gemiſcht mit dem Klange phrygiſcher Flöten, wirbelnder Pauken und Krotalen. In Phrygien ward er mit der Kybele ſo vertraut, daß ſie ſelbſt Theil an ſeinen Geheimniſſen nahm (*Orph.* Hym. 48). Das Geſpann des Gottes waren Löwen, oder Pardel (Panther) oder Tiger oder Luchſe, als Symbol, ſagt man, wie er auch die roheſte Wildheit gezähmt und gemildert habe, und in Griechenland zog er zuerſt auf einem Elephanten Indiens ein. Wo er hinkam, lehrte er den geiſtigen Trank aus der Traube und auch aus Gerſte eine Art Bier (namentlich als Oſiris in Ägypten) bereiten, lehrte das herrliche Gewächs anpflanzen, bauete Städte und brachte den Bewohnern der Erde Geſetze, Religion, mildere Sitten und ein froheres, ſorgenfreieres Leben. Nonnus in den **Dionysiacis**, in welchen alles geſammelt iſt, was ältre Dichter vom Bakchoszuge berichtet hatten, beſchreibt dieſer beſonders weitläufig, und gibt ein langes Verzeichniß der Anführer ſeines Heeres (denn bei ihm iſt es ein wirkliches Heer) und der Städte und Gegenden, aus denen ihm Krieger zufloſſen. Vor dem Beginne des Zuges läßt er ihm die Iris verkünden, daß er durch Thaten die Unſterblichkeit verdienen müſſe. In der That ward er auch überall als Gott anerkannt und als der Wohlthäter der Menſchen verehrt.

Nach dieſem Zuge kam Dionyſos wieder nach Europa zurück, fand aber hier überall Widerſetzlichkeit gegen die Einführung ſeines Cultus. Den erſten Kampf mit Widerſachern führt ſelbſt Homer an (**Il. VI, 130**). In Thrakien nämlich herrſchte bei dem wilden Volke der Edonen auf den Waldhöhen des Pangäos der König Lykurgos, der Wolfmann, der mit Raubwölfen zu thun hat, ein Sohn des Dryas, des Eichmannes, d. h. ein Häuptling wilder, in Wäldern hauſenden Barbaren. Dieſer, erzählt Homer, verfolgte den raſenden Dionyſos und ſeine Ammen und verſcheuchte ſie von dem heiligen Berge Nyſeïon. Voll Furcht warfen alle die belaubten Stäbe (*ἄσθλα*) hinweg, als der Mörder Lykurgos mit dem Stachel[6]) ſie ſchlug. Selbſt Dionyſos floh und tauchte unter die Wogen des Meeres (das alſo ihm, dem Gotte, ſich öffnend gedacht werden kann) und ward von Thetis im Buſen des Gewandes geborgen, denn angſtvoll erbebte er vor der drohenden Stimme des Mannes. Zum Danke dafür ſchenkte ihr ſpäter der Gott eine goldne Urne, als ſie ihn in Naxos beſuchte, und dies war eben die Urne, welche Hephäſtos, als er in Naxos ſein Gaſt war, ihm verehrt hatte, wie der Scholiaſt aus dem Steſichoros meldet. In derſelben ward auch die Aſche des Achilles und Patroklos beigeſetzt. Il. XXIII, 91 und Od. XXIV, 74. Homer erwähnt dieſen ganzen Mythos nur kurz, blos ſo viel, als grade nöthig war, um den Gedanken des Diomedes anſchaulich zu machen, es ſei nicht gut, gegen die Götter anzukämpfen. Daher wird auch von der Strafe des Lykurgos nur kurz erwähnt, daß er, vom Zeus des Augenlichts beraubt, allen Unſterblichen verhaßt, bald geſtorben ſei. Es könnte folglich auch zu Homers Zeit noch manches vollſtändiger von dem Mythos bekannt geweſen ſein, ohne daß des Dichters Nichterwähnen ein Gegengrund wäre. Spätre berichten nämlich, Lykurg ſei anfangs ein Freund des Bakchos geweſen, habe aber einſt im Weinrauſche ſeiner Mutter Gewalt angethan, ſei daher, ihm die Schuld des Freve's aufbürdend, ſein Feind geworden und habe die Bakchantinnen peitſchen laſſen. Zur Strafe habe ihn der Gott raſend gemacht, ſodaß er, in ſeiner Wuth überall nur Weinſtöcke erblickend, ſich ſelbſt oder ſeinem Sohne Dryas die Beine abgehauen habe. Die Götter hätten nun das Land mit Hungersnoth geſtraft und, da das Orakel den Tod des Böſewichts verlangt, hätten ihn die Edonen gebunden und auf den Berg Pangäos gelegt, wo er von wilden Pferden zerriſſen worden. *Apollod.* III, 5, 1; *Hyg.* f. 132; *Serv.* ad Aen. III, 14. Cfr. *Meziriac.* ad Ovid. T. I. p. 163. Nach Diodor III, 65 kam es zwiſchen Bakchos und Lykurgos zu einem förmlichen Kriege. Letzterer wurde gefangen, geblendet und gekreuziget. Nach dem Scholiaſten zu *Arist.* Equit. 536 geißelte ihn Bakchos mit Weinreben ſo ſcharf, daß er häufig Thränen vergoß, von denen der Kohl, ein Feind des Weins, aus der Erde hervorgewachſen ſein ſoll.

---

[6]) *βουπλήξ*, Rindſchläger, ein oben gekrümmter Hirtenſtab, unten mit einer Pike verſehen, deſſen man ſich zur Jagd und zur Bändigung des Viehes bediente. Aber daſſelbe Wort bedeutet auch das Opferbeil, womit man den Ochſen niederſchlug, und ſo glauben Mehre, müſſe es auch bei Homer genommen werden, und zwar als zweiſchneidige Bipennis, wie die Thrakier ein ſolches Beil zu führen pflegten. In dieſer Geſtalt kommt das Mordwerkzeug auf Denkmalen vor. S. Creuzer, Symb. **III**, 178. Welcker, Trilog. des Äſchyl. S. 320. Anm.

Es gibt viele Erklärungen dieſes Mythos. Voß nimmt denſelben ganz einfach. Auf der nyſeiſchen Bergflur, ſagt er, ſei der Weinbau zuerſt getrieben worden, daher Dionyſos hier erzogen. In den Wäldern des Pangäos habe das wilde Hirtenvolk der Edonen und ihr Fürſt Lykurgos gelebt. Dieſe als Feinde des Acker- und Gartenbaues hätten die Bewohner bei der Feier der Kelterfeſte überfallen ꝛc.; dafür aber hätten die Unſterblichen den Gottesverächter Lykurgos geſtraft. Da Dionyſos noch in Geſellſchaft ſeiner Ammen erſcheine, ſo müſſe er noch als zarter Knabe gedacht werden, womit auch ſein furchtſames Erbeben vor der ſtarken Stimme des Lykurgos übereinſtimme. Darum ſtrafe auch nicht er ſelbſt den Frevler, ſondern Vater Zeus nehme ſich ſeines Kindes an. Auf dieſe Art habe ſich Homer den Mythos gedacht und dies ſei alſo die älteſte Anſicht deſſelben; alle folgende Erzählungen wären ſpätre Ausſchmückungen und Verdrehungen. Wir haben in dieſer Hinſicht ſchon oben eine Bemerkung gemacht und finden in Homers Darſtellung noch keinen Beweis, daß die übrigen Erzählungen, wenigſtens ihren Hauptmomenten nach, damals noch keine Exiſtenz gehabt hätten. Als einen alten Mythos kündet ihn bei Homer auch der Gebrauch der Partikel *ποτε* an, welche einſt, vordem, vor alten Zeiten bedeutet. Nach dem Scholiaſten ad Il. VII, 130 erklärte man ſchon im Alterthume den Mythos phyſiſch-allegoriſch. Lykurg ſei ein König in Thrakien und Zeitgenoſſe des Oſiris geweſen. Dieſer habe auf ſeinem Zuge den Weinbau auch nach Thrakien und dem übrigen Griechenlande gebracht, Lykurg wegen der Folgen, die der Genuß des ungemiſchten Weins nach ſich ziehe, ſich der neuen Einführung widerſetzt. Darauf habe man angefangen, den Wein mit Waſſer zu miſchen (dies bedeute der Ausdruck: Bakchos ſei ins Meer geflohen) und Lykurg habe ſich nun das neue Getränk gefallen laſſen, ſei alſo vom Gotte beſiegt worden. *Zoega* de Obelisk p. 206. Not. 18 gibt folgende Erklärung: Lykurg ſei ein thrakiſcher Hirtengott und der Name ſeines Vaters Dryas erinnere an das wilde Waldleben; Dionyſos dagegen Symbol des Acker- und Gartenbaues, dem ſich die wilden Nomaden widerſetzt hätten. Im ältern Bakchiſchen Mythos, der aus Phrygier herüberziehe, ſeien die Thraker Symbol des wilden Hirtenlebens, daher in demſelben der Streit nach Thrakien verlegt. Im ſpätern Mythos, der den Gott aus Indien kommen laſſe, ſeien die Araber Symbol der Wildheit und daher ſpiele jetzt der arabiſche Gott Duſares die Rolle des Lykurgos und widerſetze ſich dem Fremdlinge. Zugleich findet er im Mythos Anſpielungen auf die Menſchenopfer, die in Trakien und Arabien noch Sitte geweſen wären, als ſich Hellas ſchon einer mildern Religion erfreut habe. Den Mythos muß auch Äſchylos ſchon in ſeinen übrigen Details gekannt haben. Er ſchrieb eine Trilogie Lykurgea, wie Welcker in der Äſchyliſchen Trilogie Prometheus S. 320 fg. zeigt, der auch den Inhalt nach noch vorhandenen Bruchſtücken übereinſtimmend mit den Erzählungen bei Apollodor angibt. Creuzers Erklärung ſcheint daher wol beherzigenswerth und empfiehlt ſich ſchon durch die Natürlichkeit des Aufſchluſſes, den ſie gibt. Nachdem er gezeigt hat, daß Orpheus, nicht als Perſon, ſondern als Geſammtbegriff gewiſſer theologiſcher Lehren, allerdings in die Zeiten vor Homer gehöre, daß Herodot ſolche Lehren, die zugleich mit den Bakchiſchen übereinſtimmten, in die Periode des Kadmos und der alten Pelasger verſetze, daß er ſie mit Ägyptiſchen und Pythagoreiſchen identificire, daß auch Ariſtoteles und alte Dichter, wie Pindar und Simonides, von ſolchen uralten Lehren ſprechen und daß ſie die Grundlagen der älteſten philoſophiſchen Syſteme Griechenlands bildeten, daß ſie dem Inhalte nach in den ſogenannten Orphiſchen Gedichten aufbewahrt wären, von welchen Gedichten auch Sickler ſage, ſie ſeien von Zeit zu Zeit ſprachlich moderniſirte oder umgearbeitete Überſetzungen alter Tempelhieroglyphen, daß in einigen Hymnen und beſonders in einigen Fragmenten das Alterthümliche des Inhalts ſich gar nicht verkennen laſſe; ſo nimmt er verſchiedene Orphiſche Schulen an, und unterſcheidet beſonders eine ältre vor Einführung der Religion des Dionyſos und eine ſpätre nach jener Einführung. Dies zeigten alte Meldungen, die bald von einem Orpheus ſprächen, der vom Apollo die Lyra empfangen, von der Muſe Kalliope abſtamme, den Helios (Sonnengott) unter dem Namen Apollo für den größeſten Gott halte und den Dionyſos nicht verehren wolle, ſodaß er deswegen von den Bakchantinnen getödtet worden ſei; bald aber auch von einem Orpheus, der aus Stolz auf ſeine geheime Wiſſenſchaft ſich in keinen pythiſchen Wettſtreit im Geſange zu Apollo's Ehren einlaſſen wolle, und von einem, der die Myſterien des Dionyſos erfunden habe, ſowie von einem, deſſen Bild in Tempeln Griechenlands neben dem des Dionyſos aufgeſtellt geweſen ſei. Man könne daher gewiß einen ältern und einen jüngern, oder auch mehre jüngre Orpheus annehmen. Derjenige ſei nun der ältre, der vom Dionyſos nichts wiſſen wolle, aber wol die Sonne im Apollo verehre und die Lyra harmoniſch zu ſchlagen wiſſe. Seine Religion könne man daher die Apolliniſche nennen und dieſe ſei theils aus Ägypten, theils über Thrakien vom Kaukaſos her zu den älteſten Griechen gekommen. Zu den Grundſätzen derſelben gehörten die Enthaltung von thieriſchen Speiſen, das Darbringen unblutiger Opfer, eine feſte Haltung im Leben, jene Ruhe, die nicht von Leidenſchaften getrübt wird, Gebrauch des Geſanges und der Töne der Lyra, um durch harmoniſche Klänge die Seele in ſüße Ruhe zu wiegen, die Affecten zu beſchwichtigen und die ſtille Betrachtung des Göttlichen zu befördern. Dieſe Lehre und Lebensweiſe wird ausdrücklich die Orphiſche genannt, und mit ihr ſtimmt genau die Pythagoreiſche Schule überein, die ebenfalls eine ihrer Hauptquellen in Ägypten hat. Ja eben dieſelbe iſt keine andre als die des alten Wiſchnu- und Buddhadienſtes in Indien. Das dortige Leben der Sanyaſi, wie man es z. B. in der Sakontala im Kanna und faſt in allen indiſchen Gedichten geſchildert findet, wenn von frommen Einſiedlern und Bramen die Rede iſt, ſtimmt genau mit jener Reinheit und Zurückgezogenheit von allem Grobſinnlichen überein. Nach Ritters intereſſanten Unterſuchungen in ſeiner Vorhalle der Geſchichte iſt es faſt nicht zu bezweifeln, daß die alte einfache Religion des Buddha oder Brama-Wiſchnu mit ihrem heiligen Dienſt, ihren einfachen und frommen Gebräuchen von Indien aus nordweſtlich nach dem kaspiſchen und ſchwarzen Meere, und von da nach Thrakien durch eine Art Coloniſationsſyſtem ſich fortgepflanzt habe. Überall, wo Spuren ſolcher Niederlaſſungen ſich finden, hört man auch von einem reinen, einfachen Leben, unblutigen Opferdienſt und Verehrung des Sonnengottes. Daher mochte ſich denn auch die alte Cultur Thrakiens herſchreiben und aus dieſem Lande die Verehrung der Muſen zu den Griechen kommen können: eine Thatſache, die ſich kaum anders erklären läßt, da Thrakien ſpäter, aber gewiß ſchon vor Homer, als Barbarenland erſcheint, eine Umwandlung, die wahrſcheinlich durch Einbruch wilder Barbarenhorden hervorgebracht wurde. Ebendaraus laſſen ſich die Sagen von den glücklichen Hyperboreern und ihrer Verehrung des Apollo am wahrſcheinlichſten erklären, während die meiſten andern Deutungen uns unbefriedigt laſſen. Dieſe uralte Cultur in Thrakien mag alſo in einzelnen Lauten in den Mythen vom Orpheus, von deſſen Lehren und Lebensweiſe herüber tönen. Der alte Buddha- oder Wiſchnudienſt daſelbſt mochte in der Verehrung des Sonnengottes beſtehen, und der Cultus ſelbſt in einfachen, reinen Opfern und in feierlichen Geſängen der Prieſter zur Ehre deſſelben unter dem ſanften Klange beſaiteter Inſtrumente, und Manches mag aus dieſen Tempelgeſängen in den ſpätern Orphiſchen Hymnen aufbewahrt worden ſein. Freilich läßt ſich dies alles nicht gradezu hiſtoriſch beweiſen, aber die innere Wahrſcheinlichkeit der Hypotheſe und ihre Übereinſtimmung mit äußern Spuren ſpricht für dieſelbe. Alsdann waren auch wol die einzelnen Fürſten Thrakiens ſolche Prieſterkönige, wie in der Bibel Melchiſedek geſchildert wird, d. h. Fürſten, die entweder zugleich das prieſterliche Amt mit bekleideten, oder doch mit den Prieſterinſtituten in ähnlichen Beziehungen ſtanden, wie es in den älteſten Zeiten bei den Hindus der Fall war. Ein ſolcher König, glaubt Creuzer, war Lykurgos. Er hatte den Namen von Lykos, der Wolf; aber dieſes Thier war in Ägypten und den griechiſchen Sagen auch ein heiliges Symbol des Apollo und ſchloß zugleich den Begriff von λύκη, Licht, mit in ſich. Dieſer Fürſt widerſetzte ſich dem um 1500 vor Chr aus Phrygien eindringenden Cultus der Göttermutter und des orgiaſtiſchen Dionyſos-Bakchos (der Religion der Bhawani und des Schiwa, welche in Indien als die zweite Periode des Schiwaismus zwar dem Wiſchnudienſte vorausging, aber ſpäter als dieſer ſich nach dem Weſten verbreitete), allein vergeblich. Der Lärmgott ſiegte, und nun wird Orpheus ſelbſt von den Mänaden zerriſſen, Lykurgos getödtet und in den Mythen der neuen Secte wird Orpheus mit Recht für frevelhaftes Thun beſtraft und Lykurgos zu einem wilden, grauſamen Fürſten der Edonen geſtempelt, den die Strafe der Götter nach Gebühr getroffen. Aber nicht blos von Phrygien her, auch von Ägypten aus, wohin der orgiaſtiſche Schiwa-Oſiriscultus kurze Zeit vor Moſes eingedrungen zu ſein ſcheint, kam derſelbe Dienſt durch oder unter Kadmos nach Griechenland, fand überall Gegner, beſtand aber allenthalben den Kampf ſiegreich und die ſanften Töne der Lyra mußten den Cymbeln, Trommeln und Pfeifen des Lärmgottes weichen. Der Sieg, ſagt Böttiger, der in dieſer Hypotheſe mit Creuzer wol übereinſtimmt, ſcheint hauptſächlich durch die bei dem Bakchosdienſt überall losgelaſſenen und des läſtigen Hauszwanges müden Weiber errungen worden zu ſein, und daher ſpielte dies Geſchlecht im Cultus des Gottes eine ſo bedeutende Rolle, und dieſer ſelbſt heißt ϑηλύμοϱφος, der Weiblichgeſtaltete, wiewol ihm dieſes Epitheton auch in andrer Hinſicht zukommt. An manchen Orten ward aber doch der Sieg ſchwer erkämpft. In Argolis ſoll Dionyſos dem Perſeus eine förmliche Schlacht geliefert haben und im Kampfe ſelbſt erſchlagen worden ſein (*Paus.* Cor. 20, 3 und 22, 1; cfr. *Creuz.* Dionys p. 236); auch meldet Pauſanias l. c., daß man noch die Gräber der umgekommenen Weiber zeige.

Aber nach endlicher Erkämpfung des Sieges ſcheint eine Ausſöhnung der ältern Apolloreligion mit der neuen zu Stande gekommen zu ſein, ſodaß ſich beide friedlich in ihrem Cultus vereinigten oder wenigſtens nicht mehr antagoniſtiſch ſich entgegen traten. Melampus, des Kadmos Schüler, hatte nach Herodot II, 49 den Dionyſos, ſeine Feſte und phalliſchen Aufzüge zu den Griechen gebracht, aber er hatte nicht alles genau erklärt; erſt die nachfolgenden Weiſen hätten alles größer ausgedeutet (ἀτρέκεως μὲν οὐ πάντα συλλαβὼν τὸν λόγον ἔφηναν, ἀλλ' οἱ ἐπιγενόμενοι τούτῳ σοφισταὶ μειζόνως ἐξέφηναν). Dieſe Worte erklärt Creuzer wol mit Recht dahin, daß die Religion des Dionyſos in der Folge beſſer ausgelegt worden ſei und daß darauf die Ausſöhnung mit dem ältern Cultus ſich gegründet habe. An das Symbol des Phallos, als das Zeichen der nie verlöſchenden Lebenskraft der Natur, habe man die Lehre von der Unſterblichkeit und Seelenwanderung geknüpft und in den Myſterien der Lernäen den Geweiheten mitgetheilt. Jetzt ſei daher die Rede von einem Orpheus, der die Myſterien des Dionyſos erfunden (*Apollod.* I, 3, 2) und Silenos ſpreche in Thrakien von der Nichtigkeit des irdiſchen Daſeins und dem Glücke, nicht geboren zu ſein, oder bald nach der Geburt zu ſterben: Lehren, die mit den Buddhiſtiſchen genau übereinſtimmen und ſich auch in Ägypten gebildet hatten. Die wilden Orgien des äußern Bakchoscultus konnten den Dienern der Apolloreligion nicht gefallen, aber als beſſere Lehrer von Ägypten her damit reinere, ihren eignen Grundſätzen beſſer entſprechende, Begriffe verbanden und neue Orphiker (Diodor 1, 23 z. B. ſpricht von einem Orpheus lange nach Kadmos, der die Oſirismyſterien mitbringt) ſelbſt die Lichtreligion des Horos-Apollo mit der beſſern Deutung des Oſirisphallos verbanden: da vereinigt ſich Apollo mit dem Bakchos, und Bakchantinnen begehen die Feier ihres Gottes auf dem Parnaß. *Aristoph.* Nub. 599; *Plut.* de Ei Delph. p. 591 Wytt.; *Nonn.* Dionys. IX, 261; *Paus.* Phoc. 32. §. 5, nach welchem letztern die Thyaden dem Apollo und Dionyſos zu Ehren auf dem Parnaſſe ſchwärmen. Im attiſchen Cultus gibt es ſogar nach *Paus.* Att. c. 31. §. 2 einen vom Dionyſos gegebenen Apollo. So wurden denn beide Religionen vereinigt, die Myſterien des Dionyſos geſtiftet und auch im äußern Cultus deſſelben Manches gemildert.

Zu den Mythen über den Widerſtand, den die Bakchiſche Religion in Griechenland fand, gehört auch die Sage vom Pentheus. Dieſer König von Theben wollte nichts vom Bakchos wiſſen und ſeine Feſte durchaus nicht geſtatten, und, da ſie doch gefeiert wurden, ſelbſt ſie zerſtören. Auf dem Kithäron wollte der Gott ſeine Orphien begehen, Pentheus eilte dahin, aber die das Feſt feiernden Weiber, des Pentheus Mutter, Agave, an der Spitze, wurden vom Dionyſos raſend gemacht, ſahen den König für ein wildes Schwein oder einen Löwen an, und zerriſſen ihn. Euripides behandelt dieſen Gegenſtand in ſeiner Tragödie: Bakchä, und auch Äſchylos hat ihn bearbeitet. Ebenſo wollten die Thebaner den Gott nicht aufnehmen, wofür er ihre Weiber ſo raſend machte, daß ſie ihre eignen Kinder zerriſſen und auffraßen; *Apollod.* III, 5. Gleiches geſchah auch zu Argos. Des Perſeus Krieg mit dem Gotte haben wie ſchon erwähnt. Aber auch die Raſerei der Prötiden ſoll er verurſacht haben, weil ſie ſeinen Dienſt verachtet hatten (ſ. Proetos). In Attika erſchlugen die Bauern den Ikarios, der ihnen den neuen Wein gebracht hatte, und ſeine Tochter Erigone erhing ſich aus Schmerz über den Verluſt. Deswegen machte Bakchos auch die Töchter der Athener wahnſinnig, daß ſie ſich ebenfalls aufhingen und ſtrafte die Einwohner von Keos mit Krankheiten, weil ſie die Mörder aufgenommen hatten (ſ. Ikarios und Erigone). Die Töchter des Minyas zu Orchomenos verſchmäheten ſeine Feſte und wurden zu Fledermäuſen (ſ. Minyas). Die tyrrheniſchen, d. h. pelasgiſchen, Schiffer, welche ihn entführen wollten, da er gleich einem Königsſohn in ſchönem Purpurgewand ihnen am Geſtade erſchien, beſtrafte er ebenfalls für ihre räuberiſche Tücke. Ungerührt von ſeinen Bitten belaſteten ſie ihn mit Feſſeln, und brachten ihn in das Schiff; aber die Bande entſanken von ſelbſt den göttlichen Gliedern, und lächelnd ſaß er mitten unter den Räubern. Der Steuermann erkannte ſeine Gottheit und verlangte, daß man ihn in Freiheit ſetzen ſollte, um der Strafe des Frevels zu entgehen, aber die Verblendeten achteten ſeiner Warnung nicht und der Befehlshaber gebot, mit der reichen Beute abzuſegeln, denn in Kypros oder in Ägypten, oder an die Hyperboreer wollte er ihn als Sklaven verkaufen. Da zeigte denn Bakchos ſeine Wunderkraft. Ein Strom von Wein ergoß ſich durch das Schiff, traubenreiche Reben umrankten die Segel und blühender Epheu, mit Blumen und Beeren geſchmückt, umſchlang den Maſtbaum, um die Ruder aber wanden ſich Kränze. Der Gott ſelbſt ſtand als brüllender Löwe im Schiffe und erſchuf in der Mitte deſſelben einen grimmig ſchnaubenden Bär. Dieſer ergriff den Befehlshaber und erwürgte ihn, und die übrigen ſprangen vor Schrecken ins Meer, wo ſie in Delphine verwandelt wurden. Nur des Steuermanns Medeides erbarmte ſich der Gott, entdeckte ihm, wer er ſei, und machte ihn zum glücklichen Manne. *Apollod.* III, 5, 2; *Hom.* Hymn. in Bacch.; *Ovid.* Met. III, 597. Auch *Hygin.* Poet. Astr. II, 17 erzählt nach dem Aglaoſthenes die Fabel mit einigen Abweichungen. Bakchos will mit ſeinen Pflegerinnen, den Nymphen, nach Naxos auf einem tyrrheniſchen Schiff überfahren; aber die Schiffer, begierig nach der Beute, wollen das Fahrzeug abwärts lenken. Da ertönt auf des Bakchos Befehl der Geſang der Nymphen und wildes Entzücken ergreift die Tyrrhener. Sie fangen an zu tanzen, und ſtürzen in der unfreiwilligen Luſt ins Meer, wo ſie zu Delphinen werden. Wie ſchon bemerkt, ſind unter dieſen Tyrrhenern die pelasgiſchen Schwärme zu verſtehen, die ſich an den lydiſchen und kariſchen Küſten und andern Punkten des ägeiiſchen Meeres niederließen und ſich den Hellenen durch räuberiſche Gewaltthaten furchtbar machten. Unſer Mythos gehört zu den nariſchen Volksſagen und die Verwandlung in Delphine ſcheint aus dem ſprichwörtlichen Ausdrucke, den auch Pindar von kühnen Schiffern braucht: δελφῖνες ἐν πόντῳ, entſtanden zu ſein. Indeſſen gehört der Delphin auch mit zu den dem Bakchos heiligen

Thieren und kommt auf Bakchiſchen Vaſengemälden vor; ja in Naxos hatte man eine Sage von Delphinenmenſchen. Bei unſern Tyrrhenern ſcheint ſchon Euripides (im Kyklops II.) an tuskiſche Piraten gedacht zu haben, und ſpätre Schriftſteller nehmen die Begebenheit für einen Krieg des Dionyſos mit den Tuskern, um den Weſten ebenſo zu beſiegen, wie früher den Oſten. *Athen.* VII. p. 296 d; *Eustath.* ad Il. II, 205, 30. Bas. Der Delphin war auch Sinnbild Etruriens und ſeiner Schiffahrt. S. Müllers Etruſk. S. 286; Creuz. Symb. II, 600.

Alle dieſe Fabeln über die vom Bakchos verhängten Strafen, deren Nonnus noch mehre hat, beziehen ſich theils auf den Widerſtand, den die Bakchiſche Religion in Griechenland fand, theils auf den Nachtheil, den die Vernachläſſigung des Weinbaues mit ſich führt, theils auf einzelne Localitäten. Es gibt aber auch ſolche, die Beiſpiele von den Belohnungen aufſtellen, die der Gott ſeinen Verehrern ertheilt. Ikarios hatte ihn gaſtfreundlich aufgenommen, dafür lehrte er ihm den Weinbau. Den Staphylos (den Weinpflanzer), den *Nonn.* Dion. XVIII, 124 zu einem aſſyriſchen Könige macht, ehrte er für ſeine freundliche Aufnahme noch nach ſeinem Tode und nahm deſſen Gemahlin Methe (die Trunkenheit) und ſeinen Sohn Botrys (Weintraube) in ſein Gefolge auf; den indiſchen König Blemys aber machte er zum Herrſcher Äthiopiens, weil er ſich ihm nicht widerſetzt hatte. *Nonn.* XVII. Auch dem König Öneus in Ätolien, der die Liebe zu ſeiner Gemahlin geſtattete, gab er ebenfalls den Weinſtock, und davon erhielt der König den Namen. Den König der thrakiſchen Brygier, Midas, oder, wie er nachher heißt, König von Phrygien in Aſien, der ihm den verlornen Silenos wieder zugeführt hatte, beſchenkt er mit der Gabe, alles in Gold zu verwandeln, was er berühren würde, und da ihm nun auch die Speiſen und Getränke zu Gold werden, ſo gibt er ihm den Rath, ſich im Paktolos zu baden, der von der Zeit an Goldkörner in ſeinen Fluthen wälzte. *Hyg.* f. 191; *Max. Tyr.* Diss. 30 (ſ. Midas). Ein Midas wird auch in Pierien vom Orpheus in die Myſterien eingeweiht und überhaupt fällt die Verbindung des Bakchiſchen Cultus mit dem der phrygiſchen Kybele in die Regierung eines Midas, wodurch denn eben Midas in den Fabelkreis des Dionyſos gekommen zu ſein ſcheint.

Die Gemahlin des Gottes war Ariadne, oder, wie die Kreter ſie nannten, Aridela, die Strahlende, Leuchtende. Böttiger hat dieſem Mythos den ganzen erſten Heft des archäol. Muſeums gewidmet. Bekanntlich wurde ſie vom Theſeus auf Naxos verlaſſen. Bakchos nämlich ſoll dieſem im Traum erſchienen ſein und durch Drohungen ihn dazu bewogen, oder ſie gar in der verhängnißvollen Nacht auf den Berg Arios entführt haben. *Diod.* V, 51; IV, 63. Am früheſten wird ſie in der Odyſſee XI, 321 erwähnt. Odyſſeus erblickt ſie im Schattenreich, und da heißt es denn, daß Theſeus ihrer Liebe nicht genießen konnte, denn Artemis hemmte zuvor ſie in der umflutheten Dia (Naxos), nachdem ihr gezeugt Dionyſos. Den erſten Ausdruck deutet Böttiger auf ihren Tod, der letztre wird ſchon von dem attiſchen Sagenſammler Pherekydes auf die Entweihung einer heil. Grotte des Dionyſos durch die Umarmungen des liebenden Paares bezogen; dies habe Dionyſos der Artemis bezeugt und deswegen habe ſie ſterben müſſen, ſ. Schol. ad Od. XI, 321 und Schol. *Apollon.* III, 996. Dadurch einmal in den Fabelkreis des Dionyſos gebracht und mit Beziehung auf ſymboliſche Darſtellungen in den Myſterien deſſelben, muß ſie nun Theſeus freiwillig oder durch den Gott dazu bewogen, lebend auf der Inſel Dia zurückzulaſſen. Dichter hatten jetzt Gelegenheit, den Schmerz der Verlaſſenen auf das Rührendſte zu ſchildern, wie ihre Klagen dem wegeilenden Schiffe nachtönen, wie ſie endlich erſchöpft in betäubenden Schlummer ſinkt, und der von ſeinem Siegeszuge zurückkehrende jugendliche Gott der Freude ſie erblickt, von ihren Reizen beſiegt wird und die Erwachte für ſeine Braut und Gemahlin erklärt. Die Verlaſſene und Verzweifelnde wird nun durch die Liebe eines Himmliſchen getröſtet; ſie wird die Braut des großen Weltbeſiegers und den unſterblichen Göttern gleich. Ihre Königskrone, von lauterm Gold und mit neun auch im Dunkeln ſtrahlenden Edelſteinen geſchmückt, ward von dem Gott unter die flammenden Geſtirne verſetzt und prangt noch jetzt am nördlichen Himmel mit neun (wie die Alten angeben) blitzenden Sternen. Vulkan hatte ſie kunſtreich verfertigt und der Venus, dieſe aber der Ariadne geſchenkt. Ariadne, die im Leben hart Gebeugte und in den Todesſchlaf Geſunkene, aber zur himmliſchen Herrlichkeit Erhobene, ward ſo auf griechiſchen Sarkophagen und gewiß auch in den Myſterien ein Bild der Unſterblichkeit der Seele. Ihre Krone hatte dem im Dunkeln des Labyrinths wandelnden Theſeus geleuchtet und ihm zum Polarſterne bei der Rückkehr gedient (*Hyg.* P. A. II, 5); und ſo ſoll auch bei den Mühen und Leiden des Lebens der Gedanke an das Jenſeits als leuchtender Stern Friede in unſere Seele ſtrahlen. Böttiger bemerkt noch, daß dieſe Krone eigentlich der Kranz war, den jeder Eingeweihete bei den Myſterien trug und daß der Sternenkranz in den Apotheoſen der neuern Künſtler von derſelben abzuleiten ſei. Man vergl. übrigens den Art. **Ariadne** und **Corona borealis**. Als Kinder der Ariadne und des Bakchos werden Önopion (der Weintrinker), Staphylos (der Weinſtock) und Euanthes (der Schönblühende) genannt.

Außerdem hatte Bakchos noch andre Geliebten. Mit der Althäa, des Öneus Gemahlin, ſoll er die Deianira (*Hyg.* f. 109), mit der Aphrodite den Hymenäos, Priapos (*Diod.* IV, 6; *Paus.* IX, 31) und eine der Charitinnen, mit der Alexiräa den Karmon (*Nat. Com.* VI 13), mit der Nymphe Chronophyle den Argonauten Phlias (*Schol.* ad Apollod. I, 115), mit der Physkoa den Narkäos, mit der ſchönen und ſpröden Nikäa die Telete, und mit der ebenſo ſpröden Aura Zwillinge (*Nonn.* Dion 48) erzeugt haben. Man ſehe die einzelnen Art.

Endlich erhob auch der Gott ſeine Mutter Semele zum Range der Unſterblichen. In Argolis ſtieg er durch den alkyoniſchen See zur Unterwelt hinab (*Paus.* II, 31, cfr. 37; *Apollod.* III, 5, 3; *Hyg.* f. 251), und führte ſie herauf zum Olympos, wo ſie als Göttin den

Namen Thyone erhielt. Dieſer wird wol am richtigſten von *ϑύω*, woher auch Thyaden ſtammt, abgeleitet und bedeutet daher die Begeiſterte. Sickler erklärt ihn durch תיהונה (Thyonah), die Staunende, von der Überraſchung bei der Aufnahme unter die Götter bewegte. Einige finden in dieſem Namen auch den Begriff der Erde wie im Namen Semele, ſodaß die Erhebung zu den Himmliſchen durch Bakchos den Satz ausdrücken könnte: Mit dem Frühling erwacht die Erde aus dem Todesſchlafe des Winters und ſteht von Neuem da in unſterblicher Schöne. (Über die Verwechſelung mit **Dione** ſ. d. Art **Dione**.) In den Myſterien war die Auferweckung der Semele Symbol der Unſterblichkeit. Alle neun Jahre feierte man ihr zu Delphi einen heiligen Tag, Herois genannt, mit geheimen, nur den Eingeweihten bekannten, Gebräuchen, die aber vielleicht ſich auf die Auferweckung der Semele und auf die myſteriöſe Bedeutung derſelben bezogen. *Plut.* Quaest. Graec. XII. p. 202. Wytt.

Durch die rühmlichſten Thaten, durch Verbreitung der Cultur des Bodens und der Geſittung, in welcher Beziehung er auch Thesmophoros, der Geſetzgeber, heißt, hatte der Heros Dionyſos die Würde der Unſterblichen erlangt, und ward nun von den Erdbewohnern als Gott verehrt. Nun ſprach man auch von ſeinen Thaten im Gigantenkriege, denn, da dieſer ohne ihn nicht ſiegreich beendet werden konnte, hatten die Götter ihn zu Hülfe gerufen, und nach erfochtenem Siege, als er in trunkner Begeiſterung durch den Olymp jauchzte, rief der Vater Zeus ihm freudig zu: Euan Euie! welche Worte durch: Schön, herrlich, mein Sohn! erklärt werden, und die Begrüßungsformel bei ſeinen Feſten wurden. Im Kampfe ſelbſt war er der Vorfechter der Götter. Als grimmiger oder gar feuerſpeiender Löwe (*Hor.* Carm. II, 19, 23; *Eurip.* Bacch. 1025), als brüllender Stier, als Drache, griff er die Feinde an, oder ritt nebſt den Satyrn und Silenen auf Eſeln, deren Geſchrei die Giganten ſchreckte und die bedrängten Götter rettete, weswegen ſie auch unter die Sterne und zwar in den Krebs verſetzt wurden. Überhaupt tritt das Eſelsſymbol in den Bakchiſchen Mythen bedeutend hervor. Ein Eſel iſt das beſtändige Reitthier des Silenos und als Dionyſos, nachdem ihn Juno raſend gemacht, durch Thesprotien zum Orakel des Zeus in Dodona eilt, um ſich über die Wiedererlangung ſeines Verſtandes zu befragen, hemmt ein großer Sumpf den Weg, aber mit Hülfe zweier Eſel, denen er begegnet, ſetzt er glücklich hinüber, und als er zum Tempel kommt, fühlt er ſich von der Raſerei befreit. Da verſetzt er denn die Eſel dankbar unter die Sterne. Ja dem einen Eſel, der ihn getragen, verlieh er gar eine menſchliche Stimme, und dies ſei derſelbe, der mit Priap um den Vorzug ihrer Phallen geſtritten, aber überwunden und getödtet worden ſei, worauf ihn Bakchos aus Mitleiden unter die Sterne verſetzte. *Hyg.* P. A. II, 23. Gewiß ſind dies neuere Mythen, aber ſie mögen aus alten Hieroglyphen entſtanden ſein. Auch der Eſel kann wie Bock und Stier Symbol der Zeugungskraft ſein, worauf gradezu der Streit mit Priap hindeutet, und im redenden Eſel ſcheint das Symbol der Begeiſterung und Seherkraft zu liegen, wie es auch bei Bileams Eſel der Fall ſein möchte. Darum reitet auch der weiſſagende Silenos auf einem Eſel, und bei den Hyperboreern hatte Apollo Eſelsopfer. *Spanh.* ad *Call.* Dian. 280, 283.

Dionyſos war nicht blos Erfinder des Weinbaues und der Weinbereitung, ſondern überhaupt des Anbaues der Erde, Gott der Pflanzenwelt, Culturſtifter, ſelbſt Gott der Muſenkünſte. Da der Weinſtock erſt nach drei Jahren ſeine Vollkommenheit erhält und Trauben bringt, ſo drückte man dies ſymboliſch aus: Bakchos habe drei Jahre bei der Proſerpina geſchlafen, d. h. die Trauben bringende Kraft des Weinſtocks iſt drei Jahre lang verborgen, ruht gleichſam bei der Göttin der Unterwelt. Darauf bezog ſich auch die Feier der Trieteriden in Theben. Nach *Diod.* III, 64 erfand er den Pflug und lehrte Stiere vor denſelben ſpannen, auch die Kunſt des Säens. In dieſem Sinne heißt er auch bei *Pindar.* Isthm. VII, 3 Beiſitzer der Demeter. Daß man ihm auch den Honigbau verdankte, werden wir weiter unten bei ſeinem Beinamen Briſäos bemerken. Durch Acker- und Weinbau gewöhnte er die unſtäten Horden an feſte Wohnſitze und geſellige Verbindung, darum Gott der Cultur und Sittigung, auch Baumgott (*δενδρίτης*) und Blumengott war er. Als letztern verſetzt ihn und ſeine Begleiter die alte Sage in die Landſchaft Phyllis, ins Blumenland, wie Creuzer ſagt, an das roſenreiche Gebirge Pangäos und in die Roſengärten des Königs Midas am Bermion im alten Thrakien und Makedonien (*Herodot.* VII, 113; VIII, 138). Darum hieß er auch der Kränzeliebende (*φιλοστέφανος*) (*Plin.* H. N. XVI, 4), ja er war der duftende Blumenkranz ſelbſt, d. h. die griechiſche Sprache nannte Gott und Blumenkranz, als feſtliche Zierde, mit demſelben Namen; denn *βάκχος* hieß in der doriſchen Mundart ein Kranz, und die Sikyonier nannten einen wohlriechenden Blumenkranz *ἰάκχα*. Und ſo war er denn ſchon in der Deutung griechiſcher Mythologen die in Blumen und Pflanzen überhaupt wirkende und lebende Kraft. *Euseb.* Praep. Ev. III. p. 110. Zugleich iſt er als Feuchtigkeitsprincip der aus den Wolken auf die Bäume fließende Thau und Regen. Auch ſeinen Namen leitete man davon ab, weil er auf des Zeus Bäume (*Διὸς νύσσας*) herabſtrömte, denn *νύσας* oder *νύσσας* nenne man die Bäume. *Schol.* mser. ad *Aristid.* Panath. p. 185. Jebb. Seine Verwandtſchaft mit den Muſenkünſten bezeugt ſchon die Verbindung, in der er mit Apollo ſteht. Ein Gipfel des Parnaſſos war dieſem, der andre dem Dionyſos eigen; ja Apollo heißt ſogar ein Dionyſodotos, ein vom Dionyſos Gegebener und ſelbſt der alte Silenos Vater des deliſchen Gottes. Die ſtürmiſche Begeiſterung der lyriſchen Poeſie (*μανία*) vorzüglich in den Chören der aus dem Kelterfeſte entſtandenen Tragödie ward als Gabe des freudetrunkenen Bakchos betrachtet. Bei *Orph.* H. 52, 5 ſtimmt er ſelbſt den Hymnus an, und heißt bisweilen Melpomenos, der ſingende Dionyſos, auch Muſagetes, Muſenführer, und Pſilas (in Amyklä), der Geflügelte, weil, ſagt *Paus.* III, 19, der Wein den Menſchen erhebt und den Gedanken emporſchwingt. Darum waren ihm denn auch alle Theater geweihet. Mit dieſen Muſenkünſten hängt zugleich die Gabe der Weiſſagung zuſammen. Er iſt Seher und Prophet, und ſoll vor Apollo das delphiſche Orakel beſeſſen haben, daher auch nach Athenäos 2. S. 57 in den Bakchiſchen Wettſpielen ein Dreifuß der Preis war. Vgl. *Eurip.* Hec. 1267; *Macrob.* Saturn. I, 18. Beinamen, die ſich auf dieſe Muſenkünſte beziehen, ſind Dithyrambos, Mantis, Tragödos, und der ſchon erwähnte Melpomenos. Auch in andrer Hinſicht war er ein wohlthätiger Gott. Er vertrieb die Peſt, weswegen der Chor bei dem Sophokles (Oed. Tyr. 222) ausruft: Weinreicher Bakchos! vertreibe mit deinen angezündeten Fackeln dieſen ſchrecklichen Dämon. Man hielt nämlich den Wein (bei der Peſt begoß man die Straßen damit) und angezündete Fackeln für ein luſtreinigendes Mittel, oder für ein Opfer, das den Peſtdämon beſänftigte. Er, der Geber alles Schönen und aller Freude, ſoll auch die goldnen Äpfel der Heſperiden gebracht haben, die in ſeinen Myſterien eine Rolle ſpielten. Auch ſoll es ſein Geſchenk ſein, daß ein Baum, der ſie trug, auf einem der Venus geheiligten Feld auf Kypros wuchs. Zu den beſondern Sagen von ihm gehören noch folgende: Die Amazonen flohen vor Bakchos aus dem Lande der Epheſer nach Samos, Bakchos ſetzte ihnen auf Schiffen nach und lieferte ihnen eine Schlacht, in der die meiſten blieben. Der Ort Panäma auf Samos hat davon ſeinen Namen. *Plut.* Qu. Graec. 56. Nonnus dagegen macht die Amazonen zu ſeinen Begleiterinnen. Auch die Kentauren gehörten zu ſeinem Gefolge, denn im wilden Thrakien und Theſſalien lernten die Bewohner zuerſt den Orgiendienſt des aus Aſien herüber gekommenen Bakchos kennen, daher denn auch die große Weinluſt dieſer wilden Reiter (ſ. Kentauri). Nach dem Soſthenes in ſeiner kretiſchen Geſchichte B. 13. hatte Zeus mit der kretiſchen Nymphe Arge auf dem ägyptiſchen Berg Argillos den Dionyſos erzeugt, der mit einem Heere von Panen und Satyrn ſich Indien und Iberien unterwarf. Über letztres ſetzte er den Pan zum Statthalter, und davon bekam das Land den Namen Pania, ſpäter mit der Aſpiration Spania. *Plut.* de nom. mont. et fluv. 16. Der letzte Theil dieſer Sage iſt gewiß blos etymologiſchen Urſprungs; der erſtre könnte mit dem kretiſchen Zagreus zuſammenhängen. Wenn Plutarch (Qu. phys. 10) erzählt, daß ein Orakel Fiſchern befohlen habe, den Bakchos ins Meer zu tauchen, ſo bezieht man dies auf die Sitte der Alten, den Wein durch Meerwaſſer abzuklären (*Plin.* H. N. 14, 25), wie denn überhaupt die Verbindung des Bakchos mit den Nymphen, d. h. mit dem feuchten Element, als er im öffentlichen Cultus nur Weingott geworden war, auf den Gebrauch bezogen wurde, den ſtarken dicken Wein, den man aus gewelkten Trauben preßte, durch Vermiſchung mit Waſſer zu verdünnen, um ſeine Kraft zu mäßigen. Dieſe Miſchung geſchah in großen Miſchkrügen (Krateres), worauf in den Myſterien viel Anſpielungen gemacht wurden, indem man ſie als Symbole gewiſſer myſtiſcher Ideen anſah.

Voß ſieht im Dionyſos hauptſächlich den Weingott und hält daher den thebaniſchen, den Homer allein kenne, für den urſprünglichen Begriff, die übrigen Abänderungen deſſelben aber und die damit verbundnen fremdartigen Vorſtellungsarten für ſpätern Zuwachs, der durch Prieſtertrug aus Aſien und Ägypten in den Zeiten nach Pſammetich zu den Griechen gekommen ſei. Nach unſerer Anſicht iſt dagegen grade der thebiſche Dionyſos der jüngre, d. h. der Begriff des Weingottes erzeugte ſich erſt als ein ſpecieller aus dem allgemeinen aſiatiſchen Naturſymbol von der Zeugungskraft, und war alſo aus den Begriffen Oſiris, Apis, Adonis, Mithras und in letzter Inſtanz aus dem indiſchen Schiwa entſtanden. Für dieſe Meinung erklärt ſich auch Böttiger, der anerkannt tiefe Kenner des Alterthums, ſowol in ſeinen Vaſengemälden als im attiſchen Muſeum. Im indiſchen Triumphgepränge, ſagt er, zog der Gott über den Tmolos und das phrygiſche Aſien herab an die Küſten des Helleſpont, von wo er nach Thrakien, welches damals Makedonien und Theſſalien mit umfaßte, bis zum böotiſchen Thebe vordrang, das der erſte Hauptſitz ſeines Cultus wurde. Ebenſo, wie Creuzer, nimmt er eine frühere Religion in Thrakien und andern Theilen Griechenlands an, zu der die Orphiſchen Weihgeſänge und Initiationen gehörten, „heilige Sprößlinge eines Stammes, der aus Ägypten und Phönikien ſeine Wurzeln bis nach Hellas getrieben hatte.“ Nach harten Kämpfen ſiegten die fremden Religionsbegriffe und aus den aſiatiſchen Symbolen erwuchs der thebaniſche Dionyſos. Wir wollen alſo jetzt zuvörderſt fragen, wer jene fremden und ältern Bakchi waren, aus denen der Grieche ſeinen Gott bildete.

Diodor III, 62, 63 erklärt ſich hierüber am Ausführlichſten. Es hat, ſagt er, zu verſchiednen Zeiten drei verſchiedne Bakchos gegeben, von denen der indiſche der älteſte war. In ſeinem ſchönen Lande preßte er zuerſt die Trauben aus und erfand die Kelter, lehrte aber auch die Wartung der Fruchtbäume und das Einſammeln der Früchte. Er durchzog die Welt, um ſie mit ſeinen Erfindungen zu beglücken. Er iſt der Bärtige, denn die Sitte der Indier will, daß ſie den Bart ſorgfältig wachſen laſſen, wobei wir indeſſen bemerken, daß dies nicht von den eigentlichen Gangesländern gelten kann, denn hier erſcheinen die Götter gewöhnlich bartlos, vielleicht aber wol von den weſtlichen Abhängen des Himalaya, da wir bei den Perſern und Medern den Bart finden. Der zweite Bakchos, ein Sohn des Zeus und der Perſephone oder Demeter, gab den Menſchen den Stier zum Stellvertreter bei dem Pflügen, und brachte überhaupt den Landbau zu größerer Vollkommenheit, weswegen er in der bildenden Kunſt Stierhörner bekam, von welchem Symbole wir aber noch eine andre Deutung kennen lernen werden. Der dritte endlich iſt der Sohn des Zeus und der Semele. In einer andern Stelle (III, 73) erwähnt er noch eines afrikaniſchen oder libyſchen Bakchos, des Ammons Sohn und der Amalthea, desgleichen noch einen fünften, des Zeus und der Io Sohn, der Ägypten beherrſcht und die Myſterien geſtiftet habe. Dazu können wir auch noch den arabiſchen Duſares, den phrygiſchen Sabazios und ſelbſt den phönikiſchen Adonis rechnen. *Cicero* de N. D. III, 23 erklärt ebenfalls, es gäbe mehre Dionyſe: 1) den Sohn des Jupiter und der Proſerpina; 2) den Sohn des Nilus, der die Nyſa getödtet; 3) den Sohn des Kaprius, den König Aſiens, dem die Sabazien geweihet wären; 4) den Sohn des Jupiter und der Luna, und 5) den Sohn des Nyſos und der Thyone, von dem die Trieteris geſtiftet ſei. Der letztre wäre wol der Dionyſos der Profanfabel, der vierte möchte mit Diodors Sohne des Jupiter und der Jo übereinſtimmen, der Sohn des Kaprius aber wol der kabiriſche Dionyſos ſein, ſodaß nur Kaprius eine verdorbene Lesart für Cabirus wäre. Mit dem kabiriſchen Dionyſos hängt der phrygiſche Sabazios zuſammen, wie wir unten finden werden, daher heißt er der König Aſiens, und daß ihm die Sabazien geweihet wären. Den Sohn des Nyſos und der Thyone nennt Ampelos den vom Nyſos und der Heſione Erzeugten. Der Ausdruck, der Sohn des Nilus habe ſeine Amme Nyſa getödtet, wird von Creuzer allegoriſch erklärt. Nach *Joh. Lyd.* de mens. ſoll νύσσα den Kreislauf des Jahres [7]) und Dionyſos die Sonne bedeuten, folglich wäre der Sinn: die Sonne vollendet ihren Kreislauf. Den arabiſchen Bakchos Duſares nennt Herodot Urotal, und da dies Wort wahrſcheinlich mit dem Semitiſchen אוֹר, Licht, zuſammenhängt, ſo gehört dieſer Bakchos wol auch zu den Licht- und Sonnenſymbolen. Den andern Namen Duſares erklären die Ausleger bei Heſychios durch Haus- und Landeskönig. Vom Sohne des Ammon und der Amalthea ſagt Diodor: Er iſt derjenige, welcher die Giganten beſiegt und das Orakel des Ammon geſtiftet hat. Noch als Kind erfand er die Kunſt, Wein zu preſſen und Obſtbäume zu pflanzen. Rhea aber, des Ammon Gemahlin, blieb ihm feind, und nachdem ſie ſich vergeblich bemühet, ſich ſeiner zu bemächtigen, ſchied ſie ſich vom Gemahl und rief deſſen Bruder Kronos um Hülfe an. Die Bitte ward erhört, Kronos vertrieb den Ammon aus Ägypten und zwang ihn nach Kreta zu fliehen, ward aber vom Bakchos, den er zu Nyſa aufſuchte, geſchlagen. Bald darauf unternahm dieſer einen Zug durch Libyen, erlegte das Ungeheuer Kampe [8]) mit 50 Köpfen, und errichtete ihm zum Andenken ſeines Sieges einen Grabhügel. Überall, wo er hinkam, erwies er den Menſchen Gutes. Den ihn aufs Neue angreifenden Kronos ſchlug er zum zweiten Mal, und bekam ihn nebſt der Rhea gefangen; doch erwies er ſich ſehr gütig gegen beide und bat ſie nur, ihn als ihren Sohn anzuerkennen. Dem Zeus, dem Sohne des Kronos und der Rhea, übergab er das ägyptiſche Reich und ging nun ſelbſt nach Kreta, um dem Ammon gegen die Titanen beizuſtehen, die er auch mit Hülfe der kriegeriſchen Amazonen und der Silenen gänzlich beſiegte. Bald nachher wurden Ammon und Bakchos unſichtbar, und man ſagte daher, ſie wären zu Göttern erhoben worden. In dieſem hiſtoriſirten Mythos iſt offenbar Griechiſches und Ägyptiſches mit einander verbunden. Des Ammon (des Widders) und der Amalthea (der Ziege) Sohn iſt wieder das im Widder- und Ziegengeſtirn beginnende, regelmäßig eingetheilte Jahr, der Feind Kronos, die vorangegangne ungeordnete Zeit. Das regelmäßige Jahr behauptet ſich im Kampf, aber es erkennt ſeine Abſtammung aus dem Zeitbegriff überhaupt. Der geordnete Jahresgott herrſcht nun über Ägypten und von da kommt die regelmäßige Eintheilung des Jahres auch nach Kreta. Es iſt alſo in dieſem Mythos von einem aus Ägypten ſtammenden Bakchos die Rede, und an einen ſolchen denkt auch wol Herodot, wenn er II, 146 berichtet, Zeus habe den in die Hüfte eingenäheten Dionyſos über Ägypten nach Nyſa in Äthiopien getragen, oder wenn Anakreon den Dionyſos Äthiopiens Sohn nennt, obgleich dies Andre auf die dunkle Weinfarbe deuten wollen. Dieſer ägyptiſche Dionyſos iſt aber kein andrer als Oſiris, des Kronos und der Rhea Sohn, ein Gott aus der dritten Ordnung der ägyptiſchen Götter, der Erbauer von Theben (*Diod.* I, 15), der Ammonsſtadt, und darum als Dionyſos, des Ammon Sohn, in den Sagen des Volks ein wohlthätiger König des Landes und Culturſtifter. Daher erzählte man von ihm ähnliche Züge und Thaten wie vom Dionyſos. Er kommt nach Oſtaſien und Griechenland, wo ebenfalls ſein Zug durch Thrakien nach den ſüdlichen Gegenden geht. Überall führt er Weinbau, Pflanzencultur und Ackerbau ein, wie Dionyſos; und es möchte nun die Frage entſtehen, ob die helleniſche Legende aus Ägypten oder die ägyptiſche, die wir freilich nur durch helleniſche Schriftſteller kennen, aus Griechenland geſchöpft habe. Auf den erſten Blick ſcheint das Letztre das Richtigere und dafür ſtimmen denn auch Voß und alle, welche von keiner fremden Übertragung bei den Griechen etwas wiſſen wollen. Sieht man aber auf den allgemeinen und der Natur gemäßen Zuſammenhang der Religionen, ſo war der Dienſt des Oſiris der des indiſchen Mahadewa (Schiwa). Als Sonnenſymbol und Phallosgott war dieſer auf verſchiednen Wegen nach dem Weſten gewandert, über Aſſyrien und Syrien als Baal, über Phrygien als Sabos, und ſo war er denn auch nach Ägypten als Oſiris gekommen. Neuere Unterſuchungen in Übereinſtimmung mit indiſchen Traditionen haben, wie ſchon bemerkt, gezeigt, daß Ägyptens und Meroe's Prieſterſchaft von den Braminen Indiens ſtammt. Dieſe hatten alſo den Gott mit ſich gebracht und zwar wahrſcheinlich unter dem

---

[7]) Dieſe Bedeutung kann νύσσα haben, weil es in der Rennbahn ſowol das lateiniſche meta, als auch die carceres, die Schranken, bezeichnet, wo der Wettlauf im Circus begann und endete. [8]) Creuzer in den Noten ad *Cic.* de N. D. III, 23 bringt dieſe Erzählung mit der Meldung des Cicero: Bakchos, der Sohn des Nilus, habe die Nyſſa getödtet, in Verbindung. Nach der obigen Bemerkung war nämlich Nyſſa der jährliche Umlauf der Sonne. Lieſt man nun bei Diodor (mit zurückgezognem Accent) καμπὴν ſtatt κάμπην, ſo wäre dies Wort, welches Krümmung, Umbiegung, ebenſo wie καμπτήρ, bedeutet, einerlei mit νύσσα, die meta in der Rennbahn, um welche die Wagen ſo nahe als möglich umbiegen mußten. Die Redensart: er tödtete die Kampe, iſt alſo ſoviel als das Ciceroniſche: er tödtete die Nyſſa. Dabei kann man noch in Anſchlag bringen, daß der Thierkreis, in dem die Sonne läuft, aus mehren Thierfiguren beſteht und ſymboliſch durch den vielköpfigen Herkules oder Phanes in den Kosmogonien der Orphiker angezeigt wird; daher kann denn Diodor auch von einem vielköpfigen Ungeheuer Kampe ſprechen, das Bakchos getödtet habe.

Namen Eswara oder Iſuren, woraus ſich leicht Oſiris bilden konnte. Es heißt aber Eswara oder Iſuren der Herr, und dies würde denn auch urſprünglich Oſiris bedeuten, wie man ſchon daraus ſieht, daß er in Syrien Adonis (Adonai), d. h. der Herr, heißt. Denkt man an dieſen Zuſammenhang, ſo möchte wol der Mythos in Ägypten eher geweſen ſein, als in Hellas und aus jenem nach dieſem gewandert, aber durch Dichter helleniſirt worden ſein. Darum iſt auch der griechiſche Gott in Theben geboren und dieſes die Wiege ſeines Cultus, ſowie es das ägyptiſche Theben von dem des Oſiris war. Darum erſcheint Dionyſos auch als menſchlicher Heros, als Königsſohn, der erſt durch Thaten die Götterwürde verdienen muß. Darum haben beide einen ähnlichen orgiaſtiſchen Dienſt und das Symbol des Phallos, wie auch Schiwa in Indien, und beide, wie dieſer, bezeichnen die befruchtende und erzeugende Kraft der Sonne. Auch haben beide gleich traurige Schickſale. Oſiris muß von des böſen Bruders Hand ſterben und den Dionyſos werden wir gleich auch als den erſchlagnen kennen lernen. Oſiris heißt Sohn des Kronos und der Rhea, aber dieſer Kronos iſt auch der ägyptiſche Phthas, der helleniſche Hephäſtos, deſſen Sohn der kabiriſche Dionyſos genannt wird. Das heißt, einer wie der andre ſtammt aus der in der Natur waltenden, Alles ſchaffenden und bildenden Feuerkraft, die wiederum in Indien Schiwa-Mahadewa iſt, und darum ſind auch beide dieſe Feuerkraft ſelbſt, und Dionyſos wird aus dem Feuer geboren. Oſiris heißt bei Diodor I, 23 auch Sohn des Zeus, und es wird hinzugefügt, Kadmos habe abſichtlich den Griechen dieſe Abſtammung gelehrt und Orpheus aus Freundſchaft für denſelben ſie beſtätigt. Alſo die Colonie Kadmos brachte den Oſirisbegriff aus dem Oriente mit nach Griechenland und verband ihn daſelbſt mit dem ſchon vorhandnen Nationalgotte Zeus. Doch kann auch Oſiris als Adoptivſohn des Ammon, welcher der griechiſche Zeus iſt, des Zeus Sohn heißen, oder man kann auch an Plutarchs (de Isid. p. 498 Wytt.) Bericht denken, daß Dionyſos, des Zeus und der Iſis Sohn, in Ägypten nicht Oſiris, ſondern Arſaphes, der Gott mit dem Phallos, geheißen habe. Dies könnte Cicero's vierter Dionyſos, des Zeus und der Luna Sohn, oder Diodors Sohn des Zeus und der Io ſein, denn Iſis und Io ſind beide die Luna, der Mond. Unter mancherlei Formen kam daher der ägyptiſche Begriff aus Ägypten nach Griechenland, aber ſpäter als die übrigen Götter, denn nach Herodots Verſicherung II, 145 gehörte Dionyſos mit zu den jüngſten helleniſchen Göttern. Nur dürfen wir dieſe Einwanderung nicht zu ſpät ſetzen wollen, auf jeden Fall lange vor Homer; denn ebenderſelbe Herodot, Ariſtoteles, und der Inhalt der älteſten philoſophiſchen Syſteme bezeugen es, wie Creuzer darthut, offenbar, daß es in den theologiſchen Syſtemen der Prieſterreligion bei den Griechen Bakchiſche Lehren gab, die aus einer Periode von mehr als 1000 Jahren vor Chr. her datiren und welche mit den ſogenannten Orphiſchen Lehren übereinkommen. Sie waren die jüngern, denn ſie müſſen einen Kampf mit der ältern Wiſchnu-Apolloreligion, den Lehren des ältern Orpheus, beſtehen. Dieſer Kampf war vor den Zeiten des Homer, denn er berichtet ſelbſt einen Theil deſſelben, und ſcheint in das Zeitalter des Kadmos oder bald nachher entſtanden zu ſein. Er war ſchon in Indien entſtanden, wo die reinere Religion des Brama und Schiwa, die noch im einfachen Cultus Einen Gott und Vater patriarchaliſch verehrte, durch den orgiaſtiſchen Dienſt der zweiten Periode des Schiwaismus in den Hintergrund verdrängt wurde. Von da hatte ſich dieſer Cultus gewaltſam nach Weſten verbreitet, und wenn wir den Traditionen der Talmudiſten und ſelbſt den Andeutungen der Bibel glauben dürfen, den Abraham aus ſeinem Vaterlande vertrieben und zum Auswandern nach dem weſtlichen Kanaan gezwungen, wo derſelbe noch Prieſtervorſteher, z. B. Melchiſedek, nach der alten einfachen und beſſern Form findet. Aber während des Aufenthalts der Iſraeliten in Ägypten ſcheint die Verderbung allgemein geworden zu ſein. Nun wird auch der Baalsdienſt in Kanaan und der orgiaſtiſche Oſiriscultus in Ägypten herrſchend, und von da aus, ſowie über Phrygien und Phönikien, verbreitet ſich derſelbe als die Religion des Oſiris zu den Hellenen. Nur in Myſterien ward in Ägypten, wie in Hellas, das Beſſere aufbewahrt. So ſtellt ſich mir wenigſtens der wahre Hergang der Sache dar. Eine ſo ſpäte Einführung des Dionyſoscultus, wie Voß will, und eine Transformation des alten ſymboliſchen Weingottes Dionyſos in den orgiaſtiſchen Bakchos, vielleicht erſt um 700 oder 600 vor Chr., alſo in einer ſchon ziemlich hellen hiſtoriſchen Zeit, würde von den nur durch ein oder zwei Jahrhunderte getrennten ſpätern Geſchichtſchreibern auch genauer und beſtimmter berichtet worden ſein.

Der ägyptiſche Phallosgott Oſiris ging durch Phönikier zunächſt in die ſamothrakiſche Religion der Kabiren über. Hier berichtet die heilige Sage: Zwei Kabiren erſchlugen ihren Bruder, wickelten das Haupt deſſelben in einen Purpurſchleier, umwanden ſeine Schläfe mit einem Kranze, legten ihn auf einen ehernen Schild und begruben ihn am Fuße des Berges Olympos. Oder auch: Die beiden Brudermörder legten das Zeugungsglied des Erſchlagenen in eine Kiſte und trugen dieſe nach Tyrrhenien. *Clem.* Protrept. p. 15 ꝛc. Potter. Das waren ſymboliſche Mythen, aus den Scenerien des geheimen Dienſtes in Samothrake entſtanden, die damit auf die Geſchichte des vom Typhon erſchlagenen Oſiris hindeuten, deſſen Zeugungsglied verloren gegangen und von Fiſchen gefreſſen worden war, daher ſtatt deſſen Iſis ein künſtliches machen und als Phallos zur Verehrung aufſtellen ließ. Daß aber an Oſiris gedacht werden müſſe, lehrt die ausdrückliche Meldung, daß der Erſchlagne Dionyſos ſei und daß deswegen die Theſſalonicher mit blutigen Händen zu ihm beteten. *Jul. Firmicus*, De errore profan. relig. c. 12. Auch ſcheint dieſer Dionyſos einerlei zu ſein mit dem Sohne des Kaprios bei Cicero, d. h. des Kabiros, dem Könige von Aſien, d. h. mit dem phrygiſchen Dionyſos; ebenſo auch mit dem unter den atheniſchen Tritopatoren oder Anakes genannten Dionyſos (*Cic.* de N. D. III, 21). Er iſt im Ka-

Die Aufſicht über die Myſterien des Feſtes hatte der zweite Archon, dem der Titel König gelaſſen war, nebſt den ihm beigeſellten Epimeleten. Er ernannte die Prieſterinnen, welche den Gebräuchen vorſtanden und deren, nach der Zahl der Altäre im Tempel, 14 waren. Sie hießen *Γεραῖραι* oder *Γεραραὶ*, die Ehrwürdigen, und verrichteten mit Zuziehung einer andern Prieſterin die geheimen Ceremonien (*Pollux* VIII, 9). Die Gemahlin des Archon König brachte ein myſteriöſes Opfer für die Stadt dar und nahm den Gerären den Amtseid ab, der nach Demoſthenes contra Neaer. p. 1371. Reisk. lautete: Ich bin lauter und rein und unbefleckt, ſowol von allem Andern, was verunreinigt, als auch von der Gemeinſchaft mit einem Manne; ich will die Theönien und Jobakchien dem Dionyſos feiern nach der Väter Gebrauch und zur gehörigen Zeit. Die Oberaufſicht über ſie hatte jedoch der Oberprieſter des Dionyſos. Unter dem Prieſterperſonale kommen auch die Titel Hierokeryx und Daduchos vor, wie bei den Eleuſinien.

Die Aufnahme in die Geheimfeier geſchah nach beſondern Vorbereitungen, die in ſymboliſchen Reinigungen durch Luft, Waſſer und Feuer beſtanden zu haben ſcheinen; von den erſtern wenigſtens iſt ausdrücklich die Rede *Serv.* ad Virg. Aen. VI, 740. Man ſchaukelte ſich an Stricken, die in der Höhe befeſtigt waren, hin und her, oder man ließ ſogenannte Oſcilla-Masken mit einer rumpfähnlichen Verlängerung, woran ein Phallos befeſtigt war, hin- und herſchwingen, oder man bediente ſich auch dabei der myſtiſchen Wanne (*λίκνον*) des Jakchos, weil der Menſch in den Myſterien ebenſo gereinigt werden ſolle, wie das Getreide durch die Wanne. Ob Waſſerreinigungen auch bei dieſem atheniſchen Feſte gewöhnlich waren, iſt ungewiß. In andern Bakchosfeſten fanden ſie ſtatt. So mußten die Frauen von Tanagra, die zuerſt in die Orgien eingeweiht wurden, ſich zuvor im Meere baden. *Paus.* Boeot. 20, 4. Mehr läßt ſich die Reinigung durch Feuer wahrſcheinlich machen, da bei dem Feſte Fackeln gebraucht wurden. Von den durch ein Senatusconſult verbotnen nächtlichen Bakchanalien in Rom erzählt wenigſtens *Livius* XXXIX, 13, es ſeien Frauen von Stande als Bakchantinnen gekleidet bei nächtlicher Zeit mit brennenden Fackeln zur Tiber gelaufen, hätten ſie in das Waſſer getaucht, und weil ſie mit Schwefel und Kalk beſtrichen geweſen, brennend wieder herausgezogen. Auch war überhaupt die Feuerreinigung den Griechen bekannt genug, und ſelbſt das Verbrennen des Herkules auf dem Öta ward dahin gedeutet. Übrigens bemerken wir auch hier, daß dieſe ſymboliſchen Reinigungen uralt und orientaliſchen Urſprungs waren. Sie ziehen ſich von den Gangesländern aus durch Perſien und das übrige Weſtaſien bis tief in Europa hinein, und ſind gewiß ein deutlicher Beweis von dem allgemeinen Zuſammenhange religiöſer Ideen. Für ihr Alter aber bürgt ſchon der Umſtand, daß ſich unverkennbare Spuren derſelben in der Moſaiſchen Religion finden, namentlich von der Waſſer- und Feuerreinigung.

Von der Feier des Feſtes und dem Tempel war nach Schol. *Aristoph.* Acharn. 503 jeder Fremde auf immer ausgeſchloſſen. Bei dem Beginn fodert der Daduchos, mit der Fackel in der Hand, die Gemeinde zur Anſtimmung des Hymnus auf, deſſen Anfang war: „Sohn der Semele, Jakchos, Reichthumgeber" (Schol. *Aristoph.* Ran. 479). Hirſchkalbfelle waren die Feſttracht der Myſten (*Dionys.*, De situ orbis 702) und darum hießen dieſelben das heilige Kleid. Bisweilen zog man auch Pardelfelle an. An die Stelle des Epheu bei den öffentlichen Feſten trat hier die Myrte (*Aristoph.* Ran. 329 ss. und daſelbſt der Scholiaſt), der eigentliche Schmuck der Ceres und des Triptolem, ſodaß hieraus auf die Verbindung dieſer Bakchosweihen mit den Eleuſinien zu ſchließen ſein möchte. Sonſt brachte man auch an den Dionyſien Zweige von Wintergrün, Wein und einen Bock dem Gotte dar (*Plut.*, De cupid. divit. p. 124. Wytt.), auch Feigen in Körben, die manchmal von Gold waren und von eben mannbar gewordnen Mädchen getragen wurden. Sie hießen Kanephoren (Korbträgerinnen) und hatten auch Schnüre von trocknen Feigen um den Hals. *Nat. Com.* V, 13; *Aristoph.*, Lysistr. 647. In einer Kiſte war ein Phallos von Feigenholz. Dies Symbol ſollte wol auf die nie verlöſchende Lebenskraft der Natur und dann durch weitere Übertragung auf Unſterblichkeit, Wiederbelebung und Seelenwanderung hindeuten. Auch Feigenholz und Feige ſollten Fruchtbarkeit und Fortpflanzung anzeigen (*Plut.*, De Isid. p. 496. Wytt.).

Bei den gewöhnlichen Dionyſien war der Bock das Opferthier, bei den myſteriöſen ſcheint es das Schwein geweſen zu ſein, welches Thier man oft auf Vaſengemälden des Bakchiſchen Kreiſes aus Großgriechenland erblickt. Auf Tenedos weihete man dem Gott eine trächtige Kuh. Beides bezog ſich gewiß auf Fruchtbarkeit und ſcheint ägyptiſch geweſen zu ſein. In Chios hatte man die beſondre Sitte, daß die Bakchä die unter ſie vertheilten Stücke des Opferfleiſches roh eſſen mußten. Dies hieß *ὠμοφαγία*, das Roheſſen, und Bakchos davon *ὠμάδιος*. Man hatte ſonſt daſelbſt, wie auch in Tenedos, dem Gott einen Menſchen geopfert und in Stücke zerſchnitten. Darauf bezog ſich nun die durch mildere Sitten eingeführte Änderung. Symboliſch aber deutete vielleicht der Gebrauch auf die Zerſtücklung des Zagreus. Auch Athen hatte einſt Bakchiſche Menſchenopfer und ſelbſt Themiſtokles hatte noch dem *Διονύσῳ ὠμηστῇ*, d. h. dem Roheſſer, drei Jünglinge geopfert. (*Plut.* Themist. c. 13; Pelop. c. 21; Aristid. c. 8). Wegen dieſes Beinamens *ὠμηστής* will Creuzer auch *ὠμάδιος* in demſelben Sinne nehmen, worin Viele beiſtimmen. Der Hauptname des Dionyſos in dieſen Myſterien war Jakchos (ſ. oben), und auch dieſer Name zeigt die Verbindung der Eleuſinien mit der Religion des Bakchos.

Einen ausführlichen Abſchnitt widmet nun Creuzer den Dionyſiſchen Myſterien[12]), insbeſondre den darin auf-

---

12) Lobecks Aglaophamos, in dem er die griechiſche Myſtik einer neuen Unterſuchung unterworfen hat, iſt mir ſo eben in die Hände gekommen. Er beſchäftigt ſich vornehmlich mit den Eleuſinien, der Religion in Samothrake und den Orphiſchen Gedichten,

geſtellten Lehren. Wenn es richtig iſt, wie wir es wenigſtens als ſehr wahrſcheinlich annehmen zu müſſen glauben, daß der helleniſche Bakchos, wie der ägyptiſche Oſiris aus dem Grundbegriffe des indiſchen Schiwa ent-

---

und ſucht aus griechiſchen Quellen zu zeigen, daß es mit den Myſterien der Griechen, inſofern wir in ihnen höhere geiſtigere Lehren, als Geheimniſſe vorgetragen, zu finden wähnen, überhaupt nichts ſei. Vom öffentlichen Cultus hätten ſich z. B. die Eleuſinien nur durch höhern Glanz, impoſante Aufzüge, die Augen blendende Pracht ausgezeichnet; an geheime, der öffentlichen Religion widerſprechende, reinere Lehren über Gott, Welt und des Menſchen Schickſale, ſei in denſelben durchaus nicht zu denken, ja der Hierophant hätte dergleichen nicht einmal geben können, da es in Gegenwart einer zahlreichen Verſammlung hätte geſchehen müſſen, vor der er den öffentlichen Cultus nicht in Miscredit hätte bringen dürfen. Von einem geheimen Unterricht an wenige Geprüfte ſei keine Spur vorhanden. Wurde von ihm zu den Myſten über etwas geſprochen, ſo bezog ſich der Inhalt auf die der Gottheit, deren Feſt man feierte, zugehörigen Mythen, oder es war Belehrung über die Gebräuche, mit denen ſie verehrt ſein wollte, oder vielleicht auch eine Art encyklopädiſcher Unterricht in dieſen oder jenen Wiſſenſchaften, bisweilen auch wol Ermahnungen zum frommen religiöſen (nicht grade ſittlich guten) Leben, z. B. ſich gewiſſer verbotener Dinge zu enthalten, die Götter auf die vorgeſchriebenen Arten zu verehren. Was die Alten, beſonders die ſpätern, von der Bedeutung der ſogenannten ſymboliſchen Gebräuche ausſagten, war Privatmeinung, die weiter auf nichts, als auf individueller Anſicht beruhete. Es gebe überhaupt in den religiöſen Ceremonien, in der Darſtellung der Götter und der Geſchichte derſelben nur wenig Symboliſches, und dieſes liege klar vor Augen; alles übrige, worin man dieſen oder jenen geheimen Sinn habe finden wollen, ſei willkürliche oder zufällige, völlig bedeutungsloſe Anordnung. Das große Anſehen hätten die Eleuſinien erlangt theils durch den Pomp des Feſtes, durch den Ruhm der Stadt Athen, wo es gefeiert worden, durch attiſche Schriftſteller, die durch die Erhebung der Eleuſinien ihr Vaterland hätten verherrlichen wollen, durch den Glauben der Hellenen, daß die verehrten Gottheiten wirklich auf dieſem Boden gewandelt (ein Glaube, den doch gewiß die Gebildeten nicht getheilt haben), endlich durch die Neigung jedes Menſchen, alles, was geheim iſt, ſich als etwas beſonders Wichtiges, Erhabenes und Herrliches zu denken. In den Berichten der Alten müſſe auf Vieles, was angeblich auf die Eleuſinien und andre feſtliche Myſterien bezogen würde, blos von Privatmyſterien genommen werden, die faſt in jeder Stadt geweſen und bei denen es leichter geworden, beliebige Symbole einzuführen und Deutungen derſelben zu geben. In ſolchen Myſterien hätte man vorzüglich mit dem Dämoniſchen und Magiſchen ſein Spiel getrieben und dadurch den Aberglauben zu der Höhe erhoben, wie er bei den Alexandrinern erſcheine. In ſpätern Zeiten endlich hätte man in Eleuſis nur den Schein eines Geheimniſſes beibehalten, obgleich daran gar nicht mehr zu denken geweſen wäre. Es iſt nicht zu zweifeln, daß ein in den Alten wohl bewanderter Schriftſteller der Gegenpartei auch den Aglaophamos einer genauen und beſonnenen Kritik unterwerfen werde, wobei nur zu wünſchen iſt, daß die Widerlegung im ſtrengſten Sinne sine ira et studio abgefaßt werden und nur mit der Sache ſich beſchäftigen möge. Lobeck ſelbſt hat dies gethan und nur ſehr ſelten zu reizenden Ausfällen ſich verleiten laſſen. Das iſt rühmlich und wiſſenſchaftlich. Was meine eigne Meinung betrifft, ſo geſtehe ich offen, daß ich durch dieſe Schrift noch nicht zu der überzeugung gekommen bin, es habe der helleniſche Polytheismus ſo ſehr alles innern Geiſtes ermangelt, daß ſeine ganze Mythik faſt nichts als eine Maſſe phantaſtiſcher, meiſtens ſinnloſer Erdichtungen geweſen ſei. Der Glaube an das Göttliche liegt im Menſchen tiefer und läßt ſich nicht ſo ganz nach Willkür behandeln. Hellas' Religion kann alſo nicht blos ein Gewebe von Trug geweſen ſein; es muß mit ſeinen Göttern und den von ihnen erzählten Geſchichten Begriffe verbunden haben, die Wahrheiten enthielten. Dieſe Wahrheiten hatten wenigſtens die Beſſern unter ſeinen Prieſtern begriffen, aber ſie trugen ſie in den älteſten Zeiten nicht in abſtrakten Begriffen (denn ſolcher war der kindliche Verſtand der frühern Welt noch nicht ganz fähig), ſondern unter ſinnlichen Hüllen vor. Das Symboliſche war alſo gewiſſermaßen etwas Nothwendiges, und die Erklärung deſſelben beruht weniger auf geſchichtlichem Studium, als auf einer eigenthümlichen Seelenfähigkeit, den Kern durch die Hülle zu entdecken. Ob man das Rechte gefunden habe, das lehrt denn theils die hiſtoriſche Unterſuchung, die Vergleichung der Symbole bei verſchiednen Völkern und zu verſchiednen Zeiten, theils der Beifall, den die gegebene Erklärung bei den Verſtändigen überhaupt findet. Es geht hier wie mit jeder andern Hypotheſe. Je mehr und beſſer ſie mit allen Details der zu erklärenden Erſcheinung übereinſtimmt, je weniger ſie mit erkannten Wahrheiten in Widerſpruch ſteht, einen deſto höhern Grad von Wahrſcheinlichkeit erhält ſie, der denn endlich auch in volle Gewißheit übergehen kann. Hat der Aglaophamos das Richtige getroffen, ſo kann alles Mythiſche faſt allein nur nach dem Syſtem des Euhemeros erklärt werden. Die Götter, welchen nicht etwa nur der Pöbel, ſondern denen auch die Gebildetern und Weiſern ihre Verehrung zollten, waren nichts weiter als vergötterte Menſchen, denen man für dieſe oder jene wohlthätige Anordnung oder Erfindung ſeine Dankbarkeit beweiſen wollte. Und doch ſetzt auch dieſes Syſtem ſchon einen Urbegriff von etwas Göttlichem voraus; denn wie kann man einen Sterblichen vergöttern wollen, ohne den Begriff Gott ſchon vorher gefaßt zu haben? Das überſinnliche muß alſo auch hier dem Sinnlichen vorausgehen, aber grade die Idee deſſelben wird den Menſchen antreiben, die in der Natur waltenden unſichtbaren Kräfte als Götterweſen ſich zu denken, und wenn er einen Menſchen vergöttert, ſo wird er es nur dann thun, wenn er in ſeinem Walten und Weſen etwas wahrnimmt, was ihm aus dem Göttlichen zu ſtammen und damit verwandt zu ſein ſcheint. Ich habe es bei der Lectüre des Aglaophamos ſchmerzlich vermißt, daß der Verfaſſer ſich nirgends darüber beſtimmt erklärt hat, ob er allen frühern, d. h. vorhomeriſchen, Einfluß des Auslands auf Griechenland leugnet. Sehr wahrſcheinlich iſt es allerdings; aber da grade dies der Hauptpunkt ſein möchte, auf den es bei dem Urtheil über das griechiſche Götterweſen ankommt, ſo wäre eine ſolche Unterſuchung von ſeinem Scharfſinne ſehr zu wünſchen geweſen. Stammen die Urbegriffe des Göttlichen bei den Hellenen aus dem Orient, findet alſo ein allgemeiner religiöſer Zuſammenhang zwiſchen allen Völkern des Erdbodens ſtatt, ein Zuſammenhang, der ſeine Wurzeln in der früheſten Urgeſchichte unſers Geſchlechts hat und aus einer Periode her datirt, die vielleicht über 2000 Jahre vor Chr. anzuſetzen ſein möchte; ſo war auch den Hellenen urſprünglich das Symboliſche gegeben, und ihre Mythen, Bilder und Ceremonien bezogen ſich auf Begriffe, wie ſie der Orient darbietet. Die Götter waren alsdann bei ihnen Anſchauungen der in der ſichtbaren Natur waltenden Kräfte und gewiſſer überſinnlicher Ideen, die aus jener Urzeit ſich erhalten hatten. Das Volk blieb bei der Hülle ſtehen, auch wol der größere Haufe der Prieſter ſelbſt, und nur wenige Beſſere und Weiſere drangen in den innern Sinn ein, oder bewahrten die alte überkommene Deutung, und in der echt braminiſchen Vorausſetzung, das Wahre und Gute ſei nicht für alle Menſchen, ſondern gehöre zu den Vorzügen der höhern Kaſte, d. h. hier des Prieſterſtandes, verhüllten ſie es noch mehr und pflanzten ihre Ideen nur in Myſterien fort. Aber auch das Daſein ſolcher Myſterien wurde wahrſcheinlich erſt nach Homer der Nation bekannt, als die Götterfeſte mehr Ausdehnung, Pracht und größere Celebrität erhielten, ſodaß es gar nicht zu verwundern iſt, wenn Homer nichts davon zu wiſſen ſcheint. Nach ihm, wo zugleich die nähere Bekanntſchaft der Hellenen mit Aſien und Ägypten entſtand, wurden allmälig auch die mit den Göttern zu verbindenden höhern Begriffe wenigſtens den Beſſern der Nation bekannter und traten aus dem beſchränkten Kreiſe des Prieſterlichen immer mehr heraus. Die Philoſophie bemächtigte ſich ihrer und baute darauf ihre Syſteme, und ſo entſtand denn in dem Zeitſtanden iſt, ſo müſſen wir uns zuvörderſt um dieſen Grundbegriff bekümmern. Es war aber Schiwa in Indien die alles erzeugende, aber auch alles auflöſende und zerſtörende Gotteskraft. In beiderlei Sinne war ſein Symbol das Feuer und im Allgemeinen auch die Sonne, als der Urgrund aller Wärme und dadurch alles Entſtehens. Da alles Entſtehen durch das Zuſammenwirken eines männlichen und weiblichen Princips in der Naturanſchauung bedingt iſt, ſo wird er immer mit ſeiner Gemahlin Parwati zuſammengedacht und daher oft auch als Androgyn vorgeſtellt. Dieſe Verbindung des Weiblichen und Männlichen zeigt ſich auch im Dionyſos, und tritt theils in ſeinem Gefolge, theils in der Darſtellung deſſelben durch die Kunſt hervor. Was erzeugt wird, iſt die individuelle, ſinnliche Natur, und darum erſcheint Schiwa vornehmlich als Herr derſelben. Was er ſeinen Verehrern verleiht, ſind ſinnliche Güter, Reichthum, Lebensfreuden, Macht und irdiſche Ehre, und dieſer Begriff ſpricht ſich wieder im Dionyſos aus; auch er ſchenkt ſinnliche Freuden und iſt als Weltregent der ſinnlichen Natur übergeordnet. Wenn nach indiſchen Begriffen zuerſt das ungetheilte und darum unanſchaubare große Eine war, die Welt aber dadurch entſtand, daß dieſes Eine ſich gleichſam außer ſich ſetzte und als ein Vieles, als Inbegriff von Individualitäten erſchien, ſo finden wir dieſe Idee auch von den griechiſchen Myſtikern aufgenommen. Dann iſt Dionyſos jener Phanes der Orphiker (wie derſelbe ausdrücklich im **VII.** Fragm. bei Geſner S. 370 genannt wird), welcher als Eros, als Liebe, zuerſt aus dem Urweſen ſich entwickelte, die Urbilder aller Dinge in ſich trug und ſie aus ſich ſichtbar machte. Grade ſo tritt in Indien die Maja aus Parabrama hervor, und er ſchauet in ihr die Urbilder der werdenden Dinge, wie in einem Spiegel, und dadurch zur liebenden Vereinigung mit dieſem weiblichen Urprincipe gereizt, wird er Weltſchöpfer. So laſſen denn auch die Orphiker den Phanes vom Zeus verſchlungen werden, und nun erſcheinen die Urbilder der Dinge in Zeus ſelbſt und dieſer wird Eins mit Phanes, weswegen auch Dionyſos bisweilen mit Zeus für einerlei genommen wird. Die Welt wurde, indem das Eine ſich in eine Vielheit theilte. Daher nimmt Brama in Indien alle Geſtalten nach einander an und bringt in jeder den entſprechenden Gegenſtand hervor. So hieß denn auch Dionyſos bei den Myſtikern die Vielheit, d. h. das in vielerlei Formen ſich darſtellende All; ſymboliſch aber ſcheint dieſe Idee durch das Zerſtückeln des Zagreus dargeſtellt worden zu ſein, ſowie in Ägypten durch die Todesgeſchichte des Oſiris. Ehe Zagreus ſtirbt, verwandelt er ſich in alle Elemente und Naturen (*Nonn.* **Dion. VI, 174** ꝛc.), d. h. er wird nach und nach jedes einzelne Ding, wie Brama in Indien. Den Apollo, der die Glieder des Zagreus wieder ſammelt, erklärte man für die Einheit, d. h. er iſt die Gotteskraft, welche die Natur, trotz ihrer Zerſplitterung, in ihrer Einheit zuſammenhält, bewirkt, daß alle einzelne Dinge doch nur ein einziges All bilden. Um dieſe Begriffe von Dionyſos und Apollo anzuzeigen, ſei jenem der in allen Rhythmen wechſelnde, immer veränderliche Dithyrambos, dieſem der ſich immer gleiche, ernſte Päan heilig; darum werde auch Dionyſos bald als Kind, bald als Jüngling, Mann, ja als bärtiger Greis, Apollo aber immer in derſelben göttlichen Jugendkraft abgebildet. *Plut.*, **De Isid. p. 495. Wytt.** Dann deutete man weiter: Aus dem Dunſte der vom Blitz erſchlagnen und verweſenden Titanenleiber ward die Materie und aus dieſer der Menſch; daher das Rohe in unſrer Natur, und die Lehre, wir ſollen das Rohe und Unordentliche in unſrer Natur bändigen, die Sinnlichkeit zähmen, damit es uns nicht gehe wie den Titanen. Dieſe ſollen auch von den Gliedern des Zagreus, um ihre Wuth zu ſtillen, gegeſſen haben; dies ſoll in den Myſterien durch das ſogenannte Roheſſen, durch das Koſten des rohen Opferfleiſches, ſymboliſirt worden ſein (ſ. *Eurip.* **ap. Porph. de abstin. IV. p. 366. Rhör.** und Creuzers Auslegung Symb. **III, 388**), um ſo den Gegenſatz anzudeuten, der Menſch ſolle ſich der thieriſchen Nahrung enthalten und ein reines Le-

---

raume zwiſchen Homer und den perſiſchen Kriegen dem Scheine nach die große Revolution in der griechiſchen Religion, die auch der Aglaophamos zugibt, die Beziehung der helleniſchen Götter auf die des Morgenlandes, das Verſchmelzen mehrer Götter ineinander, die ſcheinbare Veränderung in den Grundbegriffen derſelben, die myſtiſche Erklärung des Symboliſchen und im Zeitalter der Neuplatoniker die endliche Anerkennung, daß alle Götter nur als Ausſtrahlungen eines einzigen und höchſten Gottes zu betrachten wären. Ob dies Alles nicht Phantaſiegebilde, ſondern etwas Reales iſt, kann unmöglich allein aus griechiſchen Schriftſtellern, von denen überdies eine große Menge für uns ganz verloren gegangen iſt, dargethan werden, ſondern nachdem wir uns durch einen Inductionsbeweis über den religiöſen Zuſammenhang aller Völker und von dem Daſein eines religiöſen Urquells im Orient überzeugt haben, muß die Unterſuchung nothwendig mit den Religionen des Oſtens beginnen. War jener Urquell, wie es allerdings ſehr wahrſcheinlich iſt, in Indien oder vielleicht noch richtiger auf den Hochgebirgen Aſiens, ſo müßte man zu zeigen ſuchen, wie aus der Urreligion, die in ihrem Weſen als Monotheismus ſich ergeben möchte, auf der einen Seite der ſabäiſche Geſtirndienſt, auf der andern der Naturkräfte ſymboliſirende eigentliche Polytheismus entſtehen, beide mit einander mehr oder weniger verſchmelzen und ſo in Vorderaſien und Ägypten den Baals- und Oſirisdienſt, in Perſien den Cultus des Ormuzd und Mithras erzeugen konnten, und wie nun aus Elementen des erſtern vornehmlich das helleniſche Götterſyſtem ſich bildete. Es können auf dieſem Wege Verirrungen und Mißgriffe entſtehen, wer wird dies leugnen? ja ſie ſind bei dem Mangel an ſichern Quellen ſogar unvermeidlich, aber fortgeſetztes Streben, genaueres Studium deſſen, was das Morgenland darbietet, laſſen doch endlich ein immer richtigeres Reſultat hoffen. Eine ſolche Unterſuchung iſt alſo noch zu erwarten, aber ſie wird freilich erſt in voller Gründlichkeit vorgenommen werden können, wenn das Studium der indiſchen Religionen und Philoſophien aus den Schriften des Volks ſelbſt, die von Gelehrten in der Urſprache geleſen werden müſſen, zu einem höhern Grade der Vollendung gediehen ſein wird. Bis dahin iſt das, was die Gegner des Aglaophamos geben, freilich nur auch noch Hypotheſe, aber gewiß eine wahrſcheinlichere, da ſie ihren Grund in der Natur des Menſchen, in dem geiſtigen Zuſammenhange der Völker und in der unbeſtreitbaren Abſtammung der weſtlichen Stämme von einem Urſtamm in Hochaſien findet, während die Sätze der andern Partei nur wahr ſein können, wenn die Hellenen ganz iſolirt und ihre Religion aus ſich ſelbſt bildend angenommen werden, eine Vorausſetzung, die in ſich ſelbſt aller Wahrheit ermangelt.

ben führen [13]), es alſo nicht machen, wie die Titanen. Wer daher in den Bakchiſchen Weihen zur Stufe des Roheſſens gekommen war, ſagt Creuzer, der hatte die höhern Grade erlangt, war ein vollendeter Bakchiker und konnte an den höhern Weihen der Kureten, die eben durch ihren rhythmiſchen Waffentanz um das Zagreuskind die im Weltall für den gebildetern Geiſt erkennbare Harmonie und Ordnung ausdrücken, der Rhea und des idäiſchen Jupiter, des Ordners und Lenkers des Kuretentanzes, Theil nehmen. Derſelbe bringt damit noch einen andern Beinamen des Dionyſos in Verbindung. Dieſer hieß nämlich auch *ἰσοδαίτης* oder *ἰσοδιαίτης*, der gerechte Koſtvertheiler, theils als der gute Gott überhaupt, der mit ſeinen Gaben Alle ernährt, theils als der, der im Reiche der Natur Alles harmoniſch und zweckmäßig geordnet hat, theils als Gott der Unterwelt, der alles Lebendige ohne Unterſchied zu ſich hinabzieht, aber auch die Seelen zu neuem Leben wieder herausſendet, weswegen auch Heſychios ſage, daß Iſodätes Pluto ſelbſt oder Pluto's Sohn ſei. In dieſem Beinamen erſcheine alſo der Gott als der Herr der Natur, des Todes und des Lebens; dieſelben Ideen verband auch der Hindu mit ſeinem Schiwa. Dann ſucht auch Creuzer die Spielſachen zu deuten, mit denen ſich Zagreus beſchäftigt, ehe die Titanen ihn anfallen. Sie werden bei Clemens (Protrept. p. 15) und Arnobios (V. c. 19) genannt und Orphiſche Verſe dabei angeführt. Sie waren nach dieſen Angaben der Würfel, die Kugel (ein ſehr gewöhnliches Bild des Weltalls), die Heſperidenäpfel, der Kegel, der Spiegel u. a. m. Der Spiegel iſt Creuzern beſonders bedeutend. Nach (*Nonn.* VI, 173) blickt Zagreus hinein, als ihn die Titanen zerreißen, und ſchauet darin ſein unechtes Bild, darum heiße er der täuſchende Spiegel, und Zeus erkenne darin das dunkle Bild des Zagreus. In einem Fragment aus dem Lykurgos des Äſchylos wird auch ein Spiegel unter den Sachen des Dionyſos erwähnt (*Aristoph.* Thesmophor. 140), wenn auch nur in der Beziehung, daß der jugendliche Gott daſelbſt als ein weibiſcher aſiatiſcher Weichling vorgeſtellt wird. Aber die Myſtiker deuteten es anders. Da war es der Spiegel, in welchem Dionyſos ſich ſelbſt (das Ideal der ſinnlichen Natur) ſah und nach dieſem Bilde ſchuf er die bunte, formenreiche Sinnenwelt. (*Proclus* in Plat. Tim. p. 163). So erblickt auch der indiſche Brama in der täuſchenden Maja ſich ſelbſt als ein vielfaches Äußere und formt nach dieſer Idee die Dinge. Mit dieſem Spiegel im Zuſammenhange ſteht der dem Dionyſos oft beigelegte Krater (das Gefäß, worin der Wein mit Waſſer gemiſcht wurde). Die Myſtiker ſprachen von einem doppelten Krater, einem niedern, der dem Dionyſos eigen war und worin der Stoff der irdiſchen Dinge gemiſcht wurde, der alſo Bild der phyſiſchen Schöpfung ſein ſollte, und einem höhern, den der höchſte Demiurg ſelbſt hatte und worin er den geiſtigen Stoff (sit venia verbo!) der intelligibeln Weſen miſchte, alſo ein Bild der intelligibeln Schöpfung. In dieſem entſtand die Weltſeele, der Grund alles Lebens und alles Geiſtigen, daher auch Quelle der Seele genannt. Den zweiten Krater aber hat Dionyſos als der ſchöpferiſche Grund alles individuellen Daſeins. Aus beiden Kratern ward nun wieder ein doppelter Seelenbecher gedeutet. Die Seele, die aus dem erſten, dem Dionyſoskelche, trinkt, wird vom Sinnlichen berauſcht, vergißt ihrer höhern Natur und ſteigt in einen irdiſchen Leib. Verſinkt ſie nun nicht ganz in das Sinnliche, hat ſie noch ein Bewußtſein ihres höhern Selbſt in ſich erhalten, ſo iſt ſie fähig, aus dem zweiten Becher, dem Becher der Weisheit, zu trinken, der ſie von der Macht der Sinnentäuſchung befreit und die Sehnſucht nach der Rückkehr in die wahre Heimath in ihr erregt. Eine ähnliche Symbolik findet man auch bei dem ägyptiſchen Oſiris und dem perſiſchen Dſchemſchid und Mithras.

Ferner, ſagt Creuzer, ſtellte man auch in den Myſterien den Dionyſos als den Zurückführer der Seelen in ihre Heimath, als den zur Vollkommenheit Leitenden vor, und darum hieß er Aufſeher der Teleſtik, der Vervollkommnungskunſt, welche eben in den Myſterien gelehrt wurde. Wenn er in andern Myſterien, z. B. den kabiriſchen und eleuſiniſchen, als Diener und Gehülfe höherer Götter in dieſer Hinſicht vorgeſtellt wurde, ſo war er in ſeiner eignen der Herr der Natur ſelbſt, Schöpfer der Seelen und Lenker ihrer Schickſale, Kore aber die Theilnehmerin ſeiner Würde und ſeines Handelns. Dann waren beider Diener und Gehülfen die Dämonen oder Genien, die als Vermittler zwiſchen Gott und den Menſchen wirkten. Sie konnten vermitteln, weil ſie Mittelweſen zwiſchen Göttern und Menſchen waren, d. h. an beider Natur Theil nahmen. Einige dieſer Dämonen, glaubte man, waren durch ſinnliche Triebe und Leidenſchaften, durch Hang zur ſinnlichen Natur, elend geworden und, aus den höhern Sphären verſtoßen, hatten ſie in ſterbliche Leiber wandern müſſen, um durch Leiden zur Buße und Reinigung geführt und dadurch des Aufſchwunges zum Beſſern wieder fähig zu werden [14]). Ihre Schickſale ſcheinen in den Myſterien durch angemeſſene Scenerien zur Lehre und Warnung vorgeſtellt worden zu ſein. Andre Dämonen blieben ihrer höhern Natur treuer und dienten den Menſchen als Schutzgeiſter, deren Stre-

---

13) Bekanntlich durften die Braminen der Hindus keine thieriſchen Speiſen genießen; auch die Orphiker und Pythagoräer verboten dieſelben. Es ſcheint alſo die Idee orientaliſch und über Ägypten oder auch über Thrakien her zu den Griechen gekommen zu ſein.

14) In Indien ſcheint der Mythos vom Falle der Geiſter, der aus dem Schaſtra des Brama bei Holwell erzählt wird, urſprünglich zu Hauſe zu ſein. Ein Nachhall davon war zu den Griechen gekommen, wenn auch dieſe die Quelle nicht kannten. Sowol Platon als Empedokles (*Plut.* De Isid. p. 361) gedenken des Falles einiger Dämonen, welches ſchwerlich als eine dieſen Philoſophen eigenthümliche Idee, ſondern mit weit größerer Wahrſcheinlichkeit als eine aus der Fremde gekommene anzuſehen ſein möchte. Kam doch dieſelbe Idee auch in das Juden- und aus dieſem in das Chriſtenthum und zwar weltkundig als eine dem Parſismus entlehnte, und daher in letzter Inſtanz aus Indien geſchöpfte Vorſtellungsart, warum hätte ſie nicht auf eben dem Weg auch zu den Hellenen kommen und in den Myſterien, ſowie von den Philoſophen aufgenommen werden ſollen?

ben dahin ging, ſie vom Böſen abzuziehen und zum Guten zu führen. In den Bakchiſchen Myſterien ſah man nun im Gefolge des Gottes ſelbſt, das ja überhaupt die verſchiednen Eigenſchaften und Kräfte deſſelben darſtellen ſollte, ſolche ſchützende und leitende Genien. Eben dadurch, daß dieſes Gefolge ſowol im Ganzen als in ſeinen einzelnen Theilen den Contraſt des Geiſtigen und Sinnlichen, der erhabenſten, göttlichen Begeiſterung und der ausgelaſſenſten und üppigſten Feſtraſerei in ſich aufgenommen hatte, ſollte es den Myſten zur Lehre und Warnung, zur Nachahmung und Verwerfung dienen. Es ſollte der Spiegel ſein, in dem ſie ihre eigne, höhere und niedre Natur erblickten und ſie auffodern, allein dem Rufe jener zu folgen. Während in den Tityen und Satyrn das Thieriſche im Menſchen, in den Bakchen, Lenen und Thyaden die Miſchung deſſelben mit der höhern Begeiſterung, in den Nymphen die unſterbliche Natur des Menſchen, in der Telete, der perſonificirten Weihe, der erhabenen Tochter des Gottes und der Nikäa, der Siegerin, die zur Vollendung führende Einweihung in die Myſterien, in den Mimallonen, der Kampf des Geiſtigen mit dem Irdiſchen verſinnlicht werden ſollte, vereinte Silenos, als der höchſte Dämon nach Dionyſos, als deſſen Lehrer und Bildner ſelbſt, den ganzen Contraſt in ſeiner eignen Perſon und erſcheint bald als der vom Weindunſte taumelnde, auf ſeinem Eſel ſich kaum in Gleichgewicht haltende Alte, bald als der weiſe auf das wahre Ziel des menſchlichen Strebens mit hohem Ernſte hinweiſende Lehrer und Prophet, der in erhabenen Gleichniſſen unſre Beſtimmung ausſpricht. Von ſolchen Genien geleitet vollendeten alſo die Seelen ihren Lebensweg. Dieſe Seelen, ſelbſt urſprünglich zu dem Geſchlecht der Dämonen gehörig, ſind, lehrte man, theils ſolche, die aus den höhern Sphären nach dem Willen der Götter, in ſinnliche Leiber herabſteigen, um die Weltökonomie zu erhellen und als Wohlthäter, Erlöſer und Lehrer in Menſchengeſtalt zu erſcheinen und die Erdbewohner im Kampfe gegen das Böſe zu unterſtützen und zu kräftigen, theils ſolche, die zur Büßung früherer Vergehungen aufs Neue in Körper getrieben werden, theils ſolche, die aus Neigung zum Irdiſchen freiwillig die höhern Kreiſe verlaſſen und in einen Leib von Erde wandern[15]). Dieſe letztern hatten, wie Dionyſos, in den Spiegel geblickt und darin ihr Bild geſehen, und dieſes Schauen ſie gereizt, in die Sphäre des Individuellen hinabzuſteigen. Dieſe Luſt der Seele ſoll in Ägypten als Neugierde genommen worden ſein, zu ſehen, was außer den höhern Sphären, wo ſie wohnten, vorhanden ſei; dadurch wären ſie über die Mondſphäre hinaus in dieſe niedre Welt getrieben worden[16]). Dieſe

---

15) Die Buddhiſten hatten ganz dieſelbe Lehre. Die verſchiednen Seelennaturen ſteigen auch aus den höhern Lichtregionen entweder aus eignem Antriebe, weil ihre niedre Natur den Reizen der erblickten Sinnenwelt nicht widerſtehen kann, oder vermöge des Kreislaufs der Seelenwanderung, weil ſie der Reinigung noch bedürfen, oder in der Abſicht in die irdiſche Schöpfung hernieder, um gegen das Böſe anzukämpfen und durch Lehre und Beiſpiel die Menſchen von demſelben zu erlöſen. Dieſe letztern ſind Buddhas, bleiben mitten im Kreiſe des Materiellen vom Einfluſſe der Sinnlichkeit befreit und kehren nach Vollendung ihres Amts mit dem Tode ſogleich in die höhern Regionen zurück, aus denen ſie ſtammen, ohne einer neuen Wiedergeburt unterworfen zu ſein. Ähnliche Ideen hat auch der Bramaismus. Die Avatars ſeiner Götter, beſonders die des Wiſchnu, geſchehen in der nämlichen Abſicht. Nun iſt es aber wol unleugbar bewieſen, daß der Buddhaismus und Bramaismus in ſeinen weſentlichſten Lehren ein ungleich höheres Alter haben, als jene myſtiſchen und philoſophiſchen Lehren der Griechen; dieſe ſind folglich als abgeleitete Bäche aus dem höhern Urborne des Orients anzuſehen, denn wo die Übereinſtimmung, ſelbſt im Einzelnen, ſo groß und einleuchtend iſt, kann man wol nicht mehr an die Zufälligkeit derſelben denken.

16) Wie man aus Platons Timäos, Phädros und andern Theilen ſeiner Schriften ſchließen kann, dachte man ſich die Erde von der Himmelsſphäre umſchloſſen, die wieder in mehre vollkommen durchſichtige Sphären, die concentriſch einander umgeben, getheilt war. Die nächſte dieſer Sphären von der Erde aus war die Mondſphäre, dann folgten nach einander die Sphären der übrigen Planeten und zuletzt die der Fixſterne, der ſich immer gleichbleibende Kreis des Einen und Unveränderlichen, nicht unterworfen dem Wechſel der vorhergehenden Kreiſe. Irgendwo innerhalb der unterſten Sphäre iſt das Haus der Götter. Von da aus geht der Weg der Seelen aufwärts durch alle Sphären durch bis zur letzten der Fixſterne, und gelangen dann zum überhimmliſchen Orte jenſeit dieſer letzten Sphäre. Hier wohnen die zwölf großen, überhimmliſchen Götter, noch höher als dieſe die rein intelligibeln Götter, unter dieſen aber innerhalb der gedachten acht Kreiſe die inweltlichen Götter. Die intelligibeln Götter, θεοὶ νοητοί, ſind ganz reine, nur durch Denken erkennbare, ſelbſt das Subſtantielle ausſchließende Potenzen, wohnend im reinſten, nur intelligiblen, d. h. nur durch Denken zu faſſenden, Urlichte. Die zwölf Götter ſind die zunächſt von ihnen emanirten Lichtpotenzen, an der Subſtantialität ſchon mehr Theil nehmend; noch niedre Emantionen ſind die inweltlichen, als ſubſtantielle Weſen erſcheinenden Götter, von denen die materielle Welt wieder als Emanation zu betrachten iſt. Vergleicht man mit dieſer Platoniſchen, neuplatoniſchen und wahrſcheinlich auch altägyptiſchen Vorſtellungsart die Buddhiſtiſche im Art. Dhjana entwickelte, ſowie die indiſche von den ſieben obern Welten, ſo leidet es keinen Zweifel, daß dies Alles uralte orientaliſche Anſicht iſt, die von Indien aus nach Ägypten kam, von den Neuplatonikern alſo nicht erſt erfunden, ſondern nur deutlicher aus einander geſetzt iſt. Die zwölf großen, ſowie die inweltlichen Götter haben wieder jeder eine Reihe untergeordneter Dämonen als Perſonificationen ihrer verſchiednen Kräfte. Dieſe erfüllten das ganze Univerſum, und bildeten, mit den Kräften der Götter ausgerüſtet, alle einzelne Dinge. In Beziehung auf ihren Rang theilten ſie ſich in ſechs Ordnungen, durch welche ſie vom rein Göttlichen bis zu der Stufe herabſteigen, wo ſie zu den der Materie inwohnenden Kräften werden. Sobald eine Seele aus der Sphäre der Götter in die Materie herabſteigen will, wird ihr ein Dämon als Schutzgeiſt zugegeben, der ſie leitet und zum Guten führt, wenn ſie ſeiner Stimme gehorchen will. Göttliche Seelen, d. h. ſolche, die nicht durch Sinnlichkeit verlockt, ſondern, um Wohlthäter der Menſchen zu werden (alſo Buddha's in der Lehre des Buddhaismus), herabſteigen wollen, erhalten höhere Dämonen zu Führern. Der Weg der Seelen herabwärts und wieder aufwärts iſt der Thierkreis. So lange die Seele noch in den obern Sphären iſt und den Zodiacus noch nicht oder nur eben erſt erreicht hat, hat ſie noch die Wahl zur Rückkehr. Betritt ſie aber das Zeichen des Krebſes (die Menſchenpforte), ſo muß ſie in das Materielle hinab. Von da geht es durch die ſüdlichen Zeichen immer weiter abwärts, bis ſie endlich in einen Leib kommt und als materielles Object lebt. Endlich gelangt ſie zur Götterpforte im Steinbock, und von da geht der Weg durch die nördlichen Zeichen wieder aufwärts. Sie wird nun von den anklebenden Flecken und Mängeln gereinigt, und Heroen, d. h. Seelen, die auf Erden Göttliches gethan und um des Guten willen gelitten haben, werden ihre Führer. Wie viel pſychologiſch Rich-

Neugierde, welche die Seele reizt, das Bild, was ſie erblickt (ein unechtes, ein dunkles erſcheint dem Zagreus, d. h. nicht ſein wahres, reines, ſondern ein von der Materie, der Sinnlichkeit getrübtes, verdunkeltes) iſt eben das Bild, was die täuſchende Maja in Indien dem Schöpfer vorhält. Es iſt jener berauſchende Becher des Dionyſos, aus dem die Seele Vergeſſenheit ihres höhern Zuſtandes trinkt. Ganz vollkommene Seelen hüten ſich vor dieſem Becher und bleiben im Kreiſe der Götter, beſſere trinken nur ſoviel, als ſie müſſen, um in die Materie herabſteigen zu können; dieſe bleiben auch der Stimme ihres Genius immer gehorſam und denken ſtets an die Rückkehr; nur unedlere berauſchen ſich ganz und bedürfen nachher einer ſtrengen Läuterung. Dieſe letztern heißen auch feuchte Seelen, oder ſolche, die ihre Flügel verloren haben. Ihnen dünkt die Sinnenwelt, die eigentlich eine finſtre Höhle iſt, ſchön; denn Dionyſos hat ſie aufs Lieblichſte ausgeſchmückt, als Herr und Schöpfer der bunten, formenreichen Welt. Statt des Bildes im Spiegel hatte man noch eine andre Allegorie, nämlich die des Webens. Die indiſche Maja webt, gleich einer Spinne, vor dem Schöpfer den Schleier der ſinnlichen Materie, daß er das wahre Sein ſelbſt nicht mehr erkennt und von dem Truggewebe ſich täuſchen läßt. Auch dieſe Idee war in die Myſterien übergegangen. Es iſt jetzt Proſerpina (Ilithyia, Artemis, Venus) die Weberin. Sie webt das Kleid des materiellen Leibes für die Seele, und je größer die Neigung dieſer zum Irdiſchen iſt, deſto mehr ſolcher Leiber hängen ſich ihr an, deſto ſchwerer wird die Laſt, die ſie tragen muß und die ſie immer tiefer in das Sinnliche hinabziehen will. Sie kann nur zurückkehren, wenn ſie immer mehr und mehr von dieſen Gewändern abſtreift. Die Möglichkeit zu dieſer Rückkehr wird durch den Tod herbeigeführt. Durch dieſen kommt die Seele zu dem freundlichen, milden Hades, der ihr den zweiten Becher, den Becher der Weisheit, reicht, das Waſſer der Lethe, das ſie aller Täuſchung des Irdiſchen vergeſſen macht und die Ahnung des Wahren in ihr wieder aufdämmern läßt. Nun beginnt die Rückkehr, aber doch erſt dann, wenn die Seele durch neue Geburten im Irdiſchen immer mehr und mehr vom Sinnlichen gereinigt iſt. Das iſt alſo die Lehre von der Seelenwanderung, und wir bitten unſre Leſer, das, was im Art. **Dhjana** darüber nach Buddhiſtiſchen Ideen auseinandergeſetzt worden iſt, hierbei zu vergleichen. Die Ägypter beſtimmten 3000, Platon im Phädros 10,000 Jahre zu derſelben. Bei den Buddhiſten iſt ſie im Ganzen länger dauernd und richtet ſich nach dem Grade der Unreinigkeit. Sind endlich alle Weſen in die Region des zweiten Dhjana zurückgekehrt, d. h. in die obern Regionen, in die Sphären des Göttlichen bei den ägyptiſchen und helleniſchen Myſtikern, ſo hat der ganze Kreislauf der Dinge, das Ortſchilang, ein Ende, das Univerſum wird zerſtört und es beginnt ein neues. Auch im Bramaismus ging die Wanderung nur durch die ſieben untern Bobuns, die Regionen der Strafe und Prüfung. War die Seele zu den ſieben obern Regionen der Reinigung gelangt, ſo war ſie der Wanderung nicht mehr unterworfen und bedurfte nur noch der vollendenden Reinigung. Auch hier erfolgt die Zerſtörung des Univerſums, wenn die zur Beſſerung angeſetzte Zeit von 12,000 göttlichen Jahren verfloſſen war. Der Beherrſcher der Unterwelt, Hades, iſt nun im myſtiſchen Sinne der unterirdiſche Dionyſos, ſo wie auch in Indien der Gott Jama in gewiſſem Sinne mit Schiwa einerlei iſt. Liber und ſeine Libera (Proſerpina) ſind alſo die Götter, die der Rückkehr vorſtehen und ein Mittel dazu ſollten eben die Einweihungen in ihren Myſterien ſein. Dadurch wurde die Zeit der mehrmaligen Wanderungsperioden abgekürzt und die Zahl derſelben vermindert, und auch in dieſem Sinne hieß der Gott λύσιος, der Befreier, der Entſündiger. Dabei unterſtützte ihn denn ſeine Genoſſin, die gütige Perſephone. Wer hier im Leben durch die Aufnahme in die Myſterien nicht gereinigt worden war, der mußte in der Unterwelt deſto mehr durch Feuer, Waſſer und Luft gereinigt werden[17], ehe er durch die Wiedergeburt zu einem edlern Leben gelangen konnte. Das war denn alſo der eigentliche Zweck der Myſterien, darin beſtand das Wohlthätige derſelben nach der Theorie des myſtiſch-theologiſchen Syſtems.

Allen dieſen Lehren, fährt Creuzer fort, ging nun in den Myſterien die Bildnerei zur Seite, d. h. ſie wurden gleichſam in einem großen Kreiſe von Symbolen verkörpert ſichtbar gemacht. So wurden die Gottheiten und ihr ganzes Gefolge durch die Eingeweihten dargeſtellt und Scenerien zeigten das Geiſterreich mit ſeinen Ordnungen, die Seelen in ihren Schickſalen und Wanderungen, die Unterwelt mit ihren Freuden und Leiden dem Zuſchauer. Zwar laſſen uns nur einzelne Notizen bei den Schriftſtellern auf dergleichen ſchließen, aber im Ganzen genommen möchte ein ſolcher Schluß der Wahrheit ziemlich nahe kommen. Creuzer führt mehre ſolcher Bemerkungen an und beruft ſich zugleich auf Darſtellungen noch vorhandner Bildwerke, worüber wir auf ihn ſelbſt (Thl. III. S. 446 bis zu Ende) verweiſen wollen, da das Ganze keinen kurzen Auszug verſtattet.

Aglaophamos ſagt allerdings von dieſer ganzen Darſtellung: Das ſind elende, abſurde Träumereien der alexandriniſchen Myſtiker, an die kein alter Grieche gedacht hat. Am wenigſten kann man ihnen ein über Homer hinausgehendes Alterthum beilegen. Ich gebe ſehr gern zu, daß die älteſten Myſterien ſehr einfach waren, daß ſie nur allmälig ſich immer mehr ausbildeten und

---

tiges in dieſer bildlichen Vorſtellungsart iſt, werden nachdenkende Leſer ohne Erinnerung finden. Man ſollte über ſolche kindliche Phantaſiegemälde weniger ſpotten, als den innern darin waltenden Geiſt aufſuchen und die ſpätern allerdings daraus fließenden Verirrungen wohl von der urſprünglichen Anſicht des Alterthums unterſcheiden.

17) So iſt auch im Buddhaismus und Bramaismus von der Reinigung der Seelen durch Höllenſtrafen die Rede, und Buddha's Herabkunft in die Region des Irdiſchen hat ebenfalls zum Zwecke, dieſe Strafen zu mildern, abzukürzen, alſo davon zu erlöſen. Vergleichungen mit dem chriſtlich-kirchlichen Dogmatismus bieten ſich von ſelbſt dar.

erſt ſpäter ihre Vollendung (wenn man den Ausdruck brauchen darf) erhielten; aber dem Weſen nach ſind jene aufgeſtellten Sätze der Prieſterdogmatik gewiß uralt, d. h. älter als Homer. Das beweiſt ihre Übereinſtimmung mit erweislich ſehr alten Lehren der orientaliſchen Religionen, inbeſondre des Bramaismus und Buddhaismus, welche beide gradezu gebaut waren auf die Lehre vom Falle der Dämonen von der Nothwendigkeit, daß die Geiſter von den ihnen anklebenden Flecken gereinigt werden müßten, wenn ſie zu ihrem frühern Zuſtand im Reiche des Göttlichen zurückkehren ſollten, von der nur um dieſes Zwecks willen geſchaffnen Körperwelt, in der die Geiſter mannichfaltige Wanderungen machen mußten, ehe ſie jenes Ziel erlangen konnten, von dem Herabſteigen guter Genien und göttlicher Kräfte in das Reich des Irdiſchen, um die Geiſter in ihrem Kampfe mit dem Unreinen und Böſen zu unterſtützen und ſo als wahre Erlöſer zu erſcheinen, von den mancherlei ſymboliſchen Reinigungsmitteln durch Waſſer, Feuer und Luft, von denen nicht nur die älteſten indiſchen und perſiſchen Schriften wiſſen, ſondern die auch in der Moſaiſchen Geſetzgebung eine ſo bedeutende Rolle ſpielen und alſo gewiß lange vor Homer in Weſtaſien und Ägypten bekannt waren, daher auch ebenſo früh den Hellenen und altitaliſchen Völkern bekannt werden konnten, wenn nicht dieſe vielleicht ſchon die Hauptideen aus ihrer urſprünglichen Heimath in den Gangesländern mitgebracht hatten, wohin ſie die unverkennbare und weſentliche Übereinſtimmung der griechiſchen und italiſchen Mundart mit der Sanſkritſprache gradezu hinverweiſt. Dieſe ganze Lehre von Reinigungen erhält nun erſt ihre wahre und eigentliche Motivirung, wenn man jene Hauptlehre Indiens vorausſetzt, ſowie die nicht blos von den Juden, ſondern auch von den Ägyptern, den Völkern Weſtaſiens und zum Theil auch von den Hellenen angenommene Lehre von reinen und unreinen Naturkörpern erſt ihre volle Erklärung in dem perſiſchen Mythos von der Arimaniſchen Schöpfung erhält, der wieder nichts anders als eine andre Darſtellungsart der indiſchen Lehre vom Falle der Geiſter iſt. Alles das iſt uralt und ſeine Entſtehung geht über die hiſtoriſche Periode hinaus, und daraus, glaube ich, kann man mit Recht ſchließen, daß jene myſteriöſen Sätze bei den Griechen dem Weſen nach uralt waren, aber ſpäter, ſowie man noch genauer mit den orientaliſchen Philoſophemen bekannt wurde, erſt volle Entwicklung und Ausbildung erhielten. Mit dieſen Lehren ſtimmen denn auch die älteſten bekannten griechiſchen Philoſophen, die ioniſche und italiſche Schule, ſo überein, daß man ſich wieder für überzeugt halten muß, es ſind nicht Producte der eignen Speculation, ſondern ebenfalls aus derſelben Quelle geſchöpft, aus der wir die Myſterien herleiten zu müſſen glauben. — Dieſe Betrachtungen ſind es, die mir Creuzers Unterſuchungen und Anſichten größtentheils als die richtigen erſcheinen laſſen. Wollen wir uns allein an griechiſche Quellen halten, ſo läßt ſich freilich das eine ſo, das andre ſo deuten und plauſibel darſtellen, und finden wir etwas Widerſprchendes, ſo brauchen wir es nur für eine ſpäter entſtandene Idee zu erklären, um mit der Hypotheſe, allen orientaliſchen Einfluß in den ältern Zeiten zu entfernen, bald fertig zu werden; aber Wahrheit werden wir auf dieſem Wege ſchon darum nicht finden, weil wir ein ganzes, in die Geſchichte der Menſchheit ſo tief eingreifendes, Volk von allen andern iſoliren, dieſe als Barbaren behandeln, die keine Beachtung verdienen, und ſo jenes alle ſeine Weisheit und Kunſt aus ſich ſelbſt ſchöpfen laſſen und durchaus jedes Analogiſche mit den übrigen Völkern verwerfen. Doch die Zukunft wird einſt darüber völlig entſcheiden.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, über die Bildung des Bakchos, ſeine Beinamen und ſeinen Cultus in Italien das Nöthige zu bemerken. Was die Bildung des Gottes betrifft, ſo muß man das Ideal, welches die ſchöne Kunſt der Hellenen aufſtellt, von ſeiner Darſtellung in den Tempeln und auf Münzen wohl unterſcheiden. Die ſchöne Kunſt ſuchte in dem Gotte das Ideal des vollen blühenden Lebens, den jugendlichen, immer heitern, ſchönen und ſeligen Dionyſos zu zeichnen. Geſtalt, Geſichtszüge, Haarwuchs, Geberden, Bewegungen künden mehr das Runde, Weiche und Anmuthige einer ſchönen Jungfrau als eines Jünglings an. Das Geſicht iſt ein längliches Oval, nirgends die geringſte Anſtrengung einer Muskel ſichtbar; ſelige Ruhe der einzige Ausdruck, um die vollen Lippen ſüße Anmuth ſpielend; das Auge nicht lüſtern umherſchauend, ſondern der Blick mehr geſenkt und ſchmachtend. Eine eigenthümliche Zierde des Hauptes iſt die Stirnbinde, das Diadem, ſpäter auszeichnender Schmuck der Könige, und, wie die Alten wollen, von ihm gegen Kopfweh vom Genuſſe des Weins erfunden. Die langen, in Wellen ſich ſchlängelnden Haare ſind hinten in einen Knoten geſchürzt, und nur einige Locken fallen von beiden Seiten über die Achſeln vor. Um die Haare windet ſich eine Weinlaub- oder Epheuranke. Der Kopf macht immer eine leichtgeneigte Seitenwendung, eine Stellung, die ihm den Ausdruck des Schmachtenden und zarter Weiblichkeit gibt. Der übrige Körper iſt weder unterſetzt, noch ſchlank, das Erſte nicht wegen der geringen Breite der Schultern und der mehr fleiſchigen, als muskulös gewölbten Bruſt, das Letztre nicht wegen der vollen, runden, jungfräulichen Hüften. Nirgends ſieht man ſcharfe, eckige Umriſſe oder athletiſchen Muskelbau; überall einen leichten Hauch von Schwellung und zarte Wellenlinien. Er iſt ſo gleichſam eine Venus unter den Jünglingen. Dieſem Zarten und Verſchmelzenden entſprechen auch alle ſeine Geberden und Bewegungen, mag er gehend, ſtehend, ſitzend oder liegend vorgeſtellt ſein. Weichheit, Anmuth und Bequemheit iſt überall ausgedrückt. Gewöhnlich wird er ganz nackt gebildet; manchmal hat er eine weite Palla nachläſſig umgehängt, die meiſtens nur einen Theil der Schultern und der Hüften deckt, ſelten den größern Theil des Körpers einhüllt. Bisweilen hängt ihm auch ein Rehfell quer über die Bruſt; zuweilen trägt er Schuhe oder Kothurnen. Nur in einem Relief des alten Styls iſt er geharniſcht. Alle übrige dem Gotte zukommende Begriffe, die mit dieſem von der Kunſt aufgefaßten Ideale contraſtiren, werden bald leiſer, bald ſtärker in den Begleitern deſſelben ausgedrückt, die geſchwollne Misform, um das Übermaß im Genuſſe zu verſinnlichen, im Silenos, die Raſerei ſeiner Feſte in den Satyrn und Bakchantinnen, die höhere Begeiſterung, das wahrhaft Göttliche ſeines Weſens, theils in den Nymphen, die ihn umgeben, theils durch die ſelige Ruhe ſelbſt, die ſein Ideal darſtellt. Der ſogenannte bärtige oder indiſche Bakchos, eine ſehr alte Vorſtellungsart, da ſie ſchon auf dem Kaſten des Kypſelos vorkommt, hat eine hohe, würdevolle, königliche Bildung. Die weite, reichgefaltete, bis zu den Füßen reichende und bis zu den Ellenbogen mit weiten Ärmeln verſehene Tunica, zugleich mit dem weiten, prachtvollen Mantel darüber, kündigt offenbar aſiatiſche Weichheit und Prachtliebe an. Die aufgehobene Hand hält den Regentenſtab, und das Haupthaar flattert bald in langen, krauſen Locken, bald iſt es zum Theil in einem zierlichen Wulſt um den Kopf gebunden. Das breite Diadem trägt er bald um die Stirn, bald iſt es über die Scheitel durch die Haare gezogen. Der Bart iſt lang und wollicht, aber nicht, wie bei den Obergöttern, gerollt. In den Geſichtszügen herrſcht Ruhe, Milde und Heiterkeit. Dennoch iſt durch dieſe aſiatiſche Prachtliebe männliche Kraft und Raſchheit nicht untergegangen. Dieſe zeigt ſich, wenn er in der kurzen, um die Hüften gegürteten Tunica und mit Kothurnen an den Füßen erſcheint. Das bunte Pantherfell dient ihm als Schild und indem er ſeinen Feind durch einen Stoß mit dem Thyrſos niederſtürzt, trägt er in der linken Hand die Weinrebe als Friedenszeichen; denn ihre Annahme und Anpflanzung iſt Bedingung der Ausſöhnung. Während er ſo den kräftigen Krieger zeigt, ſtellt er im langen, fließenden Gewande das vollkommenſte Ideal des milden Weiſen, des beglückenden Geſetzgebers und prachtliebenden aſiatiſchen Herrſchers dar. Zugleich iſt aber auch das Weiche und Bequeme in ſeinen Stellungen nicht zu verkennen. S. Hirts archäol. Bilderb. S. 81. Böttigers Andeut. S. 163. — Lange hat man dieſen indiſchen Bakchos für einen Sardanapal gehalten, bis Visconti (Mus. Pio-Clement T. II. tav. 41) die wahre Deutung außer Zweifel ſetzte. Inſofern Bakchos aus dem indiſchen Schiwa entſtanden iſt, bemerken wir, daß auch dieſem das Symbol der Trunkenheit zukommt. So erſcheint er bei ſeiner Vermählung mit Parwati, der Tochter des Gebirges Himavat, und der Mera oder Maina, ſeiner Schwiegermutter, um ihr Vertrauen zu prüfen und ihre Eitelkeit zu demüthigen, unter gräßlichen Umgebungen trunken und taumelnd auf ſeinem Reitthiere, dem Stiere. Dieſer zu den Griechen gekommene Begriff des trunkenen Gottes mochte ihn hauptſächlich, nachdem das Getränk des Weins erfunden und ſeine berauſchende Kraft erkannt war, zum Weingotte gemacht haben, aber die ſchöne Kunſt trug dieſes unanſtändige Symbol auf ſeinen Begleiter Silenos über, der in dieſer Hinſicht ganz jenem Schiwa gleicht.

Auf Münzen und in Tempelbildern, auch wol auf Vaſen, wurde das Symboliſche in der Darſtellung mehr beibehalten. So ſieht man ihn mit keimenden Hörnern, aber ſonſt ganz in der Geſtalt des jugendlichen Bakchos, oder mit dem Ausdruck eines jungen Faun, mit ſtruppigem Haar und lüſterner Miene. Ein bärtiger Bakchos mit Hörnern kommt blos auf den Münzen von Naxos in Sicilien vor. Auf Münzen ſieht man auch nur den ſtierartigen Bakchos mit bärtigem Menſchengeſichte (den Hebon), oder den Bakchos mit Widderhörnern, vielleicht als Sohn des Ammon. Bei einem Doppelhorne des Ammon und Bakchos hat indeſſen der Vater zwar Widderhörner und einen Bart, der Sohn aber glattes Kinn und Stierhörner nebſt Stierohren. Der Gott wurde alſo auf ſehr verſchiedne Art gebildet, mehr oder weniger mit Thiertheilen, alt, jung, männlich, mädchenhaft, ja ſelbſt androgyniſch. Auch Schiwa erſcheint in mancherlei Geſtalten, und ſo könnte wol dieſe mannichfache Geſtaltung des Dionyſos ſchon in ſeinem erſten Begriffe gelegen haben, da er im myſteriöſen Sinn als die vielfach geſtaltete Sinnenwelt gedacht wurde. Die Vorſtellung der Vermählung des Liber mit der Libera kommt auf Vaſen häufig vor. Es war dies ein ſogenannter *ἱερὸς γάμος*, wie die Hochzeit des Jupiter mit der Juno, Vorbild einer jeden Ehe, deren Glieder die Bakchiſchen Weihen empfangen hatten. In der Orphiſchen Sprache war die Vermählung des Uranos mit der Gäa (des Himmels mit der Erde) die erſte Hochzeit, und die des Liber mit der Libera die vierte; ſie bezeichnete myſtiſch die individuelle Ausbildung dieſer Welt zu dem Reichthum und der ſinnlichen Schönheit ihrer Formen, und viele Zeichnungen auf Vaſen ſtellten Tempelſcenerien vor, welche jene Vermählung dem Auge der Eingeweihten andeuten ſollten. Davon erörtert Creuzer in ſ. Symbolik III. S. 486 fg. mehre Beiſpiele. Andre Vaſengemälde beziehen ſich auf die myſtiſche Lehre von der Herabkunft der Seele in die Sinnenwelt und von ihrer Rückkehr zur urſprünglichen Heimath, wovon ebenfalls Creuzer, S. 499 bis zu Ende, ſehr intereſſante Erläuterungen gibt. Viele Bildnereien ſtellen den Bakchos in ſeinem Triumphzuge dar, wobei dann beſonders die Kentauren eine Rolle ſpielen. Hierher gehört unter andern der Triumph des Gottes nach Beſtrafung des Pentheus, wo zwei Kentauren, deren einer das Horn bläſt, der andre die Lyra ſpielt, denſelben ziehen. Nach *Pio-Clem.* T. IV. Tab. 22; Galleria Giustinian. T. II. n. 104. Admiranda LIV. Zuweilen erſcheint auch Bakchos von der Ariadne begleitet. Hierher gehört eine ſchöne Kamee in der vatikaniſchen Sammlung, den Triumphzug des Gottes mit der Ariadne vorſtellend, von einem Viergeſpanne von zwei männlichen und zwei weiblichen Kentauren gezogen.

Die Attribute des Bakchos waren ſehr zahlreich. Wir faſſen ſie hier zuſammen und bemerken nur Einiges über diejenigen, von denen noch nicht die Rede geweſen iſt. Es gehören alſo dazu: 1) Die Stirnbinde oder das Diadem, 2) die Bekränzung des Hauptes mit Epheu oder traubengeſchmückten Weinranken. Der Epheu ſollte auch gegen Kopfweh helfen, oder er iſt wegen ſeines immer friſchen Grünes Symbol der ewigen Jugend des Gottes, oder weil die nyſeiſchen Nymphen das Kind vor der eiferſüchtigen Juno mit Epheu bedeckten. Bisweilen aber hat auch Bakchos den Lorbeerkranz, weil er mit Apollon verbunden worden. 3) Der Thyrſos, ein mit Epheu umwundner Stab, oben mit einem Fichtenapfel, der eine Lanzenſpitze verbarg. 4) Trinkgefäße, z. B. der Kantharos, die Patera, das Horn u. a. m. Der Kantharos war mit Henkeln zu beiden Seiten, die bis auf den Hals herabgingen. Davon unterſchied ſich der Kotylos, der nur an einer Seite einen Henkel hatte, und das Karcheſion, an dem die Henkel bis auf den Boden gingen und das in der Mitte eingebogen und enger als oben und unten war. Der Krater zeichnete ſich durch ſeine Größe aus und faßte mehre Eimer. Der Skyphos war ſehr breit und von breiterem Boden. Das Horn diente ebenfalls als Becher. 5) Verſchiedene Thiere, wie Löwen, Tiger, Panther, Eſel, Luchſe ꝛc.; ſelten iſt Pferd und Greif. 6) Der myſtiſche Korb und die myſtiſche Wanne. In dem erſtren, bisweilen von Gold, trugen edle, ſchöngekleidete Jungfrauen, die Kanephoren, Feigen als Symbole der Fruchtbarkeit und Fortpflanzung; die Wanne (*λίκνον*), ein länglichrunder Tragkorb, war Symbol der Reinigung und in derſelben trug eine Prieſterin (*λικνοφόρος*) den neugebornen Halbgott bei den Proceſſionen. 7) Das Bakchiſche Gefolge, ſ. oben und die einzelnen Art. 8) Verſchiedene muſikaliſche Inſtrumente, z. B. Lyra, Flöten, Syrinx, Pauken, Klapperbleche, Schellen, Kaſtagnetten. Die Pauke, *τύμπανον*, war auf der einen Seite flach, auf der andern erhaben, mit Ochſen- oder Eſelshaut, ſeltener mit Erz beſpannt, und wurde mit dem Finger, oder der flachen Hand, oder bisweilen mit Stäben geſchlagen; auch pflegte man das Tympanum gegen die Stirn zu ſtoßen. Becken (*κύμβαλα*) und Schellen (*κρόταλα*) werden häufig genannt, Klappern (Kaſtagnetten) zuweilen; beide ſollen auf Vaſengemälden nicht vorkommen. 9) Fackeln. 10) Tragiſche und komiſche Masken.

Sehr mannichfaltig ſind die Beinamen des Gottes, und er heißt deswegen mit Recht der Vielnamige, *πολυώνυμος*. Einige haben wir ſchon angeführt und erörtert, andre wollen wir jetzt bemerken. Überhaupt beziehen ſich ſämmtliche Beinamen theils auf ſeine Geburt, Erziehung und Gefolge, theils auf die ihm zugeſchriebenen Eigenſchaften und Kräfte, theils auf die Myſterien, theils auf Geſtalt und Koſtüm, in der und mit dem er gedacht wurde, theils auf beſondre Veranlaſſungen. Zu ſeiner Geburt ꝛc. gehören die Beinamen: Briſäos (ſ. oben), Bromios, der unter dem Krachen des Donners Geborne, oder der von der Nymphe Brome (einer nyſeiſchen) Erzogene (*Hyg.* f. 182), oder der Lautjauchzende von der Raſerei und dem wilden Geſchrei bei ſeinen Feſten; Digonos, der Zweimalgeborne, Diogenes, der Zeusgeborne, Kadmäos, der Kadmeiſche, Merogenes, Merorrhaphos ꝛc., (ſ. oben) Nyſäos, Nyſios, der Nyſeiſche, Semeleios, der Semeleiſche, Thyonäos und andre ſchon erläuterte. — Als Gott des Weins und Freudenſpender bezeichnen ihn die Namen: Akratophoros, der den reinen, ungemiſchten Wein Verleihende, Äthiopais, der Feurige, Glühende, Ampelophytes, der Rebenpflanzer, Amphietes, der Jährliche, Anthios, der Blühende, Blumige, Chalis, der reinen, ungemiſchten Wein Gebende und dadurch alle Feſſeln der Convenienz Löſende, Charidotes, der Freudengeber, Eleleus, der Jubelnde, vom Jubelgeſchrei der Bakchanten, Eleutherios, der Befreier, entweder weil er einſt gefangene Thebaner aus den Händen der Thrakier gerettet hatte, oder weil der Genuß des Weins die Seele von allem ſklaviſchen Weſen befreit, alle Furcht benimmt, wahr und freimüthig macht; Epilenios, der Vorſteher der Weinleſe und des Kelterns, Evan, Evios vom Evoerufen der Bakchanten, Exarchos der Chorführer ſeines Zuges, Hemerides, der Schöpfer des milden, beglückenden Weines, Hymenäos, der Hochzeitliche, Hypnodotor, der Schlafverleiher, Komaſtes, der ſeine Feſte luſtig Mitfeiernde, Lenäos, der Kelternde, Lyäos, Lyſios, der Löſende, von Sorgen Befreiende (wie Eleutherios), auch, mit Beziehung auf den Jahresbegriff, der Befreier der Erde von den Feſſeln des Winters, als die in das Frühlingszeichen tretende Sonne, endlich auch myſtiſch, der durch die Einweihung in die Myſterien die Seele vom Kreislaufe der Geburten (dem Ortſchilang der Mongolen) erlöſende Gott; Philochoreutes, der Freund des Chortanzes, Protryges, Protrygäos, der Vorſteher der Weinleſe, Tachymenis, der ſchnell in Zorn Gerathende u. a. m. Als Gott der Anpflanzung überhaupt heißt er Agrios, der Wilde, Agrionios, der Wilde, Grauſame, vielleicht auch, weil er mit wilden Thieren umgeben iſt, Agoikos, der Ländliche, der auf dem Lande Lebende, in gewiſſer Beziehung auch Bukeros, der Stiergehörnte, Chryſokeros, der Goldhornige, Dikeros, der Zweigehörnte, Keraspheros, der Hornträger; ferner auch Dendritis, der Baumgott, Euanthes, der Schönblühende, Nomios, der Hirtengott, Philoſtephanos, der Kranzliebende, Phoitaliotes, der Herumſchweifende, und wieder in einiger Beziehung Tauros, Taurogenes, Taurokeros, Taurokranos, Taurokephalos, Tauromorphos, welche Beinamen ſämmtlich oben erörtert worden. Als Culturgott iſt er Thesmophoros, der Satzungen und dadurch mildere Sitten Bringende. Damit hängen denn die von den Muſenkünſten abgeleiteten Beinamen zuſammen: Dithyrambos, Mantis, der Wahrſager, Prophet, Melpomenos, Muſagetes, Tragödos. Auf die Myſterien beziehen ſich, außer einigen der ſchon angeführten, noch die Namen: Diphyes, der Gott von zweierlei Natur, Geſtalt, Geſchlecht, Dimorphos, der Zweigeſtaltete, Demetrios, als Beiſitzer und Sohn der Demeter, Eubuleus, Eubules, der gute Rathgeber und unter dieſem Namen einer der atheniſchen Tritopatoren, Hyes, Hypnophobos, der im Schlafe (Traume) Schreckende. Iſodätes (ſ. oben), Liknites, vom Tragen der myſtiſchen Wanne bei den Feſten, Myſtes, der in die Myſterien Einweihende, Nyktelios, der Nächtliche, Omeſtes, Omadios (ſ. oben), Paredros, der Beiſitzer (nämlich der Ceres), Protogonos, der Erſtgeborne, Phanes, Sabazios, Zagreus (ſ. oben). — Auf Geſtalt und Koſtüm beziehen ſich, außer einigen ſchon in andrer Hinſicht genannten, die Namen: Aiolomitres, der Gott mit dem bunten Kopfputz, Aiolomorphos, der mannichfach Geſtaltete, Baſſareus, der mit der Baſſaris Bekleidete (ſ. oben), Chryſopes, der Goldaugige, Goldglänzende, Chryſokomos, der Goldlockige, Chryſomitres, der mit der goldfarbigen Mitra Bedeckte, Euchaites, der mit ſchönem, reichem Haare Geſchmückte, Kiſſophoros, der Epheuträger, Kiſſoſtephanos, der Epheubekränzte, Nebridopeplos, Nebridoſtelos, Nebrodes, der mit dem Hirſchkalbfelle Bekleidete, Pſilas, nach Lobeck der Glattbärtige (von ψιλός), nach Creuzer der Geflügelte von ψίλα, doriſch ſtatt πτίλα, Flügel, unter welchem Namen er zu Amyklä verehrt wurde (*Paus.* III, 19, 6); Thelymorphos, der Weiblichgeſtaltete, Thelymitres, der mit der weiblichen Haube Bedeckte, Thyrſotinaktes, der Thyrſosſchwinger. Auf beſondre Veranlaſſungen beziehen ſich die Beinamen: Aiſymnetes (ſ. d. beſ. Art.), Gigantoleter oder Gigantoletes, der Gigantentödter, Melanägis, Meilichios (ſ. d. beſ. Art.), Myriomorphos, der Zehntauſendfach-, d. h. außerordentlich, Vielfachgeſtaltete, Pſeudanor, der erlogne, unechte Mann. Denn einſt hatte der makedoniſche König Argäos die in ſein Land einfallenden Taulantier dadurch geſchreckt, daß er alle Jungfrauen mit Tyrſosſtäben bewaffnete und ſo ausziehen ließ. In der Ferne erſchienen ſie dem Feind als bewaffnete Krieger, und dies bewog ihn zum friedlichen Abzuge. Aus Dankbarkeit bauete der König unter dieſem Namen dem Bakchos einen Tempel. So hieß auch der Gott oft Soter, der Retter, von der Hülfe, die er in der Noth geleiſtet hatte; ferner Saotes, der Geſundmachende, unter welchem, zu Folge eines Orakelſpruchs erhaltenen, Namen er bei den Trözeniern einen Tempel hatte (*Paus.* Cor. 31, 8), desgleichen Sphaltes, der zum Fallen Bringende, weil Telephos über einen Weinranken fiel und ſich damit verwundete (*Tzetz.* Lycophr. 206). Weil man ſeine Bildſäule von Feigenholz ſchnitzte, überhaupt die Feige zu ſeinen Symbolen gehörte, hieß er Sykites, Sykeates (*Athen.* III, 5). Endlich hatte er auch von den Orten ſeiner Verehrung und den ihm gewidmeten Feſten viele Beinamen, die ſich leicht erklären. Sein Dienſt war außerordentlich weit verbreitet. Vorzüglich aber wurde er am Berge Tmolos in Lydien, zu Aloa in Arkadien, in Elis, Athen, Theben und auf der Inſel Naxos verehrt. Über ſeinen Dienſt bei den italiſchen Völkern ſehe man noch den Art. **Liber**. Bei den Etruſkern hieß Bakchos Tinia und ſein Dienſt daſelbſt war uralt, und die nächtlichen Feſtverſammlungen, an denen Anfangs nur Frauen, ſpäter auch Männer Theil nahmen, hatten einen ausgelaßnen und üppigen, orgiaſtiſchen Charakter. Das waren die Bakchanalien, die der römiſche Senat *A. U.* 566 in ganz Italien verbieten ließ, während die einfachern und ſittlichern Liberalien blieben. Der Bakchosdienſt war von Griechenland aus, wie Livius XXXIX, 8 berichtet, mit ſeinen nächtlichen Orgien nach Etrurien gekommen. Von Bakchiſchen Feſten ſehe man noch die Art. **Agrionia, Apaturia, Askolia, Liberalia, Oschophoria, Phallika, Pithoegia** u. a. m. (*Richter.*)

DIONYX *Dejean.* Käfergattung aus der Familie **Pselaphii**, die ſich von **Pselaphus** dadurch unterſcheidet, daß die Klaue der Tarſen nicht einfach, ſondern doppelt iſt, in welchem Bezuge ſie mit **Chennium** und **Ctenistes** übereinſtimmt, von denen ſie aber durch die wie bei **Pselaphus** vorſpringenden Taſter abweicht. Die einzige bis jetzt bekannte, in Frankreich einheimiſche Art **Dionyx** *Dejeanii*[*]: rothgelb, gekörnt, ſchwach behaart, Deckſchilde mit zwei Längsſtreifen, dieſe und die Naht braun, hat eine Linie Länge und wurde Abends im Fluge gefangen. (*Germar.*)

DIOPHANES aus Mitylene, der vorzüglichſte griechiſche Redner ſeiner Zeit, war Lehrer der Gracchen. (S. dieſe. *Cic.* Brut. 27. *Strab.* XIII, p. 918.) (*H.*)

DIOPHANTOS[1] von Alexandrien, iſt der älteſte uns bekannte Schriftſteller über denjenigen Theil der Mathematik, welchen wir gegenwärtig Algebra nennen. Wahrſcheinlich iſt jedoch Diophant nicht der erſte Erfinder dieſes Zweiges der arithmetiſchen Wiſſenſchaften, ſondern nur ein Vervollkommener der ſchon vor ihm von andern griechiſchen Mathematikern über denſelben Gegenſtand geſchriebenen Werke, von denen uns nichts erhalten iſt. Wenigſtens ſtellt er Manches, was ſich ſehr wohl erweiſen läßt und nicht von ſelbſt klar iſt, z. B. die Regeln über die Multiplication entgegengeſetzter Größen, ohne Beweis hin; ſodaß es ſcheint, er habe dies, als ſchon anderweitig bekannt und erwieſen, nur zu erwähnen nöthig gehabt. Wann D. gelebt habe, läßt ſich nicht mit Sicherheit angeben, nur muß er ſpäter als Hypſikles, den er citirt, und früher als die berühmte Philoſophin Hypatia geblüht haben, vorausgeſetzt nämlich, daß der vom Suidas unter den Schriften der Hypatia miterwähnte, leider für uns verloren gegangene Commentar über den Diophant eine Erläuterung unſers D. geweſen ſei. Iſt nun der vorher gedachte Hypſikles derſelbe, von welchem die beiden, gewöhnlich als 14. und 15. Buch der Elemente des Euklides bezeichneten, Bücher herrühren, ſo iſt nur ſoviel gewiß, daß D. zwiſchen den Jahren 150 vor und 400 nach Chriſtus Geburt gelebt habe (vergl. die Artik. **Hypatia** und **Hypsikles**). Nach einer, freilich nicht ſehr zuverläſſigen, Angabe des arabiſchen Schriftſtellers Abu'l-Pharadſch ſoll D. unter Julianus Apoſtata, alſo um die Mitte des vierten Jahrhunderts nach Chriſtus, geblüht haben. In der griechiſchen Anthologie kommt eine ein arithmetiſches Räthſel enthaltende Grabſchrift auf einen gewiſſen Diophant vor; geht dieſe Grabſchrift auf unſern D. (was aber gar nicht entſchieden iſt, da es gewiß mehre Männer dieſes Namens gegeben hat, und die erwähnte Grabſchrift, wie viele andre Epigramme der Anthologie, auch ein bloßes Spiel des Witzes ſein kann), ſo hat zu Folge derſelben D. 84 Jahre gelebt. Noch ungewiſſer iſt, ob ein im zweiten Buche der Anthologie enthaltenes, gegen einen Aſtrologen Diophant gerichtetes Epigramm des Lucilius auf unſern D. ſich beziehe; wäre dies der Fall, ſo müßte D. gleichzeitig mit Lucilius, d. i. unter Nero, gelebt haben. Diophants uns nur zum Theil erhaltenes Werk beſtand, wie man aus dem Schluſſe der Einleitung des erſten Buches ſieht, aus 13 Büchern, unter dem Titel: *Ἀριϑμητικῶν βιβλία τριςκαίδεκα*. Leider enthalten aber alle noch davon übrigen Handſchriften nur die ſechs erſten

---

[*] Encyclopédie méthodique. Entomolog. Tom. X. p. 221.

[1] So, nicht Diophantes, wie Einige nach einer verdorbenen Lesart des Suidas angenommen haben, iſt dieſer Name zu leſen.

Bücher und eine Abhandlung über die Polygonalzahlen, welche vermuthlich das 13. Buch des Werkes bildete. Alle dieſe Handſchriften ſtimmen, wie Bachet in der Vorrede ſeiner ſogleich zu erwähnenden Ausgabe bemerkt, ſo genau mit einander überein, daß ſie ohne Zweifel Abſchriften eines und deſſelben Exemplars ſind. Der Cardinal Duperron hatte, wie er Bachet verſicherte, ein vollſtändiges, alle 13 Bücher enthaltendes Manuſcript beſeſſen, welches er dem Goſſelin zum Zwecke der Herausgabe geliehen hatte, und welches, als Goſſelin an der Peſt ſtarb, ſich nicht wieder auffinden ließ. Vielleicht exiſtiren die jetzt fehlenden Bücher noch irgendwo in einer arabiſchen Überſetzung, wenigſtens iſt Diophants Werk von den Arabern überſetzt worden[2]). Die wichtigſten Ausgaben des Diophant ſind folgende: I. Diophanti Alexandrini rerum arithmeticarum libri sex, quorum primi duo adjecta habent scholia Maximi (ut conjectura est) Planudis, item liber de numeris polygonis seu multangulis, opus incomparabile, verae arithmeticae logisticae perfectionem continens, paucis adhuc visum, a Guilelmo *Xylandro* Augustano incredibili labore latine redditum et commentariis explanatum, inque lucem editum Basil. 1575. fol. Dieſe älteſte gedruckte Ausgabe des Diophant iſt eine ziemlich fehlerhafte lateiniſche Überſetzung, welche Xylander nach einem im J. 1571 aufgefundnen Manuſcripte machte. Der erſte abendländiſche Mathematiker, welcher des Diophant wieder erwähnte, war Regiomontan, welcher im J. 1460 in Italien Handſchriften dieſes Autors vorfand[3]). II. Diophanti Alexandrini Arithmeticorum libri sex et de numeris multangulis liber unus, nunc primum graece et latine editi, atque absolutissimis commentariis illustrati, auctore Claudio Gaspare Bacheto Meziriaco Sebusiano. (Lutetiae Parisiorum 1621. fol.) III. Diophanti etc., cum commentariis C. G. Bacheti et observationibus Petri de Fermat. (Tolosae 1670. fol.) Der Sohn des berühmten Fermat veranſtaltete dieſe Ausgabe nach einem Exemplare der vorhergehenden, auf deſſen Rand ſein Vater treffliche Anmerkungen über die Theorie der Zahlen geſchrieben hatte. Dieſe hier mit abgedruckten Anmerkungen, welche, freilich oft nur andeutend, wichtige Entdeckungen Fermats enthalten, ſind von hohem Werth; auch ſind Auszüge aus Fermats Briefen beigefügt. Eine gute teutſche Überſetzung mit Anmerkungen iſt von Otto Schulz im J. 1821 zu Berlin herausgegeben worden. Es iſt ſchon oben geſagt worden, daß Diophant wahrſcheinlicher für den Erfinder mancher neuen Methoden in der Algebra, als für den erſten Erfinder dieſer Wiſſenſchaft zu halten iſt. Auch muß man ſich ſein Werk nicht als ein Lehrbuch dieſer Wiſſenſchaft im jetzigen Sinne des Worts, ſondern als eine gut geordnete Sammlung von Beiſpielen, worin er ſtets von leichtern zu ſchwerern Aufgaben fortſchreitet, denken. Diophant bedient ſich zur Löſung ſeiner Aufgaben (wenigſtens in den uns erhaltnen Büchern ſeines Werks) keiner andern Gleichungen, als der des erſten Grades und der reinen quadratiſchen. Seine Geſchicklichkeit zeigt ſich beſonders darin, daß er ſeine oft ziemlich verwickelt ſcheinenden Aufgaben durch ſo einfache Hülfsmittel zu löſen weiß. Übrigens hat er noch keines unſrer jetzigen algebraiſchen Zeichen, wol aber eigne Zeichen für die Potenzen mit ganzen poſitiven Exponenten vom erſten bis ſechsten Grade; andre Potenzen kommen bei ihm nicht vor. Für minus (λεῖψις), aber nicht für plus (ὕπαρξις), hat D. ein Zeichen. Die unbekannte Größe nennt er *ἀριθμὸς* und hat auch dafür ein Zeichen, drückt aber alles Übrige, was zur Formation und Solution der Gleichungen gehört, in Worten, nicht in Zeichen aus. Seine Rechnungen ſind zwar ſtets in gemeinen Zahlen, aber ſo geführt, daß man ſieht, wie ſich bei andern gegebenen Zahlen auf dieſelbe Art rechnen laſſe. Die Aufgaben D's. ſind großentheils aus der unbeſtimmten Analytik, daher man jetzt ſolche Aufgaben vorzugsweiſe Diophantiſche nennt. Ein andres Werk des Diophant über praktiſche Arithmetik ſoll, nach Montucla's Angabe, von Theon im fünften Buche ſeines Commentars zum Almageſt erwähnt werden. Ich habe dieſe Notiz im Theon nicht finden können[4]). (*Gartz.*)

DIOPOLIS (*Διόπολις* oder *Διόςπολις*) war eine Stadt Thrakiens in der conſulariſchen Eparchie (*Hierocles* p. 635. *Malalas* II. p. 167. ed. Dind. p. 436), deren Lage aber nicht zu beſtimmen iſt. (*L. Zander.*)

Diopsid, ſ. Augit.

DIOPSIS, Perſpectivfliege. Eine von Linné[*]) errichtete Fliegengattung, die ſich durch einen walzigen Stiel an jeder Seite des Kopfes auszeichnet, an deſſen Spitze das Auge ſitzt. Die Fühler, welche ſehr kurz und kaum ſichtbar ſind, befinden ſich unter den Augen an deren Stiele eingeſetzt, wodurch ſich dieſe Gattung leicht von Achias, welche einen ähnlichen Bau der Augen hat, bei welcher aber die Fühler auf der Stirn ſtehen, unterſcheidet. Man kennt bis jetzt neun bis zehn Arten, welche faſt alle im mittlern Afrika einheimiſch ſind, denn nur eine Art iſt in Nordamerika gefunden. Beſchreibungen der hierher gehörigen Arten lieferten Fabricius im Systema Antliatorum, Dalman in d. Act. Reg. Acad. Scient. (Holmiae 1817.) und in ſeinen Analect. entomol. (Holm. 1823.), und Wiedemann in den außereurop. zweifl. Inſekten. 2. B. (Hamm 1830.) S. 557. (*Germar.*)

DIOPTAS Karſten, Hauy, Kupferſmaragd Werner, Achirit Herrmann. Ein in den kirgiſiſchen Steppen aufgeſundnes Mineral, das dort in kleinen gleichwinkeligen Hexagonalprismen, mit dreiflächiger, auf den Kanten ruhender Zuſpitzung (Winkel der Zuſpitzungsflächen gegen einander nach Hauy 123° 58′, nach Breithaupt 125° 55′), von ſmaragdgrüner Farbe, mehr oder weniger durchſcheinend, von der Härte des Apatits und mit einem ſpec. Gew. von 3,2 bis 3,4 vorkommt. Spaltbarkeit wird kaum bemerkt, der Bruch iſt uneben oder kleinmuſchelig. Nach Vauquelins Analyſe enthält das Foſſil 45,45 Kupferoxyd, 43,18 Kieſel, 11,36 Waſſer. Neuerdings ſoll es auch am ſüdweſtlichen Abhange des Ural gefunden worden ſein. *(Germar.)*

---

[2]) Dies verſichert ausdrücklich die treffliche handſchriftliche arabiſche Literargeſchichte, aus welcher Caſiri Auszüge gegeben hat, ſ. *Casirii* Bibliotheca arabico-hispana Escurialensis. T. I. p. 370. col. 2. [3]) Regiomontan ſoll alle 13 Bücher geſehen haben, ſ. Bachet, Epistola ad lectorem vor ſeiner Ausgabe, S. 4.

[4]) *Montucla*, Hist. des mathém. Nouv. édit. T. I. p. 320 etc. *Lacroix* in der Biogr. univ. T. XI.

[*]) Dissert. de bigis Ins. (Upsal. 1775.)

DIOPTERN, heißen an mathematiſchen und phyſikaliſchen Inſtrumenten diejenigen Vorrichtungen, vermittels deren man nach einem Punkte dergeſtalt ſehen (viſiren) kann, daß die Geſichtslinie eine beſtimmte, leicht und ſicher zu erkennende Lage auf dem Inſtrumente hat. Will man alſo z. B. vermittels eines Compaſſes den Winkel meſſen, welchen die vom Auge nach einem entfernten Gegenſtande gezogne Linie mit dem magnetiſchen Meridiane macht, ſo kommt es darauf an, daß man dieſe Linie mit Genauigkeit durch den Mittelpunkt des getheilten Kreiſes legen und ihre Lage angeben könne. Um dieſen Zweck zu erreichen, dreht ſich um dieſen Mittelpunkt die Alhidade, welche zugleich die Dioptern dreht. Bei den gewöhnlichen Inſtrumenten beſtehen letztre aus Blechen, welche an beiden Enden der Alhidade und genau ſenkrecht auf der Ebene errichtet ſind, in welcher letztre ſich dreht; das eine dieſer Bleche iſt mit mehren in einer Verticallinie liegenden feinen Löchern verſehen, durch welche man hindurch viſirt; das zweite dieſer Bleche iſt gewöhnlich mit einer größern Spalte verſehen, in welcher ein auf der Ebene des getheilten Kreiſes ſenkrecht ſtehender Faden geſpannt iſt, dazu beſtimmt, daß der Gegenſtand, nach welchem man viſirt, von ihm gedeckt werde. Ebendeshalb, weil dieſe beiden Bleche dazu beſtimmt ſind, daß man durch ſie hindurchſehe, haben ſie den Namen Dioptern erhalten. Bei Inſtrumenten, welche zu feinern Meſſungen beſtimmt ſind, wendet man gewöhnlich Fernröhre an, welche an der Alhidade befeſtigt ſind; wenn man nach entfernten Gegenſtänden ſehen will, oder falls dieſe Gegenſtände nahe liegen, wie z. B. bei Barometern, wo man mit Genauigkeit die Oberfläche des Queckſilbers beobachten will, werden Mikroſkope angewendet. Da die zu dieſen Beobachtungen nöthigen Vorrichtungen bei jedem einzelnen Inſtrumente mehr oder weniger modificirt ſind, ſo übergehe ich hier eine allgemeine Beſchreibung und verweiſe auf die einzelnen Inſtrumente, Compaß, Theodelit, Mikrometer ꝛc. *(L. F. Kämtz.)*

Dioptrik, ſ. **Licht**.

Diorama ſ. **Gemälde**.

DIORES (*Διώρης*) 1) des Äolos Sohn, ſ. **Polymela**. 2) Sohn des Amarynkeus, Königs der Epeier in Bupraſion, führte in zehn Schiffen Epeier gegen Troja (*Il.* II, 622). In einem Kampfe ward er durch einen Stein, welchen der thrakiſche Führer Peiros ſchleuderte, getödtet (Daſ. IV, 517). 3) Zwei Trojaner, die mit Äneas nach Italien kamen, der eine aus dem königlichen Geſchlechte des Priamus (*Aen.* V, 297), welcher bei den Spielen in Sicilien einen Preis im Wettlauf erhielt; der andre, der nebſt ſeinem Bruder Amykus von Turnus im Kampfe getödtet wurde. (*Aen.* XII, 509.) *(H.)*

DIORIT (Diabaſe, körniger Grünſtein). Ein Gemenge aus dichtem Feldſpath oder Labrador mit Hornblende, das mehr oder weniger deutlich wird, und endlich, wenn es nicht mehr erkannt werden kann, und als ein einfaches Geſtein erſcheint, in Aphanit übergeht. Bisweilen iſt die Hornblende, bisweilen der Feldſpath vorwaltend. Oft liegen in dem Gemenge wieder einzelne, beſonders ausgeſchiedne Kryſtalle von Feldſpath (porphyrartiger Diorit), oder kugelige und knollige Maſſen deſſelben (Variolith), auch trifft man blaſige Struktur, und er bildet dann gewöhnlich Mandelſtein. Schichtung wird kaum bei ihm bemerkt, dagegen öfter ſäulenförmige und kugelige Abſonderung. Das Dioritgeſtein findet ſich in ältern Gebirgen, dem Granit, Gneus, Glimmerſchiefer, Thonſchiefer, der Grauwacke und ſelbſt dem Kalkſtein untergeordnet, aber nicht leicht in großer Erſtreckung ſich verbreitend, und gewöhnlich dieſe Maſſen durchſchneidend*). Als zufällige Gemengtheile trifft man Quarz, Glimmer, Chlorit, Granat ꝛc., jedoch nicht häufig an, auf Klüften Asbeſt, Axinit, Prehnit, Kalkſpath ꝛc. — Vergl. Grünſtein und Trapp. *(Germar.)*

DIORTHOSIS (*ἡ διόρθωσις*, die Verbeſſerung, von *διορθοῦν*, grade machen, verbeſſern) auch **Diorthrosis** (nach Bernſtein, was aber bei den Alten nicht vorkommt), bezeichnet in ſeiner ſchon von Hippokrates gebrauchten Bedeutung die Wiedereinrichtung, oder Verbeſſerung der Lage und Geſtalt gebrochener, verrenkter oder überhaupt von der normalen Beſchaffenheit abgewichener Knochen. Ebenſo wird es auch noch von Bernſtein, Cooper u. A. gebraucht. Allgemeiner bekannt und gebräuchlich ſind indeß die Worte **Repositio**, **Taxis**; daher dieſe, wie auch der Art. **Orthopaedie** nachzuſehen ſind. *(Baumgarten-Crusius.)*

DIORYGMA. Eine von Eſchweiler (Syst. lich. p. 13. f. 1) aufgeſtellte Gewächsgattung aus der letzten Claſſe Linné's und aus der Gruppe der **Hymenocarpi** Meyers (**Graphideae** *Eschweil.*) der natürlichen Familie der Flechten. Char. Das Lager iſt kruſtenartig, aufgewachſen, einförmig; die Scheinfrüchte ſind langgeſtreckt, ablang-linienförmig (**lirellae**), etwas veräſtelt, entſtehen aus einem gallertartigen, röthlichen Kerne (der Keimſchicht) und werden anfangs vom Lager eingeſchloſſen, welches ſich ſpäter über ihnen in Ritzen (daher der Name: *τὸ διόρυγμα*, das Durchgrabene, Durchfurchte) öffnet. Von den ſehr nahe verwandten Gattungen **Graphis** *Adanson*, **Asterisca** *Meyer* (S. **Opegrapha**) und **Platygramma** *Meyer* unterſcheidet ſich D. durch die Farbe des Kerns (der Unterlage der Scheinfrüchte) und durch die Form der Lirellen. Dagegen iſt **Fissurina** *Fée* wol gar nicht verſchieden. Es ſind fünf Arten dieſer Gattung bekannt, welche in Braſilien auf verſchiednen Baumrinden, in Peru beſonders auf China- und Angoſtura-Rinde vorkommen, ein weißliches oder ſchmuzig-grünes Lager und röthliche Scheinfrüchte haben. 1) D.

---

*) Karſtens Archiv für Mineral., Geogr., Bergb. u. Hüttenk. 4 B. Tab. 7.

insculptum *Eschw.* (*Martius* **icon. sel. crypt. brasil. t. 6. f. 1., Fissurina Dumastii** *Fée* **crypt. des écorc. exot. p. 59. t. 16. f. 5., Graphis Dumastii** *Spr.* **syst.**); 2) **D. biforme** *Eschw.* (*Mart.* **fl. brasil.**); 3) **D. Grammitis** *Eschw.* (**l. c., Graphis Grammitis** *Fée* l. c. p. 47. t. 9. f. 3.) und die zweifelhaften 4) **D. tinctorium** *Eschw.* (**l. c., Syst. lich. f. 1.**) und 5) **D. nitidum** *Eschw.* (l. c.). Vielleicht gehören auch **Opegrapha hieroglyphica** *Persoon* (Wetter. Annal. II. S. 16. T. 10. F. 3., **Asterisca Cinchonarum** *Spr.* S. d. Art. **Opegrapha.**) und **Graphis endocarpa** *Fée* (l. c. p. 49. t. 13. f. 5.) hierher. (*A. Sprengel.*)

DIORYKTOS, oder der Kanal, hieß der von den Korinthiern, wie es ſcheint, nicht lange vor dem peloponneſiſchen Kriege gegrabne Kanal, wodurch ſie Leukadien als eine Inſel vom Feſtland Akarnaniens trennten. Plinius (H. N. IV, 1), Polybios (V, 5), Dionyſios von Halikarnaſſos (I, 50), Strabon (X. p. 451) und Livius (XXXIII, 17). Der Kanal wurde zur Abkürzung der Fahrt angelegt, um jedoch die dadurch entſtandne Inſel Leukadien mit den Beſitzungen der Korinthier auf dem Feſtlande wieder zu verbinden, wurde derſelbe mit einer Brücke verſehen. Die Länge deſſelben gibt Plinius auf drei Stadien an, allein er bezeugt zugleich, daß bei dem ohnehin flachen Gewäſſer die Winde den Sand in dem Kanal immer wieder anhäuften. Daher geſchah es häufig, daß die dieſen Weg wählenden Schiffe vermittels Maſchinen hindurch gebracht werden mußten (Julius Hyginus beim Grammat. Soſipater, ed. **Putsch.** p. 108), wie denn dies namentlich von den Korinthiern im fünften Jahre des peloponneſiſchen Krieges erzählt wird (Thukydid. III, 81). Auch im erſten makedoniſchen Kriege war der Kanal ſo verſchlämmt, daß Leukadien wieder als Halbinſel erſchien; doch ſcheint er ſpäterhin wieder gereinigt worden zu ſein, denn Livius nennt Leukadien wieder eine Inſel. Seine Breite belief ſich auf 120 Schritte. Nach der Peutingerſchen Tafel hieß der Flecken, welcher auf dem Feſtland an dieſem Kanal lag, ebenfalls Dioryktos. Noch jetzt iſt die Meerenge bei der Inſel Maura ſo flach, daß nur Kähne durchfahren können. (*L. Zander.*)

DIORYMERUS. Käfergattung, von Schönherr *) errichtet, aus der Familie der Rüſſelkäfer und der Abtheilung mit gebrochenen Fühlern und langem Rüſſel, welcher letztre in eine Längsfurche der Vorderbruſt eingeſchlagen werden kann. Kurze Fühler, hochgewölbte, faſt dreieckige Deckſchilde, zuſammengedrückte Beine und auf der Unterſeite gerinnte Schenkel zeichnen dieſe Gattung aus, wohin **Rynchaenus gagates** *Fabr.*, **Orobitis altus, anceps** *Germ.* und andre in Braſilien einheimiſche Arten gehören. (*Germar.*)

DIOS hieß im alten makedoniſchen Kalender dem Zeus zu Ehren der erſte Monat des mit der Herbſtgleiche beginnenden Jahres, welcher dem attiſchen Maimakterion entſprach. Als die Römer in den aſiatiſch-griechiſchen Ländern, welche vorher unter makedoniſcher Herrſchaft ſtanden, den Julianiſchen Kalender einführten, fiel dieſer erſte Jahresmonat auf die Zeit vom 24. September bis zum 24. October. (*G. F. Grotefend.*)

DIOSCOREA. Eine von Plumier (**Nov. gen. pl.** 26) zu Ehren des berühmten griechiſchen Arztes Dioskorides ſo genannte Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der ſechsten Linné'ſchen Claſſe (nach Linné aus der ſechsten Ordnung der 22. Claſſe). Sie bildet mit zwei andern Gattungen eine eigne natürliche Familie, **Dioscoreae.** Char. Die Blüthen diöciſch, aber männliche und weibliche von gleicher äußerer Bildung; der corolliniſche Kelch ſechstheilig, über dem Fruchtknoten ſtehend; in der männlichen Blume die Staubfäden an der Baſis des Kelches eingefügt, pfriemenförmig; in der weiblichen Blume drei einfache Griffel; die Kapſelfrucht dreikantig, dreifächerig mit zweiſamigen Fächern, ſich öffnenden, hervorſpringenden Winkeln der Klappen und flachgedrücktem, geflügeltem Samen. (*Gärtner*, **De fruct.** t. 17.) Gegen 50 Arten dieſer Gattung ſind bekannt, von denen die meiſten im tropiſchen Amerika und Oſtindien, einige in Cochinchina, Japan, Neuholland und Nordamerika wachſen. Sie haben perennirende knollige Wurzeln (kleine Knollen ſitzen oft auch in den Blattachſeln); der Stengel windet ſich, bisweilen mit Hülfe von Gabeln (**cirri**), um andre Gegenſtände; die Blätter ſtehen meiſt abwechſelnd; ſind herzförmig, ſelten gelappt oder zuſammengeſetzt, geadert-nervenreich; die kleinen Blüthen bilden einfache oder zuſammengeſetzte Ähren oder Trauben. Die großen Wurzelknollen mehrer, urſprünglich aſiatiſcher Arten (z. B. **D. sativa, alata, bulbifera, oppositifolia, triphylla** und **pentaphylla** *Linn.*, **eburnea** *Loureiro* und **japonica** *Thunberg*) werden unter den Namen Yams, Ignamen, Ubjes, auch misbräuchlich Bataten, in heißen Ländern vielfach als Erſatzmittel des Getreides und der Kartoffeln angebaut. Sie enthalten nach Süerſens Analyſe auf acht Unzen: 1 Unze 6½ Drachme Stärkemehl, 1 Dr. 53 Gran Schleim, 2 Gr. Harz, 10 Gr. Schleimzucker, 4 Dr. 10 Gr. Pflanzenfaſer und 5 U. 3¼ Dr. Waſſer. Der bittre, ſehr ſcharfe Stoff, der beſonders in den Knollen von **D. triphylla** *Linn.* (*Jacquin* **ic. rar.** t. 627) bemerkbar iſt, wird durch Kochen und Röſten, oft durch bloßes Einwäſſern, entfernt, und die Yams liefern dann eine angenehme, nahrhafte Speiſe. Auch halten ſie ſich lange und ſind deshalb als Mundvorrath auf Schiffen ſehr geſucht. Die Knollen der **D. oppositifolia** *Linn.* gelten in Cochinchina als Mittel gegen die Lungenſucht. Im tropiſchen Amerika und auf den Südſeeinſeln wird vorzugsweiſe **D. alata** *Linn.* (**Katsjil-Kelengu** *Rheede* **hort. malab. VII. t. 58., Ubium digitatum et anguinum** *Rumphius* **herb. amb. V. t. 121, 122.**) angebaut. Aus der ſehr verſchieden geſtalteten, oft handförmig getheilten, mehre Pfund ſchweren Knolle kommen die geflügelten Stengel mit herzförmigen, ſiebennervigen Blättern und kleinen Knöllchen in den Blattachſeln hervor. In Oſtindien und an den heißen Küſten Afrika's wird dagegen häufiger **D. sativa** *Linn.* (**Hort.** *Cliff.* **t. 28., Mu-Kelengu** *Rheede* **malab. VIII. t. 51., Olus san-**

---

*) Curculion. Dispos. math. p. 311.

guinis *Rumph.* amb. V. t. 180) cultivirt. Die drehrunden Stengel dieſer Art kommen aus der gleichfalls unregelmäßig geformten Wurzelknolle hervor und tragen herzförmige, neunnervige Blätter. In europäiſchen Gärten findet man am häufigſten **D. villosa** *Linn.* (*Jacqu.* ic. rar. t. 626., Schkuhr, Handb. T. 329), welche in Nordamerika von Kanada bis Virginien einheimiſch iſt und die teutſchen Winter recht wohl verträgt. Die knollige, nicht eßbare Wurzel treibt ſpät im Frühjahre mehre drehrunde, krautartige Stengel, welche ſich an Bäumen, Pfählen u. dgl. bis zu einer Höhe von 12 Fuß, von der Rechten zur Linken, emporwinden. Die herzförmigen, langzugeſpitzten, ſieben- bis eilfnervigen, unten feinbehaarten Blätter ſtehen eigentlich abwechſelnd, oft aber nähern ſie ſich einander ſo, daß ſie gegenüber oder wirbelförmig geſtellt erſcheinen. Die weibliche Pflanze trägt einfache, ſieben- bis zehnblumige Trauben; bei der männlichen, welche ſeltner vorkommt, ſtehen die Blumen knäuelförmig in Rispen beiſammen. (*A. Sprengel.*)

DIOSCOREAE. Eine von Rob. Brown (Prodr. fl. nov. holl. p. 294) gegründete monokotyledoniſche Pflanzenfamilie, welche A. L. de Juſſieu (Gen. pl. p. 42) zu den Aſparageen (Smilaceen R. Brown, Sarmentaceen Spr.) rechnete. Die Gewächſe dieſer Familie ſind Kräuter oder Sträucher mit knolliger Wurzel oder dickem, ſtrunkartigem Wurzelſtocke, Stengeln, die ſich oft von der Rechten zur Linken um andre Gegenſtände winden, ſeltner ſich mit Gabeln anklammern, und abwechſelnden oder gegenüberſtehenden, einfachen, meiſt herzförmigen, ſeltner gelappten oder zuſammengeſetzten, geſtielten, netzförmig-geaderten, nervenreichen Blättern. Die Blüthen ſind diöciſch (getrennten Geſchlechts auf verſchiednen Individuen) und bilden einfache oder zuſammengeſetzte Ähren oder Trauben, ſehr ſelten ſtehen ſie einzeln (**Testudinaria**). Die Blumen beſtehen bei der männlichen, wie bei der weiblichen Pflanze aus einem ſechstheiligen, gewöhnlich gelbgrünen, corolliniſchen Kelche, deſſen Fetzen ſich in drei äußere und drei innere unterſcheiden laſſen. Sechs freie Staubfäden ſind bei der männlichen Blume innen an der Baſis der Kelchabſchnitte eingefügt und tragen die zweifächerigen Antheren. Der Fruchtknoten ſteht bei der weiblichen Blume unter dem Kelch (iſt mit dieſem verwachſen) und trägt drei cylindriſche Griffel mit einfachen Narben. Die Frucht iſt eine trockne Kapſel, in der Regel dreifächerig und dreikantig, ſelten dreiflügelig (**Testudinaria**), oder durch Fehlſchlagen einfächerig und einflügelig (**Rajania**). Die Fächer der Kapſel enthalten zwei (ſelten nur einen) flachgedrückte, geflügelte Samen. Der kleine Embryo liegt in einer großen Höhle des knorpeligen Eiweißkörpers.

Die zunächſt verwandte Familie der Smilaceen unterſcheidet ſich durch die Stellung des Fruchtknotens über dem Kelche, durch Beerenfrüchte und durch die ſehr kleine Höhle des Eiweißkörpers, worin der Embryo liegt. Doch bildet die Gattung **Tamus**, welche den Kelch der Dioskoreen, aber die Frucht der Smilaceen hat, den Übergang, ſodaß man beide Familien als Gruppen einer und derſelben Familie betrachten könnte.

Wenn man **Tamus** zu den Smilaceen rechnet, ſo gehören nur drei Gattungen: **Dioscorea** *Plum.*, **Rajania** *L.* und **Testudinaria** *Salisbury* zu den Dioskoreen. Sie wachſen faſt ausſchließlich zwiſchen den Wendekreiſen in Amerika, Aſien und Neuholland; nur die beiden Arten von **Testudinaria** finden ſich an der Südſpitze von Afrika. Der Nutzen, den mehre Arten von **Dioscorea** durch ihre großen, ſüßen, nahrhaften Wurzelknollen gewähren, beſchränkt ſich auf die heißeſten Gegenden in der Nähe des Äquators, wo kein Getreide gedeiht. (*A. Sprengel.*)

DIOSCORIDIS INSULA, *Διοςκορίδου νῆσος.* Nur Arrianos (periplus maris erythraei) und Ptolemäos kennen dieſe Inſel, und beſonders der erſtre unterrichtet uns genauer über ihre Lage und Beſchaffenheit. Sie lag nämlich dem Vorgebirge Syagros auf der Südoſtküſte der arabiſchen Halbinſel, jetzt Cap Fartaſch, in ſüdöſtlicher Richtung und dem afrikaniſchen Vorgebirge Aromatum, jetzt Cap Guardafui, in nordöſtlicher Richtung gegenüber im erythräiſchen Meer, und iſt alſo die heutige Inſel Socotora. Arrianos nennt ſie ſehr groß, öde und ſumpfig, reich an Flüſſen, Krokodilen, ſehr vielen Schlangen und großen Eidechſen, deren Fleiſch die Einwohner äßen, ihr Fett aber ausſchmölzen und ſtatt des Öls gebrauchten. Wein und Getreide habe ſie nicht. Die wenigen Einwohner, welche ſie habe, wohnten allein auf der dem Feſtlande (d. h. von Arabien) zugewandten Seite. Sie ſeien eingewandert, theils Araber, theils Indier, theils Hellenen, die des Handels wegen dort ans Land gingen. Die Inſel hatte auch Schildkröten von verſchiedner Art und Geſtalt, aus deren Schalen mancherlei Geräthſchaften verfertigt wurden. Auch den indiſchen Zinnober lieferte ſie, der aus Bäumen quoll und geſammelt wurde. Unterworfen war ſie dem Eleazos, Fürſten der Weihrauch liefernden Länder, und zu Arrianos' Zeit war ſie von den Königen verpachtet und mit einer Beſatzung verſehen. Die Muzenſer und Handelsleute, welche von Limyrika und Barygaza (Oſtindien) kamen und durch Zufall an die Inſel geriethen, trieben dort Handel und vertauſchten Reis, Getreide, baumwollne Zeuge und weibliche Sklaven gegen Schildkröten. (*L. Zander.*)

DIÓSGYÖR (ſprich Dioſchjör), ein Marktflecken im borſchoder Comitate des Königreichs Ungern, in einer reizenden Gegend, am forellenreichen Bache Szinva, mit berühmten Eiſenwerken, in welchen das vorzüglichſte Eiſen und der beſte Stahl im ganzen Lande bereitet wird. (*Gamauf.*)

DIOSHIERITAE, die Bewohner von *Διὸς ἱερόν*, einem Orte Lydiens am Cayſtrus. (Ptolem.) Sie werden genannt *Plin.* N. H. V, 29, und auf Münzen. S. Eckhel, D. N. V. 3. Th. S. 100. (*Tuch.*)

Dioskorides, der Steinſchneider, ſ. die Nachträge zu D.

DIOSKORIDES (**Pedanius**), ein um die Botanik und Arzneimittellehre hochverdienter griechiſcher Schriftſteller. Über ſeine Lebensverhältniſſe iſt wenig bekannt. Schon ſeine Namen werden von den Alten abweichend geſchrieben. Häufig findet man ihn Pedacius (Πεδάκιος) genannt, aber die bewährteſten Codices und Photius[1]) nennen ihn Pedanius, welchen Namen er vielleicht von der römiſchen **gens Pedania** annahm und hierin dem Beiſpiel andrer unter den Römern lebenden Griechen folgte, die ſich durch Beilegung eines römiſchen Namens gewiſſermaßen naturaliſirten. Erotian[2]) und Galen[3]) nennen ihn auch Dioskurides. Wahrſcheinlich gab es dieſes Namens mehre in der alten mediciniſchen Literatur. So erwähnt Galen einen Dioskorides aus Tarſus[4]), einen Herophileer Dioskorides, von einem Linſenmaal *φακᾶς* genannt[5]), der nach Suidas zur Zeit der Kleopatra lebte, und einen jüngern Dioskorides aus Alexandrien[6]), kurz vor ſeiner eignen Zeit. Unſer Dioskorides war zu Anazarba oder Anazarbus, einer Stadt in Cilicien, geboren. Die Zeit, in welcher er gelebt und geſchrieben, hat wegen ſeiner Verwechſelung mit andern Namensgenoſſen manchen Streit verurſacht, läßt ſich indeſſen ziemlich genau beſtimmen. Er gedenkt nämlich in der Vorrede zu ſeiner **Materia medica** des Licanius (Lecanius, Licinius) Baſſus, welcher nach Tacitus[7]) im 11. Jahre der Regierung Nero's Conſul war (63 n. Ch.), und nach Plinius im J. 70 unſrer Zeitrechnung an einem Karbunkel ſtarb[8]). Auffallend bleibt es indeſſen, daß Plinius, der ſtets alle ſeine Vorgänger anführt, nirgend den Dioskorides nennt. Daß er ihn jedoch ſehr gut gekannt habe, beweiſen unzählige Stellen, die faſt wörtlich aus dem Dioskorides entnommen ſind[9]); nur bei einer einzigen dieſer Art fügt er hinzu: **haec est sententia eorum, qui nuperrime scripsere**[10]). Auch alle Philoſophen und Ärzte, welche Dioskorides als vor ihm da geweſen nennt, rechtfertigen die Annahme, daß die Zeit ſeines Lebens unter Nero falle. Daß er Arzt geweſen ſein müſſe, wird aus ſeinen Schriften klar; daß er ſeit ſeiner früheſten Jugend eine große Liebe zur Botanik gehabt, und in Kriegsdienſten, wahrſcheinlich als Feldarzt, große Reiſen gemacht, ſagt er uns in der vorhin erwähnten Vorrede ſelbſt. Wo er ſich gebildet, iſt unbekannt, doch läßt ſich vermuthen, daß dies in dem damals ſehr blühenden Tarſus geſchah, vielleicht auch in Alexandrien, welches immer noch ein Hauptſitz mediciniſcher Gelehrſamkeit war. Dafür ſpricht auch ſeine vollſtändige Kenntniß der ägyptiſchen Namen, mit welchen die dortigen Prieſter (Propheten) die Pflanzen bezeichneten. Seine Reiſen hatten ihn Italien, Gallien, Spanien und ſelbſt einen Theil Afrika's kennen gelehrt, was man aus der Anführung puniſcher Pflanzennamen ſchließen kann; Britannien und Germanien werden jedoch nirgends erwähnt. Da um die Zeit des Dioskorides vorzüglich zwei mediciniſche Sekten, die dogmatiſche und die empiriſche, an der Tagesordnung waren, ſo hat man ihn bald der einen, bald der andern zugetheilt, doch mit Unrecht. Wir finden ihn gleich weit von den ſpitzfindigen Grübeleien der Dogmatiker, wie von der rohen, handwerksmäßigen Routine der Empiriker entfernt; wie ſehr er allenthalben die Erfahrung ſchätzt, ſo läßt er doch auch dem Geiſte ſein Recht widerfahren, wenn dieſer ſeine Befugniß, z. B. in der Anmaßung den Grad der Arzneikräfte eigenſinnig beſtimmen zu wollen, nicht überſchreitet. Auch von den Methodikern eignete ſich Dioskorides manches an, wie er denn die metaſynkritiſche Heilmethode an mehren Stellen empfiehlt[11]) und von der Veränderung des Verhältniſſes der Poren (*μεταποροποιῆσαι*) ſpricht[12]). Er war hiernach in der That ein Eklektiker, und inſofern könnte man ihn zu der eklektiſchen, hektiſchen oder epiſynthetiſchen Schule zählen, deren Vormänner Agathinus aus Sparta und Leonides aus Alexandrien ſind[13]). Sprengel hebt überdies noch ſeine Freiheit von allem Aberglauben heraus, und iſt geneigt, alle vorkommenden Anklänge deſſelben den Abſchreibern zur Laſt zu legen[14]).

Wir kommen jetzt zu ſeinen Werken. Dieſe ſind meiſtens ohne ſyſtematiſche Ordnung und in einer Schreibart verfaßt, in welcher die Nachläſſigkeit eine große Anzahl von Solöcismen und Cilicismen gehäuft hat. In Cilicien, welches mit dem übrigen Kleinaſien die Celten 278 v. Chr. erobert hatten, wurde ein Gemiſch von thrakiſcher und celtiſcher Sprache geredet, weshalb auch Dioskorides nicht nur eine Menge celtiſcher und altthrakiſcher Pflanzennamen anführt, ſondern auch in der Diction überhaupt ſein Vaterland nicht verleugnet. Gegen die Beſchuldigung Galens, daß er *τὰ σημαινόμενα τῶν Ἑλληνικῶν ὀνομάτων* nicht verſtanden habe[15]), rechtfertigt ihn wenigſtens an einer Stelle Sprengel[16]). Er ſelbſt bittet im Bewußtſein ſeiner mangelhaften und ineleganten Darſtellung die Leſer, nicht auf die Sprache, ſondern auf die Sache und die auf dieſe verwendete Sorgfalt zu ſehen[17]). Übrigens wird man nichts an der Klarheit und Beſtimmtheit des einfachen Vortrags vermiſſen, der namentlich das von ihm verfaßte Hauptwerk des Alterthums in dieſem Fache charakteriſirt. Es führt den Titel: *Περὶ ὕλης ἰατρικῆς*, **de materia medica**, von den Arzneimitteln, iſt dem Areios gewidmet und in fünf Bücher getheilt. Nach dem Theophraſt von Ereſus iſt Dioskorides zuerſt wieder ein Hauptſchriftſteller über Pflanzenkunde, und für **Materia medica** eine Quelle, die man beinahe 17 Jahrhunderte hindurch für einzig, unerſchöpflich und untrüglich gehalten hat. Nicht nur Araber, Arabiſten und das ganze Mittelalter hielten feſt an ihm, ſondern bis auf die neuere Zeit hat er in Portugal und Spanien gegolten, wie er bei Mauren, Türken und andern orientaliſchen Völkern noch jetzt im höchſten Anſehen

---

1) *Phot.* Biblioth. No. 178. 2) Exposit. voc. Hippocr. ed. Franz. p. 214. 3) Ibid. p. 426 etc. *Galen.* De medic. facultat. lib. VI. p. 794. ed. Kühn. (Vol. XI.) 4) *Galen.* De comp. med. sec. gen. lib. V. p. 857. (Vol. XIII.) 5) *Galen.* Expos. voc. Hipp. p. 402. 6) Ibid. p. 484. 7) Annal. XV, 33. 8) Hist. nat. XXVI, 4. 9) Sprengel, Geſch. d. Med. II, 82. 10) Hist. nat. XXXVI, 37.

11) III, 43. IV, 157. V, 11. 130, 137. 12) IV, 157. 13) *Galen.* De fr. med. 14. p. 353. Vol. XIX. Ejusd. Isagoge p. 684. Vol. XIV. 14) In praef. ad *Dioscor.* p. XII. 15) *Galen.* De facult. simpl. med. XI. c. 2. p. 330. Vol. XII. 16) *Dioscor.* Lib. II. c. 94. p. 218. 17) In praef. mat. med. p. 4.

ſtehen ſoll[18]). Wirklich blieb er auch bis zur Zeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften unübertroffen, und ſo iſt es erklärlich, daß man fortwährend ihn abſchrieb, excerpirte oder commentirte, daß man alle vorkommende Pflanzen ſchon von ihm beſchrieben glaubte und erſt ſpät zu der Einſicht kam, daß wir viele ſeiner Gewächſe gar nicht kennen. Hieran iſt der Mangel an ſyſtematiſchen beſtimmten Benennungen und die undeutliche Beſchreibung der meiſten Gewächſe Schuld, da die Zeichen, welche D. gewöhnlich aus der Größe, Farbe und der Ähnlichkeit entnimmt, ſo höchſt trügeriſch ſind. Die Abbildungen, mit welchen einige alte Handſchriften verſehen ſind, ſind großentheils ſo ungeſchickt und barbariſch, daß auch ſie wenig Licht verbreiten, und alſo des Streitens über die Pflanzen des Dioskorides kein Ende war. Was indeſſen uns anſtößig und unbrauchbar erſcheint, war gewiß für ſeine Zeitgenoſſen, die der noch unveränderte Sprachgebrauch mit jeder Beſchreibung richtige Anſchauungen verbinden ließ, klar und verſtändlich. In neueſter Zeit hat Sprengels gelehrter Commentar zum D. weſentlich zum beſſern Verſtändniſſe deſſelben beigetragen. Derſelbe Gelehrte liefert in ſeiner Geſchichte der Medicin ein Verzeichniß der von D. zuerſt erwähnten Arzneipflanzen, und macht auch auf die andern verdienſtlichen Seiten des Werkes aufmerkſam[19]). Übrigens finden wir auch bei D. die Arzneiſtoffe aus den beiden andern Naturreichen vollſtändig abgehandelt. Ihre Wirkungen ſind meiſt empiriſch und humoraltherapeutiſch aufgefaßt, und in Hinſicht ihrer Anwendung werden nicht die Indicationen und beſondern Umſtände, ſondern im Allgemeinen nur die Krankheiten angegeben, in welchen ſie gewöhnlich wirkſam ſind.

Zu den im Verdachte der Unechtheit ſtehenden Schriften zählt man folgende: 1) **Alexipharmaca et Theriaca.** Zu den fünf Büchern über **Materia medica** wird von Photius[20]) noch ein ſechstes und ſiebentes gezählt. Das ſechste führt die Überſchrift: *Περὶ φαρμάκων ὅσα τε ἐστὶ τῶν δηλητηρίων καὶ ὅσα τῶν ἀλεξικάκων*, auch in einigen Ausgaben: *Περὶ δηλητηρίων φαρμάκων καὶ τῆς αὐτῶν προφυλακῆς καὶ θεραπείας*; das ſiebente: *Περὶ τῶν ἰοβόλων ζώων καὶ τῆς τῶν ἀπ' αὐτῶν πληγεντων σημειώσεως καὶ θεραπείας*, oder auch: *Περὶ ἰοβόλων, ἐν ᾧ καὶ περὶ λυσσῶντος κυνός.* In einigen Ausgaben ſind dieſe beiden Bücher wieder getheilt, ſodaß auf dieſe Weiſe gar neun Bücher des Dioskorides entſtanden ſind. Das ſechste Buch hat in den Ausgaben des Aldus, Cornarius, Ruell und Mattioli den Titel **Alexipharmaca et Theriaca**, und iſt ebenfalls dem Areios geweiht, faſt mit denſelben Worten, in welchen die Widmung des fünften Buchs verfaßt iſt. Dies hat von jeher dieſe Schrift verdächtig gemacht, gegen ihre Echtheit zeugen indeſſen noch andre Umſtände. Es finden ſich nämlich darin Arzneiſtoffe erwähnt, welche Dioskorides nicht kannte oder wenigſtens nicht anführte; es werden Worte gebraucht, deren ſich D. nicht bediente, wie z. B. *ἰδρωποποιΐα, ἐμφαρυγξάμενος* u. ſ. w.; es kommen in der Einleitung Hypotheſen über die Grade der Arzneikräfte vor, welche dem D. fremd ſind; es ſind Merkmale genug vorhanden, vor allen **Theriac.** c. 19, daß der Verfaſſer ein Anhänger des Eraſiſtratus und der pneumatiſchen Schule war, welche ſich durch ihren Hang zu Spitzfindigkeiten und durch ihre dunkle Ausdrucksweiſe den Tadel des Galen zuzog[21]). Sprengel hält es nicht für unwahrſcheinlich, daß der Verfaſſer dieſer Schriften der jüngre Dioskorides aus Alexandrien ſei[22]).

2) **De Euporistis seu facile parabilibus**, *περὶ εὐποριστων ἁπλῶν τε καὶ συνθέτων φαρμάκων.* Dies Werk iſt in zwei Bücher getheilt und dem Andromachus gewidmet, wahrſcheinlich dem Leibarzte des Nero, mithin einem Zeitgenoſſen des Dioskorides. Seine Echtheit iſt jedoch ſehr zweifelhaft. Aus einem augsburger Codex wurde es zuerſt 1565 zu Strasburg mit der lateiniſchen Überſetzung des Joh. Moibanus, welche C. Gesner vollendete, gedruckt, und ging dann in die Ausgabe des Saracenus u. A. über. Ältre Herausgeber des Dioskorides: Aldus, Cornarius, Marcellus Vergilius haben es nicht gekannt; ſelbſt von Galen wird es nicht erwähnt. Spätern griechiſchen Ärzten ſcheint es nicht unbekannt geweſen zu ſein. Allerdings ſcheint es auch aus einer viel ſpätern Zeit herzurühren. Dafür ſprechen mehre von Sprengel angeführte verderbte Wortformen[23]), und die Erwähnung von Naturgegenſtänden, welche damals noch nicht bekannt ſein konnten. So wird z. B. der Geruch der Blüthe des *χαμαικέρασος*, welche Pflanze ſchon C. Gesner für **Convallaria majalis** hielt, mit dem Moſchus verglichen, der, wie Sprengel nachweiſt, zuerſt im fünften Jahrhunderte von Moſes von Chorene[24]) und im ſechsten von Kosmas Indikopleuſtes genannt wird[25]). Ferner wird ein Maß, *ἑξάγιον*, erwähnt[26]), welches vier Skrupel betrug und bei den Ärzten etwa eine Drachme galt, aber erſt nach Conſtantin dem Großen auf Goldmünzen vorkommt, und viel ſpäter bei Joh. Actuarius und Nikol. Myrepſicus zur mediciniſchen Benutzung gelangte[27]).

3) *Περὶ φαρμάκων ἐμπειρίας.* Dieſen Titel führt eine ſehr verſtümmelte und incorrecte Handſchrift, welche, ein Werk des Dioskorides und Stephanus Athenienſis enthaltend, von dem venetianiſchen Arzt Auguſtin Gadaldini dem C. Gesner zum Geſchenke gemacht wurde, und dann in die Bibliothek des Caspar Wolf überging. Dieſer gab ſie in lateiniſcher Überſetzung heraus unter dem Titel: **Alphabetum empiricum, sive Dioscoridis et Stephani Atheniensis philosophorum et medicorum de remediis expertis liber juxta alphabeti ordinem digestus. Nunc primum a Casparo Wolphio in latinam linguam conversus et in lucem editus** (Tiguri 1581). Die Krankheiten ſind alphabetiſch aufgezählt und das auf den Dioskorides ſich Beziehende faſt ganz aus ſeiner **Materia medica** und den Euporiſten entnommen.

---

[18] *Shaw's* travels, or observations relat. to several parts of Barbary and the Levant. (Lond. 1757. 4.) p. 263.

[19] *Sprengel* l. c. p. 85 sq.

[20] In biblioth. cod. 178.

[21] *Galen.*, De differ. puls. III. p. 638. Vol. VIII.

[22] a. a. O. p. XVI.

[23] a. a. O. p. XVI.

[24] Histor. Armen. p. 365.

[25] Topogr. christ. II. p. 101.

[26] Lib. II. c. 63.

[27] *Fuchs* ad Nic. Myreps. sect. I, 5, 9.

Viele Zweifel ſind durch die nichtgriechiſchen Synonymen der Pflanzen entſtanden, welche faſt in allen alten Handſchriften vorkommen und zum Theil ganz barbariſch, und, wenn griechiſch, doch häufig ſprachwidrig gebildet, von Vielen für eingeſchoben und von Abſchreibern herrührend gehalten werden. Aldus hat ſie zuerſt in ſeine große Ausgabe aufgenommen, indem er es nicht für unwahrſcheinlich hielt, daß ein ſo vielgereiſter Mann wie Dioskorides die ausländiſchen Pflanzennamen gekannt habe. Später, und zwar zuerſt in der zweiten Aldina, dann in der Ausgabe von Goupyl und Saracenus, hat man ſie aus dem Text entfernt und als Notha zuſammengeſtellt; namentlich aber hat Lambeck[28]) zu beweiſen geſucht, daß der Urheber dieſer Synonymen jener Pamphilus ſei, welchen Galen[29]) als einen abergläubiſchen, mehr der Grammatik als der Botanik kundigen Schriftſteller über Pflanzen anführt. Vielleicht ſind ſie auch aus der Schrift des L. Apulejus **de medicaminibus herbarum** und **de herba vetonica** in den Dioskorides übergetragen worden, weshalb ſie Ackermann[30]) dieſem abſpricht. Sprengel dagegen ſucht ihre Echtheit zu vertheidigen, indem er ſich auf Plinius, Oribaſius und Aëtius beruft, die ebenfalls dergleichen Synonymen aufgenommen haben, und weil jene Benennungen nicht, wie die des Pamphilus, babyloniſch, ſondern römiſch, daciſch, celtiſch, puniſch, ägyptiſch, perſiſch und etruskiſch, alſo aus den Sprachen ſolcher Völker zum Theil entlehnt ſind, bei welchen die Medicin ſehr angebaut war[31]). Zuvor hatte auch Sprengel ſie für unecht angeſehen und für die Compilation eines Mönchs gehalten[32]). Außer dieſen verdächtigen Zuſätzen kommen noch manche Interpolationen vor, oder Stellen, die ſich aus ſpätern Schriftſtellern, aus Aëtius, Oribaſius, Conſtantinus Africanus u. A. eingeſchlichen haben. Daß auch die Abſchreiber oder Leute, nach deren Anweiſung Copien angefertigt wurden, ſich manche Umſtellungen und andre Sünden gegen den Dioskorides erlaubt haben, hauptſächlich um die Arzneiſtoffe alphabetiſch zu ordnen, iſt mehr als wahrſcheinlich.

Unter den Handſchriften des Dioskorides ſind die in der k. k. Bibliothek zu Wien die berühmteſten. Die eine, ausgezeichnet durch Alter und Schönheit, iſt von Lambeck[33]) und Montfaucon[34]) ausführlich beſchrieben. Der bekannte Reiſende Busbeq hatte ſie bei einem Juden in Conſtantinopel geſehen, aber ihres hohen Preiſes wegen nicht erwerben können[35]). Auf ſeinen Betrieb ließ ſie Kaiſer Maximilian II. im J. 1562 ankaufen und nach Wien bringen. Sie iſt auf Pergament in größrer Quartform mit Uncialbuchſtaben geſchrieben, ohne Accente und diakritiſche Zeichen, zum Theil von den Würmern angefreſſen, zum Theil auch durch die, wie es ſcheint, etwas ätzende Tinte angegriffen. Einige darin vorkommende Abbildungen und die Angabe des Schreibers belehren uns, daß dies Exemplar für Julia Anicia geſchrieben ſei, eine Tochter des Flav. Anic. Olybrius, der nach dem Kaiſer Anthemius 472 den weſtrömiſchen Kaiſerthron einnahm, und der Placidia, einer Tochter Valentinians III. Jul. Anicia ſtarb zu Anfange der Regierung Juſtinians, alſo muß dieſer Codex gegen das Ende des fünften Jahrhunderts geſchrieben ſein.

Ein zweites zu Wien befindliches Manuſcript des D. war ehemals zu Neapel in der Bibliothek des Auguſtinerkloſters S. Giovanni di Carbonaria. Dort beſchrieb es Montfaucon[36]), ſpäter Kollar in Wien[37]), nachdem es die Auguſtiner dem Kaiſer Karl VI. im J. 1717 zum Geſchenke gemacht hatten. Es iſt wenigſtens ebenſo alt, wenn nicht älter als das vorige, doch am Anfang und Ende mehr verſtümmelt. Es enthält viele griechiſche und barbariſche, vorzugsweiſe römiſche Synonymen; die daciſchen hält Kollar für altillyriſch, oder doch für epirotiſch. Die alphabetiſche Ordnung der Pflanzen dürfte ſchwerlich vom Dioskorides ſelbſt herrühren.

Beide wiener Handſchriften ſind mit Abbildungen von Pflanzen geziert, auf die man früherhin einen großen Werth legte, welche aber faſt alle nicht nach der Natur, ſondern nach dem Gutdünken des Malers verfertigt, zum Theil ſehr roh oder doch ganz unkenntlich ausgefallen ſind. Dodonäus theilte Copien davon in ſeinem Werke mit, durch welche die großen Erwartungen keineswegs befriedigt wurden. Nichtsdeſtoweniger ließ die Kaiſerin Maria Thereſia auf den Rath van Swietens und Kollars eine große Anzahl in Kupfer ſtechen, bis durch Vermittlung Jacquins die koſtſpielige und zweckloſe Unternehmung aufgegeben wurde. Die fertigen Platten liegen im obern Stocke der k. Bibliothek.

Über noch andre wiener Codices enthalten *Lambecii* **Commentarii etc.** Notizen.

Unter den pariſer Handſchriften des Dioskorides iſt eine (Nr. 2130.) höchſt ſchätzbar, welche, ebenfalls mit Abbildungen verſehen, aus dem neunten Jahrh. herzurühren und in Ägypten (Alexandrien) verfertigt zu ſein ſcheint. Die darin befolgte Ordnung iſt nicht alphabetiſch, ſondern die urſprüngliche des Dioskorides. Dieſer Codex, wie neuerlichſt Dietz gezeigt hat[38]), iſt nicht nur für die Kritik vieler abweichender Lesarten wegen, ſondern auch deshalb höchſt wichtig, weil er mit der arabiſchen Metaphraſe, die älter als die meiſten griechiſchen Codices, übereinſtimmt und aus ihm Dioskorides mit zwei neuen Capiteln vermehrt werden kann.

Werthvolle Codices des Dioskorides finden ſich noch in den Bibliotheken des Vaticans, zu Florenz, Venedig, Madrid, im Escurial u. ſ. w.

Ausgaben[39]). a) Rein griechiſche ſind drei vorhanden: 1) Venedig 1499, **apud Aldum Manutium**,

---

28) *Lambecii* Comment. de biblioth. Vindob. II. p. 593. 29) *Galen.* De simpl. med. temp. et facult. VI. p. 792, 793. Vol. XI. 30) In *Fabricii* biblioth. Graec. Vol. IV. p. 681. Früher war Ackermann entgegengeſetzter Meinung (praef. ad parabil. med. scriptor. p. 28). 31) a. a. O. p. xvi. Geſch. d. Botanik I. S. 136. 32) Hist. rei herbar. I. p. 195. 33) a. a. O. S. 519—594. 34) Palaeogr. graec. Lib. III. c. 2. p. 195. 35) *Busb.* in epist. Turcic. IV.

36) a. a. O. Cap. 3. 37) Supplem ad Lambec. comment. p. 343—393. 38) Analecta medica ex libris MSS. edidit *Fr. Reinholdus Dietz.* (Lips. 1833.) 39) Vgl. hierzu Choulant, Handb. d. Bücherkunde für d. ältre Medicin ꝛc. S. 46.

mense Julio, fol. Die älteſte und ſeltenſte, welche, nach Sprengels Behauptung, einen richtigern Text und beſſere Accentuation enthält, als die meiſten ſpätern Ausgaben. Der Text des Dioskorides, in welchen auch die Notha aufgenommen, hat hier neun Bücher, indem die Alexipharmaca und Theriaca das ſiebente, achte und neunte Buch bilden. Die Euporista fehlen, aber die beiden Gedichte des Nikander nebſt den Scholien ſind dabei. — 2) Venedig 1518. 4. min. in aedibus Aldi et Andreae (Asulani) soceri, mense Junio; die ſogenannte zweite Aldine, beſorgt von Hier. Roſcius, einem gelehrten Arzte zu Padua. Die Notha ſtehen hinter dem Texte. — 3) Baſel 1529. 4. ap. J. Bebelium, mit einer willkürlichen Recenſion des Textes von Jan. Cornarius.

b) Griechiſch-lateiniſche: 1) Köln 1529. Fol. Überſetzung und Commentar von Marcellus Vergilius, ſehr geſchätzt. Gewöhnlich ſind ihr beigelegt: *Hermolai Barbari* in Dioscorid. corollariorum libri quinque. (Colon. 1530.) — 2) Paris 1549. Herausgeber iſt Jac. Goupyl, Überſetzer Ruell. Correcte, nette, bequeme Ausgabe. — 3) Frankfurt a. M. 1598. Fol. ed. Jan. Ant. Saracenus (Sarrasin). Der Text iſt nach Handſchriften verbeſſert, mit Varianten und ſehr werthvollen Scholien des Sambucus und Saracenus und deſſelben ganz neuer Überſetzung verſehen. — 4) Leipzig 1829 und 1830. 2 Bde. Ausgabe von Kurt Sprengel für die Kühnſche Sammlung griechiſcher Ärzte, in welcher ſie den 25. und 26. Theil bildet. Sprengel hat keine Codices, ſondern nur die von Weigel in Dresden an den wiener Manuſcripten gemachten Collationen, ferner die früher wenig beachtete Aldina princeps benutzt, die Überſetzung berichtigt und in ſeinen Commentar Alles aufgenommen, was ihm vermöge ſeiner großen Kenntniß der Botanik, der Sprachen und der Geſchichte der Medicin zu Gebote ſtand.

Überſetzungen. a) Lateiniſche: 1) Colle (in Toſcana, nicht Cöln) 1478. Fol. apud J. Allemannum. Älteſte Ausgabe der nach dem Arabiſchen gemachten Überſetzung des Petrus Paduensis (Petrus de Abano). — 2) Lyon 1512. 4., wahrſcheinlich ein Abdruck derſelben Überſetzung. — 3) Venedig 1516. Fol. von Hermolaus Barbarus. — 4) Paris 1516. Fol. von Ruellius. Dieſe ſehr geſchätzte Überſetzung erſchien zuerſt bei H. Stephanus, und ſpäter noch gegen 20 Mal an verſchiednen Orten. Sie befindet ſich auch in der Ausgabe von Goupyl und liegt den lateiniſchen Ausgaben des Matthiolus zum Grunde. — 5) Florenz 1518, 1523, 1528. Fol. bei Junta, von Marcellus Vergilius. — 6) Venedig 1554. Fol., erſte latein. Ausgabe der berühmten Commentarien des P. A. Matthiolus zum Dioskorides, mit einer lateiniſchen Überſetzung, die nur wenig von der des Ruellius abweicht. Sie iſt oft wiederholt und die Commentare ſehr bereichert worden in den Ausgaben der Opp. omn. Matthioli durch C. Bauhin. (Baſel 1598, 1674. Fol.) — 7) Baſel 1557. Fol., von Jan. Cornarius, wenig geſchätzt. — 8) Frankfurt a. M. 1598. Die Überſetzung des Saracenus, unverändert aus der griech.-lat. Ausgabe abgedruckt.

b) Italieniſche: Venedig 1542, von Fauſto di Longiano, wenig bekannt. — Venedig 1544, erſte Überſetzung des Mattioli nebſt deſſen Commentar. Später ſind viele Ausgaben veranſtaltet worden. — Florenz 1547. Überſ. von M. A. Montigiano.

c) Teutſche: Frankfurt a. M. 1546. Fol., von J. Danz von Aſt, unter dem Titel: Dioscoridis Kräuterbuch, mit Abbildungen. Die ſpätern Ausgaben, 1610 und 1614. Fol., beſorgte P. Uffenbach, Arzt zu Frankfurt.

d) Spaniſche: Antwerpen 1555. Fol., von And. de Laguna. († 1560.) Nach ſeinem Tod erſchien die Überſetzung noch einige Male mit Abbildungen, z. B. Valencia 1636. Fol.

e) Franzöſiſche: Lyon 1559. 4., von M. Mathée, mit Holzſchnitten; ebendaſ. 1561. Fol., von A. du Pinet, mit den Commentaren des Mattioli; ebend. 1572 und 1579. Fol., von J. des Moulins.

f) Böhmiſche: Prag 1562. Fol., von Thaddeus Hagek, mit Mattioli's Commentar. Ebendaſ. 1596. Fol., von A. Huber und D. Adam.

Da die Araber den Dioskorides als das Evangelium der Arzneimittelkunde betrachten, ſo finden ſich in den Bibliotheken noch handſchriftliche arabiſche Überſetzungen oder Bearbeitungen[40]. Freilich konnten die Araber den D, wie den Hippokrates und Galen, nicht aus dem Originale, ſondern erſt aus ſyriſchen Überſetzungen ſich aneignen, daher die arabiſchen Verſionen eben nicht ſehr zuverläſſig ſind. Die berühmteſte Metaphraſe des Dioskorides iſt die des Ibn Beithar, welchem ſeine große Kenntniß der Botanik und Materia medica den Beinamen Aſchad (herbarius) erwarb. Über ſeine im Escurial zu Madrid, Paris und Hamburg vorhandnen Codices hat neuerlichſt Dietz intereſſante Nachrichten mitgetheilt. Da die Araber den von D. beſchriebenen Pflanzen mehre neuentdeckte Arzneipflanzen hinzufügten, ſo hat Dietz auch ein von Ibn Cholchol verfertigtes Verzeichniß ſolcher Pflanzen bekannt gemacht[41]. (*Hermann Friedländer.*)

DIOSKOROS oder **DIOSCURUS**, Patriarch von Alexandrien, ſeit dem Jahre 445, wo er dem berüchtigten Cyrillus von Alexandrien (ſ. d. Art.) im Episcopate folgte. Er war nicht minder ſtolz und frech, aber noch unternehmender, als ſein Vorgänger, und ſcheute keine Mühe und Gefahr, ergriff ohne alles Bedenken auch die verabſcheuungswürdigſten Mittel, um das Werk zur Vollendung zu bringen, das jener hatte aufgeben müſſen. Er wollte nämlich nicht ſowol die Alexandriniſche Theologie zur herrſchenden in der Kirche machen, als vielmehr durch die allgemeine Annahme derſelben ſeinen Biſchofsſitz zu dem Glanze wieder erheben, den dieſer früher gehabt hatte, und deshalb namentlich die Macht des Patriarchats von Conſtantinopel ſtürzen, welches ſich, durch ſeinen Sitz in der neuen Hauptſtadt begünſtigt, nicht nur ſehr ſchnell über die ältern zu Antiochien und Alexandrien erhoben, ſondern ſelbſt dem römiſchen den Vorrang abzugewinnen nicht erfolglos verſucht hatte. Ähnliche Rangſtreitigkeiten beſchäftigten ihn ſchon, als er noch Diakonus und Apokriſiarius der alexandriniſchen Kirche war. So erneuerte er die alten Streitigkeiten um das Primat zwiſchen den antiocheniſchen und alexandriniſchen Patriarchen, und weil damals der als Biſchof von Cyrus ſpäter ſo berühmt gewordne Theodoret den Stuhl von Antiochien auf einer Synode zu Conſtantinopel im Jahre 439 ſiegreich gegen ihn vertheidigte, faßte er gegen dieſen einen unverſöhnlichen Haß. Inzwiſchen ſpielte er zu Alexandrien den Beſcheidenen und Demüthigen, und ſuchte ſich die Gunſt des Volkes dadurch zu erwerben, daß er den Fleiſchern und Gaſtwirthen Geld ohne Intereſſen lieh. Nach ſeiner Erhebung zum Biſchofe ſandte er alsbald den Prieſter Poſſidonius nach Rom an den Biſchof Leo, um das alte Bündniß ſeines und des römiſchen Patriarchates gegen das conſtantinopolitaniſche zu befeſtigen. Aus Leo's Antwort erſieht man unter andern, daß damals zu Rom wie zu Alexandrien ſelbſt an den größten Feſttagen die Meſſe nur in einer einzigen Kirche gehalten wurde. Bald darauf gerieth er mit dem Theodoret in neuen Streit. Er warf ihm nämlich vor, daß er ein Synodalſchreiben des Biſchofs Proklus von Conſtantinopel unterzeichnet und dadurch die Rechte der Biſchöfe von Antiochien und Alexandrien verletzt habe (*Theodoreti* Ep. LXXXVI. p. 1157. T. IV. Opp. ed. Hal.). Dazu kamen nun die neuen Händel des Eutyches ſeit dem Jahre 448. Theodoret widerſetzte ſich den Meinungen des Eutyches nebſt vielen morgenländiſchen Biſchöfen und dem Patriarchen von Conſtantinopel ſelbſt; Dioskoros aber nahm ſich ſeiner an, und ſuchte jenen in Alexandrien und am kaiſerlichen Hofe, wo er viel galt, verdächtig zu machen. Es gelang ihm auch, und Theodoret, gegen den man noch andre Beſchuldigungen vorgebracht, erhielt 448 den Befehl, ſich nicht von Cyrus zu entfernen (*Theodor.* Ep. LXXIX. p. 1134 sq. Ep. LXXXII. p. 1142 sq. T. IV. Opp. ed. Hal.). Er gehorchte, vertheidigte ſich aber muthig, unter andern auch in einem Schreiben an Dioskoros, den er an ſeine Übereinſtimmung im Glauben mit dem Cyrillus erinnerte (Ep. LXXXVI. p. 1155 sq. l. c.). Nichtsdeſtoweniger nannte ihn der unverſöhnliche Patriarch einen Neſtorianer, wenngleich Theodoret in einem neuen Schreiben an ihn (Ep. LXXXIII. p. 1145—1152. l. c.) die angeblichen Ketzereien des Neſtorius verwünſchte; Dioskoros ging noch weiter und ſprach öffentlich vor der Gemeine zu Alexandrien das Anathema wider ihn aus (Ep. LXXXVI. p. 1155. l. c.). Inzwiſchen wurde auf der im J. 448 zu Conſtantinopel gehaltnen Synode, welcher nebſt vielen morgenländiſchen Biſchöfen auch Domnus, Patriarch von Antiochien, beiwohnte, Eutyches verdammt und Theodoret in Schutz genommen. Hierüber entrüſtet bot Dioskoros alle Mittel auf, die erlittne Demüthigung zu vergelten. Der kaiſerliche Hof, welcher dem Flavianus, Patriarchen von Conſtantinopel, nicht wohl wollte und deshalb den Eutyches begünſtigte, kam ihm dabei zu Hülfe, und es gelang ihm, vermittelſt der Kaiſerin Eudoxia und des Eunuchen Chryſaphius, den Kaiſer Theodoſius zur abermaligen Unterſuchung der Eutychianiſchen Ketzerei zu beſtimmen. Theodoſius willigte nämlich nicht nur in die Zuſammenberufung einer Synode zu Epheſus, ſondern ſorgte auch voraus dafür, daß dieſe nichts als ein Werkzeug des Dioskoros werden konnte. Ihm wurde der Vorſitz aufgetragen, den Biſchöfen, welche Eutyches verdammt hatten, ihr Stimmrecht benommen, und andre, wie Theodoret, von denen man den meiſten Widerſtand befürchtete, völlig ausgeſchloſſen; hingegen zur Unterſtützung des Dioskoros der Mönch Barſumas, als Stellvertreter aller orientaliſchen Mönche, zu der Synode berufen. Sie trat im J. 449 zuſammen, und ihr Reſultat ließ ſich ſchon, bevor ſie noch eröffnet wurde, vorausſehen. Nur um den Schein der Unparteilichkeit zu retten, hatte man den Legaten des Papſtes Leo den zweiten Platz auf der Synode eingeräumt. Die Abſichten dieſes Papſtes, auch eine neue Lehrformel der Chriſtenheit zu geben, wurden von Dioskoros durchſchaut und widerſtritten zu ſehr ſeinen eignen, als daß er es hätte zugeben können, daß auch nur jenes Brief an Flavian (Ep. XXVIII. p. 801—838. Opp. T. I. ed. Ball.) über die neuen Irrthümer (des Eutyches), der als neues Symbol der kirchlichen Orthodoxie von allen anweſenden Biſchöfen unterſchrieben werden ſollte, öffentlich vorgeleſen wurde. Eutyches ſetzte ſeine Meinungen aus einander, und von Dioskoros vorher gewonnen, ſchrien die meiſten: „Dioskoros und Cyrillus haben nur Einen Glauben! Entfernet, verbrennet den Euſebius (Biſchof von Doryläum, welcher den Eutyches bewegen wollte, zwei Naturen nach der Incarnation zu bekennen); er werde in zwei Stücke geſpalten! Wie er getheilt hat, ſo werde er wieder getheilt! Schneidet in zwei Stücke Alle, welche von zwei Naturen reden!" Endlich ſchrie Dioskoros ſelbſt: „Ich bedarf Eurer Stimmen und Eurer Hände: wer nicht ſchreiben kann, erhebe die Hand!" So ſprach das Concil das Anathema aus über die, welche zwei Naturen in Chriſto lehren wollten, billigte das Glaubensbekenntniß des Eutyches und erhob es, als die echte Lehre des Cyrillus, zum Symbole der kirchlichen Orthodoxie. Er wurde von der Häreſie frei geſprochen, und auf Dioskoros ausdrückliches Begehren zugleich Flavian und Euſebius verdammt. Die Verdammten, die römiſchen Legaten und ein Theil der Biſchöfe proteſtirten vergeblich. Dioskoros ließ den Proconſul ſammt Soldaten und Mönchen eintreten, welche mit Schwertern, Knitteln und Ketten bewaffnet waren. So zwang man die Biſchöfe, ein weißes Papier zu unterſchreiben; die es nicht thaten, wurden verbannt, und die päpſtlichen Legaten hatten Mühe, glücklich zu entkommen. Außer den Genannten wurden noch Domnus, Theodoret, Ibas und Andre verdammt, Alle unter dem Vorwande, daß ſie über die Glaubensbeſtimmungen des nicäniſchen und erſten epheſiniſchen Concils hinausgegangen ſeien. So endigte ſich dieſe berüchtigte Synode, welche in der Geſchichte den Namen der Räuberſynode führt. Dioskoros wagte ſogar in Folge deſſen, was ihm hier gelungen war, auch den Papſt Leo zu excommuniciren. Es erfolgte ein Schisma in der orientaliſchen Kirche. Die Biſchöfe von Ägypten, Thrazien und Paläſtina hielten ſich an die Lehre des Dioskoros, die von Aſien und Pontus blieben dem Flavianus treu. Indeſſen würde doch Dioskoros allmälig ſeine Feinde überwunden haben, wenn er die weltliche Macht länger auf ſeiner Seite gehabt hätte; denn Theodoſius hatte alle Schlüſſe der epheſiniſchen Kirchenverſammlung ganz ohne Einſchränkung und in einem ſolchen Tone beſtätigt, daß Dioskoros ſelbſt das Edict nicht nachdrücklicher hätte abfaſſen können; und wer ſich ihren Beſtimmungen öffentlich zu widerſetzen wagte, den traf Abſetzung und Verbannung. Allein Dioskoros und ſeine Synode hatten noch einen unverſöhnlichen Feind, den Biſchof Leo, und dieſer ſtand nicht unter des Theodoſius Botmäßigkeit. Er ſann auf Rache; allein ſie gelang ihm nicht eher, als bis nach dem Tode des Theodoſius, 450, deſſen Schweſter Pulcheria ihren Gemahl Marcianus auf den Thron erhob. Sie war durch den vornehmſten Beſchützer des Eutyches, den Eunuchen Chryſaphius, früher vom Hofe verbannt worden, Dioskoros hatte es beſtändig mit ihren Gegnern gehalten, ja ſogar die Bekanntmachung ihrer Thronbeſteigung zu Alexandrien zu verhindern geſucht. Mehr bedurfte es wol nicht, um Pulcherien und ihren Gemahl die Meinungen, welche den Dioskoros und ſein Werkzeug, die epheſiniſche Synode, beſchützt hatten, abſcheulich irrgläubig finden zu laſſen. Leo hatte nicht erſt nöthig, ſie zu ihrer Unterdrückung aufzufodern. Sie ſelbſt trugen ihm den Beiſtand ihrer ganzen Macht und einer Synode dazu an, die, der epheſiniſchen entgegengeſetzt, ebenſo unter ſeinem Einfluſſe ſtehen ſollte, wie jene unter dem des Dioskoros geſtanden hatte. Die neue Verſammlung wurde alſo ſogleich nach Nicäa ausgeſchrieben, und dann, um ſie mehr in die Nähe des Hofes zu bringen, nach Chalcedon verlegt, wo ſie im J. 451 ſtattfand. Sie beſtand aus ungefähr 630 faſt lauter morgenländiſchen Biſchöfen, und kaiſerliche Staatsbedienten und Befehlshaber hatten den Vorſitz. Die Abgeordneten Leo's wollten nicht geſtatten, daß Dioskoros Sitz in der Verſammlung habe; doch mußten ſie zugeben, daß er wenigſtens in der Mitte der übrigen Biſchöfe ſitzen blieb. Hierauf klagte ihn Euſebius von Doryläum wegen alles deſſen an, was er zu Epheſus durchgeſetzt hatte. Er verantwortete ſich aber damit, daß auch andre Biſchöfe daran Antheil genommen, Alles unterſchrieben und auch der Kaiſer es beſtätigt habe; zugleich wiederholte er ſeinen Lehrbegriff von Einer Natur. Die Art und Weiſe, wie er ſich hierüber ausſprach, misfiel den Morgenländern, und obgleich er ſich auf Cyrillus und andre Kirchenväter berief, wurde doch die entgegengeſetzte Lehrart, wie ſie Flavianus zu Conſtantinopel gebraucht hatte, von Allen gebilligt. Auch mußte er es ſich gefallen laſſen, daß der von ihm zu Epheſus abgeſetzte Theodoret wieder Sitz und Stimme auf dieſer Synode erhielt. Endlich ſchlugen auch noch in der erſten Verhandlung die Staatsbedienten das Urtheil vor: weil Flavianus und Euſebius mit Unrecht abgeſetzt worden wären, ſo ſollten auch Dioskoros und Juvenalis, Biſchof von Jeruſalem, und andre Biſchöfe, die einen Hauptantheil daran gehabt hätten, ihre Ämter verlieren. Dieſem Schluſſe traten alle morgenländiſche Biſchöfe mit einigen andern bei; ſie ſchrien: „Chriſtus hat den Dioskoros, den Mörder, abgeſetzt!" In der dritten Verſammlung, welcher die kaiſerlichen Staatsbedienten nicht beiwohnten, beſchäftigte man ſich mit Unterſuchungen über das Verhalten des Dioskoros. Außer dem Biſchof Euſebius gaben auch Kirchendiener, Älteſte und andre Perſonen aus Alexandrien ſehr harte und umſtändliche Klagſchriften wider ihn ein. Nach denſelben hatte er Gewaltthätigkeiten aller Art, und ſogar Mordthaten, Gelderpreſſungen und Unzucht verübt, wie ſelbſt die Gaſſenlieder zu Alexandrien bezeugen ſollten; er hatte verſucht, ſich durch Austheilung vieles, den Klöſtern und Hoſpitälern geraubten Geldes zum Herrn von Ägypten zu machen, die heilige Dreieinigkeit geläſtert, die Erben des Cyrillus und Andre ausgeplündert und verfolgt, vieler ähnlichen Beſchuldigungen nicht zu gedenken. Mag Manches davon übertrieben und vom Haſſe gegen den Dioskoros eingegeben worden ſein, ſo war doch auch gewiß Vieles gegründet; und mag man auch keine weitern Unterſuchungen zur Ermittelung der Wahrheit angeſtellt haben: es leidet keinen Zweifel, daß er ein höchſt laſterhafter Menſch war, ſeine ganze Geſchichte beſtätigt es. Er wurde dreimal von der Synode vorgeladen; erſchien aber unter mancherlei Vorwänden nicht. Hierauf ſprach zuerſt Einer der römiſchen Abgeordneten das Entſetzungsurtheil über ihn im Namen Leo's aus, dem alle übrige Patriarchen und Biſchöfe beitraten, nur nicht aus denſelben Gründen; überhaupt wurden ſowol in der Ausfertigung derſelben an ihn ſelbſt, als in dem Schreiben, worin es die Synode dem Kaiſer meldete, nur geſetzwidriges Betragen und Ungehorſam, nicht Ketzerei, als Urſachen ſeiner Abſetzung angegeben. Jenes lautet alſo: „Die heilige, große, allgemeine Synode an Dioskoros. Es wird hiermit kund gethan, daß du wegen deiner Verachtung gegen die Kirchengeſetze, wegen andrer Verbrechen, deren du ſchuldig befunden worden biſt, und wegen deines Ungehorſams gegen die allgemeine Synode, der du dich auf ergangne dreimalige ordnungsmäßige Vorladung nicht geſtellt haſt, den 13. October deines biſchöflichen Amtes und des geiſtlichen Amtes überhaupt entſetzt worden biſt." Im folgenden Jahre wurde Dioskoros nach Ganyra in Paphlagonien verbannt, wo er im J. 454 ſtarb. — Welch ein Geiſt die Anhänger dieſes berüchtigten Patriarchen beſeelte, zeigte ſich auch bei der Wiederbeſetzung ſeines Stuhles, den Proterius erhielt. Sie erregten einen Aufruhr darüber, griffen die Magiſtratsperſonen an, verfolgten die Soldaten, welche den Aufruhr dämpfen wollten, mit Steinwürfen, und verbrannten dieſelben in einem alten Tempel des Serapis, wohin ſie ſich geflüchtet hatten*).

---

[40] *Casiri* biblioth. arabico-Hispan. Escorial. Tom. II. p. 283.
[41] a. a. O. S. 9—15.

(*C. Ch. L. Franke.*)

DIOSKURI, *Διόςκουροι*, d. h. Jupiters Söhne, gewöhnliche Benennung der beiden berühmten Söhne des

---

*) S. Chriſtliche Kirchengeſchichte v. J. M. Schröckh. 17. Th. S. 450 fg. G. D. Fuchs, Bibliothek der Kirchenverſammlungen des vierten und fünften Jahrhunderts ꝛc. 4. Th. S. 292. 333. 368. 399 fg. 409 fg. 418 fg. 432 fg.

Tyndareus und der Leda, Kaſtor und Pollux oder Polydeukes. Nach Homer (Od. XI, 297) ſtammten beide vom Tyndareus und der Leda und waren Halbbrüder der Helena. Sie waren ſo menſchliche Heroen, Heldenſöhne eines ſpartiſchen Königs. Aber ihre Vergötterung und Identificirung mit alten Götterſymbolen machte ſie beide zu Söhnen des Zeus (Schol. *Pind.* N. X, 150) oder, wie Pindar a. a. O. ſelbſt berichtet, den Pollux zum Götterſohne, den Kaſtor zum Erzeugten des Tyndareus, erſtern unſterblich, letztern ſterblich. Dieſe Anſicht kommt auch ſchon in einem cypriſchen Gedichte vor, wie *Clem. Alex.* Cohort. p. 26. Pott. anführt. Die ſymboliſche Sage berichtete darüber: Jupiter habe ſich in die reizende Leda, des Tyndareus Gemahlin, verliebt und in Geſtalt eines Schwans ihrer Liebe genoſſen. Nun differiren die weitern Angaben. An demſelben Tage nämlich war auch Leda vom Tyndareus umarmt worden. Sie gebar alſo entweder Ein Ei, aus dem Pollux und Helena, als Kinder Jupiters, hervorgingen, und vom Gemahle den Kaſtor und die Klytämneſtra; oder zwei Eier, das eine den Pollux und die Helena, das andre den Kaſtor und die Klytämneſtra enthaltend; oder es kamen beide Brüder nebſt der Helena aus Einem Eie hervor und ſtammten ſämmtlich vom Zeus ab. Man ſehe *Hyg.* f. 77 und daſelbſt die Auslegern; desgleichen *Tzetz.* Lycophr. 87. Der Geburtsort der Kinder war entweder Amyklä, oder der Gipfel des Taygetos (*Hom.* Hym. in Diosc.) oder die Inſel Pephnos an der lakoniſchen und meſſeniſchen Küſte (denn ſowol Lakonier als Meſſenier eigneten ſich die Götterſöhne zu) *Paus.* III, 26; IV, 31. Bald zeichneten ſich die Tyndariden durch ihre Heldenthaten aus. Kaſtor war in der Kunſt, Pferde und Wagen zu regieren, beſonders erfahren, Pollux aber im Kampfe mit dem Cäſtus (*Hom.* Il. III, 237; *Pind.* Isthm. I, 23; *Pyth.* V, 11). Doch ſchrieb man auch beiden die Kunſt des Wagenlenkens (*Hom.* Od. XVIII, 262) zu und ſpäterhin die Kunſt zu reiten. Zu Reitern macht ſie ſchon der Bildner des amykläiſchen Thrones (*Paus.* III, 19), wahrſcheinlich ein Zeitgenoſſe des Solon; Euripides aber ruft ſie noch als Lenker der weißen Roſſe (λευκιπποι, Hel. 646) ſo an:

> Erſcheint auf dem Roſſegeſchirre,
> Durch den Äther daher geſchwungen,
> Söhne des Tyndaros ihr,
> In der hellen Geſtirn' umrollenden Sturm.

Nach Philargyrius, der ſich auf griechiſche Dichter beruft, ſchenkte ihnen Juno (weil ſie eine Hauptgottheit ihres Vaterlandes war) die Roſſe Xanthos und Kyllaros, die ſie zuvor vom Neptun erhalten, nach Steſichoros den Exalithos und Kyllaros, wozu Hermes noch als Vorſteher der Gymnaſien den Phlogeos und Harpagos, die ſchnellen Söhne der Harpyie Podarge, fügte. S. auch *Tertull.* De spect. 9 und *Suid.* v. *Κύλλαρος.* Dem Kaſtor ſchrieb man auch die Erfindung der leichten Wagen zu, deren man ſich beim Wettfahren bediente. Schon in früher Jugend führten ſie einen berühmten Krieg gegen Athen. Theſeus hatte nämlich ihre zehnjährige Schweſter Helena entführt und während ſeiner Abweſenheit in das feſte Schloß Aphidnä eingeſchloſſen. Die Tyndariden bekriegten Athen, eroberten Aphidnä mit Sturm, befreiten die Schweſter und machten des Theſeus Mutter Äthra zur Gefangenen, welche bis zum Ende des trojaniſchen Krieges die Sklavin der Helena blieb *). (*Plut.* Thes. c. 35, 36; Schol. ad Apollon, I, 101.) Dann nahmen ſie Theil am Argonautenzuge. Bei einem ſchrecklichen Sturme betete Orpheus zu den Kabiren, den alten ſamothrakiſchen Seegottheiten, und nun erſchienen auf ihren Köpfen leuchtende Flämmchen und das Ungewitter hörte auf. Dieſer Mythus hängt unſtreitig mit der bekannten elektriſchen Erſcheinung der St. Elmsfeuer zuſammen, die ſich bei Ungewittern an den Spitzen der Maſten und andrer hohen Gegenſtände zeigen und Vorboten vom Ende derſelben ſind. Das Brüderpaar wurde nun zu den Meergottheiten und eben darum auch zu den Kabiren gerechnet und von Schiffern bei Stürmen angerufen. Daher ſagt Hermes bei *Lucian*, D. D. 29, ihnen iſt aufgetragen, dem Poſeidon zu dienen und auf dem Meere herumzureiten, und wo ſie einen Seefahrer in Noth erblicken, ſich auf das Schiff zu ſetzen und es ſicher in den Hafen zu leiten. Der Homeridiſche Hymnus (cfr. *Hor.* Od. I, 12, 27 etc.) preiſt ſie daher als die

> Retter der irdiſchen Menſchen
> Und der eilenden Schiffe, wann auf unfreundlichem Meere
> Brauſen die Stürme des Winters; doch jene flehen vom Schiffe
> Zu den Söhnen des mächtigen Zeus, und Opfer gelobend
> Weißer Lämmer, empor zur Höhe des Steuers, nun fliehn ſie
> Schon vom wüthenden Sturm und der Meereswoge geſenket.
> Mit gelbfunkelnden Schwingen einher durch den Äther ſich ſtürzend
> Nahen ſie ſchnell, und es ruhet der Sturm unbändiger Winde,
> Schwichtigen ſich des Meers aufſchäumende Wogen, den Schiffern
> Schöne Zeichen der Raſt, die freudigen Herzens ſie ſchauen;
> Denn jetzt raſten ſie wieder von hartanſtrengender Mühſal.
> Heil euch, Tyndaros Söhne, der hurtigen Roſſe Beſteiger!

Auf demſelben Zuge gab Pollux einen Beweis ſeiner Kunſt im Kampfe mit dem Cäſtus. Der Neptunsſohn Amykos, König der myſiſchen Bebryker, hatte noch bisher alle Fremden im Cäſtuskampf erſchlagen, aber Pollux beſiegte und tödtete ihn, und die Argonauten ſchlugen die Bebryker, die ſeinen Tod rächen wollten. *Theocr.* 22; *Val. Flacc.* IV, 48; *Apollon.* II, 1; *Orph.* Arg. 656; *Apollod.* I, 9, 20; *Hyg.* f. 17. Auch an der Jagd des kalydoniſchen Ebers, an der Beſtürmung von Jolkos durch Peleus und andern Unternehmungen nahmen ſie Theil. Durch ſolche und andre Thaten erwarben ſie ſich unſterblichen Ruhm (*Pind.* Isthm. I, 23) und Herkules machte ſie zu Aufſehern bei den olympiſchen Spielen. *Pind.* Ol. III, 67. Ihre letzte Unternehmung war der Raub der Töchter des meſſeniſchen Leukippos, der Phöbe und Hilaira, welche Bräute der Söhne des Aphareus, Idas und Lynkeus waren. Im Kampfe mit dieſen wurde Kaſtor vom Spieße des Lynkeus durchbohrt, dieſer aber vom Pollux getödtet. Als Idas den Bruder rächen wollte, ſchlug Jupiter mit dem Blitze vor ihm nieder (*Ovid.* Fast. V, 709; *Apollod.* III, 10) oder tödtete ihn mit demſelben. (*Theocr.* XXII, 202.) Auch von dieſer Geſchichte gibt es abweichende Sagen. Phöbe und Hilaira nämlich wurden wirklich die Gemahlinnen der Tyndariden. Pollux zeugte mit der Phöbe den Mneſikleus und Kaſtor mit der Hilaira den Anogon. Hernach raubten die Dioskuren mit den Söhnen des Aphareus eine Rinderheerde in Arkadien. Als getheilt werden ſollte, ſpaltete Idas ein Rind in vier Theile, gab jedem ein Viertheil und ſagte, wer am ſchnellſten ſeinen Antheil verzehren würde, ſolle die Hälfte der Beute, und wer den nächſten aufäße, die andre Hälfte bekommen. Der Vorſchlag ward angenommen, aber Idas übertraf an Virtuoſität im Eſſen Alle; er verzehrte ſein Viertheil und auch noch das ſeines Bruders, ehe Kaſtor und Pollux ihre Mahlzeit vollendeten und ſo wollte er denn die ganze Beute für ſich behalten. Darüber entſtand Streit, deſſen Ende Pindar (Nem. X, 91) ſo erzählt: Lynkeus bemerkte, daß der erbitterte Kaſtor in einer hohlen Eiche ſeinem Bruder Idas auflauerte, rufte dieſen herbei und Kaſtor fiel. Nun verfolgte Pollux die Mörder, die erſt beim Grabmale ihres Vaters ihm Stand hielten und ſogar den Grabſtein ihm auf die Bruſt warfen. Dennoch tödtete Pollux den Lynkeus mit ſeinen Pfeilen und den Idas erſchlug Jupiters Blitz, der beider Brüder Leichname verzehrte. Pollux fand ſeinen Bruder zwar noch lebend, aber mit dem Tode ringend. Jupiter rieth ihm nun, den ſterblichen Bruder zu verlaſſen und ſich den Unſterblichen zuzugeſellen, aber Pollux flehte zu ſeinem Vater, er möge geſtatten, Alles mit ſeinem Bruder zu theilen. Dies gewährte der Gott, und ſo verweilten nun beide einen Tag lebend im Olymp und den andern todt im Grabe, das zu Therapne in Lakonien gezeigt wurde, oder auch wechſelsweiſe der eine im Olymp, der andre im Hades. *Pind.* l. c. und daſ. der Scholiaſt; *Apollod.* III, 10, 7. Eine dritte Sage hat Eratoſthenes (Catast. 10), indem er die treue Bruderliebe derſelben dadurch belohnt werden läßt, daß ſie vom Jupiter als glänzendes Zwillingsgeſtirn an den Himmel verſetzt werden. Als dieſes wurden ſie in der Folge gewöhnlich genommen. Die Sage vom Tode des Kaſtor hat auch noch einige Varianten. Nach *Hygin.* l. c. wurde er bei Aphidnä getödtet, entweder in dem Kriege der Lakedämonier mit Athen, oder als Lynkeus und Idas Sparta belagerten. Auch die Kykliker und nach ihnen Polemo (Schol. Il. II, 242) laſſen ihn vom Aphidnos, dem Könige von Aphidnä, in der rechten Hüfte verwundet werden.

---

*) Am Kaſten des Kypſelos ſieht man die Dioskuren und zwiſchen ihnen Helena, welche der zu Boden geworfenen Äthra auf den Kopf tritt und ſie bei den Haaren zieht. Dies, ſowie die Sklaverei der Helena, bezieht ſich auf den Triumph der ſpartiſchen Achäer über die alten Jonier, wogegen der Raub der Helena einen frühern Sieg der Jonier über die Achäer andeutet. S. Welkers Zeitſchrift f. a. K. I, 3. S. 543.

Griechenland verehrte nun die Brüder als mächtige Heroen, und Sparta, deſſen Schutzgottheiten ſie waren, ſowie auch Kyrene, feierten ihnen die Dioskurien. Die Römer errichteten ihnen einen Tempel in dem Hafen von Oſtia und erzählten, daß ſie ihnen nicht nur in der Schlacht am See Regillus Beiſtand geleiſtet, ſondern auch die erſte Nachricht vom Siege nach Rom gebracht hätten. Damals tränkten ſie ihre Roſſe an der Quelle der Juturna und verſchwanden an eben dieſer Stelle, daher auch ein Tempel ihnen daſelbſt erbauet wurde (*Dion. Hal.* Ant. R. V, 2). Man bildet ſie allezeit als zwei neben einander ſtehende ſchöne Jünglinge mit koniſchen Hüten auf den Köpfen und über dieſen einen Stern. Auch ſieht man ſie mit Spießen in den Händen nackt auf zwei Pferden neben einander reiten oder die Roſſe am Zügel halten (*Spanh.* ad Callim. Pall. v. 24; *Regeri* Thes. Brand. T. II. p. 587; *Maffei* gemm. T. III. t. 76; *Lippert*, Dact. T. I, 27, 28.) Oft ſieht man ſtatt der ganzen Figuren blos ihre Hüte mit den Sternen, auch wol die ganzen Figuren ohne Hut, aber mit dem Sterne (*Rasche.* Lex. r. n. Vett. T. II. p. 308). Die Vergötterung der Dioskuren ſoll 40 Jahre nach ihrem Kampfe mit den Apharetiden (*Paus.* III, 13) und 53 Jahre nach der Apotheoſe des Herakles geſchehen ſein (*Clem. Alex.* Strom. I. p. 382). Ihre Bildniſſe wurden auch zu günſtiger Vorbedeutung als Schiffszeichen gebraucht, wie aus Act. Apost. c. 28 erhellet.

Eins ſcheint bei der Deutung dieſes Mythos gewiß zu ſein, daß die Sage von einem menſchlichen Heldenpaare mit ſymboliſchen Göttermythen vermiſcht wurde. Der Begriff der Dioskuren war wahrſcheinlich älter als die Sage von den Tyndariden, daher ſagt auch Sextus (advers. Math. IX. p. 557 sq. Fabric.): Die Tyndariden haben ſich in die Ehre, welche die Dioskuren von Alters her als Götter genoſſen, eingeſchlichen. Es iſt alſo die Frage, wer waren die alten Dioskuren? — In den vier Kindern des Tyndareus liegen offenbar die Gegenſätze des Hohen und Niedrigen, des Starken und Schwachen, des Geiſtigen und Materiellen. Pollux iſt der Unſterbliche, der Götterſohn, Kaſtor der Sterbliche, der Erzeugte des Tyndareus; ebenſo Helena die Tochter des Jupiter, theilend ſeine göttliche Natur und als Heroine verehrt, Klytämneſtra die Irdiſche, von irdiſchem Samen gezeugt und im Irdiſchen befangen; Pollux und Helena alſo gewiſſermaßen Eins, ſowie Kaſtor und Klytämneſtra, nur in dem Einen der Begriff des Männlichen, in dem Andern der des Weiblichen vorherrſchend. Daraus ſchon möchte ſich ergeben, daß wir hier mit ſymboliſchen Vorſtellungen zu thun haben, welche ſich auf hohe Naturkräfte beziehen. Das Weltall dachte man ſich in Indien und Ägypten unter dem Bild eines Eies. Die obere Hälfte deſſelben war golden und bezeichnete die Halbkugel des Himmels, die untere ſilbern und begriff die Erde und die Unterwelt. Der Himmel war den Griechen das Reich des Zeus, die Unterwelt das des Hades, und auf die in der Mitte liegende Erde hatten beide Einfluß. Himmel und Erde, ſagt Varro (de L. L. IV, 10), ſind die beiden Dioskuren, und darum ſind und heißen ſie Söhne des Zeus. Der Himmel aber war wieder Symbol des geiſtigen, thätigen, die Erde des materiellen, leidenden Princips. Das erſtre dachte man ſich als das Männliche, das letztre als das Weibliche, und daher ſoll nach *Joh. Lyd.* de mens. 65 ſchon der Kreter Epimenides die Dioskuren für dieſes männliche und weibliche Princip erklärt haben, und die Pythagoreer nannten das erſtre die Monas, die Einheit, das letztre die Dyas, die Zweiheit, d. h. überhaupt die Zahl, und ſowie jede Zahl erſt durch die Einheit, die ihr zum Grunde liegt, ihre Bedeutung erhält, ſo wird auch erſt das Weibliche, die Materie, durch Einwirkung des Männlichen, des Geiſtigen, beſtimmt und daraus eine Welt, eine Natur entwickelt. Dieſe Urkräfte, deren Perſonification überhaupt allen religiöſen Syſtemen des Alterthums zum Grunde liegt, wurden, wie es ſcheint, in Samothrake als zwei kabiriſche Gottheiten unter dem Namen der Dioskuren, der Zeuskinder, vorgeſtellt und verehrt. Sie wurden aus dem Weltei geboren, d. h. ſie traten mit der Bildung des Weltalls in Wirkſamkeit; ihre Mutter aber iſt Leda, ein Name, der von Leto (Latona), ſomit von der ägyptiſchen Buto nicht verſchieden zu ſein ſcheint, alſo den Begriff des Dunkeln, Verborgnen, der Nacht, in ſich ſchließt, und zwar des Theils der Nacht, der dem Anbruche des Tages vorangeht, oder dem Tageslichte folgt, alſo der nächtlichen Dämmerung. In Ägypten brachte der Gott Kneph das Weltei hervor und übergab es der Buto zur Wartung. So aber erzählten auch die Hellenen. Nicht die Gemahlin des Tyndareus ſei die Mutter der Dioskuren, ſondern Nemeſis, welche Jupiter in Geſtalt eines Schwans überliſtet. Leda ſei nur die Wärterin der Kinder geweſen, denn Hermes habe das Ei ihr in den Schoos geworfen oder es ſei in denſelben gefallen, und nun habe ſie es gewartet und die eingeſchloſſenen Jungen zur Welt gebracht (*Hyg.* Astron poet. N. VIII.). Dieſe Nemeſis iſt aber im Begriff einerlei mit der ägyptiſchen Athor, der Urnacht, ſowie Kneph die geiſtige Lichtkraft der Gottheit bezeichnet. Aus Finſterniß und Licht ging die Welt hervor, d. h. aus Materie und Geiſt, aus dem Leidenden und Thätigen, aus dem weiblichen und männlichen Principe. Dieſe neugeborne Welt ward nun gleichſam von der dem Tage vorangehenden Dämmerung gepflegt, ſie entwickelte ſich anfangs noch im Verborgnen, bis ſie endlich im vollen Lichte des Tages vollendet daſtand. Ähnlich iſt auch der Mythus bei Athenäus (II. p. 221. Schweigh.), aus dem Monde ſei das Ei der Leda in den Schoos gefallen, denn im Monde gebären die Frauen Eier. Der Mond iſt nämlich auch Symbol des weiblichen Naturprincips und das entgegengeſetzte männliche alsdann die Sonne. Symboliſch iſt ferner auch die Schwansgeſtalt des Jupiter. Der Schwan bezeichnet das Feuchte, das Waſſer, und iſt auch in Indien dem ſchaffenden Brama beigeſellt. Das Feuchte aber iſt bei allen Erzeugungen eine nothwendige Bedingung und daher der von den älteſten Philoſophen angenommene Satz, daß die Welt aus dem Waſſer hervorgegangen ſei. Der Sinn der Mythe iſt alſo: Der höchſte Geiſt formte oder erzeugte das Weltei, mit Beihülfe des Waſſers, aus der lichtloſen, finſtern Materie. Inſofern nun die Dioskuren die beiden höchſten Principe, das Thätige und Leidende, ſymboliſiren, können ſie auch Sonne und Mond bezeichnen, und es wäre noch die Frage, ob die Bedeutung des Namens, als Kinder des Zeus, die urſprüngliche iſt. Ritter in ſeiner Vorhalle zur Geſchichte thut auf eine überzeugende Art dar, daß die uralte Benennung des Sonnengottes Kor, Koras, die weiblich genommen auch den Mond andeuten kann, aus Oſtaſien über den ganzen weſtlichen Länderſtrich bis nach Griechenland, ja noch weiter ſich verbreitet habe. Dann müßte man im letzten Theile des Wortes Dioskuren an Sonne, beim erſten an das indiſche Dewas denken, und der Name würde alſo die Sonnengötter, d. h. Sonne und Mond (das große und das kleine, d. h. das ſtarke und das ſchwache, Licht, nach dem Ausdrucke der Bibel), bezeichnen. Damit könnte man in Verbindung bringen, daß Varro a. a. O. die Dioskuren mit den aus Samothrake nach Etrurien gebrachten dii potes (die mächtigen Götter) der Römer vergleicht. Es wäre nun Polydeukes ſchon im Namen der Starkglänzende (*δευκης* i. q. *λαμπρος*), alſo die Sonne, der von Geburt aus ſchon Unſterbliche, die Kraft des höchſten Gottes ſelbſt, der von einem Sterblichen, d. h. aus der Materie, erzeugte Kaſtor aber der Mond, das ſchwächre Licht, das nur mit erborgtem Glanze ſtrahlt und durch den Bruder erſt Unſterblichkeit erhält. Hieraus iſt auch ſogleich ihr wechſelndes Leben in der Ober- und Unterwelt erklärbar. Wenn die Sonne in die untre Hemiſphäre hinabſinkt, ſteigt der Vollmond zur obern herauf, und umgekehrt. Befindet ſich jene mit dem Wechſel der Jahreszeiten in den niederſteigenden Zeichen, im Reiche des Hades, ſo erſcheint der Mond in den aufſteigenden, im Reiche der Götter, und hat Theil an ihrer Unſterblichkeit. Als Sonne und Mond kommt den Dioskuren auch mit Recht das Geſpann von weißen Roſſen zu, ſowie ihre Vermählung mit Phöbe, dem Glanz, und Hilaira, der Heitern, welcher Name überdies auch den Mond anzeigt, ſowie die Schweſter Helena ebenfalls als Mondſymbol genommen wurde, in welchem Falle Helena, wie Kaſtor, den Gegenſatz von Pollux bezeichnet, nur daß ſie auch als etwas Göttliches gedacht wird. Durch die höchſten männlichen und weiblichen Principe wurde alles Daſein hervorgerufen, darum identificirte der Römer auch die Dioskuren mit ſeinen Penaten (Cassius Hemina bei *Macrob.* Sat. III, 4) und erklärt den Namen Penaten durch: per quos *penitus* spiramus. Eben dieſelben, beſonders in ihren natürlichen Symbolen, der Sonne und dem Monde, ſind auch die Regenten des Weltalls, die Vorſteher der Witterung, die Gebieter über Sturm und Ungewitter, die wohlthätigen Schutzgötter der Seefahrer, ein Amt, das ihnen vornehmlich durch die ſeefahrenden Phönikier zuertheilt worden ſein mag, die auch ihren Dienſt in Samothrake einführten. Mit den kabiriſchen Dioskuren ſcheinen auch die atheniſchen Tritopatoren (drei Väter) im Zuſammenhange geſtanden zu haben. Der Name verkündet dieſelben ſchon als Urväter und erſte Erzeuger, und ihr andrer Name Anakes oder Anaktes zeigt ſie uns als Könige, Regenten, Vorſteher, wohlthätige Beſorger, denen ſowol das allgemeine Wohl des Staats, als das beſondre jedes Einzelnen am Herzen lag. Als milde, menſchenliebende Fürſten zeigten ſich ja auch die Dioskuren bei der Eroberung Athens. Keine der Gewaltthätigkeiten traf die Bewohner, wie ſie ſonſt mit Eroberung einer Stadt verbunden zu ſein pflegten, und darum ehrten die Athener auch ihr Andenken, nannten ihren Tempel Anakeion und ihr Feſt Anakeia. Zwar werden drei Väter genannt, aber im Syſteme der kabiriſchen Gottheiten gab es immer auch noch einen dritten Gott, der als ein den höhern Potenzen untergeordnetes und dienendes Weſen den Namen Kamillos führte. Ein ſolcher Kamillos mag alſo wol der dritte der Väter geweſen ſein. Übereinſtimmend mit dem Begriffe der Dioskuren wurden auch die Tritopatoren als Beherrſcher der Winde und Beſchirmer der Seefahrer gedacht. — Als Sonneninkarnationen und Symbole der thätigen Feuerkraft waren die Dioskuren auch Feuergötter, die bei Ungewittern als Heil und Rettung verkündende Flämmchen erſchienen. Ihnen, den Feuergöttern, brannte auch, nach *Paus.* Arc. IX, 1, ein ewiges Feuer in ihrem Tempel zu Mantinea. Als Geber des Feuers und Waſſers waren ſie auch die Verleiher der Fruchtbarkeit und des ehelichen Segens. Um dieſen wenigſtens betete man in Athen zu den ihnen ſo ähnlichen Tritopatoren und brachte ihnen am Hochzeittag ein Opfer. Dadurch wurden ſie nun auch Hausgötter, wie die Laren und Penaten, und glichen vielleicht den Theraphim in der Geneſis, z. B. XXXI, 19.

Die urſprüngliche Form der alten kabiriſchen Dioskuren war die dickleibige und misgeformte Zwerggeſtalt. So werden die Kabiren in Ägypten und die Patäken der Phönikier beſchrieben, und dieſe Darſtellung ward gewiß auch von den alten Pelasgern angenommen. An der Küſte von Lakonien, auf dem Vorgebirge bei Braſia, ſah man noch in ſpätrer Zeit ſolche Zwerggeſtalten von Erz, vier an der Zahl, jede nur einen Fuß hoch und mit Hüten auf den Köpfen. Pauſanias, der dies berichtet (Lacon. XXIV, 4), fügt hinzu: Es ſind derſelben drei, das vierte Bild iſt die Minerva; ob jene die Dioskuren oder Korybanten ſind, weiß ich nicht. Das wären alſo auch drei Väter, wie in Athen, und eine Mutter; aber man ſprach auch in der Gegend von zwei Dioskuren und einer dritten Potenz als Mutter. Die Hüte der Dioskuren hängen offenbar mit dem Symbole des Welteies zuſammen. Man dachte ſich daſſelbe als zwei Hälften, obere und untere Hemiſphäre. Stellte man dieſe neben einander und Sterne darüber, als Zeichen von planetariſchen und Feuergöttern, die vom ewigen Vater Zeus das Leben in die Welt herabſtrahlen, und ſtellte man darunter die Zwergfigur, ſo gab dies den Dioskuren mit ſeinem koniſchen Sternenhut, und daraus bildete denn allmälig die ſchöne Kunſt die ſchlanke Jünglingsgeſtalt, die von der alten Symbolik nur noch die Kopfbedeckung behalten hatte. Wurde aber der Zwerggott auf die Wölbung des halben Eies geſetzt, um ihn als ein über telluriſche Kräfte waltendes Weſen zu bezeichnen, ſo entſtand ein ägyptiſcher Kruggott, wie Kanopus. Endlich fügte man auch beide Hälften aneinander und ſtellte ſo das ganze Weltei dar, die obere Hälfte die ſichtbare Hemiſphäre des Lichts oder des Tags, die untre die unſichtbare der finſtern Unterwelt oder der Nacht bezeichnend. Das waren denn der unſterbliche und ſterbliche Dioskuros, aber der erſtre hatte mit dem letztern die Unſterblichkeit getheilt, und nun lebt jeder in der einen Hälfte und iſt in der andern todt. Dann ſind eben die Dioskuren entweder Sonne und Mond, Tages- und Nachtgeſtirn, und durch ihre Bewegung glänzt jeder in der einen Hälfte des Tages in der obern Hemiſphäre, oder jeder bezeichnet überhaupt den Zeitraum von 24 Stunden, der als Tag in der obern, als Nacht in der untern Halbkugel iſt. Ein ſolches Ei ſah Pauſanias in Sparta im Tempel der Hilaira und Phöbe in Binden an der Decke aufgehangen (Lac. XVI, 2) und dem Volk erzählte man dabei das Mährchen vom Eie der Leda.

Wie nun die Dioskuren zum Zwillingsgeſtirn wurden, darüber ließe ſich Folgendes ſagen: In Ägypten waren die beiden Augen des Horos die beiden Weltlichter, Sonne und Mond, das eine dem Tage, das andre der Nacht vorſtehend, und beide am letzten Tage des Monats Epiphi, wo das Zeichen des Stieres endete und das der Zwillinge anfängt, geboren. Nun befindet ſich auf der berühmten Planiſphäre des Tempels zu Tentyra über dem Haupte des einen der Zwillinge ein Auge, und dies könnte wol andeuten, daß die Allegorie der Augen in Beziehung auf die Zwillinge gedacht werden müſſe, oder daß dieſe beiden Augen die Zwillinge ſelbſt ſind, welche aus dem Eie der Leda hervorgingen. Dieſe Meinung, welche Klopfer in Nitzſch's mythol. Wörterb. vorträgt, würde mit der unſern, daß die Dioskuren eigentlich Sonne und Mond, das Tag- und Nachtauge, ſind, wohl zuſammenſtimmen und zugleich den Grund angeben, warum ſie als das Geſtirn der Zwillinge gedacht worden ſind. Ferner befand ſich nach Pauſanias (III, 26) an der Küſte von Lakonien eine ganz kleine, nur aus einem großen Felſen beſtehende Inſel, Pephnos, der Stadt gleiches Namens gegenüber. Auf dieſer Inſel befanden ſich auf der Spitze des Felſens zwei kleine, nur einen Fuß hohe eherne Bildſäulen der Dioskuren, vielleicht von Phönikiern dahin geſetzt und Schutzgötter der Schiffahrt bezeichnend, auf jeden Fall alſo mit den Kabiren zuſammenhängend. Sie ſtanden ſo feſt, daß die Meereswellen, ob ſie gleich den Felſen bei Stürmen bedeckten, ſie doch nicht umwerfen konnten. Auf Pephnos aber ſollen auch die Tyndariden geboren worden ſein, und ſo wurden denn jene beiden Bildſäulen für die des Pollux und Kaſtor erklärt. Zwei ſolche Statuen, Himmel und Erde bezeichnend, befanden ſich auch am Hafen von Samothrake und wurden, wie man aus ihrer Stellung ſchließen kann, für Schützer der Seefahrer gehalten. Dieſe konnte man alſo auch für die Tyndariden nehmen, und ſo wurde denn das Heroenpaar zu Kabiren und Seegöttern gemacht und mit den alten Dioskuren identificirt. Als Zwillinge aber leuchteten ſie in eben der ſchönen Eintracht am Himmel, von der ſie auf Erden Muſter geweſen waren, ebenſo unzertrennlich als Unſterbliche, wie ſie ſich als irdiſche Helden gezeigt hatten. Dadurch wurde denn auch das Zwillingsgeſtirn das ſchützende für die Seefahrer und von ihnen in jeder Noth angerufen. Als dieſes nun genießen ſie nach der andern Mythe zuſammen der Unſterblichkeit und des ſeligen Lebens im Olymp und ſinken auch zuſammen in die Todesnacht hinab, um nach kurzem Schlummer aufs Neue wieder vereint zur himmliſchen Herrlichkeit zu erwachen. (*Richter.*)

Anhang. Über die alten Dioskuren in phyſikaliſcher Beziehung.

Über Dioskuren, Kabiren, Kureten, Korybanten, Telchinen, idäiſche Daktylen und andre verwandte, zum Kreiſe der ſamothrakiſchen Myſterien gehörige Weſen kommen auf dem Standpunkte der Naturwiſſenſchaft geſchriebene Abhandlungen vor im Jahrbuche der Chemie und Phyſik. 7. Bd. S. 245—342, 16. Bd. S. 1—72 und 18. Bd. S. 289—352, ſowie auch an mehren andern Stellen derſelben phyſikaliſchen Zeitſchrift zerſtreute auf dieſen Gegenſtand ſich beziehende Bemerkungen zu finden ſind. Barth in ſeinem gelehrten Werke, Kabiren überſchrieben, hat dieſen Forſchungen beſondre Aufmerkſamkeit geſchenkt und zur Erweiterung derſelben mitgewirkt, was neuerdings auch von Fiſcher geſchah in ſeinen Beiträgen zur Urgeſchichte der Phyſik in Schweiggers Sinn. Um die Natur dieſer Unterſuchungen ganz kurz darzuſtellen, kann am beſten folgende Stelle aus der Recenſion der Schrift: Die Kabiren von Barth, in der Allg. Lit.-Zeitung, Apr. 1833. St. 68. S. 537, hierher geſetzt werden: „Bei der Betrachtung der ſamothrakiſchen Myſterien (von denen ſchon Cicero ſagt: **quibus explicatis ad rationemque vocatis** *rerum magis natura cognoscitur*, **quam deorum**) auf dem Standpunkte der Naturwiſſenſchaft iſt es nicht darum zu thun, zu erforſchen, was das Volk, ja was ſelbſt der Unterrichtete in der hiſtoriſchen Zeit darüber gedacht. Vielmehr ſoll eine der alten hiſtoriſchen Zeit unverſtändliche Naturwahrheit, welche aber in einer vorhiſtoriſchen Periode verſtanden wurde, entkleidet von ſpätern zum Theil ſehr großen Misverſtändniſſen entwickelt werden. Und dazu dient der namentlich in Tempelbildern ſtreng beibehaltne Urtypus einer aus vorhiſtoriſcher Zeit ſtammenden Bilderwelt, wenn ſich dieſe Bilderwelt als ſtreng phyſikaliſche Zeichenſprache nachweiſen läßt, wie ſolches eben bei dem ſamothrakiſchen Bilderkreis im Jahrbuche der Chemie und Phyſik, 16. u. 18. Bd., zum Theil ſchon geſchehen iſt. Es iſt alſo bei der ſamothrakiſchen Bilderwelt von ſtreng wiſſenſchaftlichen, in der Tiefe der Natur verborgenen Hieroglyphen die Rede, deren Schlüſſel ſich von ſelbſt darbot, ſobald unſre Naturforſchung wieder bis zu dieſen Tiefen gelangte. Dieſe Hieroglyphen nämlich urſprünglich in der Natur begründet und (was hier beſonders zu beachten) ebenſo unentbehrlich in gewiſſen Theilen der Phyſik, als Zeichnungen andrer Art in der Geometrie, ſind offenbar nicht willkürliche, oder von Zufälligkeiten abhängige Zeichen, während die ſpätern phonetiſchen, worüber Champollion uns belehrte, als Nachſpiel jener nicht mehr verſtandnen ältern ſymboliſchen zu betrachten."

Daß auch in poetiſcher Beziehung zur Erklärung griechiſcher und römiſcher Dichter dieſe eben dargelegte Anſicht der ſamothrakiſchen, entſchieden vom ganzen Alterthum als naturwiſſenſchaftlich betrachteten, Myſterien nicht unfruchtbar ſei, ſoll in der ſo eben (im Intell.-Bl. der Allg. Lit.-Zeitung 1833. Nr. 55) angekündigten Einleitung in die Mythologie auf dem Standpunkte der Naturwiſſenſchaft, mit einer Reihe von Beiſpielen dargelegt werden. Dagegen iſt die gewöhnliche Anſicht des Dioskurenmythos, wenn man ihn entweder auf Sonne und Mond, Tag und Nacht oder Himmel und Erde, oder die beiden Hemiſphären des Himmels bezieht, zur Erklärung alterthümlicher Dichterſtellen durchaus unanwendbar, und ebenſo wenig hat eine einzige Dichterſtelle im Alterthum auch nur einen erträglichen Sinn, wenn man dabei, wie ſo häufig geſchieht, an das Zwillingsgeſtirn am Himmel denkt, welches ohnehin bekanntlich noch mit andern Namen wie Herkules und Apollo, Herkules und Theſeus, Zethus und Amphion (ſ. die Beweisſtellen in Barths Kabiren, S. 32) bezeichnet wurde. Aratus aber, der ſo oft von den Zwillingen am Himmel redet, ſagt nicht mit einer Sylbe, daß man dieſes Geſtirn als günſtig den Schiffenden betrachtete, was ſchon darum unmöglich war, weil die Dioskuren am Himmel vorzüglich im Winter glänzen, wo nicht weit von ihnen entfernt, um mit Horaz zu reden, was aber im gleichen Sinn auch ein neuerer Dichter ſagen könnte, (**Ep. XV, 7**)

> dem Seemann feindlich Orion
> Das Wintermeer aufſtürmt.

Schon der bekannte Spruch Virgils

> „Widder zuerſt und Stier und Zwillinge klären den Frühling"

ſagt ja deutlich genug, daß die Zwillinge während des Frühlings in den Strahlen der Sonne verſchwinden, während bei der Rettung aus dem Sturme doch immer die Rede iſt von Erſcheinung der Dioskuren, „welche die Menſchen erretteten am ſchärfſten Rand der Entſcheidung," wie Theokrit (Id. 22) ſich ausdrückt, und was offenbar ſchon keinen rechten Sinn hat auf Himmelsſterne bezogen.

Wenn uns nun aber von den Dioskuren als von zwei mit einander auflebenden und mit einander ſterbenden Zwillingen erzählt wird, deren Ähnlichkeit ſo groß, daß keiner einzeln, ſondern blos durch unmittelbare Vergleichung mit dem andern zu erkennen; wenn ihre Schnelligkeit, wie im Homeriſchen (in vorhergehender philologiſcher Abhandlung mitgetheilten) Hymnus, durch „gelbleuchtende Schwingen" auch wol durch weiße Roſſe bezeichnet, wenn ihre Gewalt über die empörte See hervorgehoben wird, ja außerdem noch das Plötzliche, Überraſchende ihrer die Wogenberge niederſchlagenden Erſcheinung, der ziſchende Ton dabei in der Luft ꝛc., ſo wollen wir, dies Alles zuſammengenommen, fragen, ob ſolches noch heiße ein Räthſel vorlegen, oder ob nicht vielmehr für den Kundigen recht deutlich das bezeichnet und ausgeſprochen werde, was wir heutzutage mit einem wirklich viel dunkleren, einſeitig blos vom Bernſtein abgeleiteten und daher öfters ſogar in Widerſpruch mit ſich ſelbſt kommenden Ausdrucke die beiden Elektricitäten zu nennen gewohnt ſind? Beſonders bezeichnend aber iſt es, daß während die Unzertrennlichkeit der beiden Brüder beſtändig hervorgehoben wird, doch der eine blos auf Koſten des andern lebt, indem einer ſterben muß, damit der andre lebe, in welcher Beziehung Lucian in einem die

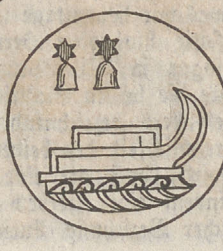
Dioskuren verſpottenden Dialoge die beiden zärtlichen Brüder beklagt, welche ſich nie zu ſehen bekommen. Jeder Kenner der Elektricitätslehre ſieht aber in jenem ſcheinbæren Widerſpruche grade die tiefſte Bezeichnung deſſen, was wir elektriſche und magnetiſche Polarität nennen. Ebenſo wird bei dem trockenſten Vortrage der Elektricitätslehre auf die durch Naturnothwendigkeit hervorgehobenen Zahlen zwei, drei und vier aufmerkſam gemacht werden, während auch in dem Dioskuren- oder Kabirenmythos dieſe Zahlen höchſt bedeutſam hervortreten.

Wer übrigens den im vorhergehenden philologiſchen Aufſatz über die Dioskuren angeführten Homeriſchen Hymnus auf die Dioskuren mit der Schilderung des mit dem Namen Elmsfeuer heutzutage bezeichneten Phänomens ſelbſt vergleichen will, wie daſſelbe z. B. ein Engländer im J. 1808 erlebte (gemäß der Erzählung im Jahrbuche der Chemie u. Phyſik 1824. 1. Bd. S. 104), der wird finden, wie treu und naturgemäß das Phänomen vom Dichter dargeſtellt iſt. Das Erſcheinen des wundervollen elektriſchen Feuers am Maſte mitten im heftigſten Sturm und das Aufhören des Sturms nach dieſer Erſcheinung ſind die Hauptzüge des Phänomens. Aber was Nebenzüge anlangt, ſo ſind noch jetzt dieſe „Zwillingsfeuer" (denn die vom Alterthume bildlich und ſchriftlich hervorgehobene Zwillingsnatur iſt das Charakteriſtiſche jedes elektriſchen Lichtes, während die Feuer ſelbſt keinesweges etwa paarweiſe erſcheinen)

den Schiffern
Schöne Zeichen der Raſt, die freudigen Herzens ſie ſchauen,

und jener engliſche Reiſende ſah eben darum ſogleich nach Erſcheinung des Lichtes die unwiſſenden Matroſen (theils Genueſer, theils Valencianer und Catalonier) ihre mühſelige Arbeit während des Sturms aufgeben, indem ſie die Segelſtangen verließen und ſich niederwarfen im Gebete zu dem heiligen Elmo, als deſſen Erſcheinung ſie dieſes rettende Feuer betrachteten. Erſt dann, als der Glanz am Maſt in etwa acht bis zehn Minuten verſchwand, kehrten die Matroſen, begünſtigt, wie ſie ſagten, „vom Geiſte des Sturms," wieder munter zu ihrer Arbeit zurück. Ein Dolmetſcher, mit welchem der engliſche Reiſende ſich über dieſes Meteor unterhielt, bot alle Beredſamkeit auf, ihn zu überzeugen, daß kein Unfall hätte die Segel treffen können, während die Matroſen beteten, ſo lange das Licht am Maſte leuchtete.

So treu und naturgemäß aber im Homeriſchen Hymnus das Phänomen der Dioskurenerſcheinung geſchildert iſt, ebenſo treu und naturgemäß finden wir es auch auf Antiken abgebildet. Wir erblicken hier die eine Seite einer Münze des Antiochos Euergetes,



welche Hemſterhuis in der Ausgabe des Lucian (T. I. p. LXII) und Fabricius in ſeiner Ausgabe des Sextus Empiricus adversus physicos Lib. IX. p. 557 abbilden ließ. Wenn man ſich erinnert, daß die tiefſte Dunkelheit, welche charakteriſtiſch iſt bei dem Phänomen, kaum die nächſte Umgebung wahrnehmen läßt, während die in Nacht verhüllten Maſten oben an der Spitze wie mit Phosphor angeſtrichen erſcheinen, als ob ſie leuchtende Hüte trügen: ſo erkennt jedermann in der vorliegenden Abbildung eines Schiffes ohne Maſt, worüber jene Dioskurenhüte mit ihren Sternen wie in der Luft ſchweben, die treuſte Abbildung des wundervollen Phänomens ſelbſt 1). Man ſieht nun, es iſt ein bloßer Scherz des die Dioskuren verſpottenden Lucian, wenn er ſagt, daß die Dioskurenhüte halbe Eiſchalen vorſtellen, welche jeder der Dioskuren, als hervorgegangen aus dem Eie der Leda, auf dem Kopfe trage. Sextus Empiricus meint in der vorhin angeführten Stelle, daß dieſe runden Hüte allegoriſche Darſtellung der Hemiſphären des Himmels ſeien, als deren Bild er die Dioskuren anſieht. Dieſer Anſicht möchten die Sterne auf den Dioskurenhüten günſtig ſcheinen. Jedoch dieſe Sterne ſind niemals mehr oder weniger als zwei. Und eben dadurch ſagen die Antiken daſſelbe aus, was Plinius (hist. nat. II, 37) hervorhebt, daß zur Natur dieſer im Sturm erſcheinenden rettenden Feuer die Duplicität, die Zwillingsnatur, gehöre. Wer nun die Geſchichte der Elektricität kennt, dem wird es keine Kleinigkeit ſcheinen, daß ſo beſtimmt die wahre Natur jener den Schiffern willkommenen Erſcheinung vom Alterthum ausgeſprochen wird, während im Phänomen, wie es dem Auge ſich darſtellt, nichts liegt, was eine Duplicität andeuten könnte. In der That faſt ſchon die Hauptſache iſt damit ausgeſprochen, worauf es bei der Elektricitätslehre ankommt; und Jahrhunderte gingen in neuerer Zeit hin, bis man wieder zur Kenntniß dieſer Doppel- oder Zwillingsnatur, oder Mannweiblichkeit 2)) (Polarität) des elektriſchen Feuers gelangte, nachdem ſchon andre Eigenſchaften deſſelben durch das Reiben des Bernſteins von Thales Zeiten an erforſcht waren. Und wie ſtreng dieſes Duplicitätsgeſetz befolgt wurde bei Abbildung der Dioskurenſterne, ſelbſt auf Gemmen, wo man ein freieres Spiel künſtleriſcher Willkür vorausſetzt, fällt am meiſten ins Auge, wenn man den Thesaurus gemmarum asteriferarum von Gorius durchblättert. Nirgends ſieht man hier ein ſtrenges Geſetz in der Zahl

---

1) Ganz der Abbildung gemäß iſt alſo die Erklärung, welche Heſychius vom Worte *Διοςκουροι* gibt: *αστερες, οἱ τοις ναυτιλλομενοις φαινομενοι.* Und derſelben Abbildung entſpricht, was Maximus Tyrius (Diss. 27) als Augenzeuge von den Dioskuren ſagt: *ειδον και τους Διοςκουρους επι νεως, αστερας λαμπρους, ιθυνοντας την ναυν χειμαζομενην.* So weit aber ging die Zweifelſucht, daß (nach *Plutarch*, de plac. phil. II, 18) Metrodorus die Erſcheinung für eine durch Schrecken während des Sturms hervorgebrachte Augentäuſchung erklären wollte.

2) Dieſer Ausdruck entſpricht dem, was Epimenides (ſ. die vorhergehende philologiſche Abhandlung) von der Darſtellung eines männlichen und weiblichen Princips durch die Dioskuren ſagt: „*οἱ δε περι Επιμενιδην αρρενα και θηλειαν εμυθευσαν τους Διοςκουρους.*"

der Sterne beobachtet, außer einzig und allein bei Abbildung der Dioskuren, wo nie mehr und nie weniger als zwei vorkommen. Die ſpielende Willkür der Künſtler war alſo hier gänzlich beſchränkt durch einen höchſt alterthümlichen bedeutſamen Typus, den man nicht zu verletzen wagte.

Übrigens ſchweben auf der abgebildeten Antike die Dioskurenhüte über dem Schiffe, wie in der Luft. Und auf dieſes Schweben in der Luft deutet auch der Ausdruck im Homeriſchen Hymnus:

„Mit gelb leuchtenden Schwingen einher durch den Äther ſich ſtürzend.“

Plinius aber ſagt in der vorhin angeführten Stelle: „Es gibt Sterne auf dem Meer auch und auf dem Lande. Ich ſelbſt ſah den Speeren der Soldaten, die nächtliche Wacht hatten vor dem Wall, ein ſternähnliches Licht ſich anhangen. Und auf die Segelſtangen und andre Theile der Schiffe ſetzen ſie ſich mit eigenthümlich tönendem Laute, wie Vögel, hüpfend von Ort zu Ort.“ Das Dioskurenlicht kann alſo auch in die Tiefe herabkommen; und ſolche mit den allerheftigſten Windſtößen begleiteten Fälle findet man beſchrieben an mehren Stellen des Jahrbuchs der Chemie und Phyſik. Mit Recht ſagte der Dolmetſcher in der vorhin angeführten Erzählung zu dem engliſchen Reiſenden: „Hätte ſich das Licht von der Spitze des Maſtes auf das Verdeck herab verbreitet, wie er dies öfters geſehen, ſo hätte dies Windſtöße, oder ſonſt einen Unſtern bedeutet.“ Die Sache verhält ſich nämlich in der Art: Schon vorhin erinnerten wir, daß die tiefſte, das Schiff in Nacht verhüllende, Dunkelheit charakteriſtiſch bei dem Phänomen 3) ſei. Vom Herabſtürzen einer Gewitterwolke handelt es ſich nämlich. Der Sturmwind kam aus der Gewitterwolke, die ihn gleich Blitzen ausſtößt nach verſchiednen, ſelbſt entgegengeſetzten Richtungen, was Aratus in den Wetterzeichen (*Διοσημεια*) V. 192 mit folgenden Worten andeutet, nach Voſſiſcher Überſetzung:

Donner und Blitz, woher ſie gehen im Sommer,
Eben daher ſei du ankommenden Windes gewärtig.

Und noch ſchärfer bezeichnend ſagt ſchon Homer von der heranziehenden Wolke (im vierten Geſange der Iliade V. 278):

Schwarz dem fernen Beſchauer, wie düſtere Schwärze des Peches,
Scheint ſie das Meer durchſchwebend und führt unermeßlichen Sturmwind.

Und ebenſo naturgemäß wird im zweiten Geſange der Iliade V. 145, 146 mit Beziehung auf die Wogen des Meers geſagt:

wenn hoch ſie der Oſt- und der Südwind
Aufſtürmt, ſchnell dem Gewölke des Donnerers Zeus ſich entſtürzend.

Stürzt nun dieſe den Sturm ausgießende Gewitterwolke ſelbſt herab, ſo iſt natürlich der Sturm zu Ende, der von ihr ausging. Schlimm iſt es, wenn ſie grade an der Stelle ſich herabſtürzt, wo das Schiff ſchwebt, das dann leichter vom Blitz oder von einer Feuerkugel getroffen werden kann und wenigſtens den heftigſten Windſtößen ausgeſetzt iſt. Günſtig aber iſt es, wenn in größerer Entfernung vom Schiffe die Gewitterwolke herabſtürzt, ſo daß bei der Krümmung der Fläche des Erdballs blos die äußerſten Wolkenſtreifen noch die hohen Maſten des Schiffes berühren, welche dann allein im elektriſchen Lichte ſtrahlen.

Nun wird man auch die Stelle bei Herodot (VI, 81) verſtehen, daß der Spartaner Kleomenes es als ungünſtiges Zeichen betrachtete, da er bei einem Opfer auf der Bruſt des Götterbildes eine Feuerflamme erblickte (oder zu erblicken glaubte); er würde es, fügt er bei, als ein günſtiges Zeichen betrachtet und die gewünſchte Unternehmung begonnen haben, hätte das Feuer aus dem Haupte des Götterbildes geſtrahlt. Auch Plinius ſagt in vorhin angeführter Stelle von den Dioskuren: „die Häupter der Menſchen umleuchten ſie zu großer Vorbedeutung“ 4), und Virgil läßt in der bekannten Stelle:

Ecce levis *summo de vertice* visus Iuli
Fundere lumen apex tractuque innoxia molli
Lambere flamma comas et circum tempora passi.
(*Aen.* II, 682.)

die wundervolle, als glückliche Vorbedeutung aufgefaßte Flamme am Scheitel des kleinen Julus glänzen. Und um mit Cicero zu reden, de divinatione I, 53: *caput arsisse* Servio Tullio dormienti quae historia non prodit? Der Gegenſatz aber, d. h. die unglücklichſte Vorbedeutung, iſt ausgedrückt in der Rede des weiſſagenden Theoklymenes an die Freier der Penelope in der Odyſſee XX, 351:

---

3) Der Natur einer aus tiefſter Nacht plötzlich hervortretenden Lichterſcheinung iſt es gemäß, daß nach gewöhnlicher Darſtellung blendend weiße Roſſe den Dioskuren gegeben werden. Mit Beziehung auf jene tiefe Nacht iſt es aber auch ſinnig, was Pauſanias (II, 22) in einem Tempel der Dioskuren zu Argos ſah, wo „an den Pferden der Dioskuren das Meiſte aus Ebenholz, einiges Wenige aus Elfenbein gemacht war.“ Hierher gehört in gleichem Sinne der bei Creuzer (Abbild. zur Symb. Taf. II. Fig. 3) aus einem Vaſengemälde entlehnte Etruriſche Kasmilos, worin man bei dem erſten Anblicke ſogleich eine (durch ähnlichen ſcharfen Gegenſatz der ſchwarzen und weißen Farbe dargeſtellte) Lichtgeſtalt in der Nacht erkennt, welche, wie wir nachher ſehen werden, von gleicher Bedeutung iſt.

4) Die nicht abzuleugnende große Vorbedeutung des im Sturm erſcheinenden Dioskuriſchen Lichtes gab Veranlaſſung, daß man dasſelbe überhaupt als ein vorbedeutendes auffaßte. So erzählt Livius (Hist. XXV, 39) „man habe dem wahren Ruhme des Lucius Marcius, nach ſeinem glänzenden Siege das Wunder beigefügt, daß zuvor, während er anregend den Kampf zu den Soldaten ſprach, eine Flamme aus ſeinem Haupte ſich ergoß, ohne daß er es merkte, zum großen Staunen der umſtehenden Soldaten.“ Ebenſo ſollen auf Lyſanders Schiffe, während er aus dem Hafen gegen die Feinde abſegelnd zum Sieg eilte (ſo erzählt Plutarch in deſſen Leben) die Dioskuren geglänzt haben. Und den Sieg der Römer über die Sabiner verkündigten die in der Nacht zuvor leuchtenden Spitzen der Lanzen im Lager der Römer, wie Dionyſius Halicarnaſſenſis in den römiſchen Alterthümern berichtet, mit dem Zuſatze: „aus dieſer Erſcheinung nahmen ſie ab, wie auch die Zeichendeuter verkündeten und jedermann zu vermuthen nicht ſchwer war, daß ihnen die Gottheit einen ſchnellen und glänzenden Sieg gewähre; denn alles weicht ja dem Feuer und nichts gibt es, was von dem Feuer nicht zerſtört würde.

Ach unglückliche Männer, was duldet ihr; rings ja in Nacht ſind
Euch verhüllt die Häupter, die Angeſicht' und die Glieder.

Und blos mit Beziehung auf das wundervolle Dioskurenlicht iſt die Spottrede des Eurymachos über den am Feuer ſitzenden Ulyſſes verſtändlich, wenn er ſagt (Odyſſee XVIII, 353):

Nicht ohne Gott iſt der Mann in Odyſſeus Wohnung gekommen,
Völlig ſcheint mir an jenem ein Glanz wie der Fackel zu ſchimmern
Oben vom Haupte, auf dem kein einziges Härchen zu ſehn iſt.

Da unmittelbar vorher geſagt wurde, daß die Gedanken des Ulyſſes nicht unvollendete blieben: ſo hat die Erinnerung an ein bedeutſames, den gegenwärtigen Gott verkündendes Phänomen, indem ſie von einem der zum Tode reifen Freier mitten unter dem Gelächter der Freunde im Spott angeregt wird, etwas ungemein Ergreifendes und im hohen Grade Tragiſches.

Am ſinnvollſten ſind aber mit Beziehung auf dieſes wundervolle Feuer, von dem ſelbſt Plinius als Naturhiſtoriker in der vorhin angeführten Stelle ſagt, es ſei „von unbekanntem Grunde, verborgen in der Majeſtät der Natur," die beiden vortrefflichen Stellen in der Iliade V, 1—8 und XVIII, 196—242, worauf wir hier nicht eingehen können, weil uns dies zu tief hineinführen würde in den höchſt alterthümlichen Mythos von der Athene, die zur Einleitung jenes fünften Geſanges der Iliade als Feuerkugel vom Himmel kommt (Il. IV, 74—84). Daß Athene zum Kreiſe der kabiriſchen Weſen gehöre, iſt ſchon in der vorhergehenden philologiſchen Abhandlung über die Dioskuren durch die aus Pauſanias (Lacon. XXIV, 4) angeführte Stelle bezeichnet, und mehre phyſikaliſch ſinnvolle, die Athene als ätheriſches Feuer charakteriſirende, Nachweiſungen hat Welcker in der Äſchyliſchen Trilogie, 1. Bd. S. 278 zuſammengeſtellt. Ja es läßt ſich alterthümlich darthun, daß Iſis Athene als älteſtes kabiriſches Weſen zu betrachten, dem die ſamothrakiſche Göttermutter ihre Entſtehung verdankt. In ihr iſt der Begriff des heilſamen rettenden und des als Feuerkugel zerſtörenden Himmelsfeuers vereint, während ſpäterhin im Heroenmythos die verderbliche Helena den rettenden Dioskuren als Schweſter beigefügt wurde. Was nämlich die phyſikaliſche Bedeutung der Helena anlangt, ſo bezeichnet ſie Plinius in der ſchon mehrmals angeführten Stelle (Hist. nat. II, 37) deutlich als Feuerkugel und in *Statii* Theb. VII, 791—793 heißt es:

Non aliter coeco nocturni turbine cori
Scit peritura ratis, cum iam damnata sororis
Igne Therapnaei fugerunt carbasa fratres,

wobei der alte Commentator Plac. Lactantius folgende die Helena als Feuerkugel gut charakteriſirende Bemerkung macht: Quia nautae cum stellam Helenae viderint (quae *Urania* dicitur, *cuius tanta est vis incendii, ut malum et navis ima pertundat, ut etiam si aes sit, hoc calore solvatur*) ergo si haec stella navi insederit, sciunt se nautae sine dubio perituros, contra Castoris sidera sunt navigantibus salutaria. Aber es läßt ſich von der Helena in dieſem Sinne gar nicht gründlich ſprechen, ohne zugleich auf den ganzen Meteorcultus des Alterthums (nach dem Ausdrucke der v. Dalbergſchen Schrift darüber) und namentlich auf den wieder nicht einzeln zu behandelnden Mythos von der zu Cypern in Paphos als Meteorſtein verehrten Venus Urania einzugehen. Und dies iſt ſchlechterdings nöthig, wenn z. B. der Geiſt der von den Interpreten ſo ſehr misverſtandenen Tragödie des Euripides, Helena überſchrieben, gehörig aufgefaßt werden ſoll. Wenn nun alſo gleich durch den Mythos von der Athene, und von der Venus Urania und Helena, Licht auf den alten Dioskurenmythos geworfen wird, und ſich auch erſt dann mit einiger Klarheit über das Ei der Leda ſprechen läßt, woraus Helena mit den Dioskuren hervorging, da das Herabfallen dieſes Eies aus dem Monde (nach der einen Variante des Mythos) eben nicht Veranlaſſung gibt, an das indiſche Weltei zu denken: ſo laſſen wir dennoch dies alles unberührt, weil es uns hier zu weit führen würde. Nur die Anmerkung des Euſtathius zu einer der vorhin angeführten Homeriſchen Stellen, nämlich zu den erſten Verſen des fünften Geſangs der Iliade, wo Athene über dem Haupte des Diomedes ein Dioskurenlicht oder, wie der Dichter ſich ausdrückt, ein ſternähnliches unverlöſchliches (nach ſtrengerer Überſetzung unermattendes, gleichſam unſterbliches) Feuer entzündet, wollen wir hierher ſetzen, damit man ſehe, daß auch im hiſtoriſchen Alterthume die Kenntniß der wahren Natur dieſes ätheriſchen Feuers der Athene, oder der Kabiren (Dioskuren) nicht gänzlich untergegangen war. Euſtathius ſpricht zuerſt gegen den Tadler Homers, Zoilus, welcher um den Anfang des fünften Buchs der Iliade als abſurd darzuſtellen, ſagte, Diomed würde verbrannt ſein, wenn Minerva über ſeinem Haupt ein unverlöſchliches Feuer angezündet hätte. Dann erinnert Euſtathius, es ſei Alexander bei großer Gefahr in Indien dadurch gerettet worden, daß es den Feinden vorgekommen, als ſtröme ein Strahlenglanz von ihm aus. Und nun fügt er bei, die Geſchichte lehre, „daß in der That viele Körper Feuer geſtrahlt" und bezieht ſich dann auf einige von Damaſcius[5] genauer erzählte Fälle (blos nachläſſig aus dem Gedächtniſſe zum Theil mit Namensverwechſelung ſie anführend), z. B. vom Pferd eines bei Damascius näher bezeichneten Severus, das gerieben viele und große Funken ausſtrahlte, welches Wunderzeichen, wie beigefügt wird, glücklich ausging, indem er ſpäterhin Conſul wurde. „Dieſer Schriftſteller," fährt dann Euſtathius wörtlich fort, „ſagt von ſich ſelbſt, daß zuweilen, während er ſich aus- und angezogen, bedeutende Funken von ihm abgeſprungen, einige ſogar mit Geräuſch. Zuweilen umglänzten ganze Flammen das Kleid, ohne es jedoch zu verbrennen; er wiſſe aber nicht, was dieſes Wunderzeichen bedeuten werde. Auch führt Herodot an, daß während Kleomenes opferte, eine Flamme aus der Bruſt des

---

[5] im Leben des Iſidorus, woraus in *Photii* bibl. (c. 242 ex rec. Imm. Beckeri p. 340) ein Auszug ſteht.

Götterbildes glänzte. Es iſt alſo anzunehmen, daß auf ſolche Art Feuer, von der Athene erregt, aus dem Diomed ſtrahlte.“

Damascius, ein mit Naturwiſſenſchaft vorzugsweiſe beſchäftigter Philoſoph zu Anfange des ſechsten Jahrhunderts, der die eben erzählte von Euſtathius zur Erklärung des blos leuchtenden, nicht verbrennenden Feuers benutzte Erfahrung an ſich ſelbſt gemacht, fügte noch bei, „er ſelbſt habe einen Menſchen geſehen, der von ſeinem Kopfe Funken herabſtreifte, ja eine Flamme aufregte, wann er wollte, ihn mit einem rauhen Gewande reibend.“

Auch in neuerer Zeit ward ähnliche elektriſche Erregſamkeit bei einigen Menſchen beobachtet[6]), worauf Scheuchzer in ſeiner 1711 erſchienenen Phyſik (alſo in einer Zeitperiode, wo man, wie dieſe Phyſik ſelbſt am beſten beweiſt, von Elektricität nicht viel mehr noch wußte, als zur Zeit der Griechen und Römer) in der Art (B. II. S. 202) aufmerkſam macht, daß er von einer „lechzenden Flamme“ redet, „wie ſie aus der historia **Servii Tullii** bekannt ſei.“ Und damit combinirt er unmittelbar „diejenigen Luftfeuer, welche von den Seefahrern an den Maſten und Segeln zuweilen geſehen und mit den Namen **Dioscurorum, Castoris et Pollucis** betitelt werden.“ Nebenbei macht er die richtige Bemerkung, „daß der Ausdruck St. Elmos-Feuer, womit auch das an der Spitze des Kirchthurms zu Winterthur ſich zuweilen bei Ungewitter zeigende Feuer vom Volke benamt werde, ein den Spaniern abgeborgter Ausdruck ſei, welche die lechzende Flamme nennen **Fuego di St. Elmo o di Sant** *Hermo*.“ Wie richtig dieſe Bemerkung, davon gibt auch eine Stelle des Arioſt Zeugniß im **Orlando furioso,** Geſ. 19. V. 50, wo es nach Streckfuß’ Überſetzung heißt:

„Doch bald erheitre ſich des Himmels Bog n,
Verheißt St. Hermus längſt erſehnten Schein.“

Im Original iſt St. Ermo das Reimwort, ſodaß über den wahren vom Dichter gebrauchten Ausdruck kein Zweifel ſein kann.

Es iſt alſo der heilige Hermes, welcher noch jetzt, wie wir aus der vorhin angeführten Geſchichte ſehen, von unwiſſenden Matroſen mitten unter chriſtlichen Völkern angebetet wird. Wie aber der alte griechiſche Hermes zu dieſer Ehre gekommen, um dies zu zeigen wäre nöthig auf den ganzen Hermesmythos einzugehen, der nicht einſeitig, ſondern blos in Verbindung mit dem verwandten Herkulesmythos[7]) abzuhandeln. Mit Beziehung auf die naturwiſſenſchaftliche Bedeutung des dem ſamothrakiſchen Kabiren Kasmilos gleichbedeutenden Hermes können wir vorläufig auf die zu Anfang dieſes Abſchnittes citirten Abhandlungen verweiſen.

Jetzt wollen wir von Scheuchzers Anſicht des Hermesfeuers und den aus ganz gleicher Anſicht hervorgegangenen, ſchon in den Commentarien des Euſtathius zu Homers Iliade vorkommenden, den ältern des Damascius ſich anreihenden naturwiſſenſchaftlichen Combinationen zu einem nahe an 1800 Jahre alten Lehrbuche der Naturwiſſenſchaft uns wenden und ſehen, was Seneca in ſeinen Quaest. natur. über dieſen Gegenſtand ſpricht. Sogleich im erſten Capitel iſt davon die Rede. „Bei großem Sturme,“ ſagt Seneca, „erſcheinen gleichſam Sterne aufſitzend auf den Segelſtangen, wobei die Nothleidenden an den göttlichen Beiſtand des Kaſtor und Pollux denken. Ihr Vertrauen gründet ſich darauf, weil ſie wiſſen, daß der Sturm ſich nun bricht und die Winde aufhören. Bisweilen ſtürzen Feuer einher, ohne ſich anzuſetzen. In den römiſchen Lagern ſah man die Lanzen leuchten von herabfallendem Feuer, das öfters, nach Art der Blitze, Thiere trifft und Pflanzungen, aber mit geringerer Gewalt geſchleudert, nur abfließt und aufſitzt, nicht einſchlägt und beſchädigt.“

---

[6]) Unter den ältern Schriften, worin Beiſpiele der Art geſammelt, iſt das bekannte in der Mitte des 17. Jahrh. erſchienene Buch von Bartholin zu nennen, de luce hominum et brutorum. Beiſpiele aus neuerer Zeit ſind in Prieſtley’s Geſchichte der Elektricitätslehre, S. 86 u. 87 angeführt. Vergl. auch Act. Acad. Petrop. 1779. P. I. p. 233. Schon Cooke machte bei dem von Prieſtley hervorgehobenen in den philos. Transact. erzählten Fall aufmerkſam, daß die Erſcheinung elektriſchen Lichtes bei einer Frau, wenn ſie wollene Kleider auszog, vorzüglich in kalter trockener Luft wahrgenommen wurde. Daſſelbe war bei dem in Sibirien lebenden Manne der Fall, aus dem, wie in den angeführten Denkſchriften der petersburger Akademie erzählt wird, elektriſche Funken fuhren zur Winterszeit, ſo fern er auf irgend eine Art iſolirt war. Am merkwürdigſten aber iſt, was Richardſon auf der Entdeckungsreiſe nach dem Polarmeere, während des Winteraufenthaltes 1820—1821, unweit des Kupferminenfluſſes (64° 28′ NB.) wahrnahm. Hier wurden nämlich alle die nordiſchen Reiſenden zu Zeiten ſo elektriſch, daß ſogleich das Elektrometer ſtark ausſchlug, wenn ſie es berührten, und elektriſcher Geruch, wie an einer Elektriſirmaſchine, wahrzunehmen war, wenn jemand ſeine Hände zuſammenrieb. Die in den Zimmern aufgehängten Thierhäute nahmen, ſie mochten gerieben werden oder nicht, ſo ſtarke elektriſche Ladung an, daß ſie, mit den Fingern berührt, einen empfindlichen Schlag gaben, den man bis in den Elbogen fühlte (ſ. Jahrb. d. Ch. u. Ph. 1824. B. III. S. 374). Das elektriſche Phänomen alſo, wovon wir ſprechen, iſt ein recht eigentlich nordiſches, nach alterthümlichem Ausdrucke hyperboreiſches; und betrachtet man in dieſem Zuſammenhange das Nordlicht, welches unzweifelhaft elektriſcher Natur, als ein, alterthümlich zu reden, am Haupte der Erde aufſtrahlendes Dioskurenlicht: ſo wird man unwillkürlich an den hyperboreiſchen Apollo (welcher dem ſamothrakiſchen Mythenkreiſe ſich anreiht) und an den indiſchen, mitten im Nordpole glänzenden, Götterberg erinnert. Überhaupt wenn das Heidenthum eben daraus hervorging, daß man wundervolle Naturerſcheinungen mit dem darin, wie in der ganzen Natur, ſich offenbarenden unſichtbaren Gotte verwechſelte: ſo galt dies vorzüglich bei jenem wundervollen, noch am furchtbarſten Rande der Entſcheidung hülfreich erſcheinenden, leuchtenden, aber nicht verbrennenden Feuer, oder, um mit den Worten der Moſaiſchen Urkunde zu ſprechen, bei dem im brennenden, aber im Feuer ſich nicht verzehrenden, Buſch erſcheinenden Engel Gottes (Exod. III, 2), woraus das phönikiſche Heidenthum ſeinen Kasmilos gemacht hat, deſſen Name Bochart mit Recht aus dem hebräiſchen קסמ־אל (interpres dei) ableitet, während daraus, durch bloße Überſetzung ins Griechiſche, der Götterbote Hermes (von ἑρμενευειν) entſtand; in der urſprünglichen Bedeutung alſo ein Verkündiger Gottes, welchem allerdings der vom Tode wundervoll Errettete ſich näher fühlt. Und noch jetzt heißt dieſes rettende Feuer Hermesfeuer, woraus nur entſtellende Abkürzung Elmsfeuer gemacht, wie wir ſogleich ſehen werden. Selbſt unſre religiöſen Urkunden geben uns alſo Anleitung zu einer ſolchen Betrachtung des Heidenthums, wie die obige iſt, wobei es uns blos um Aufſuchung und Zuſammenreihung zerſtreuter Bruchſtücke einer zu Grunde liegenden, nur misverſtandnen Wahrheit zu thun.

[7]) Der genaue Zuſammenhang dieſer ineinander eingreifenden Mythenkreiſe iſt den Mythologen nicht blos mit Beziehung auf die Kampfſpiele, deren Vorſteher Hermes, Herkules und die Dioskuren waren, ſondern noch in vielfacher andrer Beziehung bekannt genug. Hier aber auf unſerm phyſikaliſchen Standpunkte wollen wir lediglich daran erinnern, daß die älteſte Benennung des Magnets die des Herkuliſchen Steines (Ἡρακλεια λιθος ſ. Buttmanns Abhandlung darüber) iſt, und daß auch der Herkuliſche Knoten in einem nicht zu verkennenden Zuſammenhange ſteht mit der Doppelſchlinge am Hermesſtabe, worauf ſchon (unabhängig von phyſikaliſchen Beziehungen) die Mythologen aufmerkſam wurden. Auch in einer alten Orphiſchen Kosmogenie, die Damascius in ſeinem Buche περι ἀρχων, cap. XIII. aufbewahrt hat, iſt von einer Umſchlingung der Rhea (d. i. Erde) mit Herkuliſchem Knoten die Rede, und es wird beigefügt, daß das Symbol dieſer Umſchlingung der Hermesſtab ſei.

Man ſieht alſo, daß Seneca das ruhig auf Segelſtangen ſitzende und abfließende Dioskurenfeuer blos im Grade der Heftigkeit, womit es herabſtürzt, verſchieden hält von Blitz und Feuerkugel. Und dieſe Anſicht iſt wieder ganz naturgemäß.

Von der großen Beſtimmtheit, mit welcher Plinius die Dioskuren als auf dem Meer oder dem Land erſcheinende ſternähnliche Zwillingsfeuer bezeichnet, davon war ſchon die Rede mit Beziehung auf die öfters angeführte Stelle aus der hist. nat. (II, 37). Und verlangen wir noch ältere phyſikaliſche Anſichten deſſelben Naturphänomens, ſo ſagt uns mehr als 500 Jahre vor unſrer chriſtlichen Zeitrechnung der Stifter der eleatiſchen Schule, Xenophanes, gradezu, die über den Schiffen erſcheinenden Sterne, welche man Dioskuren nenne, ſeien in eigenthümlicher Bewegung befindliche leuchtende Wolken[8] (τους επι των πλοιων φαινομενους οἱον αστερας, οὓς και Διοςκουρους καλουσι, νεφελια ειναι κατα την ποιαν κινησιν παραλαμποντα). Und von herabſtürzenden Gewitterwolken rührt ja die Erſcheinung her.

Nun dies alles, was hier im wörtlichen und zuvor (durch obige Figur) im bildlichen Ausdruck angeführt iſt, zuſammengenommen, wollen wir fragen, ob man ſich über eine Sache deutlicher ausdrücken könne, als ſolches vom Alterthume hinſichtlich auf die Bedeutung des Wortes Dioskuren geſchehen iſt? Und was ſoll man alſo denken von einem gelehrten Naturforſcher, deſſen Urtheil man achten möchte, wenn er im vollen Ernſte vornehm thuend in der Art ſich ausdrückt: „man brauche blos zu wiſſen, daß jemand die Dioskuren und die beiden Elektricitäten für gleichbedeutend halte, um ſich auf eine ſolche Schwärmerei nicht weiter einzulaſſen. Gar nicht zur Sprache dürfe man kommen laſſen eine ſolche Behauptung, wodurch die neue Zeit des Ruhms einer ihrer ſchönſten Entdeckungen beraubt werden ſolle ꝛc. ꝛc.“ Darauf iſt nicht zu antworten, da von einem Verwerfen ohne Prüfung, aus angeblich höherm Standpunkte, geltend gewordener Sitte gemäß, die Rede; nur die allzuängſtliche Sorge für den Ruhm des Augenblickes iſt zu beklagen.

Wir aber bitten den geneigten Leſer, unter der von allen Philologen zugeſtandenen Vorausſetzung, daß die Orphiſchen Hymnen aus alten geheiligten Ausdrücken der Myſterien zuſammengeſetzt ſeien, den Orphiſchen Hymnus auf die Kureten zu leſen und zu verſuchen, ob er dabei das Bild jener einmal in der öffentlichen Meinung geltend gewordenen, umherziehenden, lärmenden Prieſter der Naturgöttin Kybele feſthalten kann. Kaum ein einziges Wort paßt auf Prieſter. Aber herrlich iſt der Hymnus, ſinnvoll in jedem Worte, wenn man dabei an die elektriſchen Gewalten denkt, und überraſcht wird der Phyſiker noch gegen Ende des ſchönen Hymnus durch die Verſe:

Korybanten, Kureten, Obherrſchende, übergewaltige,
Anakes in Samothrake, zugleich Dicskuren benamet,
Ewig fließende Hauch’, erfriſchenden Lüften vergleichbar,
Himmliſche Zwillinge dort heißt ihr in olympiſcher Wohnung.

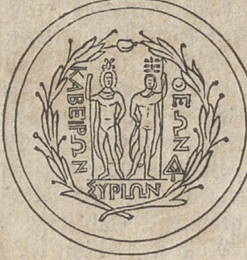
In der That die Elektricitäten ſind nicht blos himmliſche Zwillinge, da ſie paarweiſe ſtets auftreten, ſondern ſie kündigen ſich ausſtrömend auch als kühlende luftähnliche Hauche an (welcher Ausdruck dem Originale noch näher kommt) die als ewig fließende mit Recht bezeichnet werden, weil die Quelle der Elektricitäten unerſchöpflich, indem der Einen Tod zugleich der Moment des Auflebens der Andern, und dabei dennoch beide unzertrennlich, was der Mythos von den Dioskuren ſo bezeichnend ausdrückt, daß er eben dadurch aufhört Mythos zu ſein und zum Ausdrucke der Naturwahrheit ſelbſt wird. Und nun in dieſem Zuſammenhange wollen wir uns erinnern an die bedeutſamen Überlieferungen des Alterthums hinſichtlich auf untergegangene Kenntniß der Vorzeit von der Natur, Beherrſchung und Hervorrufung des im Blitz erſcheinenden Feuers, eine Kenntniß, die man in alter römiſcher Zeit, als dem einmal geltend gewordenen Götzendienſte gefährlich, durch Bücherverbrennung zu unterdrücken ſuchte (ſ. Allgem. Lit.-Zeit. Jahrg. 1833. N. 131), und zugleich wollen wir hinblicken auf die von Fiſcher in der ſchon vorn angeführten Schrift ſo ſchön zuſammengeſtellten ſinnvollen, alterthümlichen Blitzabbildungen, welche, ſogar im Widerſtreite mit der Erſcheinung, blos das innerſte Weſen des elektriſchen Feuers bezeichnen.

Übrigens ſehen wir auch wieder aus dem eben erwähnten Orphiſchen Hymnus, daß, wie Strabon ſagt (Geogr. X. c. 3. §. 7. p. 156. edit. Sieb.), Korybanten, Kureten, Dioskuren, Kabiren (durch ευδυνατοι hier überſetzt) und Anakes der Hauptſache nach daſſelbe bedeuten. Die „Anakes in Samothrake“ aber wurden im Griechiſchen durch Misverſtand in ανακτες (ανακτες παιδες) verwandelt. Schon Voſſius (De origine idololatriae deque naturae mirandis, quibus homo adducitur ad deum, lib. I. p. 38) erkannte darin die Kinder Anak, jene Rieſenkinder, deren in den Büchern Moſis gedacht wird, worüber indeß noch Vieles beizufügen wäre. Denn wir haben bisher der phönikiſchen Kabirenlehre noch gar nicht gedacht, welche Schelling auf dem allerdings gefährlichen Standpunkt etymologiſcher Combinationen vielſeitig abhandelte.

Ebenſo wenig ſind wir noch eingegangen auf die alterthümliche Bilderwelt, obwol durch die Abbildungen der Dioskuren die bezeichnete Sache ſchärfer, als dies mit Worten möglich, dargeſtellt wird, jedoch blos für das Auge des mit den feinſten Beziehungen der Elektricitätslehre vertrauten Phyſikers, ſodaß wir uns hier lediglich auf die literariſchen Nachweiſungen zu Anfange dieſes Artikels beziehen können. Nur ein einziges Bild wollen wir mittheilen, weniger mit Hinſicht auf Phyſik, als mit Beziehung auf Kunſtgeſchichte. Man wird ſich nämlich bei dem Anblicke dieſer Figur leicht überzeugen, daß die Kabiren nicht immer als Pygmäen abgebildet wurden, ſondern der Typus griechiſcher Dioskurenbilder wirklich dem der ſyriſchen Kabirenbilder entſpricht. Montfaucon, der dieſes Bild auf einer dem erſten Theile S. 194 nachträglich angehängten Kupfertafel abbilden ließ, ſagt (im Jahre 1722), daß ſich dieſe in ihrer Art einzige Antike im Cabinete des Herrn de Boze, Secretairs der pariſer Akademie, befinde. Man möchte wol wiſſen, wo ſie gegenwärtig zu finden. Die Umſchrift zeigt, daß von ſyriſchen Kabiren die Rede, und der Anblick dieſes Bildes gibt alſo einen neuen Beweis, außer den von Hemſterhuis in einer Note zu Lucians Dialog, Dioskuren überſchrieben, angeführten Gründen dafür, daß Dioskuren und Kabiren dieſelben Weſen[9], wogegen Lobeck in ſeinem gelehrten Werk über die Myſterien der Alten (II, 1212) nur eine einzige Stelle aus Herodot (II, 43) anzuführen weiß, worin es heißt, daß den Ägyptiern der Name der Dioskuren unbekannt geweſen. Der Zuſammenhang aber, worin Herodot dies ſagt, vom griechiſchen und ägyptiſchen Herkules ſprechend, zeigt deutlich, daß er ſtreng die griechiſchen Dioskuren, die Tyndariden, Kaſtor und Pollux, meint, welche, wie auch ſchon in vorhergehender Abhandlung hervorgehoben, ſich in die Ehre der alten Kabiren einſchlichen. Und daß blos von dem Namen der griechiſchen Dioskuren die Rede, wiederholt Herodot zum Überfluß im 50. Capitel. Mit Recht aber ſagt Welcker in der Äſchyliſchen Trilogie S. 225: „Es ſcheint keinem Zweifel unterworfen, daß die Tyndariden als Heroen nicht erſt auf die alten Götter übergetragen, ihnen untergeſchoben, ſondern zu ihrer Auslegung erdichtet, die Götter zu Heroen herabgeſunken ſeien in einer Zeit, als vergötterte Menſchen überhaupt mehr Glauben fanden, als unbegriffene oder durch den Aberglauben entſtellte Dämonen." Hat der Aberglaube die Naturkräfte zu Dämonen gemacht, ſo ſind die Überlieferungen einer mehr unterrichteten Vorwelt nun bei den Fortſchritten der Naturwiſſenſchaft verſtändlicher, als ſie dem hiſtoriſchen Alterthume ſein konnten. Und in dieſem Sinne blicke man obige Antike genau an.

---

[8] S. *Plutarch*, de placitis philos. Lib. II. cap. 18 und *Stobaei* eclog. phys. P. I. T. II. p. 812. edit. Her.



Wer auch nur ein wenig mit elektriſchen Verſuchen bekannt, nur die elektriſchen Lichterſcheinungen im Dunkeln oder die Lichtenbergiſchen Figuren geſehen hat, bemerkt ſogleich bei dem erſten Anblicke dieſer alte Gemme, daß die eine Figur mit dem Strahlenbüſchel der poſitiven Elektricität über dem Haupte, die andre mit dem Lichtſcheine der negativen um das Haupt verſehen iſt. Von Vereinigung der beiden Elektricitäten alſo, vom Zwillingsfeuer des elektriſchen Funkens oder Stroms, iſt die Rede, deſſen Bewegung von Oben nach Unten (wie ſie im Blitze ſo häufig vorkommt) bezeichnet wird durch die Stellung der Figuren, deren Bedeutung ſich alſo dem Phyſiker nun von ſelbſt ergibt, durch die Art der Drehung ausgeſprochen; denn wer mit den Erſcheinungen des Elektromagnetismus vertraut iſt, der weiß, daß man davon nicht ſprechen kann, ohne menſchliche oder thieriſche Figuren zu Hülfe zu nehmen. Pouillet[10] rühmt von Ampère, daß er, um dieſe Erſcheinungen zu bezeichnen, ſich nicht begnüge, dem elektriſchen Strom eine Richtung zu geben, ſondern ihm auch Kopf und Füße eine rechte und eine linke Seite gebe, einen Menſchen daraus mache. Faraday[11] in ſeiner berühmten Abhandlung über Magnetoelektrismus gibt dieſem elektromagnetiſchen Strom-Menſchen für gewiſſe Fälle, um die Verſtändigung zu erleichtern, ſogar eine Uhr in die Hand. Aber alle von dieſen und andern Phyſikern ausgedachten Kunſtgriffe, um ſich über ſo verwickelte Erſcheinungen, zu deren ſcharfen Bezeichnung die Wortſprache nicht genügen will, durch eine phyſikaliſche Zeichenſprache zu verſtändigen, reichen nur immer für wenige einzelne Fälle aus und miſchen der hier unentbehrlichen Zeichenſprache Willkürlichkeiten ein. Dagegen iſt jenes alte Kabirenbild frei von jeder Willkürlichkeit, blos ein Ausdruck der Erſcheinung, und eben darum eine alle einzelnen Fälle umfaſſende allgemeine Formel, eine wahre ſymboliſche Hieroglyphe im alterthümlichen Sinne. Durch die Bewegung der Figuren rechts und links, perpendicular alſo auf die Richtung ihrer Stellung, wird die Lage der elektromagnetiſchen Tangente bezeichnet; und wie viele Aufgaben ſich vermittels dieſes Bildes mit Leichtigkeit unmittelbar beantworten laſſen, davon ſind Beiſpiele zu finden im Jahrbuche der Chemie u. Phyſik 1826. B. I. S. 71, 72 und B. III. S. 315. Noch intereſſanter aber und anregend zu experimentellen Forſchungen ſind diejenigen Antiken, wo die Dioskuren auf eine durchaus ſcharf und ſinnig bezeichnende Weiſe mit Waſſernymphen, z. B. (ſ. ebend. III, 297—312) oder mit einem Herkules oder einem höchſt alterthümlichen Jupiter, oder mit einer Feuerflamme verbunden vorkommen. Um ſich zu überzeugen, daß ſelbſt der bekannte Hermesſtab (der urſprünglich kein Schlangenſtab, wie ſchon von Andern nachgewieſen wurde) höchſt ſinnvoll ſei als elektromagnetiſches Symbol, dazu braucht man blos dem im Jahrb. d. Chem. u. Phyſ. 1827. B. II. S. 246 angeführten Verſuch eine etwas andre Geſtalt zu geben. — Aber wir können hier nicht weiter eingehen weder ins Gebiet verwandter Mythenkreiſe, noch ins phyſikaliſche Gebiet. Es genügte die Sache zu berühren, um wo möglich Philologen, Alterthumsfreunde und Künſtler anzuregen, ſich mehr mit Phyſik, ſowie die Phyſiker ſich mehr mit dem Alterthume zu befreunden. (*Schweigger.*)

---

[9] Auch der Bilderwelt entſpricht alſo der Ausdruck *Διοσκουροι Καβειροι*, in welcher Beziehung ſchon Hemſterhuis bemerkt: „apud Gruter. p. 319. Insc. 2. Gaji mentio reperitur Acharnensis *ἱερεως γενομενου θεων μεγαλων Διοσκουρων Καβειρων.*"

[10] Élémens de Physique expérimentale; seconde edit. (Paris 1832.) T. I. P. II. p. 242.

[11] Philos. Transact. 1831. T. II. p. 134.

DIOSKURIA, Name der Feſte, welche den Dioskuren zu Ehren gefeiert wurden. An denen zu Kyrene (Schol. *Pind.* Pyth. V, 629) und Sparta erfreute man ſich der Gaben des Bakchos und der Kampfſpiele. In Athen waren ihnen die Anakien gewidmet (*Hesych.*), an welchen man ihnen dreierlei (*τριττιαι*), Bock, Widder und Schwein, opferte (vielleicht mit Anſpielung auf die Tritopatoren), welches Opfer das Fremdlingsopfer (*ξενισμοι*) hieß, weil die Dioskuren in Attika nicht heimiſch waren. Ihr Tempel in Athen hieß Anakeion. Sie waren hier ſtehend und ihre Söhne, Mneſikeus und Anogon (*Apollod.* III, 11, 2), oder Anaxis und Mneſinos (*Paus.* II, 22; cfr. III, 18) zu Pferde abgebildet. Dieſen Tempel hatte Polygnotos durch Darſtellung ihrer Thaten, Mikon durch Abbildung des Argonautenzuges geſchmückt. Zu Amphiſſa in Lokris feierte man ihnen (oder auch den Kureten oder Kabiren, was im Begriff aber eins iſt) das Feſt der jungen Anakten (*ἑορτη ἀνακτων παιδων*, vermuthlich weil ſie als Kinder gedacht wurden oder in kleinen Bildſäulen vorgeſtellt waren). S. *Spanh.* zu Callim. H. in Pall. v. 24. (*Richter.*)

DIOSKURIAS, *Διοςκουριάς*, Strabon (lib. II. p. 497), Ptolemäos (V, 10), Arrianos (periplus ponti Eux. II, 18), Agathemeros (p. 250. ed. Gronov.), Stephanos von Byzantion, Plinius (H. N. VI, 5), dazu mehre Münzen bei Raſche und Eckhel. Einige Andre ſchreiben dagegen Dioskorias, als Mela (I, 19, 14), Solinus (c. 15), Ammianus Marcellinus (lib. XXII, 8, 24). Wieder Andre ſchreiben Dioskoris, als Skylax (p. 77. ed. Gron) und Hyginus (fab. 275). — Ihren Namen hatte die Stadt von den Dioskuren Kaſtor und Polydeukes, als ihren Erbauern, bei Gelegenheit des Argonautenzuges, nach Appianos (Mithrid. 101) und Hyginus. Indeſſen ſtimmen mit dieſer Angabe andre Nachrichten nicht überein. .Stephanos berichtet, nach dem Nikanor habe die Stadt früher Äa geheißen, und damit wird ſie dann als die Hauptſtadt der Kolchier bezeichnet. Aber auch dieſe Bemerkung ſteht ganz vereinzelt da, zumal da man die Glaubwürdigkeit jenes Gewährsmannes nicht einmal abzuſchätzen vermag. Wieder andre Schriftſteller verſichern, daß die Wagenlenker der Dioskuren ſie gegründet hätten und zugleich die Stifter des dort herumwohnenden Volks der Heniocher wären. Jedoch weichen ſie auch in der Bezeichnung der Namen dieſer Wagenlenker von einander ab. Nach Plinius, der ſeine Quelle nicht nennt, heißen ſie Amphitos und Telchios, nach Strabon und Juſtinus (lib. XLII, 3) Rhekas und Amphiſtratos, nach Ammianus und Solinus (c. 15) Amphitos und Kerkios. Euſtathios (zu *Dionys.* Perieg. 687) gibt keine Namen an. Am meiſten Glauben verdient daher des Arrianos Angabe, daß Dioskurias eine Colonie der Mileſier ſei. Ihre Lage gibt Strabon genau an, indem er ſie den öſtlichſten Punkt des Pontos Euxeinos nennt, und hinzuſetzt: daher heiße dieſer Punkt auch der Winkel des Meeres und die äußerſte Fahrt. Deshalb kann Arrianos dieſe Stadt auch die Grenze der römiſchen Herrſchaft nennen. Nach Strabon lag ſie am Fluſſe Charis, nach Plinius am Anthemus. Sie war aber ein bedeutender Markt für die kaukaſiſchen Völkerſchaften; es ſollen dahin 70, oder nach Timoſthenes (bei Plinius) ſogar 300 durch Sprache verſchiedne Völkerſchaften des Handels wegen gekommen ſein. Plinius aber behauptet, die Römer hätten deswegen dort 130 Dolmetſcher gehalten, doch war der Ort zu ſeiner Zeit ſchon verödet. Noch jetzt ſcheint der Flecken Iskuria (bei Chardin: Isgaur) in der Nähe des Fluſſes Marmor auf den Namen der alten Stadt hinzuweiſen. — Nach Stephanos, Ptolemäos und Arrianos hieß Dioskurias aber auch Sebaſtopolis. Plinius allein ſcheint dagegen zu ſein, denn er nennt (H. N. VI, 4) Sebaſtopolis ein Caſtell der Abſiller und unterſcheidet (H. N. VI, 5) Dioskurias von Sebaſtopolis: A Dioscuriade oppidum Heracleum, distat a Sebastopoli 70 M. P. Mannert glaubt aber, daß Plinius damit nicht zwei verſchiedne Orte bezeichne, ſondern daß er zuerſt die ältere Benennung gebrauche, und bei der Maßbeſtimmung die neuere. Deswegen nimmt er wegen H. N. VI, 4 an, daß Sebaſtopolis eigentlich die Citadelle von Dioskurias geweſen ſei. Überzeugend ſind jedoch ſeine Gründe nicht. (Vgl. Rommels Strabon. Caucas. reg. et gentium descriptio 1804.) (*L. Zander.*)

DIOSMA. Eine von Linné nach dem ſtarken Geruche der meiſten Arten (*δίοσμος*, durchdringender Geruch) ſo genannte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe, und mit mehren andern Gattungen eine eigne natürliche Familie, **Diosmeae**, bildend. Char. Der Kelch fünftheilig oder fünfblätterig; fünf mit den Kelchabſchnitten abwechſelnde Corollenblättchen; fünf fruchtbare Staubfäden ſind innerhalb der Corollenblättchen und mit dieſen abwechſelnd auf einer gelappten, die Baſis des Fruchtknotens umgebenden Scheibe eingefügt; fünf unfruchtbare Staubfäden ſtehen als Fäden, als kleinere Corollenblättchen, oder als Schüppchen dazwiſchen, oder fehlen gänzlich; die Antheren tragen an der Spitze einen drüſigen Fortſatz; der Griffel iſt fadenförmig, die Narbe knopfförmig; fünf (bisweilen durch Fehlſchlagen nur zwei bis vier) meiſt einſamige, an der Baſis mit einander verwachſene, an der Spitze mit einem kurzen Stachel verſehene Fruchtkapſeln öffnen ſich in zwei Klappen nach Innen (*Adr. de Jussieu*, Mém. du Mus. XII. t. 18—20; *Bartling* et *Wendland*, Diosm. t. A. et B.; *Gärtner*, De fruct. t. 94). Wildenow, Wendland und Bartling haben nach der verſchiednen Bildung der unfruchtbaren Staubfäden und nach der Länge des Griffels mehre Gattungen von D. getrennt, welche aber vielfach ineinander übergehen und daher nur für Unterabtheilungen gelten können. Dieſe Gattungen ſind: **Adenantra** *Willd.* (**Glandulifolia** *Wendl.*, **Okenia** *Dietrich*), **Coleonema** *Bartl.*, **Acmadenia** *B.*, **Barosma** *Willd.* (**Hartogia** *Bergius* z. Th., **Parapetalifera** *Wendl.*), **Agathosma** *Willd.* (**Hartogia** *Berg.* z. Th., **Bucco** *Wendl.*), **Macrostylis** *Bartl.* und **Euchaetis** *Bartl.*

Die zahlreichen Arten der Gattung D. (es ſind deren gegen 80 bekannt) wachſen als Sträucher mit den ihnen im Äußern ſehr ähnlichen Eriken am Vorgebirge der guten Hoffnung. Ihre gegenüber oder zerſtreut ſtehenden, einfachen, meiſt ganzrandigen Blätter ſind, beſonders auf der untern Seite und zuweilen an der Baſis mit Drüschen beſetzt, welche ein ſtarkriechendes, ätheriſches Öl enthalten. Die größern oder kleinern, weißen, bläulichen oder röthlichen Blumen ſtehen einzeln oder in Büſcheln, Dolden und Knöpfen in den Blattachſeln oder am Ende der Zweige. Wegen ihrer Heilkräfte ſind vorzüglich drei Arten zu nennen: 1) **D. crenata** *Linn.* (Barosma *Willd.*, *? Loddiges* bot. cab. t. 404) mit gegenüberſtehenden, kurzgeſtielten, lederartigen, glatten, eiförmigen, zugeſpitzten, durchſcheinend punktirten, am Rande drüſiggeſägten Blättern und einzeln in den Blattachſeln ſtehenden, geſtielten, weißen Blüthen. 2) **D. serratifolia** *Ventenat* (Malmais. II. t. 77, *Curtis* bot. mag. t. 456, *Loddig* bot. cab. t. 373, Parapetalifera serrata *Wendl.* coll. I. t. 34) von D. crenata nur durch die längern, linien-lanzettförmigen, dreinervigen Blätter verſchieden. Die Blätter beider Arten (von denen die letztgenannte nach Ventenats, vielleicht irriger Angabe auch bei Botany-Bay in Neuholland vorkommen ſoll) ſind neuerdings unter dem Namen Buckoblätter (Folia Diosmae crenatae) über England in die Apotheken des Continents gekommen. Sie ſind von ſtark aromatiſchem Geruch und Geſchmack, und enthalten nach Cadet de Gaſſicourt, neben einem ätheriſchen Öle, Gummi, Chlorophyll und Harz. Außerdem hat R. Brandes etwa vier Procent einer hellbräunlichgelben, in Waſſer, wäßrigem Weingeiſt und Säuren löslichen, durch Metallſalze nicht fällbaren extractiven Subſtanz von etwas ſtechendbitterm Geſchmacke, Diosmin von ihm genannt, darin gefunden; das ätheriſche Öl beträgt 34 Gran, das Grünharz 20, und ein Halbharz 90 Gran. Die übrigen Miſchungstheile ſind: Eiweiß, Gummi, Faſer, Salze ꝛc. (Vgl. Lieſchnig in R. Brandes' Archiv des nördl. Apothekervereins XVIII, 3 u. Brandes Ebend. XXII. S. 229) Nach Burchell vermengen die Hottentotten das Pulver der Buckoblätter mit Thierfette zu einer Salbe, und reiben damit ihre Haut gegen Einwirkungen der Sonne und des Wetters ein. Überhaupt ſind ſie, nach Firnhaber, Jobſt u. A., ein kräftiges Reizmittel auch innerlich genommen zur Stärkung der Hautorgane, um deren Ausdünſtung zu befördern. Außerdem dienen ſie als berühmtes Diureticum, vorzüglich bei krankhafter Reizbarkeit der Genitalien und bei geſtörter Thätigkeit der Harnorgane, ſowie im wäßrigen oder weinigen Aufguſſe (½—1 Unze mit heißem Waſſer zu 6 Unzen Colatur Stunde lang digerirt, alle Stunden einen Eßlöffel voll) gegen die indiſche Cholera und gegen rheumatiſche, gichtiſche und katarrhaliſche krampfhafte Bruſtbeſchwerden; äußerlich, in Tüchern aufgelegt, räth man ſie gegen aſtheniſche Entzündungen der Hautoberfläche, bei Verrenkungen, Quetſchungen, bei friſchen Wunden ꝛc. mit Eſſig oder Branntwein ausgezogen (vgl. *H. A. Möckel*, De diosma crenatas. Lips. 1830., Hoffmann in Ruſts Mag. f. d. geſ. Heilk. 1831. XXXVI. S. 198 ꝛc.). Der Engländer Rich. Reece empfahl ſie zuerſt in Europa (1824) als ein die Bärentrauben-Blätter (Fol. Aretostaphyli Uvae ursi) übertreffendes, harntreibendes Mittel. 3) **D. hirsuta** *Linn.* (*Lamarck* illustr. t. 127. f. 4, *Wendl.* coll. I. t. 27) mit zerſtreut ſtehenden, linienförmigen, borſtig-zugeſpitzten, zottigen Blättern, kurzbehaarten Zweigen und doldentraubigen bläulichweißen Blüthen am Ende derſelben. — Die Coloniſten des Vorgebirges der guten Hoffnung lernten den Gebrauch der Blätter dieſer Art mit dem Namen Bocko- oder Buckoblätter von den Hottentotten kennen und bereiten daraus ein flüchtiges Öl, deſſen ſie ſich äußerlich gegen Rheumatismen, Krämpfe und Lähmungen bedienen. (*A. Sprengel.*)

DIOSMEAE. Dieſe dikotyledoniſche Pflanzenfamilie hat Rob. Brown (Gen. rem. p. 13) zuerſt von den Rutaceen, zu denen ſie A. L. de Juſſieu (Gen. pl. p. 298) und Candolle (Prodr. I. p. 709) mit den meiſten Botanikern rechneten, getrennt, und Adr. de Juſſieu (Mém. du Mus. XII.) genauer beſtimmt. Die hierher gehörigen Gewächſe ſind Sträucher oder Bäume, ſehr ſelten Kräuter mit zerſtreut oder gegenüber ſtehenden, einfachen, ſelten unpaargefiederten, lederartigen, oft drüſigpunktirten, meiſt ganzrandigen Blättern. Ihre Blüthen ſind in der Regel zwitterig und regelmäßig, einfach oder zuſammengeſetzt. Der Kelch iſt frei, meiſt ſtehenbleibend, fünf- oder vierſpaltig: die Abſchnitte liegen in der Knospe dachziegelförmig über einander. Die fünf oder vier Corollenblättchen ſtehen abwechſelnd mit den Kelchabſchnitten, ſind hinfällig oder ſtehenbleibend, oft nagelförmig und dann in der Knospe dachziegelförmig, ſelten an der Baſis breit und dann mit einander verwachſen und in der Knospe klappenförmig: ſie ſind gewöhnlich auf einer drüſigen Scheibe oder auf einem krugförmigen Organe, welches die Baſis des Fruchtknotens umgibt, ſeltener unmittelbar unter dem Fruchtknoten eingefügt; ſehr ſelten fehlen ſie ganz. Die Staubfäden ſtehen ein wenig oberhalb der Corollenblättchen und ſind mit dieſen von gleicher Zahl oder doppelt ſo viel, wo dann oft die den Corollenblättchen gegenüberſtehenden unfruchtbar und von mannichfacher Geſtalt ſind; bisweilen zeigt ſich bei den Staubfäden Verwachſung. Die zweifächerigen, in zwei Längsritzen nach Innen aufſpringenden Antheren ſind mit den Staubfäden durch eine Gliederung verbunden, und haben oft an der Spitze einen drüſigen Fortſatz. Der Fruchtknoten beſteht aus fünf oder vier mehr oder weniger mit einander verwachſenen Eierſtöcken, deren jeder zwei (ſelten vier) Eierchen enthält. An dem innern Rand, etwas unterhalb der Spitze eines jeden Eierſtockes, ſteht ein cylindriſcher Griffel. Die Griffel ſind in der Regel mit einander verwachſen und tragen zuſammen eine drei- bis fünfgefurchte oder gelappte Narbe. Fünf oder vier, ſelten drei zweiklappige, ein- oder zweiſamige, nach Innen aufſpringende, oft gehörnte Fruchtkapſeln ſind an der Baſis mit einander verbunden; ſelten ſchlagen ſie bis auf eine fehl. Die Kapſeln beſtehen aus einer doppelten Hülle: die äußere (**sarcocarpium**) iſt lederartig, querrunzelig, drüſig-punktirt oder kurzſtachelig, und löſt ſich bei der Fruchtreife von der innern (**endocarpium**) glatten, knorpeligen. Die Samen ſind ablang, ſtumpf und glatt; der Eiweißkörper unbeträchtlich, fleiſchig, oder ganz fehlend; der Embryo grade oder gekrümmt, das Würzelchen oft nach Oben gerichtet, die Samenlappen mit den Samen von gleicher Form.

Die Diosmen ſind zunächſt mit den Rutaceen verwandt, von denen ſie nur in der Fruchtbildung weſentlich abweichen.

Sie zerfallen nach Adr. de Juſſieu in fünf Gruppen:

I. Diosmeae verae. Regelmäßige Blüthen, hermaphroditiſch oder ſelten getrennten Geſchlechts; fünf (vier) Kelchabſchnitte, Corollenblättchen und fruchtbare Staubfäden; die Eierſtöcke feſt mit einander verwachſen, bisweilen nur einer, jeder Eierſtock mit zwei Eierchen; der Eiweißkörper unbedeutend oder ganz fehlend; zuweilen mehre Embryonen in einem Samen. Hierher die Gattungen: **Diosma** *Linn.*, **Calodendron** *Thunb.*, **Polembryum** *Adr. Juss.*, **Empleurum** *Solander*. Die Gewächſe dieſer Gruppe haben einfache Blätter und ſind auf die Südſpitze von Afrika beſchränkt, wo ſie auf ſonnigen, trocknen Hügeln wachſen. Über ihre Heilkräfte ſ. d. Art. **Diosma.**

II. Boronieae. Regelmäßige Blüthen; vier oder fünf Kelchabſchnitte und Corollenblättchen; vier, acht oder zehn, zuweilen verwachſene Staubfäden; zwei Eierchen in jedem der bisweilen getrennten Eierſtöcke; der Embryo in der Längsaxe des fleiſchigen Eiweißkörpers. Zu dieſer Gruppe gehören die Gattungen: **Boronia** *Smith*, **Correa** *Sm.*, **Zieria** *Sm.*, **Diplochlaena** *R. Brown*, **Phebalium** *Ventenat*, **Crowea** *Sm.*, **Eriostemon** *Sm.*, **Philotheca** *Rudge*. Die Boronieen haben einfache oder zuſammengeſetzte Blätter und ſind nur in Neuholland und auf den benachbarten Inſeln einheimiſch. Über ihre Nutzbarkeit iſt nichts bekannt. Sie dienen aber, wie die eigentlichen Diosmeen, unſern Gewächshäuſern zur beſondern Zierde.

III. Pilocarpeae. Die Blüthen regelmäßig; vier oder fünf Kelchabſchnitte und Corollenblättchen, welche letztre zuweilen zu einer Röhre verſchmelzen; vier, fünf, acht oder zehn Staubfäden; die Eierſtöcke gewöhnlich mit einander verwachſen, in jedem zwei Eierchen, ſelten eins; der Eiweißkörper oft fehlend. Dieſe Gruppe beſteht aus den Gattungen **Pilocarpus** *Vahl*, **Melicope** *Forster*, **Evodia** *Forster*, **Metrodorea** *St. Hilaire*, **Hortia** *Vandelli* (ſ. d. Art. **Galipea**), **Choisia** *Kunth*, (**Juliania** *Lexarza*). Die hierher gehörigen Gewächſe ſind im tropiſchen Amerika, auf Neuſeeland und den Freundſchaftsinſeln einheimiſch und haben häufiger zuſammengeſetzte als einfache Blätter. Die Rinde der **Evodia febrifuga** *St. Hil.* und **Hortia brasiliana** *Vand.* in Braſilien zeigen dieſelben fieberwidrigen Kräfte, wie mehre Pflanzen der folgenden Gruppe.

IV. Cusparieae. Oft unregelmäßige Blüthen; fünf Kelchabſchnitte und Corollenblättchen, welche letztre oft zuſammenhängen; fünf Staubfäden, bisweilen mit einander verbunden, oder einige fehlſchlagend; fünf, meiſt mit einander verwachſene Eierſtöcke, jeder mit zwei Eierchen; der Eiweißkörper meiſt fehlend; der Embryo gekrümmt; die großen Samenlappen oft gerunzelt-zuſammengefaltet. Dieſe Gruppe begreift die Gattungen: **Galipea** *Aublet* (**Bonplandia** *Willdenow*), **Spiranthera** *St. Hilaire*, **Almeidea** *St. Hil.*, **Ticorea** *Aubl.* und **Monneria** *Löfling*. Die hierher gehörigen Pflanzen ſind dem tropiſchen Amerika eigenthümlich und haben gewöhnlich gedreite, ſelten einfache Blätter. Mehre Arten ſind in ihren aromatiſch-bittern Rinden officinell, z. B. **Galipea Cusparia** *St. Hil.* (**Bonplandia trifoliata** *Willd.*, die Angoſtura) und **Ticorea febrifuga** *St. Hilaire*.

Über die Gattung **Almeidea** *St. Hil.* dieſer Gruppe mag hier das Nöthige folgen, da ſie im zweiten Theile der Allg. Encykl. fehlt. Sie gehört zur erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe. Aug. de St. Hilaire nannte ſie ſo zu Ehren des in Braſilien anſäſſigen Portugieſen Johann Rodriguez de Almeida, welcher ihm bei ſeinen Reiſen mannichfache Unterſtützung gewährte. Char. Der Kelch klein, fünftheilig, hinfällig; fünf nagelförmige, aufrechte Corollenblättchen, welche viel länger als der Kelch ſind; die Staubfäden flach, in der Mitte bärtig; eine krugförmige Drüſe um die Baſis des Fruchtknotens; der Griffel einfach mit fünflappiger Narbe; fünf einſamige, zweiklappige, an der Baſis mit einander verwachſene Fruchtkapſeln (*Adr. de Juss.* **Mém. du Mus. XII. t. 23. f. 33.** Die ſechs bekannten Arten ſind braſiliſche Sträucher mit abwechſelnden oder gegenüberſtehenden, einfachen, ganzrandigen, wie Kelch und Corolle durchſcheinend-punktirten Blättern und am Ende der Zweige Trauben oder Rispen bildenden rothen, blauen oder weißen Blumen. **1) Alm. lilacina** *St. H.* **(Bull. de la soc. phil. 1823. p. 129, plant. us. du Brés. I. p. 144. t. 15)**; **2) Alm. rubra** *St. H.* **(l. c., fl. Bras. mer. I. p. 86. t. 18)**; **3) Alm. longifolia** *St. H.* (in *Candolle* **Prodr. I. p. 729)**; **4) Alm coerulea** *St. H.* **(l. c., Aruba coerulea** *Nees* **et** *Martius* **in Nov. act. nat. cur. XI. p. 174. t. 27)**; **5) Alm. alba** *St. Hil.* **(l. c., Aruba alba** *N.* **et** *M.* **l. c. p. 175. t. 28**, nach St. Hilaire's ſpätrer Anſicht, **Fl. Bras. mer. p. 85. not. 1.**, gehört dieſe Art vielmehr zu **Galipea**); und **6) Alm. acuminata** *St. H.* (in *Cand.* **l. c.**).

V. Dictamneae. Unregelmäßige Blüthen; fünf Kelchabſchnitte und Corollenblättchen, welche letztre mit den zehn fruchtbaren Staubfäden unterhalb des aus fünf Eierſtöcken, jeder mit vier Eierchen, zuſammengeſetzten Fruchtknotens eingefügt ſind; der Eiweißkörper dick und fleiſchig, in der Längsaxe deſſelben der umgekehrte Embryo mit flachen, abgeſtutzten Samenlappen und ſpitzem, zweiblätterigem Federchen. Die Dictamneen werden nur durch die eine Gattung **Dictamnus** *Brunfels* vertreten, von welcher nur eine Art, **D. albus** *Linn.*, bekannt iſt. Dieſes perennirende Kraut mit gefiederten Blättern iſt im gemäßigten Theile von Europa, als die einzige Pflanze der Familie der Diosmeen, einheimiſch. S. d. Art. **Dictamnus.** (*A. Sprengel.*)

DIOSPOLIS. Mehre Städte dieſes Namens kommen bei den Alten vor. 1) Die erſte Stadt Diospolis lag nach Strabon (**XII.** p. 556 etc.) im Königreiche Pontos, nahe an Armenien, in der fruchtbaren Landſchaft Phanoröa an der Oſtſeite gegen das Gebirge Paryadres hin, ungefähr 150 Stadien ſüdlicher als die Stadt Eupatoria oder Magnopolis, welche an der Vereinigung der Flüſſe Iris und Lykos erbaut war. Sie hieß früher Kabeira (*τὰ Κάβειρα*) und war berühmt durch den Tempel des Men oder der Selene (des Mondes) mit dem Beinamen Pharnakes und war die Reſidenz des berühmten pontiſchen Königs Mithridates, der dort, wie es ſcheint, die erſte Waſſermühle, einen Thiergarten und Menagerie, ſowie Bergwerke anlegen ließ. Bei dieſer Stadt wurde aber auch Mithridates im Jahre 683 d. St. R. vom Lucullus in einem entſcheidenden Treffen beſiegt. Als Pompejus dann nach dem Pontos kam, ſo vergrößerte und verſchönerte er die Stadt und nannte ſie Diospolis oder Diopolis. Noch mehr aber gewann dieſelbe durch die kluge Königin Pylhodoris, die Witwe zuerſt des Königs Polemon, dann des Archelaos, welche noch zu Strabons Zeit über Klein-Armenien und einige angrenzende Diſtricte herrſchte. Dieſe Königin reſidirte ebenfalls in Diospolis und gab ihr dem Kaiſer Auguſtus zu Ehren den Beinamen Sebaſte. Auch der Tempel des Men ſtand noch zu Strabons Zeiten in großem Anſehen und beſaß ein heiliges Gebiet, wahrſcheinlich mit dem Flecken Ameria, von welchem der Oberprieſter den Nießbrauch hatte. Nach Strabons Zeitalter hört aber alle Kunde über dieſe Stadt auf, und Mannert iſt daher geneigt, das in jener Gegend ſeitdem häufig genannte Neocäſareia für denſelben Ort zu halten.

2) Diospolis in Paläſtina (*Stephan. Byz.* **s. v.**) oder Lydda, war nach Joſephus (**Antiq. XX**, 5) ein großer Flecken und lag im Bezirke des Stammes Dan in der Ebene Saron, auf der Straße von Joppe nach Jeruſalem, von der letztern Stadt 32 Millien entfernt. Ihre Lage war daher wichtig und deshalb wird ſie häufig genannt. Woher ſie den Namen Diospolis hatte, iſt unbekannt. Nach dem babyloniſchen Exil ſcheint Lydda zu Samaria gehört zu haben, allein König Demetrios von Syrien brachte es um 150 vor Chr. Geb. wieder an Judäa (1 Maccab. 11, 34. *Jos.* **Ant. XIII**, 4). Als Caſſius dann nach Cäſars Ermordung in Syrien ein Heer bildete und Geld eintrieb, auch der König Herodes Alles hergab, was Caſſius forderte, widerſetzten ſich mehre Städte, unter ihnen Lydda. Sie wurde daher erobert und ihre Einwohner verkauft (*Jos.* **Ant. XIV**, 11). Zwar gab ihr in der Folge M. Antonius ihre Einwohner zurück, aber bald nachher um das J. 66 nach Chr. Geb. wurde ſie von dem römiſchen Statthalter Ceſtius Gallus verbrannt (*Jos.* **B. J. II**, 19). Bei den chriſtlichen Schriftſtellern kommt ſie indeß wieder vor und zwar als Sitz eines Biſchofs. Als aber die Sarazenen im ſiebenten Jahrh. Syrien eroberten, zerſtörten ſie den Ort (*Abulf.* **tab. Syr.** p. 79), und jetzt zeugt für ihre ehemalige Exiſtenz nur noch der kleine Ort Ludd.

3) Wird der Name Diospolis auch der Stadt Laodikeia in Phrygien beigelegt. S. d. Art.

4) Ebenſo wurde auch die berühmte Stadt Thebä in Ägypten Diospolis genannt. S. d. Art.

5) Im Gegenſatz von Groß-Diospolis oder Thebä gab es in Ägypten auch ein Klein-Diospolis, *Διόςπολις ἡ μικρά*. Strabon (**XVII.** p. 814) nennt ſie zwar, führt aber weiter nichts Merkwürdiges von derſelben an. Allein Ptolemäos (**IV**, 5) führt an, daß ſie die Hauptſtadt des Nomos oder Gaues Diospolites ſei, deſſen Lage er durch den Zuſatz *ἄνω τόπων* genauer beſtimmt. Da er nun unmittelbar darauf den Gau Tentyrites folgen läßt, ſo hat man alle Urſache, die Stadt Diospolis in der Gegend von Tentyra zu ſuchen; daß ſie aber, wie Pococke will, an der Stelle des jetzigen Fleckens Hou, auf dem linken Ufer des Nil, gelegen habe, ſcheint eine ziemlich willkürliche Annahme zu ſein, wenigſtens hat Pococke keinen Beweis dafür geführt. — Ein andres Diospolis ſetzt Strabon (**XVII**, p. 802) in der Nähe von Mendes im Delta an. Bei Ptolemäos findet ſich der Name nicht; dagegen hat er an der Seeküſte einen Gau Neut mit der Hauptſtadt Panephyſis. Dieſer Name findet ſich nur bei ſpätern Schriftſtellern, namentlich bei Hierokles. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß derſelbe Ort früher Diospolis hieß, oder daß ihm die Hellenen dieſen Namen beilegten. Vergl. Mannert, 10. Bd. 1. Abth. S. 581. (*L. Zander.*)

DIOSPYROS. Eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der achten Linné'ſchen Claſſe (nach Linné aus der zweiten Ordnung der 23., nach Andern aus der achten Ordnung der 22. Claſſe) und aus der natürlichen Familie der Ebenaceen. Der Name (*διόσπυρος*) findet ſich ſchon bei Theophraſt (**Hist. pl. III**, 13, 3), wahrſcheinlich **D. Lotus** *Linn.* bezeichnend. Char. Polygamiſche Blüthen; der Kelch viertheilig, ſeltner drei- oder ſechstheilig; die Corolle krugförmig, viertheilig, mit zurückgerollten Fetzen; die ſehr kurzen, im Grunde der Corolle eingefügten Staubfäden tragen zuweilen abwechſelnd doppelte Antheren; die Antheren pfriemenförmig und mit der ganzen Baſis aufgewachſen; der Griffel ſpaltet ſich in vier, drei oder zwei Narben; die Beere iſt faſt kugelig, durch den ſtehenbleibenden Kelch unterſtützt, acht- bis zwölffächerig; in jedem Fache ein zuſammengedrückter Same. **Embryopteris** *Gärtner* (**Cavanillea** *Lamarck*) iſt generiſch nicht verſchieden. Von den 30 bis 40 bekannten Arten, welche Bäume oder Sträucher bilden, wachſen die meiſten in Oſtindien, mehre in Cochinchina, eine in Japan, eine auf den Philippiniſchen Inſeln, eine in Neuholland, eine auf Madagaskar, mehre auf den mascareniſchen Inſeln und an der Oſtküſte Afrika's, zwei im tropiſchen Amerika, eine in Nordamerika und eine im ſüdlichen Europa, an der Nord- und Oſtküſte von Afrika, in Kleinaſien und am Kaukaſus; mithin faſt alle zwiſchen den Wendekreiſen. Sie haben einfache Blätter, weiße, grünliche oder röthliche Blüthen, meiſt in den Blattachſeln, und gelbe, blaue oder rothe, ſehr herbe Beeren, welche durch beginnende Gährung ſüß und wohlſchmeckend werden, aber oft einen ſtarken, unangenehmen Geruch haben. Die wichtigſten Arten ſind folgende: 1) **D. Lotus** *Linn.* (διόσπυρος Theophraſts a. a. O., welcher aber nur einen Kern haben ſoll, **Lotos** oder **Faba graeca** *Plinius* **hist. nat. XVI, 53**, **Lotus africana** *C. Bauhin.*, **Guaiacana** *J. Bauh.*, **Diospyros** oder **Faba graeca** *Dalechamp.*, **Pseudolotus** *Matthioli*, teutſch: Dattelpflaume, falſcher Lotus, Perſimone; franzöſiſch: **plaqueminier**; italieniſch: **gattolaro**; Abb. *Miller* **dict. ic. t. 116**, *Pallas* **ross. t. 58**, *Gärtner* **de fruct. t. 179**). Ein ziemlich hoher Baum (30 Fuß und darüber) mit abwechſelnden, geſtielten, eiförmigen, an beiden Enden zugeſpitzten, unten weißlichen, feinbehaarten Blättern, purpurrothen Blüthen, welche je drei oder vier in den Blattachſeln ſtehen, und rundlichen, dunkelblauen Beeren von der Größe einer Kirſche. Im Gebiete des Mittelmeers, im ſüdlichen Rußland und an der Oſtküſte von Afrika (hier ſind die Beeren nach Loureiro gelb); am nördlichſten iſt das Vorkommen dieſes Baums im Canton Teſſin bei Lugano und Locarno; aber hier, wie überall in Europa, ſcheint er angepflanzt zu ſein. Die Frucht iſt, wenn ſie, wie die der Miſpeln, Froſt gelitten, oder längere Zeit gelegen hat, oder eingegraben worden iſt, wohlſchmeckend. Die botaniſchen Erklärer der Alten hielten bald **D. Lotus** *Linn.*, bald **Celtis australis** *Linn.*, bald **Zizyphus Lotus** *Lamarck* für den Lotus der Lotophagen; für den letztgenannten Baum ſprechen aber die gewichtigſten Gründe. 2) **D. virginiana** *Linn.* (*Miller* **dict. ic. t. 126**, *Wangenheim* **amer. t. 28. f. 58**, engliſch: **pishamin, virginian persimon, date-plum**; **D. pubescens** *Pursh* iſt nach Nuttall und Elliott nur eine Abart mit unten feinbehaarten Blättern und wenigſamigen Beeren). Ein Baum von 30 bis 60 Fuß Höhe mit feinbehaarten Blattſtielen, eiförmigen, langzugeſpitzten, glatten Blättern, einzeln in den Blattachſeln ſtehenden grünlich-gelben Blüthen und dunkelrothen Beeren von der Größe und Geſtalt einer Pflaume. In Georgien, Virginien, Maryland und Carolina; in teutſchen Gärten bleibt die virginiſche Dattelpflaume ein niedriger Strauch und erfriert leicht. Von ihren Früchten gilt das bei **D. Lotus** Geſagte: man bereitet daraus wohlſchmeckende kleine Kuchen, welche gut gegen Durchfall ſein ſollen, und Cider. Eine Abkochung der Blätter iſt als adſtringirend bei den Nordamerikanern im Gebrauche. 3) **D. Ebenum** *Retzius* (**Physiogr. saelsk. handl. V. I, 3. p. 176, Observ. bot. V. p. 31, Diospyros glaberrima** *Rottböll* **Nov. act. hafn. II. p. 540. t. 5**). Ein großer Baum mit abwechſelnden, eiförmig-lanzettförmigen, langzugeſpitzten, ganzrandigen, dünnen Blättern, ſteifbehaarten Blattknoſpen und in den Blattachſeln zuſammengehäuften, ungeſtielten röthlichen Blüthen. Dieſer Baum liefert nach dem däniſchen Miſſionsarzte König, welcher ihn in den großen Wäldern auf Ceylon fand, das echte Ebenholz. Das Ebenholz, ausgezeichnet durch ſeine ſchwarze Farbe, ſeine Schwere und ſein dichtes, feines Gefüge, iſt der Kern alter Bäume, während der Splint weiß iſt. Schon den alten Juden war dies Holz wohl bekannt: „Die von Dedan (einem Ort in Arabien) haben dir Elfenbein und Hebenholz verkauſt" Ezech. 27, 15. Aus dem ſemitiſchen Worte Hobnim (הָבְנִים) iſt das griechiſche (ἔβενος, ἐβένη) entſtanden, und dann in die lateiniſche (**hebenum, ebenum**) und in die neuern Sprachen übergegangen. Herodot (**III, 97, 114**) ſagt, das Ebenholz (ἔβενος) wachſe in Äthiopien und gehöre zu dem Tribute der Äthiopier an die perſiſchen Könige ſeit Kambyſes. Ariſtoteles (**Meteor. IV, 7**) nennt es als die einzige Holzart, welche im Waſſer nicht ſchwimme. Theophraſt erwähnt das Ebenholz an mehren Stellen (ἔβενος, **hist. pl. I, 5, 4; 6, 1; V, 3, 1; IX, 20, 4**); von dem Ebenbaum (ἐβένη **l. c. IV, 4, 6. ed.** *Schneid.*) kennt er zwei Arten: den echten, vielleicht **D. Ebenum**, und einen ſtrauchartigen, deſſen Holz ſchlechter ſei, wahrſcheinlich **Anthyllis cretica** *Linn.* Dioskorides unterſcheidet zwei Arten (**Mat. med. I, 129**, ἔβενος), die beſte ſchwarze ſei das äthiopiſche Ebenholz, die geringere ſchwarz- weiß- und gelbbunte das indiſche. Dagegen ſagt Virgil (**Georg. II, 116, 117**), Indien allein bringe ſchwarzes Ebenholz hervor (**ebenum**); daß er aber auch das nördliche Äthiopien unter dem Namen Indien begriff, was ſelbſt dem ältern Plinius entgangen zu ſein ſcheint (**Hist. nat. XII, 8**), hat Voß (zu obiger Stelle) genügend nachgewieſen. Plinius gibt mit Theophraſt zwei Arten Ebenbäume (**ebenus**) an; der echte ſei zuerſt von Pompejus beim Mithridatiſchen Triumphe nach Rom gebracht (**Hist. nat. XII, 8, 9**), er wachſe in Äthiopien (**VI, 35**), ſein Holz ſei das dichteſte, ſchwerſte (**l. c. XVI, 76, 3**) und dauerhafteſte (**l. c. c. 79**). — Das Ebenholz wurde im Alterthume gegen manche Augenübel gerühmt; zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wollte man es als ſchweißtreibendes Mittel dem Guajak zur Seite ſtellen (*Burmann* **Thes. zeyl. p. 91**); gegenwärtig wird es kaum noch anders angewendet, als, wie ſeit den älteſten Zeiten, zu feinerer Tiſchler- und Drechslerarbeit. — Ein ähnliches, bald völlig ſchwarzes, bald etwas geflecktes Holz, geben die mit **D. Ebenum** nahe verwandten Arten **D. Ebenaster** *Retzius* (**Obs. l. c., D. Ebenum** *Linn.* **fil. suppl., D. decandra** *Loureir.* **fl. cochinch., Hebenaster** *Rumphius* **herb. amb. III, 13. t. 6**) und **D. Melanoxylon** *Roxburgh* (**Corom. I, 36. t. 46**), welche in Oſtindien und Cochinchina einheimiſch ſind, höchſt wahrſcheinlich aber auch, wie **D. Ebenum**, an der Oſtküſte von Mittelafrika (dem Äthiopien der Alten) in großer Menge vorkommen, da von dort aus noch jetzt, wie vormals, der bedeutendſte Ebenholzhandel getrieben wird.

Allein auch von einem andern Baume, der indeß vielleicht näher mit **Diospyros** verwandt iſt, als es nach der Beſchreibung ſcheint, kommt nach dem Zeugniſſe Loureiro's, der ſich längere Zeit ſowol an der Oſtküſte von Afrika, als in Cochinchina aufhielt, das echte Ebenholz. Dieſer Schriftſteller bildet daraus eine eigne, aber ſehr zweifelhafte Pflanzengattung, Ebenoxylon *Lour.* (Fl. coch. p. 752. ed. *Willd.*, Ebenus *Rumph.* amb. III, 1. t. 1) aus der erſten Ordnung der dritten Linné'ſchen Claſſe (oder aus der dritten Ordnung der 22. L. Cl.) und von unbekannter Verwandtſchaft. Char. Diöciſche, aber gleichförmige Blüthen; der Kelch fehlt (?); die Corolle dreiblättrig; unterhalb des Fruchtknotens eine ſternförmige Drüſe; der Griffel kurz; die Beere einfächerig, dreiſamig. Die einzige Art, E. verum *Lour.* (l. c.), iſt ein hoher Baum mit zerſtreuten, geſtielten, ei-lanzettförmigen, lederartigen, glatten, glänzenden, ganzrandigen Blättern, traubenförmigen Blüthen am Ende der Zweige, kleinen weißen Blumen und röthlichen, herben, aber eßbaren Beeren. Der Splint des Holzes iſt weiß, der Kern völlig ſchwarz. Wächſt in Oſtindien und Cochinchina, am kräftigſten aber wahrſcheinlich an der Oſtküſte von Afrika, beſonders in der Gegend von Moſambique, auch auf Madagaskar und den mascareniſchen Inſeln. (*A. Sprengel.*)

DIÓSZEG, ein ſchöner Marktflecken des presburger Comitats in Ungern, an einem Arme des Waagfluſſes, die Dudwaag genannt, mit einer großen Salzniederlage und bedeutenden Jahrmärkten. (*Gamauf.*)

DIOSZEGI (Samuel), reformirter Prediger-Senior zu Debreczin, Senior im debrecziner Seniorat und Generalnotar der reformirten Superintendenz jenſeit der Theiß, geſtorben in ſeiner Vaterſtadt Debreczin am 2. Auguſt 1813, 53 Jahre alt. Nachdem er ſeine Studien in dem daſigen reformirten Collegium beendigt hatte, beſuchte er zu ſeiner weitern Ausbildung und Vervollkommnung die Univerſität zu Göttingen. Nach ſeiner Zurückkunft aus Teutſchland war er vier Jahre lang reformirter Prediger zu Nánás, zehn Jahre zu Böszörmény und zehn Jahre zu Debreczin. Er war nicht nur als Prediger eifrig, ſondern auch ein eifriger Beförderer der magyariſchen Literatur. Er gab zwei Bände Predigten in magyariſcher Sprache und eine brauchbare Botanik in derſelben Sprache heraus *). Mit Botanik beſchäftigte er ſich in ſeinen freien Stunden und legte auch einen botaniſchen Garten bei dem Collegium an. (*Rumy.*)

DIOTIS. Eine Pflanzengattung aus der vierten Ordnung der 21. Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Chenopodieen. Schreber (Gen. pl. n. 1423) nannte die Gattung ſo wegen der eigenthümlichen Bildung des weiblichen Kelchs (δι — οὖς, ὠτὸς, Doppelohr), welche auch der Tournefortſche Name Ceratoides (Coroll. 52, κερατοειδὴς, hornartig) bezeichnet. Char. Die männliche Blüthe beſteht aus einem vierblättrigen, ſtehenbleibenden Kelche mit ſtumpfen, gleichen Blättchen; die Corolle fehlt; die Staubfäden haarförmig, mit rundlichen Zwillingsantheren. Die weibliche Blüthe hat einen ſtehenbleibenden, krugförmigen Kelch mit zwei ſtumpfen, von einander abſtehenden Hörnchen und einen zweitheiligen, ſtehenbleibenden Griffel; ein zuſammengedrücktes, an der Baſis dicht zottiges Samenkorn liegt im Grunde des Kelches. Es ſind drei Arten dieſer Gattung bekannt: 1) D. ceratoides *Willdenow* (Sp. pl., Axyris ceratoides *Linn.*, *Gärtner* de fruct. t. 128, *Jacquin* icon. rar. I. t. 189, Achyranthes papposa *Forskål* Alg. arab., Ceratospermum papposum *Pers.* syn., Krascheninnikovia latens *Güldenstädt* in act. petrop. XVI. p. 548. t. 17), ein kleiner, äſtiger, mit dünnem, weißgrauem Filze bedeckter Strauch mit linien-lanzettförmigen Blättern und knäuelförmigen, wolligen Blüthen am Ende der ruthenförmigen Zweige. Wächſt in Niederöſterreich und Mähren, am Kaukaſus, in Armenien, Arabien und Sibirien. 2) D. lanata *Pursh* (Fl. am. sept. II. p. 602), ein kleiner, mit weißgrauem Filze dicht überzogener Strauch mit hin- und hergebogenen Zweigen und dichten Blüthenknäueln, welche am Ende der Zweige Ähren bilden. In den Steppen am Miſſuri. 3) D. atriplicina *Spr.* (Syst. veg., D. atriplicoides *Marsch. Bieberstein* fl. taur. cauc, Atriplex pedunculata *Linn.*, Engl. bot. 232, Fl. dan. 304, Schkuhr Handb. T. 349, Halimus pedunculata *Wallroth* sched. crit.), ein einjähriges, weißgrau-ſchuppiges, äſtiges Kraut mit hin- und hergebogenem Stengel, weit abſtehenden Zweigen, eiförmig-ablangen, ſtumpfen Blättern und keilförmigen, geſtielten weiblichen Blüthen. Auf Salzboden, ſowol an der Meeresküſte, als im Binnenlande von Europa und Mittelaſien. Die Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Compositae, welche Desfontaines neun Jahre nach Schreber mit dem Namen Diotis bezeichnete, hat Link Otanthus (ſ. d. Art.) genannt. (*A. Sprengel.*)

DIOTOSTEPHUS. Mit dieſem Namen belegte Caſſini (Dict. des sc. nat. 48. p. 544) eine Pflanzengattung, aus der vierten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Radiaten der natürlichen Familie der Compositae, welche von Chrysogonum *Linn.* (S. d. Art.) nicht weſentlich verſchieden ſcheint. (*A. Sprengel.*)

Diototheca *Vaill.*, ſ. Morina *Tournef.*

DIOXIPPE, *Διωξίππη*, 1) eine Tochter des Helios und der Klymene, Schweſter des Phaëthon (ſ. d. Art. Phaëthontiades). 2) Eine der berühmteſten Amazonen (*Hyg.* f. 163). 3) Eine von den Danaiden, die ihren Gemahl Ägyptos ermorderte (*Apollod.* II, 1, 5). (*Richter.*)

DIPAEA, *Δίπαια* (*Stephanos Byz.* s. v. *Paus.* VIII, 27), war ein Städtchen in der arkadiſchen Landſchaft Mänalia am Heliſſon, einem Nebenfluſſe des Alpheios. An demſelben Fluſſe Heliſſon wurde nach der Schlacht bei Leuktra die arkadiſche Bundesſtadt Megalopolis erbaut, und unterhalb derſelben, nach der gewöhnlichen Annahme 30 Stadien, vereinigte ſich der Fluß mit dem Alpheios (*Paus.* VIII, 30). Die Einwohner von Dipäa wurden in die neue Stadt Megalopolis verpflanzt. Aber nicht dadurch allein iſt ihr Name der ſpätern Zeit erhalten worden. Schon früher war der Ort durch einen Sieg berühmt geworden, den die Spartiaten in ſeiner Nähe über die verbündeten Arkadier mit Ausnahme der Mantineer erfochten (*Paus.* III, 11). Dieſe Schlacht muß zwiſchen Olymp. 75, 2 und 78, 4 vorgefallen ſein, aber die Urſache des Krieges iſt uns völlig unbekannt, und nur mit unſichern Gründen läßt ſich vermuthen, daß er von den Arkadiern gegen die Hegemonie Sparta's unternommen wurde. Bei den Spartiaten ſtand in jener Zeit der eloiſche Jamide Tiſamenos als Seher.

---

*) Sie führt den Titel: Magyar Fűvész Könyv. (Ungriſches Kräuterbuch.) Erſter, theoretiſcher Theil, Debreczin 1809. Zweiter, praktiſcher (ökonomiſcher und mediciniſcher) Theil, Debreczin 1813. In dieſer ungriſchen Botanik ſind alle botaniſchen Kunſtwörter ſehr glücklich magyariſch ausgedrückt.

(*L. Zander.*)

Dipcadi *Mönch* ſ. **Uropetalum** *Ker.*

Dipera *Spr.* ſ. **Disperis** *Sw.*

DIPHACA. Eine von Loureiro (**Flor. cochinch. ed.** *Willd.* **p.** 554) geſtiftete Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Hedyſareen der natürlichen Familie der Leguminoſen. Char. Der Kelch an der Baſis mit zwei Stützblättchen, ſtehenbleibend, fünfſpaltig, mit ſpitzen Fetzen, deren unterer länger iſt als die übrigen; die Schmetterlingscorolle mit dreieckig rundlichem, ausgerandetem Wimpel, kleineren, eiförmigen Segeln und zweiblättrigem, halbmondförmigem, langgeſtieltem Kiele; die Staubfäden je fünf an der Baſis in zwei Bündel verwachſen; zwei Fruchtknoten tragen jeder einen pfriemenförmigen Griffel mit etwas verdickter Narbe, und entwickeln ſich meiſt zu zwei ſchmalgedrückten, ziemlich geraden, langzugeſpitzten Gliederhülſen (daher der Name *φακῆ* Hülſenfrucht, *δὶς, δι* doppelt). Die einzige, noch nicht genau bekannte Art, **D. cochinchinensis** *Lour.* (**l. c., Solulus arbor** *Rumphius* **herb. amb. V, 45. p. 200. t. 128, Parkinsonia** *J. Burmann* bei *Rumph.* **l. c., Parkinsonia orientalis** *Spreng.* **cur. post., Dalbergia** *Willdenow* bei *Lour.* **l. c., Dalbergia Diphaca** *Persoon* **syn.**) iſt ein kleiner Baum mit abſtehenden Zweigen, unpaar gefiederten, meiſt ſiebenpaarigen Blättern, eiförmigen, glatten Blättchen, zweizähligen, einblumigen Blüthenſtielen in den Blattachſeln und weißen, kleinen Blumen, iſt bisher nur in den Gärten der molukkiſchen Inſeln, Cochinchina's und des ſüdlichen China gefunden worden.

(*A. Sprengel.*)

DIPHILOS. Es gab im Alterthume mehre Männer, welche dieſen Namen führten. Die bekannteſten darunter ſind:

1) **Diphilos** aus **Sinope**, ein fruchtbarer Dichter der neuen Komödie, lebte zur Zeit Alexanders des Großen. Von den 100 Stücken, welche er geſchrieben haben ſoll, ſind uns noch etwa 50 dem Namen nach bekannt[1]), von zweien exiſtirt noch die lateiniſche Bearbeitung[2]). Die Fragmente derſelben haben Hertel, Grotius u. A. geſammelt. Obſchon Diphilos nach Einigen ſich durch treffenden Witz und angenehme Behandlung ſeines Stoffes auszeichnete, ſo mußte er ſich doch von Gnathäna, einer atheniſchen Hetäre, welche er leidenſchaftlich liebte, allerlei Anſpielungen auf die Kälte ſeiner Prologe gefallen laſſen[3]). Auf ihn bezieht ſich wol die Inſchrift: **DIPHILOS | POETES** bei *Orelli*, **Inscr. coll. n.** 1163, die ſich auf der Baſis einer verlornen Statue zu Tusculum befindet.

2) Ein andrer **Diphilos** hatte noch vor Eupolis' Zeiten ein ganzes Gedicht (wahrſcheinlich eine Komödie) auf einen Philoſophen Bridas verfaßt, worin dieſer als Sklav eingeführt wurde. Von beiden Männern findet ſich aber leider nur dieſe Notiz (**Schol.** *Arist.* **Nub.** 96).

3) **Diphilos** aus **Siphnus**, ein Arzt, der zur Zeit des Lyſimachus, eines der Nachfolger Alexanders des Großen, lebte, hat ein Werk über die den Kranken und Geſunden zuträglichen Nahrungsmittel geſchrieben, von dem jedoch nur einige Fragmente noch exiſtiren. Er erwähnte nach Athenäus (II, 51) zuerſt die Kirſchen.

4) D. aus **Laodicea**, hat über die Theriaka des Nikander geſchrieben (*Athen.* VII, 314).

5) D. aus **Athen**, befehligte im peloponneſiſchen Krieg eine atheniſche Flotte von 33 Schiffen, mit denen er nicht weit von Naupaktus den Korinthiern ein Treffen lieferte, das jedoch unentſchieden blieb (*Thucyd.* VII, 34).

6) Ein ſpätrer **Diphilos** aus **Athen** hatte aus den attiſchen Silberbergwerken die Pfeiler, die zur Unterſtützung der Schachte ſtehen geblieben waren, weggenommen, und ſich dadurch unrechtmäßiger Weiſe bereichert. Lykurgus, der Redner, verklagte ihn deshalb und Diphilos wurde zum Tode verurtheilt, ſein Vermögen aber, das zu 160 Talenten (220,000 Thlrn.) angegeben wird, wurde unter die attiſchen Bürger vertheilt (**Plut. Vit. X. Moral. V. p. 154 sq.**)

7) Ein Architekt **Diphilos** hat über das Maſchinenweſen geſchrieben (**Vitruv. VII. praef.**). Ob es derſelbe iſt, deſſen Cicero (**ad Quintum III, ep. 1**) erwähnt und der durch ſeine Langſamkeit berühmt geworden war (**Diphilo tardior**), weiß man zwar nicht gewiß, es iſt indeſſen wol kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln.

8) Eines Schauſpielers **Diphilos**, der noch vor Cicero's Exil verſchiedne Verſe[4]) einer ältern Tragödie auf Pompejus anwandte, und dadurch ungeheuern Beifall einerntete, erwähnt Cicero und aus ihm Valerius Maximus und Macrobius.

9) Auch ein Schreiber und Vorleſer des Craſſus führte den Namen **Diphilos** (*Cic.* **de Orat. I,** 30).

10) Eines Stoikers **Diphilos**, der wegen ſeiner gekünſtelten Unterſuchungen Labyrinth genannt wurde[5]), erwähnt Lucian (**Symp.** 6).

(*C. L. Grotefend.*)

---

[1] Bei Fabricius (**Biblioth. graec. II. p.** 438 **sq**) findet man ſie größtentheils verzeichnet. Es fehlen dort: *᾿Αλειπτρία* (**Etym. magn. v.** *᾿Αλείπτης*), *Παλλακή* (**Etym. magn. v.** *Βουβάλιον*), *Χρυσοχόος* (*Phot.* **lex. v.** *᾿Οπαῖα*).

[2] In der Casina ahmte Plautus die *Κληρούμενοι* des Diphilos nach und die *Συναποθνήσκοντες* gaben den Stoff zu den **Commorientes** des Plautus und den **Adelphi** des Terenz.

[3] Einige darauf ſich beziehende Anekdoten erzählt Machon bei *Athenaeus* XV, 579 u. 583.

[4] „**Nostra miseria tu es Magnus,**“ **millies coactus est dicere.** *Cic.* **ad Att. II,** 19. Vgl. *Lipsius*, **Var. lectt. T. II.**

[5] Vgl. die Scholien zu der angeführten Stelle.

Diphrophoroi, ſ. Metoiken.

DIPHTHERA, Treitſchke*), eine Schmetterlingsgattung aus der Familie der **Noctuaelites** *Latr.*, die ſich zwar durch ihre grün-, weiß- und ſchwarzbunten Vorderflügel auszeichnet, der aber doch ſcharf beſtimmte Merkmale noch fehlen. Treitſchke zieht dahin **Noctua Coenobita, N. ludifica** und **N. Orion.** (*Germar.*)

Diphtherium *Ehrenb.* ſ. **Reticularia** *Bull.*

Diphthong, ſ. **Vocal.**

DIPHUCEPHALA *Dejean.*[1]), Käfergattung aus der Familie **Lamellicornes**, Abtheilung **Melolonthides**, mit folgenden Kennzeichen: Tarſenkrallen zweiſpaltig; Körper ſchmal, lang, mit beinahe viereckigem Halsſchilde; die erſten Glieder der Tarſen an den Vorder- und Mittelbeinen (Männchen), oder nur an den Vorderbeinen (Weibchen) kurz und unten gepolſtert, bei den Männchen erweitert; das Kopfſchild ſtark und eckig ausgeſchnitten. Die bis jetzt aufgefundenen Arten ſind alle in Neuholland einheimiſch, aber noch nicht beſchrieben, außer **Diphuc. colaspoides** *Schönh.*[2]). (*Germar.*)

DIPHYES, *Διφυής*, der Zweinaturige, der Zwittergeſchlechtige, Beiname des Eros, Bakchos und andrer die Fruchtbarkeit befördernder Götter, weil ſie gleichſam beide Geſchlechter in ſich vereinigten. Auch Kekrops hieß ſo, weil er die eheliche Verbindung der beiden Geſchlechter einführte. (*Richter.*)

DIPHYES. Unter dieſem Namen ſtellte Blume (**Bijdr. tot de Flor. van Nederl. Ind. p. 310, Tabell. 66**) eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 20. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Epidendreen der natürlichen Familie der Orchideen auf, welche nach Lindley's (**Gen. and sp. of Orch. pl. I. p. 47**) Meinung von **Bolbophyllum** *Thouars* (**S. Dendrobium** *Sw.*) nicht weſentlich verſchieden iſt. Mit Einſchluß der früher von Lindley geſtifteten, jetzt aber wieder eingezogenen Gattung **Tribrachia** und der 22 Arten von **Diphyes**, welche Blume auf Java entdeckte, umfaßt **Bolbophyllum** gegenwärtig 53 Arten, welche in Oſtindien, Nepal, China und Sierra Leone, auf Neuſeeland, Madagaskar und auf den mascareniſchen Inſeln einheimiſch ſind. (*A. Sprengel.*)

DIPHYLLEIA. Eine von Michaux (**Flor. bor. Am. p. 203. t. 19, 20**) aufgeſtellte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der ſechsten Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Berberideen (den Übergang zu den Podophylleen bildend). Char. Der Kelch dreiblättrig, hinfällig; die ſechs Corollenblättchen offenſtehend; die Staubfäden unterhalb des Fruchtknotens eingefügt, den Corollenblättchen gegenüberſtehend, kurz, flach; die zweifächerigen Antheren öffnen ſich, indem ſich ein Häutchen von der Baſis nach der Spitze zu ablöſt; die Narbe faſt aufſitzend, knopfförmig; die Beere kugelig, einfächerig, zwei- oder dreiſamig. Die einzige bekannte Art, **D. cymosa** *Mich.* (**l. c.**), wächſt an Gebirgsbächen in Virginien, Georgien und Carolina als ein glattes Kraut mit perennirender, horizontal kriechender, faſeriger Wurzel, fußhohem, aufrechtem Stengel, welcher meiſt nnr zwei (daher der Gattungsname: *φυλλεῖον* Laub, Blätter, *δὶς, δι* doppelt) abwechſelnde, große, nierenförmige, zweilappige, winkelig-geſägte Blätter trägt, mit weißen Afterdolden und ſchwarzblauen Beeren. (*A. Sprengel.*)

Diphyllus, ſ. **Ditoma.**

DIPHYSA. Eine von Jacquin (**Stirp. amer. 208, icon. t. 181. f. 51**) begründete, aber noch genauer zu prüfende Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der **17.** Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Galegeen (?) der natürlichen Familie der Leguminoſen. Char. Der Kelch glockenförmig, fünfſpaltig; die beiden obern Fetzen ſtumpf, rundlich, die drei untern ſpitz, der mittelſte lang lanzettförmig; die Schmetterlingscorolle beſteht aus einem umgekehrt eiförmigen, ausgerandeten, zurückgeſchlagenen Wimpel, flachen Segeln, welche kürzer ſind als der Wimpel, und einem ſichelförmigen, langzugeſpitzten Kiele, welcher kürzer iſt als die Segel; die Gliederhülſe iſt ſchmalgedrückt, linienförmig, fünf- oder ſechsſamig, die Naht auf jeder Seite mit einer aufgeblaſenen, dünnen Haut beſetzt (daher der Name *φύσα* Blaſe, *δὶς, δι* doppelt). Die einzige, in Neugranada einheimiſche und dort **Vivaseca** genannte Art, **D carthagenensis** *Jacqu.* (**l. c.,** *Lamarck* **illustr t. 605**) iſt ein unbewehrtes Bäumchen mit unpaar gefiederten, fünfpaarigen, glatten Blättern, elliptiſchen, ausgerandeten Blättchen, in den Blattachſeln ſtehenden zwei- oder dreiblumigen Blüthenſtielen und gelben Blumen. (*A. Sprengel.*)

DIPHYSCIUM. Eine von Mohr (**Obs. bot. p. 34**) geſtiftete Gewächsgattung aus der natürlichen Familie der Laubmooſe und aus der 24. Linné'ſchen Claſſe. Char. Die Kapſel groß, eiförmig, an der Baſis höckerig-bauchig (daher der Name: *φύσκιον*, kleiner Bauch, *δὶς, δι* doppelt): die Mündung iſt mit einem kurzen, ausgeſchweift-gekerbten Rande verſehen und durch eine kegelförmige, gefaltete Haut verſchloſſen; das Deckelchen iſt kegel-, die Haube mützenförmig. Die einzige bekannte Art, **D. foliosum** *Web.* (**l. c. p. 35,** Weber u. Mohr Bot. Taſchenb. T. 11. F. 1, *Hooker* **et** *Taylor* **musc. brit. t. 1,** *Palisot de Beauvais* **Mém. de la soc. Linn. de Par. I. t. 6. f. 4,** *Bridel* **bryol. t. 3. Buxbaumia foliosa** *Linn.*, **B sessilis** *Schmidel*, *Hedwig* **fund. II. t. 9. f. 32, Webera Diphyscium** *Ehrhardt*, **Hymenopogon heterophyllum** *Pal. de Beauv.* **prodr., Phascum Hallerianum** *Pollich*, **Flor. dan. t. 249. f. 3, Phasc. maximum** *Lightfoot*, **Ph. montanum** *Hudson*, **Bryum Hallerianum** *Necker*, **Br. phascoides** *Jacquin*, **Sphagnum acaulon maximum** *Dillen.* **hist. musc. t. 32. f. 13, Sphagnum sessile** *Haller* **stirp. hist. t. 46. f. 3**), iſt ein ſtengelloſes, einjähriges Laubmoos mit ſehr feiner, faſeriger Wurzel. Die äußern Blätter liegen roſenförmig auf der Erde und ſind ſtumpf-zungenförmig, ganzrandig; die innern ſtehen aufrecht und ſind länger, an der Spitze geſpalten, pfriemenförmig, in der Spalte ſteht eine lange

---

*) Schmetterlinge von Europa. 5. B. 1. Abth. S. 47.

[1] Catal. des Coleopt. 1833. p. 162. *Cuv.* Règne anim. nouv. ed. IV. p. 562. [2] *Schönherr*, Synon. Ins. III. App. p. 101. Melolontha colaspoides.

Borſte; der Blattnerv ſtark, durchlaufend. Die innern Blätter umgeben und bedecken die grünlich braungelbe Kapſel, deren Stiel (Borſte), ſehr kurz und dick, aus einer ablang-eiförmigen Scheide hervorkommt. Dieſes leicht zu unterſcheidende Moos hat der große Haller (Hist. stirp. n. 1725) zuerſt bei Bern gefunden; es kommt in ſchattigen Wäldern, an Hecken und Felſen, durch ganz Europa und Nordamerika, auch in Weſtindien und gewiß auch in Aſien vor. (*A. Sprengel.*)

DIPLACHNE. Eine von Paliſot de Beauvois (Agrostogr. p. 80. t. 16. f. 9) geſtiftete Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der dritten Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Bromeen der natürlichen Familie der Gräſer. Char. Die Blüthen bilden eine ſehr äſtige Rispe; der Kelch zweiſpelzig, vielblumig; die obere Spelze ſtachelig-ſtumpf; die Corolle zweiſpelzig: die untere Spelze an der Spitze geſpalten (daher der Gattungsname: ἄχνη Spreu, Spelze, διπλόος doppelt), in der Spalte ſteht eine Granne; die obere Spelze abgeſtutzt, ausgerandet; die Karyopſe unbedeckt. Trinius (Fundam. agrost. p. 151) möchte die Gattung mit Bromus oder Schedonorus vereinigen; allein bei beiden Gattungen ſind beide Corollenſpelzen zweizähnig und bei Schedonorus ſteht die Granne nicht in, ſondern etwas unterhalb der Spalte. Die ſechs bekannten Arten ſind einjährige oder perennirende Gräſer: 1) D. fascicularis *Pal. Beauv.* (l. c., Festuca polystachya *Michaux* fl. bor. Am., Fest. procumbens *Mühlenberg*, Bromus praeformis *Spreng.* mant.) im Staate Illinois in Nordamerika; 2) D. fusca *Römer* et *Schultes* (Syst. veg. II. p. 615, Festuca fusca *Linn.* sp. pl., *Delile* flor. d'Eg. p. 24. t. 11) in Unterägypten, Syrien und Paläſtina; 3) D. serotina *Link* (Hort. ber. I. p. 155, Agrostis serotina *Linn.* mant., Festuca serotina *Schrader* fl. germ., *Host* gram. II. t. 92, Schedonorus serotinus *Röm.* et *Sch.* syst., Molinia serotina *Mert.* et *Koch*) im ſüdlichen Europa; 4) D. tolucensis *Spreng.* (Syst. I. p. 351, Festuca tolucensis *Humb. Bonpl.* et *Kunth* nov. gen. I. p. 153) auf ſonnigen Felſen in Mexiko; 5) D. procera *Spr.* (l. c., Festuca procera *Humb. Bonpl.* et *Kunth* l. c. p. 154) in Quito; 6) D. indica *Spr.* (l. c. Festuca indica *Retzius* obs. IV. p. 21, Tsjama-pullu *Rheede* hort. malab. XII. p. 75. t. 45) auf Reisfeldern in Oſtindien. (*A. Sprengel.*)

DIPLACRUM. Eine von R. Brown (Prodr. fl. Nov. Holl. p. 240) ſo genannte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung (Androgynia) der 21. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Caricinae der natürlichen Familie der Cypereen. Char. Die Blüthen ſtehen in androgyniſchen Büſcheln; die männlichen Blümchen ſeitlich mit trockenhäutigen Schüppchen, dazwiſchen ein weibliches Blümchen mit zwei nervenreichen, gleichen, zuſammenſtoßenden Schüppchen, einem Griffel und drei Narben; die beiden Schuppen bleiben ſtehen und bedecken die kugelige Nuß, indem ſie einen zweiſpitzigen Schlauch bilden (daher der Gattungsname: πλάξ Platte, Blatt, δίς, δι doppelt). Die einzige Art, D. caricinum *R. Br.* l. c., ein kleines Cypergras mit blattreichen Halmen und knäuelförmigen Blüthenbüſcheln in den Blattachſeln und am Ende der Halme, hat R. Brown auf feuchtem Boden im tropiſchen Neuholland gefunden. (*A. Sprengel.*)

DIPLANCHIAS (Pisces). Rafinesque-Schmaltz hat dieſe Gattung in ſeinem Indice d'ittiologia Siciliana (Messine 1810) aufgeſtellt, und rechnet ſie nach ſeiner Methode zur Unterclaſſe Pomniodi, zur Diviſion Apodi, Section Brachisomi und zur 51. Ordnung Odontini, zu welcher auch die Gattungen Tetraodon, Diodon und Orthrogus gehören. Als Kennzeichen ſind angegeben: die Kiefern knöchern, ungetheilt, denen von Diodon ähnlich, keine Bauchfloſſen, zwei Bruſt- und eine Rückenfloſſe, Schwanz- und Afterfloſſe frei; an jeder Seite zwei Kiemenöffnungen. Die einzige Art, D. Nasus, heißt bei den dortigen Fiſchern Pesce Tamburru, wird über vier Fuß lang und iſt mehr lang als breit, iſt oben braun, unten weißlich und hat große, längliche, ſchiefſtehende Augen nebſt einem vorſtehenden Rüſſel. Cuvier hat dieſes Fiſches in der neuen Ausgabe ſeines Règne animal nicht gedacht und er bedarf wol genauerer Unterſuchungen. (D. *Thon.*)

DIPLANTHERA. Eine von Banks und Solander ſo genannte, durch R. Brown (Prodr. fl. Nov. Holl. p. 448) bekannt gemachte, aber noch genauer zu unterſuchende Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Scrofularinen. Char. Der Kelch dreiſpaltig: der obere Fetzen ganzrandig, die ſeitlichen zweiſpaltig; die Corolle zweilippig, am Rachen zuſammengedrückt: die Oberlippe umgekehrt herzförmig, die untere dreitheilig, mit rundlichen Lappen; die Staubfäden tief unten in der Corolle eingefügt, aus dieſer hervorragend, faſt gleich, aufſteigend; die beiden Fächer der Antheren abſtehend, zuletzt zurückgeſchlagen (daher der Gattungsname: ἀνθηρά im botaniſchen Griechiſch der Staubbeutel, die Anthere, διπλόος doppelt); der Fruchtknoten zweifächerig, mit zwei angewachſenen Mutterkuchen in jedem Fächer und vielen Eierchen; der Griffel fadenförmig mit zweilappiger Narbe; die Frucht unbekannt. Die einzige Art, D. tetraphylla *R. Br.* l. c., wächſt im tropiſchen Neuholland als ein mäßig hoher Baum mit drehrunden, filzigen Zweigen, vierzähligen, geſtielten, großen, ganzrandigen Blättern, am Ende der Zweige ſtehenden, ſtraußförmigen Rispen und prächtigen gelben Blumen. Eine gleichnamige Gattung, welche Aubert du Petit Thouars (Gen. nov. madagasc. p. 3) zu gleicher Zeit mit R. Brown aufſtellte, rechnet der erſtgenannte Schriftſteller zu der erſten Ordnung der 22. Linné'ſchen Claſſe und zu der natürlichen Familie der Najaden. Char. Die männliche Blüthe ohne Kelch und Corolle; ein einziger langer Staubfaden kommt aus den Blattachſeln hervor und trägt eine zweilappige Zwillingsanthere, deren unterer Lappen kleiner als der obere iſt; alles Übrige iſt unbekannt. Thouars fand nur männliche Individuen einer Art im Meer an den Küſten von Madagaskar. (*A. Sprengel.*)

DIPLARRHENA. Eine von Labillardière (Voyage à la recherche de La Pérouse I. p. 157 t. 15) aufgeſtellte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der zweiten Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Irideen. Char. Der corolliniſche Kelch ſechstheilig: die drei äußern Fetzen ſtumpf, offenſtehend; die drei innern kleiner, linienförmig, zugeſpitzt, der mittlere kürzeſte, an der Baſis höckerig; zwei Staubfäden tragen jeder eine fruchtbare Anthere (daher der Name: *ἄῤῥην*, männlich, *διπλόος*. doppelt), ein dritter Staubfaden iſt unfruchtbar und ſehr kurz; der Griffel cylindriſch; die Narbe zweilippig; die eine Lippe beſteht aus zwei Höckern, die andre iſt breit, ausgeſtreckt und abgeſtutzt; die Kapſel iſt dreifächerig, dreiklappig, vielſamig; die Samen faſt kugelig. Die einzige bekannte Art, **D. Moraea** *Labill.* (l. c., **Moraea diandra** *Vahl* enum. II. p. 154) iſt ein neuholländiſches perennirendes Kraut mit aufrechtem, ſpannenlangem, bis 1½ Fuß hohem Stengel, zweizeiligen, ſchwertförmigen Blättern und am Ende des Stengels ſtehender, zweiblätteriger Blüthenſcheide, aus welcher mehre geſtielte, ſchnell verblühende, weiße Blumen hervorkommen. (*A. Sprengel.*)

DIPLASIA. Eine von Richard (in *Persoon* syn. I. p. 70) geſtiftete, noch zweifelhafte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der ſiebenten Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Cypereen. Char. Die Blüthenähre iſt mit Schüppchen, welche ſich ringsum dachziegelförmig decken, beſetzt; an der Baſis der Ähren ſtehen Hüllſchuppen, welche einen vierſpelzigen Kelch darſtellen (daher der Gattungsname: *διπλάσιος*, doppelt). Die einzige Art, **D. karataefolia** *Pers.* l. c., iſt ein in Gujana einheimiſches Cypergras mit ſehr langen, auf dem Kiel und am Rande dornigen Blättern (wie bei **Bromelia Karatas** *Linn.*) und doppelt zuſammengeſetzten Blüthendolden. (*A. Sprengel.*)

DIPLASIASMOS (*Διπλασιασμός*) d. i. Verdoppelung. I. Grammatiſch. Ein von den griechiſchen Grammatikern gebrauchter Ausdruck, um die in gewiſſen Fällen und in gewiſſen Dialekten, zunächſt in den ältern, epiſch-ioniſchen, bei manchen Wörtern in der Mitte derſelben eintretende Verdoppelung einzelner Buchſtaben, zunächſt der Conſonanten, zu bezeichnen. Die Abſicht einer ſolchen Verdoppelung war offenbar Stärkung der Sylben, wie dies metriſche oder proſodiſche Rückſichten veranlaßten; und ſo finden wir denn insbeſondre die Conſonanten $\overline{\pi}$, $\overline{\varkappa}$, $\overline{\tau}$ verdoppelt, vor Allem aber und am häufigſten die Conſonanten $\overline{\lambda}$ (nach dem Augment oder in Zuſammenſetzungen) $\overline{\mu}$, $\overline{\varrho}$ (ebenfalls nach dem Augment und in zahlreichen Zuſammenſetzungen), $\overline{\sigma}$ in gleichen Fällen, ſowie auch namentlich im Innern des Stamms, oder bei ſolchen Formen, wo vor $\overline{\sigma}$ ein $\overline{\delta}$ aushallen mußte. Unter den Vocalen läßt ſich an die öftere Verdopplung des $\overline{\varepsilon}$ erinnern. Die nähern Beſtimmungen über ſolche Verdoppelungen ſ. in den griechiſchen Grammatiken von Matthiä (§. 16) und Thierſch (§. 174 vergl. mit §. 166, 2). (*Baehr.*)

II. D., als eine Gattung militairiſcher Evolutionen. Sie fand beſonders häufig bei der makedoniſchen Phalanx ſtatt, und konnte auf zweierlei Art vorgenommen werden. Man verſtärkte entweder nur die Zahl der Truppen in den Reihen, ohne deshalb auch das Terrain, welches ſie einnahmen, zu vergrößern; oder man vergrößerte außer der Zahl der Truppen in den Reihen auch das Terrain, welches ſie einnahmen. Da nun dieſe beiden Arten des Diplaſiasmos nicht nur in der Fronte, ſondern auch in der Tiefe der Schlachtordnung angewendet werden konnten, ſo erhalten wir dadurch folgende vier Arten deſſelben:

1) Der *Δ. ἀνδρῶν κατὰ ζυγὰ* oder *κατὰ μῆκος* (die Verdoppelung der Truppenzahl in der Fronte) entſtand dadurch, daß man den Hintermann jedes Soldaten im erſten, dritten, fünften, ſiebenten ꝛc. Gliede zu dem Nebenmanne deſſelben machte. Es wurde dadurch alſo die Truppenzahl der Fronte verdoppelt, die Tiefe der Schlachtordnung aber um die Hälfte verringert, oder mit andern Worten die Zahl der *λόχοι* (Rotten) verdoppelt, die Zahl der *ζυγά* (Glieder) aber um die Hälfte verringert. Der Raum, welchen die Fronte der Schlachtordnung einnahm, brauchte der durch die Verdoppelung hinzugekommenen Soldaten wegen nicht vergrößert zu werden, da für jeden Mann in der Fronte ein Raum von ſechs Fuß beſtimmt war, ein Raum von drei Fuß aber für ihn vollkommen hinreichte.

Auf dieſelbe Art entſtand 2) der *Δ. ἀνδρῶν κατὰ λόχους* oder *κατὰ βάθος* (die Verdoppelung der Truppenzahl in der Tiefe der Schlachtordnung) dadurch, daß man den jedesmaligen Nebenmann der Soldaten im erſten, dritten, fünften, ſiebenten ꝛc. Lochos zu deren Hintermanne machte, ſodaß alſo der Lochage vom zweiten Lochos der Hintermann des Lochagen vom erſten Lochos, der erſte Soldat vom zweiten Lochos der Hintermann des erſten Soldaten vom erſten Lochos wurde ꝛc. Dadurch wurde alſo die Zahl der *ζυγά* verdoppelt, die Zahl der *λόχοι* aber um die Hälfte verringert.

Etwas anders verhielt es ſich 3) mit dem *Δ. τόπου (χωρίου) κατὰ ζυγὰ* oder *κατὰ μῆκος* (Verdoppelung der Truppenzahl in der Fronte mit Ausdehnung der Linie). Zwar kamen dadurch dieſelben Soldaten in die Fronte, wie durch die zuerſt beſchriebene Art des Diplaſiasmos; allein anſtatt Nebenmänner ihrer bisherigen Vormänner zu werden, wurde die Hälfte von ihnen an den rechten, die andre Hälfte an den linken Flügel angereiht, und dadurch die Länge der Fronte gradezu verdoppelt [1]).

4) Der *Δ. τόπου (χωρίου) κατὰ λόχους* oder *κατὰ βάθος* (Verdoppelung der Truppenzahl in der Tiefe der Schlachtordnung mit Ausdehnung derſelben) wird uns zwar von Arrian (**Tactica** c. 34), dem Hauptreferenten hierüber, nicht beſchrieben, läßt ſich aber leicht aus dem Vorigen entwickeln.

Die Verdoppelung der Fronte geſchah entweder, um den Feind zu überflügeln, oder um zu verhüten, daß man von demſelben überflügelt werde; die Verdoppelung der Tiefe wurde hauptſächlich wol dann nur angewandt, wenn man dem Angriffe durch die Maſſe mehr Kraft geben wollte. Übrigens fanden beide gewöhnlich nur dann ſtatt, wenn man noch in gehöriger Entfernung vom Feinde war, weil durch die Ausführung dieſes Manövers leicht Unordnung entſtehen und durch dieſe das Heer in große Gefahr gebracht werden konnte.

---

[1] Sowol Potter (griech. Archäol. S. 133 fg.), als Naſt (Einleit. in die griech. Kriegsalterth. S. 87) haben die Stelle Arrians, worin dieſe Art des *Διπ.* beſchrieben wird, unrichtig aufgefaßt.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß auch bei den Römern, wenn es die Gelegenheit mit ſich brachte, der Diplaſiasmos (namentlich die dritte Art deſſelben) angewendet wurde. Er wird bei ihnen durch **dilatare aciem** oder **acies diducta in cornua**[2]) (*Liv.* V, 38; XXXI, 21) ausgedrückt. Etwas ganz Andres dagegen iſt **inducere in primam aciem** (*Liv.* XXVII, 12; XXIX, 2) und **pugnam accipere** oder **subire** (*Liv.* XXVII, 2; XXXV, 5), was Potter a. a. O. mit dem Vorigen verwechſelt, indem dabei die Schlachtordnung nicht verdoppelt wurde, ſondern nur an die Stelle der ermüdeten Mannſchaft friſche Truppen traten. (*C. L. Grotefend.*)

DIPLAZIUM. Eine von Swartz (Syn. fil. p. 91. t. 2. f. 4) wegen der doppelten Kapſelhäufchen und Schleierchen ſo genannte (διπλάζειν, doppelt ſein) Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der echten Farren und aus der 24. Linné'ſchen Claſſe. Char. Die linienförmigen, doppelten Kapſelhaufen ſtehen längs der Adern auf der Rückſeite des Laubes; die ſchmalen, doppelten Schleierchen entſtehen aus den Adern zwiſchen den Kapſelhaufen und öffnen ſich nach außen auf beiden Seiten (Schkuhr, Krypt. Gew. T. 85). Die Gattung **Callipteris** *Bory de St. Vincent* (Voyag. I. p. 282) iſt nicht verſchieden. Die 20 bekannten Arten ſind als perennirende kraut- und baumartige Farren mit einfachem, gefiedertem oder doppeltgefiedertem Laub in Oſt- und Weſtindien, Braſilien, Neugranada, Guinea, auf den mascareniſchen, philippiniſchen und marianiſchen Inſeln einheimiſch. **D. esculentum** *Swartz* (l. c. p. 92, **Hemionitis esculenta** *Retzius* obs. VI. p. 38), ein glattes oſtindiſches Farrnkraut mit doppelt gefiedertem Laube, hat einen ſtarken, an Stärkemehl reichen Wurzelſtock, welcher in Oſtindien als Nahrungsmittel dient. (*A. Sprengel.*)

DIPLECTRON *Viell.* (ſtatt **Potyplectron** *Tem.*, welche Benennung als die ältere vorzuziehen), Vogelſippe aus der Familie der Faſanen (**Phasianidae, Vigors**), als deren Merkmale angegeben werden ein ſchwacher, grader Schnabel, deſſen obere Lade an der Spitze gebogen; ſeitliche, halb bedeckte Naſenlöcher in der Mitte des Schnabels; lange, dünne, bei den Männchen mehrfach beſpornte Ferſen, an der Baſis durch eine Haut verbundene Vorderzehen, eine die Erde nicht berührende Hinterzehe, kurze Nägel, ein langer abgerundeter Schweif und kurze Flügel.

Die einzige bekannte Art: **Pavo hicalcaratus** *Lin. Tem.* col. 492 ♂, 493 ♀ trägt eine kurze Holle und hat Roſtroth zur herrſchenden Farbe. Rücken und Deckfedern der Flügel führen auf graubraunem Grund azurblaue, durch ſchwarze und gelbe Kreiſe gehobene Augen; ähnliche, mehr grüne, die verlängerten Schwanzdeckfedern. Der Schnabel iſt roth, das Weibchen weniger ſchön, an deſſen Ferſen Knöpfe die Stelle der Sporen vertreten. Die Heimath dieſes ſchönen Vogels iſt Oſtindien, namentlich Tibet. (*Boie.*)

Diplectrum *Thouars*, ſ. **Satyrium** *Sw.*

DIPLOCALYMMA. Eine von Sprengel (Neue Entd. III. S. 30) aufgeſtellte, unvollſtändig bekannte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Convolvuleen. Char. Der Kelch doppelt (daher der Name: κάλυμμα, Bedeckung, διπλόος, doppelt): der äußere zweiblätterig, der innere zehnzähnig; die Corolle trichterförmig, gefaltet; die Antheren pfeilförmig, kürzer als die Corolle; der Fruchtknoten zweifächerig; die Narbe krugförmig; die Frucht unbekannt. Die einzige Art, **D. volubile** *Spr.* l. c., iſt eine Winde, deren Vaterland unbekannt iſt, mit äſtigem, ſtriegeligem Stengel, ſehr dünnen Zweigen, gegenüberſtehenden, herz-lanzettförmigen, dreinervigen, ganzrandigen, unten ſteifbehaarten Blättern, einblumigen, behaarten, in den Blattachſeln ſtehenden Blüthenſtielen und weißlichen Blumen. (*A. Sprengel.*)

DIPLOCHITON (**Diplochita**). Eine von Candolle (**Prodr. III. p. 176**) ſo genannte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der zehnten Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Melaſtomeen. Der Name **Fothergilla**, welchen Aublet dieſer Gattung beilegte, war ſchon von Linné vergeben (S. den Art. **Fothergilla**), ebenſo der von Don (**Mem. of Wern. soc. IV. p. 317**) vorgeſchlagene Name **Chitonia** durch Seſſé und Moçiño (S. d. Art. **Chitonia**). Char. Der Kelch Anfangs mit zwei großen, bisweilen gefärbten Stützblättchen bedeckt (daher der Gattungsname: χιτών, Hülle, διπλόος, doppelt), cylindriſch, der Saum fünf- oder ſechszähnig, ſtehenbleibend; fünf bis ſechs ablange Corollenblättchen; die Antheren, an der Baſis mit zwei Öhrchen, öffnen ſich an der Spitze in einem kleinen runden Loche; der Fruchtknoten eiförmig-ablang; der Griffel fadenförmig mit ſchild- oder knopfförmiger Narbe; die Kapſel fünffächerig, nicht aufſpringend, mit eiförmigen Samen. Es ſind 11 Arten dieſer Gattung bekannt, welche als ſchöne, große Sträucher mit oft roſtroth filzigen, jungen Trieben, gegenüberſtehenden, geſtielten, meiſt fünfnervigen, ganzrandigen oder gekerbten Blättern, dichten, am Ende der Zweige ſtehenden Blüthenrispen und weißen oder roſenrothen Blumen, im tropiſchen Amerika einheimiſch ſind. Z. B. 1) **D. Fothergilla** *Cand.* (l. c., **Melastoma Fothergilla** *Richard* in *Bonpland* **Melast. t. 32, Fothergilla mirabilis** *Aublet* **guj. I. p. 441. t. 175**) und 2) **D. bracteatus** *Cand.* (l. c., *Martius* **nov. gen. III t. 274**). (*A. Sprengel.*)

DIPLOCHLAENA (**Diplolaena**). Eine von R. Brown (**Gen. rem. on the bot. of terr. austr. p. 14**) angedeutete und benannte, von Desfontaines (Mém. du Mus. III. p. 449) aber genauer beſtimmte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der zehnten Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Boronieen der natürlichen Familie der Diosmeen. Char. Eine doppelte, vielblumige Blüthenhülle (daher der Name: χλαῖνα, Oberkleid, διπλόος doppelt): die äußere fünflappig, die innere, längere 10- bis 15theilig; die Blüthen ungeſtielt; der Kelch beſteht aus fünf Spreublättchen; keine Corolle; die Staubfäden unterhalb zottig, abwechſelnd länger, ſtehenbleibend; der Fruchtknoten an der Baſis mit einem drüſigen Ring umgeben; fünf Griffel ſind zu einer Säule verwachſen; die Narbe fünflappig; fünf einſamige, zweiklappige, quergeſtreifte Balgfrüchte mit ablang-cylindriſchem Samen. Die beiden bekannten Arten, 1) **D. grandiflora** *Desf.* (l. c. t. 19) und 2) **D. Dampieri** *Desf.* (l. c. t. 20, *Dampier* voy. autour du monde IV. t. 3. f. 3), wachſen auf Sandboden an der Weſtküſte von Neuholland als kleine, äſtige Sträucher mit abwechſelnden, elliptiſchen, drüſig-punktirten Blättern und weißgrauen, am Ende der Zweige ſtehenden, geſtielten Blüthenknöpfen. (*A. Sprengel.*)

---

[2] Sogar bei Flotten kam dies Manöver vor. So ſagt Lucian in den **Pharsal. III, 547: Et jam diductis extendunt cornua proris.**

Diplocoea *Rafin.*, ſ. **Uralepis** *Nutt.*

DIPLOCOMA. Eine von Sweet aufgeſtellte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Radiaten (**Astereae** *Lessing*), der natürlichen Familie der **Compositae.** Char. Der gemeinſchaftliche Kelch vielblätterig: die Blättchen gleich, linien-lanzettförmig, ſchlaff; der Fruchtboden grubig, mit kurzen Spreublättchen beſetzt; die Samen ſchmalgedrückt, mit kurzen, ſteifen Haaren bedeckt, die äußerſten ohne Samenkrone; die Samenkrone der übrigen beſteht aus einer doppelten Reihe von Haaren (daher der Gattungsname κόμη, Haar, διπλόος, doppelt). Bei der nahe verwandten Gattung **Doronicum** ſtehen die Blättchen des gemeinſchaftlichen Kelches in doppelter Reihe, der Fruchtboden iſt mit kurzen Haaren beſetzt, die weiblichen Strahlblumen enthalten unfruchtbare, getrennte Antheren und die Samenkrone der innern Samen beſteht aus einer Reihe ſcharf anzufühlender Haare. Die einzige bekannte Art, **Dipl. villosa** *Sweet* (**Flowergard**, **Doronicum mexicanum** *Cervantes* **Ms**, Otto und Link, Abbild. S. 43. T. 22, **Heterotheca inuloides** *Cassini* **Dict. des sc. nat. tom 51. p. 460**), iſt ein mexikaniſches, zweijähriges, behaartes Kraut, mit aufrechtem, äſtigem Stengel, geſtielten, elliptiſchen, in der Mitte gezähnten, ſtacheligſtumpfen untern, aufſitzenden, lanzettförmigen, gezähnelten oder ganzrandigen obern Blättern, einblumigen Blüthenſtielen und löwengelben Blumen. (*A. Sprengel.*)

Diplocomium *Web. et Mohr*, ſ. **Meesia** *Hedw.*

DIPLODERMA. Eine zweifelhafte, von Link (Berl. Mag. VII. S. 44) aufgeſtellte Gewächsgattung aus der Gruppe der Bauchpilze der natürlichen Familie der Pilze und aus der 24. Linné'ſchen Claſſe. Char. Eine doppelte Hülle (daher der Name δέρμα, Haut, διπλόος, doppelt) umgibt die mit Flocken untermiſchten Sporidien; die äußere iſt faſt holzig, geſchloſſen; die innere, abgeſonderte iſt papierartig. Die einzige Art, welche Link allein auf Sandboden im ſüdlichen Europa gefunden hat, **D. tuberosum** *Link* **l. c.**, ein faſt kugeliger, ungeſtielter, braungelber Pilz mit braunen Sporidien und Flocken, iſt nach Fries' Vermuthung (**Syst. myc. III. p. 21**) vielleicht **Geaster Linkii** *Spr.* im unentwickelten Zuſtande. (*A. Sprengel.*)

Diplodon *Spr.*, ſ. **Diplusodon** *Pohl.*

Diplodus, ſ. **Sargus.**

DIPLOË (διπλόη, die Verdoppelung, ein doppelt zuſammengelegter Körper, ſeltener δίπλωμα), wurde von den Alten gebraucht bald zur Bezeichnung einer der Häute im Uterus, bald für die doppelten harten Knochenplatten des Schädels, zwiſchen denen ein weicheres Knochenmark und Gewebe enthalten iſt, bald auch für die innere ſchwammige oder lockerzellige Subſtanz der Knochen[1], beſonders der des Schädels, welche von der feſten Rindenſubſtanz (**substantia corticalis**) von Außen und von der gläſernen Tafel (**Lamina vitrea**) von Innen umſchloſſen wird. Nur in der letztern Bedeutung iſt das Wort gegenwärtig im Gebrauch, und mit den Bezeichnungen: **substantia spongiosa s. cellulosa, Lamina secunda,** oder auch **meditullium**[2] gleichbedeutend. Dieſer Unterſchied aber in der Knochenſubſtanz entſteht, indem die Faſern und Zellen des eigenthümlichen Knochengewebes nach Außen zu dichter und enger aneinander gedrängt werden, und daher auch weniger deutlich bemerkbar bleiben, als in der Mitte. Bei der Entſtehung und in den frühern Perioden der Knochenbildung findet ſich jene ſchwammigzellige Subſtanz allein vor und wird erſt bei der fernern Entwickelung des Knochens durch den Zutritt von Kalkerde äußerlich verhärtet; daher denn auch nach Anwendung chemiſcher Mittel (Salzſäure), welche die letztere ausſcheiden, die harte Subſtanz daſſelbe Gefüge darbietet, als die weiche, innere. Beide nämlich zeigen einen aus concentriſchen, bald mehr, bald weniger enggedrängten Blättern beſtehenden Bau. In der Diploë entſtehen hierdurch unregelmäßig geſtaltete, durch Wände getrennte Zwiſchenräume, welche zum Theil mit einander communiciren, Fett und bei Kindern Serum enthalten, und in welche durch kleine Löcher Blutgefäße von Außen eindringen. Daher iſt denn die Subſtanz derſelben weicher und ihr Ausſehen röthlich (ein wichtiges Merkmal bei der Trepanation); daher der Umſtand zu erklären, daß verwundete oder gebrochene Knochen (z. B. Rippen oder Schädelknochen) oft beträchtlich und anhaltend bluten. Manche Anatomen behaupten, daß dieſe Zellchen außerdem mit einer dünnen Membran ausgekleidet ſeien, welche aber nach Andern nichts iſt, als die Umgebung der von Außen eindringenden Gefäßchen. — Die Diploë nun iſt nicht an allen Theilen eines Knochens gleichmäßig vorhanden; ja es findet ſich oft ein entgegengeſetztes Verhältniß zwiſchen ihr und der harten oder Rindenſubſtanz, ſodaß an den zuſammengezogenen Stellen des Knochens mehr die letztern, an den dickern dagegen die ſchwammige Subſtanz vorherrſchend iſt. In den platten Knochen ſind beide meiſtens in gleicher Ausbreitung vorhanden. In manchen dagegen fehlt ſie ganz, beſonders in den ſehr dünnen, wie im Thränenbein, in dem untern Theile der Scheidewand des Siebbeines u. a., wo dann die beiden harten Platten des Knochens unmittelbar aneinander ſtoßen. Ebenſo kann dieſelbe in Krankheiten, wenn die harte Subſtanz übermäßig zunimmt, gänzlich verſchwinden, wobei dann der Knochen ſehr hart und meiſtens dünn, oft durchſcheinend wird, beſonders bei Melancholikern[3]. Umgekehrt kann ſie ſich auch vermehren. Dies geſchieht, beſonders nach Galls Beobachtungen, vornehmlich bei alten Leuten, bei welchen im gleichen Maße, als das Gehirn an Umfang abnimmt, auch die innere und äußere Knochentafel ſich weiter von einander entfernen und ſich immer mehr Diploë zwiſchen ihnen anhäuft. So erzählt Hunter einen Fall, wo die Schädelknochen mehr als dreifach die gewöhnliche Dicke übertrafen und wobei die Diploë den größten Theil ausmachte. Endlich kann ſie auch nach von Außen einwirkenden Gewalten der Sitz von Blutergießungen und Eiteranhäufungen werden (Morgagni, Pott, J. L. Petit u. A.) oder auch ſchwammähnliche Auswüchſe erzeugen[4]. (*Baumgarten-Crusius.*)

---

[1] *Hippocrates* in L. de cap. vuln. cap. I. (Med. Graec. Op. ed. Kühn. Vol. XXIII. p. 348.)

[2] *Foësii* Oeconom. Hippocrat. sub voce: Diploë (Francof. 1588. fol.) p. 168.

Diplogon *Poir.*, ſ. **Diplopogon** *R. Br.*

Diplogon *Rafin.*, ſ. **Diplopappus** *Cass.*

Diploit, ſ. **Latrobit.**

DIPLOLEPARIAE. Eine beſondre Abtheilung der unbewehrten Hymenopteren, der Gattung **Cynips** *Linn.* (Gallweſpe) entſprechend, jetzt **gallicolae** genannt. S. den Art. **Gallicolae.** (*Germar.*)

DIPLOLEPIS. Gattungsname für eine Gruppe kleiner wehrloſer Hymenopteren, der aber von verſchiednen Schriftſtellern auf ſehr verſchiedne Arten angewendet und deshalb jetzt ganz aufgehoben iſt. Geoffroy brauchte ihn zuerſt, und bezeichnete damit die eigentliche Gattung **Cynips.** Fabricius vereinigt darunter mehre kleine Schenkelweſpen (**Chalcides**), die jetzt zu **Pteromalus, Eulophus** und andern oder auch zu **Cynips** gehören, und Spinola[*] begreift ebenfalls die jetzt zu **Cynips** gehörigen Arten darunter. Vergl. den Art **Cynips.** (*Germar.*)

DIPLOLEPIS. Eine von R. Brown (**Mem. of the Wern. soc. I. p. 41**) aufgeſtellte, wenig bekannte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Asklepiaden der natürlichen Familie der **Contortae.** Reichenbach (**Consp. regn. veg.**) hat den Namen, welcher in der Entomologie früher vergeben worden iſt, mit **Sonninia** vertauſcht. Char. Die Corolle mit kurzer, krugförmiger Röhre und fünftheiligem Saume; die Staubfaden-Krone fünfblätterig; die Blättchen ſtumpf mit einem Schüppchen auf der innern Seite (daher der Gattungsname: λεπὶς, Schuppe, διπλόος, doppelt); an der Spitze der Antheren ein häutiger Fortſatz; die Pollenkörper bauchig neben der Spitze befeſtigt, herabhängend; die Narbe langgeſchnäbelt; die Frucht unbekannt. Mit Gewißheit gehört nur 1) **D. Menziesii** *R. Br.* **l. c.** aus Chile hierher. Abweichend ſind die orientaliſchen Arten: 2) **D. vomitoria** *R. Br.* (**l. c., Asclepias vomitoria** *König* in *Banks* **herb**); 3) **D. apiculata** *Lindley* und 4) **D ovata** *Lindl.* (**Transact. of the hortic. soc. VI.**) in Oſtindien und China. Die Wurzel von **D vomitoria** hat einen widerlich bittern Geſchmack: die Hindu-Ärzte rühmen ihre expectorirenden und diaphoretiſchen Eigenſchaften; nach Ainslie (**Mat. med. II. p. 84**) wirkt ſie der Ipecacuanha ähnlich und iſt ein treffliches Mittel gegen die Ruhr. (*A. Sprengel.*)

DIPLOMA. Dieſes Wort, das in der neuern Literaturgeſchichte faſt zufällig zu der Ehre gekommen iſt, Ordnungsname einer neuentwickelten Wiſſenſchaft zu werden, hat in ſeiner Bedeutung mancherlei Abwechſelungen erlitten. Aus der griechiſchen Sprache entſprungen, bezeichnet es, nach ſeiner Ableitung (von διπλόω), eigentlich eine aus zwei zuſammengelegten Tafeln oder Blättern beſtehende Schreibtafel. Da man ſich aber ſolcher Vorrichtungen hauptſächlich zu Aufzeichnungen in Geſchäftsſachen, ſowol in öffentlichen als in Privatangelegenheiten, bediente, ſo wurde der Name mit der Zeit von jener eigenthümlichen Form auf die Sache übergetragen und, wie es in manchen andern Fällen auch ging, der letztern endlich ſelbſt dann beigelegt, wenn ſie nicht in der Form erſchien, welche den Namen veranlaßt hatte. So bezeichnete denn **Diploma** in der Staatsſprache der Römer im Allgemeinen eine amtliche, mit einer gewiſſen öffentlichen Beweiskraft verſehene Ausfertigung, wofür ſonſt auch wol der Name **Codicilli** vorkommt. In den Zeiten des Kaiſerreiches, wo man den Namen Diploma am häufigſten findet, wird dann die Bedeutung deſſelben beſonders auf ſolche Ausfertigungen beſchränkt, welche von den Kaiſern unmittelbar, oder von den ihnen zunächſt untergeordneten, höhern Beamten und Behörden des Staates oder der Provinzen ausgingen. Insbeſondre finden wir bei den Römern das Wort Diploma gebraucht: 1) von Zeugniſſen über Freiheiten, Vorrechte und andre Auszeichnungen oder Wohlthaten, welche von dem Oberhaupte des Staates oder der Provinz ertheilt worden waren. So macht unter andern Cicero (**Orat in L. Pisonem, cap. 37. in Oratt. ed.** *Graev.* **T. III. P. I. p. 756**) dem Piſo die **Diplomata tota in provincia passim data** zum Vorwurfe; wahrſcheinlich in dem Sinne, daß dieſer aus Eigennutz geſetzwidrige Bewilligungen ertheilt habe; Suetonius (**Ner. cap. 12. in edit. Oudendorp. p. 654**) erwähnt die von Nero ertheilten **Diplomata civitatis Romanae,** Urkunden über die Verleihung des römiſchen Bürgerrechts; und in eben dem Sinne die **Diplomata** des Julius und Auguſtus, welche Caligula, als veraltet, verworfen habe (**Calig cap. 38. p. 527**). 2) In einem beſondern Sinne finden wir das Wort Diploma für die obrigkeitliche Erlaubniß zu einer Reiſe, ebenfalls ſchon von Cicero (**ad Attic. L. X. epist.**

---

[3] S. Bergmann in Naſſe's Zeitſchr. f. pſych. Ärzte. 1821. 3. Heft S. 180. *Hofrichter*, Diss. de locis in melancholia affectis. (Halae 1791.) §. 8.

[4] J. F. Meckel, Handb. d. menſchl. Anatomie. (Halle u. Berlin 1816.) 1. Bd. S. 359 u. 389.

[*] **Ins. Liguriae. T. II. fasc. IV.**

17. in ed. Graev. T. II. p. 198) gebraucht, wo er von ſeiner Vermuthung ſpricht, Atticus habe zu ſeiner vorhabenden Reiſe ſich ein Diploma geben laſſen, da, dem Vernehmen nach, Niemand ohne ein ſolches reiſen dürfe. Dieſe Bedeutung beſchränkte ſich in der Kaiſerzeit auf die 3) eines Requiſitionsſcheines zum Behuf einer Reiſe auf öffentliche Koſten. So ſchreibt der jüngere Plinius (Lib. X. Epist. 31. ed. Gierig. T. II. p. 433) an den Kaiſer Trajan: er habe dem Boten des Königs der Sauromaten ein Diploma gegeben, um ſeine Reiſe, wegen der von ihm zu überbringenden eiligen Nachrichten, zu beſchleunigen; ebenderſelbe verſichert (L. X. ep. 121. p. 536), er habe bisher Niemandem anders, als im Dienſte des Kaiſers, ein Diploma bewilligt, und entſchuldigt ſich, daß er bei ſeiner Gattin in einem beſondern Fall eine Ausnahme gemacht[1]). Wenn wir indeſſen nur in dieſen und ähnlichen einzelnen Fällen das Wort Diploma gebraucht finden, ſo berechtigt uns dies nicht zu dem Schluſſe, es habe auf Verhältniſſe andrer Art keine Anwendung gefunden; vielmehr können wir mit Grunde vermuthen, daß es für alle von dem Staatsoberhaupt oder deſſen Stellvertretern ausgeſtellte Verordnungen und Erklärungen gebraucht wurde. Das Siegel des Ausſtellers wurde zur Bekräftigung der Glaubwürdigkeit eines ſolchen Diploms erfodert.

In den folgenden Jahrhunderten, nach dem Untergange des römiſchen Kaiſerreichs, finden wir das Wort Diploma in der Geſchäftsſprache ſelten oder niemals gebraucht. Die Urkunden, welche ſpäterhin zu dem Namen und der wiſſenſchaftlichen Bearbeitung der Diplomatik Gelegenheit gaben, werden von ihren Ausſtellern gemeiniglich mit den Namen **Charta**, **Pagina**, **Literae**, **Instrumentum**, **Documentum**, **Testimonium**, **Scripti munimen** u. dgl. m. bezeichnet. Erſt im 17. Jahrhundert, als die bekannten Streitigkeiten über die Echtheit und Glaubwürdigkeit einzelner Urkunden entſtanden, die allmälig zur Ausbildung einer Urkundenwiſſenſchaft hinführten, wurde man auf das Bedürfniß eines unterſcheidenden techniſchen Namens für dieſe Gegenſtände hingeführt, und da kam unter mehren andern auch das alte Wort **Diploma** wieder in Gebrauch, und fand um ſo mehr Anklang, da es, eben wegen ſeines in den letzten Jahrhunderten faſt ganz erloſchenen Gebrauches, am wenigſten auf Mißverſtändniſſe und Nebenbegriffe führte, und ſchon ehemals von amtlich beglaubigten Ausfertigungen der höchſten Staatsgewalt gebraucht worden war, mit denen man es grade damals wieder am meiſten zu thun hatte. Mabillon wählte dieſes Wort wahrſcheinlich insbeſondre wegen ſeiner bequemen Anwendbarkeit zu mancherlei Beugungen, Ableitungen und Zuſammenſetzungen, als er ſeinem berühmten Werke **de re diplomatica** dieſen Titel gab; und mit der hohen Bedeutung, welche dieſes Werk mit Recht in der gelehrten Welt erlangte, war auch die Einführung ſeines Ordnungsnamens in dem wiſſenſchaftlichen Sprachgebrauch entſchieden und befeſtigt. Später, als man dieſen Gegenſtand in teutſcher Sprache zu bearbeiten anfing, wurde auch dieſes Kunſtwort mit herübergenommen, und Joachim bildete daraus zuerſt den teutſchen Wiſſenſchaftsnamen Diplomatik.

Indeſſen war das Wort **Diploma** nur durch allmäligen Gebrauch wieder erneuert, ſeine wiſſenſchaftliche Bedeutung aber nicht durch eine ſtrenge Definition feſtgeſetzt worden, und daher iſt unter den Schriftſtellern, die ſich deſſelben bedienen, auch keine völlige Übereinſtimmung zu finden. Mabillon verſteht darunter insgemein alle amtlichen und geſchichtlich gültigen Aufzeichnungen, vornehmlich aus der ältern Zeit, und theilt ſie in **ecclesiastica**, **regia** und **pagana**, jenachdem ſie von den Vorſtehern der Kirche, von den Königen, oder von Perſonen geringern Standes herrühren und ihre Angelegenheiten betreffen. Da er ſelbſt aber, nach ſeinem beſondern Zwecke, ſich in ſeinem Werke vorzugsweiſe mit den königlichen Diplomen beſchäftigte, ſo gab dies mehren ſeiner Nachfolger Anlaß, die Bedeutung des Wortes vollends ganz auf dieſe zu beſchränken. Sie wollten daher nur die Ausfertigungen der Könige und Kaiſer als **Diplomata** betrachtet wiſſen, und ſtellten ihnen nicht nur die der Päpſte, unter dem Namen **Bullae**, gegenüber, ſondern wollten auch die der geringern Perſonen geiſtlichen und weltlichen Standes von ihnen unterſchieden wiſſen, indem ſie dafür nur den Namen **Literae** gelten ließen[2]). Inſofern nun ſchon die ältere Zeit den Namen Diploma vorzugsweiſe von den Ausfertigungen der Kaiſer und ihrer nächſten Stellvertreter gebraucht hatte, erſchien jene Beſchränkung zwar dieſem frühern Sprachgebrauch angemeſſen, und mochte ſich darauf wol hauptſächlich ſtützen; allein jemehr man die ſchriftlichen Überreſte amtlicher Verhandlungen früherer Zeiten kennen lernte und wiſſenſchaftlich unterſuchte, um ſo mehr mußte man ſich überzeugen, daß jene Beſchränkung in wiſſenſchaftlicher Hinſicht ſehr unbequem wurde. Die kaiſerlichen und königlichen Ausfertigungen allein konnten in keiner Hinſicht ein wiſſenſchaftlich abgeſchloſſenes Ganzes darſtellen; man fühlte das Bedürfniß, beſonders je weiter man die Urkundenkenntniß in neuern Zeiten herabführte, ſie auch auf verſchiedne Gegenſtände auszudehnen; aber dennoch bildete ſich weder ein beſtimmter Sprachgebrauch, noch ein wiſſenſchaftlich feſtgeſtellter Begriff; nur nach Willkür und Convenienz, daher auch ohne Übereinſtimmung, ſuchte man den letztern mehr oder weniger zu erweitern. So iſt es nichts als Willkür, wenn der Eine nur die Ausfertigungen der Kaiſer, Könige, Päpſte und Biſchöfe als Diplome betrachtet, ein Andrer auch die Ausfertigungen der weltlichen Fürſten hinzurechnet,

---

1) Ein ſolches römiſches **Diploma**, oder eine öffentliche Anweiſung auf freie Reiſe und Zehrung, iſt aus *Baronii* Annal. eccles. T. III. in Schönemanns Codex für die prakt. Diplomatik. 1. Th. Nr. 1. wieder abgedruckt.

2) In dieſem Sinne iſt z. B. der Titel einer übrigens ſchätzbaren Urkundenſammlung abgefaßt: Liber probationum, sive *Bullae* summorum Pontificum, *Diplomata* Imperatorum et Regum, aliaeque Episcoporum, Ducum, Principum, Comitum *Literae*, quae ad Historiam Monasterii et Principalis Ecclesiae S. Emmerani Ratisbonae maxime spectant etc. (Ratisb. 1752. 4.)

und ein Dritter die amtlichen Schriften der Städte und geiſtlichen Corporationen mit unter demſelben Namen begreift, oder ein Vierter ihn auf alle unter einem öffentlichen Siegel ausgeſtellten Schriften angewendet wiſſen will, die Meiſten ihn aber auf Schriften von einem gewiſſen Alter (etwa bis zum Ende des 15. Jahrh.), und Einige wol gar noch auf Pergamentſchriften (nach einem ganz zufälligen Merkmale) beſchränken. — Seitdem die Teutſchen ſich der Diplomatik vorzugsweiſe bemächtigten und ſie in ihrer Sprache zu behandeln anfingen, wurde für Diplom das Wort Urkunde ſubſtituirt; und dies trug mittelbar zur Erweiterung des Begriffes bei, den man nun nicht mehr auf gewiſſe Claſſen von Ausſtellern der Urkunden, oder auf ein gewiſſes Alter der letztern, oder gar auf das Material, worauf ſie geſchrieben ſind, einzuſchränken wagte. Zu einer wahrhaft wiſſenſchaftlichen Begriffsbeſtimmung kam es aber noch immer nicht, und der Gebrauch in den Archiven und Urkundenſammlungen, ſo viele Willkürlichkeiten und Inconſequenzen er auch noch zuließ, war doch in Folge eines gewiſſen natürlichen Gefühls immer noch zweckmäßiger, als die Definitionen der Schriftſteller. Wenn z. B. Gatterer (**Elem. artis diplom. Vol. I. p. 5**), nachdem er die zu beſchränkten Definitionen früherer Schriftſteller mit Recht getadelt hat, nun eine ſo weite und laxe Definition aufſtellt, daß faſt alles Geſchriebene unter ſeine **Diplomata** gerechnet werden kann, die er noch nöthig findet, in **Acta** und **Documenta** einzutheilen; ſo wurde damit nichts gebeſſert, ſondern nur die Begriffsverwirrung vergrößert; und wenn ſogar noch einer der neuſten ſyſtematiſchen Schriftſteller über Diplomatik, der darauf ausging, dieſer Lehre einen neuen wiſſenſchaftlichen Charakter zu geben, Diplome und Urkunden zwar als gleichbedeutend betrachtet, letztre aber als „ſchriftliche Aufſätze über rechtliche Gegenſtände, oder Gegenſtände von rechtlicher Beziehung" definirt (Syſtem d. Dipl. 1. Bd. §. 2), ſo weiß man in der That nicht, was mit einer ſo vagen, theils zu weiten, theils zu engen Definition anzufangen iſt, da einerſeits unter ſchriftlichen Aufſätzen auch Briefe, Berichte, Verzeichniſſe und Aufzeichnungen aller Art, die Niemand zu den Urkunden rechnen kann, zu verſtehen ſind; auf der andern Seite aber der Begriff von rechtlicher Beziehung wenigſtens in einem ungewöhnlich weiten Sinne genommen werden muß, wenn wir uns im Stande glauben wollen, ihm alle wirklichen Urkunden unterzuordnen. Wenn wir von allen Äußerlichkeiten und Zufälligkeiten abſehen, und nur das Weſen, dieſes aber auch in ſeinem ganzen Umfang und nach allen ſeinen Richtungen, ins Auge faſſen, ſo wird folgende Definition ſowol den Foderungen der Wiſſenſchaft, als des Sprachgebrauchs für das Geſchäftsleben, vollkommen entſprechen: „Eine Urkunde iſt eine, zur Beglaubigung irgend eines Vorganges oder Beſchluſſes, von Seiten der dabei intereſſirten Perſonen, abſichtlich ausgeſtellte, ſchriftliche Erklärung." — Zu unterſcheiden haben wir hiernach von den Urkunden alle diejenigen ſchriftlichen Geſchäftsverhandlungen, die nicht, wie jene, einen bereits in die Wirklichkeit eingeführten Beſchluß oder Vorgang förmlich beglaubigen, ſondern entweder in einer fortlaufenden Reihe ſchriftlicher Äußerungen den allmäligen Entwickelungsgang einer Begebenheit oder eines Verhältniſſes darſtellen, oder auch in Beziehung hierauf nur einzelne Nachrichten mittheilen; und dieſen bleibt, im Gegenſatze zu den Urkunden, der Name der Acten.

Daß, wenn wir auch in dem angegebenen Sinne die Worte Diplom und Urkunde als gleichbedeutend betrachten, doch die aus dem Urkundenweſen entwickelte Wiſſenſchaft der Diplomatik, wenn ſie ein eigenthümliches Gebiet im Reiche der Wiſſenſchaften behaupten und zweckmäßig ausfüllen will, ſich nicht mehr auf das Diplomenweſen auch in dieſer erweiterten Bedeutung beſchränken darf, wird aus dem nächſtfolgenden, dem Umriſſe dieſer Wiſſenſchaft gewidmeten Artikel hervorgehen. Hier iſt nur noch zu bemerken, daß bei den neuern diplomatiſchen Schriftſtellern das Wort Diplom ſich ziemlich aus dem Gebrauche verloren hat, und dagegen das Wort Charte mehr in Anwendung gekommen iſt, welches allerdings dem Sprachgebrauche der ältern Jahrhunderte, aus denen unſre heute noch vorhandnen Urkunden abſtammen, gemäßer iſt. Das Herkommen will in dieſer Beziehung, daß wir von einer Charte ſprechen, wo ein einzelnes Stück hauptſächlich nach ſeiner formellen Eigenthümlichkeit betrachtet wird; von einer Urkunde hingegen, wo, unabhängig von der äußern Form, die den Inhalt ausmachenden Thatſachen in Rede ſtehen. — In eigenthümlicher, engerer Bedeutung iſt das Wort **Diploma** im gewöhnlichen Sprachgebrauche nur für die Urkunden der Facultäten, zur Ertheilung der akademiſchen Würden (Magiſter-, Licentiaten- oder Doctordiplome), und der gelehrten Geſellſchaften zur Aufnahme in ihren Verein (Mitgliedsdiplome), wie zuweilen auch für andre, über perſönliche Auszeichnungen ſprechende Documente, noch üblich.

Was übrigens von den Diplomen im heutigen allgemeinern Sinne, oder Urkunden überhaupt, in wiſſenſchaftlicher Beziehung zu bemerken iſt, wird in dem Artikel **Urkunde** weiter ausgeführt werden, auf den wir hiermit verweiſen. (*H. A. Erhard.*)

DIPLOMATIE. Es iſt ein leicht begreifliches Bedürfniß, jeder beſondern Sphäre von Begriffen ihre eigenthümliche Bezeichnung zu geben. Nur dann, wenn dieſes geſchehen, iſt man im Stande, ſich ohne Umſchweife verſtändlich zu machen, ſollten auch die Streitigkeiten über die Grenzen des zu bezeichnenden Gebiets noch nicht ganz beigelegt ſein. Jenes Bedürfniß und die Bereitwilligkeit, es zu befriedigen, haben aber nothwendig den Nachtheil hervorbringen müſſen, Bezeichnungen ſchon dann für einzelne Kreiſe des Wiſſens zu wählen, wenn dieſe noch keineswegs abgeſchloſſen waren, oder mit Klarheit überſehen werden konnten. So verhält es ſich mit den Ausdrücken: Polizei, Politik, politiſche Ökonomie und mit mehren andern. Daher konnte es auch nicht fehlen, daß ſpäterhin, als man mit immer größerer Schärfe die Wiſſenſchaften zu unterſcheiden anfing, ihre Bezeichnungen unbeſtimmt wurden und bald als zu weit, bald als zu eng erſchienen. Auf eine ähnliche Weiſe verhält es ſich mit der Diplomatie, und wenn die Schriftſteller über das Feld, welches dadurch beſtimmt und abgegrenzt werden ſoll, verſchiedner Meinung ſind, ſo dürfen wir uns nicht wundern; allein bleiben darf es dabei nicht, wenn die Unbeſtimmtheit verſchwinden ſoll. Nur wird allerdings die Frage entſtehen, ob überhaupt eine feſte Grenzbeſtimmung möglich ſei, wenn die Bezeichnung einer Wiſſenſchaft verſchiedne Auslegungen zuläßt und ſich die Diplomatie in dieſem Falle befindet, und wie man verſuchen muß, eine ſolche feſte Grenzbeſtimmung zu gewinnen? Daß man abſtrahiren müſſe von einzelnen Autoritäten, ſeien ſie an ſich auch von dem größten Gewicht, iſt klar; aber ebenſo gewiß dürfte es auch ſein, daß man der Bezeichnung ſelbſt keinen andern Werth, als den einer bloßen Andeutung beizulegen habe. Auf eine recht auffallende Weiſe zeigt ſich dies in Hinſicht des Ausdrucks Polizei. Wie verſchieden iſt nicht der Begriff, welchen man mit ihm verbunden hat, man mag nun die Schriftſteller oder die einzelnen Regierungen befragen, von denen ein Verwaltungszweig als Polizei bezeichnet worden iſt! Man erhält eine Abſtufung von dem ganzen Umfange der Staatsverwaltung im engern Sinne bis zu der beſchränkten Staatsthätigkeit, welche es mit der Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit zu thun hat. Und wie ſolcher Geſtalt das Anſchließen an eine Autorität als etwas Willkürliches erſcheint, und immer den Widerſpruch andrer Autoritäten zu fürchten hat, ſo verhält es ſich auch mit der Berufung auf die Bedeutung des zur Bezeichnung einer Wiſſenſchaft gewählten Ausdrucks, ſobald er nicht aus dem richtig erkannten Weſen derſelben hervorgegangen iſt. Wie wollte man, ſich daran haltend, für die Polizei neben der Politik ein Feld gewinnen, und welche Verwirrungen müßten entſtehen, wie ſie denn auch mitunter entſtanden ſind, wenn man bei der Beſtimmung des Begriffs Naturrecht ſtreng bei der Bedeutung des Ausdrucks Naturrecht ſtehen bleiben wollte?!

Dieſe Bemerkungen können uns als Wegweiſer beim Aufſuchen des Begriffs der Diplomatie dienen. Daß Diplomatie von Diplom (Urkunde, öffentliche Schrift) herzuleiten ſei, wird Niemand in Abrede ſtellen; allein wenn auch die Sphäre von Kenntniſſen und Thätigkeiten, die dadurch bezeichnet werden ſoll, ihre Beziehung zu den Diplomen nicht verleugnen kann, ſo iſt es doch die Diplomatik, welche ein näheres Recht, dieſe in ihren Bereich zu ziehen, zu haben vorgibt. Da man nun unter Diplomatik, als Wiſſenſchaft, die ſyſtematiſch geordneten Kenntniſſe verſteht, wonach das Weſen der Diplome, als öffentlicher Urkunden, beſtimmt werden muß, ſo kann die Diplomatie, wenn ſie ihre Beziehung auf öffentliche Urkunden bewahren ſoll, nur eine ſolche Wiſſenſchaft bedeuten, welche die Kenntniß jener Urkunden vorausſetzt und auf ſie die Beſtimmung eines Kreiſes von Verhältniſſen ſtützt, deren rechtliche Grundlage in ihnen zu ſuchen iſt. Hiermit würden wir aber noch wenig gewonnen haben, wenn der Begriff der Diplomatik in der unbeſtimmten Ausdehnung gelaſſen würde, worin wir ihn vorher angaben. Man hat aber dieſe Wiſſenſchaft auf das Gebiet der praktiſchen Staatslehre verſetzt, indem man ihr vornehmlich die Aufgabe zugewieſen hat, die geſchichtlichen Urkunden verſtehen und in Rückſicht ihrer Echtheit und Unechtheit unterſcheiden zu lehren, um daraus die beſondern Rechte eines Staats oder ſeiner Herrſcherfamilie in Rückſicht andrer Staaten oder Herrſcherfamilien herleiten zu können. Nehmen wir ſie in dieſem engern Sinne, wie dies allgemein ohne Widerſpruch geſchieht, und ſtellen alsdann die Diplomatie an ihre Seite, ſo iſt dieſer ſchon eine beſtimmtere Sphäre zugewieſen, nämlich die der äußern Staatsverhältniſſe, deren rechtliche Bedeutung ſtets lediglich aus Verträgen ermittelt werden kann, und daher zu ihrer Beurtheilung die Kenntniß der über ſie vorhandenen Urkunden vorausſetzt. Man ſieht wenigſtens aus dieſer Ableitung, wie es zu einer mit der Diplomatik verwandten und doch von ihr unterſchiednen Wiſſenſchaft kommen konnte, der man, wegen ihrer Beziehung zu den Staatsurkunden, einen Namen gab, worin ſich dieſelbe unmittelbar ausſprach. Indeß hieße es zu viel behaupten, wenn man das bis jetzt gewonnene Reſultat als genügend zur charakteriſtiſchen Beſtimmung des Weſens der Diplomatie anſehen wollte. Um dahin zu gelangen, ſcheint es nöthig zu ſein, einen ganz andern Weg einzuſchlagen. Wir müſſen denjenigen Kreis der Staatswiſſenſchaften aufſuchen, der ſich als ein beſondrer darſtellt, und in welchen der von uns nur erſt angedeutete Begriff der Diplomatie fällt. Wir dürfen, wenn wir einen ſolchen finden, nicht mehr befürchten, wegen ſtreitiger Grenzen in Anſpruch genommen zu werden, oder haben, geſchieht dies dennoch, die Mittel bereit, um die Gegner mit ihren Einreden bald zum Schweigen zu bringen.

Die Staatslehre in ihrem ganzen Umfange ſondert ſich in zwei Theile ab, wovon der erſtere die Staatswiſſenſchaft, d. h. die methodiſche Erkenntniß der Idee des Staats und ihrer beſondern Beziehungen, der andre die Staatskunſt, oder die ſyſtematiſche Darſtellung der Grundſätze und Maßregeln umfaßt, nach welchen die Idee des Staats unter der Vorausſetzung mannichfaltiger und beweglicher Verhältniſſe möglichſt erfolgreich verwirklicht werden kann. Beide Theile laſſen aber wieder neue Abſonderungen zu, und zwar der erſtere, je nachdem man den Staat im weitern oder engern Sinne nimmt, entweder eine Unterſcheidung in die Lehre von der bürgerlichen Geſellſchaft, in die Lehre von der Staatsorganiſation und in die von dem Rechte der Geſetzgebung, oder nur in die beiden letztern; der zweite Theil dagegen in die Politik der Verfaſſung, und in die der Verwaltung, oder in die Lehre von der Verwirklichung der aus dem Staatsintereſſe hervorgehenden Staatszwecke. In das Gebiet der letzten fällt die Diplomatie. Iſt das Intereſſe des Staats ſeine ſelbſtändige Entwickelung als das gemeinſchaftliche, rechtlich ſittliche Daſein einer Vielheit zu einem Ganzen verbundener Glieder, ſo ergeben ſich ſeine beſondern Zwecke nach Innen, oder in reiner Beziehung auf ſich ſelbſt: Rechtspflege, Erhaltung der Ordnung und Sicherheit im geſellſchaftlichen Verkehre, Beförderung des Wohlſtandes und der Bildung; und nach Außen, oder in Beziehung auf ſeine Verhältniſſe zu andern Staaten: Beförderung ſeiner Vortheile durch friedliche Unterhandlungen mit andern Mächten, Organiſation von Mitteln zur Vertheidigung ſeiner Intereſſen gegen feindliche Widerſprüche und Angriffe mit Gewalt; und endlich in Rückſicht der ſämmtlichen, hier bezeichneten Zwecke: die Herbeiſchaffung und Verwaltung derjenigen äußern Güter, welche die Bedingung der Befriedigung menſchlicher Bedürfniſſe überhaupt ſind. So verſchieden nun dieſe Aufgaben ſind, ſo verſchieden ſind auch die Zweige der Politik oder Staatskunſt, alle von ihnen aber haben, mit Ausnahme einer, ihre beſtimmte Bezeichnung; ſoll daher der Diplomatie eine eigenthümliche Sphäre im Gebiete der Politik zukommen, ſo kann es nur die noch unbeſtimmt gelaſſene ſein, und dieſe iſt die friedliche Vermittelung der Staatszwecke in den Beziehungen eines Staats zu andern Staaten. Demnach würde die Diplomatie theoretiſch die Darſtellung der Grundſätze und Vorſchriften ſein, wonach die Unterhandlungen eines Staats mit andern Staaten geführt werden müſſen, wenn ſie den von dem Staate bei ihnen beabſichtigten Zweck zu erreichen förderlich ſein ſollen, und praktiſch die Kunſt der Anwendung jener Grundſätze und Vorſchriften.

Dieſe Definition der Diplomatie dürfte auch die allgemein anerkannte ſein, obgleich ſich die Schriftſteller, bei welchen wir ſie finden, faſt ohne Ausnahme damit begnügt haben, ſie aufzuſtellen, ohne einen Grund anzugeben, der ſie dazu berechtigte. Sie faßten die Wirklichkeit auf, und da dieſe es zu einer eignen Staatsthätigkeit gebracht hat, welche durch einen Inhalt charakteriſirt wird, wie wir ihn der Diplomatie beizulegen genöthigt waren, ſo konnten ſie weſentlich nicht irre gehen. So ſagt Flaſſan in ſeiner **Histoire générale de la diplomatie française**, die Diplomatie ſei die Wiſſenſchaft der äußern Verhältniſſe, welche die Diplome, oder die von den Regenten ausgegangenen ſchriftlichen Verhandlungen zur Grundlage hat. Dies iſt allerdings nicht ganz richtig, aber die Unrichtigkeit beſteht hier weſentlich, wie dies leider ſo häufig der Fall iſt, in einer aus oberflächlicher Auffaſſung des zu charakteriſirenden Gegenſtandes entſprungenen Unklarheit. Was die Diplomatie vorausſetzt, iſt hier zur Diplomatie ſelbſt gemacht. Daß aber Flaſſan wirklich eine Vorſtellung von der Diplomatie gehabt habe, die mit dem oben von ihr aufgeſtellten Begriff übereinſtimmt, geht ſchon aus dem Titel ſeines Werks, dann aber auch aus dem weitern Inhalte deſſelben hervor. Wenn es dagegen bei Jakob (Einleitung in das Studium der Staatswiſſenſchaften) heißt: „Der Theil der äußern Politik, welcher Anweiſung gibt, wie der Staat durch friedliche Unterhandlungen mit andern Völkern zu ſeinem Zwecke gelangen könne, heißt inſonderheit Diplomatie,“ ſo leuchtet von ſelbſt die Übereinſtimmung ein, welche zwiſchen ſeiner und unſrer Erklärung ſtattfindet. Daſſelbe gilt auch von dem, was der Graf Julius v. Soden im neunten Theile ſeiner Nationalökonomie, und was J. L. Klüber in ſeinem europäiſchen Völkerrechte von der Diplomatie ſagt. Pölitz iſt damit nicht einverſtanden. In ſeiner Darſtellung der Staatswiſſenſchaften im Lichte unſrer Zeit (5. Thl. S. 273 der 2. Aufl.) heißt es: „Soll die Diplomatie in der Reihe der übrigen Staatswiſſenſchaften einen ſelbſtändigen Charakter erhalten, und weder, nach einem zu weiten Begriffe, Gegenſtände in ſich aufnehmen, die bereits dem Umfang andrer Staatswiſſenſchaften angehören, noch, nach einem zu engen Begriffe, blos auf die erlangte Fertigkeit im Unterhandeln mit andern Staaten ſich beſchränken; ſo ſcheint ihr Begriff dahin beſtimmt werden zu müſſen, daß die Diplomatie, als Wiſſenſchaft, die ſyſtematiſche Darſtellung der Kenntniſſe, Rechte und Pflichten enthält, welche von den diplomatiſchen Perſonen zu der politiſch-diplomatiſchen Unterhandlung mit auswärtigen Staaten gefodert werden, und daß ſie, als Kunſt, die auf die Grundlage jener wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe geſtützte und erworbene Fertigkeit bezeichnet, mit auswärtigen Nationen zu unterhandeln.“ Wir wollen hiegegen zunächſt nur bemerken, daß die ganze Rechtfertigung, welche Pölitz für ſeinen Begriff der Diplomatie anführt, in dem Zuſatze liegt — es ſcheint —; denn daß jeder wahrhafte Begriff weder zu weit, noch zu eng ſein dürfe, verſteht ſich von ſelbſt. Aber er widerſpricht ſich auch, wenn er meint, daß der ſelbſtändige Charakter einer Wiſſenſchaft darin beſteht, daß ſie nicht Gegenſtände in ſich aufnehmen dürfe, die bereits dem Umfang andrer Wiſſenſchaften angehören; denn nicht nur erwähnt er mehrmals der Cameralwiſſenſchaften, die doch einzeln betrachtet auf verſchiednen wiſſenſchaftlichen Gebieten liegen, und dann läßt er die Diplomatie ſelbſt aus Kenntniſſen beſtehen, die zum Theil mit Recht von andern politiſchen Diſciplinen, z. B. von dem äußern Staatsrecht oder dem Völkerrecht, in Anſpruch genommen werden. Jede abgeleitete Wiſſenſchaft, und eine ſolche iſt die Diplomatie, ſetzt immer Kenntniſſe voraus, deren Darſtellung die Aufgabe andrer Wiſſenſchaften iſt; allein deshalb kann man nicht ſagen, daß dieſe Kenntniſſe das eigentliche Weſen der abgeleiteten Wiſſenſchaft beſtimmen und ihre Unterſcheidung von andern Wiſſenſchaften bedingen. So wird Niemand von der Arzneikunde ſagen, daß ſie die ſyſtematiſche Darſtellung der Kenntniſſe von dem Menſchen und den Naturkörpern und deren Kräften ſei, obgleich ſie dieſe Kenntniſſe vorausſetzt, wenn ſie nicht in einen rohen und unklaren Empiriſmus ausarten ſoll.

Nach unſrer Definition wird freilich der Umfang der Diplomatie gering ſein; allein es wäre thöricht, fremdartige Beſtandtheile mit ihr zu verbinden, um ihr ein größeres Gewicht als Wiſſenſchaft zu verſchaffen. Nichtsdeſtoweniger fehlt es ihr keineswegs an einem beſtimmten Inhalt, und wenn man dieſen bisher ſo wenig zu erkennen im Stande war, ſo lag der Grund offenbar darin, daß man die Kunſt der Unterhandlungen mit fremden Staaten, verleitet durch eine falſche Vorſtellung von der äußern Politik, als einen Inbegriff von Täuſchungen und Überliſtungen einer ſich ſelbſt überbietenden ſogenannten Klugheit betrachtete. Daß dieſe Vorſtellung früher eine faſt ganz allgemeine war, wird Niemand leicht in Zweifel ziehen, aber auffallend iſt es doch, mit welcher Unbefangenheit ſie ſich zuweilen herausgeſtellt hat. So lieſt man in einem der vorzüglichſten franzöſiſch-teutſchen Wörterbücher: **Diplomate.** Durch dieſes neue Wort bezeichnet man einen Bevollmächtigten von irgend einem Hofe, der mehr durch Ränke und Liſt, als nach den rechtlichen politiſchen Grundſätzen etwas zu bewirken oder zu erhalten ſucht.

Die Klugheit, welche ſich in dem Kreiſe der Verhältniſſe eines Staates zu andern Staaten bewegt, hat ihre beſtimmten Grenzen, innerhalb deren ſie nur mit Sicherheit und glücklichem Erfolge wirkſam ſein kann. Vorgezeichnet werden ſie durch das vernünftige Intereſſe des Staates, und wenn daher in der Anwendung jener Klugheit Misgriffe gemacht werden, ſo entſpringen ſie lediglich aus der mangelhaften Erkenntniß deſſen, was ein Staat als ſeine Aufgabe in dem Verkehre mit andern Staaten zu betrachten hat, oder aus ſeiner gänzlich verkehrten Auffaſſung. Ein Staat kann nichts anders wollen, als ſich als eine ſelbſtändige Macht möglichſt vollkommen zu entwickeln. Er wird daher, ſo weit von ſeinen Beziehungen nach Außen die Rede iſt, dahin ſtreben, erſtens alles abzuwenden, was ſeine Selbſtändigkeit auf eine nähere oder entferntere Weiſe bedroht, und zweitens alle ſolche Verhältniſſe herbeiführen, welche im Stande ſind, ſeiner Selbſtändigkeit eine größere Feſtigkeit und Dauer zu geben. Die Löſung dieſer Aufgabe iſt allerdings im Einzelnen mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft; allein ſie wird bedeutend erleichtert, wenn ſie das äußere Staatsrecht, wie es aus dem Begriffe des Staates in ſeinen Beziehungen zum Ausland erklärt werden muß, und die Verträge, welche mit dem Auslande beſtehen, zu ihrer Grundlage macht. Ohne einen ſolchen feſten Boden verliert ſich die Klugheit in unbegrenzte Combinationen; ſie wird ſchwankend, zweifelhaft, geräth in immer größere Verirrungen und Widerſprüche, ſucht ſich durch Täuſchungen aller Art zu helfen, und führt zuletzt den Staat auf den Punkt, wo ihm nichts andres übrig bleibt, als den verſchlungenen Knoten mit Gewalt zu zerhauen.

Daß die Verträge heilig gehalten werden müſſen, iſt ein Grundſatz, den nur Mangel an allem Rechtsgefühl oder Verkehrtheit ſchamlos genug ſein wird, abzuleugnen. Hier liegt alſo die Schwierigkeit lediglich in dem richtigen Verſtändniſſe der vertragsmäßig angeordneten Verhältniſſe. Anders verhält es ſich mit dem, was aus dem Begriffe des Staats als Recht abgeleitet werden muß. Hier ſind abweichende Anſichten leichter zu erwarten; allein ein ungetrübter Blick in die Geſchichte wird uns im Allgemeinen zu der Überzeugung führen, daß es vornehmlich der ſcheinbare Vortheil iſt, der die einzelnen Staaten verleitet, die Wahrheit zu verkennen, indem er entweder durch die Leidenſchaft, womit er aufgefaßt wird, die richtige Erkenntniß verhindert, oder durch das Verführeriſche, was er an ſich hat, den Willen beſtimmt, jeden Scheingrund zur Rechtfertigung ſeiner Abſichten aufzuſuchen.

Bewegt ſich nun die Klugheit auf dieſer rechtlichen Grundlage, ſo hat ſie an ihr einen Schild, der die feindlichen Geiſter, wenn auch nicht, wie das Haupt der Meduſa, in Stein verwandelt, ſo doch verwirrt. Denn während ſie die einfache, klare, unerſchütterliche Foderung der Wahrheit geltend macht, hat die, welche ihr den Schein entgegenſetzt, mit Zweifeln, Ungewißheit und Widerſprüchen zu kämpfen, und zu fürchten, daß ihr überall Gegner erwachſen, wo ſich ein reines Streben nach Wahrheit zeigt, oder die Wahrheit blos ihr, wie ſie ſich unter individuellen Verhältniſſen zeigt, gegenüber geſucht wird. Die erſte Regel für die diplomatiſche Klugheit wird daher darin beſtehen, das Recht auf eine entſchiedne Weiſe, und, wenn irgend, ſo geltend zu machen, daß es auf der einen Seite möglichſt viele Freunde zu gewinnen, auf der andern die Abſichten der Gegner möglichſt zu bekämpfen und zu unterdrücken vermag. Dies geſchieht aber dann, wenn man das Recht veröffentlicht und damit dem Angriffe zuvorkommt, der zu ſeinem Schutze nur Scheingründe aufzubringen im Stande iſt. Noch mehr Gewicht erhält aber die Wahrheit, wenn bei ihrer Vertheidigung zugleich auf das Rückſicht genommen wird, was man ihr ſcheinbar entgegenſetzen kann. Ihre Gegner werden alsdann nicht blos angegriffen, ſondern zugleich entwaffnet, und haben, wollen ſie dennoch einen Kampf wagen, doppelte Schwierigkeiten zu überwinden. Indeß iſt es dies nicht allein, was bei einem ſolchen Verfahren ſich als Vortheil zeigt. Wird nicht zugleich ein Volk, deſſen Regierung nur mit Gründen des Rechts und um das Recht kämpft, zu einer immer größern ſittlichen Willensſtärke herangebildet, und fähig gemacht, für das Recht, oder, was ihm bald daſſelbe heißen wird, für die Zwecke ſeiner Regierung die größten Opfer zu bringen und die größten Laſten und Drangſale zu tragen?!

Inzwiſchen reicht die Berufung auf das Recht nicht hin, die Erreichung ſeiner Abſichten einem Staate zu verbürgen, und am wenigſten dann, wenn es ſich darum handelt, neue Beziehungen zum Auslande zu ſchaffen. Haben wir daher jene Regel als die erſte und allgemeinſte aufgeſtellt, ſo wollen wir jetzt unterſuchen, welche beſondern Regeln für die diplomatiſche Klugheit in Hinſicht der früher unterſchiednen zwei Punkte aufgeſtellt werden können.

Die ſelbſtändige Macht eines Staates kann auf eine nähere und directe Weiſe durch einen Angriff bedroht werden, welcher ſich gegen ſie im Auslande vorbereitet. Iſt ſie ihm mit ihren eignen Mitteln gewachſen, ſo kann ſie es, geſtützt auf ihr Recht, auf einen Kampf ankommen laſſen; allein kein Staat, der ſein wahres Intereſſe erkennt, wird, wenige Fälle ausgenommen, einen Krieg wählen, wenn er ſeinen Zweck auf einem friedlichen Wege erreichen kann. Es kommt alſo unter der gemachten Vorausſetzung darauf an, erſtens den gedrohten Angriff ſo früh als möglich kennen zu lernen und zweitens auf den Gegner ſo einzuwirken, daß er ſeine Abſicht aufzugeben genöthigt wird. Jenen Zweck erreicht er durch eine angemeſſene Einrichtung ſeiner diplomatiſchen Thätigkeit; dieſen dadurch, daß er die fremde Macht veranlaßt, entweder ihre Rüſtungen einzuſtellen, indem er ihr Beweiſe von ſeiner Bekanntſchaft mit denſelben gibt, und ihr ſo den Vortheil der Überraſchung raubt, oder den Zweck ihres Verfahrens und die Gründe davon anzugeben, ſich alſo auf friedliche Erörterungen einzulaſſen, die ihm Gelegenheit geben, ſein Recht und die Mittel, daſſelbe zu vertheidigen, anſchaulich zu machen, und den Gegner beſtimmen können, einſtweilen die Waffen ruhen zu laſſen. Wäre es aber der Fall, daß dieſer Weg nicht zum Ziele führte, oder doch als nicht ſicher genug erſchiene, ſo können noch andre Staaten mit ins Intereſſe gezogen werden, von denen man die Überzeugung hat, daß ihnen daran liegt, entweder überhaupt den Zuſtand des Friedens aufrecht zu erhalten, oder doch der ſpeciellen Störung deſſelben durch den in Rede ſtehenden gedrohten Angriff entgegenzuwirken. Wenn dagegen der feindlich geſinnte Staat eine Überlegenheit beſitzt, oder ſich dieſe durch Bundesgenoſſen verſchafft hat oder verſchaffen kann, handelt es ſich darum, dieſe Überlegenheit aufzuheben, welches entweder dadurch geſchehen kann, daß der bedrohte Staat ſich durch Bundesgenoſſen verſtärkt, oder daß er den Verein der gegen ihn verbündeten trennt. So eröffnet ſich ein weites Feld für die Klugheit im Unterhandeln, auf welchem aber jeder Staat bald alle beſtimmte Richtung verliert, ſobald er die Grenzen des Rechts überſchreitet, und ſeinen Vortheil auf die Verletzung andrer Staaten zu bauen ſucht, möge er nun dieſe Abſicht in den Unterhandlungen ausſprechen und ſie zu der ſeiner Bundesgenoſſen machen, oder möge ſie ihn in der Stille leiten. Iſt nun aber auch hier wieder das Recht das einfache und klare Geſetz für die Anwendung der Klugheit, ſo verſchwindet abermals der Schein von unüberwindlichen Schwierigkeiten. Nur könnte man daran zweifeln, daß ſich auf dieſe Weiſe der beabſichtigte Zweck erreichen laſſe, und in der That iſt anzunehmen, daß auch das mit Klugheit geltend gemachte Recht nicht immer zum erwünſchten Ziele führen werde. Allein jeder Unbefangene und mit der Geſchichte Vertraute wird ſich leicht die Überzeugung verſchaffen können, daß, was durch eine ſolche Handlungsweiſe nicht zu erreichen iſt, noch weniger durch ein Verfahren erreicht werden kann, welches das Recht nur ſo weit achtet, als es ſich als Mittel zur Erlangung von Vortheilen benutzen läßt. Das rechtloſe Verfahren ſchwächt den Credit eines Staats im Verkehre mit andern Staaten und macht jede Beziehung deſſelben zum Ausland ungewiß; und wenn wir in der auswärtigen Politik der europäiſchen Staaten nur zu häufig finden, daß ein Bundesgenoſſe den andern im entſcheidenden Augenblicke verläßt, daß Bundesgenoſſen einen dritten widerrechtlich ausplündern, um einander gelegentlich ſelbſt zu berauben, daß überhaupt die heiligſten Verträge mit Füßen getreten werden, ſo iſt die Urſache lediglich in der faſt allgemeinen Rechtloſigkeit des Benehmens jener Staaten gegen einander zu ſuchen. Wie im Verkehr einzelner Menſchen unter einander der Redliche überall aufgeſucht wird, jeder am liebſten mit ihm verhandelt und contrahirt, ihn ſich zum Rathgeber und Freunde wählt; ſo verhält es ſich auch in dem Verkehre der Staaten mit Staaten, und ſo muß es ſich hier verhalten, wenn man nicht annehmen will, daß ſich Gefühle, Vorſtellung, Begriffe auf dem Gebiete der Politik gänzlich verwandeln. Ein Staat, der nur das Rechte will, und von dem man nichts andres erwartet, wird daher immer gegen einen andern Bundesgenoſſen erwerben, wenn er von demſelben bedroht wird, oder es wird ihm gelingen, die Bundesgenoſſen von jenem zu trennen, wenn ihre Vereinigung die Verletzung des Rechts zum Zwecke hat. Ausnahmen wird es allerdings geben können, und dieſe ſind dann am erſten möglich, wenn der rechtloſe Staat eine ſolche Überlegenheit beſitzt, daß ſelbſt ein Verein mehrer ihm zu widerſtehen nicht hoffen darf.

Am leichteſten ſind Verirrungen möglich, wenn ein Staat nach einer Vergrößerung oder nach Verſtärkung ſeiner Macht ſtrebt. Ein jeder wahrhafte Staat, d. h. ein ſolcher, der ſich als eine rechtlich ſittliche Einheit der zu ihm gehörenden Glieder darſtellt, iſt eine abgeſchloſſene Größe. Er kann ſich ausdehnen, Land und Leute erwerben, aber ein ſolcher Gewinn bleibt für ihn etwas Fremdartiges, ſeine Entwickelung mehr Störendes als Förderndes. Das Erwerben iſt für ihn ein blos Äußerliches, es ſei denn, daß die hinzugekommene Volksmenge mit der den Staat ſchon bildenden in Rückſicht der Nationalität und der politiſchen Bildungsſtufe weſentlich gleich iſt, weil alsdann eine Verſchmelzung der verſchiednen Beſtandtheile der Geſellſchaft mit Wahrſcheinlichkeit erwartet werden darf. Aber nicht allein das Streben, was jede politiſche Erſcheinung, die wir im Allgemeinen Staat zu nennen pflegen, hat, ſich als eine ſelbſtändige Macht zu behaupten, wird von den Staaten nicht nur häufig verkannt, die eine Verbindung verſchiedner Volksbeſtandtheile ſind, ſondern auch von denen, die als eine politiſche Einheit angeſehen werden können. Wenn diejenigen, welche ein bloßes Aggregat von bürgerlichen Geſellſchaften unter einer höchſten Gewalt bilden, jenes Geſetz verkennen, was ihnen die Eigenthümlichkeit jedes Staates zu achten vorſchreibt, ſo iſt dies nicht zu verwundern, denn ſie haben von der Foderung einer ſelbſtändigen Entwickelung des politiſchen Lebens keine Vorſtellung. Wie ſie ſelbſt ein aus verſchiednen Theilen hervorgegangnes Product ſind, und wie ſie das Gedeihen dieſer Theile lediglich in das äußere Wohlſein ſetzen, ſo kann ihre Vergrößerung durch neue Erwerbungen ihnen wol als ein beſondrer Vortheil erſcheinen; ja dieſe Vorſtellung hat ſelbſt nichts Verletzendes für dieſe, ſobald ſie ebenfalls nichts andres waren, als der Beſtandtheil eines andern zufällig aus heterogenen Elementen erwachſenen politiſchen Ganzen, und ihnen vielleicht überdies das Verſprechen gegeben wird, an ihren bürgerlichen Geſetzen und Einrichtungen ebenſo wenig etwas zu ändern, als ihnen eine Beſchränkung in Rückſicht ihrer Religion und Nationalität aufzulegen. Tritt nun, wo ſolche Verhältniſſe vorausgeſetzt werden, nicht das oben im Allgemeinen als Folge der Verbindung heterogener Beſtandtheile angenommene Übel ein, ſobald das Streben nach Vergrößerung zum Beſitze fremder Gebiete führt, ſo iſt doch dies kein Grund, alle Schranken der äußern Politik einzureißen, und um ſo weniger, als andre Nachtheile nicht vermieden werden können. Immer will der rechtliche Beſitz anerkannt ſein, und ſtets führt ſeine Verletzung zu Feindſchaften, die jede Gelegenheit benutzen, dem unrechtmäßig vergrößerten Staate zu ſchaden. Nur aus beſtimmten Verträgen hervorgehende Erwerbungen ſind frei von dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit, und mögen ein erwünſchter Zuwachs ſein, wenn ſie ſich an den Beſtand eines Landes anſchließen, der den Charakter der Zufälligkeit an ſich trägt.

Außer dieſem Mittel, die Macht eines Staats zu erhöhen, iſt nur noch die Errichtung von Bündniſſen anwendbar, und von jeher, aber mit ſehr verſchiednem Erfolge, benutzt worden. Daß die Zwecke, welche die einzelnen Staaten im auswärtigen Verkehre verfolgen, oft ſehr weit aus einander liegen, und ſich ebenſo wol feindlich berühren können, als ſie geeignet ſind, einander gegenſeitig zu unterſtützen, iſt begreiflich; am begreiflichſten aber, wenn man annimmt, daß ſie nicht durch die Vorſtellung von einem wahren, höchſten Staatsintereſſe bedingt werden. Ein redliches und kräftiges Zuſammenwirken läßt ſich unter verſchiednen Staaten, daher auch nur denken, wenn ſie gleiche Zwecke mit einander theilen, und man lediglich auf den Willen, einander beizuſtehen, Rückſicht nimmt. Nur wird freilich auch bei einer ſolchen Vorausſetzung ſehr wohl zu unterſcheiden ſein, ob dieſe Gleichheit der Zwecke in der dauernden Natur oder Lage der Staaten gegründet iſt, oder ob ſie nur als vorübergehend betrachtet werden darf, und von welchen Umſtänden ihre Veränderung abhängt. Die ſicherſten Bündniſſe ſind immer die, deren Stützpunkt die gleiche Natur oder Lage iſt. Will man noch weiter gehen, ſo wird man denen wieder den Vorzug geben, die ſich auf die gleiche Natur gründen, weil die Lage lediglich eine äußere Übereinſtimmung herbeiführt. Zuweilen können auch zufällige Verhältniſſe einem Bündniß eine gewiſſe Stärke geben, aber jede Schwankung in ihnen zieht eine Schwächung deſſelben nach ſich.

Hat der Staat ſich auf die eine oder die andre Weiſe in den Stand geſetzt, einer ihm drohenden Gefahr, einem Kriege, zu begegnen, ſo fodert ihn die Klugheit auf, den Kampf, wenn es dazu kommt, mit dem größten Nachdrucke zu unternehmen; ſich nicht überraſchen zu laſſen, ſondern zu überraſchen, und dahin durch ſeine diplomatiſche Thätigkeit mit zu wirken. Er wird dieſe benutzen, um den feindlichen Angriff ſo lange zu verzögern, bis er ſich in der Verfaſſung befindet, ihm entweder zuvorzukommen oder ihn kräftig abzuwehren. Und wie er ſich durch Unterhandlungen die Eröffnung des Krieges erleichtert, ſo wird er ſich dadurch auch die Führung deſſelben zu erleichtern ſuchen. Was er aber in dieſer Abſicht zu thun habe, läßt ſich nur im Allgemeinen andeuten. Im Kriege kommt es immer darauf an, dem Feinde mit überlegnen Kräften zu begegnen, worin nun dieſe auch beſtehen mögen. Es wird ſich alſo darum drehen, die Unterhandlung eintreten zu laſſen, wenn man hoffen darf, entweder die Kräfte des Gegners durch Verzögerung des Kampfes zu ſchwächen, oder die eignen dadurch zu ſtärken, indem man ſeine Truppen zuſammenzieht, eine günſtigere Stellung einnimmt, eine vortheilhafte Operation ausführt.

Der letzte Umſtand, bei welchem ſich die Kunſt der Unterhandlungen zeigt, iſt der Friedensſchluß, welcher entweder durch einen beſtimmten Rechtsſtreit der kriegführenden Mächte, oder durch ihre allgemein feindſelige Stellung gegen einander bedingt wird; aber ein ganz verſchiednes Verfahren von Seiten des ſchwächern Staats, als von Seiten des überlegnen verlangt, weil dieſer, ſich auf ſeine Übermacht ſtützend, ſeine Foderungen mit Drohungen begleiten kann, jener aber höchſtens auf die Wirkungen der Verzweiflung hinweiſen darf. Die Klugheit wird auch hier wieder lehren, daß eine edle, feſte Geſinnung die Anſprüche des Siegers am ſicherſten zu beſchränken vermag. Kleinliche Verzagtheit macht verächtlich und ſchwächt das Recht, was man im Kampfe vertheidigte. Verwerflicher aber als dieſe oder niedrige Demuth würde die Aufopferung eines Bundesgenoſſen der eignen Rettung wegen, oder die heimliche Stipulation eines Beiſtandes gegen Feinde des Siegers ſein, ohne daß dazu ein beſondrer Rechtsgrund vorhanden wäre.

Wenn wir auf dieſe Weiſe geſehen haben, daß es nicht an allgemeinen Grundſätzen und Regeln für die Diplomatie fehlt, ſo dürfte es nunmehr als zweckmäßig erſcheinen, die Frage zu beantworten, welche Kenntniſſe es ſind, die man vorausſetzen muß, wenn die diplomatiſche Thätigkeit ihrer Beſtimmung gemäß ausgeübt werden ſoll, und welche Organiſation dieſer am meiſten entſpreche. Daß die diplomatiſche Thätigkeit eine große Menge von Kenntniſſen vorausſetze, wird Niemand leicht in Zweifel ziehen; allein ſie verlangt auch einen hohen Grad geiſtiger Bildung. Zunächſt fodert ſie eine tiefe Einſicht in die Natur des Staats und in die mannichfachen Modificationen ihrer Erſcheinung. Man könnte meinen, daß, um dieſe zu erlangen, die Geſchichte genüge; aber die Erfahrung lehrt, daß ſelbſt Geſchichtsforſcher häufig nicht über die Geſchichten hinaus zur Geſchichte kommen, und daß ſich ihnen dieſe daher als eine beſtändige Wiederkehr von Erſcheinungen zeigt, die ſich nur in der Form als unterſchieden darſtellen. Sollte nicht ſelbſt Johannes von Müller in dieſem Falle geweſen ſein, und er, von einem dunkeln Bewußtſein geleitet, deshalb ſeiner allgemeinen Geſchichte den Titel „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geſchichten" gegeben haben? Hält man ſich lediglich an das Äußerliche, oder, geht man in das innere Leben der Staaten ein, behandelt aber jede Erſcheinung deſſelben als etwas Vereinzeltes, ſo kann man freilich die ſcheinbare Überzeugung gewinnen: tout comme chez nous! Jedes Volk hat ſeine eigenthümliche Natur und geht gewiſſe Bildungsſtufen durch, die Geſchichte überhaupt aber iſt ein ſich immer fortgeſtaltendes Vernunftleben. So aufgefaßt kann ſie jedoch nur werden, wenn man ſich die Natur des vernünftigen Lebens ſelbſt klar zu machen ſucht; wenn man ſie mit philoſophiſchem Auge betrachtet. Ein wahrer Diplomat muß daher philoſophiſch und hiſtoriſch ausgebildet ſein, und zwar ſo, daß ihm die Geſchichte in ihrem ganzen geiſtigen Verlaufe, nicht aber blos nach einzelnen Völkern oder Perioden bekannt iſt. Ein Volk und eine Periode werden nur verſtändlich, wenn man ſie in ihrer Geneſis, in ihrem Werden und in ihrem Zuſammenhange mit andern Völkern und Perioden begreift. Geſchieht dies, ſo werden die großen Verirrungen vermieden werden, in welche die Diplomatie ſo häufig verfallen iſt. Die ſogenannte Klugheit bildet ſich zu leicht ein, Erfolge verhindern oder hervorbringen zu können, welche mit dem ganzen geiſtigen Leben eines Volks in der innigſten Verbindung ſtehen, weil ſie die Geſchichte als reines Product der Willkür und des Zufalls betrachtet. Man denke nur an die franzöſiſche Revolution. Bilden ſich nicht jetzt noch viele Männer, denen man weder Scharfſinn, noch geſchichtliche Gelehrſamkeit abſprechen kann, ein, daß jene ganze Umgeſtaltung der geſellſchaftlichen und politiſchen Verhältniſſe eines der bedeutendſten Völker durch Klugheit hätte verhindert, oder doch weſentlich modificirt werden können?! Und waren nicht zu der Zeit, als ſie eintrat, die Diplomaten von ganz Europa mit wenigen Ausnahmen derſelben Meinung?!

Wenn aber die Diplomatie mit vollkommenem Verſtändniſſe, mit ruhiger Sicherheit in die Verhältniſſe der Staaten eingreifen ſoll, wozu ſie durch jene Auffaſſung der Geſchichte vorbereitet wird, ſo muß ſie ſich die politiſche Lage aller der Staaten vergegenwärtigen, die auf eine nähere oder entferntere Weiſe auf einander einwirken, d. h. ſie muß von umfaſſenden ſtatiſtiſchen Kenntniſſen ausgehen. Bei der Benutzung derſelben ſind zwar auch wieder große Irrthümer möglich, allein ſie werden von ſelbſt verſchwinden, ſobald die Bedeutung der Geſchichte nicht verkannt wird. Die Statiſtik lehrt die gegenwärtige Macht der Staaten kennen; aber die Macht iſt nichts Todtes, nichts Äußerliches, ſie iſt die Kräftigkeit des Lebens ſelbſt, und wird von allen den Umſtänden bedingt, welche dieſe erhöhen. Alſo nicht die Größe eines Landes, nicht ſeine Volksmenge, nicht ſeine wirthſchaftliche Thätigkeit und das darauf beruhende Nationaleinkommen, ſondern dieſe Potenzen in Verbindung mit der Verfaſſung und Verwaltung der Staaten, mit dem Charakter, den Sitten, den religiöſen Vorſtellungen, der Bildungsſtufe und den bürgerlichen Einrichtungen das Volk entſcheiden. Wie die Geſchichte eines Volks als ein großes, ſich immerfort umgeſtaltendes Geſammtleben behandelt zu werden verlangt; ſo will auch die Statiſtik, daß man einen Staat als ein ſolches Geſammtleben, aber auf einer beſtimmten Stufe ſeiner Entwickelung, behandeln ſoll.

Es iſt indeß begreiflich, daß eine klare Einſicht in die ſtatiſtiſchen Verhältniſſe nur gewonnen werden kann, wenn man von dem Staat und der bürgerlichen Geſellſchaft ſelbſt einen Begriff hat, indem alle Entwickelung des vernünftigen Lebens auf die Verwirklichung dieſes Begriffes gerichtet iſt. Das Mannichfaltige der wirklichen Erſcheinungen zeigt uns einen bunten, unverſtändlichen Wechſel, etwas durchaus Nichtiges, ſobald wir nicht darin das Werden des Begriffs oder das Streben nach einem vernünftigen Inhalt erkennen. Die philoſophiſche Rechtslehre und insbeſondre das innere und äußere Staatsrecht macht daher ebenſo einen Theil der Studien des Diplomaten aus, als die Politik und die Nationalökonomie.

Die bürgerliche Geſellſchaft ſtellt ſich nothwendig überall als ein Syſtem von Thätigkeiten zur Befriedigung der mannichfachſten Bedürfniſſe dar, und wenn wir uns dieſe Thätigkeiten in freier Entwickelung denken, ſo fehlt es nicht an einer Geſetzgebung, welche derſelben zu Grunde liegt. Poſitive Geſetze und Einrichtungen können zwar dieſe natürliche Geſetzgebung zum Theil aufheben, aber nie ganz vernichten, wenn nicht die bürgerliche Geſellſchaft zu Grunde gehen ſoll. Will man daher die bürgerliche Geſellſchaft in ihrer allgemeinen und weſentlichen Beſchaffenheit kennen lernen, ſo muß man ſie als Wirthſchaftsſyſtem auffaſſen, und erſt, wenn man ſie als ein ſolches verſtanden hat, kann man ſich eine Vorſtellung von der wirthſchaftlichen Entwickelung jedes beſondern Staates machen, alſo auch ſeine Bedeutung von dieſer Seite erkennen, d. h. die materiellen Kräfte beurtheilen, die er aufzubieten vermag, ſowie die Bedingungen, woran ſie geknüpft ſind.

Der Staat dagegen ſtellt ſich als eine Erſcheinung des Rechts dar, und zwar in Beziehung auf ſich ſelbſt und in Beziehung auf andre Staaten, und hat ein nothwendiges und nirgends ganz zu verkennendes Streben, das Recht, ſeinem Begriffe gemäß, zu verwirklichen. Aber indem er auf der Grundlage des Rechts ſich in Beziehung auf das Mannichfaltige gegebener und wechſelnder Verhältniſſe entwickelt, ſucht er dieſe, ſeinen Zwecken entſprechend, zu beherrſchen; unter den verſchiednen Mitteln, die ſich ihm zu ihrer Erreichung darbieten, diejenigen zu wählen, die ihnen, unter den vorhandnen beſondern Bedingungen, am meiſten zuſagen. Somit zeigt er ſich als handelnd und eine Klugheitslehre *entwickelnd*, die man im weitern Sinne Politik zu nennen pflegt. Können wir nun annehmen, daß durch Nationalwirthſchaftslehre, Staatsrechtslehre und Politik das Studium der Geſchichte, und insbeſondre der Statiſtik, erſt ein geiſtiges Leben, eine wahrhafte Bedeutung gewinne, ſo werden wir doch zugeben müſſen, daß Geſchichte und Statiſtik noch immer nicht ausreichen, um den Diplomaten in den Stand zu ſetzen, ſeinen Wirkungskreis mit der Sicherheit zu erfüllen, welcher ihn über das willkürliche Hin- und Hertappen erhebt, wodurch die Diplomatie aller Zeiten mehr oder minder charakteriſirt wird. Die Geſchichte zeigt uns die einzelnen Staaten von einer Stufe der Entwickelung zu einer andern übergehend und verſchiedne Seiten des politiſchen Lebens geſtaltend; aber indem die mannichfaltigen Ereigniſſe ſich drängen; indem ſich die Fäden, woran ſich dieſe oder jene Erſcheinung knüpft, vielfach verſchlingen und verwirren, oft kaum bemerkbar ſind, oder wol gar als zerriſſen ſich darſtellen, vermag der Geiſt ſich kaum von dem Staate, auf welchen er einzuwirken beſtimmt iſt, ein klares Bild zu entwerfen. Dies erwartet er von der Statiſtik, die das Vereinzelte ſammelt und ordnet, um ein Ganzes zu Stande zu bringen, welches uns den politiſchen Körper mit ſeinem geiſtigen Inhalt anſchaulich macht; allein die Statiſtik hat weſentlich wieder die Aufgabe, das Ganze in ſeiner Eigenthümlichkeit zu bezeichnen, und das Einzelne nur ſo weit zu verfolgen, als es dieſem Zwecke dient. Wenn es daher darauf ankommt, dieſes Einzelne ſelbſt vollſtändig kennen zu lernen, was allerdings ein Bedürfniß des Diplomaten in Rückſicht der Nationalwirthſchaft, und vornehmlich des Staatsrechts und der Politik iſt, ſo müſſen dieſe Theile der Statiſtik zu einem beſondern Studium gemacht werden. Daß aber die Nationalwirthſchaft der einzelnen Staaten und die aus ihr erwachſende Weltwirthſchaft die Aufmerkſamkeit des Diplomaten nicht in dem Maß in Anſpruch nehmen, als das Staatsrecht und die Politik, iſt begreiflich, weil die beiden letztern in ihrer concreten Entwickelung es ſind, in welche der Wirkungskreis des Diplomaten fällt, während die Nationalwirthſchaft nur als Ganzes eine Bedeutung für die Staatsmacht hat. Wenn der Diplomat wiſſen muß, wie die Organiſation eines Staats, mit welchem er verhandeln ſoll, beſchaffen iſt; wenn er wiſſen muß, in welchen rechtlichen Beziehungen dieſer Staat zu dem ſeinigen und zu andern Staaten ſteht, um ſein Verhalten dem Rechte gemäß zu beſtimmen; wenn er wiſſen muß, wie der fremde Staat und durch welche Thätigkeiten er ſeine Zwecke zu erreichen ſucht, um ihn in ſeiner lebendigen Entwickelung zu begreifen, ſo hat es doch kein Intereſſe für ihn, zu wiſſen, wie in dieſem oder jenem Lande der Ackerbau betrieben wird, welche Stufe dieſer oder jener Zweig der Fabrication erreicht hat, wie es ſich mit ſeinen Handelsanſtalten verhalte ꝛc., ſobald nicht ein ſpecielles Verhältniß dieſe detaillirte Kenntniß nothwendig macht, in welchem Fall aber leicht Sachkundige zu Rathe gezogen werden können und ſtets zu Rathe gezogen werden müſſen, weil der große Umfang ſeiner Studien dem Diplomaten nicht erlaubt, ſich mit den genannten Gegenſtänden ſo vertraut zu machen, daß ſeinem Urtheile volle Entſcheidungskraft beigelegt werden dürfte.

Haben wir aber dem Studium der wirthſchaftlichen Thätigkeiten in den einzelnen Staaten, und des Verkehrs, wodurch die Wirthſchaftsſyſteme der einzelnen bürgerlichen Geſellſchaften unter einander zuſammenhängen, eine geringere Bedeutung beigelegt, als dem des Staatsrechts und der Politik, ſo müſſen wir auch zwiſchen den beiden letztern wieder einen Unterſchied in Hinſicht ihrer Wichtigkeit machen, und endlich zugeben, daß ſowol die einzelnen Seiten des Staatsrechts als der Politik nicht gleichen Werth für den Diplomaten haben. Im Ganzen ſteht die Politik dem Staatsrechte nach, ſowie das äußere Staatsrecht vor dem innern, und die Theile der Politik, welche ſich auf die Entwickelung der organiſirten Staatskräfte und auf das Verhalten gegen andre Staaten beziehen, vor den übrigen einen Vorzug behaupten.

Der Punkt, von welchem aus der Diplomat ſeine Thätigkeit beginnt, muß ein feſter ſein, muß ihm eine ſichere Stellung gewähren; und da ſich die Diplomatie im Kreiſe des Verkehrs der Staaten unter einander bewegt, ſo kann er nur innerhalb deſſelben liegen. Er iſt aber kein andrer, als der Inbegriff von Rechtsgrundſätzen und beſondern Verträgen, worauf ſich die Beziehungen der einzelnen Staaten zu einander ſtützen. Hier fußt der Diplomat auf ein poſitives Wiſſen, und nur, wo dieſes nicht ausreicht, tritt ein allgemeines ein, welches aber, ſo unzweifelhaft auch ſeine Wahrheit für denjenigen ſein mag, der darin lebt, doch ſo lange ſtreitig bleibt, als es noch nicht durch ſeine Verwirklichung im Verkehre der Staaten zu einem poſitiven geworden iſt. Für dieſe Verhältniſſe iſt das innere Staatsrecht unmittelbar gleichgültig. Ob ein Vertrag von einer ſo oder ſo organiſirten Macht abgeſchloſſen worden iſt, oder ob die Staaten, welche ihre Beziehungen zu einander nach einem Codex poſitiver Rechtsſätze, welche man gewöhnlich das Völkerrecht nennt, beſtimmen, dieſe oder jene Verfaſſung haben, ändert an dem Vertrag ebenſo wenig etwas als an einem ſolchen Codex. Indeß fehlt es, wie wir geſehen haben, nicht an Gründen, welche dem Diplomaten das Studium des innern Staatsrechts zum Bedürfniſſe machen.

In Hinſicht der Politik behaupten wir, daß diejenigen Theile derſelben, welche ſich auf die Entwickelung der organiſirten Staatskräfte oder auf das Verhalten der Staaten zum Auslande beziehen, einen Vorzug in der Berückſichtigung von Seiten des Diplomaten vor allen übrigen verdienten, und glauben, daß dies kaum bezweifelt werden kann. Alle Äußerungen der Thätigkeit eines Staats, welche keine unmittelbare Richtung auf die Beſtimmung der Verhältniſſe zum Auslande haben, treten für den Diplomaten in den Hintergrund zurück. Er darf ſie zwar nicht vernachläſſigen, weil kein Moment der Politik ohne Einfluß auf die übrigen iſt, aber er wird ſie erſt dann ins Auge faſſen, wenn er diejenigen herausgehoben hat, welche unmittelbar auf den Verkehr der Staaten unter einander einwirken. Das Verhalten eines Staats zum Auslande, die Grundſätze, welche ihn hierbei leiten, oder das, was man die äußere Politik zu nennen pflegt, iſt zwar häufig ſehr wandelbar, und beſonders dann, wenn ein ſubjectiver Wille allein darüber zu entſcheiden hat; aber im Allgemeinen entwickelt ſich doch auch hierin ein jeder Staat eigenthümlich, wie dies die geſchichtliche Verfolgung ſeiner Unterhandlungen und Kriege mit andern Staaten deutlich zeigen würde. Indeß würde ſich der Diplomat ſehr im Irrthume befinden, wenn er nicht alle die Umſtände jedesmal zuſammenfaſſen wollte, welche in einer gegebenen Zeit auf die Entſchließungen eines Staats einwirken. Oft ſind ſie von einem ſolchen Gewichte, daß durch ſie ſein bisheriges Benehmen weſentlich modificirt wird.

Mit dem Studium der äußern Politik der Staaten bringt aber der Diplomat das Studium ihrer organiſirten Kräfte, d. h. ihrer Finanzen und ihrer Angriffs- und Vertheidigungsmittel, in Verbindung. Von welcher Wichtigkeit die Finanzmacht eines Staates ſei, davon haben alle Zeiten hinreichend Beweiſe geliefert. Inzwiſchen darf doch die Vorſtellung von ihr nicht durch die Meinung verdunkeln werden, als ſei ſie unter allen Umſtänden der entſcheidende Punkt. Freilich wird, die übrigen Verhältniſſe als gleich geſetzt, derjenige Staat über den einen oder den andern das Übergewicht haben, der die größten Finanzkräfte beſitzt; allein ſobald eine ſolche Vorausſetzung nicht gemacht werden darf, wird man zwar die große Wichtigkeit der finanziellen Lage, in welcher ſich ein Staat befindet, nicht überſehen, aber man wird doch zugeben, daß ſie nicht alles entſcheidet; daß der Aufſchwung eines Volks die fehlenden Finanzkräfte mehr oder minder unbedeutend erſcheinen läßt, während ein Volk, welches unfähig iſt, ſich für eine politiſche Aufgabe zu begeiſtern, oder dem leitenden Willen mit blinder Folgſamkeit hinzugeben, den Werth reicher Finanzmittel zu Schanden macht.

Die militairiſchen Kräfte eines Staates werden zwar zunächſt nach ihrer äußern Größe aufgefaßt werden müſſen, aber ihre Wirkſamkeit ſteht mit derſelben keineswegs im Zuſammenhange, ſondern wird durch die Lebendigkeit ihrer Äußerung, durch die Zweckmäßigkeit ihrer Verbindung zu einem Ganzen und durch ihre geſchickte Führung bedingt. In Rückſicht des erſten Punkts hängt zwar vieles von der Art ab, wie die perſönlichen militairiſchen Kräfte organiſirt ſind und wie der Kriegsdienſt beſtimmt iſt; allein ein großes Gewicht muß zugleich auf die Übereinſtimmung des Willens, welcher jene Kräfte belebt, mit dem Willen derjenigen Macht gelegt werden, von welcher dieſelben ihre Richtung angewieſen erhalten. Eine einſeitige Auffaſſung würde auch hier wieder den Diplomaten zu großen Irrthümern verleiten.

Endlich leuchtet es von ſelbſt ein, daß unter den Gegenſtänden des Studiums eines Diplomaten die Sprache eine ſehr hohe Stufe einnimmt, und zwar auf zwiefache Weiſe. Nicht nur muß es ihm darum zu thun ſein, dieſes Medium der Mittheilung im Allgemeinen ſo in ſeine Gewalt zu bekommen, daß er im Stande iſt, ſich deſſelben mit Leichtigkeit zu bedienen und ſeine Vorſtellungen und Gedanken darin mit Klarheit und Sicherheit auszudrücken; ſondern auch darum, ſich denen vollkommen verſtändlich zu machen, mit welchen er in Unterhandlungen zu treten beauftragt wird. Das eine macht ihm die gründliche Erlernung ſeiner Sprache nothwendig, das andre erfodert die Kenntniß fremder Sprachen.

Der ganze Inbegriff des Wiſſens eines Diplomaten darf ihm zunächſt nur in dem Geiſt erſcheinen, der ſich in dem Volk entwickelt hat, welchem er angehört. Erſchiene er in einem fremden Geiſte, ſo würde der Diplomat in Widerſpruch mit dem Staate treten, welchem er dient. Ihm würden ſich die Intereſſen deſſelben entweder rein abſtract oder in einer für denſelben unverſtändlichen Modification zeigen, wie dies z. B. immer der Fall iſt, wenn ein Staat ſich eines Ausländers als Geſandten oder als einer diplomatiſchen Perſon überhaupt bedient. Damit aber der Diplomat eine ſo vollkommene Kenntniß der Sprache ſeines Volkes erlange, wie wir gefodert haben, muß er ſich in den Beſitz der Bekanntſchaft mit der geiſtigen Entwickelung deſſelben ſetzen, oder einen vorzüglichen Grad einheimiſcher Bildung zu erreichen ſuchen. Die Kenntniß der fremden Sprache wird er theils auf dem gewöhnlichen Wege des Sprachſtudiums, theils durch das Studium der Urkunden, welche die Rechtsverhältniſſe ſeines eignen Staats zum Auslande beſtimmen, ſowie der Verhandlungen ſeiner Regierung mit fremden Mächten erlangen. Inzwiſchen würde die auf dieſer Seite liegende Schwierigkeit ſehr groß ſein, wenn jeder Staat ſich in ſeinen Unterhandlungen der ihm eigenthümlichen Sprache bedienen wollte. Er würde dann die verſchiedenſten Dolmetſcher nöthig haben, und ſowohl von der Unwiſſenheit, als dem böſen Willen derſelben abhängig werden. Allein wo ſich ein reger Völkerverkehr entwickelt hat, kann es nicht fehlen, daß eine Sprache zur diplomatiſchen wird, und damit die Möglichkeit einer gründlichen Erlernung derſelben von Seiten der die äußern Beziehungen der Staaten leitenden Beamten entſteht. Aber ganz würde die Wirkſamkeit eines Geſandten ihren Zweck nicht erfüllen, wenn er nicht dahin ſtrebte, ſich mit der Sprache auch desjenigen Volkes vertraut zu machen, unter welchem er zu leben beſtimmt iſt, indem er nur durch ihre Kenntniß befähigt wird, den Geſammtzuſtand deſſelben vollſtändig zu beurtheilen.

Wenn wir jetzt auf die Aufgabe zurückblicken, welche die Diplomaten zu löſen haben; wenn wir nicht überſehen, wie bedeutend die Kenntniſſe ſind, deren ſie bedürfen, um ihrem Beruf Ehre zu machen, ſo iſt es nicht ſchwer, diejenigen zu bezeichnen, welche man in ihre Zahl aufnehmen ſoll, und die Art zu beſtimmen, auf welche ſie ihr Amt wahrzunehmen haben. Man könnte zwar meinen, daß eine ſorgfältige Prüfung derer, welche dem Staat ihre Dienſte in ſeinen Beziehungen zum Ausland anbieten, eine hinreichende Bürgſchaft für ihre Tüchtigkeit liefern würde; allein die Eigenſchaften eines Diplomaten ſind zum Theil von einer ſolchen Beſchaffenheit, daß ſie durch keine andre Prüfung, als durch die, welche das Leben ſelbſt anſtellt, ausgemittelt werden können. Wer vermag ſich durch ein Examen über Jemandes Gewandtheit, Geiſtesgegenwart, Klugheit, Urtheilskraft, Rechtlichkeit, Charakterfeſtigkeit, Verſchwiegenheit, Vaterlandsliebe eine hinreichende Aufklärung zu verſchaffen?! Und doch ſind alle dieſe Eigenſchaften ebenſo unerlaßlich, als der Beſitz der früher bezeichneten Kenntniſſe! Es ſcheint daher, als bliebe nur übrig, zu Diplomaten Staatsmänner zu wählen, die in ihrem Wirkungskreiſe die Eigenſchaften zu entwickeln Gelegenheit gehabt hätten, welche von ihnen in dem neuen Berufe gefodert werden; allein theils gibt nicht leicht ein andrer Staatsdienſt einen Maßſtab für die Brauchbarkeit eines diplomatiſchen Beamten, theils ſind auch einzelne von den Kenntniſſen und Eigenſchaften, welche man bei einem Staatsdienſte, wie wir ihn hier vor Augen haben, vorausſetzen muß, nur durch ernſtes Studium und durch das Leben ſelbſt zu erlangen. Der Staat wird daher zum großen Theil im Allgemeinen geeignete Perſonen zu Diplomaten heranbilden müſſen; er wird alſo zunächſt diejenigen, welche ſich der diplomatiſchen Laufbahn widmen wollen, in Beziehung auf die Fähigkeiten und Kenntniſſe, welche dies geſtatten, einer ſtrengen Prüfung unterwerfen, und ſie dann in den Stand ſetzen, ſich unter der Leitung Andrer die Eigenſchaften zu erwerben, deren Erlangung durch ein blos abſtractes Studium nicht wohl möglich iſt. Näher betrachtet, wird das Letztre theils dann geſchehen, wenn die angehenden Diplomaten eine Zeit lang in der Behörde arbeiten, welche mit der Centralleitung der auswärtigen Angelegenheiten des Staats beauftragt iſt, theils dann, wenn ſie den

Geſandten als Gehülfen mitgegeben werden. Sieht man, daß häufig davon abgewichen wird, daß man Männern diplomatiſche Miſſionen überträgt, die von allen jenen von uns verlangten Kenntniſſen und Eigenſchaften nur die eine oder die andre beſitzen, ſo iſt der Grund gewöhnlich in *der* Vorſtellung zu ſuchen, nach welcher die diplomatiſche Kunſt nichts anders iſt, als die Geſchicklichkeit, Andre zu täuſchen und zu überliſten, eine Geſchicklichkeit, die ſich auf dem Boden der Willkür bewegt, und daher keine andre Kenntniß als die der menſchlichen Schwächen und der Mittel, auf dieſe möglichſt vortheilhaft einzuwirken, verlangt. Nur wenn von Sendungen die Rede iſt, die aus einer conventionellen Höflichkeit hervorgehen, wobei es mehr darauf ankommt, durch die Perſon des Geſandten die fremde Macht zu ehren, mögen glänzende Eigenſchaften, wie der bürgerliche Rang oder Glücksgüter über die Wahl entſcheiden.

Am vortheilhafteſten ſcheint es, die Ausbildung auf dem Gebiete der Diplomatie in der Centralbehörde für die auswärtigen Angelegenheiten zu beginnen, weil dieſe den darin Beſchäftigten Gelegenheit gibt, ſich in den Geſammtbeziehungen des Staats zum Auslande zu orientiren. Damit aber dieſe Behörde ſelbſt den möglich wohlthätigſten Charakter erhalte, dürfte es zweckmäßig ſein, daß die aus ihrem Schoos ausgegangenen Geſandten von Zeit zu Zeit wieder zu ihr zurückkehren. Nur auf dieſe Weiſe wird ihr Wiſſen zu einem echt praktiſchen erhoben werden können, weil ſie zum Theil aus Mitgliedern beſteht, die eine lebendige Vorſtellung nicht blos von dem Weſen andrer Staaten beſitzen, ſondern auch von den Mitteln, die im diplomatiſchen Verkehr am zweckmäßigſten angewendet werden können. Soll aber der aus ſolchen Perſonen beſtehende Rath recht wirkſam ſein, ſo muß er unter der Leitung eines Mannes ſtehen, der ſich nicht blos in ihm, ſondern auch in ſchwierigen Miſſionen als ausgezeichnet bewährt hat.

Man hat früher an die Geſandten die Foderung gemacht, daß ſie ſich auf jede Weiſe in die Geheimniſſe der fremden Regierungen, bei welchen ſie accreditirt waren, einzuſchleichen, und ſich einen Einfluß auf ſie zu verſchaffen ſuchen ſollten, der nicht ſowol auf Verhältniſſen, als auf Perſonen beruhte. Man hat es gelobt, wenn ſie durch Beſtechung oder auf eine der Beſtechung ähnliche Art Leute von Bedeutung, durch welche Mittel ſie auch immer dieſe Bedeutung erlangt hatten, in ihr Intereſſe zu ziehen und geneigt zu machen wußten, die Vortheile ihres eignen Vaterlandes aufzuopfern. So war man bemüht, ebenſo die höchſten Staatsmänner wie Maitreſſen und Kammerdiener, ebenſo die Beichtväter und Leibärzte wie die Hofnarren und Lakaien zu gewinnen, und die chronique scandaleuse füllte manche Seite in den Berichten der Geſandten, die ſich ſelbſt ſo gern als die Urheber der Bereicherung derſelben betrachteten. Verdienſtlich war dies allerdings in einer Zeit, wo es ſchwer hielt, ſich auf eine andre Weiſe auf einer Bahn, die ein Jeder für ſchlüpfrig und unverträglich mit der Rechtlichkeit anſah, Lob und Ruhm zu erwerben. Aber daß ſo die rechtliche Exiſtenz der Staaten, worin doch allein ihr wahres Heil zu ſuchen iſt, nicht gewinnen konnte, iſt gewiß. Zwar wird auch jetzt eine in ihren Äußerungen ähnliche Klugheit nicht entbehrt werden können, aber ſie wird nur da ihre Anwendung finden dürfen, wo man für rechtliche und ſittliche Verhandlungen keine Anknüpfungspunkte zu entdecken vermag; wo man lediglich darauf bedacht ſein muß, ſich gegen Willkür ſicher zu ſtellen; alſo mit einem Worte da, wo man auf keine andre Weiſe behandelt ſein will, wo jedes andre diplomatiſche Verfahren als das Zeichen der Beſchränktheit nur mitleidiges Lächeln finden würde. In einem ſolchen Falle zahlt der Diplomat mit gleicher Münze und befreit ſich von dem Vorwurfe ſeiner Gegner, während er ſich vor ſich ſelbſt durch das Ziel rechtfertigt, welches er verfolgt. Inzwiſchen dürfte es doch noch zweifelhaft ſein, ob auch, ſolche Verhältniſſe vorausgeſetzt, der Diplomat nicht ſicherer zum Zwecke gelange, wenn er, jene verächtlichen Umtriebe vermeidend, lediglich an dem feſthält, was die Rechtlichkeit ſeiner Abſichten ihm vorſchreibt. Sie gibt ſeinem ganzen Benehmen nicht nur einen feſten Halt, ſondern auch eine Würde, vor welcher die Ränke, denen er vielleicht überall begegnet, verſtummen oder an ſich ſelbſt irre werden. Nur darf dieſe Rechtlichkeit freilich nicht ohne Bildung, nicht ohne geſchärften Blick in die mannichfachen Verhältniſſe des Lebens ſein, weil ſie ſonſt den Geſandten lächerlich machen und ihm ſeine Geſchäfte außerordentlich erſchweren würde.

Betrachten wir die *Geſchichte der Diplomatie*, ſo werden wir leicht bemerken, daß ſie ſich den Foderungen, welche wir an ſie gemacht haben, kaum auf eine entfernte Weiſe gemäß zeigt; aber wir werden auch nicht Mühe haben, den Grund davon zu entdecken. Die Diplomatie kann nur den Geiſt abſpiegeln, der ſich in dem Staatsleben überhaupt und insbeſondre in den Beziehungen der Staaten zu einander entwickelt; die Geſchichte des Staatslebens und der Vorſtellung von dem Verhältniß eines Staats zu andern Staaten iſt daher zugleich die Geſchichte der Diplomatie. Die großen Monarchien des Alterthums zeigen uns, mit wenigen Ausnahmen, kein aus einem innern Bildungstriebe ſich kräftig entwickelndes und mit dem Staatsorganismus verwebtes Bürgerthum, ſondern Völker, die, einer Heerde gleich, von dem Wink ihres Treibers in Bewegung geſetzt wurden. Die Vorſtellung von einem in ſich geſchloſſenen, ſich ſelbſt genügenden Ganzen konnte in ihnen nicht aufkommen, und daher auch die Achtung vor der Selbſtändigkeit andrer Staaten keinen Raum gewinnen. Dieſelbe Willkür, die der Despot gegen ſeine Völker übte, beſtimmte auch ſein Verhalten gegen andre Völker, und wenn ja in den Beziehungen der Staaten zu einander gewiſſe Formen beobachtet wurden, ſo waren dies nothwendige Ergebniſſe des Bedürfniſſes eines auswärtigen Verkehrs, die ſich aber mehr auf das Zufällige deſſelben bezogen, als das Recht zum Gegenſtande hatten. Wenn man daher Liſt und Gewalt im Vereine von einer Macht gegen die andre angewendet findet, ſo darf man ſich nicht wundern. Wo die Subjectivität herrſcht, hat das Recht immer mit unüberſteiglichen Schwierigkeiten zu kämpfen, obgleich es als unmittelbare Vernunftgeſetzgebung für das Daſein der Menſchen unter Menſchen ein beſtändiges Streben zeigt, ſich geltend zu machen.

Anders verhält es ſich mit den Griechen. Sie laſſen ſchon das Erwachen des Begriffs der politiſchen Selbſtändigkeit erkennen, der dem blos ſubjectiven Triebe nach eigner Selbſtändigkeit entgegentritt; allein weſentlich zeigt er ſich auf Griechenland beſchränkt, und ſomit unklar und im Kampfe mit einem nur beſchränkten, jedoch nicht aufgehobenen politiſchen Egoismus. Das Griechenthum ſtellt ſich dem Barbarenthum gegenüber, und während es für ſich gewiſſe Grundſätze des äußern Staatsrechts anerkennt und geltend zu machen ſucht, ſchließt es die Barbaren davon aus. Die Griechen dachten nicht leicht an eine Einverleibung eines andern griechiſchen Staats mit dem, welchem ſie angehörten, ſie ließen jeden als eine eigne politiſche Potenz, wenn auch nur äußerlich und im Allgemeinen, beſtehen. Ihr Kampf unter einander hatte daher einen ganz eigenthümlichen Charakter. Entweder wurde er um die politiſche Exiſtenz geführt und endete daher bei dem gänzlichen Unterliegen des einen Theils mit deſſen Untergange, wie dies der Fall war, als Sparta und Meſſenien unverſöhnlicher Haß trennte, oder er hatte die Verbreitung politiſcher Grundſätze und Einrichtungen zum Zwecke, wovon die Geſchichte eine Menge von Beiſpielen aufweiſt; oder er beabſichtigte die Vorherrſchaft in Griechenland, wie in den Kriegen zwiſchen Sparta und Athen, zwiſchen Sparta und Theben. War aber einer dieſer Gründe vorhanden, ſo bedurfte es keiner beſondern Rechtsverletzung oder Rechtsverweigerung, um ſeinen Gegner anzugreifen; auch galten die Mittel ganz gleich, deren man ſich zur Erlangung des Sieges bediente. Wären die Elemente der Geſellſchaft anders beſchaffen geweſen, als ſie waren; wäre es zu dem wahren Begriffe vom Staate gekommen, ſo hätte auch die Diplomatie der Griechen ſich vervollkommnen und einen rechtlich ſittlichen Charakter annehmen müſſen; aber jene Elemente erhielten immer einen Kampf von Subjectivitäten aufrecht, bewegten die Staatsform ſtets zwiſchen Demokratie, Ariſtokratie, Oligarchie und Tyrannis, und ließen Platon nur in einem Unerreichbaren, der Herrſchaft des Weiſen, die Löſung des höchſten politiſchen Räthſels finden. Da nun aber der Weg zu dem Höheren abgeſchnitten war, ſo konnte es mit der Zeit nur zu einem immer tiefern Falle kommen. Die Achtung vor dem Rechte verſchwand immer mehr, und wenn dennoch die einzelnen griechiſchen Staaten ſich neben einander behaupteten, ſo war die Urſache allein in der tiefgewurzelten Vorſtellung zu ſuchen, daß ein griechiſcher Staat zwar ausgerottet werden könne, daß es aber unmöglich ſei, ihn zum Beſtandtheil eines andern Staats zu machen.

Weit mehr, als bei den Griechen, ſollte man die höhere Diplomatie bei einem Volke ſuchen, welches man immer obenan zu ſtellen pflegt, wenn von der Entwickelung rechtlicher Verhältniſſe die Rede iſt. Allein dieſe Vorſtellung muß ſehr bald verſchwinden, wenn man bedenkt, daß es bei den Römern nie zum Begriffe der wahren Perſönlichkeit gekommen iſt. Ein Volk, bei welchem es kein Recht an und für ſich gibt, bei welchem das Recht nicht als der Ausfluß der Vernünftigkeit und im Gefolge der Verwirklichung der Vernünftigkeit, ſondern nur als das Product eines Zuſtandes angeſehen wird, kann nie zu einer wahren Achtung des Rechts gelangen. Inzwiſchen war doch die Vorſtellung, welche die Römer vom Rechte hatten, hinreichend, den Verträgen eine gewiſſe Heiligkeit zu verleihen, ſobald ſie zwiſchen ſolchen gedacht wurden, welche ſich überhaupt in der Lage befanden, ſie abzuſchließen. Wir finden dies durchaus im Lauf ihrer Geſchichte beſtätigt; allein da ſie ſich nicht bis zu dem letzten Grunde des Rechts erhoben, da es ihnen räthſelhaft blieb, warum den Verträgen Achtung gebühre, ſo mußten ſie mit der Zeit immer mehr von der treuen Beobachtung der Verträge abweichen, die nicht mit einem Vortheile für ſie verknüpft waren. Ihre Richtung auf Eroberungen trug zwar dazu bei, die Verträge mit Fremden als eine Schranke für die Erweiterung ihres Reichs und ihrer Macht erſcheinen zu laſſen; allein ſie war nicht der einzige Grund, die Kraft derſelben zu untergraben und zu zerſtören. Wenn daher auch der Form nach die Römer den Verträgen mit fremden Völkern lange Zeit eine große Heiligkeit beilegten, ſo ſuchten ſie doch bald ihnen durch Vorwände aller Art zu entgehen, bis ſie dahin gelangten, ſie ganz mit Füßen zu treten. Indeß zeigten ſie bei alle dem nicht jede Verachtung der politiſchen Selbſtändigkeit andrer Völker, wie ſie ſich ſpäterhin entwickelte und unter den chriſtlichen Nationen vorzugsweiſe ſyſtematiſch ausbildete. Nahmen ſie auch beſiegten Nationen die freie Bewegung nach Außen, verurtheilten ſie dieſelben zu einer ewigen Bundesgenoſſenſchaft gegen ſich, ſo ließen ſie ihnen doch ihre innern Einrichtungen und ehrten ſie darin als bürgerlich frei. Nach dieſen wenigen Andeutungen, und wenn man nicht überſieht, wie unendlich mannichfach die äußern Beziehungen waren, in welche die Römer mit der immer ſteigenden Größe ihres Reiches geriethen, wird man begreifen, daß ſich unter ihnen die Diplomatie mehr, wie unter allen frühern Völkern, ausbilden mußte, daß ſie ſich aber von einer ſehr verſchiednen Seite zeigte, je nachdem der zu erſtrebende Zweck ſchwerer oder leichter zu erreichen war. Bald waren es wirkliche oder ſcheinbare Rechtsgründe, die man beſcheiden, oder mit würdevollem Ernſt, oder mit Hochmuth anführte; bald waren es eitle Vorſpiegelungen, hinter welchen der eigne Vortheil ſich mit Mühe verbarg, womit man einen andern Staat zu berücken ſuchte; bald war es die unverholen hervortretende und mit Drohungen bewaffnete Willkür. Dabei waren die Mittel den Römern ziemlich gleichgültig; und in dieſen wie in andern Rückſichten konnte daher die römiſche Diplomatie der ſpätern als Muſter dienen.

Das Chriſtenthum, ſollte man glauben, wäre geeignet geweſen, die herrſchende Diplomatie ſehr bald umzugeſtalten, indem in ihr die Grundlage für ein höheres ſittliches Recht lag; allein wenn es zu der irrigen Vorſtellung führen konnte, daß es ſelbſt ſich durch Feuer und Schwert verbreiten laſſe, ſo darf es nicht befremden, wenn durch daſſelbe die Meinung nicht ſogleich zerſtört wurde, wonach man die Völker als etwas blos Äußerliches betrachtete. Zu dem geringen Einfluſſe, welchen das Chriſtenthum zunächſt in rechtlicher Hinſicht ausübte, kam aber noch der Umſtand hinzu, daß die geſellſchaftlichen Verhältniſſe im Mittelalter zwar geeignet waren, kräftige Inſtitutionen als etwas Vereinzeltes hervorzubringen, aber keineswegs einen allgemeinen Rechtsbegriff entſtehen zu laſſen. Die neuere Zeit erbte die aus dem Schooße des Mittelalters hervorgegangenen Vorſtellungen, begann aber einen Kampf des Allgemeinen mit dem Beſondern, indem ſich die herrſchenden Subjectivitäten zunächſt von den Feſſeln des Beſondern zu befreien ſuchten, dann aber die Bildung der Vorſtellung von einem objectiv Allgemeinen begünſtigte, welches jedoch, aus der Oppoſition hervorgegangen, aller feſten Grundlage entbehrte.

Die Literatur der Diplomatie, ſelbſt wenn wir ganz von dem Begriff abſehen, in welchem wir ſie glaubten auffaſſen zu müſſen, iſt ſehr arm, und die beiden Werke, welche für den Diplomaten von entſchiedner Wichtigkeit ſind, behandeln jene Wiſſenſchaft keineswegs, ſondern zeigen nur ihre Anwendung in dem Beiſpiel eines oder mehrer Staaten, wir meinen *Flassan*, Histoire générale et raisonnée de la diplomatie française, ou de la politique de la France, depuis la fondation de la monarchie française jusqu'à la fin du règne de Louis XVI. 6 Voll. Paris 1809. n. e. 7. Voll. Paris 1811, und *G. B. Battur*, Traité de droit politique et de diplomatie, appliqué à l'état actuel de la France et de l'Europe. 2 Tom. à Paris 1822. Von beſondern Schriften gehören hauptſächlich folgende hierher: E. H. von Römer, Verſuch einer Einleitung in die rechtlichen, moraliſchen und politiſchen Grundſätze über die Geſandtſchaften (Gotha 1788); Über den Begriff der Diplomatie und die nothwendigen Eigenſchaften des Diplomatikers, von Joſ. Max Freih. von Liechtenſtern (Wien 1814.), und Deſſelben Unterſuchung: Was hat die Diplomatie als Wiſſenſchaft zu umfaſſen und der Diplomat zu leiſten? (Altenburg 1820.) Dann, doch nur entfernter, Joh. Geo. Hülſemann, Über die Bedeutung der Diplomatie für die neuere Geſchichte. (Göttingen 1820.) Endlich: Manuel diplomatique ou précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques suivi d'un recueil d'actes et d'offices pour servir de guide aux personnes qui se destinent à la carrière politique. Par le Baron Charles de Martens. (Leipsic 1822.) Dagegen findet man in den die Staatslehre, Staatswiſſenſchaft oder Politik darſtellenden Werken in der Regel die Diplomatie, wenn auch nicht immer unter dieſem Namen, in einem eignen Abſchnitte behandelt. So iſt dies der Fall in H. Ludens Handbuche der Staatsweisheit oder Politik, von §. 34—41 der erſten Abtheilung. (Jena 1811; in dem bekannten Werke von K. H. L. Pölitz, Die Staatswiſſenſchaften im Licht unſerer Zeit, im 5. Thl. (Leipz. 1824.); in dem Handbuche des Syſtems der Staatswiſſenſchaften von J. F. H. Eiſelen. (Breslau 1828); bei Zachariä, Vierzig Bücher vom Staate, im 28. Buch im ſechsten Hauptſtücke (Heidelb. 1829.); und bei Joh. Schön, Die Staatswiſſenſchaft, geſchichtlich philoſophiſch begründet, S. 387 fg. (Breslau 1831.)

(*Eiselen.*)

DIPLOMATIK (Diplomatica, Res diplomatica, Ars diplomatica). Die Diplomatik verdankt ihr Daſein und ihre Bildung als Wiſſenſchaft der Beſchäftigung mit ältern Urkunden, zum Behufe geſchichtlicher Studien, oder für Zwecke des Geſchäftslebens. Obgleich in materieller Hinſicht vielfach bearbeitet, und dadurch im Allgemeinen bekannt genug, fehlt es ihr doch, als Wiſſenſchaft, noch gar ſehr an wahrer wiſſenſchaftlicher Begründung und Beſtimmtheit ihres Inhaltes und Umfanges, ſowie ihrer Grundſätze. Die Beweiſe für dieſe Behauptung, ſowie die Urſachen dieſes Zuſtandes, werden ſich bei weiterer Betrachtung genügend ergeben.

Da es für die Beurtheilung des wiſſenſchaftlichen Charakters der Diplomatik nothwendig iſt, mit der Geſchichte ihrer bisherigen Bearbeitung zu beginnen, aus dieſer aber eine wiſſenſchaftliche Definition dieſer Disciplin nicht mit Beſtimmtheit abgeleitet werden kann, ſo muß hier nur ſoviel als feſtſtehend vorausgeſchickt werden, daß die Diplomatik, als Urkundenwiſſenſchaft, ſich nicht mit Vorſchriften für die Abfaſſung neuer Urkunden, ſondern nur mit der hiſtoriſchen und kritiſchen Kenntniß der bereits vorhandenen beſchäftigt, die ſie theils an ſich ſelbſt, theils als Quellen und Belege für geſchichtliche Thatſachen betrachtet. Hieraus folgt zugleich, daß ſie als Wiſſenſchaft nur möglich iſt, ſo lange Urkunden in ihrer eigenthümlichen Bedeutung und als Geſchichtsquellen exiſtiren. Nehmen wir nun das Wort Urkunde, im weitern Sinne, für jedes ſchriftliche Denkmal oder Beweismittel eines geſchichtlichen Umſtandes, ſo würden natürlich die Urkunden ebenſo ſehr von hohem Alter, als ihre Kenntniß von ausgedehntem Umfange ſein. Dieſer Begriff umfaßt aber ſo viele und verſchiedenartige Gegenſtände, daß man nothgedrungen ſchon längſt dahin übereingekommen iſt, eine beſondre Claſſe jener ſchriftlichen Denkmale als Urkunden im engern u. eigenthümlichen Sinne zu betrachten. In dieſer Bedeutung nun ſind Urkunden diejenigen im Wege der Geſchäftsführung entſtandenen Schriften, welche zur Erinnerung und Beglaubigung irgend eines Beſchluſſes oder Vorganges, von Seiten der dabei betheiligten Perſonen, abſichtlich und beweiskräftig aufgeſetzt worden ſind. Urkunden ſolcher Art kann es nun freilich auch ſchon ſeit den älteſten Zeiten gegeben haben; in größerer Zahl, in einer etwas vollſtändigen, zuſammenhangenden Reihenfolge, und als noch vorhandene, weſentlich brauchbare Quellen und Beweismittel für hiſtoriſche Angaben erſcheinen ſie aber erſt in der mittlern und neuern Geſchichte. Daher iſt denn auch die Diplomatik, da ſie ſich mit der Kenntniß dieſer Urkunden im engern Sinne zu beſchäftigen hat, als Wiſſenſchaft in der neuern Zeit erſt möglich geworden, und es iſt begreiflich, daß ſie weit jünger ſein muß, als die Urkunden ſelbſt, da nicht nur ein etwas bedeutender Vorrath ſchon vorhandener Urkunden, ſondern auch eine gewiſſe Veränderung der bei ihrer Ausfertigung geltenden Verhältniſſe vorausgeſetzt wird, wenn eine wiſſenſchaftliche Kenntniß und geſchichtliche Benutzung derſelben möglich und nöthig werden ſoll. Indeſſen hat es, auch ſeitdem eine bedeutende Maſſe von Urkunden ſchon dem Gebiete der Vergangenheit angehörte, noch längere Zeit gedauert, ehe man daran dachte, ſie wiſſenſchaftlich zu bearbeiten und zu benutzen; denn ungeachtet wir Urkunden ſchon ſeit dem fünften Jahrhundert unſrer Zeitrechnung kennen, und ſeitdem mehrmals, vornehmlich aber im 13. und im 16. Jahrhunderte, bedeutende Veränderungen in dem geſammten Urkundenweſen ſtattgefunden haben, ſo dauerte es doch bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus, ehe Jemand daran dachte, ſie in allgemeinerem Sinne wiſſenſchaftlich zu betrachten; und auch hier gab erſt ein zufälliger Umſtand zu einem ſolchen Unternehmen den Anſtoß.

Man hatte zwar ſchon ſeit längerer Zeit die Brauchbarkeit der Urkunden für hiſtoriſche Forſchungen und Beweiſe nicht verkannt, und ſeit dem Anfange des 16. Jahrhunderts waren nicht wenige hiſtoriſche Schriften mit Urkunden ausgeſtattet erſchienen[1]); doch war dieſe Benutzung der Urkunden mehr zufällig als abſichtlich, und immer nur auf einzelne Gegenſtände beſchränkt; die Kenntniß der Urkunden aber war ganz fragmentariſch und unkritiſch; man war weder über das, was man eigentlich aus den Urkunden lernen wollte, noch über die Grundſätze, nach welchen ihre Echtheit und Beweiskraft geprüft werden ſollte, im Reinen; neben den echten Urkunden kam manche verfälſchte oder ganz erdichtete zum Vorſchein, und manche echte Urkunde, die irgend einer Behauptung im Wege ſtand, wurde dagegen durch Scheingründe verdächtig gemacht. So erhoben ſich im Laufe des 17. Jahrh. mehre ſtaatsrechtliche Streitigkeiten, in denen der eine Theil gewiſſe Anſprüche durch alte Urkunden zu beweiſen und zu unterſtützen ſuchte, deren Echtheit und Glaubwürdigkeit von der Gegenpartei, bald mit, bald ohne Grund, angefochten wurde; und ſo bildete ſich die Periode der ſogenannten diplomatiſchen Kriege. Die Streitigkeiten der Abtei St. Maximin bei Trier, mit dem Erzſtifte Trier, der Stadt Lindau mit dem Kloſter, und der Stadt Bremen mit dem Erzbisthume gleiches Namens, ſämmtlich wegen ihrer Reichsunmittelbarkeit, und der Stadt Magdeburg wegen ihres auf angebliche Privilegien Otto's des Großen gegründeten Stapelrechts, machten darunter das meiſte Aufſehen; und vornehmlich machte ſich der auch in andern, zum Theil ganz verſchiedenartigen, Wiſſenſchaften berühmt gewordene Hermann Conring in dem Schriftwechſel über jene Gegenſtände bemerklich. Indeſſen blieb man in allen dieſen Streitigkeiten nur bei dem Einzelnen ſtehen, ohne ſich zu allgemeinern Anſichten zu erheben; wie es denn auch nicht anders ſein konnte, da es faſt allen den Männern, die ſich in ſolche Streitigkeiten begaben, an Gelegenheit fehlte, ſich eine ausgedehntere Bekanntſchaft mit Urkunden in den Archiven ſelbſt zu erwerben; und es würde daher von einer eigentlichen Urkundenwiſſenſchaft vielleicht nie haben die Rede ſein können, wäre nicht von einer ganz andern Seite her ein Mann in Thätigkeit geſetzt worden, der den erſten entſcheidenden Schritt auf eine ſo erſtaunenswerthe Weiſe that, daß er ſich, wie mit einem Sprunge, ſogleich auf eine Höhe verſetzte, in der man lange Zeit den Gipfel ſelbſt erkannte.

Der belgiſche Jeſuit Daniel Papebroch hatte, als einer der erſten und thätigſten Mitarbeiter an dem großen Werke der Acta Sanctorum[2]), Veranlaſſung gehabt, viele alte Handſchriften und Urkunden einzuſehen, deren manche in Anſehung ihrer Echtheit und Glaubwürdigkeit ihm verdächtig wurden. Er ſuchte nun, freilich mit einem viel zu geringen diplomatiſchen Apparat ausgeſtattet und in manchen Vorurtheilen befangen, ſeine im Einzelnen gemachten Beobachtungen zu allgemeinen Regeln zu erheben, und hielt ſich für berufen, eine neue Lehre aufzuſtellen, durch deren Hülfe er die langwierigen diplomatiſch-literariſchen Streitigkeiten über die Echtheit von Urkunden und Handſchriften für immer beizulegen hoffte. Dies geſchah in ſeinem **Propylaeum antiquarium circa veri ac falsi discrimen in vetustis membranis**, welches im zweiten Bande der **Act. SS. mens. Aprilis**, im Jahre 1675 erſchien[3]). Der Umſtand, daß darin beſonders einige von den Benedictinern der Congregation St. Mauri ausgegangene Schriften angegriffen, und namentlich die alten Urkunden der berühmten Benedictinerabtei, St. Denys bei Paris, im Allgemeinen mit Zulaſſung äußerſt weniger Ausnahmen, für unecht erklärt wurden, hat in der Folge zu der ſeltſamen Idee Anlaß gegeben, in Papebrochs Beſtreitung der Glaubwürdigkeit alter Urkunden ein auf tiefer liegenden Abſichten beruhendes Werk jeſuitiſchen Eigennutzes zu erkennen, dem Papebroch nur als Werkzeug gedient habe; der eigentliche Zweck ſei nämlich geweſen, die Benedictiner ihrer reichen Beſitzungen, indem man die Unrechtmäßigkeit derſelben aus der Falſchheit ihrer Urkunden erwies, zu berauben, und von dieſer Beute dann den Jeſuiterorden zu bereichern. Wenn es aber auch nicht an ſich ſchon einleuchtete, daß ein ſolcher Verſuch auf dieſem Wege höchſt abenteuerlich geweſen ſein und ſchwerlich zu dem vermeinten Ziele geführt haben würde, ſo geht doch aus Papebrochs ganzer ſchriftſtelleriſcher Perſönlichkeit deutlich hervor, daß wenigſtens ihm ein ſolches eigennütziges Motiv nicht in den Sinn kam und ſein Zweck ein rein wiſſenſchaftlicher war, daß er alſo, wo er irrte, es doch redlich und aufrichtig that. Sein Werk iſt für ſeine Zeit nicht ohne Verdienſt, und enthält allerdings einzelne Wahrheiten; daß es aber im Ganzen mißlungen iſt, kam von dem zu geringen Vorrathe wirklich zuverläſſiger Beobachtungen, aus denen die allgemeinen Regeln abgeleitet werden ſollten, und von dem zu großen Selbſtvertrauen, mit dem Papebroch ans Werk ging, während es ihm, bei aller ſeiner diplomatiſchen Skepſis, dennoch begegnete, daß er falſche Urkunden für echt hielt, und ſich ſolchen unſichern Führern vertraute.

---

[1] Vgl. Gatterer, Praktiſche Diplomatik S. 199 fg., wo neben den eigentlichen Urkundenſammlungen auch alle von Urkunden begleitete Geſchichtswerke ſeit dem J. 1510 aufgezählt werden.

[2] Vgl. dieſen Art. im 1. Thl. d. Encykl.

[3] Theilweiſe iſt es in *Baringii* Clavis diplomatica, Ed. II. (1754.) No. V wieder abgedruckt.

Die Benedictiner waren nun aber in Papebrochs **Propylaeum**, wenn auch nur beiläufig, doch zu empfindlich angegriffen worden, als daß man nicht eine Reaction von ihrer Seite hätte erwarten ſollen; allein es erfolgte kein Schriftwechſel gewöhnlicher Art. Sechs Jahre vergingen, während welcher die Benedictiner äußerlich ganz ruhig zu ſitzen ſchienen; da aber trat mit einem Mal, als die glänzendſte Widerlegung Papebrochs, und ein feſter Grundſtein für die Lehre von der Kenntniß und Prüfung der Urkunden die erſte Auflage von Mabillons großartigem Werke **de re diplomatica** hervor[4]. Nie iſt wol ein literariſcher Streit mit ſo viel Würde und Anſtand geführt worden. So weit ſich Mabillon an eigentlicher Urkundenkenntniß ſeinem Gegner überlegen fühlen mußte, ſo gibt er ihm doch das ehrenvolle Zeugniß, daß ihm nur eine ausgebreitetere Bekanntſchaft der Archive gefehlt habe, um beſſer als irgend ein Andrer die Aufgabe, die er ſich ſelbſt, und zwar unter Allen zuerſt, geſtellt habe, zu löſen. Von eigentlicher Polemik iſt ſehr wenig die Rede; die Widerlegung der Papebrochſchen Regeln nimmt in Mabillons Werke bei weitem den kleinſten Raum ein. Die Sache ſollte für ſich ſelbſt ſprechen, darum beſtand Mabillons Widerlegung faſt ganz in einer Anleitung zur richtigen Kenntniß und Beurtheilung der Urkunden, woraus dann das Urtheil über die von Papebroch aufgeſtellten Anſichten ſich von ſelbſt ergeben, und auch der Gegner am ſicherſten überzeugt werden mußte. Wie nun aber Mabillons großes und in ſeiner Art unübertroffenes Werk durch eine ſolche gelegentliche Veranlaſſung hervorgerufen war, ſo blieb dieſe auch nicht ohne Einfluß auf ſeinen Inhalt. Die formellen Eigenſchaften der Urkunden, und zwar insbeſondre der älteſten Urkunden, waren bei Papebrochs Unterſuchungen hauptſächlich zur Sprache gekommen; auf dieſe waren daher auch Mabillons Mittheilungen vorzugsweiſe gerichtet. Der bei weitem größte und wichtigſte Theil ſeines Werkes iſt demnach der Kenntniß der Urkundenſchrift und ihrer verſchiednen Arten gewidmet; außerdem ſind beſonders die Lehren von dem Urkundenſtyle, dem Formelweſen und andern Kanzleigebräuchen, den Monogrammen, Recognitionszeichen, Siegeln, und den Zeitbeſtimmungen oder Daten, von den übrigen auf das Urkundenweſen bezüglichen Kenntniſſen aber nur ein ganz ſpecieller Gegenſtand, die Lehre von den Pfalzen der alten fränkiſchen Könige, behandelt. Die aufgeſtellten Lehren ſind durch eine Sammlung von mehr als 200 Urkunden, aus dem fünften bis zum Ausgange des 12. Jahrh., und die Schrift- und Siegelkunde insbeſondre durch eine große Anzahl vortrefflicher Abbildungen erläutert. Dieſe Leiſtungen in einem hohen Grade von Vollkommenheit zu gewähren, dazu war Mabillon vor allen Andern berufen; denn unter allen zu ſeiner Zeit lebenden Gelehrten hatte keiner ſo viele Bibliotheken und Archive geſehen, und ſich mit einer ſo großen Anzahl von Urkunden und Handſchriften tief und anhaltend beſchäftigt. Da nun ſein Werk, das erſte ſeiner Art, ebenſo ſehr durch den Reichthum der darin entfalteten Kenntniſſe, als durch die Pracht der äußern Ausſtattung imponirte, ſo war es, bei der im Allgemeinen noch ſo ſehr geringen Bekanntſchaft mit dem Urkundenweſen, ſehr natürlich, daß man Mabillons Abſicht, die gar nicht dahin ging, ein vollſtändiges Syſtem der geſammten Diplomatik zu geben, von deſſen Umfange er, der erſte Bahnbrecher, kaum eine richtige Vorſtellung haben konnte, misverſtand, und die neue Wiſſenſchaft, zu welcher Mabillon die Geiſter erſt aufregen und fähig machen wollte, in den Grenzen ſeines Werkes ſchon für abgeſchloſſen hielt, hierdurch aber auf einen, wo nicht falſchen, doch ſehr einſeitigen Weg kam. Denn ſo geſchah es, daß faſt alle nachfolgende Bearbeiter der Diplomatik ſich nicht nur auf die ältern Urkunden faſt ausſchließlich, mit zu großer Vernachläſſigung der neuern, beſchränkten, ſondern dabei auch in dem theoretiſchen Theile der Diplomatik wenig mehr als Paläographie und Siegelkunde gaben, und in dem praktiſchen nur an die Prüfung der Echtheit der Urkunden dachten.

Obgleich Mabillon die Abſicht erreichte, den Gegner, der ihn zuerſt zu ſeiner Arbeit veranlaßt hatte, völlig zu überzeugen[5], ſo erhoben ſich doch Andre gegen ihn, die, zum Theil erſt nach ſeinem Tode, ſeine Grundſätze und die Zuverläſſigkeit der alten Urkunden überhaupt angriffen, und einen ebenſo lebhaften als langwierigen Schriftwechſel veranlaßten, der jedoch für die Fortſchritte der Wiſſenſchaft ohne Bedeutung blieb. Am meiſten that ſich unter dieſen Beſtreitern des Urkundenweſens der Jeſuit Germon hervor, von welchem die ganze antidiplomatiſche Schule in der Folge den Namen der Germoniſten erhielt.

Mabillons Abſicht war zwar auf die Anregung der Urkundenwiſſenſchaft im Allgemeinen gerichtet, und er hatte dabei die Urkunden aller Staaten, ſo weit ſie ihm gedruckt vorlagen, berückſichtigt; da es aber zu ſeiner Zeit überhaupt noch wenig, und zumal ſo äußerſt wenig kritiſche und zuverläſſige Urkundenabdrücke gab, und da er für den bei weitem größten und wichtigſten Theil ſeiner Arbeit nothwendig Originalurkunden benutzen mußte, die er nur aus den ihm zugänglichen Archiven Frankreichs haben konnte, ſo wurde ſein Werk hauptſächlich eine Specialdiplomatik des ältern Frankreichs. Dies gereicht ihm zu keinen Vorwurfe, vielmehr iſt ſein Beiſpiel auch in dieſer Hinſicht nachahmungswerth; denn da eine univerſelle Diplomatik, d. h. eine ſolche, die das Urkundenweſen aller Zeiten und Staaten nicht blos in formeller, ſondern auch in materieller Hinſicht mit durchaus gleicher Vollſtändigkeit und Genauigkeit umfaßt, außer den Grenzen menſchlicher Kraft liegt, ſo kann jede Diplomatik, die für die Wiſſenſchaft etwas Vorzügliches leiſten ſoll, dies nur dadurch, daß ſie, wenn auch in Anſehung der Grundſätze und der Form von allgemeiner Tendenz, doch in Anſehung des materiellen Inhalts gewiſſermaßen eine Specialdiplomatik iſt, und ſich zunächſt auf die, der eignen Anſicht zugänglichen Originalurkunden des eignen Vaterlandes, das freilich nicht in zu beſchränktem Umfange gedacht werden darf, gründet. Was nun Mabillon insbeſondre für Frankreich gethan hatte, das verſuchte noch vor dem Ablaufe des Jahrhunderts, in welchem jener aufgetreten war, Joh. Nicol. Hert, wenigſtens andeutend und tonangebend, für Teutſchland; und ſo erſchien der erſte, ganz nach Mabillons Plan entworfene Verſuch einer Specialdiplomatik der teutſchen Kaiſer und Könige 6), der freilich in der Folge, als die Teutſchen ſich faſt ausſchließlich der Diplomatik bemächtigten, weit übertroffen wurde. Daſſelbe, mit noch mehr Geiſt und Eigenthümlichkeit, leiſtete Madox für England, und ſein Werk, das ſich nur als eine engliſche Specialdiplomatik ankündigt 7), wurde für die allgemeine Diplomatik noch wichtiger, nicht nur durch die genaue Beſchreibung der mitgetheilten Urkunden in allen ihren einzelnen Theilen, ſondern auch dadurch, daß Madox nicht bei dem, worin Mabillon vorgearbeitet hatte, ſtehen blieb, ſondern, wie dieſer vornehmlich auf Schriftkunde geſehen hatte, nun einen andern Zweig der Diplomatik, die Formelkunde, vorzugsweiſe bearbeitete, und ſo ſchon mehr auf den materiellen Theil der Diplomatik (den ich, wie hernach folgen wird, die Pragmatik nenne) hinwirkte, ohne doch bedeutende Nachfolger auf dieſem Wege zu finden.

---

[4] De re diplomatica libri VI. in quibus quidquid ad veterum instrumentorum antiquitatem, materiam, scripturam et stilum, quidquid ad sigilla, monogrammata, subscriptiones ac notas chronologicas, quidquid inde ad antiquariam, historicam, forensemque disciplinam pertinet, explicatur et illustratur etc. Op. et stud. Dom. *Jo. Mabillon*. Paris. 1681. fol. Nov. edit. 1709. fol., nachdem ſchon früher Librorum de re diplomatica supplementum, 1704. fol. erſchienen war. Eine ſpätere Auflage mit verſchiednen Zugaben von andern Verfaſſern: Neapol. 1789. fol. 2 Voll. Vgl. Ebert's bibliogr. Lex. 2. Bd. S. 1.

[5] In mea, ſchreibt Papebroch an Mabillon: de eodem argumento lucubratiuncula nihil jam amplius placet, nisi hoc unum, quod tam praeclaro operi et omnibus numeris absoluto occasionem dederit.

Die Paläographie, von der man wegen ihres weit ausgedehnteren Umfanges und Gebrauches zweifeln könnte, ob ſie wirklich als ein Theil der Diplomatik zu betrachten iſt, die aber durch Mabillon zuerſt würdig behandelt und in die Diplomatik aufgenommen worden war, beſchäftigte noch immer die Diplomatiker faſt ausſchließlich, und erhielt durch einen der größten Alterthumsforſcher, Bernhard von Montfaucon, eine weſentliche Bereicherung, indem dieſer, was Mabillon für die lateiniſche Schrift geleiſtet hatte, nun für die bis dahin faſt ganz vernachläſſigte griechiſche Schriftkunde that 8). Doch fand um dieſelbe Zeit auch ein andrer Theil der Diplomatik, die Siegelkunde, zu der bis dahin, außer dem, was Mabillon enthielt, nur unbedeutende Beiträge vorhanden waren, einen beſondern würdigen Bearbeiter in Teutſchland an Joh. Mich. Heineccius 9).

Überhaupt begannen ſeit dem Anfange des 18. Jahrh. die Teutſchen vorzugsweiſe mit gewohntem Fleiße ſich der Diplomatik zu bemeiſtern und, mit Zurücklaſſung aller andern Nationen, Ausgezeichnetes darin zu leiſten. Durch mehre, freilich aber meiſtens noch ſehr unkritiſche Urkundenſammlungen wurde das Material für das Studium der Diplomatik allmälig vermehrt, und durch die von Schilter, Wachter, Haltaus u. A. dargebotenen Hülfsmittel zur Kenntniß der altteutſchen Urkundenſprache, auf die ſich Mabillon und ſeine nächſten Nachfolger aus leicht erſichtlichen Gründen noch gar nicht eingelaſſen hatten, ein neues Feld dieſes Studiums gangbar gemacht. Für einen andern ſehr wichtigen Zweig, die diplomatiſche Zeitrechnungskunde, wurden von Haltaus und Rabe brauchbare Hülfsbücher geliefert 10); Scheuchzer, Trotz, Baring und Walther bearbeiteten und bereicherten die Schriftkunde 11), Leyſer und Glafey 12) die Siegelkunde. Die glänzendſten Erſcheinungen in der diplomatiſchen Literatur dieſer Periode waren aber die beiden großen Bearbeitungen der teutſchen Specialdiplomatik, die eine durch den Abt des Kloſters Göttwich, Gottfried von Beſſel, und ſeine Gehülfen; die andre durch Joh. Heumann 13).

---

6) *Jo. Nic. Hertii* Diss. de fide Diplomatum Germaniae Imperatorum et Regum (Giess. 1699. 4.) rec. in Ejusd. Opusc. T. I. et in *Baringii* Clav. dipl.

7) Formulare Anglicanum, or a Collection of ancient Charters and Instruments of divers kinds, taken from the originals, placed under several heads, and deduced (in a series according the order of time) from the Norman conquest to the end of the Reign of King Henry VIII. (Lond. 1702. fol.)

8) Palaeographia graeca, sive de ortu et progressu literarum Graecarum et de variis omnium saeculorum scriptionis Graecae generibus etc. op. et stud. *Bernardi de Montfaucon.* (Paris. 1708. fol.)

9) *Jo. Mich. Heineccii* de veteribus Germanorum aliarumque nationum Sigillis eorumque usu et praestantia Syntagma historicum etc. (Lips. 1709. fol. Edit. II. ibid. 1719. fol.)

10) *Chr. Gtlob. Haltaus*, Calendarium medii aevi praecipue Germanicum, in quo obscuriora mensium, dierum festorum ac temporum nomina ex antiquis monumentis illustrantur etc. (Lips. 1729) und in einer vermehrten teutſchen Bearbeitung: Jahrzeitbuch der Teutſchen des Mittelalters ꝛc. (Erlang. 1797. 4.) *J. J. Rabe*, Calendarium festorum dierumque mobilium atque immobilium, in usum Chronologiae et Rei diplomaticae etc. (Onold. 1735. 4.)

11) *Jo. Jac. Scheuchzer* et *Jo. Lochmann*, Alphabeta ex diplomatibus et codicibus Turicensibus. (Tig. 1728. fol.) Hermannus Hugo de prima scribendi origine et universa Rei literariae antiquitate, cui notas etc., adjecit *C. H. Trotz.* (Traj. ad Rh. 1738.) *Dan. Eb. Baring*, Clavis diplomatica, specimina veterum scripturarum tradens etc. (Hanov. 1737. 4. Ed. II. emend. et locupl. 1754. 4.) *Jo. Ludf. Walther*, Lexicon diplomaticum, abbreviaturas syllabarum et vocum in diplom. et codic. a saec. VIII. ad XVI. usque occurrentes exponens etc. (Goetting. 1747. fol. Ed. II. 1756. fol.)

12) *Polyc. Leyser*, Comment. de Contrasigillis medii aevi. (Helmst. 1726. 4.) Specimen Decadem Sigillorum complexum, quibus Historiam Italiae, Galliae atque Germaniae illustrat *Ad. Frid. Glafey.* (Lips. 1749. 4.) — Die verunglückte Baudiſiſche Monogrammenlehre iſt oben, da nur von Bereicherungen der Wiſſenſchaft die Rede ſein ſollte, abſichtlich unerwähnt geblieben.

13) Chronicon Gottwicense, seu Annales liberi et exempti Monasterii Gottwicensis, Ord. S. Bened. infer. Austriae, faciem Austriae antiquae et mediae usque ad nostra tempora, deinde ejusd. monasterii fundationem, progressum, statumque hodiernum exhibens etc. Tomus Prodromus, de Codicibus antiquis manuscriptis, de Imperatorum ac Regum Germaniae diplomatibus, de eorundem Palatiis, villis et curtibus Regiis, atque de Germaniae medii aevi Pagis etc. T. I et II. (Typ. Monast. Tegernsee 1732. fol.) *Jo. Heumanni* Commentarii de Re diplomatica Imperatorum ac Regum Germanorum inde a Caroli M. temporibus adornati. Tom. II. inde

Der Plan des erſtern ging eigentlich auf eine vollſtändige urkundliche Geſchichte ſeines Kloſters; um dieſe vom Anfang an recht gründlich liefern zu können, ſollte erſt der älteſte Zuſtand von Öſterreich überhaupt geſchildert werden, und dies führte nun wieder auf die Idee einer urkundlichen Schilderung des älteſten Zuſtandes von ganz Teutſchland und einer kritiſchen Unterſuchung der Hauptquellen ſeiner Geſchichte, der Urkunden, vornehmlich der Kaiſer und Könige. So entſtand der anſehnliche **Tomus prodromus**, dem zwar das Hauptwerk, welchem er zur Einleitung dienen ſollte, nicht gefolgt iſt, der aber für ſich allein das dritte große diplomatiſche Prachtwerk nach Mabillon und Montfaucon darſtellte, und für Teutſchland nicht nur daſſelbe, ſondern noch mehr leiſtete als Mabillon für Frankreich. Außer der Schriftkunde, die auch hier einen weſentlichen, wiewol nicht wie bei andern den größten, Theil der ganzen Arbeit ausmacht, wird von dem Urkundenweſen der teutſchen Kaiſer und Könige, von Konrad I. bis auf Friedrich II., aber nicht nach allgemeinen Geſichtspunkten, ſondern in hiſtoriſcher Ordnung gehandelt, und dann noch beſonders der diplomatiſchen Geographie Teutſchlands in zwei Abtheilungen, deren eine von den kaiſerlichen Pfalzen und Villen, die andre von den Gauen handelt, ein bedeutender Raum gewidmet. So wenig die letztre fehlerfrei iſt, ſo groß iſt doch ihr Verdienſt, indem ſie nicht nur in dieſem Gegenſtande die Bahn gebrochen, ſondern ihn auch ſchon auf einen bedeutenden Grad der Vollendung erhoben hat. Heumann ſcheint ſich das **Chronicon Gottwicense**, ohne deſſen ausdrücklich zu gedenken, inſofern zum Vorbilde genommen zu haben, als ſeine Werke daſſelbe gleichſam ergänzen; denn in dem einen beginnt er die Diplomatik der teutſchen Kaiſer und Könige mit Karl dem Großen, und ſetzt ſie fort bis auf Ludwig den Jüngern, ſo daß er ſich dem Zeitpunkte, mit welchem die Reihenfolge des **Chron. Gottw.** beginnt, nähert; in dem andern aber behandelt er das Urkundenweſen der teutſchen Kaiſerinnen und Königinnen aus dem ganzen Zeitraume von Karl d. Gr. bis auf Karl VI., wovon bisher noch gar nicht ausdrücklich gehandelt worden war. Da Heumann keine Gelegenheit hatte, Originalurkunden zu benutzen, ſo mußte er ſich in Anſehung der Schrift- und Siegelkunde auf ſeine Vorgänger und auf die Herausgeber der gedruckten Urkundenſammlungen verlaſſen, doch ward es ihm möglich, auch dieſen Theil mit großer Vollſtändigkeit und Genauigkeit durchzuführen; am beſten aber gelang ihm die Ausführung der Pragmatik und die daraus hergeleitete Regierungschronologie und Darſtellung der Staatsverfaſſung unter den verſchiednen Königen; und wir würden in dieſer Hinſicht ein Werk ohne Gleichen beſitzen, wenn Heumanns Kaiſerdiplomatik einen größern Zeitraum umfaßte, und wenn es ihm ſchon möglich geweſen wäre, mehre erſt nach der Zeit ans Licht gekommene Urkunden zu benutzen.

Wie nun in Teutſchland die Diplomatik als Wiſſenſchaft ſo anſehnliche Bereicherungen erhielt, ſo machte man auch hier den Anfang, ſie unter die Gegenſtände des Univerſitätsunterrichts aufzunehmen, und es wurden zu dieſem Behufe die erſten Compendien, von Eckhard in lateiniſcher, von Joachim in teutſcher Sprache geſchrieben [14]. Da inzwiſchen ſchon eine bedeutende Anzahl von Urkunden theils in größern Sammlungen, theils einzeln ans Licht getreten war, ſo wurde von Georgiſch in deſſen Regeſten zuerſt ein ſehr brauchbares Hülfsmittel zur Überſicht des geſammten bis dahin bekannt gewordenen Vorrathes, und mithin zur Erleichterung des Studiums derſelben geliefert [15].

Dieſen Leiſtungen teutſcher Gelehrten hatte das Ausland, in demſelben Zeitraume, was die Theorie der Diplomatik betrifft, außer dem hauptſächlich die Schriftkunde betreffenden, aber ſehr mißlungenen Verſuche Maffei's [16], nur Carpentiers Abhandlung über die Tironiſchen Noten [17] gegenüber zu ſtellen. — Nun aber ging wieder aus Frankreich ein Werk hervor, das nach Mabillon eine neue Epoche machte und alle ſeine Vorgänger überbot, indem es zwar nicht den Umfang der Wiſſenſchaft über die bis dahin angenommenen Grenzen erweiterte, ſie aber innerhalb derſelben ungemein bereicherte und tiefer durcharbeitete. Zwei Gelehrte aus derſelben Ordensgeſellſchaft, welcher Mabillon angehört hatte, die Benedictiner Taſſin und Touſtain zu **St.-Germain-des-Prés**, unternahmen es, unterſtützt von einem ſeltenen Reichthume diplomatiſcher und paläographiſcher Hülfsmittel, ſowol die Diplomatik überhaupt, als Mabillons Syſtem insbeſondre, gegen die Widerſprüche der Germoniſten und Maffei's gründlich zu vertheidigen, ausführlich zu erläutern und durch neue Forſchungen zu unterſtützen. Die Frucht dieſer Beſtrebungen war das unter dem Namen **Nouveau Traité de Diplomatique** bekannte große Werk, das zwiſchen 1750 und 1765 nach und nach erſchien [18]; ein Werk, dergleichen wenig andre Wiſſenſchaf-

---

a Ludovici Germ. temporibus. (Norimb. 1745—53. 4.) *Ejusd.* Commentarii de re diplomatica Imperatricum Augustarum ac Reginarum Germaniae. (Norimb. 1749. 4.)

[14] *Chr. Henr. Eckhard*, Introductio in rem diplomaticam praecipue Germanicam etc. (Jen. 1742. 4. Ed. II. Ibid. 1753.) Joh. Friedr. Joachim, Einleitung zur teutſchen Diplomatik ꝛc. (Halle 1748.) u. m. A.

[15] Regesta chronologico-diplomatica, in quibus recensentur omnis generis monumenta et documenta publica etc. Omnia in summas suas contraxit, juxta annorum dierumque quos praeferunt seriem digessit etc. *Pet. Georgisch.* Tom. I—III. et Index. (Francof. et Lips. [postea Hal.] 1740—44. fol.) Einige ältere und neuere Werke von ähnlicher, aber ſpecieller Tendenz, z. B. Walther von Schleſien, Schöttgen und Schultes von Oberſachſen, Hempel von Niederſachſen, Geſterding von Pommern, Worbs von der Lauſitz u. A. m. ſind, um nicht zu weitläufig zu werden, abſichtlich nicht genannt worden.

[16] Istoria diplomatica che serve d'introduzione all' arte critica in tal materia. (Mant. 1727. 4.)

[17] *D. P. Carpentier*, Alphabetum Tironianum, s. notas Tironis explicandi methodus, cum pluribus Ludovici Pii chartis, quae notis iisdem exaratae sunt etc. (Paris 1747. fol.)

[18] Nouveau Traité de Diplomatique, ou l'on examine les fondemens de cet art, on établit les règles sur le discernement des titres, et l'on expose historiquement les caractères des Bulles pontificales et des diplomes donnés en chaque siècle, avec des éclaircissemens sur un nombre considé-

ten aufzuweiſen haben, und das, ſo weit es die zur Diplomatik gehörigen Gegenſtände wirklich umfaßt, noch jetzt als das vollſtändigſte Repertorium derſelben zu betrachten iſt. Denn freilich blieben die Verfaſſer, wie weit ſie auch ihren anfänglichen Plan, einen bloßen Commentar zu Mabillon zu liefern, überſchritten, doch inſofern ganz auf deſſen Standpunkte ſtehen, als ſie nur die von ihm bearbeiteten Gegenſtände wieder in ihren Geſichtskreis zogen, und nur durch eine weiter ausgedehnte, mehr ins Einzelne gehende Bearbeitung derſelben ihn überboten; auch iſt Mabillons Werk durch den **Nouveau Traité** keineswegs entbehrlich geworden; vielmehr bedarf der tiefere Forſcher noch immer Beider Werke, um eins durch das andre zu ergänzen. Bei weitem der größte Theil des **Nouveau Traité** iſt der Schriftkunde, und zwar nicht blos in engerer Beziehung auf die Urkunden, ſondern in ihrem ganzen Umfange gewidmet; dann iſt die Lehre von den Siegeln, von der Sprache und den Formeln, und bei letztrer die von den Daten und den Signaturen, alles viel weitläufiger und beiſpielreicher als bei Mabillon, aber doch immer mit vorzüglicher Beziehung auf Frankreich abgehandelt. Eigenthümlich iſt ſodann die Specialdiplomatik der päpſtlichen Urkunden, die mit beſonderer Ausführlichkeit bearbeitet iſt, und an welche ſich die Specialdiplomatik andrer geiſtlicher und weltlicher Fürſten und Corporationen in kürzerer Faſſung anſchließt. Der praktiſche Theil beſchränkt ſich auf die Lehre von den erdichteten und verfälſchten Urkunden und ihrer Prüfung.

Gleichzeitig mit dieſem allgemein umfaſſenden Werke wurde ein beſonderer Zweig der Diplomatik die Lehre von den Daten, oder die diplomatiſche Zeitrechnung, ebenfalls von einigen Benedictinern, Dantine, Durand und Clemencet, in der berühmten **Art de vérifier les dates**[19], einem bei ſeiner erſten Erſcheinung zwar noch ſehr unvollkommenen, aber in der Folge mehrmals überarbeiteten und vervollſtändigten Werke, vorgetragen. Ein anderes Supplement zum **Nouveau Traité** lieferten Lemoine und Batteney[20], deren diplomatiſches Lehrbuch zwar in Anſehung des theoretiſchen Theils nur als ein Auszug aus jenem zu betrachten, im praktiſchen Theil aber durch die Anleitung zur Behandlung der Archive eigenthümlich, jedoch nicht nur ſo ganz ſpeciell für Frankreich berechnet, ſondern auch überhaupt ſo unvollkommen und dürftig iſt, daß es für uns Teutſche, ungeachtet es hier und da noch ſeine Liebhaber findet, als ganz unnütz und entbehrlich zu betrachten iſt. Hiermit ſind nun die Verdienſte der Franzoſen um die Lehre der Diplomatik ziemlich abgeſchloſſen, denn auch die bedeutendſte Erſcheinung in der ſpätern franzöſiſchen diplomatiſchen Literatur, das diplomatiſche Wörterbuch von de Vaines[21], iſt für das Fortſchreiten der Wiſſenſchaft ohne alle Bedeutung.

Dagegen trat in demſelben Jahre, wo der **Nouveau Traité** vollendet wurde, in Teutſchland Gatterer mit dem Anfang eines neuen Syſtems der Diplomatik auf, dem jedoch keine Fortſetzung, ſondern erſt nach einem ganzen Menſchenalter ein kurzer Umriß deſſelben Syſtems in zwei Compendien folgte[22], nachdem der Verfaſſer dieſer Schriften ſchon lange vorher theils durch Vorleſungen, theils durch einzelne Abhandlungen als Stifter einer neuen diplomatiſchen Schule ſich geltend gemacht hatte. Wenn indeß Gatterer ſeinen Ruhm im Felde der Diplomatik nicht ſowol ſeiner praktiſchen Urkundenkenntniß und ſeiner wohlthätigen Anregung für das Studium der Diplomatik, als jenen Lehrbüchern verdankte, ſo würde es um denſelben ſehr mißlich ſtehen; denn ſein Syſtem iſt, bei aller ſcheinbar ſo ſtreng ſchematiſchen Einrichtung im Äußern, doch im Innern ein durchaus mißlungenes und ſich ſelbſt widerſprechendes Machwerk. Er theilte die Wiſſenſchaft in drei Theile. Der erſte derſelben, die Graphik oder Schriftkunde, iſt in ſeiner Bearbeitung am gelungenſten, gründet ſich aber faſt ganz auf die Arbeit der franzöſiſchen Benedictiner, die eben durch den von Gatterer gegebenen Auszug in Teutſchland am meiſten bekannt wurde, und bietet wenig Eigenthümliches dar, außer der abenteuerlichen, jeder geſunden Logik widerſprechenden Claſſification der verſchiednen Schriftarten, in der Form des Linnéſchen Pflanzenſyſtems, oder dem ſogenannten **Linnaeismus graphicus**, den die Wiſſenſchaft nur als Denkmal der Geſchmackloſigkeit ſeines Urhebers aufbewahren kann. Der zweite Theil, die Semiotik oder Zeichenkunde, iſt ein ganz widernatürliches Gemenge der verſchiedenartigſten Dinge; denn außer der wirklich wichtigen Lehre von den Monogrammen, Recognitionszeichen und Siegeln, wird auch von den nichts bedeutenden, eigentlich blos der Schriftkunde angehörenden Chrismen und von den in der mannichfaltigſten Bedeutung erſcheinenden, aber immer höchſt unwichtigen Kreuzen, die beide mit den vorhergedachten Zeichen nichts gemein haben, mit großer Umſtändlichkeit gehandelt, und endlich noch die ganz ungehörige Lehre von den ſogenannten Inveſtiturzeichen hierher gezogen, die in den Urkunden als eigentliche Zeichen oder Bilder gar nicht exiſtiren,

---

rable de points d'Histoire, de Chronologie, de Critique et de Discipline, et la Refutation de diverses accusations intentées contre beaucoup d'Archives célèbres etc. par deux Religieux Benedictins de la Congrégation de S. Maur. Tom. I — VI. (Paris 1750 – 65. 4.) Eine teutſche Überſetzung unter d. Titel: Neues Lehrgebäude der Diplomatik, von einigen Benedictinern von der Congreg. des h. Maurus ꝛc. (Erfurt 1759 — 69.) 9 Bde. 4. anfangs von Joh. Chph. Adelung, nachher von Ant. Rudolf.

[19] L'art de verifier les Dates des faits historiques, des Chartres, des Chroniques et autres anciens monumens etc. par deux Religieux Benedictins de la congr. de S. Maur. Paris 1750. 4. Die folgenden Ausgaben in Fol. und mehren Bänden.

[20] Diplomatique pratique, ou Traité de l'arrangement des Archives et Tresors des chartres etc. par M. *le Moine*. (Metz 1765. 4.) Supplement à la Diplomatique de M. *le Moine*, contenant une méthode sûre pour apprendre à dechiffrer les anciennes écritures et arranger les Archives etc. par Mss. *Batteney* et *le Moine*. (Paris 1772. 4.) Teutſch: Nürnb. 1776 – 77. 4.

[21] Dictionnaire raisonné de Diplomatique etc. par *D. de Vaines*. Tom I, II. (Paris 1774.)

[22] *Jo. Chph. Gattereri* Elementa Artis diplomaticae universalis. Vol. I. (Goetting. 1765. 4.) Joh. Chph. Gatterer, Abriß der Diplomatik. (Götting 1798.) Praktiſche Diplomatik. (Ebend. 1799.)

ſondern nur, wie andre Gebräuche und ſymboliſche Handlungen manchmal erwähnt werden, alſo vielmehr in die Formelkunde gehört hätten. Nicht minder monſtrös iſt auch der dritte Theil, die Formelkunde, in welcher zuerſt die Lehre von den Sprachen der Urkunden, die man unter jener Aufſchrift gar nicht erwarten ſollte, abgehandelt und hernach der ganze Text der Urkunden in lauter ſogenannte Formeln zerlegt wird, die dann, bei der weitern Eintheilung, ihre Benennungen nach allen Wiſſenſchaften, in die ſie angeblich einſchlagen, erhalten. Sogar die Lehre von den Daten wird in die Formelkunde, bei den Schlußformeln hineingezwängt. — Die praktiſche Diplomatik wurde durch Gatterer, außer der Lehre von der Unterſcheidung echter und unechter Urkunden und von der Ordnung der Archive, die man vorher ſchon dazu gezogen hatte, mit einer beſondern, aber noch ſehr unvollſtändigen Lehre von der Benutzung der Urkunden bereichert.

Während des langen Zwiſchenraums zwiſchen der Erſcheinung des erſten und letzten Gattererſchen Compendiums lieferte der wiener Profeſſor Gruber ein weit beſſer gelungenes und brauchbareres Lehrbuch[23]. Er folgte zwar dem in Gatterers Elementen vorgezeichneten Plane, bearbeitete aber die in dieſen noch nicht enthaltene Formelkunde ganz frei und ſehr verdienſtlich, und widmete insbeſondre der diplomatiſchen Zeitrechnung viele Sorgfalt. Die ſo eben genannte Disciplin wurde ſonſt in dieſem Zeitraum auch durch Waſer, und noch mehr durch Pilgram und Hellwich[24] ſo vortrefflich bearbeitet, daß hierdurch die geprieſene **Art de vérifier les dates**, als diplomatiſches Hülfsmittel betrachtet, für Teutſchland ganz entbehrlich wurde. Was die übrigen einzelnen Zweige der Diplomatik betrifft, ſo erhielt die diplomatiſche Sprachkunde zwar für die lateiniſche Urkundenſprache ein neues Hülfsmittel in dem Adelungſchen Gloſſarium, das aber dieſen Theil der Sprachkunde weder bedeutend bereicherte, noch erſchöpfte; für die altteutſche Sprachkunde wurden zwar ſchätzbare Beiträge geliefert, unter denen das von Oberlin neu bearbeitete Scherziſche Gloſſarium und das bremiſch-niederſächſiſche Wörterbuch obenan ſtehen; im Ganzen ſtanden aber die Arbeiten auf dieſem Felde zu vereinzelt, und die Urkunden ſind im Allgemeinen zur Bereicherung der altteutſchen Sprachkunde zu wenig benutzt worden. Die Schriftkunde wurde durch die mehren Urkundenſammlungen beigegebenen Abbildungen von Schriftproben und ganzen Urkunden bereichert, durch welche vorzüglich die von Schmidt bearbeiteten **Origines Guelficae** ſich auszeichnen; Ähnliches geſchah in vielen literariſchen und archäologiſchen Werken durch Abbildungen von Bücherhandſchriften und Inſchriften. Die Siegelkunde fand verſchiedne einzelne Bearbeiter, unter denen v. Praun, Gercken und Spieß beſonders Erwähnung verdienen[25]. Auch wurden mehren Urkundenſammlungen mehr oder weniger lehrreiche Siegelabbildungen beigegeben, unter denen wir, außer den ſchon gedachten **Orig. Guelf.**, den **Liber Probationum Eccl. S. Emmerani Ratisb.** und die von Schöttgen und Kreyſig geſammelten **Diplomataria et Scriptores** beſonders erwähnen. Aus dem Gebiete der praktiſchen Diplomatik wurde, da man von den Streitigkeiten über die Echtheit der Urkunden immer mehr zurückkam, vornehmlich die Lehre von der Aufbewahrung der Urkunden, oder die Archivwiſſenſchaft verſchiedentlich bearbeitet; man verfuhr aber hierbei theils ſehr unpraktiſch, indem man dieſe Lehre mehr auf vorgefaßte Meinungen und einſeitig feſtgeſtellte Principien, als auf die wirkliche Kenntniß der Archive und ihres Inhaltes gründete, theils ſehr unwiſſenſchaftlich, indem man ſich um das Nothwendigſte, einen richtigen Begriff des Archivs und ſeiner Beſtandtheile, nicht bekümmerte; und ſo konnte es denn eben zu nichts Feſtem und Gedeihlichem kommen. Mehre mit Archiven in Verbindung ſtehende und in diplomatiſchen Forſchungen geübte Gelehrte bereicherten die Wiſſenſchaft durch Mittheilung einzelner Beobachtungen und Unterſuchungen[26]; das kurze Lehrbuch der geſammten Diplomatik aber, das Schwartner, ein Schüler Gatterers, ganz nach deſſen Plane ſchrieb, iſt nur durch die beſondre Anwendung auf die bis dahin noch gar nicht bearbeitete Specialdiplomatik Ungerns eigenthümlich und verdienſtlich[27].

Nachdem nun Gatterer in Teutſchland und dem benachbarten Auslande lange genug eine ſehr unverdiente Alleinherrſchaft im Gebiete der Diplomatik ausgeübt hatte, wagte es zuerſt Schönemann, ſeinen eignen Weg zu gehen, den er jedoch, durch einen zu frühen Tod unterbrochen, nicht vollenden konnte, daher ſein Syſtem uns nur im Entwurf, aber nicht in der Ausführung bekannt iſt[28]). Er theilte die Diplomatik, wie Gatterer, in einen theoretiſchen und einen praktiſchen Theil; in jenem aber unterſcheidet er die äußere und innere Diplomatik, und rechnet zur äußern die Sprach- und Schriftkunde, zur innern aber die Lehre von der objectiven Beſchaffenheit der Urkunden, die er diplomatiſche Rechtslehre nennt, und die Kanzleipraxis, oder die Lehre von den Eigenſchaften der Urkunden in Anſehung ihrer Abfaſſung und Bekräftigung, bei welcher denn auch die Lehre von den Monogrammen, Recognitionen, Siegeln und Daten vorkommt. Zur praktiſchen Diplomatik rechnet er die Lehre von der Benutzung der Urkunden, und zwar der hiſtoriſchen und juriſtiſchen; von der Behandlung eines Urkundenvorraths oder dem Archivweſen, und von der Urkundenkritik. Nur die äußere Diplomatik und ein Theil der ſogenannten diplomatiſchen Rechtslehre iſt von Schönemann nach dieſem Plane wirklich ausgeführt. Es verdient Anerkennung, daß er den Geſichtskreis der Diplomatik als Wiſſenſchaft bedeutend erweiterte, indem er nicht blos, wie faſt alle ſeine Vorgänger gethan hatten, die formellen Eigenſchaften der Urkunden, ſondern auch ihren Inhalt einer eignen, allgemeinen Unterſuchung würdigte, und zeigte, daß die Urkundenkenntniß noch etwas mehr als blos die Prüfung der Echtheit bezwecke, deren es, im Verhältniſſe zu dem geſammten Vorrathe, nur bei ſehr wenigen Urkunden eigentlich bedarf; auch iſt nicht zu leugnen, daß die meiſten Gegenſtände in einer natürlichern Ordnung und ſchicklichern Verbindung, als bei Gatterer, erſcheinen, und die einzelnen formellen Eigenthümlichkeiten der Urkunden weniger mikrologiſch, mehr nach ihrem wahren Werthe gewürdigt werden. Dennoch läßt auch Schönemann, abgeſehen von der unvollendeten Ausführung ſeines Werkes, noch Vieles zu wünſchen übrig. Seine Eintheilung in äußere und innere Diplomatik, ſo natürlich und conſequent ſie auf den erſten Blick auch ausſieht, iſt doch im Grunde verfehlt; denn nimmermehr würde man doch, ohne mit dem Syſteme vorher ſchon bekannt zu ſein, darauf verfallen, die Lehre von der Sprache in der äußern, und die von den Siegeln in der innern Diplomatik zu ſuchen; ſo hat auch die Lehre von den Daten, oder die diplomatiſche Zeitrechnung, mit der Bekräftigung der Urkunden, wohin ſie Schönemann gebracht hat, gar nichts zu ſchaffen, da ja ganz undatirte Urkunden, deren wir nicht wenige haben, doch hinlänglich bekräftigt oder beglaubigt erſcheinen. Die innere Diplomatik iſt durch die Eintheilung in diplomatiſche Rechtslehre und Kanzleipraxis bei weitem nicht erſchöpft, und jene Benennung ſagt zu wenig, da die Gegenſtände der Urkunden nicht blos rechtliche, ſondern auch viele adminiſtrative Verhältniſſe betreffen; von einigen ſehr wichtigen Umſtänden, z. B. von Urkunden, welche ſich auf die Verhältniſſe der Landesherren zu ihren Unterthanen, den einzelnen Ständen und Corporationen derſelben beziehen, findet man gar nichts erwähnt, und die Urkunden, von denen wirklich die Rede iſt, werden immer noch mehr der Form als dem Gegenſtande nach betrachtet. Manche von frühern Bearbeitern der Diplomatik in dieſe nicht mit Unrecht aufgenommenen Gegenſtände, wie namentlich die diplomatiſche Geographie, ſind ohne Grund wieder daraus weggelaſſen und in der ſogenannten praktiſchen Diplomatik zu viele verſchiedenartige, durch kein gemeinſchaftliches Band mit einander verbundene Gegenſtände vereinigt.

---

[23] Greg. Gruber, Lehrſyſtem einer allgemeinen Diplomatik, vorzüglich für Öſterreich und Teutſchland. 1. u. 2. Thl. Lehrſyſtem diplomatiſcher Zeitenkunde ꝛc. als d. 3. oder letzt. Thl. ſeines diplomat. Werkes ꝛc. (Wien 1783 u. 84.) [24] Joh. Heinr. Waſer, Hiſtoriſch-diplomatiſches Jahrzeitbuch zur Prüfung der Urkunden ꝛc. (Zürich 1779. Fol. Calendarium chronologicum medii potissimum aevi monumentis accommodatum ab *Ant. Pilgram.* (Vienn. 1781. 4.) Joſ. Helwig, Zeitrechnung zu Erörterung der Daten in Urkunden für Teutſchland. (Wien 1787. Fol.) Auch die oben ſchon erwähnte teutſche Bearbeitung des Haltaus (Not. 10) gehört in dieſen Zeitraum.

[25] G. S. A. von Praun, Anmerkungen von den Sigillis pedestribus. (Braunſchw. 1779. 4.) Ph. Wilh. Gercken, Anmerkungen über die Siegel. (Augsb. 1781. 2. Thl. Stendal 1786.) Ph. E. Spieß, Von Reiterſiegeln. (Halle 1784. 4.) Speciellere Schriften über dieſe und einige andre diplomatiſche Gegenſtände können hier, wo wir, ohne zu weitläufig zu werden, nicht tiefer in das Einzelne der Literatur eingehen dürfen, nicht angezeigt werden. [26] z. B. Joh. Ad. Grüsner, Diplomatiſche Beiträge 1—4. Stück. (Frankfurt, Hanau u. Lpz. 1775 fg.) Ph. E. Spieß, Archiviſche Nebenarbeiten u. Nachrichten vermiſchten Inhalts. 1. u. 2. Thl. (Halle 1783—85. 4.) Deſſ. Aufkläruugen in der Geſchichte u. Diplomatik. (Baireuth 1791. 4.) G. A. Will, Kleine Beiträge zur Diplomatik. (Altdf. 1789.) Konr. Mannert, Miſcellanea meiſt diplomatiſchen Inhalts. (Nürnb. 1795.) J. Arnoldi, Miſcellaneen aus der Diplomatik und Geſchichte. (Marb. 1798.) J. A. v. Schultes, Hiſtoriſche Schriften und Sammlungen ungedruckter Urkunden zur Erläut. d. teutſchen Geſchichte und Geographie des mittl. Zeitalters. 1. u. 2. Abth. (Hildburgh. 1798. 4) Ulr. Friedr. Kopp, Bruchſtücke zur Erläut. d. teutſchen Geſchichte u. Rechte. 1. u. 2. Thl. (Caſſel 1799—1800. 4.) Vermiſchte Mittheilungen von Lang, in Meuſels Geſchichtforſcher, v. Lichtenberg, Siebenkees, Walch, in Gatterers Hiſtor. Bibl. u. a. m. [27] *Mart. Schwartner*, **Introductio in artem diplomaticam praecipue Hungaricam.** (Pesth 1790.)

Bald nach Schönemann lieferte Juſtus v. Schmidt-Phiſeldeck ein neues Lehrbuch der Diplomatik, mit beſondrer Beziehung auf das Urkundenweſen Teutſchlands[29]). Bei großen Vorzügen in der Methode und einzelnen guten, die Angaben der Vorgänger berichtigenden Bemerkungen iſt dieſes Buch, verglichen mit Schönemann, doch als ein offenbarer Rückſchritt in der Wiſſenſchaft zu betrachten. Dieſer Verfaſſer ſieht in der Diplomatik nur, ſeiner Definition zufolge, die Lehre der Kenntniſſe, welche zur Prüfung der Urkunden erfoderlich ſind. Nach dieſer beſchränkten und einſeitigen Anſicht ſind denn auch die Gegenſtände, die er zur Diplomatik rechnet, ausgewählt, wenn auch übrigens in einer beifallswerthen Ordnung vorgetragen. Als ſolche Gegenſtände betrachtet er nämlich: Sprachkunde, Schreibkunde und Inhalt der Urkunden, welcher letztre ſich theilt in den geſchichtlichen (ungefähr gleichbedeutend mit Schönemanns diplomatiſcher Rechtslehre, aber ſehr dürftig und oberflächlich abgehandelt) und förmlichen, ſowie bei dieſem wieder von der innern Form der Urkunden (Formelkunde), und von der äußern Form (Vollziehung), und hier nun hauptſächlich von der Unterſchrift und dem Siegel die Rede iſt. Von allem dem, was eigentlich zur innern Kenntniß der Urkunden gehört, wird mithin faſt kein Wort geſagt; wo der Verf. auf ſolche Gegenſtände zu ſprechen kommt oder kommen ſollte, verweiſt er gemeiniglich auf andre Wiſſenſchaften, wohin der in Rede ſtehende Gegenſtand gehören, und wo er geſucht werden ſoll; da man aber nach der gewöhnlichen Behandlungsweiſe dieſer Wiſſenſchaften, z. B. der Rechtswiſſenſchaft, Geſchichte, Geographie, Alterthumskunde ꝛc. von jenen Gegenſtänden dort wenig oder keine genügende Auskunft findet, ſo ſieht ſich der Anfänger, dem doch das Buch namentlich beſtimmt iſt, ganz verlaſſen. So erſcheint bei aller äußerlichen guten Ordnung doch der Inhalt dieſes Compendiums überall zerriſſen und fragmentariſch; auch ſtößt man, weil augenſcheinlich des Verfaſſers eigne Urkundenkenntniß zu einſeitig und beſchränkt war, auf mancherlei Irrthümer und Fehler. Daß durch eine ſolche, hauptſächlich in äußern Formen befangene Darſtellung, in einer Zeit, wo man an eine Wiſſenſchaft ganz andre Foderungen zu machen begann, die Diplomatik als Wiſſenſchaft ſich hätte geltend machen, oder gar an Anſehen gewinnen ſollen, war nicht zu erwarten.

---

[28]) Karl Traug. Gtlb. Schönemann, Verſuch eines vollſtändigen Syſtems der allgemeinen, beſonders ältern Diplomatik. 1. u. 2. Bd. (Hamb. 1801 u. 1802. N. A. Leipz. 1818.) Deſſ. Codex für die praktiſche Diplomatik. 1. u 2. Thl. (Göttingen 1800 – 1803.) Der erſte vollſtändige Verſuch einer allgemeinen Beiſpielſammlung für das diplomatiſche Studium.

[29]) Juſt. von Schmidt gen. Phiſeldeck, Anleitung für Anfänger in der teutſchen Diplomatik. (Braunſchw. 1804.)

Seitdem iſt nun kein allgemein umfaſſendes Werk über die Diplomatik wieder erſchienen; deſto mehr aber hat ſie durch ſchätzbare Urkundenſammlungen, die theils für ſich allein, theils in Verbindung mit urkundlich bearbeiteten Geſchichtswerken erſchienen, beſonders ſeitdem die neueſte Zeit wieder auf die lange vernachläſſigten und verkannten Archive eine größere Aufmerkſamkeit wandte und ſie der Benutzung zugänglicher machte, an Umfang und Tiefe gewonnen. — Unter den einzelnen diplomatiſchen Disciplinen wurde die Schriftkunde durch Pfeiffer[30]), dann aber viel gründlicher, ſorgfältiger, in weiterm Umfang und glänzenderer Ausſtattung als je zuvor, wiewol nur in einzelnen Partien, durch Kopp[31]) bearbeitet. Von einer vortrefflichen Beiſpielſammlung zur Schriftkunde hat Jäck den Anfang geliefert[32]). Die in der neuern Zeit mit beſondrer Lebendigkeit wieder erwachte Cultur der altteutſchen Sprache konnte zwar auch auf die Diplomatik nicht ohne vortheilhaften Einfluß bleiben; indeſſen ſind von den neuern Sprachforſchern grade die teutſchen Urkunden bei weitem nicht nach Verdienſt benutzt, und über den Literaturdenkmalen des Mittelalters faſt vernachläſſigt worden. Einer beſondern Erwähnung verdient hier noch die von mehren ältern Diplomatikern in den Umfang ihrer Wiſſenſchaft aufgenommene, nachher aber wieder daraus entfernte Geographie des Mittelalters, die ſchon in Würdtweins **Dioecesis Moguntina** ein Muſterwerk erhalten hatte, dergleichen wenige Wiſſenſchaften ſich rühmen können, und in der neueſten Zeit ſich zur Lieblingswiſſenſchaft vieler Alterthumsforſcher zu erheben anfing, aber in ihrer Bearbeitung dadurch bedeutend verloren hat, daß man ſich in der Regel mehr auf einſeitige Vorſtellungen und vorgefaßte Meinungen, als auf unbefangene Forſchung einließ. Ledebur, der auf dem einzig richtigen Wege zur Zeit noch ſehr einſam wandelt, hat zwar ſchätzbare Proben gegeben, wie dieſer Theil der Wiſſenſchaft behandelt werden muß, aber damit freilich nur einen kleinen Theil des Ganzen erſchöpft. Neben ſeinen Leiſtungen iſt beſonders wegen ihrer urkundlichen Begründung die Bearbeitung der cölniſchen Diöceſe durch Binterin und Mooren beifällig zu erwähnen. — Eine allgemeine Überſicht des ſeit Georgiſch ſo anſehnlich vermehrten bekannten Urkundenvorrathes haben wir noch nicht wieder erhalten; nur von einem Theile der teutſchen Kaiſerurkunden lieferte Böhmer ein mit großem Fleiße gearbeitetes Verzeichniß, deſſen Fortſetzung wir von dem gelehrten Chorherrn Chmel erwarten[33]). Vorzüglich zur wiſſenſchaftlichen Erweiterung und Förderung der praktiſchen Diplomatik, hauptſächlich des damit in der engſten Verbindung ſtehenden Archivweſens, doch zugleich auch zur Bearbeitung geſchichtlicher Gegenſtände aus archivaliſchen Quellen und zur Mittheilung ſolcher noch unbenutzter Quellen ſelbſt, iſt eine unter Mitwirkung des Verfaſſers dieſes Artikels begonnene Zeitſchrift berechnet[34]).

Wenn wir nun alles, was bisher für die Diplomatik in wiſſenſchaftlicher Hinſicht geſchehen iſt, überſehen, ſo finden wir dabei hauptſächlich folgende, zum Theil ſehr weſentliche Mängel. 1) Der Begriff der Wiſſenſchaft iſt zu ſchwankend und zu wenig gründlich feſtgeſtellt. Wenn Gatterer, deſſen Beſtimmungen im Allgemeinen noch immer das meiſte Gewicht haben, die Diplomatik definirt als eine Wiſſenſchaft, welche Urkunden verſtehen, beurtheilen und benutzen lehrt, ſo begreift man nicht, wie es ſich damit verträgt, daß gleich im erſten Theile der Graphik von Schriften, die in Urkunden nie vorkommen, alſo von Dingen, die mit dem Verſtändniſſe der Urkunden gar nichts zu thun haben, ſo viel die Rede iſt, während man von manchen Gegenſtänden, die zum Verſtändniſſe vieler Urkunden durchaus nothwendig ſind, als von den alten Staatsverhältniſſen, Rechtsgebräuchen ꝛc. kein Wort erfährt. 2) Der Begriff der Urkunden ſelbſt iſt nicht genau feſtgeſtellt. Die Meinungen darüber, was man eigentlich unter dem Namen einer Urkunde verſtehen ſoll, ſind ſehr verſchieden; faſt alle davon gegebene Definitionen ſind bald zu eng, bald zu weit, und nicht ſelten wird dabei auf rein zufällige Dinge, z. B. auf ein gewiſſes Alter, zu viel Gewicht gelegt. 3) Man hat ſich verhältnißmäßig zu viel mit den ältern Urkunden beſchäftigt, und die der ſpätern Zeit darüber vernachläſſigt. Daß die letztern mit weniger Schwierigkeiten zu leſen und zu verſtehen ſind, iſt dafür keine hinreichende Entſchuldigung; denn in der Wiſſenſchaft kann es nicht darauf ankommen, was leicht oder ſchwer iſt, ſondern was zu ihrer innern Vollſtändigkeit gehört. 4) Man hat ſich faſt ausſchließlich an die äußern Eigenſchaften der Urkunden gehalten, und zu wenig um den Inhalt derſelben bekümmert, gleich als ob das bloße Leſen einer Urkunde mit dem Verſtehen derſelben gleichbedeutend wäre. Das bloße Hinweiſen auf andre Wiſſenſchaften, in denen man die nöthigen materiellen Kenntniſſe zuſammen ſuchen ſoll, iſt mehr ein Auskunftsmittel der Bequemlichkeit als eine weſentliche Hülfe; überdies werden die zum Verſtändniſſe der Urkunden nöthigen Kenntniſſe, wenn man ihrer auch — was doch nicht bei allen der Fall iſt, — in andern Wiſſenſchaften erwähnt findet, doch nirgends in dem Zuſammenhang, und mit Beziehung auf den Zweck dargeſtellt, wie es für die Kenntniß des Urkundenweſens nothwendig und nützlich iſt. Ebenſo wenig findet man in irgend einer andern Wiſſenſchaft die allgemeinen Reſultate der Urkundenforſchung in einer planmäßigen Überſicht beiſammen; und doch iſt eins wie das andre zu einer wahrhaft wiſſenſchaftlichen Urkundenkenntniß unerläßlich. Eben dieſer große Mangel des materiellen Intereſſes hat bis jetzt am meiſten die Theilnahme für Diplomatik geſchwächt, und ihr Fortſchreiten in der Reihe der Wiſſenſchaften aufgehalten. 5) Endlich hat man, neben den Urkunden, den andern Haupttheil der Geſchäftsſchriften, die Acten, faſt ganz überſehen. Dies würde für die Diplomatik als eine Wiſſenſchaft, die ſich blos mit Urkunden beſchäftigt, kein Vorwurf ſein, wenn eine correlate Actenwiſſenſchaft exiſtirte, oder möglich wäre, was aber nicht der Fall iſt. Man hat zwar die Actenkenntniß in die ſogenannte Regiſtraturwiſſenſchaft verwieſen; allein abgeſehen davon, daß eine ſolche, wie an einem andern Orte gezeigt werden ſoll, gar nicht exiſtirt und exiſtiren kann, hat es auch die Regiſtratur nur mit dem Anlegen der Acten und mit ihrer Aufbewahrung für den currenten Geſchäftsgebrauch, aber nicht mit ihrem Verſtändniſſe zu thun. Auch findet man in den diplomatiſchen Lehrbüchern, die bis zu einer praktiſchen Diplomatik vorgeſchritten ſind, bei Gelegenheit der Lehre von der Einrichtung der Archive, die Acten, wie es nicht anders ſein kann, berückſichtigt; es iſt daher ein Widerſpruch, wenn die theoretiſche Diplomatik ganz von ihnen ſchweigt; und da beſondre materielle Kenntniſſe zum Verſtändniſſe der Acten, außer denen, welche bei den Urkunden ohnedies abgehandelt werden, nicht nöthig ſind, ſo hätte man um ſo mehr Urſache, wenigſtens die allgemeinen Begriffe über ſie in der Diplomatik zu erwarten.

---

[30]) Aug. Friedr. Pfeiffer, über Bücherhandſchriften überhaupt. (Erlang. 1810.) Obgleich der Titel nur einen ſpeciellen Gegenſtand ankündigt, iſt doch in dieſem Buche beinahe die ganze Graphik, jedoch mit wenig neuen Bemerkungen, enthalten.

[31]) *Ulr. Frid. Kopp*, Palaeographia critica. Pars I, II. (Tachygraphia veterum exp. et illustr. Vol. I, II.) Manhem. 1817. Pars III, IV. (De difficultate interpretandi ea quae aut vitiose vel subobscure, aut alienis a sermone literis sunt scripta. Vol. I, II.) 1829. 4. Bilder und Schriften der Vorzeit, dargeſtellt von U. F. Kopp. 1. u. 2. Band. (Mannh. 1819—21.)

[32]) Viele Alphabete und ganze Schriftmuſter vom 8. bis zum 16. Jahrh., aus den Handſchriften der öffentlichen Bibliothek zu Bamberg. 1. Heft; mit einem Gloſſar veralteter latein. Wörter ꝛc. Herausgeg. von Heinr. Joach. Jäck. (Leipz. 1833. gr. Fol.)

[33]) Regesta chronologico-diplomatica Regum atque Imperatorum Romanorum inde a Conrado I. usque ad Heinricum VII. Die Urkunden der römiſchen Könige und Kaiſer von Konrad I. bis Heinrich VII., 911—1313, in kurzen Auszügen ꝛc. von Joh. Friedr. Böhmer. (Frankf. a. M. 1831. 4.) In Rückſicht der frühern Periode wird dieſes Werk ergänzt durch die Regesta chronologico-diplomatica Karolorum. Die Urkunden ſämmtlicher Karolinger in kurzen Auszügen, mit Nachweiſung der Bücher, in welchen ſolche abgedruckt ſind, von J. F. Böhmer. (Frkf. a. M. 1833. 4.) Die Regeſten der ſpätern Kaiſer, bis auf Maximilian I., hat Chmel, vorzüglich unterſtützt durch die öſterreichiſchen Archive und Bibliotheken, zu bearbeiten unternommen.

[34]) Zeitſchrift für Archivkunde, Diplomatik und Geſchichte; herausg. von L. F. Höfer, H. A. Erhard und F. L. B. von Medem. 1. u. 2. Heft. (Hamburg 1833 u. 34.)

Um nun die Diplomatik, mit Beſeitigung aller in den bisherigen Bearbeitungen liegenden Mängel, wiſſenſchaftlich zu begründen, muß man ſich zuvörderſt erinnern, daß ſie zuerſt lediglich aus einem praktiſchen Bedürfniſſe hervorgegangen iſt, daß man alſo unrecht thun würde, die Einfachheit der Principien, Reinheit des Inhaltes und Abgeſchloſſenheit des Umfanges von ihr zu verlangen, die man von einer rein aus ſich ſelbſt herausgewachſenen, ſei es nun ſpeculativen oder empiriſchen Wiſſenſchaft, mit Recht erwarten kann. Es kann alſo auch der Begriff der Wiſſenſchaft nicht a priori aufgeſtellt, ſondern nur auf dem hiſtoriſchen Wege gefunden werden. Dieſen hiſtoriſchen Weg können wir aber auf zweierlei Weiſe einſchlagen; einmal, wenn wir den Gang betrachten, auf welchem die Diplomatik ſich erfahrungsmäßig ausgebildet hat, und zweitens, wenn wir die Stellung unterſuchen, die ſie, um ein geſchloſſenes Ganzes zu bilden, im Kreiſe der Wiſſenſchaften überhaupt und der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften insbeſondre einnehmen muß. In der erſtern Beziehung wiſſen wir, daß die Diplomatik von dem Bedürfniß einer wiſſenſchaftlichen Kenntniß der Urkunden ausging. Die Schriftzüge der Urkunden waren aus verſchiednen weſentlichen Urſachen einer der erſten Hauptgegenſtände der Unterſuchung. Je tiefer man aber in dieſen Gegenſtand einging, um ſo mehr mußte man finden, wie wenig zweckdienlich und möglich es war, bei dieſem Studium, wenn es auch nur für den ſpeciellen Zweck der Kenntniß und Beurtheilung der Urkunden aus ihren Schriftzügen unternommen wurde, ſich auf die Schrift der Urkunden ausſchließlich zu beſchränken; denn da die Schrift der Urkunden auf der einen Seite kein vollſtändig in ſich abgeſchloſſenes Ganzes darſtellte, auf der andern Seite ſich zu wenig von andern Schriftwerken weſentlich unterſchied, und der letztern zu ihrer Erläuterung und Ergänzung oft bedurfte, ſo ſah man ſich genöthigt, auch andre Schriftwerke mit in den Kreis der Betrachtung zu ziehen; und ſo ergab ſich die erſte Erweiterung der Diplomatik über ihren anfänglichen Gegenſtand hinaus, indem ſie als Schriftkunde auch die Betrachtung der Schriftformen ſolcher Schriftwerke, die nicht zu den eigentlichen Urkunden gehören, in ſich aufnahm.

Hier iſt nun zunächſt die Frage nicht zu umgehen, ob auch die Schriftkunde wirklich und in ihrem ganzen Umfang als ein Gegenſtand der Diplomatik betrachtet werden kann, oder ob ſie nicht vielmehr eine ganz eigne, von dieſer unabhängige Wiſſenſchaft ausmacht? Dieſer Gedanke liegt ſehr nahe, ſobald man von der an ſich richtigen Anſicht ausgeht, daß es, außer den Urkunden noch gar viele andre Schriftwerke gibt, deren formelle Kenntniß mit in das Geſammtgebiet der Schriftkunde gehört, und von denen ein großer Theil, in Anſehung der Schriftzüge, ſich von der Urkundenſchrift wenig oder gar nicht weſentlich unterſcheidet. Allein die Diplomatik kann auf die Schriftkunde durchaus nicht Verzicht thun, theils weil ſie ſich an dieſer zuerſt gebildet, ihr aber auch zuerſt aus dem Dunkel hervorgeholfen, ſie daher als hiſtoriſches Eigenthum erworben und in allen ihren bisherigen umfaſſendern Bearbeitungen behauptet hat; theils weil die Urkunden, wegen ihrer allgemeinen Verbreitung, und der ihnen mit wenigen Ausnahmen zukommenden, genauen Zeitbeſtimmung, für den bei weitem größern Theil der Schriftkunde die ſicherſten Führer abgeben; theils endlich, weil man gewohnt iſt, von dem Diplomatiker am erſten die Erklärung auch ſolcher Schriften, welche nicht eigentlich dem Urkundenfach angehören, zu erwarten. Der Mittelweg, blos die Lehre von der Urkundenſchrift für die Diplomatik zu vindiciren, und andre Schriftwerke dabei ganz unbeachtet zu laſſen, führt nicht zum Ziel. Er ſcheint zwar, wenn man einmal die Diplomatik nur als Urkundenwiſſenſchaft im engſten Sinne betrachtet wiſſen will, conſequent, würde ſich auch auf die von Gatterer aufgeſtellte Eintheilung der Schrift in drei Reiche, nämlich die Schrift der Kunſtwerke, der Urkunden und der Bücherhandſchriften, bequem gründen laſſen, iſt aber, ebenſo wie dieſe Eintheilung ſelbſt, ganz unwiſſenſchaftlich, weil man, wiſſenſchaftlichen Principien gemäß, die Schrift nicht nach den Gegenſtänden, an denen ſie vorkommt, ſondern nach ihrer innern eigenthümlichen Verſchiedenheit eintheilen muß[35]; und zugleich unpraktiſch, weil, jenen Unterſchied angenommen, keine Schrift ohne die andre ein geſchloſſenes Ganzes ausmacht, ſondern immer eine mittels der andern erklärt und vervollſtändigt werden muß, mithin die Abſonderung ſich nirgends ſtreng durchführen läßt, und überall nur Stückwerk oder Wiederholungen hervorbringt. Um eine einfache und vollſtändige, wahrhaft wiſſenſchaftlichen Anfoderungen gemäße, Überſicht zu gewinnen, bleibt alſo nichts übrig, als die Schriftkunde im Ganzen als einen Gegenſtand der Diplomatik zu betrachten. Hieraus folgt aber freilich nicht, daß eine univerſelle Schriftkunde nach allen ihren einzelnen Theilen und Richtungen in eine allgemeine Diplomatik gehörte. Eine ſolche iſt ſo wenig möglich als eine wahrhaft univerſelle Diplomatik überhaupt; denn es kann nicht das Werk eines Menſchen ſein, alle Schriftarten des Erdbodens in ſolchem Umfang und ſolcher Tiefe, als hierzu nöthig ſein würde, zu erforſchen und zu beſchreiben; auch würde eine ſolche Kenntniß wenig reellen Nutzen gewähren, da nur wenigen Einzelnen daran liegen kann, alle Schriftarten aller möglichen Sprachen in ſolcher Ausdehnung kennen zu lernen. Die allgemeine Diplomatik, nach ihrem der Schriftkunde gewidmeten Theile wird alſo zwar in ihren allgemeinen Lehren alle vorhandne Schriftarten ſo viel als möglich berückſichtigen, im Einzelnen aber ſich beſonders auf diejenigen beſchränken, deren Kenntniß für unſre Literatur, und insbeſondre für unſer Urkundenweſen, von vorherrſchender Bedeutung iſt, und die übrigen Gegenſtände den für ſie nach eigenthümlichen Zwecken vorzugsweiſe intereſſirten Forſchern zur ſpeciellen Unterſuchung und Ausführung überlaſſen[36].

Wenn nun die Diplomatik in Anſehung der Schriftkunde genöthigt iſt, den Gegenſtand, von dem ſie zuerſt ausging, nach ſeiner formellen Seite zu überſchreiten, ſo ergibt ſich eine ähnliche Foderung auch in materieller Hinſicht. Die Urkunden ſtehen in der Reihe der Dinge nicht iſolirt; ſie ſind nur ein Zweig der Geſchäftsſchriften, und in dieſer Beziehung andern ſchriftlichen Aufzeichnungen coordinirt, aus deren planmäßiger Zuſammenſtellung die ſogenannten Acten erwachſen, und die, ohne ſelbſt zu den Urkunden zu gehören, ihnen doch zur Seite gehen, und ſie oft erläutern oder ergänzen. Da nun die Acten hiernach in wiſſenſchaftlicher Hinſicht durchaus nicht zu vernachläſſigen ſind, dabei aber doch nicht ſo bedeutende Eigenthümlichkeiten darbieten, um ſich zum Gegenſtand einer eignen Diſciplin zu qualificiren, vielmehr, zumal da ſie auch in praktiſcher Hinſicht vielfältig mit den Urkunden zuſammentreffen, auch in der Wiſſenſchaft bei letztern als Nebenwerk füglich mit berückſichtigt werden können; ſo dürfen wir den Begriff der Diplomatik nicht mehr auf die Urkunden ausſchließlich beſchränken, ſondern müſſen ihn vielmehr auf die Geſchäftsſchriften überhaupt ausdehnen; und dies iſt die zweite Erweiterung der Diplomatik, die, wenn auch noch nicht in die diplomatiſchen Syſteme vollſtändig eingeführt, doch zur weitern Ausbildung der Wiſſenſchaft durchaus nothwendig iſt; wonach ſie nämlich auch die nicht als eigentliche Urkunden geltenden Geſchäftsſchriften nach ihren allgemeinern wiſſenſchaftlichen Beziehungen betrachtet. Freilich werden die Urkunden, bei ihrer entſchieden überwiegenden Bedeutung, immer der Hauptgegenſtand der Beachtung für die Wiſſenſchaft bleiben.

Wir ſchlagen nun den zweiten Weg ein, auf welchem wir, nach dem Grundſatze, daß jeder eigenthümliche Gegenſtand des Wiſſens in irgend einer Wiſſenſchaft gelehrt werden, aber auch irgend einer beſtimmten Wiſſenſchaft eigenthümlich angehören muß, von der Betrachtung des Stoffes der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften überhaupt ausgehen. Dieſer iſt dreifach; er umfaßt nämlich entweder die Kenntniß der geſchichtlichen Ereigniſſe ſelbſt, oder des Schauplatzes der Begebenheiten, oder der Quellen und Beweismittel für geſchichtliche Thatſachen, die wir hier als geſchichtliche Denkmale im weitern Sinne bezeichnen. Aus der erſten Art hiſtoriſcher Kenntniß ergibt ſich die eigentliche Geſchichte, aus der zweiten die Geographie; die dritte kann man im Allgemeinen mit dem Namen der Geſchichtsquellenkunde bezeichnen[37]. Die geſchichtlichen Denkmale nun theilen ſich in Schriftwerke, Kunſtwerke (nämlich Werke der Maler-, Bildner- und Baukunſt) und Münzen (denn dieſe kann man, ihrer beſondern Eigenſchaften und Beſtimmung wegen, weder den Schriftwerken, noch den Kunſtwerken unbedingt beizählen; ſie werden daher am zweckmäßigſten als eine eigne Claſſe betrachtet). Die letzten haben ſchon längſt den Gegenſtand einer eignen Wiſſenſchaft, unter dem Namen der Numismatik, ausgemacht; eine allgemeine Bearbeitung der Kunſtwerke mit Rückſicht auf ihre Bedeutung als Geſchichtsdenkmale, die man, analog mit jener, Technematik nennen könnte, fehlt noch; doch iſt hier nicht der Ort, uns weiter hierauf einzulaſſen. Mit der erſten Claſſe, den Schriftwerken, haben wir es hier zu thun. Die Kenntniß derſelben iſt entweder eine formelle oder eine materielle. Die formelle, welche die Schrift nur als Schrift, ohne Rückſicht auf ihren Inhalt und ihre ſonſtige Beſtimmung betrachtet, iſt für alle Arten von Schriftwerken einerlei, und braucht ſich auf den beſondern Unterſchied derſelben nicht weiter einzulaſſen, als inſofern einige vorzugsweiſe vor andern ein beſondres Material zur formellen Schriftkunde darbieten. Die materielle Kenntniß der Schriftwerke aber muß vorzüglich zwei Hauptgattungen von Schriftwerken unterſcheiden, nämlich die Geſchäftsſchriften und die eigentlichen Literaturwerke. Die letztern kommen hier nicht weiter in ſpecielle Betrachtung, da ihre äußere Kenntniß Gegenſtand der Literaturgeſchichte und Bibliographie, ihre innere Kenntniß aber den einzelnen Wiſſenſchaften, denen ſie ihrem Inhalte nach angehören, zu überlaſſen iſt. Es bleibt alſo für die Kenntniß der Schriftwerke, als Gegenſtand eines eigenthümlichen Zweiges der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, und zwar der Geſchichtsquellenkunde insbeſondre, zweierlei übrig, nämlich a) die formelle Kenntniß des Schriftweſens überhaupt; b) die materielle Kenntniß der Geſchäftsſchriften insbeſondre. Und da der Name der Diplomatik wenigſtens für einen großen Theil der hierher gehörigen Kenntniſſe ſchon lange gebräuchlich iſt, ſo hindert uns nichts, ihn für die ganze Maſſe derſelben zu behalten [38]).

---

[35] Es iſt auffallend, daß Gatterer bei ſeinem, dem Naturſyſteme nachgebildeten Linnaeismus graphicus nicht ſchon durch den Namen an dieſe Unſchicklichkeit erinnert wurde. Was würde man von einem Naturforſcher ſagen, der z. B. die oberſten Claſſen des Pflanzenſyſtems darnach beſtimmen wollte, ob die Pflanzen ſich im Waſſer, auf der Erde oder auf Mauern finden?

[36] Durch dieſe Beſchränkung des Inhaltes bei der Bearbeitung geſchieht dem allgemeinen Begriffe der Wiſſenſchaft ebenſo wenig Eintrag, als wenn man z. B. in einer allgemeinen Weltgeſchichte die beſondre Geſchichte irgend einer kleinen Stadt oder eines Kloſters vergebens ſucht, ungeachtet Niemand leugnet, daß die Geſchichte der Städte und Klöſter einen Zweig der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft ausmacht.

[37] Wenn nach der Analogie die techniſchen Benennungen der Wiſſenſchaften, der allgemeinern und leichtern Behandlung wegen, aus der griechiſchen Sprache zu entlehnen, auch für dieſen bis jetzt noch nicht nach allgemeinern Beziehungen zuſammengefaßten Zweig der Geſchichtkunde, ein griechiſcher Name gefodert werden ſollte, ſo würde ich Hiſtorematik (von ιστορημα) vorſchlagen.

Beide Wege, ſowol der empiriſche als der rationelle, führen uns alſo auf daſſelbe Reſultat; und wenn wir uns ſo über den Gegenſtand der Diplomatik verſtändigt haben, ſo gelangen wir dahin, folgende Definition dieſer Wiſſenſchaft aufzuſtellen:

Diplomatik iſt der Inbegriff der eigenthümlichen Lehren, welche ſich auf die wiſſenſchaftliche Kenntniß der Schriftwerke überhaupt in formeller und der Geſchäftsſchriften insbeſondre in materieller Hinſicht beziehen [39]).

Wiewol nun hiernach die Urkunden im engern Sinne nicht mehr als ausſchließlicher Gegenſtand der Diplomatik zu betrachten ſind, ſo können wir doch bei der Eintheilung und weitern Bearbeitung dieſer Wiſſenſchaft ſie vorzugsweiſe zum Grunde legen; theils weil eben an den Urkunden die Diplomatik ſich zuerſt und vornehmlich gebildet hat, theils aber auch weil die Urkunden faſt alle Eigenſchaften eines Schriftwerkes, die ſich zu wiſſenſchaftlicher Betrachtung eignen, am vollkommenſten in ſich darſtellen, und das Abweichende, was andre Arten von Schriftwerken in ſich darbieten, an die Betrachtung jener ſich am natürlichſten und zweckmäßigſten anſchließt [40]).

Die Diplomatik kann eine allgemeine oder eine ſpecielle ſein. Die allgemeine Diplomatik, die man, nach ihrer Entſtehung, zwar als das Reſultat der ſpeciellen, nach ihrer wiſſenſchaftlichen Bedeutung aber auch als Einleitung in die ſpecielle Diplomatik anſehen kann, betrachtet das geſammte Schriftweſen, ſo weit es den Gegenſtand dieſer Wiſſenſchaft ausmacht, als ein Ganzes, ſodaß ſie die einzelnen Urkunden dabei nur inſofern berückſichtigt, als ſie Materialien und Beiſpiele für die allgemeinen Lehren darbieten. Da indeſſen die Kenntniß des geſammten Urkunden- und Schriftweſens aller Völker, Staaten und Zeiten, in ſolchem Umfang und ſolcher Tiefe, um ſie alle gleichmäßig in der allgemeinen Diplomatik abhandeln zu können, für einen Menſchen und für ein, wenn auch noch ſo ausführliches Werk, viel zu weit umfaſſend, und eine in dieſem univerſellen Sinne bearbeitete Darſtellung, wenn ſie auch möglich wäre, wenigſtens für den praktiſchen Gebrauch mehr hinderlich als förderlich ſein würde, ſo muß jede allgemeine Diplomatik, wenn ſie auf wahren wiſſenſchaftlichen Werth und nützlichen Gebrauch Anſpruch machen will, ſich inſofern an die Specialdiplomatik anſchließen, daß ſie das Schriftweſen und den Urkundenvorrath eines beſtimmten Landes und Volkes vorzugsweiſe ins Auge faßt, und ſobald ſie über die allgemeinſten Lehren, die durch keine lokale oder ſonſtige ſpecielle Rückſicht beſchränkt werden dürfen, hinaus iſt, die ausländiſchen Urkunden nur dann beſonders berückſichtigt, wenn die einheimiſchen in einer gewiſſen Periode oder über gewiſſe Verhältniſſe ganz fehlen, oder doch nur ſehr ſparſam und ungenügend vorhanden ſind; oder wenn ſie beſondre Merkwürdigkeiten zeigen, für welche ſich in den einheimiſchen keine Beiſpiele finden. So

---

38) Nur in dieſem Zuſammenhang und in dieſer Ableitung kann, ſo weit ich die Sache einſehe, die Diplomatik wirklich wiſſenſchaftliche Begründung und Haltung haben; bei jeder engern Beſchränkung ſteht ſie mit ihrem Gegenſtand iſolirt, und hat mehr das Gepräge eines willkürlichen Aggregats einzelner zufällig zuſammengefundener Notizen, als einer in ſich vollſtändig abgeſchloſſenen und mit den angrenzenden Gebieten des Wiſſens in nothwendigem Zuſammenhange ſtehenden, auf rationellen Grundſätzen beruhenden Wiſſenſchaft.

39) Durch die hinzugefügte, nähere Beſtimmung eigenthümlicher Lehren werden alle diejenigen Kenntniſſe hier ausgeſchieden, die, obgleich zur Einſicht in das Schrift- und Urkundenweſen nöthig, doch an und für ſich und in ihrem ganzen Zuſammenhange ſchon den Gegenſtand eigner, ſelbſtändiger Wiſſenſchaften ausmachen, namentlich die Sprachkenntniſſe nebſt der eigentlichen Staaten- und Kirchengeſchichte. Vermöge des vielſeitigen Zuſammenhanges der Wiſſenſchaften unter einander kann man auf dieſe Weiſe die Diplomatik als eine Hülfswiſſenſchaft der Geſchichte, aber auch wieder die Geſchichte als eine Hülfswiſſenſchaft der Diplomatik betrachten. — Übrigens kann die Einwendung, daß der Name der Diplomatik einer ſo weit gefaßten Definition, wie die oben aufgeſtellte, nicht entſpricht, mich um ſo weniger beſtimmen, von derſelben abzugehen, als jener Name im Grund eine rein zufällige Sache iſt, und ſelbſt bei einer engern Beſchränkung, wenn man der Diplomatik auch nur Urkunden im engſten Sinne zuweiſen wollte, ſich dagegen in Beziehung auf die urſprüngliche Bedeutung des Wortes Diploma Bedenklichkeiten erheben ließen. Wir müſſen uns darüber verſtändigen, die Wiſſenſchaft ſo zu nehmen, wie ſie ſich theils auf hiſtoriſchem Wege gebildet hat, theils nach innerer und äußerer Zweckmäßigkeit geſtalten muß, und den Namen für ſie beibehalten, unter dem ſie, wenn auch nur zufällig, am Allgemeinſten bekannt iſt. Bedeutender iſt die Bedenklichkeit, daß der Name Diplomatik und diplomatiſch auf Zweideutigkeiten führen kann, weil man in neuern Zeiten gewohnt worden iſt, die Verhandlungen, welche ſich auf die auswärtige Politik der Staaten beziehen und Alles, was die Verhältniſſe und Verrichtungen der Geſandtſchaften angeht, diplomatiſch zu nennen. Wenn es aus dieſem Grunde wünſchenswerth erſcheinen ſollte, unſre Wiſſenſchaft unter einem andern Namen auftreten zu laſſen, ſo würde ich dafür Archigraphik vorſchlagen.

40) Daher kann es auch keinem Bedenken unterliegen, nach dem Grundſatze: a potiori fit denominatio, im Teutſchen den Namen Urkundenwiſſenſchaft beizubehalten.

wird denn in Teutſchland auch vorzugsweiſe das teutſche Schrift- und Urkundenweſen beachtet werden müſſen, und hierdurch wird es Entſchuldigung finden, wenn wir auch im Folgenden daſſelbe beſonders vor Augen haben. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß wir unter teutſchen Urkunden in dieſem Sinne nicht etwa die in teutſcher Sprache geſchriebenen, oder in Teutſchland und von Teutſchen ausgeſtellten, ſondern überhaupt alle die verſtehen, die ſich mit den Staats-, Rechts- und Kirchenverhältniſſen Teutſchlands und ſeiner Bewohner beſchäftigen, wenn ſie auch eigentlich aus dem Auslande herſtammen.

Die allgemeine Diplomatik hat nun wieder einen theoretiſchen und einen praktiſchen Theil, wovon jener die ihr eigenthümlichen Lehren blos hiſtoriſch aufſtellt, der letztre aber die Behandlung ihrer Objecte für den Bedarf des Geſchäftslebens nachweiſt.

Bei der weitern Eintheilung und Anordnung der Wiſſenſchaft legen wir, aus den oben ſchon angeführten Rückſichten, die Urkunde als Hauptobject zum Grunde. Bei ihrer Betrachtung haben wir es theils mit der Form, theils mit dem Inhalte zu thun; in formeller Hinſicht aber beſteht jede vollſtändige Urkunde aus zwei Haupttheilen, dem ſchriftlichen Text und dem Siegel. Nach den hiermit gebildeten drei Hauptgeſichtspunkten, Schrift, Siegel und Inhalt, ergeben ſich für die allgemeine theoretiſche Diplomatik drei Disciplinen: Graphik, Sphragiſtik und Pragmatik.

Die Graphik oder Schriftkunde hat den erſten Theil, die Schrift, zum Gegenſtande. Da ſie dieſelbe nur formell, ohne Rückſicht auf den Inhalt, betrachtet, ſo beſchränkt ſie ſich auch nicht auf die Urkunden allein, ſondern hat das ganze formelle Schriftweſen zum Gegenſtande, doch ſo, daß ſie im Einzelnen vorzüglich bei den Schriftarten verweilt, die in literariſcher Hinſicht, und namentlich in Beziehung auf das Urkundenweſen, von beſondrer Bedeutung ſind, andre dagegen entweder nur in ihren Beziehungen zur Entwickelung des Schriftweſens im Allgemeinen berückſichtigt, oder auch, wenn ſich dergleichen allgemeinere Beziehungen nicht finden, ganz übergeht, und ſpeciellen Bearbeitungen anheimgibt. Sie theilt ſich wieder in drei Theile: Graphologie, Grammatologie und Grammatotechnik. Die Graphologie beſchäftigt ſich mit der Verrichtung des Schreibens, und handelt daher 1) vom Schreiben überhaupt, nach ſeinem Begriffe, ſeiner Entſtehung und Verbreitung; 2) von den verſchiednen Arten der Schriftwerke, nämlich a) der Schrift als Beſtandtheil andrer, an ſich fremdartiger Maſſen, und zwar α) Inſchriften an Gebäuden, Denkmälern und andern Kunſtwerken; β) Münzen (beide gehören der Schriftkunde nur inſofern an, als ſie Beiſpiele von Schriftzügen, beſonders ſolcher Art und aus ſolchen Zeiten liefern, von denen uns andre Original-Schriftwerke fehlen); b) der für ſich beſtehenden Schrift, oder den eigentlichen Schriftwerken, wozu gehören α) Urkunden, β) Briefe, γ) Literaturwerke oder Handſchriften im engern Sinne; 3) von den ſchreibenden Perſonen; 4) von der Vorrichtung zum Schreiben; 5) von den Schreibſtoffen; 6) von den Schreibwerkzeugen; 7) von den Schreibmitteln, als Tinte ꝛc. Die Grammatologie iſt die Lehre von den Schriftzügen. Sie handelt: 1) von den verſchiednen Arten der Schrift überhaupt; insbeſondre 2) von der Bilderſchrift; 3) von der Zeichenſchrift; 4) von der Buchſtabenſchrift im Allgemeinen; dann im Einzelnen 5) von der Buchſtabenſchrift der orientaliſchen Sprachen; 6) von der griechiſchen Buchſtabenſchrift; 7) von der Buchſtabenſchrift der lateiniſchen und der davon abſtammenden Sprachen; für das Urkunden- und Handſchriftenweſen der wichtigſte und umfaſſendſte Gegenſtand, dem daher auch die ſpeciellſte Behandlung gebührt, die jedoch nicht in Mikrologie ausarten darf; 8) von der teutſchen Buchſtabenſchrift; 9) von der Verbindung und Theilung der Worte; 10) von den Interpunctionszeichen; 11) von den Abkürzungszeichen, und zwar a) Siglen, welche ganze Worte durch einzelne Buchſtaben andeuten; b) eigentlichen Abbreviaturen, welche die Worte durch Weglaſſung dazu gehöriger Buchſtaben abkürzen, dabei aber doch den Stamm derſelben noch erkennen laſſen; c) tironiſchen Noten, welche die Worte zu willkürlichen Zeichen umbilden; 12) von einigen hauptſächlich in Urkunden gebräuchlichen Zeichen von beſondrer Bedeutung, als Chriſmen, Monogramme, ſymboliſche Zeichen[41]), Recognitionszeichen und Notariatszeichen; wovon jedoch die vier letztern Claſſen hier nur nachrichtlich erwähnt werden können, da die beſondre Abhandlung derſelben füglich nur in Verbindung mit der Lehre von ihrem Gebrauche zur Beglaubigung der Urkunden ſtattfinden kann, alſo in die Pragmatik gehört; 13) von den Zahlzeichen; 14) von den muſikaliſchen Zeichen; 15) von den Zeichen, welche beſondern Wiſſenſchaften angehören. Die letztern, z. B. die chemiſchen und aſtronomiſchen, Zeichen, dürften zwar, ebenſo wie die muſikaliſchen, in Urkunden nicht leicht vorkommen; deſto öfter aber erſcheinen ſie in Handſchriften; ihre Kenntniß iſt daher nicht zu entbehren. Die Grammatotechnik endlich handelt von der äußern Ausſtattung der Schriftwerke, namentlich 1) von der Form derſelben im Allgemeinen (Täfelchen, Rollen, Briefform, Patentform, eigentliche Bücher); 2) von der innern Verzierung durch farbige Buchſtaben, Einfaſſungen, Bilder ꝛc.; 3) vom Einband und andern Gegenſtänden der äußern Verzierung.

Die Sphragiſtik oder Siegelkunde, als den zweiten Theil der Diplomatik, hat man in den neuern diplomatiſchen Compendien ganz mit in die Lehre von der Beglaubigung der Urkunden gezogen. Früher ſchon hatte Gatterer wol eine Ahnung davon, daß dieſe Stellung für die Eigenthümlichkeit und den Umfang der Siegelkunde nicht paſſe, und die Siegel, außer ihrem Gebrauche zur Beglaubigung der Urkunden, noch andre Seiten der Betrachtung darbieten; aber er gerieth auf einen andern

---

[41]) Hierunter verſtehe ich ſolche Figuren, wo Denkſprüche in gewöhnlicher oder abbrevirter Schrift, in willkürliche Züge eingeſchloſſen ſind. Sie finden ſich beſonders kreisförmig an den päpſtlichen Urkunden und wurden von Gatterer ganz unſchicklich zu den Monogrammen gerechnet. Abbildungen eines ſolchen Zeichens finden ſich bei Gatterer, Taf. VIII. Nr. 73; bei Schönemann, Taf. XVI. Nr. 6.

Abweg, indem er ſie mit vielen ganz heterogenen Dingen in ſeine ſogenannte Semiotik zuſammenwarf. Ungeachtet nämlich das Siegel allerdings zur Beglaubigung einer Urkunde dient, ſo iſt es doch von andern Beglaubigungs- oder Solemniſationsgebräuchen ſehr verſchieden, theils weil es nicht, wie dieſe, in den formellen Zuſammenhang der Urkunde ſelbſt aufgenommen, ſondern als ein derſelben coordinirtes, eigenthümliches Ganzes, auf beſondre Weiſe mit ihr verbunden iſt, ſodaß eine Urkunde, deren Siegel durch einen Unglücksfall verloren gegangen iſt, dennoch, in Anſehung ihres Textes, für ganz vollſtändig gelten kann; theils weil es nicht unbedingt zur Urkunde gehört, ſondern auch zu andern Zwecken, z. B. zur Verſchließung der Briefe, gebraucht wird, obgleich ſein Gebrauch bei der Ausfertigung der Urkunden immer der wichtigſte bleibt. Überdies iſt die Siegelkunde von ſo großem Umfange, daß ſie, einer andern diplomatiſchen Lehre eingeſchaltet, entweder dieſe ganz unverhältnißmäßig ausdehnen oder ſelbſt nur unvollſtändig auszuführen ſein würde. Die Siegelkunde verhält ſich zur Diplomatik ebenſo wie die Schriftkunde, und iſt, aus ähnlichen Gründen wie dieſe, als ein eigenthümlicher Haupttheil derſelben zu betrachten. Es muß übrigens die Siegelkunde insbeſondre von den nachfolgenden Gegenſtänden handeln: 1) von den Siegeln und ihrem Gebrauch im Allgemeinen, wobei zugleich die allgemeine Geſchichte des Siegelweſens ihren Platz finden kann; 2) von den Maſſen, aus welchen die Siegel bereitet werden; 3) von der Geſtalt der Siegel; 4) von der Befeſtigungsweiſe der Siegel an den Urkunden und Briefen; 5) von den auf den Siegeln befindlichen Figuren. Dieſe ſind aber A. menſchliche Figuren; a. Heilige (Schutzpatrone der Länder, Kirchen ꝛc.); b. Stifter einer das Siegel führenden Corporation oder Anſtalt[42]); c. die Inhaber der Siegel ſelbſt; und von dieſen erſcheint dann α. das bloße Bruſtſtück; oder β. die ganze Figur; und zwar αα. auf dem Throne ſitzend (Thronſiegel, bei Perſonen des höchſten Ranges auch oft, wiewol nicht ganz bezeichnend, Majeſtätsſiegel genannt); ββ. zu Pferde (Reiterſiegel); γγ. ſtehend (Fußſiegel). B. Gebäude; als Stadtmauern, Thore, Kirchen. C. Wappen. In dieſen wichtigſten Theil der ganzen Siegelkunde würde ich kein Bedenken tragen, die geſammte Wappenkunde (Heraldik) aufzunehmen; da ich geſtehen muß, für dieſe, als eigenthümliche Wiſſenſchaft, nach dem jetzigen Standpunkte wiſſenſchaftlicher Anfoderungen, keinen paſſenden Platz zu kennen. D. Willkürliche Zeichen. Endlich hat die Siegelkunde noch 6) von den Inſchriften der Siegel zu handeln.

Die *Pragmatik* oder Geſchäftskunde, als der dritte Theil der Diplomatik, iſt die Lehre von den urkundlichen Thatſachen und Ausfertigungen. Nach dem oben im Allgemeinen deducirten Inhalte der Diplomatik hat dieſe Lehre es mit den Geſchäftsſchriften ausſchließlich, und unter dieſen mit den eigentlichen Urkunden vorzugsweiſe zu thun. Nach ihrer Aufgabe, dieſe beſonders nach den Eigenthümlichkeiten ihres Inhalts und ihrer Faſſung zu betrachten, handelt ſie 1) von den Urkunden und Acten im Allgemeinen. Hier iſt zuerſt der Begriff der Geſchäftsſchriften überhaupt, und insbeſondre der Urkunden aufzuſtellen, und bei dieſen zugleich zu zeigen, wie ſie ſich von andern ſchriftlichen Aufſätzen, aus deren Zuſammenſtellung die Acten erwachſen, unterſcheiden; hieran ſchließt ſich dann eine geſchichtliche Darſtellung des Urkundenweſens, von ſeinem Beginnen an bis auf die neuern Zeiten; die allgemeinen Eigenſchaften und weſentlichen Beſtandtheile einer Urkunde werden angegeben, ihr Gebrauch und Nutzen für verſchiedne Zwecke der Wiſſenſchaft und des Geſchäftslebens nachgewieſen, und in Vergleichung damit auch die allgemeinen wiſſenſchaftlichen Begriffe von dem Actenweſen und den Acten aufgeſtellt. In den nächſtfolgenden Abſchnitten wird nun zwar von den Urkunden, die uns einen weit längern Zeitraum hindurch den wichtigſten Stoff zur hiſtoriſchen Kenntniß darbieten, vorzugsweiſe geſprochen, doch verſteht ſich im Allgemeinen, daß andre Geſchäftsſchriften, aus ſolchen Perioden, wo deren vorhanden und von einiger Bedeutung ſind, beſonders inſofern die aus den Urkunden zu entwickelnden Kenntniſſe dadurch ergänzt und näher beſtimmt werden können, nicht unbeachtet bleiben dürfen. Daß dabei die Urkunden und Schriften älterer Zeiten vorzüglich beachtet werden müſſen, begründet ſich zwar dadurch, daß dieſe am meiſten von dem heutigen Gebrauch abweichen, in verſchiedne Zweige der Geſchichte größern Einfluß haben, und zu ihrem tiefern Verſtändniſſe mehr eigenthümlicher Kenntniſſe bedürfen; indeſſen ſind die neuern, die unſerer Zeit näher liegen, auf ihre Verhältniſſe unmittelbarer einwirken, und hierdurch von andern Seiten wieder ein beſondres Intereſſe gewinnen, durchaus nicht zu vernachläſſigen. 2) Von den Ausſtellern der Urkunden und andern bei ihrer Ausfertigung beſchäftigten Perſonen. Hier iſt dann auch insbeſondre von den Titulaturen der in den Urkunden vorkommenden Perſonen, ſowie von dem Einfluſſe, welchen der verſchiedne Stand der Ausſteller im Allgemeinen auf das Weſen und die Einrichtung der Urkunden hat, die Rede. 3) Von den Urkunden in Beziehung auf die darin verhandelten Gegenſtände. Dies iſt einer der wichtigſten und für die praktiſche Urkundenkenntniß einflußreichſten Zweige der Diplomatik, bis jetzt aber in den diplomatiſchen Lehrbüchern viel zu wenig beachtet. Nach den verſchiednen Gegenſtänden, über welche Urkunden ausgefertigt wurden, theilen ſich dieſe zunächſt in öffentliche und Privat-Urkunden, und jene wieder in Staats- und kirchliche Urkunden; die Staatsurkunden aber betreffen: a) die allgemeinen Verhältniſſe des Staates im Ganzen; b) die Perſonal- und Familienangelegenheiten der Regenten; c) die Organiſation und den Perſonalbeſtand der Staatsbehörden oder der auf die Regierung beſonders einwirkenden Corporationen[43]); d) die Verhältniſſe zu andern Staaten; e) die

---

42) So führt z. B. die Univerſität Wittenberg das Bildniß Friedrichs des Weiſen, die Univerſität Halle des Bild Kurf. Friedrichs III. von Brandenburg, als ihrer Stifter, in ihren Siegeln.

43) Solche ſind z. B. in den ehemaligen geiſtlichen Staaten die Domcapitel; in andern, wo eine abgeſchloſſene ſtändiſche Verfaſſung beſtand, die Ritterſchaft u. d. m.

eigentliche Regierung im Innern; f) die Rechtspflege; g) die finanziellen Verhältniſſe; und zwar dies alles ſowol in Beziehung auf den Staat im Allgemeinen, als nach ſeinen einzelnen Beſtandtheilen und Zubehörungen, und nach den verſchiednen Richtungen und Verzweigungen der Sachen. Was die kirchlichen und Privaturkunden betrifft, ſo unterlaſſen wir hier, um nicht zu weitläufig zu werden, die beſondre Angabe ihrer Unterabtheilungen, die ohnehin dem Sachkundigen ſich von ſelbſt ergeben. Nach dieſen mannichfaltigen und, wo es nöthig iſt, noch ſpecieller durchzuführenden Verſchiedenheiten müſſen, die Urkunden im Allgemeinen charakteriſirt, und zugleich der Einfluß, welchen der Inhalt einer Urkunde in gewiſſer Hinſicht auf ihre Form und Faſſung hat, nachgewieſen werden. 4) Von der Sprache der Urkunden. Daß die Sprachen, in welchen die Urkunden verfaßt ſind, in der Diplomatik nicht gelehrt werden können, verſteht ſich, nach dem früher ſchon Geſagten, von ſelbſt. Hier haben wir es nur mit der hiſtoriſchen Unterſuchung zu thun, welche Sprachen in den Urkunden gebraucht werden, und wie ſie ſich, in Anſehung der Zeitfolge und der geographiſchen Ausbreitung, auch wol in Beziehung auf die in den Urkunden verhandelten Gegenſtände, zu einander verhalten. Inſofern die Sprache der Urkunden einen eigenthümlichen Charakter an ſich trägt, und ſich hierdurch von andern in derſelben Sprache verfaßten Schriften unterſcheidet, muß dieſer Unterſchied näher nachgewieſen, durch Beiſpiele erläutert und nach ſeiner Entwickelung in der Zeitfolge geſchildert, übrigens aber auf die zum tiefern Studium oder zum leichtern Verſtändniſſe der betreffenden Sprachen dienlichen Hülfsmittel, als Gloſſarien, Idiotiken ꝛc. hingewieſen werden. 5) Von den urkundlichen Zeitbeſtimmungen. Obgleich die Zeitrechnungskunde oder Chronologie, wie bekannt, eine eigne, theils mathematiſche, theils hiſtoriſche Wiſſenſchaft bildet, und nicht die Rede davon ſein kann, dieſe in die Diplomatik herüberzuziehen, ſo iſt doch die Zeitbeſtimmung der in den Urkunden verhandelten Thatſachen und ihrer Ausfertigung für das Verſtändniß und die Prüfung derſelben ein ſo wichtiger und unentbehrlicher Gegenſtand, daß man ihn hier um ſo weniger aus einer andern Wiſſenſchaft vorausſetzen darf, je mehr zugleich bei den Zeitbeſtimmungen der Urkunden gewiſſe eigenthümliche Rückſichten obwalten, die in der allgemeinen Chronologie weniger bedeutend hervortreten. Dieſe urkundliche Zeitbeſtimmungslehre hat es alſo vornehmlich mit der hiſtoriſchen Kenntniß der in den Urkunden gebräuchlichen kirchlichen und politiſchen Zeitberechnungsarten und den Formen ihrer Bezeichnung und Angabe, oder mit einem Worte, mit der Datirung der Urkunden, zu thun, und neben der allgemeinen Erörterung und Nachweiſung derſelben die Hülfsmittel anzugeben, um jedes vorkommende, weniger bekannte Datum auf die gewöhnliche Zeitrechnung zurückzuführen[44]. 6) Von den urkundlichen Ortsbeſtimmungen (diplomatiſche Geographie). Die Lehre von der Eintheilung der Länder und Lage der Orte, inſofern ſie zur nähern Einſicht in das Geſchäftsweſen, vornehmlich älterer Zeiten, dient, iſt theils für das Verſtändniß vieler eigenthümlicher, in den ältern Urkunden vorkommender, und bei ihrer Ausfertigung ſtattfindender Angaben, ein beſonders mächtiger Gegenſtand, theils geht ſie ſelbſt auch größtentheils aus den Urkunden hervor, und es rechtfertigt ſich daher ſowol durch die Natur der Sache, als durch das Beiſpiel der ältern Diplomatiker, wie Mabillon, der Verfaſſer des Chron. Gottwic. u. A., wenn wir dieſer Lehre einen Platz im Gebiete der Diplomatik anweiſen. Sie handelt vornehmlich a) von der Eintheilung der Länder und Staaten überhaupt, inſofern ſie auf die Kenntniß der ältern Verfaſſung und des Urkundenweſens Einfluß hat; und dann, in Beziehung auf Teutſchland beſonders: b) von den Gauen; c) von den biſchöflichen Diöceſen; d) von den königlichen Pfalzen und Villen. 7) Von den Staatseinrichtungen und Rechtsgebräuchen älterer Zeiten, ſo weit ſie in den Urkunden zur Sprache kommen. Die Entwickelung der ältern Staatsverfaſſungen in legislativer, adminiſtrativer und finanzieller Hinſicht, ſowie der ältern Rechtsinſtitute, des Rechtsverfahrens und der dabei ſtattfindenden eigenthümlichen Gebräuche, inſofern ihre Kenntniß theils aus den Urkunden hervorgeht, theils zu ihrem Verſtändniß erfodert wird, iſt für das Urkundenweſen ein ſo höchſt wichtiger Gegenſtand, daß die Diplomatik eine große und fühlbare Lücke behält, ſo lange ſie ihn nicht mit in ſich aufnimmt. Die Verweiſung auf hiſtoriſche, politiſche und juriſtiſche Schriftſteller, welche die hierher gehörigen Gegenſtände abhandeln und darüber Auskunft geben ſollen, genügt weniger, als irgend eine andre Rückweiſung ähnlicher Art, da man bei keinem jener Schriftſteller erwarten darf, dieſe Gegenſtände in vollſtändiger Überſicht und in rein urkundlicher Beziehung und Begründung zu finden; denn Bearbeitungen aus dem juriſtiſchen, ſtaatsrechtlichen oder irgend einem andern Geſichtspunkte ſind theils für den Bedarf des Urkundenforſchers nicht berechnet, und enthalten entweder zu viel oder zu wenig, theils geben ſie ſelten das reine Reſultat urkundlicher Forſchung, ſondern modificiren dieſe auch im glücklichſten Falle nach ihren beſondern Zwecken und Anſichten. Als Zeitraum, bis zu welchem die hiſtoriſche Darſtellung dieſer Staats- und Rechtsverhältniſſe zum Behufe der Diplomatik herabzuführen iſt, möchte für Teutſchland am zweckmäßigſten der weſtfäliſche Friede oder die Mitte des 17. Jahrh. zu betrachten ſein; doch können Ausnahmen in Beziehung auf einzelne Staaten und Verhältniſſe ſtattfinden und eine weitere Fortführung nöthig machen; auch ſind überhaupt die Verhältniſſe der neuern Zeit vergleichungsweiſe zu berückſichtigen. 8) Von der formellen Faſſung der Urkunden. Bis hierher hatten wir es mit den in den Urkunden vorgetragnen Sachen zu thun; nun kommen wir auf die Art, wie der Vortrag dieſer Sachen ſich zu der eigenthümlichen Erſcheinung der Urkunde geſtaltet. Von Poſtulaten aus andern Wiſſenſchaften und Literaturquellen, deren die vorigen Abſchnitte theilweiſe zu ihrer Vervollſtändigung bedürfen, iſt hier nicht mehr die Rede, vielmehr hat man die hier mitzutheilenden Kenntniſſe jederzeit als ausſchließliches und unbeſtrittenes Eigenthum der Diplomatik, auch in ihrer engſten Beſchränkung, betrachtet. Es gehört hierher alles, was, ganz abgeſehen von dem Inhalte, blos in Anſehung der Art des Vortrags und der Ausfertigung, das Weſen der Urkunde ausmacht, und was man ehedem insgemein unter dem Namen der Kanzleipraxis begriff; es muß alſo hier gehandelt werden: a) von der Faſſung der Urkunden und dem urkundlichen Curialſtyl überhaupt; b) von der formellen Verſchiedenheit der Urkunden, welche durch äußere Verhältniſſe, als Alter, Vaterland, Regierungsform, Ausſteller, Beſtimmung ꝛc. abhängt; c) von den beſondern Formeln, welche ſich am Eingang und Schluſſe der Urkunden finden. 8) Von der Beglaubigung der Urkunden; und zwar a) durch in den Text der Urkunden ſelbſt aufgenommene Worte; b) durch Unterſchrift; c) durch beſondre, die Stelle der Unterſchrift vertretende oder ſie begleitende Zeichen, wo denn der Gebrauch der Monogramme, der Recognitions- und Notariatszeichen ꝛc. beſonders zu erklären, und auch auf den Gebrauch der Siegel, nach ſeinen rechtlichen Beziehungen und Wirkungen (mit dem die Geſtalt und andre formelle Eigenſchaften der Siegel, von denen die Sphragiſtik handelt, nichts weiter zu ſchaffen haben) zurückzukommen iſt. In den vorhergehenden Abſchnitten, die ſich mit den in den Urkunden enthaltnen Sachen beſchäftigten, müſſen, neben den eigentlichen Urkunden, auch andre Geſchäftsſchriften, inſofern ſie für die dahin gehörigen Kenntniſſe brauchbare Materialien enthalten, oder mit den Urkunden unter gleiche Geſichtspunkte zu faſſen ſind, ſtillſchweigend mit berückſichtigt werden; in den beiden zuletzt genannten Abſchnitten aber kann von ihnen nicht die Rede ſein, weil dieſe ſich grade mit ſolchen Eigenſchaften abgeben, welche die Urkunden als Urkunden eigenthümlich charakteriſiren. Dieſen muß alſo noch ein letzter Abſchnitt zur Seite geſtellt werden, welcher ebenmäßig die andren den Urkunden coordinirten Geſchäftsſchriften betrachtet; alſo handelt 10) von den formellen Eigenthümlichkeiten der Acten und ihrer einzelnen Beſtandtheile. Hiermit iſt die Pragmatik und zugleich die ganze theoretiſche Diplomatik beſchloſſen.

---

[44] Daß die diplomatiſche Zeitrechnungskunde nicht in die Lehre von den Schlußformeln gehört, wohin ſie Gatterer gebracht hatte, geht ſchon daraus hervor, daß das Datum gar nicht immer am Schluſſe der Urkunde, ſondern ſehr oft gleich zu Anfange derſelben ſteht. Ebenſo wenig kann man ſie, mit Schönemann, zu der Lehre von der Beglaubigung rechnen, da das Datum eigentlich bloß eine hiſtoriſche Notiz iſt, und an ſich zur Glaubwürdigkeit einer Urkunde unmittelbar gar nichts beiträgt, wie ſich denn das Datiren bekanntlich auch in Briefen und andern Schriften findet, ohne daß dieſe dadurch einen urkundlichen Charakter erhalten. Sie bildet daher mit Recht eine eigne, für ſich beſtehende Lehre.

Die allgemeine praktiſche Diplomatik hat es nun zwar mit der Anwendung der Urkundenkenntniß auf das Geſchäftsleben zu thun; es folgt aber hieraus nicht, daß man, wie in einigen Lehrbüchern wirklich geſchehen iſt, hier einen beſondern Vortrag über den hiſtoriſchen und juriſtiſchen Gebrauch der Urkunden zu erwarten hätte; denn dieſer Gebrauch wird ſich theils aus einer richtig behandelten theoretiſchen Diplomatik von ſelbſt ergeben, theils iſt er nicht mehr Sache des Diplomatikers an ſich, ſondern des Staatsmannes, Juriſten, Geſchichtforſchers ꝛc., dem der Diplomatiker nur die nöthigen Materialien überliefert und das Verſtändniß derſelben eröffnet 45). Die praktiſche Diplomatik umfaßt nur zwei ihr weſentliche Lehren, nämlich: 1) die diplomatiſche Kritik, oder die Prüfung der Urkunden und Handſchriften in Anſehung ihres Alters und ihrer Echtheit 46). Dieſe kann zwar eigentlich auch keine neuen Lehren aufſtellen, da die meiſten Lehren der theoretiſchen Diplomatik, indem ſie die materielle und formelle Beſchaffenheit der Urkunden darthun, zugleich die Mittel an die Hand geben, um zu erkennen, ob eine gegebene Urkunde die Eigenſchaften hat, welche ihr nach ihrem vorgeblichen Zeitalter, Vaterland, Ausſteller, Inhalt ꝛc. zukommen müſſen, oder ob ſich an ihr widerſprechende Eigenſchaften zeigen. Indeſſen iſt es doch nöthig, die in der ganzen theoretiſchen Diplomatik zerſtreuten, und dort in andern Beziehungen vorgetragnen, Lehren in eine allgemeine Überſicht zuſammenzufaſſen, und dem beſondern, hier obwaltenden Zwecke gemäß zu beleuchten. Die diplomatiſche Kritik muß daher im Allgemeinen die Geſichtspunkte angeben, unter welchen eine Urkunde als verdächtig erſcheint und einer genauern Prüfung bedarf, und dann eine ſichere wiſſenſchaftliche Methode vorzeichnen, nach welcher eine ſolche Prüfung geſchehen muß. Sie wird dabei, außer der Anwendung der eigentlichen theoretiſch-diplomatiſchen Lehren, auch auf die nothwendige Berückſichtigung rein geſchichtlicher Verhältniſſe hinweiſen müſſen, deren ſpecielle Ausführung aber nicht hierher gehört, indem Gegenſtände dieſer Art, bei vorkommenden Fällen, nothwendig aus allgemeiner Geſchichtskenntniß vorausgeſetzt werden müſſen, und hier nur an Beiſpielen

---

45) Der Diplomatiker kann allerdings mit einem der vorhin genannten Gelehrten eine Perſon ſein, ja er muß dies unter gewiſſen Umſtänden ſein, und die ihm vorliegenden Urkunden ꝛc. juriſtiſch oder hiſtoriſch benutzen; aber dann verläßt er das Gebiet der Diplomatik und handelt in andrer Beziehung. So kann ein Gelehrter Philolog und Hiſtoriker in einer Perſon ſein; aber wenn er alte Codices kritiſch recenſirt, übt er nicht das Geſchäft des Hiſtorikers, und wenn er aus ihren Nachrichten eine Geſchichte bearbeitet, nicht mehr das Geſchäft des Philologen. 46) Auch die Bücherhandſchriften gehören allerdings mit in das Gebiet der diplomatiſchen Kritik, ſobald bei ihnen nur von der Schrift als Schrift, und nicht von ihrem wiſſenſchaftlichen Inhalte die Rede iſt; denn wo jene, z. B. das Alter einer einzelnen vorliegenden Handſchrift, geprüft werden ſoll, kann es nach keinen andern, als nach den auch bei den Urkunden anwendbaren Grundſätzen und Regeln geſchehen. Ganz etwas anders iſt es freilich, wenn die Unterſuchung dahin geht, ob nicht ein einzelnes vorliegendes Exemplar, ſondern die Abhandlung, welche den Inhalt dieſes und aller möglichen ſonſt etwa noch vorhandenen Exemplare derſelben Schrift ausmacht, irgend einem dafür ausgegebenen Verfaſſer angehört, ob dieſer Inhalt an ſich glaubwürdig iſt u. dgl. m. Dieſe Unterſuchungen fallen natürlich den Wiſſenſchaften anheim, in welche der Inhalt der fraglichen Schriften einſchlägt; und nur die eigenthümlichen Verhältniſſe der Urkunden, nach welchen ſie nicht blos der Form, ſondern auch dem Inhalte nach Gegenſtände der Diplomatik ſind, verurſachen, daß bei ihnen die diplomatiſche Kritik auch den Inhalt zu beurtheilen hat.

erläutert werden können. 2) Die Archivkunde, oder die Lehre von der Aufbewahrung der Urkunden und andrer Geſchäftsſchriften, in einer zweckmäßigen Ordnung, für den künftigen Gebrauch. Sie ſtellt zuerſt den Begriff eines Archivs und der in daſſelbe gehörigen Gegenſtände feſt, und zeigt dann, wie, insbeſondre in einem Staats- oder Landesarchiv, als dem wichtigſten Inſtitute dieſer Art, ſowol die Urkunden, als die, ihrem Inhalt und ihrer hiſtoriſchen Beziehung nach, in daſſelbe gehörigen Acten und ſonſtigen ſchriftlichen Nachrichten, zweckmäßig geordnet, aufbewahrt, vor Beſchädigung geſichert und der Benutzung für wiſſenſchaftliche und adminiſtrative Zwecke zugänglich gemacht werden ſollen[47]. Eine hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Überſicht der wichtigſten wirklich vorhandnen Archive würde ſich hieran zweckmäßig anſchließen, wenn erſt mehr Materialien für eine ſolche vorhanden wären, und nicht über dem Archivweſen in dieſer Hinſicht noch ein ſo großes Dunkel ſchwebte, daß jeder Archivbeamte in der Regel nur das Archiv kennt, bei dem er ſelbſt beſchäftigt iſt, und bei andern, mit dem Archivweſen nicht in näherer Verbindung ſtehenden Perſonen entweder völlige Unkunde, oder doch eine ſehr irrige Anſicht deſſelben ſich findet. Da die gedruckten Urkundenſammlungen gleichſam die offnen, für Jedermann zugänglichen, Archive vorſtellen, ſo würde endlich eine zweckmäßige Methodik für die Bearbeitung einer ſolchen Urkundenſammlung, nach Maßgabe des dabei vorſchwebenden Geſichtspunktes, und eine kritiſche Würdigung der bereits vorhandnen hierher gehören.

Bis hierher war immer von der allgemeinen Diplomatik, oder, welches daſſelbe iſt, von der Wiſſenſchaft nach ihrem Geſammtumfang, ohne äußere Beſchränkung, die Rede. Die ſpecielle Diplomatik verhält ſich zu dieſer allgemeinen nicht ganz ſo, wie wir bei andern Wiſſenſchaften den Gegenſatz des allgemeinen und ſpeciellen Theiles zu nehmen gewohnt ſind. Zwar läßt ſich die abſolute Möglichkeit auch in dem Sinne, wie wir z. B. eine allgemeine und ſpecielle Pathologie kennen, eine allgemeine und ſpecielle Diplomatik einander gegenüber zu ſtellen, nicht leugnen; die ſpecielle Diplomatik würde dann die einzelnen bekannten Urkunden nach einem gewiſſen Syſtem aufzählen, ihren Inhalt angeben und ihre formellen Merkwürdigkeiten beſchreiben. Wem aber eine praktiſche Urkundenkenntniß auch nur in einem mäßigen Grade beiwohnt, der wird ſchon von Vorn herein gegen die wirkliche Ausführung eines ſolchen Unternehmens in ſeinem ganzen Umfange große Bedenklichkeiten hegen; und wer es vollends ſelbſt verſucht hat, nur die Urkunden eines einzigen Archivs auf dieſe Weiſe conſequent zu verzeichnen, wird die Schwierigkeiten zu ſchätzen wiſſen, die auf der einen Seite die Weitläufigkeit eines ſolchen Werkes für die Bearbeitung, auf der andern Seite aber der leicht zu erklärende, ungeheure Umfang, ſowol für die materielle Ausführung als für die Benutzung nothwendig herbeiführen muß. Wir laſſen alſo eine ſpecielle Diplomatik in dieſem Sinne vor der Hand noch dahingeſtellt ſein, und reden von der Specialdiplomatik in einer andern Bedeutung, nach welcher ſie zwar ebenfalls an die allgemeine Diplomatik ſich anſchließt, von dieſer aber ſich ſo unterſcheidet, daß ſie, bei einer engern Beſchränkung ihres Umfanges, mit den innerhalb dieſes gegebenen Umfanges liegenden Einzelnheiten ſich aufmerkſamer beſchäftigt. Solche Specialdiplomatiken können alſo viele neben einander beſtehen, je nachdem man aus dem ganzen großen Umfange des Urkundenweſens eine einzelne Partie heraushebt, und dieſer eine genauere Bearbeitung widmet. Dieſes Ausheben kann nach mancherlei Rückſichten geſchehen, unter denen jedoch Dynaſtien und Staaten die wichtigſten ſind, ſodaß von jeder Regentenfolge (Kaiſer, Päpſte ꝛc.) und von jedem größern oder kleinern Staate ſich eine Specialdiplomatik denken läßt. Eine ſolche Specialdiplomatik betrachtet nun, nach Maßgabe ihres angenommenen Umfanges, die dahin gehörigen Urkunden, und andre, mit dieſen in näherer Verbindung ſtehende, oder zu ihrer Ergänzung dienende Geſchäftsverhandlungen, zwar auch nach gewiſſen allgemeinen Geſichtspunkten, doch ſo, daß jedes einzelne Stück nicht blos in ſeiner Beziehung zur allgemeinen Urkundenkenntniß, ſondern hauptſächlich nach ſeinem beſondern Inhalte betrachtet wird. Muſter einer ſolchen Specialdiplomatik haben wir bis jetzt an den im Chronicon Gottwicense und von Heumann gegebenen Beiträgen zur teutſchen Kaiſerdiplomatik; es laſſen ſich aber ähnliche Bearbeitungen des Urkundenweſens jedes beſondern Staates denken, und noch tiefer und vielſeitiger, als es von den genannten Schriftſtellern in Beziehung auf das teutſche Reich geſchehen iſt, ausführen. Wenn wir z. B., um die Sache an einem Beiſpiele zu erläutern, uns die Specialdiplomatik eines vormaligen teutſchen geiſtlichen Reichslandes, z. B. eines Erzbisthums, denken, ſo würde dieſe zuvörderſt das ganze Urkundenweſen deſſelben, nach gewiſſen Hauptveränderungen, in beſtimmte Perioden theilen. In jeder Periode würden nun die während derſelben regierenden Erzbiſchöfe nach ihrer Ordnung aufgeführt und bei jedem angegeben: 1) die auf ſeine Macht bezüglichen Verhandlungen, ſo weit ſie noch vorhanden ſind; 2) die diplomatiſchen Merkwürdigkeiten ſeiner Regierung überhaupt, namentlich die Zahl und Beſchaffenheit ſeiner Urkunden, die darin gebrauchten Formeln ꝛc., die Eigenthümlichkeiten der Schrift, und beſonders das oder die Siegel, da von manchen, und in ſpätern Zeiten von jedem, mehre vorkommen; 3) die von ihm geführten Verhandlungen mit dem Ausland, und zwar a) in Beziehung auf ſein Verhältniß zum teutſchen Reiche; b) in Beziehung auf ſein Verhältniß zur römiſchen Kirche; c) in Beziehung zu andern Fürſten und Staaten, wohin dann Bündniſſe, Verträge, Kriegs- und Friedenshandlungen, Grenzirrungen und deren Berichtigung ꝛc. gehören. Hierbei ſind dann nicht blos die von jedem Erzbiſchof ausgeſtellten, ſondern auch die von ihm dagegen von den Kaiſern, Päpſten und andern Perſonen empfangenen Urkunden zu erwähnen; 4) die von ihm in innern Angelegenheiten ſeines Landes ausgeſtellten Urkunden, die, wenn ihrer viele ſind, wieder nach beſondern Geſichtspunkten geordnet werden können; 5) die unter ſeiner Regierung innerhalb ſeines Erzſtifts von Andern ausgeſtellten Urkunden, und zwar a) von ſeinem Domcapitel; b) von andern Stiftern und Klöſtern, nach ihrer Ordnung; c) von den weltlichen Vaſallen; d) von den Städten; e) von Privatperſonen. Jeder Periode würde nun eine Recapitulation folgen, welche die darin abgehandelten diplomatiſchen Gegenſtände in einer kurzen Überſicht darſtellte, um die Veränderungen des Urkundenweſens, ſowie die damit in Verbindung ſtehenden Veränderungen der Verfaſſung bemerklich zu machen. In ältern Zeiten, wo die Urkunden noch nicht ſo überaus zahlreich ſind, läßt ſich eine Überſicht aller bekannten Urkunden mit Inhaltsanzeige jeder einzelnen geben; in den ſpätern Zeiten aber wird natürlich aus dem größern Vorrathe nur eine Auswahl der an ſich, oder in ihrer Art, beſonders merkwürdigen und charakteriſtiſchen Urkunden veranſtaltet, und manchmal der Inhalt von mehren zuſammengefaßt werden müſſen; auch kommt, je weiter die Zeit vorſchreitet, immer mehr, neben den eigentlichen Urkunden, das Actenweſen mit in Betrachtung. Die Auswahl des Stoffes zur ſpeciellen Urkundenkenntniß muß, wenn irgend ein Ende abzuſehen ſein ſoll, immer ſtrenger werden, je mehr mit der fortſchreitenden Zeit die Maſſe des Stoffes im Allgemeinen wächſt und das hiſtoriſche Intereſſe im Einzelnen abnimmt. Am ſtrengſten wird die Auswahl bei den Privaturkunden ſein müſſen, die im Allgemeinen von ſehr geringer geſchichtlicher Bedeutung ſind, und nur in einzelnen Fällen für die Kenntniß der Sprache, Sitten, Rechtsgebräuche, Handelsverhältniſſe ꝛc. intereſſant werden. Wo ſich Gelegenheit dazu findet, muß dann auch auf die verfälſchten und untergeſchobenen Urkunden und ihren Unterſchied von der echten Rückſicht genommen werden. Noch complicirter würde ſich die Aufgabe geſtalten, wenn man ſie auf eine Specialdiplomatik von ganz Teutſchland (nicht bloße Kaiſerdiplomatik) ausdehnen wollte; denn da würden bei jeder Regierung, außer dem Urkundenweſen des Kaiſers, auch das Urkundenweſen der geiſtlichen und weltlichen Reichsſtände zu betrachten, und freilich in dieſen Partien eine höchſt ſtrenge Auswahl der entweder durch den Stand und andre Verhältniſſe ihrer Ausſteller merkwürdigen, oder in Hinſicht auf Sprache, Geſchichte, Gebräuche ꝛc. beſonders wichtigen Urkunden nöthig ſein 48). — Ungeachtet wir im Chron. Gottw. und bei Heumann treffliche Proben finden, wie eine Specialdiplomatik mit Geiſt und Nutzen zu bearbeiten iſt, ſo iſt doch ſeit der Zeit dieſer Schriftſteller nichts Bedeutendes in dieſem Felde geleiſtet worden. Indeſſen iſt dazu in neuern Zeiten durch viele gute Urkundenſammlungen, deren wir in der nächſten Zukunft, wenn anders das Intereſſe für die Geſchichte der Vorzeit und ihre Denkmale ſich nicht zu ſchnell wieder verliert, wahrſcheinlich noch mehre zu erwarten haben, ebenſo ſehr vorgearbeitet, als das Bedürfniß eines Hülfsmittels zur leichtern und allgemeinern Überſicht der zu Tage geförderten Schätze fühlbarer gemacht worden, wofür bloße Urkundenverzeichniſſe (Regeſten), ſo nützlich ſie in ihrer Art immer ſein mögen, doch nie ganz genügen. (*H. A. Erhard.*)

---

[47] Neuerdings iſt verſucht worden, die Archivkunde als eine eigne Hauptwiſſenſchaft aufzuſtellen, und die Diplomatik ihr als einen Zweig oder eine Hülfswiſſenſchaft derſelben unterzuordnen. Da aber die Aufbewahrung der Urkunden in den Archiven nicht das Weſentliche, ſondern nur das Zufällige und Acceſſoriſche iſt, ſo iſt jene Anſicht ebenſo wenig ſtatthaft, als wenn man die ganze Literaturgeſchichte der Bibliothekswiſſenſchaft unterordnen wollte, weil die Literaturwerke in Bibliotheken aufbewahrt werden. Die bei jener Gelegenheit aufgeworfene Frage: wo denn die Archivkunde bleibe, wenn, wie von einem berühmten Bibliographen geſchehen, die Diplomatik nur als ein Zweig der Handſchriftenkunde betrachtet werden wolle? zerfällt von ſelbſt, da, wenn man auch die Urkunden nothwendig als Handſchriften zu betrachten hat, doch eine eigenthümliche Wiſſenſchaft der Handſchriftenkunde, welcher die Urkundenwiſſenſchaft untergeordnet ſein ſoll, nicht exiſtiren kann, ſobald man nicht nur die handſchriftliche Form, ſondern auch den Inhalt als Gegenſtand wiſſenſchaftlicher Kenntniß betrachtet. Sonſt würde zu folgern ſein, entweder daß die Urkunden nur ſo lange ſie noch handſchriftlich exiſtiren, aber nicht mehr, wenn ſie ſich in gedruckten Büchern finden, einen Gegenſtand der Diplomatik ausmachen; oder, wenn man dies nicht zugeben will, daß nach der Analogie nun auch alle gedruckte Bücher, weil ſie doch früher handſchriftlich exiſtirt haben, fortwährend in das Gebiet der Handſchriftenkunde gehören. Eine Folgerung iſt aber augenſcheinlich ſo abſurd wie die andre, und bedarf keiner ernſtlichen Widerlegung.

Diplomatiſche Buchſtabenkunde, Graphik, ſ. unter den Nachträgen zu D.

DIPLOMERIS. Dieſe Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 20. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Ophrydeen der natürlichen Familie der Orchideen hat Don (**Prodr. fl. nepal. p. 26**) ſo genannt, wegen des doppelten Anhanges des Lippchens (Doppeltheil: *μερίς*, *διπλόος*); Sprengel (**Syst. reg. III. p. 675**) ſchlug dafür den genauer bezeichnenden Namen **Paragnathis** (*παραγναϑίς*, Backenſtück) vor. Char. Die Kelchblättchen offenſtehend, eiförmig, zugeſpitzt; das Lippchen umgekehrt-herzförmig, ausgebreitet, langgeſpornt, dreilappig: der mittlere Lappen klein; auf jeder Seite ein dreitheiliger Anhang, deſſen Seitenfetzen linien-ſichelförmig, an der Spitze mit einem Knöpfchen verſehen ſind, während der mittlere abgerundet und kürzer iſt; das Säulchen frei, an der Spitze zurückgeſchlagen; die Anthere liegt unter einer doppelten Kappe; die ungeſtielten Pollenkörper laſſen ſich in elaſtiſche Läppchen zerlegen. Die einzige Art, **D. pulchella** *Don* (**l. c., Paragnathis pulchella** *Spr.* **l. c. p. 695**) iſt in Nepal einheimiſch als ein perennirendes Kraut mit aufrechtem, fingerlangem, dreiblättrigem Stengel, linien-lanzettförmigen, ſpitzen Blättern und einzeln am Ende des Stengels ſtehender, ziemlich großer, überhängender, roſenrother Blume. (*A. Sprengel.*)

DIPLONYX. Eine von Rafinesque (**Florul. ludov. p. 101**) aufgeſtellte Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Leguminoſen. Char. Der Kelch krugförmig, zweilippig: die obere Lippe geſpalten, die untere dreizäh-

---

48) Proben einer nach dieſen Grundſätzen bearbeiteten Specialdiplomatik des Bisthums Münſter, welche mehr, als es ein ſolcher allgemeiner Umriß vermag, den Inhalt dieſer Wiſſenſchaft und die daran zu ſtellenden Foderungen erläutern, hat der Verf. dieſes Artikels für die Zeitſchrift f. Archivkunde ꝛc. beſtimmt, und erlaubt ſich hier vorläufig darauf zu verweiſen.

nig; die Schmetterlingscorolle hat einen zurückgeſchlagnen Wimpel mit drüſigem Nagel; jedes Segel zwei Nägel (daher der Gattungsname: ὄνυξ, Nagel, διπλόος, doppelt) und einen Sporn; der Kiel ebenfalls zwei Nägel; die Hülſenfrucht iſt vielſamig und drehrund. Die einzige Art, **D. elegans** *Rafin.* l. c., welche auf den Inſeln des Miſſiſippi wächſt, iſt ein Strauch, welcher ſich bis zu einer Höhe von 30 bis 40 Fuß um Bäume ſchlingt. Die zahlreichen Äſte tragen unpaar-gefiederte, ſechspaarige Blätter, ſpontonförmige, unten filzige, am Rande zurückgerollte Blättchen, lange Blüthentrauben, zottige Kelche, violette Blumen und gekrümmte Hülſenfrüchte. (*A. Sprengel.*)

DIPLOPAPPUS. Eine von Caſſini (Bullet. de la soc. philom. Sept. 1817, Dict. des sc. nat. XIII. p. 308) geſtiftete Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Radiaten (Aſtereen Caſſini's), der natürlichen Familie der Compositae. Leſſing (Syn. comp. p. 163, Linnaea V. p. 144, VI. p. 110) vereinigt mit **Diplopappus** die Gattungen **Callistemma** und **Haplopappus** (**Aplopappus** *Cass.*, **Diplostephium** *Kunth*, **Chrysopsis** *Nuttall*, (**Diplogon** *Rafin.*) und **Neja** *Don*, während er für **Diplopappus annuus** *Cass.* (**Erigeron annuus** *Aiton*, **Aster annuus** *Linn.*) die Caſſini'ſche Gattung **Stenactis** annimmt. In dieſem Umfange wird **Diplopappus** charakteriſirt durch einen dachziegelförmig-ſchuppigen gemeinſchaftlichen Kelch, nackten oder faſt nackten Fruchtboden, und durch eine Samenkrone, welche aus einer doppelten Reihe von Haaren oder Borſten beſteht (daher der Name πάππος, Samenkrone, διπλόος, doppelt). Die zahlreichen Arten, früher meiſt zu **Aster** gerechnet, ſind als Sträucher oder Kräuter mit abwechſelnden, einfachen Blättern und einzeln am Ende der Zweige ſtehenden, verſchieden gefärbten Blüthen in Aſien, Afrika und Amerika einheimiſch (ſ. den Art. **Diplostephium**). (*A. Sprengel.*)

DIPLOPETALON *Spr.* Dieſe Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der achten Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Sapindeen hat Labillardière zuerſt unter dem übel gebildeten Namen **Dimereza** (μερίζειν, theilen, δὶς δι, doppelt) bekannt gemacht. Char. Der Kelch fünfblättrig, ſtehenbleibend, mit Stützblättchen verſehen; die Corollenblättchen kreisförmig; die breite, gewimperte Baſis der Staubfäden umgibt ein dicker, drüſiger Ring, welcher fünf geſpaltene, hufeiſenförmige, gewimperte, an der ſtumpfen Spitze ſchwielige Blättchen trägt, die auf der innern Fläche der Corollenblättchen aufliegen (daher der Name: πέταλον, Blumenblatt, διπλόος, doppelt); die Kapſel iſt lederartig, dreikantig, dreiklappig, dreiſamig. Die einzige Art, **D. glaucum** *Spr.* (Syst. veg., cur. post. p. 150, **Dimereza glauca** *Labill.* Nov. Caledon. p. 51. t. 51) iſt ein auf Neu-Caledonien einheimiſcher, ſehr äſtiger Strauch mit drehrunden, aufrechten Zweigen, zweizähligen oder zweipaarigen, lanzettförmigen, unten ſchimmelgrünen Blättern, kurzen, weißfilzigen Blattſtielen, in den Blattachſeln ſtehenden Rispen und kleinen weißen Blumen. (*A. Sprengel.*)

DIPLOPHRACTUM. Eine von Desfontaines (Mém. du Mus. V. p. 34. t. 1) aufgeſtellte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 13. Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Tiliaceen. Char. Der Kelch fünfblättrig; fünf Corollenblättchen, welche an der Baſis innen mit Schüppchen verſehen ſind; der Griffel einfach, mit fünf zuſammengehäuften Narben; die Kapſel kugelig, nicht aufſpringend, fünfflügelig, zehnfächerig; die Fächer durch Querſcheidewände nochmals getheilt (daher der Name: φρακτὸς, verzäunt, διπλόος, doppelt), zweiſamig; die Samen an den Wänden befeſtigt. Die einzige Art, **D. auriculatum** *Desf.* l. c., hat Leſchenault auf Java entdeckt. Es iſt ein Baum mit ablangen, an der Spitze gezähnten, an der Baſis ungleich herzförmig-geöhrten Blättern, zweilappigen oder ungetheilten, in der Mitte mit einer Borſte verſehenen Afterblättchen, geſtielten, am Ende der Zweige ſtehenden, Blüthen und filzigen Kelchen. Nach Sprengel (Syst. veg., cur. post. p. 205) iſt die Gattung **Microsemma** *Labill.* (Nov. Caled. t. 57) im Weſentlichen nicht von **Diplophractum** verſchieden; **M. salicifolia** *Labill.* iſt **D. salicifolium** *Spr.* (*A. Sprengel.*)

DIPLOPHYLLUM. Eine von Lehmann (Berl. Mag. VIII. S. 310) gegründete, von Reichenbach ſpäter (Consp. regn. veg.) **Cochlidiosperma** genannte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der zweiten Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Veroniceen, der natürlichen Familie der Skrofularinen. Char. Der Kelch zweiblättrig (daher der Name: φύλλον, Blatt, διπλόος, doppelt), ſchmalgedrückt, ſtehenbleibend, nachwachſend: mit herzförmigen, geſägten Blättchen; die Corolle radförmig, vierlappig, mit gegenüberſtehenden kleinern Lappen; die Staubfäden kürzer als die Corolle, mit Zwillingsantheren; der Griffel fadenförmig, mit einfacher Narbe; die Kapſel rundlich, flachgedrückt, runzelig, auf einer Seite mit einem Nabel; der Embryo umgekehrt. Die einzige bekannte Art, **D. veronicaeforme** *Lehm.* (l. c. p. 311, **Veronica Crista galli** *Stev.* in Linn. transact. XI. 2. p. 408. t. 31), hat Steven in ſchattigen Wäldern am öſtlichen Kaukaſus entdeckt. Dieſes Sommergewächs gleicht im Äußern dem Acker-Ehrenpreis (**Veronica agrestis** *Linn.*), in der Bildung des die Kapſel bedeckenden Kelches dem Zaunreis (**Asperugo procumbens** *Linn.*), und hat faſt gabeligäſtige-niederliegende, mit zwei Streifen bezeichnete, behaarte Stengel, kurzgeſtielte, herzförmige, nervenreiche, gekerbte, behaarte Blätter, welche am obern Stengel größer ſind, als an der Baſis, einzelne, achſelſtändige, abſtehende, zuletzt zurückgeſchlagene, drehrunde, behaarte Blüthenſtiele und blaßblaue Blumen. (*A. Sprengel.*)

DIPLOPIA (von διπλόος, doppelt, und ὄπτω, ich ſehe), **visus duplicatus**, Doppeltſehen, franz. Revue, bezeichnet denjenigen krankhaften Zuſtand des Geſichtsſinnes, bei welchem die einfach vorhandnen Gegenſtände alle doppelt erſcheinen. Bisweilen iſt eines dieſer beiden Bilder deutlicher, das andre ſchwächer und verſchoben und ſchattenähnlich; bald werden beide gleich deutlich wahrgenommen, ſodaß der Kranke unvermögend iſt, das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden. In dem einen Falle ſtehen ſich beide Bilder ſehr nahe, oft ſo, daß eines das andre zum Theil deckt, in dem andern weit von einander entfernt; bald befinden ſie ſich ſeitwärts, bald unter- oder über einander. Sehr ſelten iſt es indeß, daß der Kranke auf einem Auge doppelſichtig iſt, und dann iſt das andre meiſtens geſund (ein ſolches Beiſpiel, als die Folge einer Trennung der Iris vom Ciliarkörper, ſodaß zwei Pupillen entſtanden, erzählt *Larrey* Clinique chirurg. T. I. p. 416). Am gewöhnlichſten erfolgt Doppelſichtigkeit, wenn man mit beiden Augen einen Gegenſtand betrachtet. Schließt man daher das Eine, ſo ſieht man auch den Gegenſtand einfach und deutlich. Oft auch ſieht der Kranke nur bei gewiſſen Richtungen des Augapfels doppelt, z. B. beim Gradausſehen oder beim Seitwärtsblicken ꝛc.

Das Doppeltſehen iſt bald ein vorübergehender Zufall (nicht ſelten periodiſch), bald ein anhaltender und hiernach die Dauer deſſelben verſchieden. Zufällig und nur von kurzer Dauer kommt es vor bei allen heftigen Congeſtionen nach dem Kopf, im Zuſtande der Trunkenheit, in heftigen Ausbrüchen von Zorn, nach dem anhaltenden Leſen ſehr kleiner Schrift und unter den Vorboten des Schwindels, der Ohnmacht, des Schlagfluſſes ꝛc. Ebenſo verhält es ſich nur ſymptomatiſch in denjenigen Fällen, wo Geſchwülſte in der Augenhöhle, z. B. der Thränendrüſen, den Augapfel aus ſeiner regelmäßigen Lage verdrängen und ihm eine abnorme Stellung geben; weniger jedoch, wenn dies ſehr allmälig, als wenn es plötzlich geſchieht. Sympathiſch findet es ſich bisweilen beim Leiden gaſtriſcher Organe, unter den Beſchwerden, welche Würmer veranlaſſen, bei Gehirnerſchütterungen ꝛc. Als ſelbſtändige Krankheit dagegen und von längerer Dauer erſcheint es in Folge von Schiefſtellungen der Augäpfel (Strabismus, und zwar divergens). Dieſe ſind wieder am häufigſten bedingt durch rheumatiſche Lähmung einzelner Augenmuskeln, wodurch die Sehachſen beider Augen verändert und von einander entfernt werden, oder wobei das eine Auge den Bewegungen des andern nicht zu folgen vermag. Endlich kann auch eine Störung in der Sehkraft beider Augen entſtehen durch beginnende Cataracte oder Amblyopie, indem dieſelbe auf einem Auge plötzlich vermindert und ſo in ein Misverhältniß zu der des andern Auges geſetzt wird. Daſſelbe findet man bei Unebenheiten [1]) und den bei weitem häufigern Narben und Flecken auf der Hornhaut, ja ſelbſt oft dann, wenn das Auge feucht und mit Thränen bedeckt iſt. Hier iſt es denn, wo der Kranke, wenn er das eine, kranke Auge ſchließt, einfach ſehen kann. Meiſtens ſind auch hier beide Bilder nicht gleich deutlich, ſondern das eine dem Schatten des andern ähnlich. Eine ganz gleiche Doppelſichtigkeit kann man beliebig bewirken durch einen mäßig ſtarken Druck auf den Augapfel in der Gegend des äußern Augenwinkels. Die Kur, welche dieſes Leiden erfodert, kann man nur dann mit Ausſicht auf Erfolg unternehmen, wenn es möglich iſt, die Urſachen zu entfernen, welche daſſelbe veranlaßten. In dieſer Rückſicht müſſen Congeſtionen des Blutes nach dem Kopf abgeleitet und getilgt, ſympathiſche Reizungen des Darmkanals (Würmer) beſeitigt werden. Ebenſo hat man abnorme Geſchwülſte in der Umgebung der Augen bald durch Reſorption mittels Queckſilbers, bald dieſe, wie auch eingedrungene fremde Körper auf operativem Wege zu entfernen. Außerdem muß man den Vitalitätszuſtand des Auges und das Verhältniß ſeiner Sehkraft berückſichtigen und daher auf zwiefach verſchiedne Weiſe verfahren. Iſt ein aufgeregter Zuſtand mit Blutandrang und Überfüllung zugegen, ſo paſſen kalte Umſchläge, leichte Abführmittel und Klyſtiere, ſowie Ableitungen nach der Haut durch Senfteige, Zugpflaſter ꝛc. Iſt das Auge dagegen torpid, ſo ſind aromatiſche Umſchläge und Waſchungen, Einreibungen der Schläfe und Augenbraunen mit ſpirituöſen Wäſſern, Balsamus peruvianus, mixtura oleoso-balsamica etc. oder auch Veſicatore auf dieſe Stellen nicht ſelten hülfreich [2]). (*Baumgarten-Crusius.*)

DIPLOPOGON. Eine von Rob. Brown (Prodr. Flor. Nov. Holl. p. 176) aufgeſtellte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der dritten Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Paniceen der natürlichen Familie der Gräſer. Char. Die Blüthen ſtehen in knopfförmigen Ähren, in denen die äußerſten Blüthen unfruchtbar ſind und eine Hülle bilden; der Kelch einblumig, zweiſpelzig, ſchlaff, häutig, gegrannt; die Corolle ebenfalls zweiſpelzig; die äußere Spelze an der Spitze mit drei Grannen, von denen die mittlere gedreht iſt, die innere mit zwei Grannen (daher der Name πώγων, Bart, διπλόος, doppelt). Die einzige Art, welche R. Brown an der Südküſte von Neuholland gefunden hat, D. setaceus *R. Br.* (l. c., Diplogon *Poiret* enc. suppl. II. p. 489, Dipogonia setacea *Palisot de Beauvois* agrost. p. 125), iſt ein in Raſen beiſammenſtehendes Gras mit kriechender Wurzel, büſchelförmigen Halmen und borſtenartigen Blättern. (*A. Sprengel.*)

DIPLOPRION. Eine von Viviani (Fl. lib. p. 48. t. 19. f. 2) geſtiftete, zweifelhafte Gewächsgattung aus der letzten Ordnung der 17. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Loteen, der natürlichen Familie der Leguminoſen. Char. Der Kelch röhrig, fünfſpaltig, faſt gleich; die Schmetterlingscorolle mit umgekehrt-eiförmigem, ausgerandetem, aufrechtem Wimpel, linienförmigen, ſtumpfen Segeln, welche etwas kürzer ſind als der Wimpel und mit den Segeln gleich langem, an beiden Seiten gezähntem Kiele; die Hülſenfrucht linienförmig, an beiden Enden verſchmälert, flach gedrückt, mit ſtehenbleibender, kugeliger Narbe gekrönt, einfächerig, vielſamig, ſpiralförmig gewunden, ſodaß die flache Seite nach Außen gerichtet iſt, auf beiden linienförmigen Nähten kammartig-ſtachelig. Die Gattung ſtimmt im Übrigen vollkommen mit **Medicago** *Tournefort* überein; in der Frucht nähert ſie ſich mehr der Gattung **Biserrula** *Linn.*, welche Ähnlichkeit Viviani gegen die Linné'ſche Regel durch den Gattungsnamen angedeutet hat (*πρίων*, Säge, *διπλόος*, doppelt). Die einzige Art, **D. Medicaginis** * (**D. medicaginoides** *Viv.* **l. c.**, **Medicago libyca** *Spr.* **syst. III. p. 289**), welche Della Cella auf Sanddünen an der großen Syrte gefunden hat, iſt ein einjähriges, ſteifbehaartes, kaum fingerlanges Kraut, mit äſtigem, fadenförmigem Stengel, langgeſtielten, gedreiten Blättern, keilförmigen, gezähnelten Blättchen, ei-lanzettförmigen Afterblättchen, einzeln in den Blattachſeln ſtehenden, die Blätter an Länge übertreffenden, fadenförmigen Blüthenſtielen, ſechs- bis zehnblumigen Blüthenknöpfen und gelben Blumen. (*A. Sprengel.*)

---

[1] *Haller*, Elementa physiol. Tom. V. p. 85.

[2] S. *Abrah. Vater* et *Christ. Heinicke*, De duobus visus vitiis, altero dimidiato, altero duplicato. (Vitebergae 1723. 4.) (in *Halleri* disputat. medicis. Vol. I. p. 305.) *J. J. Klauhold*, Diss. de visu duplicato. (Argentorati, 1746. 4.) (in *Halleri* disp. med. Vol. I. p. 319.) *Buchner*, Diss. de visione simplici et duplici. (Argentorati, 1753. 4.) *Klinke*, Diss. de Diplopia. (Gottingae 1774. 4.)

DIPLOPRION (**Pisces**). Eine von Kuhl und Van Haſſelt entdeckte und aufgeſtellte Fiſchgattung, ſo von ihrem doppelt gezahnten Vorkiemendeckel genannt, welche Cuvier in die Familie **Percoïdes** (ſ. d.) ſtellt. Die einzige Art, **D. bifasciatum**, beſchreibt derſelbe in ſeiner **Histoire naturelle des Poissons. II. p. 138**, woraus wir folgenden Auszug mittheilen. Sie iſt **pl. 21** daſ. abgebildet.

Dieſer Fiſch gleicht dem **Enoplosus armatus** (ſ. d.) ſehr, hinſichtlich ſeines zuſammengedrückten Körpers, aber der Kopf iſt viel größer, der Körper ſenkt ſich hinten mehr, die Rücken- und Afterfloſſen, obgleich hoch, verlängern ſich nicht in eine Spitze, die Bewaffnung des Kopfes beſonders iſt mehr complicirt, ſtärker als bei **Perca fluviatilis**, denn es ſtehen drei ſtarke Stacheln am Kiemendeckel, und Zähne an allen andern Kiementheilen. Körper und Kopf ſind dergeſtalt zuſammengedrückt, daß die Dicke kaum $\frac{1}{10}$ der ganzen Körperlänge beträgt. Der Kopf iſt ebenſo hoch als lang, ſeine Höhe etwa drei Mal in der ganzen Länge enthalten. Der Nacken erhebt ſich um $\frac{1}{4}$ der Kopfhöhe, dann fällt der Rücken ſchräg ab. Die Zähne ſind in beiden Kiefern ſammtartig. Vor dem Pflugſcharbein ſtehen zwei kleine Gruppen und eine von ganz kleinen an jedem Gaumen. Die Zunge iſt ſchmal, ſpitzig und glatt. Der Oberkiefer läßt ſich ziemlich weit ausſtrecken. Die Ecke des Vorkiemendeckels iſt ſtumpf, der Rand unregelmäßig gezähnelt. Der Kiemendeckel iſt ziemlich rauh und endigt in zwei ſtarke und zwei kleine Stacheln. Der Unterkiemendeckel hat einige Zähnchen, der Zwiſchenkiemendeckel iſt ringsherum gezähnt. Die erſte Rückenfloſſe iſt zugerundet und ſteht ziemlich in der Mitte der Körperhöhe. Sie endet genau am Fuße der zweiten und hat acht Strahlen, die zweite iſt etwas höher und hat 15 Strahlen, ob ſie gleich nicht ſo lang. Die Afterfloſſe iſt ebenſo lang, aber weniger hoch, hat zwei Stacheln und zwölf Strahlen. Die am Ende etwas gerundete Schwanzfloſſe hat 17 Strahlen. Die Bruſtfloſſen ſind mittelgroß, gerundet mit 16—17 Strahlen. Die Bauchfloſſen entſpringen genau unter der Wurzel der Bruſtfloſſen und verlängern ſich in Spitzen, die bis über den After gehen. Die Schuppen ſind ſehr klein, die Seitenlinie iſt vorn etwas mehr gewölbt als der Bogen des Rückens. Die Grundfarbe iſt ein ſchönes ins Röthliche ziehende Gelb. Vom Nacken nach dem Auge zieht ſich eine breite ſchwarze Binde herab, die ſich nach der Wange verlängert. Eine andre, manchmal viel breiter als die erſte, durchſchneidet die Mitte des Körpers von der hintern Hälfte der erſten Rückenfloſſe, bis in den After, bei manchen Individuen bis an die Wurzel der Afterfloſſe. Die erſtere Rückenfloſſe iſt bräunlich oder ſchwärzlich, beſonders nach Hinten. Die übrigen Floſſen ſind gelblich, mit etwas Grau auf den Bauchfloſſen. Das Längenmaß iſt ziemlich ſechs Zoll. Was die innern Theile betrifft, ſo iſt die Leber klein und beſteht aus zwei dreieckigen ſpitzigen Lappen. Der Magen iſt klein, ſeine drei blinden Anhänge ſind ſchmächtig. Der Darmkanal macht zwei gleich große Windungen, von denen jede ſo lang als der Bauch oder $\frac{2}{3}$ der ganzen Länge. Die Schwimmblaſe iſt ziemlich groß, 12 Bauch-, 13 Schwanzwirbel. Heimath die Küſten von Java. (**D.** *Thon.*)

DIPLOPTERA *Latreille.* Familie der ſtachelführenden Hymenopteren, durch die in der Ruhe fächerförmig zuſammengefalteten Vorderflügel ausgezeichnet, der Gattung **Vespa** *Linn.* (Weſpe) entſprechend. Vergl. **Hymenoptera.** (*Germar.*)

DIPLOPTERUS *Boie.* Vogelſippe aus der Familie der Cuculiden, von der vielleicht die ſogenannten Laufkuckucke **Dronococcyx** *Wagler*, **Macropus** *Spix*, zu ſondern ſein dürften. Die Unterſcheidungsmerkmale der Gruppe ſind ein den Lerchen ähnlich gefärbtes Gefieder, eine Länge von 9—21 Zoll, ein beſonders ausgebildeter Nebenflügel, Superciliarborſten und ein langer, ſtark abgeſtufter Schwanz, welche mehr oder weniger alle Arten auszeichnen. Dieſe bewohnen die mit dichtem Gebüſche bewachſenen Gegenden von Mexico und ganz Südamerika und repräſentiren theilweiſe die **Coucalle** *Vaill.* (**Jolophylus** *Steevent.*, **Centropus** *Illiger*), indem ſie ſich mit Schnelligkeit auf der Erde fortbewegen. Alle haben einen gebognen Schnabel, viele verlängerte Ferſen; hierher:

1) **Cuc. galeritus** *Illig.*, **le chochi d'Azzar.** Mit abgeſtumpfter Haube, der ſchwarze Nebenflügel ſehr ausgebildet, das Gefieder lerchenartig, ein bogenförmiger heller Strich über den Augen. Die beiden äußerſten Ruderfedern des zehnfederigen Schwanzes an der Spitze weiß. Länge 21 Zoll, wovon faſt ſechs auf den Schwanz kommen. Aus Paraguay. Scheu und einſam ſeinen Namen mit traurigem Accente rufend.

2) **Cuc. punctulatus** *Lath.*, **le chirini d'Azzar.** Dem vorigen ähnlich, mit ſehr ausgebildetem Nebenflügel, der abgeſondert vom Hauptflügel bewegt werden kann. Auf dem Kopf eine aus ſchmalen langen Federn gebildete Haube. Vom Naſenloche bis zum Hinterkopf einen weißen Streif, unter welchem ſich noch drei andre befinden. Kehle und Bruſt gelbbraun, jede Feder mit ſchwärzlichen Endſtrichen, Kopffedern ſchwarz, roſtfarben an der Spitze. Ruderfedern ſchwärzlich, die drei äußerſten auf jeder Seite roſtroth gefleckt. Länge $9\frac{1}{4}$

Zoll, wovon 4½ auf den Schwanz kommen. Iris grün. Heimath Südamerika.

3) **Cuc. viaticus** *Lichst.* **Corre cammino** der Mexicaner. Gefieder wie die vorigen. Schnabel ſehr lang, allmälig gebogen. Gefieder oben mit metallglänzenden Nüancen, die Federn der Haube geſtreift, neben den Augen ein nackter Fleck. Länge 21 Zoll, wovon elf auf den Schwanz kommen. Typus der Sippe **Geococcyx** *Wagler*, welcher auch **Cuc. macropus** *Spix* und eine noch unbeſchriebene Art beigezählt werden könnten.

Ferner gehören hierher **Cuculus maevius** *Linn.* **Cuc.** *Geoffroyi.* Die übrigen amerikaniſchen Kuckucke bleiben den Sippen **Coccyzus** *Viellot* und **Curcus** *Boie.* (*Boie.*)

DIPLOSPORA. Eine von Candolle (**Prodr. IV. p.** 477) geſtiftete Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der vierten Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Coffeaceen, der natürlichen Familie der Rubiaceen. Char. Der Kelch umgekehrt-eiförmig, mit ſehr kurzem, vierzähnigem Saume; die Corolle mit kurzer, weiter Röhre, haarigem Rachen und vier eiförmigen, fleiſchigen, offenſtehenden Lappen; die Antheren ſitzen im Corollenrachen auf und ſtehen etwas hervor; der Griffel fadenförmig mit geſpaltner Narbe; der Fruchtknoten zweifächerig: zwei Eierchen in jedem Fache (daher der Name: *σπορὰ*, Samen, *διπλόος*, doppelt); die Frucht unbekannt. Die nahe verwandte Gattung **Canthium** *Lam.* unterſcheidet ſich durch eine ungetheilte Narbe und einſamige Fächer der Kapſel. Die einzige Art, **D. viridiflora** *Cand.* (**l. c., Canthium dubium** *Lindley* **bot. reg. t.** 1026), iſt ein glatter chineſiſcher Strauch mit viereckigen Zweigen, gegenüberſtehenden, geſtielten, ablangen, lanzettförmigen, an beiden Enden zugeſpitzten Blättern, eiförmigen, langzugeſpitzten, ſtehenbleibenden Afterblättchen und achſelſtändigen, zuſammengehäuften, faſt ungeſtielten, mit verwachſenen Stützblättchen verſehenen, gelbgrünen Blüthen. (*A. Sprengel.*)

Diplosporium *Link*, ſ. **Trichothecium** *Link.*

Diplostachyum *Pal. Beauv.*, ſ. **Lycopodium.**

DIPLOSTEGIUM. Eine von Don (**Mem. of the Wern. soc. IV. p.** 296) aufgeſtellte, aber bis jetzt nur unvollſtändig bekannte Pflanzengattung, aus der erſten Ordnung der zehnten Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Melaſtomeen. Char. Der Kelchſaum fünfſpaltig, ſtehenbleibend, in eine doppelte, kappenförmige, hackerige Haube eingeſchloſſen (daher der Name *στέγη*, Dach, *διπλόος*, doppelt); fünf Corollenblättchen; faſt gleiche, an der Baſis mit zwei Öhrchen verſehene Antheren; die Narbe punktirt, bereift; die beerenartige Kapſel fünffächerig; die Samen unbekannt. Die einzige Art, **D. canescens** *Don* **l. c.**, iſt ein braſiliſcher Strauch mit drehrunden Zweigen, welche mit weißgrauen Haaren dicht beſetzt ſind, mit gegenüberſtehenden, geſtielten, eiförmigen, zugeſpitzten, ganzrandigen, fünfnervigen, unten ſeidenhaarigen, oben ſcharf anzufühlenden Blättern, am Ende der Zweige ſtehenden, dreitheiligen, dreiblumigen Blüthenſtielen und großen roſenrothen Blumen. (*A. Sprengel.*)

DIPLOSTEMA. Unter dieſem Namen findet ſich bei Necker (**Elem. bot.**) eine Pflanzengattung, welche vor ihm der jüngere Linné **Amasonia** (ſ. d. Art.) und Aublet **Taligalea** genannt hatten. (*A. Sprengel.*)

DIPLOSTEPHIUM. Eine von Kunth (*Humboldt*, *Bonpland* **et** *Kunth* **nov. gen. IV. p.** 75) gegründete Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 19. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Radiaten (Aſtereen Caſſ., Leſſ.), der natürlichen Familie der **Compositae.** Leſſing (**Syn. comp. p.** 163) vereinigt **Diplostephium** mit **Diplopappus** (ſ. d. Art.); dagegen betrachtet Nees (**Aster. p.** 186) die Gattung **Diplostephium** als ſelbſtändig, rechnet mehre Arten von **Diplopappus** *Cassini* und *Less.*, **Aster** *Auctt.*, **Chrysopsis** *Nuttall.* und die Gattung **Haxtonia** *Caley*, *Don* (**Edinb. newphil. journ. Oct.** 1831. **p.** 272) hierher, und gibt ihr folgenden Charakter: Der gemeinſchaftliche Kelch vielblättrig, mit angedrückten, dachziegelförmig über einander liegenden Blättchen; der Fruchtboden grubig, nackt, oder mit ſehr kurzen Spreublättchen beſetzt; die Samenkrone doppelt (daher der Name *στέφος*, Kranz, *διπλόος*, doppelt): die äußere kurz, borſtig oder haarig, die innere ſcharf-haarig. Die 17 bekannten Arten wachſen als Sträucher, ſelten als perennirende Kräuter mit abwechſelnden, einfachen Blättern, traubigen oder doldentraubigen Blüthen und weißem oder lilafarbigem Blumenſtrahle größtentheils in Neuholland, einige am Vorgebirge der guten Hoffnung und im tropiſchen Amerika, und eine in Nordamerika. Z. B. **D. lavandulifolium** *Kunth.* (**l. c. t.** 335) am Fuße des Cotopaxi und **D. fruticulosum** *Nees* (**l. c. p.** 194, **Diplostephium longipes** *Cass.*, **Diplopappus fruticulosus** *Less.*, **Aster fruticosus** *Linn.*, **Bot. mag. t.** 2286) am Vorgebirge der guten Hoffnung. Die Gattung **Andromachia** *Kunth*, welche Sprengel mit **Diplostephium** vereinigte, gehört nach Leſſing, der ſie mit dem Adanſonſchen Namen **Liabum** (ſ. d. Art.) belegt, zu der Untergruppe der Vernonieen.

Sehr nahe mit **Diplostephium** verwandt und nächſt dem Habitus faſt allein durch die Samenkrone verſchieden ſind die Gattungen **Diplopappus** *Cass.*, **Döllingeria** *Nees*, **Olearia** *Mönch* und **Callistephus** *Cass.*

I. **Diplopappus** *Cass.* (ſ. d. Art.) hat gelbe Strahlenblümchen (gehört zu den Solidagineen); die äußere Samenkrone iſt ungleich, vielſtrahlig, die innere beſteht aus einer geringern Anzahl kürzerer, ſtärkerer Borſten.

II **Döllingeria.** Von Nees (**Aster. p.** 177) ſo genannt nach dem Profeſſor der Anatomie und Phyſiologie, Döllinger in München. Die äußere Samenkrone beſteht aus zwei Reihen kurzer, ungleicher Borſten; die Borſten der innern ſtehen in mehren Reihen, ſind länger, an der Spitze verdickt und einwärts gekrümmt. Die ſechs Arten, welche Nees hierher rechnet, ſind in Nordamerika, eine in Japan einheimiſch, als perennirende, aufrechte Kräuter mit eckigem Stengel, einfachen, meiſt dreifach-nervigen Blättern, doldentraubigen Blüthen und weißem oder lilafarbigem Blumenſtrahle: 1) **D. umbellata** *Nees.* (**l. c. p.** 178, **Aster umbellatus** *Aiton.* **hort. kew., Chrysopsis amygdalina** *Nuttall.* **gen.**),

2) D. amygdalina *Nees* (l. c. p. 179, Aster amygdalinus *Lamarck* enc., Chrysopsis humilis *Nutt.* l. c.), 3) D. cornifolia *Nees* (l. c. p. 181, Aster cornifolius *Willdenow* sp. pl., Ast. infirmus *Michaux* fl. bor. Am.), 4) D. obovata *Nees* (l. c. p. 182, Chrysopsis *Nutt.* l. c., Diplostephium boreale *Spr.* syst.), 5) D. ptarmicoides *Nees* (l. c. p. 183, Chrysopsis alba *Nutt.* l. c., Aster albus *Willd.*, *Spr.* syst.), 6) D. scabra *Nees* (l. c., Aster scaber *Thunberg* jap.).

III. Olearia. Von Mönch (Meth. suppl. p. 254) ſo genannt, zu Ehren des Predigers Joh. Gottfr. Olearius (geb. 1635, geſt. 1711), welcher einen anſehnlichen botaniſchen Garten zu Halle unterhielt und die Pflanzen deſſelben beſchrieben hat (Specimen florae hallensis, Hal. 1668. 12). Die äußere Samenkrone beſteht aus einem kurzen, häutigen, gewimpert-zerfetzten Rande, die innere aus einer oder zwei Reihen ſcharfer Haare, welche an der Baſis unter ſich und mit der äußern Krone verbunden ſind. Die einzige bekannte Art, Ol. dentata *Mönch* (l. c. Aster tomentosus *Schrader* et *Wendland* sert. hannov. p. 8. t. 24., Aster dentatus *Andrews* bot. rep. 61) iſt ein ſchöner neuholländiſcher Strauch (in den europäiſchen Glashäuſern nicht ſelten), mit eiförmigen, lederartigen, grau-filzigen, gekerbten Blättern, doppelten oder dreifachen, am Ende der Zweige ſtehenden Blüthenſtielen und weißem Blumenſtrahle. Leſſing (Syn. comp. p. 182) hält die Gattung für nicht weſentlich von Aster verſchieden.

IV. Callistephus *Cass.* (*στέφος*, Kranz, *κάλλος*, Schönheit). Den Kelch umgibt eine blattartige Hülle, der Fruchtboden iſt behaart; die äußere Samenkrone beſteht aus einem kurzen, häutigen Rande, welcher ungleiche, borſtige, gezähnelte Spreublättchen trägt, die innere aus einer Reihe hinfälliger, ſcharfer Haare. Die einzige Art iſt der allgemein bekannte Herbſtaſter, C. chimensis *Nees* (Aster. p. 222, C. hortensis *Cass.* Dict. des sc. nat. 37. p. 491, Callistemma hortense *Cass.* Bull. de la soc. philom., Dict. des sc. nat. 6. fasc. III. t. 7, Aster chinensis *Linn.* sp. pl.). Dieſes Sommergewächs iſt wahrſcheinlich in China und Japan einheimiſch, wurde in Englands Gärten im Jahre 1731 durch Miller eingeführt und iſt jetzt eine der am meiſten verbreiteten Gartenpflanzen. (*A. Sprengel.*)

Diplostoma, ſ. Saccophorus.

DIPLOTAXIS. Eine von Candolle (Syst. veg. II. p. 628) aufgeſtellte Pflanzengattung aus der dritten Ordnung (Siliquosae) der 15. Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Cruciferae. Char. Der Kelch ſteht offen und iſt an der Baſis ohne ſackförmige Erweiterung; die Schote ſchmalgedrückt, linienförmig; die Samen liegen in zwei Reihen (daher der Gattungsname *τάξις*, Ordnung, Reihe, *διπλόος*, doppelt): die Samenlappen zuſammengefaltet, dem Würzelchen anliegend. Die Gattung Sisymbrium *Linn.*, zu welcher man früher Diplotaxis rechnete, unterſcheidet ſich durch aufliegende, nicht gefaltete Samenlappen und Samen, welche in einer Reihe liegen. Die 15 bekannten Arten von Diplotaxis wachſen als meiſt einjährige Kräuter mit eingeſchnittnen oder halbgefiederten Blättern, traubenförmigen Blüthen und gelben oder weißen Blumen vorzüglich im Gebiete des Mittelmeeres. Sie haben, wie die meiſten Gewächſe dieſer Familie, eine flüchtige Schärfe: ihre Blätter können zur Speiſe und zu Frühlingscuren benutzt werden. Nur zwei Arten, D. muralis *Cand.* (l. c. p. 634, Sisymbrium murale *Linn.* sp. pl., Engl. bot. t. 1090) und D. tenuifolia *Cand.* (l. c. p. 632, Sisymbrium tenuifolium *Linn.* sp. pl., Engl. bot. t. 525) finden ſich auch im mittlern Europa. Zwei andre Arten D. hispida *Cand.* (l. c. p. 630, Sisymbrium hispidum *Vahl* symb. II. p. 77) in Syrien und Ägypten und D. scaposa *Cand.* (l. c. p. 635) auf der Inſel Lampeduſa hat Leſſert (Icon. sel. II. t. 89, 90) trefflich abbilden laſſen. (*A. Sprengel.*)

DIPLOTHEMIUM. Eine von Martius geſtiftete Pflanzengattung aus der dritten Ordnung der 13. Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Palmen. Char. Die ungeſtielten, androgyniſchen Blüthen ſtehen in Form eines Quincunx zwiſchen den Stützblättchen; der Blüthenkolben iſt einfach; die Blüthenſcheide doppelt (daher der Gattungsname *θῆμα* für *θήκη*, Scheide, *διπλόος*, doppelt); der Kelch dreitheilig; die Corolle dreiblättrig; drei ungeſtielte Narben; die Steinfrucht außen faſerig; der Kern einſamig, mit drei Löchern an der Baſis. Von den vier Arten: 1) D. maritimum *Mart.* (Palm. p. 108. t. 75 et 77. f. 3), 2) D. campestre *Mart.* (l. c. p. 109. t. 76. f. 1—4. et 78), 3) D. litorale *Mart.* (l. c. p. 110. t. 76. f. 5) und 4) D. caudescens *Mart.* (l. c. p. 111. t. 70 et 77. f. 1 et 2), welche Martius in Braſilien gefunden hat, ſind die drei erſten ſtammlos; nur die letzte hat einen mäßig hohen, geringelten Strunk: ihre Blätter ſind gefiedert, die Blättchen linienförmig und unten weißlich. (*A. Sprengel.*)

DIPLOVATACCIUS (Thomas)*), wurde 1468 auf der Inſel Corfu geboren, wohin ſein Vater, Georg Diplovataccius, geflüchtet war. Dieſer, ein edler Byzantiner, und ſelbſt dem kaiſerlichen Geſchlechte verwandt, hatte nach der Eroberung Conſtantinopels durch die Türken, zuerſt auf Lemnos Zuflucht geſucht und ſich in den Beſitz der Stadt Caſtro geſetzt, die er, wie die geſammte Inſel, gegen die Türken eine geraume Zeit mit großer Tapferkeit vertheidigte. Es ſind noch zwei Urkunden aus den Jahren 1457 und 1477 vorhanden, worin er ſeines bei dieſen Kämpfen bewieſenen Heldenmuthes wegen von dem Patriarchen, Ludwig von Aquileja, und dem Papſte Sixtus IV. laut geprieſen wird. Allein er mußte der Übermacht endlich weichen, und begab ſich nun nach Corfu, wo ihm ſeine Gemahlin, Maria Laſcari, den Thomas gebar. Da er auch hier den Verfolgungen der Eroberer ausgeſetzt war, welche namentlich zwei ſeiner Söhne auf einer Überfahrt nach Apulien im J. 1477 gefangen genommen und nach Conſtantinopel entführt hatten, ſo ſchlug er den Wohnſitz ſeiner Familie zu Neapel auf; er ſelbſt ging in ſpaniſche Kriegsdienſte und fiel bald darauf vor Granada.

---

*) Thomas de Plovatacciis Melinochi Constantinopolitanus in ſeinem Teſtamente; Tommaso Diplovatazio, italieniſch.

Hatte der Vater ſich als Held rühmlichſt ausgezeichnet, ſo bewährte ſich dagegen ſein Sohn Thomas als Civilbeamter, vornehmlich aber als Gelehrter. Hierin fand er ein würdiges Vorbild an einem nahen Anverwandten ſeiner Mutter, dem Conſtantin Lascari, welcher, ebenfalls aus Conſtantinopel vertrieben, zu Meſſina die griechiſchen Künſte und Wiſſenſchaften mit vielem Beifalle lehrte. Nach dem Tode des Georg Diplovataccius wollte Conſtantin auch den Unterricht des jungen Thomas übernehmen. Die Mutter konnte ſich aber von dem Sohne nicht trennen, und ſo erhielt Thomas ſeine erſte Bildung nicht zu Meſſina, ſondern zu Neapel. Nachdem er hier durch Jovianus Pontanus und Carolus Sorrentinus in den Sprachwiſſenſchaften gehörig vorbereitet war, ging er nach Salerno, um die Logik (im damaligen Sinne des Worts) zu ſtudiren. Er machte hierin ſo ſchnelle Fortſchritte, daß er bald darüber öffentlich und mit Erfolge disputiren konnte. Nunmehr wandte er ſich, zunächſt auf den Rath des Antonelli, damaligen Herrn von Salerno, der ihm ſeiner trefflichen Anlagen wegen beſonders wohl wollte, dem Rechtsſtudium unter Antonius a Cruce zu, neben welchem er auch den Nicolaus Capograſſus und Carolus a Ruggine hörte. Dieſen Studien blieb er ſeitdem getreu und ſetzte ſie zu Neapel unter Antonius Bothimus und Franciscus Balvinus fort, hiernächſt aber zu Pavia unter Jaſon Mainus, Bartholomäus Socinus, Joannes Campeggius und Antonius Corſettus; bei letzterm hörte er (wenigſtens ſeit 1486, wo Corſettus von Bologna nach Pavia berufen wurde) auch das kanoniſche Recht. Wie erzählt wird, ſoll Diplovataccius bereits zu Pavia 1489 über die Inſtitutionen geleſen haben. Hat es hiermit ſeine Richtigkeit, ſo dauerte es doch wenigſtens nur ſehr kurze Zeit; denn ſchon in demſelben Jahre begab er ſich auf Einladung der Camilla Sforza nach Peſaro, welche ihm das Amt eines **Vicarius appellationum et vectigalium** zugedacht hatte. Doch erhielt er dieſes Amt nicht, weil er noch bartlos war; die Camilla ſchickte ihn daher zur Fortſetzung ſeiner Studien einſtweilen erſt noch nach Perugia, woſelbſt er den Petrus de Ubaldis, Philippus a Corneo und Baldus de Bartolinis hörte. Zu Perugia hielt er ſich indeſſen nur einige Monate auf, denn nachdem die Camilla die Regierung an ihren Stiefſohn Joannes Sforza abgetreten hatte, kehrte er nach Peſaro zurück. Seitdem ſtand er bei dem neuen Herrſcher in hoher Gunſt, auf deſſen Wunſch er auch den Doctorgrad annahm; er promovirte 1491 zu Ferrara unter Joannes Maria Rimaldus, im 22. Jahre ſeines Alters. Nach ſeiner Heimkehr war er zuerſt Kämmerling des Joannes Sforza, bis er im J. 1492 zum **Procurator fisci** befördert wurde. Seitdem ſtand er zu Peſaro, mit geringen Unterbrechungen, bis an ſeinen Tod in öffentlichen Ämtern und hochgeachtet. Er ſtarb im J. 1541 in ſeinem 73. Lebensjahre. — Diplovataccius war zweimal verheirathet; ſeine erſte Frau, Namens Katharine, war eine edle und reiche Florentinerin; ſeine zweite, Apollonia, eine Edle aus Peſaro ſelbſt. Er hinterließ drei Töchter und einen Sohn, Alexander. In dem im J. 1538 von ihm errichteten Teſtament unterſagte er ſeinen Erben, bei Strafe der Indignität, die Theilung, Veräußerung oder Verborgung ſeiner Bücher, weil er durch ſie, unter Gottes Beiſtand und Gnade, ſein Vermögen erworben habe. — Als Gelehrter zeichnet ſich Diplovataccius durch Conſequenz, Scharfſinn und ſelbſt durch Kritik aus. Dabei bewährt er einen unermüdlichen Fleiß, beſonders in der Benutzung ſeiner Vorgänger, und zugleich Genauigkeit in der Mittheilung deſſen, was er aus ihnen ſchöpft. Doch ſtrebt er, nach Art der damaligen Realiſten oder Scribentes, gar zu ſehr nach Sammlung und Anhäufung des Stoffes, und über dieſem Streben geht bei ihm alle Form der Darſtellung verloren. Wie ſehr er Realiſt geweſen, läßt ſich am beſten aus ſeinem Werke: **De praestantia doctorum**, beurtheilen. Dieſes Werk beſtand aus 12 Büchern, deren acht erſtere von der Würde und den Vorrechten des Doctorats, das neunte aber in chronologiſcher Ordnung von dem Leben und den Schriften aller bekannten Geſetzgeber und Juriſten handelte. Man hielt daſſelbe lange für verloren; erſt 1748 kam eine faſt vollſtändige Handſchrift des neunten Buchs (das 89. Blatt mit dem Leben von drei Juriſten iſt verloren) an Annibal Olivieri. Dieſe ließ Fantuzzi für die Bibliothek des Inſtituts zu Bologna copiren, und von dieſer Abſchrift iſt wieder eine Abſchrift in den Händen des Hrn. von Savigny. Das Werk iſt zwiſchen 1500 bis 1511 abgefaßt. Das eigentlich Biographiſche (ſagt v. Savigny) iſt bei ihm, ſelbſt in den Zeiten, welche ihm näher lagen, nur etwas Untergeordnetes. In der Chronologie hat er große Irrthümer, doch iſt ſelbſt dieſen Irrthümern Conſequenz und Scharfſinn nicht abzuſprechen. Die größte Sorgfalt aber verwendet er auf die Schriften der Juriſten, und in dieſer Rückſicht iſt das Buch ungemein wichtig. Er ſelbſt ſcheint mit großem Fleiße Bücher geſammelt zu haben; was er aus eigner Anſchauung kennt, beſchreibt er genau, und oft mit Angabe der Anfangsworte, und außerdem gibt er bei jedem Buche die Nachrichten, welche ſich in andern Büchern darüber finden. Aber auch hier ſchöpft er faſt durchaus wieder aus ſpeciellen Werken, beſonders aus Citaten andrer Juriſten, in welchen er eine unermeßliche Beleſenheit hat; von allgemeinern Werken benutzt er bei den alten Juriſten Politian, und als Quellen die **Scriptores historiae Augustae** und die Pandekten, die er mit Inſcriptionen gehabt haben muß (vielleicht die florentiniſche Handſchrift, die er aus eigner Anſchauung zu kennen ſcheint), indem er aus ihnen die Schriften der alten Juriſten verzeichnet; für das Mittelalter Caccialupus und Trithemius. Von den griechiſchen Juriſten nach Juſtinian ſagt er kein Wort; auf Präſentinus, den letzten unter Juſtinians Juriſten, folgt unmittelbar Iſidor, dann Burchard, Ivo, Rogerius. Von zweckmäßiger Anordnung hat er keinen Begriff, und ſeine Darſtellung iſt ſehr abſchreckend. Aber ein geiſtloſer Sammler iſt er keineswegs, mit unermüdetem Eifer prüft er die Echtheit zweifelhafter Schriften, und ſeine Kritik verdient alle Achtung. So v. Savigny.

Einige der in dieſem Werk erhaltenen Biographien ſind gedruckt, namentlich die von Bartolus (vor 1539, vor den **Opp. Bartoli**. Baſel 1589, und in *Fabric.* **Bibl. graeca. Tom. XII.**), von Innocenz IV. (vor dem **Apparatus in Decretales**. Lyon 1543. Fol.), und von Angelus (vor dem **Tr. de maleficiis**. Lyon 1555. 8. Venedig 1584. 4.); aber ſehr abweichend von der Handſchrift. Auf gleiche Weiſe ſollen gedruckt vorhanden ſein die Biographien von Paulus Caſtrenſis, Tartagnus und Jaſon; allein dies beruht nur auf ſehr unſichern Gewährsmännern. Im zweiten Bande von *Sarti* **De claris Archigymnasii Bononiensis Professoribus**, p. 252—267, hat Fattorini 45 Biographien aus Diplovataccius abdrucken laſſen, angeblich alle die, welche den Biographien bei Sarti correſpondiren. Daß dennoch mehre von dieſen fehlen, z. B. Huguccio und Hugolinus, macht die Sorgfalt des Abdrucks ſchon verdächtig; auch iſt dieſer, nach v. Savigny's Zeugniſſe, der von dem Werke bekanntlich den ſchönſten Gebrauch in ſeiner meiſterhaften Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter gemacht hat, ſehr nachläſſig; überall ſind ganze Stellen ausgelaſſen, und zuweilen ſo, daß dadurch das Übrigbleibende völlig ſinnlos geworden iſt.

Auch die übrigen uns erhaltenen Schriften des Diplovataccius ſind zum Theil nur handſchriftlich vorhanden: **De vicariis temporalibus S. sedis et imperii; De libertate et privilegiis Venetorum** und eine Chronik von Peſaro, von welcher namentlich Olivieri bemerkt, daß er bei ihrer Durchleſung die Gelehrſamkeit des Verfaſſers nicht genug habe bewundern können. Gedruckt ſind ſeine Zuſätze zu den Werken des Bartolus (Venet. 1531.), zu den **Lecturis** des Tartagnus (Lugd. 1553.) und zu den **Tractatus de testibus** von Bartolus, Jac. Aegidius und Angelus. (Colon. 1596.) Die neueſten Biographen des Diplovataccius ſind: *Olivieri*, **Memorie di Tomaso Diplovatazio**. (Pesaro 1771.) *Fattorini*, **De Thoma Diplovataccio** (im zweiten Bande von *Sarti*, **De claris archigymnasii Bononiensis professorib.** [Bononiae 1769. 1772.] p. 46 sq.) *Tiraboschi*, **Storia della letteratura Italiana.** (Roma 1782—1785.) Tom. VII. Lib. II. Cap. 4. §. 35. v. Savigny, Geſchichte des römiſchen Rechts im Mittelalter. 3. Thl. S. 34 fg. (*Dieck.*)

DIPLUSODON. Unter dieſem Namen, welchen Sprengel (Gen. pl. I. p. 391) mit dem beſſer gebildeten **Diplodon** (*ὀδοὺς*, ioniſch *ὀδὼν*, Zahn, *διπλόος*, doppelt) vertauſchte, machte Pohl (Regensb. Flor. 1827. S. 150) zuerſt eine Pflanzengattung, aus der erſten Ordnung der 11. Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Lytrarieen bekannt, welche Kunth früher zu **Nesaea** gerechnet hatte, Chamiſſo und Schlechtendal kurz nach Pohl als **Friedlandia** (Linnaea II. p. 348, zu Ehren einer Frau von Friedland, welche Ackerbau und Pflanzenkunde in Preußen begünſtigte) beſchrieben, und Candolle faſt um dieſelbe Zeit nach ſeinem Schüler, dem genfer Botaniker Duby, **Dubya** nannte. Char. Der Kelch mit zwei Stützblättchen verſehen, ſtehenbleibend, halbkugelig-glockenförmig, nervenreich, mit ſechs dreieckigen Fetzen und ebenſo vielen Zähnen, welche dazwiſchen und nach Außen ſtehen; die Corollenblättchen rundlich, wellenförmig gekerbt, im Kelch eingefügt, wie die 6 bis 36 fadenförmigen Staubfäden, welche halbmondförmige Antheren tragen; der Griffel fadenförmig, mit knopfförmiger, ausgehöhlter Narbe; die Kapſel zweiklappig, zuletzt einfächerig, mit zwei freien Mutterkuchen im Grunde; die Samen elliptiſch mit einem dicken Rand umgeben. Die Gattung **Nesaea** *Commerson* (**Heimia** *Link*) unterſcheidet ſich durch drei- bis vierfächerige, drei- bis vierklappige Kapſel und ungeränderte Samen. Candolle (Prodr. III. p. 94 a) zählt 35 Arten auf, welche Pohl (a. a. O. und **Pl. bras. ic.** p. 83. t. 66—81), Martius und Chamiſſo im tropiſchen Braſilien gefunden haben. Es ſind kleine Sträucher mit gegenüberſtehenden, ſelten dreizähligen, ganzrandigen Blättern, in den Blattachſeln einzeln und ungeſtielt oder in Trauben beiſammenſtehenden Blüthen und rothen, blauen oder weißen Blumen. (*A. Sprengel.*)

DIPODIE, heißt in der Metrik die Verbindung zweier gleichartiger Füße zu einem einzigen Takte. Sind die beiden Füße ungleichartig, daß ſie mehr als einen Takt ausmachen, ſo wird es eine Syzygie genannt, wie z. B. der aus einem Jambus und Choreus zuſammengeſetzte Antiſpaſtus, welcher die Stelle eines fünfſylbigen Jambus vertritt, während eine iambiſche Dipodie nur vier Sylben zählt. Alle einfachen Versfüße werden dipodiſch gemeſſen; nur der Daktylus vermag ſchon für ſich allein einen Takt zu bilden, ſofern deſſen Senkung mit der Hebung gleiches Maß hat. Im Anapäſtus hat zwar auch die Senkung mit der Hebung gleiches Maß; aber da die Senkung vor der Hebung vorausgeht, ſo kommt ſie als ſogenannter Auftakt bei der Beſtimmung des ſtets mit einer Hebung beginnenden Taktes nicht in Betracht, und ein einfacher Anapäſtus würde ebenſo wol als ein einfacher Jambus in dem durch den Auftakt eröffneten Takte nur eine Hebung, aber keine Senkung haben. Darum pflegt man immer zwei Anapäſte, wie zwei Jamben, zu einem Takte zu verbinden, ſowie auch der ungleich gemeſſene Choreus nur dadurch einen Takt bilden kann, daß ein Choreus als Hebung, ein andrer als Senkung betrachtet wird. Sowie aber dem Daktylus ein Spondeus gleichgilt, deſſen Hebung auf der erſten Sylbe ruht, ſo gilt auch ein Diſpondeus mit der Hebung auf der zweiten und vierten Sylbe einem Doppelanapäſte gleich; denn die Dauer eines Taktes wird nach dem Maße der geſenkten Sylben zwiſchen zwei Hebungen beſtimmt; auf die Beſchaffenheit dieſer Sylben, ob ſie lang oder kurz ſeien, kommt nichts an. Daher kann ein Anapäſtiambus die Stelle eines Doppeliambus oder ein Jambanapäſtus die Stelle eines Doppelanapäſtus vertreten, wenn man zwei Kürzen ſo ſchnell ſpricht, wie eine, oder eine Kürze ſo langſam ſpricht, wie andre zwei. Hieraus erklärt es ſich auch, warum nicht blos ein Diiambus als iambiſche Dipodie gilt, ſondern auch der Epitritus dritter Art, und warum ebenſo wol der Epitritus zweiter Art als ein Dichoreus eine trochäiſche Dipodie ausmacht; denn die der Kürze fehlende Zeit wird im

Epitritus der vorhergehenden Länge alſo beigelegt, daß jeder Epitritus nach gleichem, jeder Diiambus und Dichoreus aber nach ungleichem Takte gemeſſen wird, wo nicht eine Dipodie der andern Stelle vertritt. Daher kommt es, daß in Horazens 16. Epode der Trimeter nur um zwei Zeiten länger iſt, als der Dimeter in der 14. oder 15. Epode; und ſo wird es klar, was Horatius in dem Brief über die Dichtkunſt v. 252 ſg. von der Schnelligkeit reiner, und der Langſamkeit gemiſchter Jamben ſagt. Aus Allem aber geht hervor, daß man den Namen einer Dipodie nicht blos auf die Verbindung zweier gleichen Füße beſchränken darf, ſondern alle gleichartigen Füße mit gleichem Maße dipodiſch verbunden werden können, wenn nur nicht die zweite Hebung kräftiger erſcheint, als die erſte im ſogenannten guten Takttheile. Dieſes wäre mit den Epitriten der erſten und vierten Art der Fall, wenn man erſtre als iambiſche und letztre als trochäiſche Dipodie betrachten wollte: denn alsdann würde die durch die Folge einer langen Sylbe geſchwächte Länge in den guten Takttheil zu ſtehen kommen, welcher als des Taktes Hebung gilt. Ebenſo widernatürlich wäre es, bei der Verbindung zweier Füße von verſchiedner Sylbenzahl, dem ſogenannten ſchlechten Takttheile, welcher als des Taktes Senkung gilt, die Mehrzahl der Sylben zuzutheilen. Daher gibt es zwar logaödiſche Verſe, in welchen Daktyle den Choreen oder daktyliſche Dipodien den choreiſchen vorangehen, wie in den Adoniſchen Verſen und dem Schlußverſe einer Alkaiſchen Strophe; aber nicht umgekehrt: ſowie auch wol ein niederſteigender Rhythmus möglich iſt, wie **Pinifer Olympus et Ossa**, Bändigende, kräftige Götter; aber kein aufſteigender, wie **Rex Olympie coelicola**, Götter, kräftige Bändigende. (*Grotefend.*)

DIPODIUM. Eine von Rob. Brown (**Prodr. fl. Nov. Holl.** p. 330) aufgeſtellte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 20. Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Epidendreen der natürlichen Familie der Orchideen. Char. Die Kelchblättchen gleich, offenſtehend; das Lippchen dreilappig, an der Baſis mit einer ſackförmigen Erweiterung, in der Mitte bärtig, das Säulchen halbcylindriſch; die Anthere auf der Spitze des Säulchens, beweglich, hinfällig, zweifächerig; in jedem Antherenfach ein zweilappiger, wachsartiger Pollenkörper, durch einen langen Halter auf einem Drüschen der Narbe befeſtigt (daher der Gattungsname *δίπους*, zweifüßig). Die beiden bekannten Arten: 1) **D. punctatum** *R. Br.* (l. c. p. 331., **Dendrobium punctatum** *Smith* **exot. bot.** I. p. 21. t. 12) in Neuholland und Vandiemensland, und 2) D. squamatum *R. Br.* (l. c., **Cymbidium squamatum** *Swartz* **act. holm.**, **Ophrys squamata** *Forst.* **prodr.**) auf den Neuhebriden, ſind blattloſe, glatte, perennirende Kräuter mit dicker, äſtiger Wurzel, blattartigen, den Schaft umfaſſenden und einander zum Theil deckenden Schuppen und purpurrothen Blüthentrauben. (*A. Sprengel.*)

Dipogonia *P. B.*, ſ. **Diplopogon** *R. Br.*

DIPÖNOS, nennt die alte Kunſtgeſchichte ſtets mit Skyllis, ein Brüder- und Künſtlerpaar, das kunſt- und werkverwandt in der 50. Olympiade ſich auszeichnete und in dem Ahnherrn der altgriechiſchen Kunſt ſeinen Meiſter verehrte[1]). Auf der Inſel Kreta waren beide geboren[2]). Dädalos ſelbſt und eine Kreterin aus der Stadt Gortyna[3]) ſollen ihre Ältern geweſen ſein. Wie der zwiſchen dem rein mythiſchen, oder wenigſtens in die mythiſche Urzeit der Kunſt hinaufreichenden, Dädalos und der Blüthezeit dieſer Künſtler liegende Zeitraum, ſo die Sage, daß Dädalos ſelbſt auf Kreta geboren ſei[4]); beide ſcheinen ihrer Abſtammung zu widerſprechen, und vielmehr den treffendſten Beweis zu geben, daß auf Kreta die Kunſt ſchon in früheſter Vorzeit blühte, Dipönos und Skyllis ſich in der Kunſt daſelbſt auszeichneten, alſo Dädalos' Schüler waren, d. h. in ſeinem alten Style fortarbeiteten. Hölzerne Götterbilder waren die Früchte ihrer Wirkſamkeit[5]). Was Dädalos künſtleriſch ſchuf, war nach Pauſanias' Urtheil ungefällig fürs Auge, aber es blickte doch in ſeinen Werken etwas Göttliches durch[6]). Die Kunſt jener alten Zeit war Dienerin des Cultus, und die Werke hatten ein feſtes, durch die Religion geheiligtes Gepräge. Aus dieſem Umſtand iſt das Beharren bei dem alten Styl erklärt. Die alte Kunſtſchule, an deren Spitze Dädalos ſteht, behauptet ihren Einfluß bis 100 Jahre vor Phidias[7]). Das Fortbeſtehen des alten Typos der Götterbildniſſe, das Haften am Hergebrachten durch die Religion geheiligter Formen und Ausdrucksweiſen erklärt die Erſcheinung, daß ſo viele Bildniſſe ſpäterer Zeit auf Dädalos zurückgeführt werden, und daß man Künſtler, deren weit jüngeres Zeitalter bekannt iſt, für Schüler und Söhne deſſelben ausgibt. So löſen ſich wol die Zweifel über das Zeitalter dieſer und vieler andrer Künſtler am beſten, und es iſt nicht nöthig, einen jüngern Dädalos von Sicyon zu Hülfe zu rufen[8]). Wer alſo im alten Styl arbeitet, iſt Lehrjünger des vermeintlichen Meiſters[9]). Mit dieſen Künſtlern und den Zöglingen ihrer Werkſtatt beginnt die große Kunſt die Bewegung zum Beſſern, die nach 50 Jahren, um **Ol.** 65, wo die Herrſchaft des Polykrates auf Samos geendigt und die der Piſiſtratiden in Athen feſt gegründet war, **511** v. Chr., völlig zum Vorſcheine kommt. Unſre Künſtler ſind die jüngſten Meiſter der alten Zeit, welche den Namen der Dädaliden tragen[10]). Die Werke ihrer Zeit und der nächſtfolgenden werden nicht zu den alten gezählt, ſondern nach Art und Ausführung von einander geſchieden, und nur noch alt genannt.

Um **Ol.** 55, 2. (559 v. Chr.), als Kreta noch un-

---

1) *Plin.* H. N. XXXVI, 4, 2. 2) *Clem. Alex.* Admonit. p. 31. 3) *Paus.* II, 15, 1. III, 17, 6. Siehe Siebelis zu d. St. über *γυναῖκα ἐκ Γορτύνος λαβεῖν*, vergl. zu II, 6, 2. *Natal. Com.* VII, 16. (edit. Frkf. 1695.) p. 783. 4) *Auson.* Idyll. XII. Technopaegn. Mosella. 301. *Eustath.* ad Iliad. VI, 502. *Solinus* c. 11. *Sillig*, Catal. p. 170. 5) S. d. Art. Daedalos, Encykl. Sect. I. Thl. XXII, S. 24. 6) *Paus.* II, 4, 5. 7) Thierſch, Kunſtepochen. I, 10. 8) *Paus.* VI, 6, 6. X, 9, 3. Winckelmanns Werke. (Dresden.) VIII, 309 und Meyer, Geſch. d. Kunſt. 2. Thl. Not. 32. *Quatremère*, Jupit. Olympien. p. 180. 9) Hoeck, Kreta III. S. 308. 10) Thierſch a. a. O. S. 21.

ter mediſcher Oberherrſchaft ſeufzte, wanderten beide Künſtler aus Kreta nach Sikyon, das durch ſeine Metallarbeiten ſchon bekannt genug war und mit Kleinaſien in Verbindung ſtand[11]). Hier traten ſie als Marmorbildner auf und erwarben ſich einen berühmten Namen. Für die Sikyonier hatten ſie die Bilder des Apollon, der Diana, der Minerva, des Herakles in pariſchem Marmor gemeinſchaftlich um bedungenen Preis zu arbeiten übernommen[12]), wurden aber, ehe ſie ſie vollendeten, von dieſen (wahrſcheinlich von den hier früher wirkenden Künſtlern) beleidigt und gingen zu den Ätoliern. Unfruchtbarkeit, Hungersnoth traf das Land, und trauernd über dieſes Unglück ſuchten ſie Rath bei Apollons Orakel. Dieſes verhieß ihnen Befreiung, wenn die beleidigten Künſtler ihre Arbeiten vollendet haben würden. Demüthige Bitten und Erhöhung ihres Lohnes bewog dieſe endlich, nach Sikyon zurückzukehren, um das Angefangene zu vollenden[13]).

Außer dieſen haben ſie für den Tempel der Dioskuren zu Argos eine Statuengruppe, nicht in Marmor, ſondern in Ebenholz, gearbeitet, welche Kaſtor und Pollux zu Roß (an denen einzelne Theile aus Elfenbein waren), deren Frauen, Hilaira und Phöbe[14]), und Kinder, axis und Mnaſinoos, darſtellte[15]). In einem Tempel Minerva auf dem Wege von Korinth nach Argos, Kleonä, ſtand eine Pallas als ihr Werk[16]); zu Tiryns ein Herakles, und zu Munychia eine Artemis[17]).

Noch viele andre Werke in Ambrakia, Argos und Kleonä arbeitete des Dipönos Kunſtgeſchicklichkeit[18]). Es bleibt unentſchieden, ob Skyllis daran Theil hatte, wiewol die von Pauſanias als gemeinſchaftlich mit dieſem bearbeiteten Werke zu Argos und Kleonä dargeſtellten es vermuthen laſſen. Sie waren ſämmtlich aus pariſchem Marmor mit glänzendem Korn, candido, den man in unterirdiſchen Gängen beim Lampenlichte brach und deshalb **Lychnites** nannte. (*Schinke.*)

DIPOSIS. Eine von Candolle (**Umbellif. p. 33. t. 2. f. O.**) geſtiftete Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Hydrocotylinen (Mulineen Cand.) der natürlichen Familie der **Umbelliferae**. Char. Die Doldenhülle vier- bis ſechsblättrig, die Dolde zuſammengeſetzt; der Kelchrand mit fünf ſtumpfen Zähnen; die Corollenblättchen elliptiſch, flach, ganzrandig; die Griffel kurz; die Frucht beſteht aus zwei flachen, ſchildförmigen, mit den zurückgeſchlagenen Griffeln und den Kelchzähnen gekrönten, an beiden Enden ausgerandeten Achenien, welche durch eine ſehr ſchmale Naht verbunden ſind und nur eine ſchwache, nervenförmige Rippe längs der Mitte des Rückens haben. Den Namen: Doppelmann (*πόσις*, Ehemann; *δὶς*, *δι*, doppelt), hat Candolle wegen der eigenthümlichen Bildung der Blüthen gewählt: die Dolde beſteht nämlich aus ſechs bis acht Strahlen, deren jeder eine kleine dreiblumige Dolde trägt; das mittlere Blümchen iſt zwitterig und fruchtbar, die beiden ſeitlichen ſind männlich. Die beiden Arten ſind: 1) **D. saniculaefolia** *Cand.* (**l. c., Prodr. IV. p. 81, Hydrocotyle** *Lamark* **enc.**, *Cavanilles* **icon. V. p. 60. t. 486. f 2., Spananthe** *Spreng.* **in** *Römer* **et** *Schultes* **syst. veg.**) wächſt in Montevideo als ein glattes, ſtengelloſes, perennirendes Kraut mit dreitheiligen Blättern und einem Blüthenſchafte, welcher länger als die Blätter iſt. 2) **D. Bulbocastanum** *Cand.* (**Prodr. IV. p. 668**) mit knolliger, kugeliger, perennirender Wurzel und vieltheiligen Blättern. In Chile von Bertero entdeckt. (*A. Sprengel.*)

DIPPEL (**Johann Konrad**), Sohn eines Lutheriſchen Geiſtlichen, wurde den 10. Auguſt 1673 auf dem Schloſſe Frankenſtein unweit Darmſtadt geboren. Sein lebhafter, feuriger Geiſt und ſeine unerſättliche Wißbegierde entwickelten ſich ungewöhnlich früh, und in einem Alter von 16 Jahren ging er ſchon nach Gießen, um dort Theologie zu ſtudiren. Das Lob, welches ſeine ſchnellen Fortſchritte von allen Seiten einernteten, entflammte leider ſeinen von Natur ſchon ſtarken Ehrgeiz in einem über alle vernünftigen Schranken hinausgehenden Grad; es kam ihm bald weniger darauf an, die Wahrheit zu finden und geltend zu machen, als durch ſeine feine Dialektik in gelehrten Streitigkeiten zu glänzen und obzuſiegen. An Gelegenheit hierzu ließ es der damalige Kampf der Orthodoxen und Pietiſten nicht fehlen, und er galt für eine der ſtärkſten Säulen der erſteren. Im J. 1693 nahm er zu Gießen die Magiſterwürde an, und um auch hierbei ſeiner Eitelkeit zu genügen, disputirte er **de Nihilo**. Der anderweitige Aufwand, den er bei dieſer Veranlaſſung gemacht, hatte die geringen Mittel ſeiner Ältern, die ihn bisher unterhalten, erſchöpft; er konnte daher die Erledigung einer Predigerſtelle zu Gießen, welche man ihm zugeſagt, nicht abwarten, ſondern ging als Informator auf ein Schloß im Odenwalde. Das ſtille, zurückgezogene Leben, das er hier führen ſollte, ſagte ſeinem unruhigen Geiſte nicht zu; er begab ſich daher bald nach Strasburg, wo er phyſiſch-chiromantiſche Vorleſungen hielt, ſein ärgerliches Leben aber und Schulden nöthigten ihn, auch von hier zu entweichen, im J. 1696. Nun kehrte er in ſein Vaterland nach Darmſtadt zurück, und trat in ſeiner **Orthodoxia orthodoxorum** zu den Pietiſten über. Allein auch die Anſichten dieſer Partei mochten ihm nicht zuſagen, oder er mochte bei ihr nicht die erwartete Aufnahme finden; denn er erklärte ſich bald darauf, voll bittern Spottes, in ſeinem **Papismus protestantium vapulans** gegen die ganze evangeliſche Kirche, zog ſich dadurch den Haß der gießener Theologen zu und mußte abermals fliehen. Er gab nun ſeine theologiſchen Studien auf, was ihm um ſo leichter werden mochte, da die damals in der ganzen Theologie herrſchende Scholaſtik einem Geiſte, wie dem ſeinigen, auf die Länge ohnehin widerlich werden mußte, und fing 1698 an Medicin zu ſtudiren. Bald jedoch verfiel er auf die Alchymie und las alle Schriften darüber, die er ſich verſchaffen konnte. Er glaubte endlich eine Tinctur erfunden zu haben, die ihm ſo viel Geld verſchaffen würde, um ein Landgut damit zu bezahlen, das er bereits auf Credit für 50,000 Gulden gekauft hatte. Auf demſelben gedachte er mit mehr Ruhe ſeine chemiſchen und alchymiſtiſchen Verſuche mit einigen Freunden fortzuſetzen. Indeſſen die ſeit acht Monaten im Digeriren begriffene Tinctur ſprengte die Retorte, ging verloren und, gedrängt von ſeinen Gläubigern, entwich er 1704 nach Berlin, wo er mit Unterſtützung einiger reichen Adepten ſeine Verſuche drei Jahre lang fortſetzte. Auch arbeitete er hier einige Zeit in Verbindung mit dem berüchtigten J. G. Roſenbach, beſchäftigte ſich auch mit der pharmaceutiſchen Chemie und machte großes Aufſehen mit der Erfindung ſeines thieriſchen Öles, das er als ein Univerſalmittel anpries, und welches auch in der That öfters mit Erfolg gegen die Epilepſie und andre Krankheiten angewendet worden iſt. Noch andre Entdeckungen glückten ihm zu dieſer Zeit; aber die nützlichſte von allen, die er einem Zufalle verdankte, war die Erfindung des bekannten Berliner Blaues. Die Bereitung deſſelben iſt ſeit 1724 kein Geheimniß mehr. Dippel, ſtatt dieſe chemiſchen Unterſuchungen und Verſuche fortzuſetzen, überließ ſich immer mehr den Träumereien des Paracelſus und van Helmont, und ward 1707 wegen der Behauptung, daß er den Stein der Weiſen gefunden habe, als Gauner verhaftet. Durch die Fürſprache des Marſchalls Grafen von Wittgenſtein erhielt er ſeine Freiheit wieder, aber benachrichtigt, daß er aufs Neue eingeſetzt werden ſollte, floh er nach Frankfurt am Main, wo er den Titel eines däniſchen Rathes annahm. Bald darauf ging er nach Amſterdam und trieb hier nebſt der Arzneikunſt ſein Lieblingsſtudium, die Alchymie. Er erhielt das Bürgerrecht dieſer Stadt, im J. 1711 zu Leyden die mediciniſche Doctorwürde, betrieb die mediciniſche Praxis mit ziemlich glücklichem Erfolge, mußte aber wegen ſeiner Schulden, unbeſonnenen Reden und beſonders wegen der Schrift: **Alea belli Muselmannici** etc. aus Holland nach Altona fliehen. Auch hier zog er ſich als däniſcher Kanzleirath durch ſein ſchlechtes Betragen Strafe zu, entwich nach Hamburg, wurde im J. 1719 auf Antrag des däniſchen Hofes ausgeliefert, ſeiner Würden entſetzt, und nachdem man ſeine Schriften vor ſeinen Augen durch einen Henker hatte verbrennen laſſen, geſchloſſen nach Kopenhagen gebracht, von wo man ihn zu ewiger Gefangenſchaft auf die Inſel Bornholm abführte. Doch genoß er hier noch Freiheit genug; er durfte Kranke behandeln, Beſuche annehmen und ſich mit literariſchen Arbeiten beſchäftigen; ja er wurde ſogar im J. 1726 auf Fürbitte der Königin von Dänemark wieder in Freiheit geſetzt. Da er nach einem längern Aufenthalte bei einem der Alchymie ſehr ergebenen Kaufmanne zu Chriſtianſtadt, über Schonen nach Hauſe zurückkehren wollte, wurde er auf den Vorſchlag mehrer Hofleute 1727 vom Könige nach Stockholm berufen, um ihn von einer Krankheit herzuſtellen, deren Heilung die Ärzte deſſelben ſeit längrer Zeit fruchtlos verſucht hatten. Er ward mit vieler Auszeichnung bei Hofe aufgenommen, und wenn man einem ſeiner Briefe trauen darf, waren ſeine Schriften dort ſehr geſchätzt, wurden ſogar ins Schwediſche überſetzt, und es verbreitete ſich ſogar das wol unbegründete Gerücht, daß man ihn zum Biſchofe von Upſala beſtimmt habe. Wenigſtens hatte er ſelbſt den Entſchluß gefaßt, ſich nach einer kurzen Reiſe nach Petersburg in Schweden feſt niederzulaſſen; aber da er ſich in politiſche Händel mengte und durch ſeine theologiſchen Schriften die Geiſtlichkeit gegen ſich eingenommen hatte, ſo mußte er auf Vorſtellung derſelben noch zu Ende dieſes Jahres die Reſidenz verlaſſen. Er hielt ſich nun über ein Jahr in Kopenhagen auf, kehrte endlich nach Teutſchland zurück, und brachte den Reſt ſeines Lebens unter denſelben Beſchäftigungen theils zu Liebensburg im Hildesheimſchen, theils zu Berleburg, theils auf dem Schloſſe Witgenſtein hin. Als im Jahre 1733 ſich das Gerücht von ſeinem Tode verbreitete, widerlegte er es ſelbſt in einer kleinen Schrift, und behauptete darin, daß er erſt im J. 1808 ſterben werde. Nichtsdeſtoweniger fand man ihn den 25. April 1734 auf dem Schloſſe Witgenſtein todt im Bette. — Bei aller Schwärmerei war er einer der gelehrteſten Män seiner Zeit, der das Widerſinnige mancher Dogmen des damaligen theologiſchen Syſtems glücklich, aber nur zu kühn, und zuweilen mit frivolem Sinn, aufdeckte. Auch beſaß er in der Chemie und Medicin nicht gemeine Kenntniſſe. Die Zahl ſeiner Schriften beläuft ſich auf 70, und man findet ſie aufgeführt in Striedels Geſchichte der heſſiſchen Gelehrten. Die meiſten gab er unter dem Namen Chriſtian Democritus heraus. Geſammelt erſchienen ſie zu Berleburg 1747, 3 Theile in 4. Die merkwürdigſten außer den angeführten ſind: Wegweiſer zum verlornen Licht und Recht. (Hamburg 1705.) Hellpolirter Sectenſpiegel. Wein und Öl in die Wunden des geſtäupten Papſtthums der Proteſtanten. (Jena 1700. 12.) **Fatum fatuum**, d. i. thörichte Nothwendigkeit. (Amſterdam 1710.) Man hat auch mehre zuſammengedruckt unter dem Titel: Eröffneter Weg zum Frieden mit Gott und allen Creaturen. (Amſterd. 1709. 4.) — Sein Leben beſchrieben: Johann Chriſtian Gottl. Ackermann, Dr. med. (Leipz. 1781.), zu einſeitig, aus Dippels Schriften, ohne hiſtoriſche Belege. Joh. Wilh. Hoffmann (Darmſtadt 1783.), unparteiiſcher und gründlicher. Außerdem finden ſich Nachrichten von ihm bei Striedel, Adelung in der Geſchichte der menſchlichen Thorheiten; Hist. Bibl. Fabr. T. IV. p. 483—89. *Blumenbachii* Introductio in hist. med. litt. p. 331. Der Abriß ſeines Lebens vor der Geſammtausgabe ſeiner Werke iſt nur ein unverſchämter Panegyrikus, und ſein daſelbſt befindliches Bildniß ſoll eben nicht getroffen ſein.

---

[11] Wie die ioniſchen Säulen an Myrons Schatzhauſe beweiſen. *Paus.* VI, 9, 1. Böttiger, Ideen zur Arch. d. Mal. 1. Thl. S. 110 u. 111. [12] *Plin.* H. N. XXXVI, 4, 1. *Sillig*, Catal. p. 193, lieſt: Deorum simulacra publice locaverant, und vermuthet, da alle Codd. simulaverant leſen, daß simul locaverant zu leſen ſei. [13] *Plin.* l. l. [14] *Propert.* I, 2, 15. [15] *Paus.* II, 22, 6. *Clem. Alex.* Protrept. c. 42. [16] *Paus.* II, 15, 1: *τὸ δὲ ἄγαλμα Σκύλλιδος τέχνη καὶ Διποίνου.* Ob aus Marmor oder Ebenholz, wird nicht berichtet. [17] *Clem. Alex.* Protrept. c. 42. [18] *Plin.* XXXVI, 4, 2.

(*Franke.*)

Dippels saures Elixir, ſ. unter **Schwefelsäure**.

DIPPELS THIERÖL, oleum animale Dippelii, war van Helmont ſchon in der erſten Hälfte des 17. Jahrh. bekannt. Dippel lehrte es erſt 100 Jahre ſpäter ſehr mühſam aus Thierblute bereiten. Homberg erhielt es zu derſelben Zeit aus Menſchenkoth. Schon weniger beſchwerlich und umſtändlich iſt Models Bereitungsart, welche Baumé, Bondewyn, Achard, Tiböl, Dehne, Buchholz u. A. noch mehr verbeſſert und vereinfacht haben. 1) Im rohen Zuſtand aus Hirſchhorn, Knochen und andern thieriſchen ſtickſtoffhaltigen Theilen, durch Deſtillation gewonnen, heißt es Hirſchhornöl (**Ol. cornu cervi, Ol. animale foetidum**, Thiertheer). Anfangs geht es gelb über, wird aber immer dunkler braun, und zuletzt beinahe ſchwarz; mit der Farbe nimmt auch zugleich ſein ſpecifiſches Gewicht zu. Unverdorben will in dieſem Öle neuerdings mancherlei neue organiſche Beſtandtheile entdeckt haben (ſ. die Art. **Odorin, Fuscin, Krystallin**; vgl. Poggendorffs Annal. d. Ph. ꝛc. VIII, 253 fg.), die aber Reichenbach leugnet (ſ. Schweigger-Seidels Journ. LXII, 273 fg.). 2) Man reinigt dieſes Öl, oder ſtellt daraus Dippels ätheriſches Thieröl, **Ol. anim. aethereum s. cornu cervi rectificatum**, dar, wenn man das Flüſſigere mit präparirter Thierkohle einteigt, Kugeln daraus bildet, dieſe in eine Retorte bringt, ohne deren Hals zu beſchmuzen, und bei allmälig ſteigender Hitze deſtillirt, auch wol zum zweiten Male, wenn das Öl das [illegible] Mal noch gelb übergeht. Um es aber ganz rein [illegible] Säure, Ammonium, Odorin ꝛc. zu erhalten, ſoll nach Unverdorben, es erſt aus einer geräumigen, [illegible]nen Blaſe mit 6 Waſſer und ⅛ Ätzkali, und nach[illegible]er noch einmal mit Schwefelſäure und Waſſer übertreiben. Es erſcheint dann dünnflüſſig, waſſerhell, ſehr flüchtig, von durchdringendem Geſtank und ſcharfbitterlichem, hinterdrein kühlendem Geſchmack. An Licht und Luft wird es ſehr leicht braun und dick, löſt ſich nicht in Waſſer auf, verbindet ſich aber mit Alkohol, Äther, verſüßten Säuren, Fett- und Ätherölen, Harzen, Kampher und nach Löbenſtein-Löbel mit Phosphor; röthet ſich, mit Terpentinöl gemiſcht, an der Luft, wird von Schwefelſäure milchicht, und nimmt einen Wanzengeruch an; von Salpeterſäure wird es röthlich, von Salzſäure gebräunt und großentheils aufgelöſt.

Es muß in kleinen, luftdicht verſchloſſenen Drachmen- oder halben Lothgläſern, die man bis zu ⅔ damit, deren übrigen Raum aber mit deſtillirtem Waſſer anfüllt, wohl verſtopft und umgekehrt aufbewahrt werden, ſodaß es den Stöpſel nicht berührt. Mit Weingeiſt verfälſcht, wird es durch Waſſer milchicht, ohne ſich auf der Oberfläche abzuſetzen (vgl. Berlin. Jahrb. f. d. Pharmacie ꝛc. von Meißner. 1829. XXXI, 1. S. 241 und d. Art. Öle).

Als ein örtlich reizendes und zertheilendes Arzneimittel wird es äußerlich bei Lähmungen, Froſtbeulen, Lymphabsceſſen, Knochengeſchwülſten, Gichtknoten, Drüſenverhärtungen, Gliedſchwämmen ꝛc., mit Weingeiſt, Kampherſpiritus, Angelikageiſt ꝛc. angewendet; mit gleichem Nutzen und ungleich wohlfeiler aber das ſtinkende Thieröl Nr. 1. oder auch das Steinöl. Innerlich gibt man es bei hyſteriſchen Beſchwerden zu 4—8 Tropfen, in der Epilepſie und andern wichtigern Krankheiten nach und nach bis zu 40 Tropfen u. m. Bei reiner Nervenſchwäche verbindet man es mit Äther, Äthergeiſt, Kajeput- oder Baldrianöl ꝛc.; bei complicirter Muskelſchwäche mit China, eſſigſaurer ätheriſcher Eiſentinctur ꝛc., namentlich bei noch nicht völlig ausgebildeter Epilepſie mit Stockungen in den Unterleibsorganen und bei unterdrücktem Monatsfluſſe (vgl. d. Art. **Hirschhornöl**).

(*Th. Schreger.*)

DIPPOLDISWALDE, Stadt im meißniſchen Kreiſe des Königreichs Sachſen, Sitz eines Amtes, hat 250 Häuſer und 1600 Einwohner, die ſich größtentheils von ſtädtiſchen Gewerben nähren. Die Lage der Stadt im Thale der rothen Weißeritz, zwei M. ſüdlich von Dresden, iſt ſehr angenehm, der Ort ſelbſt, beſonders ſeit dem großen Brande im J. 1826, durch ſeinen geräumigen Marktplatz und freundliche Häuſer, außerdem noch durch das im 17. Jahrh. erbaute Schloß ausgezeichnet. Den Urſprung von D. verſetzen die Geſchichtsforſcher ins 11. Jahrh. Der Sage nach gab ein Einſiedler, Namens Dippold, welcher in der nahegelegnen Haide den Sorben gepredigt haben ſoll, Veranlaſſung zur Erbauung der Stadt, welche indeſſen wahrſcheinlicher von einem Dippold v. Maltitz auf Löhmen angelegt worden iſt. So viel ſteht feſt, daß Urkunden von 1266 und 1299 die Einwohner von D. als **Cives** kennen.

In den Jahren 1363—1376 wurde D. gegen die Böhmen ſtark befeſtigt, dadurch jedoch nicht vor den Verwüſtungen durch die Huſſiten im J. 1429 geſchützt. Bei der Theilung von 1485 kam D. an Herzog Albrecht. Schon von ihm wurde die Stadt verſetzt, von ſeinem Sohne, Georg dem Bärtigen, aber zu Anfange des 16. Jahrh. an die v. Maltitz verkauft, von denen es Kurfürſt Auguſt wieder an ſich brachte. Im 30jährigen Kriege wurde D. zweimal geplündert und niedergebrannt. Einmal 1633 von den Völkern des Generals Holke, das zweite Mal, ein Jahr ſpäter, vom General Schönickel. Von den ſpätern Schickſalen der Stadt iſt nur noch zu gedenken, daß D. der Mittelpunkt des großen öſterreichiſchen Lagers war, welches im ſiebenjährigen Krieg im Weißeritzthale ſtand.

(*v. Egidy.*)

DIPPOLDT (**Hans Karl**), geb. 1782 in Grimma, erhielt ſeine gelehrte Bildung auf der Fürſtenſchule ſeiner Vaterſtadt und auf der Univerſität zu Leipzig. Nach vollendeten akademiſchen Studien machte er eine gelehrte Reiſe, und trat dann im J. 1808 als Privatdocent an der leipziger Univerſität auf. Bei dieſer Gelegenheit ſchrieb er eine Abhandlung: **De fontibus historiae Caroli Magni et scriptoribus eam illustrantibus**, welche von der Umſicht und Sorgfalt, die er als Geſchichtsforſcher anwendete, ein rühmliches Zeugniß iſt. Bedeutende Hoffnungen erregte er von ſich als Geſchichtſchreiber durch ſein Leben Kaiſer Karls des Großen (Tübingen 1810). Im J. 1810 erhielt er den Ruf als Profeſſor am Gymnaſium zu Danzig, wo er durch Schrift und Lehre trefflich wirkte. Mit allgemeinem Beifalle hielt er daſelbſt auch vor einer anſehnlichen Verſammlung aus allen gebildeten Ständen Vorleſungen über allgemeine Geſchichte. Der Tod raffte ihn in ſeiner Blüthe hin; er ſtarb am 3. September 1811. Erſchienen ſind von ihm noch eine Überſetzung von Coxe's Geſchichte des Hauſes Öſterreich ſeit der Gründung dieſer Monarchie von Rudolf von Habsburg bis zum Tode Leopolds II. (Lpz. 1810), nach ſeinem Tode fortgeſetzt von Adolf Wagner; Allgemeines hiſtoriſches Archiv gemeinſchaftlich mit Köthe herausgegeben (Lpz. 1811), und nach ſeinem Tode: Skizzen der allgemeinen Geſchichte (Berl. 1811. 12. 2 Bde.) (*H.*)

DIPSACEAE. Eine dikotyledoniſche Pflanzenfamilie, welche Vaillant (Mém. de l'Acad. de Par. 1722.) zuerſt mit dieſem Namen bezeichnete (Adanſon nannte ſie Scabiosae, Linné Aggregatae) und Thom. Coulter (Mém. sur les Dipsacées, Genève 1823. 4.) genauer beſtimmte. Die Dipſaceen ſind Kräuter, ſehr ſelten Sträucher, mit drehrunden, knotig gegliederten Stengeln und Zweigen; die Blätter ſind gegenüberſtehend, ganzrandig, geſägt oder halbgefiedert, mit der Baſis den Stengel umfaſſend. Die zwitterigen Blüthen ſtehen ungeſtielt, aber jede mit einem Stütz- oder Spreublättchen verſehen, zuſammengehäuft auf einem gemeinſchaftlichen Fruchtboden und bilden einen Knopf, welcher mit einer Hülle umgeben iſt. Der Kelch der einzelnen Blüthen iſt doppelt: der äußere frei, einblättrig, kreiſelförmig, oft eckig, mit abgeſtutztem oder gezähntem Rande; der innre ebenfalls einblättrig und ſtehenbleibend, die Röhre zum Theil oder ganz mit dem Fruchtknoten verwachſen, über dem Fruchtknoten zuſammengezogen, der Saum ganzrandig, gezähnt, oder borſtig-gewimpert. Die Corolle ſteht im Kelchrachen, iſt hinfällig, einblättrig, röhrig, mit fünf- oder vierlappigem, oft ungleichem Saume. Die vier Staubfäden in der Corollenröhre eingefügt, oft zwei länger als die beiden andern, mit den Saumlappen abwechſelnd, frei, in der Knospe knieförmig nach Innen umgeſchlagen. Die Antheren aufliegend, linienförmig, zweifächerig, in zwei Längsritzen aufſpringend. Die meiſt vierſeitigen Pollenkörner treiben, angefeuchtet, aus den Ecken cylindriſche, ſtumpfe, durchſichtige Anhänge hervor (Bartling, Linnaea 1828. S. 171), wie dies die Pollenkörner verſchiedner Gewächſe aus andern Familien auch thun, wenn man ſie mit Säuren behandelt (Jul. Fritzſche, Beitr. zur Kenntn. des Pollen, T. 1 u. 2). Der Fruchtknochen ablang; der Griffel fadenförmig, oft mit der Verengerung des Kelches verwachſen; die Narbe ungleich zweilappig. Die Frucht (das Achenium) ſchlauchartig, mit dem doppelten Kelche bedeckt und gekrönt, einſamig, nicht aufſpringend. Der Eiweißkörper dünn, fleiſchig; der Embryo in der Längsaxe, grade, das Würzelchen nach Oben gerichtet, die Samenlappen ablang.

Die ſehr nahe verwandte Familie der Globularieen unterſcheidet ſich durch einen einfachen, am Rande nicht zuſammengezognen Kelch, durch die Einfügung der Corolle unter dem Fruchtknoten, die in der Knospe nur etwas eingekrümmten Staubfäden und zerſtreut oder abwechſelnd ſtehenden Blätter. Die gleichfalls nahe verwandte Familie der Compositae weicht noch mehr ab durch fünf zu einer Röhre verwachſene Antheren, durch aufrechten Embryo und fehlenden Eiweißkörper. Zwiſchen den letztern und den Dipſaceen bilden die Calycereen ein Mittelglied, indem bei dieſen die fünf Antheren verwachſen ſind und der Embryo aufrecht ſteht, wie bei den Compositae, der Eiweißkörper aber vorhanden iſt, wie bei den Dipſaceen.

Die Dipſaceen wohnen faſt ausſchließlich im gemäßigten Theile der alten Welt, beſonders im ſüdlichen Europa und im mittlern Aſien; doch kommen einige Arten auch am Vorgebirge der guten Hoffnung und auf Teneriffa vor. Sie lieben ſonnige Wieſen und Berge. Die meiſten ſind bitter und adſtringirend. Die Wurzeln von Dipsacus fullonum *Linn.* und D. sylvestris *Miller* (Rad. Dips. s. Cardui veneris), von Succisa pratensis *Mönch* (Rad. morsus diaboli) und das Kraut von Scabiosa arvensis *Linn.* (Hb. Scabiosae) galten vor Zeiten für treffliche Mittel gegen Fieber, Lungenſucht, Krätze, Syphilis ꝛc. Succisa pratensis ſoll eine gute grüne Farbe geben und wird als Gerbeſtoff empfohlen (*Linn.* öland. res. p. 97, 101, *C. C. Gmel.* fl. bad. I. p. 319). Am wichtigſten iſt der techniſche Gebrauch, der von Dipsacus fullonum gemacht wird.

Es gehören nur ſieben, zum Theil nur wenig von einander abweichende Gattungen zu dieſer Familie: Dipsacus *Linn.*, Knautia *Linn.*, Pterocephalus *Vaillant*, Asterocephalus *Vaill.*, Succisa *Vaill.*, Scabiosa *Vaill.* und als Anhang Morina *Tournefort*

(*A. Sprenge*

DIPSACUS. Eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der vierten Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Dipſaceen. Der Name findet ſich ſchon bei Dioskorides und Plinius. Char. Die Blüthenhülle vielblättrig, ſtehenbleibend; der Fruchtboden kegelförmig, mit ſteifen Spreublättchen beſetzt; der äußere Kelch vierſeitig, achtfurchig, der innere becher- oder ſcheibenförmig; die Corolle vierſpaltig; die Frucht mit dem viereckigen Saume des innern Kelches gekrönt (*Gärtner* de fruct. t. 86, *Coulter* Dips. f. 2—4). Die 13 bekannten Arten, von denen Coulter mehre als Abarten vereinigt, ſind als zweijährige, mit Haaren oder Stacheln beſetzte Kräuter mit aufrechtem, äſtigem, hohlem Stengel, gegenüberſtehenden, oft an der Baſis zuſammengewachſenen, gezähnten oder zerfetzten Blättern, am Ende der Zweige ſtehenden, ablangen, eiförmigen oder kugeligen Blüthenknöpfen und lilafarbigen, weißen oder gelben Blumen, im mittlern und ſüdlichen Europa und in Mittelaſien einheimiſch. Die bekannteſte und wichtigſte Art iſt die Walkerkarde, D. fullonum *Linn.* (Sp. pl., Engl. bot. t. 2080., D. sativus *Gerard.*, *Gmelin*, D. albus *Fuchs*, Carduus fullonum *Lobel*, Labrum Veneris *Matthiol* , *δίψακος Dioscor.* mat. med. III, 11, dipsacos *Plin.* hist. nat. 27, 47, gallidraga Xenocratis *Plin.* l. c. 62, labrum und carduus Veneris der Römer nach Diosk. a. a. O., cardo de' lanajuoli der Italiener, cardo penteador der Portugieſen, cardère oder chardon à foulon der Franzoſen, fuller's-teasel der Engländer, drapacz der Polen), welche im ſüdlichen Europa wild wachſen ſoll, jetzt aber in allen gemäßigten Ländern unſers Welttheils cultivirt wird und auch in Chile verwildert vorkommt. Den Gebrauch der bittern Wurzel gegen Lungenſucht, der Blätter und Samen gegen Hundswuth und des in den weiten Blattſcheiden ſich ſammelnden atmoſphäriſchen Waſſers (daher der Gattungsname: διψᾷν, durſten) hat man ganz aufgegeben, dagegen dienen die abgeblühten Blüthenknöpfe, deren ſteife, ſpitze Spreublättchen hakenförmig zurückgebogen ſind, allgemein zum Kardätſchen wollner Zeuge und Filze. Die Blumen geben den Bienen Honig, die Samen werden von finkenartigen Vögeln gern gefreſſen. Der im mittlern und ſüdlichen Europa häufig wild wachſende D. sylvestris *Miller* (Dict. n. 2., *Jacquin* austr. t. 402., Engl. bot. t. 1032; wahrſcheinlich gehören die oben angeführten Synonyme des Dioskorides und Plinius zunächſt hierher) iſt nach Linné's neuerdings wieder beſtätigter Meinung die Stammart von D. fullonum. Sie unterſcheidet ſich indeß beſtändig von der Walkerkarde durch die nicht umgebognen Spitzen der Spreublättchen, weshalb ſie auch zu techniſchen Zwecken unbrauchbar iſt. (*A. Sprengel.*)

DIPSAKOS, des Flußgottes Phyllis Sohn, der den Phrixos in Kolchis zuerſt gaſtfreundlich aufnahm. (*Apollon.* II, 655) (*Richter.*)

Diptam, ſ. Dictamnus und Origanum.

DIPTERA, Zweiflügler, Fliegen (Antliata [illegible]bricii). Inſectenordnung, welche diejenigen Inſecten [illegible]organen begreift, die nur zwei häutige Flügel [illegible] Die Puppe iſt ruhend und wird größtentheils [illegible]ngetrockneten Raupenhaut umhüllt. Die Zahl [illegible]etzt bekannten Arten beläuft ſich über 5000, von [illegible]Meigen 3600 in Europa einheimiſche beſchreibt.

Der Kopf der Zweiflügler hat größtentheils eine kugelige oder halbkugelige Geſtalt, und iſt nicht, wie bei Käfern, Heuſchrecken und Wanzen, in das Halsſchild eingeſpannt, ſondern ſitzt auf demſelben ähnlich auf, wie bei Weſpen und Schmetterlingen, ſodaß er nicht von Oben nach Unten, ſondern nur durch Umdrehen nach ſeiner Axe einige Beweglichkeit beſitzt. Die Saugorgane beſtehen aus einer gewöhnlich häutigen, oft dreigliederigen Scheide (theca *Kirby*, proboscis *Fabr.*), welche als Analogon von Kinn und Lippe der Inſecten mit Kauorganen angeſehen werden kann, und welche bei einigen Gruppen mit Endklappen oder Lippen (capitulum) verſehen iſt. An dieſer Scheide ſitzen die ſelten fehlenden ein- bis viergliederigen Taſter (palpi), und ſie ſchließt eine oder mehre (1—5) Stechborſten (setae) ein, welche die Kiefer, Kinnbacken und Zunge repräſentiren, und welche das Thier gemeiniglich zurückziehen und ausſtrecken kann. Die Fühler befinden ſich größtentheils auf der Stirn, an der Wurzel dicht beiſammenſtehend, und wechſeln nach den Gattungen und Familien in der Zahl ihrer Glieder, in ihrer Länge und in der Art, wie ſie das Thier trägt. Die Augen befinden ſich an den Seiten des Kopfes, bei manchen ſind ſie verhältnißmäßig klein, bei den meiſten aber nehmen ſie den größten Theil des Kopfes ein, ja bei einigen, z. B. Tabanus, ſtoßen ſie auf dem Scheitel zuſammen, oder laſſen nur bei den Weibchen einen ſchmalen Zwiſchenraum für die Stirn. Bei einigen Gattungen (Achias, Diopsis) ſitzen die Augen auf beſondern Hervorragungen des Kopfes. Nebenaugen finden ſich nicht bei allen Gattungen, wo ſie aber vorkommen, ſind deren ſtets drei vorhanden und ſtehen auf dem Scheitel. Man unterſcheidet außerdem noch am Kopfe das Untergeſicht (hypostoma), die Gegend zwiſchen den Augen, Fühlern und dem Munde; die Stirn (frons), den über den Fühlern, zwiſchen den Augen liegenden, verticalen Theil; den Scheitel (vertex) die horizontal mit dem Rücken liegende Fortſetzung der Stirn; die Wangen (genae) die Seitenbegrenzung der Augen und die Kehle (gula), die Unterſeite des Kopfes.

Der Mittelleib (stethidium) bildet bei den Zweiflüglern ein einziges Glied, bei welchem die einzelnen Theile feſt mit einander verwachſen ſind, und ihre Abſonderung nur durch Nähte angedeutet iſt. Am deutlichſten erſcheint noch gewöhnlich das Schildchen (scutellum), am kürzeſten iſt immer der Halskragen (prothorax, collare), von dem bisweilen nur die Seitenſtücke ſichtbar werden.

Der Hinterleib (abdomen) ſchließt entweder mit voller Breite (Tabanus, Bombylius, Tachina) an den Mittelleib an, oder verſchmälert ſich (Stratiomys, Tipula, Myopa) nach der Wurzel hin. Er beſteht größtentheils aus ſieben Abſchnitten, von denen jedoch gewöhnlich die erſten die größten ſind. Der letzte Ring verbirgt die Geſchlechtsorgane, die bei der Gruppe der Dolichopoden auch äußerlich ſichtbar werden, und wo die männlichen ſich an den Unterleib ſchlagen. Die Weibchen der Zweiflügler beſitzen eine, oft auch äußerlich ſichtbare Legeröhre, welche aus Gliedern beſteht, die ſich wie die Stücke eines Fernrohres aus einander ziehen.

Die Flügel (alae) ſind häutig, ſelten behaart oder gefranzt, und ihr Aderverlauf bietet ſehr verſchiedne Abänderungen dar, durch die ſich die Familien und Gattungen auszeichnen. Sie werden von dem Thier in der Ruhe größtentheils horizontal getragen, und liegen entweder flach auf dem Hinterleib auf, oder ſind flach ausgebreitet; nur bei wenigen (Stegana, Discomyza, Camarota) bilden ſie ein gewölbtes Dach. Statt der Hinterflügel bemerkt man die Schwingkölbchen (halteres), deren Zweck noch nicht ermittelt iſt, und bei vielen Gattungen ſtehen vor dem Schwingkölbchen zwei muſchelförmige häutige Schüppchen, welche wie eine Hülle über denſelben liegen, jedoch bei vielen, beſonders bei denen, wo die Schwingkölbchen groß ſind, z. B. Tipulariae, fehlen.

Die Beine der Zweiflügler zeichnen ſich durch ihre Länge aus, bei manchen ſind ſie ungewöhnlich lang (Tipulariae) und dünn, ihre Tarſen beſtehen aus fünf Gliedern, von denen das letzte zwei Krallen, oft überdies kleine blaſenförmige Anhängſel führt.

Die Verwandlung der Zweiflügler zeigt mehre Eigenthümlichkeiten. Die Eier werden von den Weibchen an diejenigen Orte abgelegt, wo die auskriechende Made ihre Nahrung findet, doch gebären einige, wie die Schmeißfliege, ſogleich die Maden, und bei der Abtheilung der Lausfliegen läuft das Thier die Verwandlungsſtufen bis zur Puppe bereits im Leibe der Mutter durch und wird als Puppe geboren. Die Maden ſind größtentheils ohne Füße und bewegen ſich nur durch das Zuſammenziehen und Ausdehnen der Leibringe, einige (z. B. die Käſemaden) vermögen ſogar zu ſpringen; doch gibt es auch Maden, welche Nachſchieber, als Stellvertreter der Füße, beſitzen (Pterocera, Cecydomyia). Die meiſten Maden ſcheinen blind zu ſein, auch nicht, wie die Larven der andern Inſecten, ſich zu häuten, ſondern durch Ausdehnung ihrer Haut zu wachſen. Mehre derſelben leben im Waſſer, und dieſe ſind, ſtatt der Stigmaten, mit Luftröhren an den letzten Hinterleibsringen verſehen, mittels deren ſie Luft ſchöpfen, und deshalb an die Oberfläche des Waſſers ſteigen, z. B. Culex, Chironomus, oder ſie beſitzen Kiemen, wie z. B. die Tipularien.

Die Verwandlung zur Puppe geſchieht in der Regel innerhalb der Madenhaut, welche zuſammentrocknet und ein Tönnchen als Hülle für die Puppe bildet; doch ſtreifen auch einige, namentlich diejenigen, welche im Waſſer und in der Erde leben, die Madenhaut ab. Die Puppe beſitzt die Augen, Fühler und Bewegungsorgane des vollkommenen Inſects bereits ausgebildet, aber, wie bei den Käfern, die letztern an den Körpern angelegt und nicht zur Fortbewegung dienend. Bei den im Waſſer lebenden Puppen geſchieht das Athemholen ebenfalls durch Luftröhren oder durch Kiemen, und ſie bedienen ſich ihres Hinterleibes zum Schwimmen; bei den in der Erde oder im Holze lebenden Puppen ſind die Ringe des Hinterleibes mit Stachelkränzen beſetzt, mittels deren ſie ſich fortbewegen, dagegen liegen die in Tönnchen eingehüllten Puppen ganz unbeweglich. Der Puppenzuſtand dauert bei den meiſten nur kurze Zeit, als Larven aber leben viele mehre Jahre.

Das vollkommene Inſect beſucht meiſtens die Blumen und nährt ſich von flüſſigen Subſtanzen des Thierreichs und Pflanzenreichs. Viele von ihnen ſaugen begierig das Blut warmblütiger Thiere, und fallen durch ihren Stich Menſchen und Thieren läſtig. Manche leben ſogar im Larvenzuſtand in den innern Theilen lebender Thiere; ſo leben die Larven der Gattung Oestrus im Magen der Pferde, unter der Haut der Hirſche, des Rindviehes, in den Naſenhöhlen der Schafe ꝛc., mehre Fliegen im Körper der Schmetterlingsraupen. Andre findet man paraſitiſch auf der Oberhaut mehrer Säugthiere und Vögel, wie die Lausfliegen. Man kann nach der Nahrung, welche die Zweiflügler genießen, Schwamm-, Dung-, Aas-, Stech-, Laus-, Raubfliegen ꝛc. unterſcheiden. Ihre vorzüglichſten Feinde ſind die Vögel und Spinnen, die ſich vorzugsweiſe von ihnen nähren, doch auch die übrigen Raubinſecten, viele Amphibien, Fiſche und ſelbſt einige Säugthiere ſtellen ihnen nach.

Man theilt die Zweiflügler am zweckmäßigſten in folgende Gruppen ab:

I. Abtheilung. Ovipara. Diejenigen, die Eier legen oder Maden gebären. Die eigentlichen Fliegen.

Erſte Familie. Culicidae. Lange, vielgliedrige, haarige Fühler, vorgeſtreckter fadenförmiger Rüſſel mit fünf Saugborſten und zwei Taſtern. Schwingkolben unbedeckt. Culex.

Zweite Familie. Tipulariae. Fühler vielgliedrig, mehr oder weniger lang. Der Rüſſel entweder ſehr kurz, oder ſchnabelförmig und ſenkrecht nach Unten gewendet, oder an die Bruſt ſich anlegend. Schwingkolben unbedeckt. Tipula, Chironomus.

Dritte Familie. Asilidae. Fühler vorgeſtreckt, an der Wurzel dicht beiſammenſtehend, in die Höhe gerichtet, dreigliedrig. Rüſſel kurz, wagerecht vorſtehend. Schwingkolben unbedeckt. Asilus. Hybos.

Vierte Familie. Empidae. Fühler vorgeſtreckt, an der Wurzel dicht beiſammenſtehend, zwei- bis dreigliedrig, mit einer Spitzborſte. Rüſſel vorſtehend, ſenkrecht. Schwingkolben unbedeckt. Zwei Afterklauen. Empis. Tachydromia.

Fünfte Familie. Dolichopidae. Fühler vorſtehend, dreigliedrig oder zweigliedrig, mit nackter End- oder Rückenborſte. Rüſſel kaum vorſtehend. Hinterleib ſechsringelig, nach Unten gekrümmt. Schwinger unbedeckt. Platypeza, Pipunculus, Dolichopus.

Sechſte Familie. Rhagionidae. Fühler vorgeſtreckt, an der Wurzel genähert, dreigliedrig, mit nackter End- oder Rückenborſte. Rüſſel und Taſter vorſtehend. Hinterleib ſiebenringelig. Schwingkolben unbedeckt. Drei Afterklauen. Leptis, Rhagio.

Siebente Familie. Mydasidae. Füh [illegible] geſtreckt, an der Wurzel genähert, dreigliedrig, [illegible] Borſte. Rüſſel verborgen. Hinterleib ſiebenringelig Schwingkolben unbedeckt. Zwei Afterklauen. Myda Thereua.

Achte Familie. Tabanidae. Fühler vorgeſtreckt, an der Wurzel genähert, dreigliedrig, das letzte Glied vier bis achtmal geringelt. Rüſſel und Taſter vorſtehend. Schwingkolben halb bedeckt. Drei Afterklauen. Pangonia, Tabanus.

Neunte Familie. Bombylidae. Fühler vorgeſtreckt, an der Wurzel genähert, dreigliedrig, ohne Borſte. Rüſſel mehr oder weniger vorſtehend. Schwingkolben unbedeckt. Flügel wagerecht ausgebreitet. Hinterleib walzig oder kegelförmig. Bombylius, Ploas, Stygia.

Zehnte Familie. Anthracidae. Von den vorigen durch an der Wurzel getrennte Fühler und flachen Hinterleib unterſchieden. Anthrax.

Eilfte Familie. Acroceridae. Fühler ſehr klein, zweigliedrig. Kopf ſehr klein, faſt nur aus den Augen beſtehend. Hinterleib ſehr dick, aufgeblaſen. Schwingkolben bedeckt. Drei Afterklauen. Flügel dachförmig. Henops.

Zwölfte Familie. Stratiomydae. Fühler vorgeſtreckt, an der Wurzel genähert, dreigliedrig, letztes Glied geringelt. Rüſſel wenig vorſtehend. Schwingkolben unbedeckt. Hinterleib platt, fünfringelig. Drei Afterklauen. Sargus. Stratiomys.

Dreizehnte Familie. Xylophagidae. Fühler vorgeſtreckt, an der Wurzel genähert, dreigliedrig, letztes Glied geringelt. Rüſſel eingezogen. Schwingkolben unbedeckt. Hinterleib walzig, achtringelig. Drei Afterklauen. Beris, Xylophagus.

Vierzehnte Familie. Syrphidae. Fühler dreigliedrig: drittes Glied zuſammengedrückt, ungeringelt, mit Endgriffel oder Rückenborſte. Rüſſel eingezogen. Schwingkolben halb bedeckt. Hinterleib fünfringelig. Drei Afterklauen. Syrphus, Rhingia.

Funfzehnte Familie. Stomoxydae. Fühler dreigliedrig, niedergedrückt, drittes Glied mit Rückenborſte. Rüſſel vorgeſtreckt, gekniet. Hinterleib vierringelig. Schwingkolben mit einer Doppelſchuppe bedeckt. Stomoxys.

Sechszehnte Familie. Conopidae. Fühler vorgeſtreckt, dreigliedrig, an der Wurzel winkelig gebogen, mit Rückenborſte. Rüſſel gekniet, vorgeſtreckt. Hinterleib fünf- oder ſechsringelig, an der Spitze eingebogen und verdickt. Schwingkolben unbedeckt. Conops. Myopa.

Siebzehnte Familie. Oestridae. Fühler klein, dreigliedrig, mit nackter Borſte. Mund geſchloſſen, ohne ſichtbaren Rüſſel. Schwingkolben theils bedeckt, theils unbedeckt. Oestrus.

Achtzehnte Familie. Muscidae. Fühler niedergedrückt, dreigliedrig, mit Rückenborſte. Rüſſel knieförmig gebogen, eingezogen, häutig, mit fleiſchigen Lippen. Schwingkolben bedeckt. Musca, Tachina, Scatophaga, Lauxania, Tephritis.

I. Abtheilung. **Pupipara** (Omaloptera [illegible]) Diejenigen, welche Puppen gebären. Die [illegible]omologen betrachten ſie als eine beſondre [illegible] Inſecten. Mehre beſitzen keine Flügel.

[illegible]hnte Familie. Hippoboscidae. Mit [illegible] Kopf und Augen. Hippobosca.

Zwanzigſte Familie. Nycteribidae. Der Kopf [illegible], er bildet nur einen kleinen, ſenkrecht erhabenen [illegible] am Vordertheile des Halsſchildes. Nycteribia.

Eine beſondre Familie dieſer Abtheilung dürfte noch [illegible] Gattung Braula (Allg. Encykl. Erſte Sect. XII. Thl. [illegible]293) bilden.

Die Eintheilung, welche Latreille[2]) von den Zweiflüglern gibt, weicht etwas ab. Nach ihm zerfallen dieſelben in folgende Gruppen.

I. Ovipara.

A. Nemocera. 1) Culicides. 2) Tipulariae.

B. Tanystoma. 3) Asilici. 4) Empides. 5) Inflatae (Acroceridae). 6) Bombyliarii. 7) Anthracii. 8) Leptides (Rhagionides). 9) Dolichopodes.

C. Tabanides. 10) Tabanii.

D. Nothacantha. 11) Mydasii. 12) Decatoma (Xylophagidae). 13) Stratiomydes.

E. Athericera. 14) Syrphides. 15) Oestrides. 16) Conopsariae (Conopidae et Stomoxydae). 17) Muscides.

II. Pupipara.

A. Coriacea (Hippoboscidae).

B. Phthiromyiae (Nycteribidae).

Die wichtigſten Werke über die Zweiflügler, außer denen, welche die Inſecten überhaupt behandeln, ſind: *Fabricii* Systema Antliatorum. (Brunsvig. 1805.) Meigen, Syſtematiſche Beſchreibung der europ. zweiflügeligen Inſecten. (Aachen und Hamm 1818—1830. 6 Bde.) *Fallén*, Diptera Sueciae. (Lundae 1814. 4.) Wiedemann, Außereuropäiſche Zweiflügler. (Hamm 1827—1830. 2 Bde.) *Macquart*, Mémoires sur les insectes diptères du Nord de la France in den Mémoires de la Société royale des Sciences, d'Agricult. et des Arts de Lille. 1826—1829. (*Germar.*)

Diptera *Borkh.*, ſ. Saxifraga.

Dipteris *Reinw.*, ſ. Polypodium.

Dipterix, ſ. Dipteryx *Schreb.*

DIPTEROCALYX. Eine von Chamiſſo (Linnaea VII. p. 241. t. 7. f. D.) aufgeſtellte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Verbeneen. Char. Der Kelch röhrig, zweizähnig, faſt zweiſpaltig, mit gekrümmten, langgewimperten Seitenflügeln (daher der Gattungsname: κάλυξ, Kelch; δίπτερος, zweiflügelig); die Corolle röhrig mit flachem, zweilippigem Saume: die Oberlippe ausgerandet-zweilappig, die untere dreilappig; die Frucht iſt eine zweifächerige, zweiſamige, elliptiſche Nuß mit dünner, papierartiger Schale. Die beiden Arten: 1) D. hirtus *Cham.* l. c. und 2) D. glabrescens *Cham.* (l. c. p. 242) ſind braſiliſche Staudengewächſe mit aufrechtem Stengel, drei- oder vierzähligen Blättern, geſtielten Blüthenknöpfchen, welche in Trauben beiſammenſtehen, und ſehr kleinen Blumen. (*A. Sprengel.*)

DIPTEROCARPEAE. Eine kleine dikotyledoniſche, von Blume (Bijdr. tot de Fl. van Nederl. Ind. p. 222) gegründete Pflanzenfamilie, welche zunächſt mit den Eläocarpeen (Tiliaceen) verwandt iſt. Die hierher gehörigen Gewächſe ſind Bäume mit abwechſelnden, einfachen, ganzrandigen Blättern und Afterblättchen, welche, wie bei den Feigen, die jungen Blätter einhüllen, ſpäter aber abfallen. Der ſtehenbleibende, fünftheilige Kelch umgibt den Fruchtknoten: ſeine Fetzen wachſen alle oder zum Theil bei der Frucht zu flügelartigen Anhängen aus. Die fünf ganzrandigen Corollenblättchen haben eine zuſammengedrehte Knospenlage. Die zahlreichen, ganz oder faſt ganz freien Staubfäden tragen pfriemenförmige, aufrechte, zweifächerige, an der Spitze mit einem kleinen Loche verſehene Antheren. Den ſechsfächerigen mit ſechs überhängenden Eierchen verſehenen Fruchtknoten umgibt an der Baſis eine drüſige Scheibe. Die Steinfrucht enthält einen großen, pyramidaliſchen Samen ohne Eiweißkörper mit großen, fleiſchigen, zuſammengedreht-gefalteten Samenlappen und nach Oben gerichtetem, zurückgezogenem Würzelchen.

Die Dipterocarpeen kommen nur in den Wäldern von Oſtindien dies- und jenſeit des Ganges und den benachbarten Inſeln als mächtige Bäume vor. Sie zeichnen ſich beſonders durch die zu Flügeln anwachſenden Kelchfetzen aus, außerdem unterſcheiden ſie ſich von den Eläocarpeen durch den Mangel des Eiweißkörpers, die gefalteten Samenlappen und die gedrehte Knospenlage der ungefranzten Corollenblättchen; von den Malvaceen

---

1) On the genera and species of eproboscideous insects. (Edinburg 1817.) 2) Le règne animal. Nouv. édit. (Paris 1829. Tom. V.)

durch die freien Staubfäden, die langen zweifächerigen Antheren und die überhängenden Eierchen des Fruchtknotens; von den Guttiferen durch die Knoſpenlage der Corollenblättchen und die Anweſenheit von Afterblättchen. Sie ſind reich an harzigen, vielfach nutzbaren Säften.

Die drei Gattungen Dipterocarpus *Gärtn. fil.*, Dryobalanops *Gärtn. fil.* und Shorea *Roxburgh* bilden dieſe Familie, zu welcher, nach Roxburghs und Colebrooke's Meinung, vielleicht auch Hopea *Roxb.* (Styraceae) und Vateria *Linn.* (Guttiferae) zu rechnen ſind. (*A. Sprengel.*)

DIPTEROCARPUS. Eine von dem jüngern Gärtner (Carpol. suppl. p. 50) aufgeſtellte und von Correa de Serra (Ann. du Mus. VIII. p. 397) ſpäter Pterygium genannte Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der 13. Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Dipterocarpeen. Char. Der Kelch ſtehenbleibend, fünfſpaltig: zwei der Fetzen ſind größer als die übrigen und wachſen beim Reifen der Frucht zu langen, netzförmig-geaderten Flügeln aus; die Staubfäden ſehr kurz, mit langen, pfriemenförmigen Antheren; die einſamige Steinfrucht iſt mit dem zweiflügeligen Kelche bekleidet (daher der Gattungsname: *καρπός*, Frucht, *δίπτερος*, zweiflügelig). Man hat in Oſtindien nach und nach 14 Arten dieſer Gattung entdeckt, welche, zum Theil nur unvollſtändig bekannt, große Bäume mit abwechſelnden, einfachen, ganzrandigen Blättern, am Ende der Zweige ſtehenden Blüthenriſpen oder Trauben und röthlich weißen Blumen ſind. Gärtner der Sohn kannte nur die Früchte von zwei Arten: 1) D. costatus *Gärtn.* (l. c. t. 187) und 2) D. turbinatus *Gärtn.* (l. c. p. 51. t. 188. f. 1, *Roxb.* corom. III. t. 213, *Wallich* cat. herb. soc. angl. ind. p. 27. n. 952); er machte ſchon auf die nahe Verwandtſchaft der Gattungen Dipt., Dryobalanops und Shorea aufmerkſam. Hierzu fügten Colebrooke (As. research. XII. p. 540) zwei: 3) D. alatus (*Wall.* l. c. n. 953) und 4) D. incanus; Blume (Catal. Buitenzorg., Bijdr. p. 223 und Flor. Jav. fasc. 7 et 8. p. 11) ſechs: 5) D. trinervis *Blum.* (Fl. Jav. p. 11. t. 1), 6) D. retusus *Bl.* (l. c. p. 14. t. 2), 7) D. Spanoghei *Bl.* (l. c. p. 16. t. 3), 8) D. litoralis *Bl.* (l. c. p. 17. t. 4), 9) D. gracilis *Bl.* (l. c. p. 20. t. 5) und 10) D. Hasseltii *Bl.* (l. c. p. 22. t. 6). Wallich endlich (a. a. O.) nennt vier neue Arten: 11) D. vestitus (l. c. n. 954), 12) D. pilosus *Roxb.?* (l. c. n. 955), 13) D. cordatus (l. c. n. 956) und 14) D. grandiflorus (l. c. n. 957), deren Beſchreibung noch nicht erſchienen iſt.

D. turbinatus, einer der größten und ſchönſten Bäume Oſtindiens, gibt eine Menge flüſſiges Harz (nach Roxburgh ein Baum gegen 160 Quart), welches unter dem Namen Holzöl (wood-oil) häufig als Firniß gebraucht wird. D. trinervis und D. retusus auf Java ſind gleichfalls reich an Harz, welches als Heilmittel und zur Bereitung von Fackeln dient. (*A. Sprengel.*)

DIPTERODON (Pisces). Lacépède vereinigte in dieſer Fiſchgattung ſehr verſchiedene Thiere, indem er als Kennzeichen derſelben große Zähne und zwei Rückenfloſſen feſtſtellte. Cuvier hat (Hist. nat. des Poissons VII. p. 275) dieſe Irrthümer nachgewieſen, alle von Lacépède aufgenommene Arten andern Gattungen zugewieſen, den Namen aber für einen andern Fiſch beibehalten, der ſich ebenfalls durch ſchneidende Zähne und zwei Rückenfloſſen auszeichnet. Er findet ſeinen Platz in der Familie der Squamipennes. Aus der Beſchreibung der einzigen Art Dip. capensis (l. c. 276) geben wir folgenden Auszug.

Der Körper iſt eiförmig, wie bei Pimelepterus, aber weniger zuſammengedrückt, und im Schwanztheil etwas länger. Die Geſichtslinie ſteigt in einem Bogen vom Rücken herunter. Die Höhe iſt drei Mal in der Länge enthalten, die Dicke beträgt die Hälfte der Höhe. Die beiden Naſenlöcher ſind oval, das vordere größer und niedriger. Das Auge ſteht oberhalb der Kopfmitte. Die häutigen Lippen bedecken die Zähne nicht. Die Zähne der äußern Reihe ſind groß und endigen mit Schneiden, ſchrägmeiſelförmig. Im Oberkiefer ſtehen 16, im untern zehn; die mittlern ſind die längſten, die zur Seite werden nach und nach kürzer. Hinter dieſen [illegible] kleine kurze, ſammetartige, doch nicht ſehr dicht[illegible]ſchar und Gaumenbeine ſind glatt, aber die un[illegible]chen (pharyngiens inférieurs) haben große [illegible]ſterzähne, wie man ſolche bei Labrus und Scia[illegible]det. Der Vorkiemendeckel iſt rechtwinkelig, geſ[illegible] an ſeiner etwas zugerundeten Ecke fein gezähnelt [illegible] Kiemendeckel nimmt nur $\frac{1}{3}$ der Kopflänge ein und [illegible] in eine ſehr ſtumpfe Ecke. Die Kiemen öffnen ſi[illegible] unter die Augen; ſie ſcheinen nur ſechs Strahlen zu[illegible] und unter ihnen ſteht eine große, am Rande ge[illegible] Schuppe. Die Bruſtfloſſen ſtehen unter der Mitte der Höhe, ſind eiförmig und haben 17 Strahlen, die Bauchfloſſen entſpringen unter der Mitte der Bruſtfloſſen, und ſind ſo lang als dieſe. Sie haben einen ziemlich langen Stachel. Die erſte Rückenfloſſe fängt über der Mitte der Bruſtfloſſen an; ſie hat neun kurze, zuſammengedrückte ſtarke Stacheln, ein zehnter beginnt die plötzlich aufſteigende zweite Rückenfloſſe. Dieſer ſteht die Afterfloſſe gegenüber, mit drei ſtarken kurzen Stacheln und 13 oder 14 Strahlen. Die Schwanzfloſſe iſt ſchwach halbmondförmig ausgeſchnitten und hat 17 Strahlen. Die Afterfloſſe, die zweite Rückenfloſſe und ein großer Theil der Schwanzfloſſe ſind dick und mit kleinen Schuppen bedeckt. Ebenſo iſt auch der Kopf mit Schuppen bedeckt, wovon nur die Oberſeite der Schnauze, die Kiefern und Lippen ausgenommen ſind. Die Schuppen des Körpers ſind von mittler Größe und es ſtehen ungefähr 60 derſelben von der Kieme bis an die Schwanzfloſſe; die in den Seiten ſind viel größer, als die auf dem Rücken und am Bauche. Die Farbe des Fiſches konnte nur nach getrockneten oder Weingeiſt-Exemplaren beſtimmt werden, und zeigt ſich braun oder roſtbraun auf jeder Schuppe mit einem weißen ſenkrechten Striche. Der Rücken iſt mehr einfarbig braun, der Bauch weißlich. Die horizontalen Floſſen haben einen hellern Rand. Die Länge beträgt 15 Zoll. Die innern Theile konnten bei unvollkommener Beſchaffenheit nicht genügend unterſucht werden. (D. *Thon.*)

DIPTEROS, doppelflügelicht, wurde bei den Griechen ein Tempel genannt, der vorn und hinten acht Säulen und eine zweifache Säulenſtellung auf den Seiten hatte. Als Beiſpiele führt Vitruvius (III, 2. Schneider) den doriſchen Tempel des Quirinus und den von Kteſiphon erbauten ioniſchen der Diana von Epheſus an. (*H.*)

Dipterygia *Presl.*, ſ. Mulinum *Pers.*

DIPTERYGII. Eine Ordnung der Fiſche in dem in *Bloch*, Systema Ichthyologiae ed. Schneider angenommenen Syſteme, kenntlich durch zwei Floſſen. Hierher die Gattungen Petromyzon, Ovum und Leptocephalus. (D. *Thon.*)

DIPTERYX, DIPTERIX. Eine von Schreber (Gen. n. 1161) ſo genannte Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Linné'ſchen Claſſe und aus der Untergruppe der Geoffräaceen, der Gruppe der Cäſalpinieen, der natürlichen Familie der Leguminoſen. Char. Der Kelch kreiſelförmig, ungleich drei- oder fünftheilig: die beiden obern Fetzen groß, faſt gegenüberſtehend, flügelförmig (daher der Gattungsname: διπτέρυξ, zweiflügelig), die drei untern Fetzen (bei der erſten Art zu einem verwachſen) ſind kleiner; der Wimpel der Schmetterlingscorolle iſt aufrecht, der Kiel zweiblätterig; die dicke einfächerige, in zwei Klappen theilbare, einſamige Hülſenfrucht eiförmig-ablang, etwas ſchmalgedrückt; die überhängenden Samen enthalten einen graden Embryo ohne Eiweißkörper. Die beiden bekannten Arten ſind als Bäume mit abgebrochen gefiederten Blättern, eiförmig-ablangen, zugeſpitzten, ganzrandigen, lederartigen, glatten Blättchen und rispenförmigen Blüthen im tropiſchen Amerika einheimiſch. 1) D. odorata *Willdenow* (Spec. pl. III. p. 910, Coumarouna odorata *Aublet* guj. II. p. 740. t. 296, *Lamarck* illustr. t. 601, Baryosma Tongo *Gärtner* de fruct. II. t. 47, Heinzia *Scopoli*, ? Clementea nitida *Cavanilles* anal. de cienc. nat. VII. t. 47), ein gegen 60 Fuß hoher, ſehr äſtiger Baum, mit abwechſelnden, großen, unpaar gefiederten Blättern, fünf bis ſechs abwechſelnden Blättchen, geflügeltem Blattſtiel, ungetheiltem unterm Kelchfetzen und acht Staubfäden in jeder der purpurrothen Blumen. In den Wäldern von Gujana. Die Hülſenfrucht hat eine dicke, fleiſchige, gelbliche Rinde; die Samen ſind außen röthlich, innen weiß, wohlriechend, bitter; ſie enthalten flüchtiges und fettes Öl, und einen eigenthümlichen Stoff, den Turner Cumarin genannt hat. Dieſe Samen, die bekannten Tonka- oder Tongobohnen, ſind bei den Wilden in Gujana ſchon lange ihres Wohlgeruches wegen zu Halsbändern u. dgl. im Gebrauche, die Europäer bedienen ſich ihrer, um den Schnupftaback wohlriechend zu machen. Die Rinde des Baumes, den die Eingeborenen von Gujana Cumaru, die Kreolen aber Gajak nennen, ſoll ähnlich wirken wie das echte Guajak. 2) D. oppositifolia *Willd.* (l. c., Taralea oppositifolia *Aublet* guj. II. p. 745. t. 298, Baryosma oppositifolia *Persoon* syn. II. p. 278, Bolducia *Necker*), ein Baum, welcher der vorhergehenden Art an Größe und Geſtalt ähnelt, mit gegenüberſtehenden, drei- bis vierpaarigen Blättern, ungeflügelten Blattſtielen, drei untern Kelchfetzen und zehn Staubfäden in jeder der violetten, ſehr wohlriechenden Blumen. Dieſer Baum wächſt in den Wäldern und an den Ufern der Flüſſe in Gujana, wo ihn die Eingeborenen Tarala oder Cumarurana nennen, und auf Hayti. (*A. Sprengel.*)

Dipturus, ſ. Raja.

DIPTYCHON (von δίς, zwei Mal und πτύξ, Falte, Tafel), urſprünglich hölzerne, mit Wachs überzogene Schreibtafeln, zum häuslichen Gebrauche. Gewöhnlich waren es zwei Blätter, die zuſammengelegt wurden; aber auch drei und mehre, daher Triptycha, Polyptycha etc. Größer und koſtbarer wurden ſie, nämlich aus Silber, Gold oder Elfenbein verfertigt, als römiſche Prätoren, Ädilen und nachher auch Conſuln ſich ihrer zu Privatgeſchenken beim Antritt ihres Amts und zu öffentlichen Geſchenken bedienten, um die Gunſt des Volks zu erwerben. Es waren bald keine Schreibtafeln mehr, ſondern Darſtellungen merkwürdiger Perſonen und Gegenſtände, durch Maler- und Bildſchnitzerkunſt, mit erklärenden Inſchriften [1]). Der Luxus darin ſtieg allmälig ſehr, denn im vierten Jahrh. wurde andern, als Conſuln, ſolche von Silber und Elfenbein zu verſchenken unterſagt [2]). Man ſieht noch einige conſulariſche Diptycha; am bekannteſten ſind die von Lüttich und Bourges, aus dem ſechsten Jahrhundert [3]). Ein chriſtliches, von hohem Alter in Elfenbein, beſitzt das Michaeliskloſter in Lüneburg [4]). Wahrſcheinlich iſt der Gebrauch ſolcher Diptychen in der chriſtlichen Kirche ſchon mit dem fünften Jahrh. entſtanden, denn damals fing man an, den Bildern heiliger Perſonen, beſonders denen von Jeſus und Maria, eine außerordentliche Hochachtung zu bezeigen [5]). In Zeiten, wo es oft an eigenen Verſammlungsörtern fehlte, wo Höhlen ſtatt Kirchen dienen mußten, fand man es ſo bequem als nothwendig, ſolche tragbare Tafeln zu haben, die allenthalben gleich aufgeſtellt werden und jeden Ort zur Andacht weihen und heiligen konnten. — Von großem Nutzen in der Geſchichtsforſchung ſind beſonders die geſchriebenen Diptycha. Ihr Urſprung iſt vermuthlich noch älter, als der jener Bildertafeln; denn, außerdem daß die Namen der Neugetauften, deren Verzeichniß man oft zur Hand haben mußte, in Diptycha eingetragen wurden, war es auch ſchon Sitte in den erſten beiden Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche, für die Obrigkeiten und den Biſchof zu beten, und das Andenken der Märtyrer und Bekenner, als

---

1) *C. A. Salig*, De Diptychis veter. p. 5. 2) Cod. Theodos. Lib. XV. C. IX. 3) *Alex. Wilthemii* Diptychon Leodicense. (Leod. 1659. f.) 4) Allg. liter. Anzeiger. 1799. Nr. 123. 5) Spittler's Geſch. d. chriſtl. Kirche, v. Plank. S. 252.

der edelſten der verſtorbenen Mitglieder der Gemeine, zu ſegnen[6]). Man trug ihre Namen auf Tafeln ein, jenen Schreibtafeln ähnlich. Mit den Jahrhunderten entſtanden nun fortgeſetzte Liſten von Kaiſern, von Diöceſan-Biſchöfen, von Heiligen. Die Namen der Verſtorbenen grub man nachher auf eine dauerhaftere Maſſe, in Buchs oder Metall, ein. So hatte man **Diptycha vivorum et mortuorum**, letztre ſehr verſchiedener Art, nach Amt und Eigenſchaft der Perſonen. Bei den Gottesverehrungen nach den bibliſchen Lectionen wurden ſolche Verzeichniſſe mit einem „**Memento, Domine, famulorum tuorum etc.**“ abgeleſen. So ehrenvoll es war, auf dieſen Tafeln zu ſtehen, ſo heftige Streitigkeiten gab es mitunter, wenn ſich Flecken in dem Leben eines Heiligen entdeckt hatten, darüber, ob ſein Name ſtehen bleiben, oder ausgelöſcht werden müſſe. Späterhin wurden auch die Namen der Wohlthäter auf die Weiſe verzeichnet, was ein Beförderungsmittel der Oblationen war. Ferner die Reihenfolge der Äbte und Vorſteher; die Stammlinien der Stifter, mit ihren Gemahlinnen und Kindern. Dieſe letzten ſind die ſchätzbarſten. Dieſe Diptycha beobachten, der Regel nach, eine genaue genealogiſche Ordnung, und ſie ſind als die älteſte Form der Geſchlechtstafeln zu betrachten. In ihnen hat manchmal ein Mönch, auf dem Rande ſeines Evangelienbuchs, uns die wichtigſten genealogiſchen Notizen aufbewahrt, z. B. die Genealogie der Grafen von Stade, bei *Schannat*, **Vindem. literar. Coll. I. p. 223.** Ihr Werth iſt um ſo größer, weil ſie Denkmäler kundiger Zeitgenoſſen ſind. Nach dem Beiſpiele der Diptychen kam für die Wohlthäter einer Stiftung die Eintragung ihrer Namen in das **Necrologium** oder Todtenbuch auf, und man hat davon die Beiſpiele in der Abtei St. Denis ſchon im ſechsten Jahrhunderte[7]). Dennoch aber ſind Diptycha lange nachher in Übung geblieben. Die ſpätern **Series Episcoporum etc.**, die man in vielen Handſchriften findet, ſowie die Fürbitten in unſern Kirchen, können als Fortſetzung jener Einrichtungen angeſehen werden.

(*A. C. Wedekind.*)

DIPUS *Schreber*. In der Beſchreibung dieſer intereſſanten Nagethiergattung bleibt uns nichts übrig, als einen Auszug der Monographie zu geben, welche Lichtenſtein in ſeiner bekannten gründlichen Weiſe lieferte. Sie iſt in den Abhandlungen der berliner Akademie der Wiſſenſchaften aus dem Jahre 1825 (Berlin 1828) enthalten.

Schon die Alten kannten dieſe ſonderbaren Thiere, die von ihnen unter dem Namen μύες δίποδες, **mures bipedes** erwähnt, jedoch zu ungenügend beſchrieben werden, um die Arten zu unterſcheiden. Sie finden ſich auch auf Münzen, namentlich cyreniſchen neben dem Silphium, ſowie auf Tempelverzierungen abgebildet. Bei arabiſchen Schriftſtellern kommen ſie unter dem Namen **Aljarbus**, wovon ſpäter **Jerbae**, vor. In ſpätern Jahrhunderten findet man die erſte Abbildung bei Aldrovand als **Cuniculus indicus alter.** Dann wurden von mehren Schriftſtellern mancher Arten dieſer Thiere, auch wol nur verwandter, gedacht, welchen Unterſchied zuerſt Buffon bemerkte, die aber Linné alle unter den Namen **Mus Jaculus** vereinigte. Pallas gab zuerſt genauere Beſchreibungen einzelner Arten, eine kritiſche Überſicht und Nachrichten von der Lebensweiſe ꝛc. Seine Angaben gingen in die ſyſtematiſchen Werke über, und Schreber ſonderte nun die Gattung unter dem Namen **Dipus.** Später ſonderte Illiger mit Recht die Gattungen **Pedetes** und **Meriones** ab. Die franzöſiſchen Naturforſcher, auf die Arbeiten der Teutſchen wenig achtend, compilirten die Naturgeſchichte dieſer Thiere mit wenig Glück.

Die Gattung in ihrer jetzigen Begrenzung iſt beſonders auch anatomiſch ausgezeichnet. Unter andern ſind faſt alle Knochen der hintern Hälfte des Leibes an den ausgewachſenen Exemplaren hohl, ohne alle Diploë, dabei ſpröde und hart, wie Vögelknochen, daher eine eigne zarte Durchſichtigkeit der Tarſen; die Halswirbel ſind bei einigen Arten ſämmtlich, bei andern größtentheils unter einander feſt verwachſen, in anſehnlicher Krümmung nach Vorn, wodurch der Hals, an und für ſich ſchon kurz, ſich noch mehr verkürzt, und wodurch der Kopf ohne beſondere Anſtrengung fixirt wird. Am Schädel fällt die ausnehmend große, zum Schlafbeine gehörige **Palla** des Ohrs zunächſt auf, die hier mit dem Schädel nicht durch Nähte, ſondern durch eine Symphyſis vereint, alſo etwas beweglich iſt. Dieſe Eigenthümlichkeiten ſtehen alle in näherer oder fernerer Beziehung zu der ſonderbaren Fortbewegungsart, die keineswegs mit dem ſchwerfälligen Hüpfen der Känguruhs übereinſtimmt, ſondern die von allen Beobachtern älterer und neuerer Zeit mit dem Springen der Heuſchrecken verglichen wird. Jeder Sprung beträgt nämlich mehre Körperlängen, und kann bei einiger Anſtrengung ſo vergrößert werden, daß man nach den ungefähren Angaben ſein höchſtes Maß etwa auf 20 Körperlängen feſtſetzen darf. Dabei iſt die Gewandtheit ſo groß, daß ein wohldreſſirter Windhund, den der Reiſende Bruce in einem mäßig geräumigen Hofraum auf ein Jerboa losließ, immer eine Viertelſtunde zu thun hatte, ehe er des armen Thierchens mächtig wurde; daher auch die Araber, um ihre Hunde zur Antilopenjagd geſchickt zu machen und ſie auf ſchnelle Wendungen zu dreſſiren, ihnen häufig dieſe Thiere zu jagen geben.

Für die Regel, daß bei allen warmblütigen Thieren die Schnelligkeit der Fortbewegung im umgekehrten Verhältniſſe zur Complication der Bewegungswerkzeuge ſteht, zeugen auch die Springmäuſe, indem ihre Fußbildung zu den einfachſten gehört, die man kennt. Die drei Zehen, die ſich durch tiefe Gelenke mit dem einfachen Mittelfußknochen verbinden, haben in der Regel nur zwei Phalangen und ſind ungemein kurz. Sie haben keine Seitenbewegung und können ſich nur gleich gleichzeitig bewegen. Die mittelſte iſt meiſtens um ein Geringes länger als die ſeitlichen. Beim Laufe berührt nur

---

6) Spittler a. a. O. S. 56.

7) *J. Mabillon*, Vet, analecta IV, 160.

die äußerſte Spitze des Nagelgliedes den Boden, und hier liegen mindeſtens eine, oft drei und vierfache Pelotten von elaſtiſcher Knorpelmaſſe über einander. Die Kralle ſelbſt, grade und pfriemenförmig, iſt im rechten Winkel auf das Nagelglied eingefügt und kann ſo beim Springen auf keine Weiſe hinderlich werden. Die ganze Unterſeite der Zehen iſt mit ſteifem Borſtenhaare dicht beſetzt, das gewöhnlich nach Hinten an Länge zunimmt, den Fuß vor jedem Gleiten beim Aufſpringen ſichert, und vermöge ſeiner Elaſticität zum Abſchnellen gewiß viel beiträgt. Einige Arten, die deshalb vier- oder fünfzehig genannt werden, haben am Tarſus noch ein oder zwei Afterzehen, die an eigenen dünnen Mittelfußknöchelchen ſitzen und mit zwei Phalangen und einer Kralle frei an den Tarſus angedrückt ſind, aber mit der Spitze nie weiter als bis an die Wurzel der eigentlichen Zehen reichen, alſo nie den Boden berühren. Wo nur eine Afterzehe iſt, da ſitzt ſie außen am Tarſus. Es iſt alſo auch hier der Daumen, der fehlt. Die ungemein ſtarken Beugemuskeln finden an den harten und knorrigen Ober- und Unterſchenkelbeinen, ſowie an den verhältnißmäßig großen Becken vielfache Anſatzpunkte, daher der Umfang des Leibes am größten um die Hüften, und zwar um ſo mehr, als ſich auch hier ſtarke Muskeln zur Bewegung des Schwanzes befinden. Die erſten Schwanzwirbel haben anſehnlich breite und lange Querfortſätze, und ſo weit dieſe reichen, iſt der Schwanz ſo umwachſen, daß es ſchwer iſt ſeinen Anfang genau zu bezeichnen. Hierauf beruht [illegible] der auffallendſten Merkmale im Habitus der Springmäuſe. Der Schwanz iſt meiſt um etwas, zuweilen um vieles länger, ſehr ſelten um etwas kürzer als der Leib, und gegen das Ende an beiden Seiten mit längerm Haar von bunter Färbung zweizeilig bewachſen, was ihm große Wirkung bei der Richtung des Sprunges, die noch in der Luft geändert werden kann, aber auch zugleich die Ähnlichkeit mit dem befiederten Ende eines Pfeiles gibt, die ſich in den Namen dieſer Thiere ſo häufig angedeudet findet.

Die Vorderfüße ſind ungemein kurz, in der Regel werden ſie um das Sechsfache von der Länge der Hinterfüße übertroffen, ſie ſcheinen aber an dem lebenden Thiere noch kürzer, weil es beim Sprunge die Vorderfüße dicht an den Leib zieht, und unter dem Haare faſt verſteckt. Es ſitzen an ihnen allemal vier Zehen mit Krallen und eine Daumenwarze, die bald mit, bald ohne Kralle gefunden wird, daher die große Verſchiedenheit in der Angabe der Vorderzehen, deren der eine vier, der andre fünf gezählt haben will. Die Krallen ſind nur von mäßiger Länge, aber gekrümmt und ſcharf, zum Graben geeignet.

Eine ausgezeichnete Kopfform erleichtert vollends das Auffaſſen des generiſchen Habitus. Der Kopf iſt nämlich breit mit flacher Stirn und kurzer, ſtumpf abgeſchnittener Schnauze. Alle Sinneswerkzeuge verrathen eine hohe Entwickelung: das Auge iſt groß und lebhaft, die Ohren ſind nie kurz, bei einigen Arten länger als der Kopf, ungemein dünn behaart, am lebenden Thiere durchſcheinend, die Naſenlöcher weit und in anſehnlichem Umfange nackt, die Bartborſten zahlreich und von ausnehmender Länge, die mittelſten, welche alle Mal weiß ſind, haben nicht ſelten die Länge des ganzen Leibes.

Die Bedeckung des Körpers beſteht aus einem ungemein weichen und ſeidenartigen, aber kurzen Haar, in deſſen Färbung alle Arten auf eine auffallende Weiſe übereinſtimmen. Auf der Rückenſeite iſt nämlich alles Haar am Grunde blaugrau, wird dann iſabellfarbig und hat ſchwarze oder dunkelbraune Spitzen. Die Unterſeite, ſowie die innere Seite der Extremitäten, iſt blendend weiß. Die einzige Verſchiedenheit, die ſich findet, beruht in der Ausdehnung des Schwarz an den Haarſpitzen. Iſt deſſen viel, ſo erſcheint der ganze Balg dunkler, und auf dem Rücken bilden ſich von den zuſammengedrängten Haarſpitzen wellenförmige Querbinden. Iſt des Schwarzen wenig oder gar nichts, ſo tritt die reine Iſabellfarbe hervor, wie beſonders an den kleinern Arten der Fall iſt, welche die arabiſchen Schriftſteller daher auch ſehr paſſend den Gazellen (nämlich der Dorcas) gleichgefärbt nennen. Die dunklere Seitenfarbe des Leibes wird bei allen Arten von einem hellen Streifen unterbrochen, der ſich im Bogen von der Schwanzwurzel gegen den Bauch an der Außenſeite der Schenkel hinaufzieht. Bei einigen Arten iſt dieſer Streif rein weiß, und wenn die Rückenhaare dunkle Spitzen haben, noch von ihnen nach Oben mit einem eleganten ſchwarzen Rande begleitet, der auf manchen Abbildungen übermäßig und unnatürlich ſtark und breit vorgeſtellt wird. Die jüngern Individuen haben dieſen Streif immer ſchwächer, bei manchen Arten aber bildet er ſich nie deutlich aus. Der Schwanz hat oben die hellere Rückenfarbe, iſt unten weißlich und endigt in eine rein weiße Spitze, vor welcher aber gewöhnlich noch ein breiteres oder ſchmäleres dunkelſchwarzes Band die ohnehin ſchon angenehme Form der Schwanzſpitze noch zierlicher macht.

Die Springmäuſe leben in ziemlich künſtlichen Bauen unter der Erde, die manche Ähnlichkeit mit den Hamſterbauen zu haben ſcheinen, z. B. die doppelte Öffnung (Auslauf und Fallloch), die geräumigere Binnenkammer u. ſ. w. Nach Hemprich und Ehrenberg halten ſich die Jerboas in der libyſchen Wüſte im gemiſchten Sande, nie aber im Flugſand oder felſigen Terrain auf. In Gegenden, wo ſie Überſchwemmungen ausgeſetzt wären, finden ſie ſich nicht, und ſelbſt in den Hochebenen wählen ſie kleine Anhöhen am liebſten zu ihrem Aufenthalte. Die Hauptöffnung des Baues (der Auslauf) geht in ſchräger Richtung hinein; vor demſelben liegt die von der Schnellkraft der Hinterfüße weit hinaus geſchleuderte Erde. Iſt das Thier im Baue, ſo zeigt ſich die Röhre verſtopft; ein Bau mit offner Röhre iſt leer. Dem Auslaufe gegenüber liegt nach Pallas noch eine andre Röhre, die nicht ganz bis an die Oberfläche durchgeht, ſondern noch mit einer dünnen Rinde verſchloſſen iſt, welche das Thier, von Feinden in ſeinem Baue bedrängt, leicht durchbricht, um ſein Heil in der Flucht zu ſuchen, daher die arabiſchen Schriftſteller der Wohnung des Jerboa vier

Öffnungen zuſchreiben, nach der Richtung der vier Winde, eine jede unter beſonderm Namen, deren einer eine mit Erde bedeckte Öffnung bezeichnet. Dieſe Angabe beſtätigen auch Hemprich und Ehrenberg, denn nicht ſelten glückte es den ſie begleitenden Beduinen, die Springmäuſe in ihren Bauen durch lange grade Gerten ſo zu beängſtigen, daß ſie plötzlich ganz unerwartet an einem entfernten Ende zum Vorſcheine kamen. Daſſelbe erfolgte beim Einblaſen von Rauch.

Es ſind übrigens nächtliche Thiere, die ſich bei Tage nicht freiwillig aus ihren Höhlen entfernen. Eversmann ſah in der kirgiſiſchen Steppe das Lager nicht ſelten von vielen dieſer Thiere umringt, und beſchreibt den Anblick ihrer Sprünge bei Mondſchein als ungemein beluſtigend für die ganze Reiſegeſellſchaft.

Pallas ſpricht ſehr beſtimmt von ihrem Winterſchlaf und daß ſie keinen Vorrath ſammeln, in der Gegend von Aſtrachan aber ſchon Mitte Februar wieder zum Vorſcheine kommen. Bei Thieren, die ſo ſehr eine gleichmäßige Temperatur verlangen, daß ſie ebenſo wenig die Sonnenhitze, als die durch Verdunſtung entſtehende Wärmeabnahme an regnigen Tagen ertragen, und an ſolchen mitten im Sommer mit eingerolltem Leib in Schlaf fallen, klingt dieſe Meinung ſehr wahrſcheinlich; doch ſcheint der vermeintliche Winterſchlaf nicht mit dem asphyetiſchen Zuſtande der Murmelthiere und Siebenſchläfer verglichen werden zu können. Pallas wundert ſich ſelbſt, ſie zuweilen in ſehr kalten Nächten in ſo lebhafter Bewegung geſehen zu haben; Eversmann ſah die größte Menge dieſer Thiere und in beſondrer Lebhaftigkeit in der Nacht vom 11. bis 12. November in einer kalten Gegend am Aralſee, als dort ſchon alle Flüſſe längſt zugefroren waren. Hemprich und Ehrenberg haben die meiſten Springmäuſe von ihrem erſten Streifzug in die lybiſche Wüſte geſandt, den ſie im November und December 1820 angeſtellt hatten, und erwähnen dieſer Thiere nie anders als unter Bezeugung ihrer großen Lebhaftigkeit. Es iſt alſo unleugbar mehr Trockenheit als Wärme, welcher ſie bedürfen, kein eigentlicher Winterſchlaf, ſondern Torpidität durch Feuchtigkeit der Atmoſphäre, der ſie zuweilen im Winter, aber gewiß nicht in allen Gegenden unterliegen. Alle die Gegenden, die ſie bewohnen, vom 20 bis 53° NBr., ſind in ihren Temperaturverhältniſſen ebenſo verſchieden, als übereinſtimmend in der faſt beſtändigen Trockenheit ihrer Luſt.

Die Nahrung der Springmäuſe beſteht nach Pallas in dem Kraute der ſalzigen Steppengewächſe und in Liliaceen. Eversmann fand die Zwiebeln von Tulpen in ihrem Magen, Ehrenberg die Stengel von Liliengewächſen in Menge vor ihren Höhlen zerſtreut.

Die Gattung **Dipus** gehört, wie geſagt, unter die Nagethiere, und bildet füglich mit **Meriones** und **Pedetes** eine eigne Familie: **Macropoda**. Leſſon (**Manuel de Mammalogie**) ſtellt ſie unter die Familie **Murina**; Bonaparte (**Isis 1833. p. 1219**) in die Familie **Castoridae**, blos die Zähne berückſichtigend. Cuvier (**Règne animal ed.** 2) läßt ſie als Untergattung bei **Mus**.

Die Gattungskennzeichen ſind: Der Backenzähne an jeder Seite oben und unten 3 (12), ſeltner im Oberkiefer, jederzeit 4 (14). Sie ſind nur äußerlich mit Schmelz überzogen, haben fein-höckerige Kronen, deren Vertiefungen aus der Seitenanſicht am meiſten zum Vorſcheine kommen. Die Vorderzähne lang, ſchmal, mit gewölbter Vorderfläche und bogiger Schneide. Am Kopfe die Stirne flach, die Schnauze nackt, ſtumpf, die Bartborſten ſehr lang. Die Vorderfüße auffallend klein, die Hinterfüße unverhältnißmäßig groß. Schwanz ſehr lang, am Ende mit längerem, zweizeilig ſtehendem Haare beſetzt. Zehen vorn fünf, die innern ſehr kurz, meiſtens mit Nagel verſehen; der Hinterzehen, die den Boden berühren, ſind nur drei vorhanden, an einem einfachen, hohlen Mittelfußknochen befeſtigt; ihre Unterſeite mit ſtarken Borſten, die des Nagelgliedes mit mehren Schwielenlagen bewachſen. Bei manchen Arten noch eine, häufiger zwei, den Boden nicht berührende Afterzehen, jede an einem eignen Mittelfußknöchelchen befeſtigt.

Zur genauen Unterſcheidung der Arten dient beſonders das Maß der Verhältniſſe, beſtimmt nach Zwölftheilen der Leibeslänge (von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel), nach der Kopflänge (von der Naſenſpitze bis zum erſten Halswirbel), der Schwanzlänge (von der Stelle, wo deſſen kürzeres Haar unter dem längern Rückenhaare hervortritt, bis zur Spitze des letzten Wirbels, alſo ohne den Haarbüſchel), der Länge des Fußes vom Hacken bis zur Nagelſpitze der Mittelzehe. Die Arten zerfallen in Abtheilungen.

A. Hinterfüße ohne Afterzehen.

1) **D. Sagitta**, *Gmelin*. (**Mus Sagitta**, *Pallas*. **Glires t. 21**). Leibeslänge 6 Zoll, Ohren von der halben Länge des Kopfes, Schwanz $^{13}/_{12}$, mit nicht ganz deutlicher Pfeilzeichnung, deſſen Spitze 1 Zoll lang weiß, vor derſelben 1 Zoll lang ſchwarz; Fuß (Tarſen und Zehen zuſammengenommen) $^{5}/_{12}$ mit faſt gleich langen Zehen; Farbe graugelb, nach dem Hinterrücken dunkler. Lebt in den hügeligen Gegenden Sibiriens, zwiſchen dem Don und der Wolga, auch am ſüdlichen Theile des Irtiſch.

2) **D. aegyptius**, *Hempr.* **et** *Ehrenb.* (**Berl. Abh. l. c. taf. 1**). Leibeslänge $6^{1}/_{2}$ Zoll, Ohren $^{2}/_{3}$ der Kopflänge, Schwanz $13^{1}/_{2}/_{12}$, mit deutlicher Pfeilzeichnung, die Spitze 1 Zoll weiß, vor derſelben $1^{1}/_{2}$ Zoll ſchwarz, Fuß $^{5}/_{12}$ auf der Sohlenſeite mit braunem Haare bewachſen, auch das längere Borſtenhaar unter der Zehenwurzel dunkelbraun, gegen die Spitze der Zehen weiß; die Zehen ſelbſt von faſt gleicher Länge. Hierher gehört **Dipus Gerboa** *Desmarest* **Mamm. Mus aegyptius** *Hasselquist*. **Gerbua** *Edwards* **Gleanings. Gerboise** *Buffon*. In Ägypten am untern Nillauf, im nördlichen Arabien, Tunis. Läßt ſich zähmen und dauert ſogar in Teutſchland aus, wie die von Ehrenberg nach Berlin gebrachten Exemplare beweiſen.

3) **D. Locusta** *Illiger*. Leibeslänge $6^{1}/_{2}$ Zoll, Ohren viel länger als Kopfhälfte, Schwanz $14^{1}/_{2}/_{12}$; das

übrige wie bei voriger Art oder nicht zu beſtimmen. Iſt **Gerbo** *Allamands* in *Buffons* Suppl. VI, 265.

4) **D. Telum.** *Lichtenstein* (l. c. t. 2). Leibeslänge $5^1/_3$ Zoll; Ohren zugerundet, klein, weniger als ein Drittel der Kopflänge betragend; Schwanz $^{13}/_{12}$, ohne alle Pfeilzeichnung, das längere Haar an deſſen Seite iſt nur gegen die Spitze ſchwarz; Fuß $4^1/_6/_{12}$, Mittelzehe länger als die ſeitlichen; Farbe gelblich aſchgrau, mit vielem Schwarz untermiſcht, erſte Hälfte des Schwanzes und Außenſeiten der Unterſchenkel iſabellfarbig, ohne ſchwarze Punkte. Hinterſeite der Tarſen und Borſtenhaar der Zehenwurzel braun. Lebt in der kirgiſiſchen Steppe.

5) **D. lagopus** *Lichtenstein* (l. c. t. 5). Leibeslänge 5 Zoll, Ohren zugerundet, $^1/_3$ der Kopflänge meſſend, Schwanz $12^1/_2/_{12}$, mit ſchwacher Pfeilzeichnung an der Oberſeite, die Spitze $^3/_4$ Zoll ſchneeweiß, vor derſelben $1^1/_3$ Zoll mattbraun; Fuß $5^3/_4/_{12}$, die Zehen ſehr lang geſtreckt, alle von gleicher Länge, an der Unterſeite mit ſehr langen weißen Borſten bewachſen, auch die Unterſeite der Tarſen weiß. Farbe ſehr hell, faſt rein iſabell, nur auf dem Hinterrücken mit einigen ſchwärzlichen Wellenlinien von den dunklern Haarſpitzen, der weiße Keulenſtreif ſehr breit und blendend weiß. — An den Ufern des Aralſees.

6) **D. hirtipes** *Lichtenstein* (l. c. t. 4). Leibesänge 5 Zoll; Ohren mäßig, etwas über halbe Kopfänge; Schwanz $^{16}/_{12}$, mit deutlicher Pfeilzeichnung oben und unten, die weiße Spitze $^3/_4$ Zoll, vor derſelben $1^1/_2$ Zoll braun; Fuß $5^1/_2/_{12}$, Zehen mäßig lang, die mittlere die längſte, die Borſten an deren Unterſeite ſchmutzig weiß und beſonders lang unter dem Nagelgliede, welches ſie ganz überwachſen. Die Unterſeite der Tarſen mit einer ſchmalen braunen Längslinie. Farbe matt gelbgrau, mit dunkeln Wellenlinien über der ganzen Rückenſeite, von welchen auch der Keulenſtreif nicht rein iſt. Vom obern Nillaufe von Syene bis Dongola. Die längſten Barthaare reichen mit ihren Spitzen bis an die Schwanzwurzel, weshalb dieſe Art Anfangs von Hemprich und Ehrenberg **D. macromystax** benannt wurde.

B. Hinterfüße mit einer (äußern) Afterzehe.

7) **D. tetradactylus** *Lichtenst.* (l. c. t. 3). Leibeslänge $5^1/_3$ Zoll; Ohren von der ganzen Länge des Kopfes; Schwanz $^{12}/_{12}$ (genau von der Länge des Leibes), mit deutlicher Pfeilzeichnung, an der Spitze $^3/_4$ Zoll weiß und ebenſo viel ſchwarz; Fuß $4^1/_4/_{12}$ mit dunkelgefärbter Sohle (Hinterſeite), Mittelzehe anſehnlich länger als die ſeitlichen, Zehenballen ungemein ſtark und hoch, nur ſchwach von den Zehenborſten bedeckt; Farbe des Mittelrückens gelbgrau mit vielem Schwarz untermiſcht, die faſt reine Iſabellfarbe der Seiten ſetzt ſich ziemlich ſcharf in einer von den Ohren bis faſt zur Schwanzwurzel reichenden graden Linie von der dunklern des Mittelrückens ab. Iſt Bruce's **Jerboa of the Cyrenaicum** und Megers **D. abyssinicus**; in der libyſchen Wüſte einheimiſch.

C. Hinterfüße mit zwei Afterzehen.

8) **D. Jaculus** *Gmelin.* Leibeslänge 7 Zoll; Ohren von der ganzen Länge des Kopfes; Schwanz $^{18}/_{12}$ mit ſehr entwickelter und geſättigter Pfeilzeichnung, die weiße Spitze $1 - 1^1/_2$, das ſchwarze Band 2 Zoll lang; Fuß $5^1/_2/_{12}$ mit ſchwärzlicher Sohle, Mittelzehe länger als die ſeitlichen, Zehenballen deutlich, Zehenborſten ſchwach; Farbe graugelb, die Seiten der Schenkel hellgelb. **Mus Jaculus Var. major,** *Pall.* **Glir. t. 20. Cuniculus Pumilio saliens** *Gmelin* **Act. Petropol. 1754. t. 11. Cuniculus saliens** *Gmel.* **Reis. I. t. 2. Mus saliens** *Haym.* **Thes. brit. II. t. 17. Dipus Alagtaya** *Olivier* **Bull. philom. nr. 50.** Hält ſich in den Thonſandebenen der tatariſchen Wüſte, zwiſchen dem Dniepr und Ob, auch jenſeit des Baikal auf.

9) **D. decumanus** *Lichtenstein* (l. c. t. 6). Leibeslänge 9 Zoll, Ohren beinahe von der Länge des Kopfes; Schwanz $^{12}/_{12}$ mit ſchmaler Quaſte, 2 Zoll weiß, $2^1/_2$ Zoll ſchwarz; Fuß $4^2/_3/_{12}$, mit brauner Sohlendecke, langer Mittelzehe, wenigem und kurzem Borſtenhaar; Färbung graugelb, mit Hinneigung zum Olivenfarbigen, Spitzen der Ohren weiß. — In der Gegend von Slatouſt am Ural.

10) **D. Spiculum** *Lichtenstein* (l. c. t. 7). Leibeslänge 7 Zoll; Ohren beinahe von der halben Kopflänge; Schwanz $9^1/_2/_{12}$, mit ſehr breiter Quaſte und ſtarker Pfeilzeichnung, 1 Zoll weiß, $1^1/_2$ Zoll ſchwarz; Fuß $5^3/_4/_{12}$ mit ſchwärzlicher Sohle, Mittelzehe viel länger als die ſeitlichen, die Zehenballen außerordentlich hoch und von ſehr langen Borſten überwachſen; Färbung graugelb, ausgezeichnet durch Schwärze der Schnauze und weiße Spitze der Ohren. — In der Gegend von Barnaul am Ob, im Nordweſten des Altaigebirges.

11) **D. halticus** *Illiger.* Leibeslänge $4^1/_2$ Zoll; Ohren $^3/_4$ der Kopflänge; Schwanz $13^1/_3/_{12}$, mit wenig ausgebildeter Quaſte und undeutlicher Pfeilzeichnung, kaum an der äußerſten Spitze weiß; Fuß $4^1/_2/_{12}$, Mittelzehe um weniges länger als die ſeitlichen; Färbung die des **D. Jaculus. Mus. Jaculus Var. media** *Pall.* **Glires.** — In der mongoliſchen Steppe, jenſeit des Baikal.

12) **D. pygmaeus** *Illig.* (l. c. t. 8). Leibeslänge $4^1/_4$ Zoll; Ohren $^2/_3$ der Kopflänge; Schwanz $12^1/_2/_{12}$, mit deutlicher Pfeilzeichnung, obgleich nur $^1/_2$ Zoll weiß an der Spitze und 1 Zoll ſchwarz; Fuß $4^1/_3/_{12}$, Mittelzehe anſehnlich überragend, Zehenborſten ſehr kurz; Färbung durch nichts ausgezeichnet. **Mus Jaculus Var. min.** *Pall.* **Glires. Dip. Acontion** *id.* **Zoogr. rossica.** — In der kirgiſiſchen Steppe und nach Pallas überall mit **Jaculus.**

13) **D. Elater** *Lichtenstein* (l. c. t. 9). Leibeslänge $4^1/_2$ Zoll. Ohren von der Länge des Kopfes; Schwanz $^{15}/_{12}$ mit ſehr beſtimmter Pfeilzeichnung, die Spitze $^1/_2$ Zoll weiß, dann 1 Zoll dunkelbraun, und noch ein weißer Ring von $^1/_2$ Zoll, der beſonders an der Unterſeite ſtark hervortritt; Fuß $4^2/_3/_{12}$, Mittelzehe ſtark überragend, Zehenborſten unmerklich; Färbung die ge-

wöhnliche, nur durch die Breite des Keulenſtreifes ausgezeichnet. — In der kirgiſiſchen Steppe.

14) D. platyurus *Lichtenst.* (l. c. t. 10). Leibeslänge $3\frac{3}{4}$ Zoll; Ohren über $\frac{2}{3}$ der Kopflänge; Schwanz $\frac{10}{12}$ nur an der Wurzel rund, dann lancettförmig abgeplattet, mit breitem Knorpelrande der Schwanzgräte, in der Mitte vier Linien breit, gegen die Spitze allmälig ſchmäler und in ein zweitheiliges Büſchelchen dunkelbrauner Haare endigend, Fuß $\frac{4}{12}$, die Zehen ſehr kurz, die mittlere die längſte, mit ſtarken Springballen, faſt ohne Borſten; Färbung der Rückenſeite die gewöhnliche, die der Unterſeite und Füße ſchmutzig graugelb. — Am Fluſſe Kuwan Darja, unweit ſeines Ausfluſſes in den Aralſee. (D. *Thon.*)

DIPYR *Hauy* (Schmelzſtein Werner), in einem thonigen Geſteine, begleitet von Kalkſtein, Glimmer, Hornblende und Schwefelkies, bricht bei Mauléon in den Pyrenäen, aber auch im Thale Caſtillon im Arriègedepartement; ein weißes Foſſil in nadelförmigen Prismen, zum Theil büſchelförmig zuſammengehäuft, das dieſen Namen führt, aber vom Scapolith nicht weſentlich verſchieden ſein dürfte. Nach Vauquelin enthält es 60 Procent Kieſel, 24 Thon, 10 Kalk, 2 Waſſer. (*Germar.*)

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

Ende des fünfundzwanzigſten Theiles der erſten Section.

57853

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

KD.676.1
nr inw. 956